GESCHICHTE

DER

BOTANIK.

STUDIEN

von

ERNST H. F. MEYER.

DRITTER BAND.

KÖNIGSBERG,
VERLAG DER GEBRÜDER BORNTRÄGER.
1856.

Vorrede.

Wohl dem Schriftsteller, dessen Werk sich so rein rund und vollständig ausspricht, dass es keiner Vorrede bedarf! Denn im Grunde dient doch jede nicht ganz abschweifende Vorrede nur, Gebrechen und Mängel entweder zu verschleiern, oder zu entschuldigen, wenn nicht gar als Vorzüge aufzustutzen. Der Entschuldigung bedarf aber bis jetzt jeder folgende Band meines Werks mehr als der vorhergehende.

Diesem dritten gereicht schon sein Umfang zum Vorwurf. Allein die Abgeschlossenheit der morgenländischen Botanik gestattete keine Zerstückelung; neben ihr musste die Geschichte der abendländischen nothwendig so weit verfolgt werden, bis beide zusammenfliessen; und vor allem musste den zum Theil noch wenig bearbeiteten, zum Theil erst neuerlich aufgeklärten Gegenständen ihr Recht widerfahren. So schwoll mir der Band unter den Händen weit stärker an, als ich erwartet hatte.

Keine Literatur hat sich in der neuesten Zeit so erweitert, wie die orientalische. Viele ihrer wichtigsten Werke wurden erst vor kurzem durch den Druck zu allgemeinem Eigenthum gemacht, und wie viel klarer, als zu Sprengels Zeit in der Sakontala und einer barbarisch lateinischen Uebersetzung des Serapion, spiegelt

sich jetzt im Susruta die indische, in dem einzigen Ibn Baithâr die arabische Pflanzenkunde! Wer hatte von nabathäischer Landwirthschaft und Naturanschauung vor Quatremère auch nur eine Ahnung! Dass ich mich in diesen weiten und strichweise reichen Gebieten zu lange herumgetummelt hätte, wird man schwerlich tadeln; eine andre Frage ist freilich, mit welchem Erfolg ich es gethan. Denn Oasen und Wüsten kreuzen sich wunderbar darin, und manche Luftspiegelung neckt den Wanderer.

Auch die Forscher heimischer Alterthümer blieben hinter den Orientalisten nicht zurück, und durften, so weit sie die Pflanzenkunde berührten und mir bekannt und zugänglich waren, nicht unbenutzt bleiben. Monte Cassino und die salernitanische Schule der Medicin verlangten nach Renzi's umfassender Monographie für sich allein schon eins der längsten Kapitel, das zwar noch wenig sichtbare, aber die schlummernden Keime aller spätern Botanik enthält. Gern hätte ich es knapper gefasst, allein je mehr ich das von meinem würdigen Vorgänger mit unsäglicher Aufopferung zusammengebrachte Material studirte, desto mehr sah ich mich unwillkürlich von seinen Resultaten entfernt und genöthigt, gleich dem Schiffer an unsicherer Korallenküste, mit dem Senkblei in der Hand ein neues Fahrwasser zu suchen.

Noch grössere Aufmerksamkeit war ich als Deutscher, deutschen Lesern gegenüber, den botanischen Alterthümern unsres Vaterlandes schuldig, namentlich Karls des Grossen berühmtem Capitulare de villis, unsrer Hildegardis aber nach Sprengels Verunglimpfung eine Ehrenrettung. Ja wäre ich vertrauter mit altdeutscher Sprache und Literatur, ich hätte vielleicht noch manches herbeiziehen sollen, unterandern die in Jakob Grimm's deutscher Mythologie so trefflich erläuterten Pflanzen. Doch dazu wäre ein Zurückgehen auf die mir theils unzugänglichen, theils nicht ganz verständlichen Quellen jenes Werks unerlässlich gewesen: es ging über meine Kräfte.

Nur zweierlei, worauf mich ein sinniger Freund des deutschen Mittelalters kürzlich aufmerksam machte, will ich, da der Text

schon gedruckt ist, hier wenigstens kurz berühren. — Unter den Berichtigungen nnd Zusätzen zum dritten Theil seines althochdeutschen Sprachschatzes (1837) lieferte mein ehemaliger Kollege Graff ein Verzeichniss von beinahe 500 altdeutschen Pflanzennamen, die in seinem Werke zerstreut vorkommen. Hätte ich es früher gekannt, vielleicht hätte es mir bei Deutung solcher Namen manches mühsame und oft fruchtlose Nachsuchen in so vielen ungeordneten Glossarien erspart. Möge es nun meinen Nachfolgern dazu dienen.

Derselbe Graff liess im dritten Bande seiner Diutiska eine Bearbeitung der Genesis in deutschen Versen spätestens aus dem XII. Jahrhundert abdrucken, worin unterandern auch der Paradiesgarten beschrieben wird. Alle Bäume und Kräuter wuchsen darin, durch Hitze oder Kälte oder sonstige Unbilden der Witterung unbeschädigt, einträchtiglich neben einander. Als die bemerkenswerthesten werden genannt: Lilien, Rosen, Sinamin (Cinnamomum?), Zitwar (Cedoaria), Galgan (Galanga), Pfeffer, Balsam, Weihrauch, Thymian, Myrrhe, Crocus, Ringeln (Calendula), Dill, Chonele (Cunila, d. i. hier unstreitig Satureja hortensis), Fenchel, Lavendel, Päonien, Salvei, Raute, Narde, Balsamite, Minte, Eppich, Kresse, Laktuke, Astrize (Astrantia?) und Feigbohnen (Lupinen). Mitten darunter standen endlich die beiden mystischen Bäume, der des Lebens und der des Todes oder der Erkenntniss. Man sieht daraus wenigstens, welche Pflanzen jene Zeit vor andern schätzte. Ein heutiger poetischer Paradiesgärtner würde schwerlich den Thymian zwischen den Weihrauch und die Myrrhe mitten hinein pflanzen.

Ein unübersteigliches Hinderniss bei der Bearbeitung dieses Bandes lag für mich in meiner unzulänglichen Kenntniss nicht nur der altdeutschen, sondern auch der arabischen, meiner vollständigen Unkenntniss aller andern orientalischen Sprachen. Gern hätte ich daher die Geschichte der morgenländischen Botanik ganz ausgeschlossen, hinge sie nicht mit der abendländischen durch tausend Fäden zusammen. Und jedenfalls stand mir, trotz aller

Beschränkung, doch mehr Material als meinen Vorgängern zu Gebot, was, selbst auf die Gefahr des Misslingens hin, zu benutzen Pflicht war.

Damit hoffe ich meine schwankende Orthographie orientalischer Namen einigermassen entschuldigen zu können. Indische, persische, syrische, armenische Namen copirte ich gradezu, zum Theil absichtlich bald so bald anders, wie ich sie bei verschiedenen Schriftstellern vorfand. Selbst bei arabischen Namen, deren Schreibart im Original ich nicht kannte, oder über die ich verschiedene neuere Orientalisten, deren fast jeder seine besondern Regeln befolgt, redend einführte, verfuhr ich eben so. Für die daraus entsprungene Ungleichheit lehne ich daher jede Verantwortlichkeit ab. Aber auch da, wo ich die arabische Originalschrift vor Augen hatte, und nach Consequenz der Schreibart strebte, wird man leider mancher Inconsequenz begegnen. Ich wollte bezeichnen, — und davon wird man wenig Abweichungen antreffen, —

ا	durch	a	د	durch	d	ض	durch	dh	ك	durch	k
ب	„	b	ذ	„	ds	ط	„	th	ل	„	l
ت	„	t	ر	„	r	ظ	„	dz	م	„	m
ث	„	ts	ز	„	z	ع	„	̣—	ن	„	n
ج	„	ǵ	س	„	s	غ	„	g	ه	„	h
ح	„	ḣ	ش	„	sch	ف	„	f	و	„	w oder u
خ	„	ch	ص	„	sz	ق	„	q	ي	„	j oder i
									ة	„	dt

Für die Wahl all dieser Bezeichnungen, die des letzten Buchstabens ausgenommen, fehlt es nicht an gewichtigen Auctoritäten; nur zur Unterscheidung des stets finalen ة von dem doch auch oft finalen ت wählte ich, obgleich der Laut derselbe bleibt, das uns Deutschen so geläufige dt. — Weit weniger gelang mir die Vocalisation. Nur die drei Hauptvocale ا ي und و wird man durchgängig durch a i und u ausgedrückt finden. Minder treu geblie-

ben bin ich mir in der Bezeichnung solcher Sylben, die ein Vocalzeichen über oder unter einem Consonanten führen. Meine Absicht war, auch in diesen Fällen das Fat-ha durch a, das Kasra durch i auszudrücken und nur für Dhamma das o statt des u zu gebrauchen. In manchen arabischen Wörtern ist uns aber das e so geläufig geworden, dass es sich unwillkürlich bei mir eingeschlichen hat, z. B. in den Wörtern Ben, Emir, Vezir u. dgl. m.

Lesern, die des Arabischen völlig unkundig sind, dürften folgende Regeln der Aussprache willkommen sein, da sich Namen, deren Aussprache man nicht kennt, schwer einprägen. Das ts entspricht dem th der Engländer. Das g, h und k lauten wie im Deutschen, aber ǵ bezeichnet durchgehends den sanften Zischlaut, den das g im Französischen und Italiänischen nur vor dem e und i hat; ḣ und q stehen dem h und k nahe, tönen aber tiefer aus der Kehle, was auch beim ch der Fall ist. Auch muss man wissen, dass der Artikel al, stets mit seinem Hauptwort verbunden, vor gewissen Consonanten das l abwirft, und dafür den folgenden Consonanten verdoppelt, wie Arraḣmân statt al-Raḣmân, Aszszaig statt al-Szaig; man irrt sonst leicht, wenn dasselbe Wort bald mit bald ohne Artikel vorkommt. Der oft unter die Vocale gestellte Punkt hat keinen Einfluss auf die Aussprache, er deutet nur an, dass die Sylbe im Arabischen mit dem für uns ununterscheidbaren Ain geschrieben ist.

Oefter als in den beiden ersten Bänden wird man der Bemerkung begegnen, dass mir ein Werk unzugänglich gewesen; und doch fand ich bei Bearbeitung grade dieses Bandes die liberalste Unterstützung naher und ferner Freunde und Gönner, denen allen ich den wärmsten Dank sage, und unter denen ich vorzüglich die Vorstände der grossen öffentlichen Bibliotheken in Berlin Göttingen Wolfenbüttel und Hamburg zu nennen habe, die mir bald seltene oder kostbare Druckschriften, bald sogar Handschriften zu längerem Gebrauch wohlwollend verstatteten.

Nichts aber war mir erfreulicher, als die vielfachen Belehrun-

gen, die mir weniger in öffentlichen Anzeigen meiner beiden ersten Bände, als in brieflichen Mittheilungen darüber von befreundeten und von ganz unbekannten Personen zu Theil wurden. Einer solchen Mittheilung erwähnte ich bereits, eine andere ausführlichere gestattete mir der rühmlichst bekannte Verfasser hier wörtlich einrücken zu dürfen.

Bemerkungen des Professor Dr. Hertz zu Greifswald.

Zu Band I Seite 317. Ueber Juba, neuere Monographien: 1) Hulleman, in Gymnasiorum Batavorum symbolae, Utrecht 1845, lib. VII pag. 65—98; 2) Goerlitz dissertatio, Vratisl. 1848; 3) Plagge dissertatio, Monasterii 1849. Siehe auch den Artikel Juba von Spiro in Ersch und Gruber Encyclopädie, und Jubae Maurusii de re metrica reliq., edid. ten Brink, Utrecht 1854.

Seite 340. Gegen Klotz über Cato vergl. die gründliche Auseinandersetzung von H. Keil, observatt. critt. in Catonis et Varronis de re rustica libros, Halae 1849, pag. 56 sqq.

Seite 354. Ueber Varro als Encyclopädiker: Ritschl quaestiones Varronianae (über die disciplinarum libri), Bonnae 1845, vier Programme. Eine ausführliche und ausgezeichnete Darstellung seiner gesammten schriftstellerischen Thätigkeit von demselben: die Schriftstellerei des M. Terentius Varro, im Rheinischen Museum VI 1848 Seite 481—560, nebst dem Bonner Lectionskatalog auf das Wintersemester 1849—50. Zu de re rustica vergl. noch Schneider meletematum Varron. specimen, Bonnae 1844, dissert.

Seite 355. Die hier citirte Dissertation von Pape handelt wirklich nur von Cajus (nicht Marcus) Terentius Varro, dem auf der folgenden Seite genannten Consul.

Seite 375. Ueber Hyginus eine Dissertation von Bunte, Marburg 1846.

Seite 377 ff. Zum römischen Gartenbau vergl. Wüstemann über die Kunstgärtnerei bei den Römern, Vorträge in zwei

Sitzungen des thüringischen Gartenbauvereins in Gotha, 1846 (wohl nicht im Buchhandel)*).

Seite 396. Unter des Valgius Schrift de herbarum viribus vergl. Unger de Valgii Rufi poematis commentatio, Halis 1848, pag. 198—215.

Daselbst. Ueber Aemilius Macer derselbe Unger de Aemilio Macro Nicandri imitatore, im Programm des Gymnasiums zu Mecklenburgisch Friedland, 1845.

Zu Band II Seite 4 ff. Die über des Celsus Encyclopädie S. 9 und 94 ausgesprochene abfällige Meinung dürfte sich modificiren durch O. Jahns Untersuchung über die römischen Encyclopädien, in den Berichten über die Verhandlungen der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, philologisch-historische Klasse 1850 II Seite 272 ff. Von der Encyclopädie des Celsus ist der Titel Cesti**) in einem Scholion zu des Plautus Bacchides erhalten und von Bernays nachgewiesen (Ritsch Vorrede zu Plauti Bacchides in der Ausgabe von 1849 pag. VI.).

Seite 13. Zu den Sextii Jahn a. a. O. Seite 277 ff., und *Hoefig* de Papirio Fabiano, Vratislav. 1852, dissert. pag. 31 sqq.

Seite 21. Zu Apulejus Celsus vergl. Jahn a. a. O. Seite 285.

Seite 23 und 44. Auch bei Dioskorides ist *Τύλλιος* statt *Τυλαῖος* (*ΤΥΛΛΙΟΣ* statt *ΤΥΛΑΙΟΣ*) zu lesen.

Seite 53. Kureina, griechische Form für Quirina (scil. tribu).

Seite 147. Von Festus giebt es nur eine einzige bekannte Handschrift in der Bibliotheca Borbonica zu Neapel.

*) Die allgemeine Thüringsche Gartenzeitung für 1846, worin sie vielleicht abgedruckt sein könnten, ist mir leider nicht zur Hand. *E. M.*

**) Also derselbe Titel, den später Africanus Sextus seinem Zauberbuch beilegte. Vergl. II Seite 220. *E. M.*

Seite 154. Die Frage über die Unächtheit von Plutarchus de fluviis ist im verlangten Sinn schlagend entschieden von Hercher in seiner Ausgabe des Schriftchens, Leipzig 1851.

Seite 194 ff. Auch über Apulejus als Encyclopädisten siehe Jahn a. a. O.

Seite 206 ff. Ueber Julius Titianus siehe auch Haase zu Gregorius Turonensis de cursu stellarum, Breslauer Universitäts-Programm 1853 in 4, pag. 37 sq. Nach Ausonius a. a. O. Vers 80 („pedestre concinnans opus") waren Titiani fabulae in Prosa abgefasst.

Seite 214. Bei Macrobius saturnal. II cap. 13 ist „sanctissimi Augusti" nicht Genitiv, sondern Vocativ. Die Lex Fannia sumptuaria fällt ins Jahr 161 vor Chr. Siehe Gellius II cap. 24 und Macrobius selbst kurz vorher*).

Seite 236. Eine neue Bearbeitung des Apicius ist angekündigt von Wüstemann und Schuch nach vaticanischen und pariser Handschriften. Siehe Jahn Jahrbücher für Philologie und Pädagogik LVII 1849 Seite 138, und Supplementband XIX 1853 Seite 209 ff., wo eine Probe mitgetheilt wird. — Ueber Henoch von Ascoli ist neuester Zeit viel gehandelt in Folge des Codex Perizonianus der kleinen Schriften des Sueton und des Dialogus und der Germania des Tacitus. Siehe z. B. Massmann's Ausgabe von Taciti Germania, Quedlinburg und Leipzig 1847 pag. 11 sq. 184 sqq.; vergl. auch Maï spicileg. Roman. I pag. 664 (Cicero, edit. Orelli III pag. XLIII. der zweiten Ausgabe).

Seite 249. Priscianus wird von Osann irrig in die Mitte des fünften Jahrhunderts gesetzt. Er lebte ins sechste Jahrhundert hinein, wovon sein Gedicht de laude Anastasii und die Abschrift seiner institut. grammat. durch einen seiner Schüler in den

*) Es war also ein arges Versehen, was sich nur bei einem Botaniker entschuldigen lässt, dass ich das Gesetz dem Kaiser Augustus zuschrieb.
E. M.

Jahren 526 und 527 zeugen. Siehe meine Ausgabe des Priscianus I pag. VI sq. Er citirt den Solinus an mehrern Stellen. Dieser ist neuerlich irrig bis in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts herabgedrückt durch Wuttke, „die Aechtheit des Auszugs aus der Kosmographie des Aithikos". Siehe aber dagegen Kunstmann in den münchener gelehrten Anzeigen 1855 III Seite 50 ff., und vornehmlich Roth in den heidelberger Jahrbüchern 1855 Seite 102, der ihn mit Recht bald nach 235 setzt.

Seite 399. Ueber Marcellus vergl. Jak. Grimm in den Abhandlungen der berliner Akademie aus dem Jahre 1847 (Band 1849), histor.-philol. Klasse, Seite 429—460. Ueber die keltischen Formeln in demselben Grimm und Pictet daselbst 1855 Seite 51 - 68. Der Beiname Burdigalensis, obwohl bisher schlecht vertheidigt, ist doch richtig, wenn man nur unter dem Ausonius der Praefatio den Julius Ausonius, des Dichters Vater, einen Arzt versteht, was auch Grimm thut. Julius Ausonius war aus Bazas, zog aber dann nach Bordeaux. Siehe über ihn Ausonii parental. I, und praefatiuncula ad Syagrium.

Seite 386. Ueber das citirte Scholion Apollon. vergl. die Ausgabe von H. Keil hinter dem Apollonius, ed. Merkel. Im Text hat er offenbar corrumpirt *Μώσμης*, als Varianten *Κόσμης* und *Κοσμος*.

So weit Professor Hertz. Ursprünglich waren dessen Bemerkungen, wie auch ihre Form errathen lässt, nicht für den Druck, sondern zu meinem Privatgebrauch bei einer Revision meiner Arbeit bestimmt; und die Versuchung, mich sogleich auf Berichtigung und Vervollständigung der beiden ersten Bände einzulassen, war gross. Je vertrauter man durch lange Beschäftigung mit einem Gegenstande ward, desto lieber kehrt man, wenn sich neuer Stoff darbietet, zu ihm zurück. Allein mir untersagen mein vorgerücktes Alter und der lange Weg, der noch vor mir liegt, für

jetzt jeden Aufenthalt. Nur im Vorbeigehen bemerke ich noch, dass ich eine interessante Stelle des Galenos über das Keimen der Pflanzen (Galen. de placitis Hippocratis et Platonis lib. VI cap. 3, — vol. V. pag. 522 sq. edit. Kühn) unbemerkt gelassen, wie auch dass Renzi (collectio Salernitana I pag. 54 sqq.) über Benedictus Crispus ausführlich handelte, und dabei sein ganzes Gedicht kritisch berichtigt wieder abdrucken liess. Doch ich breche ab, wo sich einmal nicht schliessen lässt, auf dass der Arbeit am vierten Bande, den ich gegen Ende nächsten Jahres zu liefern hoffe, kein Augenblick entgehe, der mir zu Gebot steht.

Königsberg, den 7. August 1856.

Ernst Meyer.

Inhalt des dritten Bandes.

Neuntes Buch.

Zur Geschichte der Botanik bei den ältern ostasiatischen Völkern.

§. 1.

Einleitung.

In Griechenland sahen wir die Botanik keimen blühen welken in kurzer Zeit, und darauf Jahrhunderte lang ihr kümmerliches Leben als Schmarotzerpflanze aus dem Saft anderer Wissenschaften fristen, bis auch diese verkümmerten. So verfolgten wir ihre Geschichte, wenn eine Reihe abgerissener Spuren des Daseins diesen Namen verdient, erst am einfachen Faden griechischer, dann am zwiefachen griechisch-römischer Literatur den langen Zeitraum von etwa dreizehn Jahrhunderten hindurch. Gingen wir weiter auf demselben Pfade, so würde sich die unverwüstliche Zähigkeit aller Wissenschaft zwar bald auch an der Botanik bestätigen, wir würden sie der Ungunst der Verhältnisse zum Trotz von Zeit zu Zeit wieder neue Triebe machen sehen, allein unter Einflüssen, die sich theils gar nicht, theils nur auf langen Umwegen auf griechische Anfänge zurückführen lassen: ich meine die Verpflanzung irischer Gelehrsamkeit an den Hof und in die Schulen Karls des Grossen, und bald darauf das Bekanntwerden des europäischen Abendlandes mit der arabischen Literatur. So lange sich diese letzte in ihrer Absonderung erhielt, konnten wir sie beiseit liegen lassen. Erst jetzt, nachdem sie ihre ältere Schwester weit überflügelte, ihr

vorzuleuchten, sie zu neuem Leben anzuregen begann, ist es Zeit, dass wir rückwärts blickend auch ihren Anfängen nachspüren.

In die Weltgeschichte treten die Araber erst mit Mohammed, in die der Wissenschaft erst mit der Dynastie der Ommajaden ein. Die beiden ersten Chalifen (Nachfolger des Profeten) eroberten Persien, die Dynastie der Sassaniden ging mit Jezdegerd III. († 652) zu Grabe, und fast ganz Persien trat über zum Islam. Damals waren die Araber noch die zwar reich begabten, doch rohen Söhne der Wüste; die Perser besassen neben den Künsten des verfeinerten Lebens die Weisheit der Mager, so wie manches, was ihnen die Nachbarländer an Literatur dargeboten. Griechische Meisterwerke wurden, wenn nicht unmittelbar, doch durch Vermittelung syrischer aus dem Vaterlande vertriebener, in Persien gastfrei aufgenommener Christen aus dem Griechischen ins Syrische, aus diesem ins Persische übersetzt. Mit Indien stand Persien in noch lebhafterem Verkehr und näherer Geistesverwandtschaft. Auch indische Werke wurden ins Persische übersetzt, zum ersten mal begegneten sich zwei vollkommen unabhängig von einander erwachsene Literaturen, die griechische mit der indischen, auf persischem Boden, wo ihnen jedoch der Sturz der Sassaniden zu höherer Entwickelung nicht Zeit liess. Die Araber erbten den literarischen Nachlass der Perser, sehr bald übersetzten sie selbst, so wie Juden und Christen unter ihrem Schutz von zwei Seiten her sowohl indische wie griechische, dazu auch national-persische und einige nabathäische Werke in ihre Sprache. Wir haben also, bevor wir uns zur arabischen Literatur wenden, die der Inder Perser und Nabathäer in Bezug auf Botanik zu mustern. Ich unterziehe mich dieser Aufgabe, bitte aber bei meiner geringen Kenntniss der arabischen und gänzlichen Unkenntniss anderer orientalischer Sprachen für dieses Buch um mehr als gewöhnliche Nachsicht.

Erstes Kapitel.

Zur Geschichte der ältern indischen Arzneimittellehre und Botanik.

§. 2.

Die indische Sage vom Ursprung und Fortgang der Medicin.

Die Inder, gewohnt alles, was ihren Zustand veränderte, jede Erfindung, jeden einflussreicheren Gedanken, auf ihre Götter zurückzuführen, und Göttliches und Menschliches unauflösbar zu verflechten, gaben auch der Medicin einen göttlichen Ursprung. Bhâvamisra, der Verfasser eines noch ungedruckten medicinischen Werkes, aus dessen Einleitung Dietz [1]) einen Auszug lieferte, erzählt ihn also: Das erste medicinische Werk, Brahmâsidhânta, schrieb Brahma der Weltschöpfer selbst in hundert mal tausend Sloka's (Doppelversen). Unmittelbar von ihm empfing Daksha, von diesem die beiden Aswina's (Sonnensöhne) den Ayurveda (die Lebenswissenschaft, d. i. die Heilkunde), und schrieben ein Buch darüber. Sie wurden die Leibchirurgen der Götter und verrichteten viel wunderbare Kuren an ihnen, weshalb Indra sie hoch in Ehren hielt, und von ihnen selbst den Ayurveda empfing, den er wiederum dem Atreya vorlas und erklärte. Dieser schrieb abermals ein medicinisches Buch, und hatte viele Schüler; es werden deren sechs genannt, welche ein jeder medicinische Vorschriften hinterliessen. Agnivesa, Bheda (oder Bhela), Jatukarna, Parasara, Kshirapani, Harita, und dazu noch der Muni Bharadvaja. Auf sie folgte Charaka um die Zeit, als Vishnu die Gestalt eines Fisches angenommen hatte. Sesha selbst, der Sohn eines Muni, hatte auf der Erde den Namen Charaka angenommen, und sammelte alles, was Atreya's Schüler hinterlassen, in ein

1) *Dietz, analecta medica ex libris manuscr. pag. 131.*

grosses Werk. Als aber Indra die Erde durch eine Pest verwüstet sah, trug er dem Dhanvantari, dem Gott der Medicin selbst, auf: „Sei du König und Herr von Kasi (Benares)"! Er gehorchte, und sein Name auf der Erde war Divodâsa. Auch er schrieb ein medicinisches Buch, und ertheilte Unterricht in der Medicin. Zu ihm sandte König Visvamithra seinen Sohn Susruta nebst hundert andern Söhnen heiliger Männer. Sie fanden ihn in der Waldeinsamkeit, baten ihn, dass er sie den Ayurveda lehre, wurden erhört und kehrten darauf in ihre Heimath zurück. Nach diesem verfasste Susruta abermals ein medicinisches Buch. — Das ist indische Geschichte der Medicin. Wo sie nach unsern Vorstellungen anfangen sollte, da bricht sie ab, bei ihrem Uebergange von den Göttern zu den Menschen.

Lassen [1]) bediente sich, um das Alter der indischen Medicin überhaupt historisch zu beglaubigen, auswärtiger Zeugnisse. „Dass die Inder, sagt er, zur Zeit Alexanders des Grossen Aerzte besassen, welche in hoher Achtung standen, weil sie nach den Vânaprastha, den brahmanischen Einsiedlern, geehrt wurden, steht durch Megasthenes Zeugniss fest, und Theophrastos erwähnt eines Inders, den er selbst gesehen hatte, als des Besitzers sehr wirksamer Heilmittel [2]). Es darf daher nicht bezweifelt werden, dass schon zu dieser Zeit diese Wissenschaft bei den Indern entstanden war. Die Natur bot ihnen einen reichen Schatz an Heilmitteln besonders aus dem Pflanzenreiche dar, und der für die Schönheit der Natur so empfängliche und auf ihre Gaben so aufmerksame Sinn, von dem sie in der ältern Zeit beseelt waren, wird sie früh dahin geführt haben, die Wirkungen der Heilmittel zu erkennen und zur Heilung der Krankheiten zu benutzen. Schon in dem Gesetzbuche und den epischen Gedichten erscheint der Gott der Heilkunst, der mit einem Kruge, in welchem Amrita (Ambrosia)

---

1) *Lassen, indische Alterthumskunde II, S. 511.*

2) *Megasthenis Indica* von *E. A. Schwanbeck pag. 139 (Strabo XV, cap. 1, sect. 60, pag. 713, edit. Casauboni)*, und *Theophrasti hist. plantar. IX, cap. 18, sect. 9.*

enthalten war, gedacht wurde." — Dem Zeugnisse des Megasthenes lässt sich das noch etwas ältere des Nearchos [1]) hinzufügen, welcher erzählt, Alexandros hätte die geschicktesten indischen Aerzte im Lager bei sich gehabt, vorzüglich zur Heilung des Bisses giftiger Schlangen, doch hätten sie auch andere Krankheiten geheilt. Das Zeugniss des Theophrastos muss ich dagegen ablehnen. Nicht aus eigener Bekanntschaft, sondern von Hörensagen erzählt er, ein gewisser Inder sollte ein fabelhaft wirksames Aphrodisiakon besessen haben, dessen Kraft, wenn die Sache wahr sei, alles sonst bekannte überstiege. Viel folgt indess aus all diesen Zeugnissen nicht. Welches Volk wäre so roh, dass es nicht Männer oder Frauen unter sich zählte, die wenigstens in dem Rufe standen, gewisse Krankheiten heilen zu können? Ob die Medicin bei den Indern zu Alexandros Zeiten bereits als Wissenschaft existirte und, worauf es grade uns ankommt, ob sich sogar schon eine wissenschaftliche Pflanzenkunde mit ihr verbunden hatte, darüber können uns nur die noch vorhandenen medicinischen Werke der Sanskritliteratur belehren, vorausgesetzt, dass sie bis in so frühe Zeit hinaufreichen. Die Frage nach ihrem Inhalt und Alter tritt uns also zunächst entgegen.

§. 3.

Susruta oder der Ayurveda des Susruta, seine Zeit und sein Verfasser.

Erst ein einziges unter den vielen noch vorhandenen Sanskritwerken über die Medicin ward bis jetzt im Original gedruckt, und vor kurzem auch unter folgendem Titel ins Lateinische übersetzt.

Suśrutas. Ayurvédas. Id est medicinae systema a venerabili D'hanvantare demonstratum, a Suśruta discipulo compositum. Nunc primum ex Sanskrïta in Latinum sermonem vertit etc. Fr. Hessler. Erlangae 1844. — Tom. II, 1847. — Tom. III, 1850. — Dazu gehört:

Fr. Hessler commentarii et annotationes in Suśrutae áyurvédam. Fascic. I, ibidem 1852. — Beides in Lexikonformat.

1) *Nearchus apud Arrianum, Indic. cap. 15.*

Susruta ist zweierlei, des Werkes Titel, und seines Verfassers angeblicher Name, dem wir, gleich dem seines göttlichen Lehrers Dhanvantari schon in der Sage begegneten. Genau lässt sich des Werkes Alter bis jetzt durchaus nicht bestimmen; um mehr als zwei tausend Jahr gehen die Meinungen der Gelehrten darüber aus einander; diesen übermässig grossen Spielraum etwas zu verengern, mehr ist uns nicht vergönnt.

Der erste, der sich gründlich mit der Frage nach dem Alter des Werks beschäftigte, war Wilson, selbst Arzt, und früher Präsident der medicinischen Gesellschaft in Calcutta, jetzt Professor des Sanskrit an der Universität zu Oxford, und einer der vorzüglichsten Kenner des indischen Alterthums. Auf ihn berufen sich fast all seine Nachfolger, selbst die, welche ihm aus Missverständniss, ohne es zu ahnen, widersprechen. Im Original ward seine unsern Gegenstand betreffende Arbeit in Deutschland leider wenig, vielleicht gar nicht bekannt; Auszüge daraus lieferte Royle in einer kleinen sehr gehaltreichen Schrift, die unter folgendem Titel ins Deutsche übersetzt ward:

J. F. Royle, Versuch über das Alterthum der indischen Medicin u. s. w. Aus dem Englischen übertragen von J. Wallach. Mit einer Einleitung und Zusätzen versehen von C. F. Heusinger. Quedlinburg und Leipzig (1839). Neue Ausgabe 1846. 8.

Hiernach [1]) steht das Original anonym im Oriental Magazine, Calcutta, February and March 1823. Nachdem Wilson von der Sage gesprochen, sagt er über das dem Susruta zugeschriebene Werk: „Es ist ohne Zweifel von hohem Alter, aber es ist nicht leicht über sein wirkliches Datum eine Vermuthung zu stellen ausser der, dass es nicht das ungeheure Alter haben kann, welches die hindusche Fabel ihm beilegt; es genügt zu wissen, dass es vielleicht das älteste Werk über den Gegenstand ist, mit Ausnahme dessen von Charaka, welches die Hindu's besitzen. Ein Commentar zu dem Text von Ubhatta aus

1) *Royle S. 54 ff.*

Cashmir ist wahrscheinlich aus dem XII. oder XIII. Jahrhundert, und seiner Auslegung ging, wie man glaubt, die Anderer vorher, u. s. w." — Etwas weiter hin [1]) sagt Royle, offenbar in Bezug auf dieselbe Abhandlung: „Das einzige unmittelbare Zeugniss, welches wir über die Zeitbestimmung der Werke von Charaka und Susruta besitzen, ist das des Professor Wilson, welcher angiebt, dass nach ihrer Erwähnung in den Puranas das neunte oder zehnte Jahrhundert die weiteste Grenze für unsere Vermuthung jetzt sei, während die Schreibart der Auctoren nicht nur, sondern auch der Umstand, dass sie die Heroen der Fabel wurden, ein viel älteres Zeitalter verrathen" — Um diese Bemerkung vollständig zu verstehen, muss man wissen, dass grade „Wilson es ist, welcher durch seine umfassenden und gründlichen Forschungen nachgewiesen hat, dass die Abfassung der meisten Purânas in das XI. und XII. Jahrhundert nach Christi Geburt gesetzt werden muss, und der, wo alle Anknüpfungspunkte fehlen, wie beim Mârkandeya Purâna, sagt, man könne dasselbe vermuthungsweise in das IX. oder X. Jahrhundert nach Christus setzen [2])." Es leidet also nicht den mindesten Zweifel, dass Wilson bei Susruta's Alter von Jahrhunderten nach Christi Geburt spricht, und es ist schwer zu begreifen, wie drei deutsche Gelehrte, darunter zwei Sanskritisten, indem sie sich auf seine Auctorität berufen, das Werk des Susruta um tausend Jahr vor Christi Geburt zurücksetzen konnten. Einem derselben trat Stenzler [3]) mit schlagenden Gründen entgegen, und kam, ohne Wilson's Arbeit zu kennen, ungefähr zu demselben Resultat wie dieser. Dass Susruta's Werk eher einige hundert Jahr nach, als im zehnten Jahrhundert vor Christus geschrieben sei, daran, meint er, könne niemand zweifeln, der die Sprache und die Metra einer genauen Aufmerksamkeit würdige, und bedenke, dass die Inder

1) *Royle S. 63.*

2) Das sind *Stenzler's* Worte, aus der gleich näher zu bezeichnenden Abhandlung, S. 448.

3) *Janus*, herausgegeben von *Henschel, 1, (1846), S. 441 ff.*

selbst dem Werk eine **verhältnissmässig** späte Stelle in der medicinischen Literatur anwiesen. Später als im VIII. Jahrhundert könne es jedoch nicht geschrieben sein, weil es nach Ibn Ali Oszaibiah durch Jasîa Ben Chaled ins Arabische übersetzt [1]), dieser aber im Anfang des IX. Jahrhunderts hingerichtet sei.

Wenige Jahre darauf sprach sich auch **Lassen** [2]) über denselben Gegenstand also aus: „Zu den früher von den alten Indern angebauten Wissenschaften kam wahrscheinlich **erst in diesem Zeitraum** (d. h. in der Periode von Buddha bis auf Vikramâditja, 543 – 57 v. Chr.) die Medicin hinzu [3]), obgleich die einheimische Ueberlieferung ihr einen viel ältern Ursprung zuschreibt, nämlich mit dem Divodâsa, einem König von Kaçi, welcher eine Verkörperung Dhanvantari's, des Gottes der Heilkunde gewesen sein soll [4]). . . . Aus dieser zwar erst in den Purâna sich findenden Erzählung, die aber gewiss viel älter ist, lässt sich entnehmen, dass in der Stadt Kaçi eine alte berühmte Schule der Medicin war, von wo aus sie verbreitet und fortgepflanzt worden ist.

1) Siehe *Dietz analecta, pag. 122.*

2) *Lassen, indische Alterthumskunde II. S. 511 ff.* Der Haupttitel dieses Bandes trägt zwar die Jahreszahl 1852; allein die erste Abtheilung desselben, woraus jene Stelle entnommen, erschien schon 1849.

3) *Stenzler* a. a. O. S. 452 sagt: „Die Zahl der Wissenschaften (*vidyas*) wird von indischen Schriftstellern verschieden angegeben. Ich finde bald 4, bald 14, bald 18 erwähnt. Die letzte Zahl wird erst voll, wenn zu den 14 noch die **Heilkunde** die Waffenkunde die Musik und die Regierungskunst hinzugerechnet werden (vergl. *Wilson*, *Wishnu Purana pag. 284).* Es wäre wenigstens möglich, dass die Zählung der Heilkunde unter den vier letzten Wissenschaften so gedeutet werden müsste, dass der Kreis der 14 Wissenschaften schon früher abgeschlossen gewesen, und die Werke über Medicin und die drei andern Wissenschaften erst später hinzugekommen wären." — Dasselbe scheint Lassens Meinung zu sein.

4) „Divodâsa wird sonst von Dhanvantari unterschieden. Die obige Darstellung möchte jedoch den Vorzug verdienen, weil die andere erst in den Purâna vorkommt. Es gab zwei Könige namens Divodâsa, aber auch der jüngere ist viel zu alt, weil er in der Zeit der Pândava lebte." Anmerkung von Lassen. Die Pândava sind das Heldengeschlecht, welches in dem grossen Epos Mahâbhârata gefeiert wird.

Suçruta darf als der wirkliche Verfasser des ältesten Werks über diese Wissenschaft gelten. Seine Mitschüler möchten eher als Nachfolger denn als solche betrachtet werden. Jedenfalls beweist ihre Zahl, dass es mehrere alte berühmte Lehrer der Heilwissenschaft gab. Das jenem zugeschriebene Werk . . . . verdiente von einem Kenner dieser Wissenschaft, der zugleich eine gründliche Kenntniss des Sanskrits besässe, genau untersucht zu werden, um die Stufe zu bestimmen, welche die Heilwissenschaft und Heilkunst bei den alten Jndern erreicht haben. Da dem Verfasser dieses Werks die dazu erforderliche Kenntniss abgeht, will er sich auf die Bemerkung beschränken, dass nach der Sprache zu urtheilen der in Versen abgefasste Theil des ächten Textes in diesem Zeitraum geschrieben sein kann; ob dieses wirklich der Fall sei, muss einer genauern Untersuchung anheim gestellt bleiben. Die Sprache zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit aus, und kann in dieser Beziehung der der epischen Gedichte an die Seite gesetzt werden, obgleich die Abwesenheit von ältern Formen eine etwas spätere Zeit andeutet. Ob Suçruta wirklich der Verfasser sei, möchte schwer zu bestimmen sein; ich sehe jedoch, wie schon gesagt, keine Schwierigkeit in der Annahme, dass ein Mann dieses Namens die Kenntnisse seiner Vorgänger zusammenfasste, und in einem systematisch geordneten Werke niederlegte.“

Ich fasse jetzt die von Wilson, Stenzler und Lassen gewonnenen Resultate kurz zusammen. Die beiden erstgenannten wagen keine obere Grenze für die Entstehung des Susruta anzugeben, sie begnügen sich mit der Erklärung, so alt, wie die indische Sage es mache, könne es nicht sein Als untere Grenze findet Wilson das IX. oder X. Jahrhundert nach Christus, weil die Purâna, die seiner erwähnen, so hoch hinaufreichen; Stenzler das VIII. Jahrhundert, weil es zu Anfang dieses oder höchstens am Ende des folgenden Jahrhunderts ins Arabische übersetzt ward. Lassen sagt umgekehrt über die untere Grenze kein Wort, über die obere lässt er sich genauer aus. Ihm scheint die indische Medicin überhaupt erst in der Geschichtsperiode von 543 bis 57 vor Christus entstanden zu sein. Dass sie

nicht mit diesem Werke, welches er selbst ein systematisches nennt, und welchem in der Sage so viele andere vorangingen, entstanden sein kann, versteht sich von selbst. Die poetischen Bestandtheile des Werks, die er jedoch nach einer Berichtigung bei den Druckfehlern nicht alle für unzweifelhaft ächt zu halten scheint, können zwar, müssen aber nicht nothwendig dieser Periode angehören. Sie scheinen ihm etwas jünger zu sein als die Vollendung der grossen epischen Gedichte der Inder, welche er an einer andern Stelle (I, S. 839) in die Zeit zwischen dem ältern Açoka (Kalaçoka) und Kandragupta (Sandrakottos der Griechen), das heisst zwischen 453 und 291 v. Chr. G. setzt. Ziehen wir nun in Betracht, wie die kurzen poetischen Stellen durch die langen prosaischen Zwischenreden commentirt werden, so können wir unmöglich an ihrem weit höhern Alter zweifeln, und dürfen die Abfassung des ganzen Werks in seiner gegenwärtigen Gestalt dreist einige Jahrhunderte tiefer herabsetzen. Das scheint mir auch Lassens Meinung zu sein; denn hätte er nicht die Absicht im dritten Bande seines grossen Werks, welches die indische Geschichte über das Jahr 280 n. Chr. G. hinaus verfolgen soll, nochmals auf unsern Susruta zurückzukommen, so würde er dessen untere Grenze im zweiten Bande schwerlich so ganz unberührt gelassen haben.

Ungern, und nur weil ich es meinen Lesern schuldig zu sein glaube, bemerke ich nach dem Allen, dass Hessler, dem wir für seine mühevolle Uebersetzung des Susruta so viel Dank schuldig sind, sich noch immer nicht von dem alten Vorurtheil losreissen kann, die indische Sage als verbürgte Geschichte zu betrachten, und demzufolge dem Susruta noch immer ein Alter von mindestens tausend Jahren vor Chr. G. anzuweisen, ja dass er sogar noch in seinem Commentar vom Jahre 1852 alle diejenigen, welche anderer Meinung sind, auf die schnödeste Weise abfertigt. Auf einige einzelne Punkte bei ihm werde ich sogleich zurückkommen.

Endlich berühre ich nicht ohne Scheu noch Einiges, was mir bei meiner eigenen Lectüre der hesslerschen Uebersetzung aufgefallen ist, und worüber ich das Urtheil gediegener Sachkenner erfahren möchte — Bekannt ist, dass Susruta nicht bloss

der angebliche Name des Verfassers, sondern zugleich des Werkes Titel ist. Jedes der fünf Bücher schliesst mit der Formel: „Somit ist vollendet das Buch — (folgt des Buches Separattitel) des Susruta, enthaltend den Ayurveda (die Lebenswissenschaft).“ Nur in der Schlussschrift des ersten Buchs lesen wir noch den Zusatz: „verfasst von dem verehrlichen Lehrer Susruta.“ Der Text selbst ist gleich von vorn herein, und in mehrern Büchern durchgängig, ein Dialog zwischen Susruta, des Visvamitra Sohn (z. B. II, pag. 66), und Dhanvantari, dem Kasiraja und Gott der Medicin. Jener bittet diesen um Belehrung, dieser ertheilt sie, und so spielt jener alle fünf Bücher hindurch (das dritte ausgenommen) die Rolle des Schülers; der Lehrer wird er nur einmal, in der Schlussformel des ersten Buchs. Sodann spricht Susruta niemals, wie ein Verfasser zu thun pflegt, unmittelbar von sich selbst, sondern er sowohl wie auch Dhanvantari werden jedesmal redend eingeführt von einer dritten ungenannten Person, dem wirklichen Verfasser. Dieser dagegen spricht sehr häufig selbst, ohne sich hinter den Gott oder Königssohn zu verstecken, z. B. das ganze dritte Buch (die Somatologie) hindurch, worin er sich nur ein paarmal (II, p. 12 und 17) auf Dhanvantari's Meinung beruft, ohne ihn oder seinen Schüler selbst auch nur ein Wort sprechen zu lassen; eben so im ersten Kapitel des vierten Buchs, und öfter. Der ungenannte Verfasser gab also seinem Werke die Form des Dialogs und, nach Einem der Interlocutoren, den Titel Susruta. Kann man zweifeln, dass sich daraus erst später die Meinung entwickelte und durch einen kleinen Zusatz zur Schlussschrift des ersten Buchs feststellte, Susruta wäre selbst der Verfasser? Noch mehr, es scheint herrschende Sitte bei den Indern gewesen zu sein, medicinische Werke nach einem der alten sagenhaften Aerzte zu benennen, gleich wie die Griechen ihre alchymistischen Werke eine Zeitlang alle dem Hermes Trismegistos beilegten. In zwei Katalogen medicinischer Sanskritwerke, in dem der in London handschriftlich vorhandenen, welchen Dietz[1]), so

1) *Dietz analecta, pag. 125 sqq.*

wie in dem, welchen Ainslie[1]) nach den Angaben eines gelehrten Hindu lieferte, tragen sehr viele (bei Dietz codex nr. 38 und 45, bei Ainslie nr. 3, 4, 5, 7 und 8) Dhanvantari's, eins darunter (bei Dietz nr. 81) Atreya's Namen an der Stirn, und auch ein Divodâsa scheint sich unter dem englisirten Namen Devy Dasah (bei Ainslie nr. 14) versteckt zu haben. Dhanvantari kehrt sogar um 50 v. Chr. G. noch einmal wieder als einer der neun Juvelen am Hofe König Vikramaditja's; warum nicht sein Schüler Susruta in derselben oder noch späterer Zeit?

Unter Hesslers Beweisen des Uralters unseres Susruta oder Ayurveda befindet sich einer, der Wilson's Auctorität für sich zu haben scheint, jedoch nur scheint, und deshalb eine kurze Beleuchtung verdient. „Der Ayur Veda, sagt Wilson bei Royle, wie die medicinischen Schriften des höchsten Alterthums und der höchsten Auctorität collectiv genannt werden, wird als ein Theil der vierten oder Atharva Veda angesehen, und ist folglich das Werk des Brahma.“ Das entspricht genau den Worten, die unser pseudonymer Susrutas (I, pag. 1) dem Dhanvantari in den Mund legt, und erläutert sie: „Dieses ist wahrlich der Ayurvéda, welchen als Bestandtheil (upánga) des At'harvéda vor Erschaffung der Menschen in hundert tausend Doppelversen und ein tausend Kapiteln Svayamb'hús (der Schöpfer, d. i. Brahma) gemacht hat u. s. w.“ Daraus folgert Stenzler, der uns vorliegende Ayurveda selbst sei als ein Bestandtheil des heiligen Atharvaveda zu betrachten. Er übersieht, dass unser Ayurveda weder aus hundert tausend Doppelversen, noch aus tausend Kapiteln, sondern nur aus 186 Kapiteln in 6 Büchern in Prosa, hin und wieder von einigen Doppelversen unterbrochen, besteht, dass er mithin sich selbst keineswegs für jenen heiligen Ayurveda des Brahma ausgiebt, sondern nur aus dieser Quelle abgeleitet zu sein behauptet; und mehr lese ich auch in Wilsons Worten nicht.

Citirt finde ich im Susruta, ausser jenem Werk des Brahma und den heiligen Vedas, die zweimal einzeln aufgezählt werden,

---

1) *Ainslie materia Indica II, pag.*

folgende Namen: einmal (I, pag. 80) Atharvana, der hundert und eine Todesart annahm, gleichfalls nur einmal (II, pag. 11, 12) sechs Männer, Saunaka, Krĭtaviryya, Párásaryya, Márkańdńya, Subhuti und Gautama. Sie waren verschiedener Meinung über den Entwickelungsgang des Fötus, der erste liess den Kopf, der zweite das Herz, der dritte den Nabel, der vierte die Hände und Füsse, die beiden letzten die Mitte des Körpers zuerst entstehen. Doch das verhalte sich nicht so, sagt der Verfasser selbst; denn nach Dhanvantari entständen alle Glieder und Sinneswerkzeuge zugleich, und würden nur der Kleinheit wegen, wie man an den Sprossen des Bambos und an der Mangifrucht wahrnehme, nicht alle zugleich erkannt. Ausserdem wird nur noch zuweilen ohne Nennung eines Namens collectiv citirt, Einige, einige Gelehrte, die des Ayurveda Kundigen, u. dgl. m. Die hier citirten Namen sonstwo aufzufinden ist mir bei meinen beschränkten Hülfsmitteln nicht gelungen, es wäre denn, dass Párásaryya nur andere Schreibart wäre für Parasara, einen der Schüler Atreya's. Hessler nennt all diese Namen vedantisch, sagt aber nicht, wo er sie in den Vedas gefunden. Und weil er die Namen Charaka und Atreya darunter vermisst, so macht er seinen Liebling Susruta, noch nicht zufrieden mit dem tausendjährig vorchristlichen Alter, auch noch älter als jene beiden; ja Charaka soll nach ihm den Susruta citiren, zwar nicht gradezu, aber den Dhanvantari, worunter der Ayurveda des Susruta zu verstehen sei. Woher er das weiss, und warum es grade so gedeutet werden muss, erfahren wir wieder nicht, wollen also darüber weggehen.

§. 4.

Nochmals Susruta oder der Ayurveda des Susruta, sein naturwissenschaftlicher Gehalt.

Ein Lehrbuch der Medicin sollte vor allem auf seinen medicinischen Gehalt geprüft werden; doch dazu ist weder hier der Ort, noch bin ich dazu befugt. Wer das merkwürdige Buch, ohne es selbst zu studiren, von dieser Seite kennen lernen will, den ver-

weise ich auf Häser[1]), der ihm mit unverkennbar grosser Sorgfalt eine ausführliche Darstellung gewidmet hat. Nur Eins hebe ich daraus hervor. Obgleich seinem ganzen Zuschnitt und, ich darf sagen, seiner eigenen Prätension nach ein System der Medicin, worin die Chirurgie offenbar nur darum so sehr vorwaltet, weil sie dem Hindu als vornehmster Theil derselben galt, ist das Werk doch in der That nichts weniger als systematisch, ja überhaupt kaum wissenschaftlich zu nennen. Eine Masse wahrhafter Kenntnisse, die eine durch Jahrhunderte fortgesetzte ärztliche Beobachtung voraussetzen, sind mit einer etwa gleichen Masse der abenteuerlichsten Einbildungen, denen die Gestalt höchster Präcision angedichtet ist, zusammengeknetet, und aus der Gesammtmasse sind Glaubenssätze wie Kügelchen eines Rosenkranzes gedreht und aufgereihet, die sich dem Gedächtnisse des Schülers einprägen sollen. Zu dem Zweck sind offenbar auch die der prosaischen Darstellung untermischten Verse bestimmt und wohl geeignet.

Näher geht uns schon die Naturphilosophie an, die vornehmlich im dritten Buche, der Somatologie, hervortritt. Als Probe derselben hebe ich die Ableitung der vier und zwanzig Naturprincipien aus. Die ursachlose Ursache alles Erschaffenen ist Brahma der Unsichtbare. Aus ihm entsteht das grosse Princip, Mahân, und dessen Object, Linga. Aus diesem Object des grossen Princips entsteht ferner dessen Object Ahankára, der sich selbst Machende. Derselbe ist dreifach, umformend, erleuchtend, Elemente schaffend. Aus dem umformenden in Verbindung mit dem erleuchtenden Ahankára entstehen dessen Zeichen, die ölf Sinnesinstrumente, das Ohr die Haut das Auge die Zunge die Nase, sodann die Stimme das Verdauen die Zeugungsglieder die Secretionsorgane die Füsse, dazu die Einsicht. Die fünf ersten sind Empfindungswerkzeuge, die fünf andern Thätigkeitswerkzeuge, beide beseelt die Einsicht. Ferner entstehen aus dem Elemente schaffenden in Verbindung mit dem erleuchtenden Ahankára dessen Zeichen, die fünf Principien des

1) *Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin, zweite Aufl., S. 3—17.*

Tons der Berührung der Gestalt des Geschmacks des Geruchs. Die Objecte derselben sind der Ton die Berührung die Gestalt der Geschmack der Geruch. Aus diesen entstehen die fünf Elemente, Aether Luft Feuer Wasser und Erde. Damit sind die vier und zwanzig Naturprincipien erklärt. Ferner sind die Objecte der Empfindungswerkzeuge der Ton die Berührung u. s. w. (wie zuvor). Die Objecte der Thätigkeitswerkzeuge sind die Sprache das Essen die Zeugung die Secretion der Gang Der unsichtbare Brahma, das grosse Princip Mahán, der sich selbst machende Ahańkára und die fünf Principien der Elemente, das sind die acht Naturrevolutionen; die sechzehn übrigen (die fünf Empfindungs- und fünf Thätigkeitswerkzeuge, die fünf Elemente und die Einsicht) sind Umwandelungen. Eines jeden derselben eigenes Object ist das höchste Wesen, das durch sich selbst Seiende, der oberste Geist, der oberste Gott, u. s. w. — Das wird genügen, und mahnte wohl gar schon manchen meiner Leser aus Hexen-Einmaleins, womit es auch die Aehnlichkeit hat, noch lange in denselben Ton fortzufahren, und das Spiel mit positiven Zahlen immer weiter zu treiben, zumeist an solchen Dingen, die sicher niemand nachzählt.

Reichere Ausbeute erwartet beim ersten Durchblättern vielleicht ein jeder für Naturgeschichte; denn überraschend gross ist die Menge der Heil- Nahrungsmittel und Gifte, die uns, wo wir nur aufschlagen, entgegentritt Auch auf Classificationen stossen wir wieder mit so detaillirt angegebenen Zahlen, als hätte der Schreiber gefürchtet, es könnte sonst einmal ein heiliges Glied abhanden kommen, oder ein unbefugtes sich einschleichen. Nach den Gründen der Eintheilung, so wie nach der Berechtigung jedes Gliedes zu der ihm angewiesenen Stelle fragt man jedoch umsonst. Die Gifte z. B. werden eingetheilt (II, pag. 211) in ständige und bewegliche. Jenes sind die vegetabilischen und mineralischen, dieses die animalischen. Erstere werden weiter eingetheilt in Wurzel Blatt Frucht Blume Rinde Harz (lac) Saft Extract Metall und Zwiebel. Der giftigen Wurzeln sind 8, der Blätter 5 u. s. w., der stän-

digen Gifte überhaupt 55. Unter den beweglichen, zu denen auch die reissenden Bestien gezählt werden, machen sich die Schlangen am breitesten (pag. 222 sqq.). Fussfällig wie gewöhnlich flehet Susruta um deren Zahl, Eintheilung u. s. w. — „Sie sind unzählbar, antwortet Dhanvantari. Vasukis (der brillantene) wird der oberste König (der Schlangen) genannt. Dann Takshakas (der Zerreisser) und die übrigen die Erde stützenden Herrscherschlangen, wie Opferflamme glänzend, stets zischend wässernd wärmend, Stützen dieser Erde mit dem Okean den Bergen und Inseln, die, wenn sie zürnen, mit Anhauch und Anblick die ganze Welt zu tödten vermögen. Diesen sei Preis! Die Therapie hat nichts mit ihnen zu schaffen. Aber die Erdschlangen mit vorstehenden Giftzähnen, welche die Menschen beissen, deren Zahl will ich genau angeben nach der Ordnung. Achtzig Schlangen werden fünffach vertheilt in Kammschlangen Scheibenschlangen gestreifte giftlose und Bastardschlangen. Wiederum werden dreierlei Bastarde unterschieden, Kammbastarde Scheibenbastarde und gestreifte Bastarde u. s. w."

Die Pflanzen, eigentlich die Arzneimittel, die aber bis auf sehr wenig Ausnahmen aus Pflanzen bestehen, werden in 38 Klassen eingetheilt (I, pag. 90 sqq.) nach den verschiedenen Krankheiten und krankhaften Zuständen, wogegen sie helfen sollen. Da fehlt also jedes Merkmal, woraus wir die besondern Pflanzen wieder zu erkennen hoffen dürften. Später (pag. 105), nachdem sechs Arten des Geschmacks, der süsse saure salzige scharfe bittere und zusammenziehende, unterschieden sind, werden auch einige, doch verhältnissmässig wenige Arzneimittel nach ihrem Geschmack geordnet. Die übrigen sollen einen zusammengesetzten Geschmack besitzen, nämlich 15 einen doppelten, 20 einen dreifachen, 15 einen vierfachen, 6 einen fünffachen, und 1 gar einen sechsfachen. Diese Lehre wird (pag. 131 sqq.) sehr umständlich auf die Nahrungsmittel, besonders Getreide Obst Gemüse und Wurzeln angewandt, in Verbindung mit den Krankheitszuständen, oder Leibesconstitutionen, bei denen sie zuträglich sein sollen. Ob sich jedoch unter den 600—700 Pflanzen, deren Namen das Werk enthält, auch nur eine einzige nach dergleichen gelegentlich berührten Merkmalen

mit einiger Zuverlässigkeit errathen liesse, bezweifle ich, und dass es in andern Sanskritwerken wirkliche Pflanzenbeschreibungen gäbe, davon ist nichts bekannt. Nur in der Etymologie der Namen spricht sich oft noch ein hervorstehendes Merkmal aus. Die Deutung der meisten beruht aber lediglich auf der Auctorität späterer Commentatoren und Lexikographen, und zuletzt auf der gegenwärtigen Bedeutung der angeblich entsprechenden Namen in den noch lebenden indischen Sprachen, also auf einer durch lange Jahrhunderte fortgepflanzten mündlichen Ueberlieferung. Daraus begreift sich leicht ihre Unsicherheit. In dem dankenswerthen Index Sanskrĭto-latinus plantarum arborumque, den Hessler am Schluss des dritten Bandes seiner Uebersetzung beigegeben, führt daher dieselbe Pflanze nach der Deutung Verschiedener oft sehr verschiedene Namen; bei Anantá stehen deren sogar neun: Panicum Dactylon, Agrostis linearis, Hedysarum Alhagi, Echites frutescens, Asclepias pseudosarsa, Terminalia citrina, Phyllanthus Emblica, Menispermum glabrum und Piper longum. Noch unsicherer machen uns die zahlreichen Sanskritsynonyme mancher Pflanzen, worüber schon Ainslie in seiner Materia Indica klagt. Cassia Fistula z. B. und eben so Calotropis gigantea kommen in Hesslers Verzeichniss jede unter zehn verschiedenen Namen vor.

Grosses Gewicht legt Royle auf die Thatsache, dass Theophrastos und sogar Hippokrates schon indische Pflanzen und Arzneistoffe kennen, während sich umgekehrt im ganzen Arzneivorrath der alten Hindus mit Sicherheit nur eine einzige fremde Arznei, nämlich die in Persien einheimische Asa foetida, erkennen lässt. Man kann das weiter ausdehnen: während die Griechen, trotz ihrer Verachtung der Barbaren, von Indien so vieles zu erzählen wissen, reicht die Kenntniss der alten Hindus kaum bis zu ihren nächsten Grenznachbaren. Alle diejenigen, welche des Susruta hohes Alterthum bekämpften, sprachen die Meinung aus, es würde sie nicht überraschen, wenn sich bei näherer Untersuchung seines Inhalts griechische Elemente darin zu erkennen gäben; nicht der leiseste Zug bestätigte bisher diese Vermuthung. Und auch in andern Fächern, die Astronomie der spätern Zeit ausgenommen,

wüsste ich nicht, dass man auswärtige Einflüsse nachgewiesen hätte. Von Uebersetzungen medicinischer Werke aus dem Sanskrit ins Persische und Arabische werde ich alsbald zu berichten haben; umgekehrt ist von Uebersetzungen solcher Werke aus andern Sprachen ins Sanskrit nichts bekannt. Lassen wir also den indischen Aerzten und Naturforschern den Vorzug reinster Originalität unverkümmert, vorausgesetzt, dass es ein Vorzug ist. Gegen diese Voraussetzung erheben sich indess viele und sehr erhebliche Bedenken, die ich mich zum Schluss nur noch anzudeuten begnüge.

Den Griechen hinderte sein Nationalstolz nicht, um sich zu schauen, so weit der Blick trug, und Annehmbares auch von Barbaren anzunehmen und in der Wissenschaft wie im Leben zu verwenden; seiner Ueberlegenheit blieb er sich doch bewusst, und auch dem Fremden drückt er den Stempel des eigenen Geistes auf. In Indien, wo das ganze Staatsgebäude auf strenger Abgesondertheit der Kasten beruhete, wo den niedern Kasten jeder Unterricht untersagt war, und die Brahmanen als Wächter der heiligen Schriften das Privilegium der Wissenschaft besassen, konnte schon an sich nicht leicht etwas Neues Eingang finden, und drohete, wenn es sich herzudrängte, den Herrschern und Brahmanen Gefahr. Es ward daher wo möglich unterdrückt; gelang das aber nicht, so ward es wenigstens nicht als ein Neues anerkannt, sondern mit der tausendfältigen Sage so künstlich verflochten, dass es selbst nur als ein Theil der alt offenbarten Weissheit sich darstellte. So begreift sich, wie selbst später medicinische Werke, wie unser Susruta, die Form göttlicher Offenbarung annehmen konnten und mussten.

Zweites Kapitel.

Zur Geschichte der ältern persischen Medicin Arzneimittellehre und Agronomie.

§. 5.

Gelehrte Nestorianer in Syrien, Aufhebung ihrer Lehranstalt in Edessa, Gründung ihrer Schule der Medicin in Gondischapur.

Ich gehe zu den Persern über, den Vermittlern zwischen Indern und Arabern, wie zwischen Griechen und Arabern. Von ihrer eigenen medicinischen und naturwissenschaftlichen Literatur kennen wir noch nichts als die alphabetisch geordnete Arzneimittellehre des Abu Mansur Mowafik in einem spärlichen Auszuge. Dieser Mann lebte aber erst gegen vier hundert Jahre nach Mohammed, und benutzte, ausser griechischen und indischen, auch schon arabische Aerzte, bis zu deren Betrachtung ich das Wenige, was von ihm zu sagen ist, aufspare. Hier, wo uns die Perser nur als Vorläufer der Araber beschäftigen, habe ich von ihrer Nationalliteratur leider gar nichts mitzutheilen. Auch davon wissen wir nichts, wann und wie sie mit der indischen Literatur bekannt geworden, und wie sich dieselbe ihrer eigenen gegenüber gestellt. Nur die sonderbaren Verwickelungen, welche ihnen die Meisterwerke der griechischen Literatur näher brachten, die merkwürdigen Ereignisse, denen sie ihre Verbreitung und Pflege auf persischem Boden verdankte, sind uns einigermassen bekannt, und einer nähern Betrachtung werth.

Die Vermittelung zwischen ihnen und den Griechen übernahmen die Syrer. Schon seit Alexandros dem Grossen liessen sich viele Griechen in den bedeutenderen Städten Syriens nieder; unter der Herrschaft der Seleukiden breiteten sich griechische Sprache und Sitte, Religion und Wissenschaft, immer weiter im Lande aus, und blüheten noch kräftiger auf, nachdem es römische Provinz

ward, und dadurch mit Griechenland selbst in eine innigere Verbindung kam. Schon Cicero [1]) nennt den Geburtsort seines Schützlings, des Dichters Archias, Antiochien, eine von den gelehrtesten Männern und reinster wissenschaftlicher Bildung gleichsam überströmende Stadt; von Apaméa erzählt Strabon [2]), es wäre der Geburtsort des Posidonios, des grössten Philosophen seiner Zeit; über den Damaskener Nikolaos, des Augustus gelehrten Günstling, hatte ich früher zu sprechen Gelegenheit, und je weiter man die Literaturgeschichte verfolgt, desto mehr in der Wissenschaft hervorragende Syrer, durch gelehrte Anstalten berühmte syrische Städte trifft man an. Für Jurisprudenz besass sogar das ganze Kaiserreich nur drei vom Staat unterhaltene Lehranstalten, eine zu Rom, eine andere zu Konstantinopel, die dritte und zwar die berühmteste zu Berytos in Syrien, jener „herrlichen Stadt, die man mit Recht die Amme der Gesetze nennen könnte," wie sich der Kaiser Justinianus in einem feierlichen Document allergnädigst auszudrücken geruhete [3]). — Neben diesen griechischen bestanden, wahrscheinlich von früher Zeit her, auch jüdische gelehrte Schulen, die sich ausser der hebräischen ohne Zweifel auch der damit so nahe verwandten syrischen Sprache bedienten. Die sechs berühmtesten lagen indess nicht im eigentlichen Syrien, sondern in Mesopotamien [4]), welches zu verschiedenen Zeiten theilweise bald zu Syrien, bald zu Persien gehörte. Nachdem sich die christliche Kirche in denselben Gegenden befestigt hatte, entstanden daselbst auch christliche Schulen zur Ausbildung von Kirchendienern und Volkslehrern. Eine der ältesten und berühmtesten war die zu Nisibis, der Hauptstadt des römischen Mesopotamien von Severus bis auf Jovianus, unter dessen Regierung sie endlich von den Persern erobert, und sämmtliche Einwohner daraus

1) *Cicero pro Archia poëta, cap. 3.*

2) *Strabo XVI, cap. 2, sect. 10, pag. 753 edit. Casauboni.*

3) Vergl. *Menagii juris civilis amoenitates cap. 24,* und *Bayle diction. hist. et crit. article Berytus.*

4) *Assemani biblioth. orientalis I, prolog. §. 2.*

vertrieben wurden [1]). Der heilige Ephraim, aus Nisibis bürtig, soll die dortige Christenschule gegründet, und nach der Eroberung der Stadt von da nach Edessa, dem heutigen Orfa, gleichfalls in Mesopotamien, doch weiter westlich, verlegt haben [2]). Jedenfalls gab es auch in dieser Stadt schon früh eine christliche Schule, die an Ruf bald alle andern des Landes überragte, und so lange blühete, bis sie als Opfer christlich sein wollender Unduldsamkeit fiel. Ein zelotischer Bischof vertrieb 432 einen Theil der Lehrer; unter seinem milderen Nachfolger scheinen sie zurückgekehrt zu sein. Bald darauf aber, 489, hob Zeno der Isaurier, wiederum aufgehetzt durch einen christlichen Bischof, die Anstalt ganz auf [3]). Dass dergleichen christliche Schulen in Syrien ausser der Theologie auch die profanen Wissenschaften anbaueten, beweist Assemani [4]) durch zahlreiche Nachweisungen; eben so gewiss ist, dass sich durch ihren Einfluss neben der griechischen bald auch eine syrische Literatur entwickelte. Das Bedürfniss beim Volksunterricht hatte eine syrische Uebersetzung des neuen Testaments hervorgerufen, die man für das älteste in syrischer Sprache geschriebene Buch hält. Die Zeit ihrer Abfassung ist zweifelhaft; Wenrich [5]), auf den ich mich noch oft zu berufen Anlass finden werde, neigt sich zur Meinung derer, die sie ans Ende des zweiten Jahrhunderts stellen. Dabei liess man es aber nicht bewenden, eine genauere Uebersetzung erschien im sechsten, und ward im siebten Jahrhundert nochmals nach dem Origi-

1) *Mannert, Geogr. d. Griechen u. Römer V, Abtheil. II, S. 296.*

2) *Asseman. l. c. III, pars II, p. 924.*

3) *Ibidem I, pag. 353, II, pag. 402, III, pars I, pag. 65 nota, pars II, pag. 926.*

4) *Ibidem I, prolog. §. 2, III, pars. II, pag. 925*, und an mehrern Orten.

5) *J. G. Wenrich de auctorum Graecorum versionibus et commentariis Syriacis Arabicis Armeniacis Persicisque commentatio etc. (praemio ornata). Lipsiae 1842. 8.* — Eine sorgfältig aus morgenländischen Quellen geschöpfte Geschichte des Uebergangs vornehmlich der medicinischen Kenntnisse der Griechen zu den auf dem Titel genannten Nationen. Hierher gehört pag. 5, wo auch die folgenden Nachrichten bei Assemani nachgewiesen sind. Doch scheint Wenrich den Nikolaos Damaskenos, den ich bei Assemani nicht finde, mit Porphyrios verwechselt zu haben.

nal berichtigt. Zahlreiche Uebersetzungen griechischer Kirchenväter kamen bald hinzu, und schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts übersetzten Hibas, Kumas und Probos, drei Lehrer an der Akademie zu Edessa, aristotelische Schriften, im folgenden Jahrhundert Phokas Edessenos den Dionysios Areopagites, im siebten Jakob Bischof von Edessa des Aristoteles Dialektik und die Isagoge des Porphyrios ins Syrische, ihrer eigenen Werke nicht zu gedenken.

Diese segensreiche Anstalt zerstörte, wie gesagt, Zeno der Isaurier von Grund aus deshalb, weil sich ihre Lehrer in der Dogmatik an die Lehre des Bischofs Nestorios hielten, dessen fast von der ganzen syrischen Kirche getheilte Meinung über die doppelte Natur in Christo, im Gegensatz gegen die von dem alexandrinischen Bischof Kyrillos von Alexandrien behauptete Meinung über die Einfachheit beider Naturen in Christo, schon im Jahr 431 auf der Kirchenversammlung zu Ephesos zuerst durch ein geschicktes Manöver des ränkevollen Kyrillos verdammt, alsdann in voller Versammlung für richtig erklärt, und schliesslich durch den Kaiser Theodosius II. selbst wiederum verdammt war. Jahrhundertelang hatte sich der Kampf um diese dogmatischen Spitzfindigkeiten unter verschiedenen Namen in verschiedenen Nüancen fortgesponnen, durch Hofkabalen reichlich unterstützt; zu Zeno's Zeit (477—491) hatte er sich der Gemüther selbst des Volks schon so sehr bemächtigt, dass ein Gegenkaiser Basiliskos, auf eine der beiden kämpfenden Parteien gestützt, den rechtmässigen Kaiser auf kurze Zeit verdrängen konnte, und nur durch das Uebergewicht der andern wieder gestürzt ward[1]). Was aber die Wissenschaft in Syrien und dem römischen Mesopotamien durch die Vernichtung der Schule zu Edessa verlor, das gewann sie reichlich wieder in Persien. Beidemal, bei der ersten Bedrückung wie bei der gänzlichen Aufhebung der Schule, fanden die vertriebenen Gelehrten

1) *Hase (Kirchengeschichte, S. 145 ff.)* stellt diese für den Gesammtverlauf der Culturgeschichte einflussreichen Zänkereien kurz, aber in scharfen Umrissen und mit Nachweisung der Quellen trefflich dar.

dort zuvorkommende Aufnahme, die meisten derselben vertheilten sich als Bischöfe persischer Christengemeinden in verschiedene Städte des weiten Reichs, und gründeten statt Einer untergegangenen eine Menge neuer Pflanzschulen des Christenthums und der Wissenschaft nach dem Vorbilde jener. Auch zu Nisibis fanden viele der Vertriebenen eine Zuflucht, und nun ward die dortige Schule eine der berühmtesten. Sie zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüthe acht hundert Schüler. Uns kümmert grade sie jedoch am wenigsten, weil ihr Statut das Studium der Medicin und weltlicher Wissenschaften überhaupt, als unverträglich mit der Theologie, gradezu ausschloss. Die dürftigen und sehr zerstreuten Nachrichten über all diese Schulen sammelte Assemani [1]).

Am wichtigsten für uns ist, ihrer besondern Bestimmung und ihres wenigstens in späterer Zeit grossen Rufes wegen, die Schule der Medicin zu Gondischapur [2]) in der persischen Provinz Khuzistân, von unbekanntem Alter. Abendländische Schriftsteller wissen nichts von ihr, und gedenken nicht einmal der Stadt; Syrer Perser und Araber lassen sie alle bis auf Einen von Schapur I. dem Sohne Ardeschir's (regierte 241—271) erbauen, und der einzige Amru, welcher Schapur II. mit dem Beinamen Dhulaktaf (regierte 309— circa 380) zu ihrem Erbauer macht, fügt Umstände hinzu, die eine Verwechselung beider Könige bei ihm verrathen. Demungeachtet meinte Sprengel [3]) die Erbauung der Stadt Schapur II. zuschreiben zu müssen, und Männer wie Rehm [4]), Ritter [5]),

---

1) *Assemani bibliotheca Orientalis Clementino-Vaticana III, pars 2, pag. 924 sqq.* (Das Hauptwerk für die Geschichte der Nestorianer). Die Stelle aus dem Statut der theologischen Schule zu Nisibis steht S. 942.

2) گندی شابور Gondi Schapur, ist der persiche Name der persischen Stadt; in der weicheren Mundart der Araber heisst sie جندی سابور G'ondi Sabur, (das ġ wie im Italiänischen als weichen Zischlaut zu sprechen), die Burg Schapur's oder Saburs. Daher die mannichfache Schreibung des Namens bei europäischen Schriftstellern, als Gandisabor, Dschondisapur, u. s. w.

3) *Sprengel, Gesch. der Arzneikunde II, (dritte Aufl.) S. 340 ff.*

4) *Rehm, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Kassel. II, Abtheil. II, 1833, Seite 130 in der Anmerkung.*

5) *Carl Ritter, vergleichende Erdkunde IX, S. 171 f.*

Wenrich[1]) und Andere schlossen sich seiner Meinung an. Die Sache bedarf daher einer nochmaligen Untersuchung, der ich mich nicht entziehe.

Die historischen Zeugen über Gondischapurs Gründung, die wir bis jetzt kennen lernten, sind nach dem Alter geordnet folgende: 1. Gregorius Barhebräus, Verfasser der syrischen Chronik, oder, wie er als Verfasser der arabisch geschriebenen kurzen Geschichte der Dynastien genannt zu werden pflegt, Abulfarağ (das g am Ende ein weicher Zischlaut), ein Historiker und Arzt des XIII. Jahrhunderts; 2. Amru des Matthäus Sohn, der um 1340 seinen Turm, ein Werk über Geschichte und Lehre der orientalischen Kirche geschrieben; 3. der Historiograph der Sassaniden-Dynastie Mirkhond, gestorben 1498, und 4. das Lob Altawarik, das heisst Mark der Geschichte, von Ommia Jahia Ben-Abdallatif Alkazwini, gestorben 1542.

Barhebräus nun in seiner syrischen Chronik[2]) erzählt von Schapur I., nachdem derselbe den Kaiser Valerianus gefangen genommen, und mit dessen Nachfolger Gallienus Frieden geschlossen, hätte er in Persien eine Stadt erbaut gleich wie Byzanz, und sie Gondischapur genannt. Dahinein hätte er den Kaiser gesetzt, mit welchem zugleich mehrere erfahrene griechische Aerzte dahin gekommen, welche die hippokratische Medicin im Orient verbreitet hätten. — Hiernach scheint unser Gondischapur bald nach dem Jahre 260, in welchem Valerianus das Unglück hatte in Schapurs Gefangenschaft zu gerathen, erbaut zu sein; und in den griechischen Aerzten des Kaisers möchten wir die Begründer der dortigen medicinischen Schule begrüssen. Doch will ich den Verdacht nicht verschweigen, den mir die Worte „in Persien" erregen. Das persische Wort Pars, so wie das arabische Fars, denen das mir unbekannte syrische unseres Textes ohne Zweifel entspricht, bedeutet gar nicht die persische Monarchie in ihrem ganzen Umfange, sondern die Provinz Fars oder Farsistân. Auch in

1) *Jo. Georg Wenrich, l. c. pag. 9 sq.*
2) *Assemani, l. c. III, pars II, pag. 44.*

dieser Gegend hatte Schapur I. eine Stadt erbaut und nach seinem Namen Schapur genannt. Die weitläuftigen, prachtvollen, mit Felssculpturen verzierten Ruinen derselben wurden neuerlich wieder aufgefunden, und begründen die Vermuthung, dass grade diese Stadt zur Verherrlichung seines Sieges über Valerianus von Schapur gegründet sei[1]). Gregorius Barhebräus scheint demnach die beiden Städte Gondischapur in Khuzistân und Schapur in Farsistân verwechselt zu haben. Von einer medicinischen Schule in der letztern wissen wir aber sonst nichts.

Darf ich mich, was keinen Zweifel leidet, auf die lateinische Uebersetzung der syrischen Worte in jener Stelle durch den tief gelehrten Assemani verlassen, so begreife ich nicht, wie Sprengel a. a. O. sagen konnte, er fände zwischen dem syrischen und arabischen Texte die grösste Uebereinstimmung. Ich finde das Gegentheil. In der arabischen kurzen Geschichte der Dynastien nach des eben so gelehrten Pococke's Uebersetzung[2]), die ich zum Ueberfluss noch selbst mit dem Original verglichen habe, sagt Abulfarag̓ beim Kaiser Valerianus nur, er wäre in Schapur's Gefangenschaft gerathen, von Gondischapur kein Wort. Erst beim Kaiser Aurelianus erzählt er, derselbe hätte mit Schapur Frieden geschlossen, und ihm seine Tochter zur Ehe gegeben. Für sie hätte Schapur darauf die Stadt Gondischapur erbauen lassen. Aurelianus aber hätte im Gefolge seiner Tochter einige griechische Aerzte dorthin gesandt, welche die hippokratische Medicin im Orient gelehrt hätten. Im sechsten Jahr hätte Aurelianus die Christen unterdrücken wollen, doch während er damit umgegangen, wäre er vom Blitz erschlagen worden. — Dagegen ist manches einzuwenden. Die Vermälung der griechischen Princessin mit dem persischen König, von der kein Anderer etwas weiss, erklärte schon Tillemont in seiner Kaisergeschichte für eine Fabel. Sprengel rügt vorzüglich, dass Aurelianus mit Schapur niemals

---

1) Vergl. *Ritter's vergleichende Erdkunde VIII, S. 827 ff.* und *IX, S. 171.*

2) *Gregorii Abul-Pharajii historia compendiosa dynastiarum, Arabice edita, Latine versa, ab Ed. Pocockio, Oxoniae 1663, 4., pag. 82* der Uebersetzung.

Krieg geführt hätte, folglich auch nicht Frieden mit ihm hätte schliessen können, so wie dass er durch Meuchlerhand und nicht durch einen Blitzstrahl gefallen sei. Mir ist ausserdem noch auffallend, dass die abgekürzte arabische Geschichte in diesem Fall mehr enthält, als desselben Verfassers sonst ausführlichere syrische Chronik, und dass sie das, worin sie mit jener übereinstimmt, auf andere Personen und Zeiten überträgt. Aurelianus ward zum Kaiser erwählt 270, also zehn Jahr nach des Valerianus Gefangennehmung, und nur zwei Jahr vor Schapur's Tode. Assemani vermuthete in unserer Stelle eine Verwechselung des Namens Aurelianus mit Valerianus, damit ist den Schwierigkeiten indess nicht abzuhelfen. Johann Heinrich Schulz [1]) wollte umgekehrt in der arabischen Version eine Verbesserung von des Verfassers eigener Hand erblicken, und geht über die Unrichtigkeiten, die sie enthält, hinweg. Ich halte alles, was darin vom syrischen Text abweicht, für einen untergeschobenen, am unrechten Ort angebrachten Zusatz, jenen syrischen Text aber, bis auf die muthmasslich angedeutete Verwechselung, für ein glaubhaftes Zeugniss.

Nach Amru [2]), der nun folgt, hatte Schapur II. Dul-Ektav die Stadt Gondischapur gegründet, nachdem er eine ungeheure Beute aus dem römischen Gebiet, vornehmlich aus Antiochia dorthin geschleppt hatte. — Diese Nachricht findet Sprengel glaubhafter. Allein Schapur II. kam erst 309 als neugebornes Kind zur Regierung, und die einzige bekannte Plünderung Antiochia's durch die Perser, von der Amru sprechen kann, erfolgte schon unter Schapur I. nicht lange nach des Valerianus Gefangennehmung, nach Clintons Fasti Romani vermuthlich im Jahr 262. Amru's Worte: „und dieser erbaute Gondischapur, nachdem er eine ungeheure Beute u. s. w." müssen daher nothwendig auf Schapur I. gehen, von welchem kurz vorher die Rede war, obgleich sie grammatisch auf Schapur II. zu beziehen sein mögen, dessen

1) *Jo. Henr. Schulz de Gandisapora Persarum quondam academia medica*, — in den *Commentarii Academ. scient. imperial. Petropolit. Tom. XIII ad annum 1741—43, pag. 437 sqq.*

2) Bei *Assemani II, pag. 398.*

Name unmittelbar vorangeht. Auch das Folgende unterstützt diese Auslegung. Amru fährt fort, auch den Bischof von Antiochia Demetrios hätte Schapur mit weg geführt, und diesen hätte Papa, der Bischof von Seleucia, zum Bischof der neuen Stadt bestellt. Von der Zeit an hätte der Bischof von Gondischapur in der orientalischen Kirche stets den ersten Rang nach dem Patriarchen eingenommen. — Nun wissen wir durch Assemani, dass Papa schon 246 zum Bischof, später zum Patriarchen erhoben ward, und 325 starb, mithin unter der Regierung beider Schapurs lebte; das vertrüge sich also mit beiden Auslegungen. Aber einen Bischof Demetrios von Antiochia kennen die abendländischen Kirchenhistoriker gar nicht, dagegen einen Demetrianus. Nach Eusebios [1]) folgte er dem Fabios unter Gallienus; auf ihn folgte Paulus von Samosata um die Zeit, als Xystus ölf Jahr lang die römische Kirche regiert hatte, das heisst um 268. Das passt also nur auf die Zeit Schapur's I., nicht II., und lässt die Richtigkeit meiner Auslegung nicht mehr bezweifeln.

Nach Mirkhond [2]) hatte sich Schapur II. Dul-Ektav verkleidet an den Hof nach Konstantinopel begeben. Er ward entdeckt, und musste den Kaiser zwei Jahr lang als Gefangener zu Fuss auf seinen Feldzügen durch Fars und Irak begleiten. Bei der Belagerung Gondischapurs entkam er in die Festung u. s. w. Nach diesem Schriftsteller existirte also die befestigte Stadt bereits, als Schapur II. seine kriegerische Laufbahn begann. Dass ein Schapur sie gründete, verräth aber der Name, folglich Schapur I.

Am bestimmtesten spricht sich unser letzter Zeuge aus, Ommia Jabia, indem er sagt: „die Stadt Gondischapur in Khuzistân ward von Schapur Ben-Ardeschir gegründet" [3]).

---

1) *Eusebii hist. ecclesiast. VII, cap. 14* und *17.*

2) *Sylv. de Sacy, mémoires sur diverses antiquités de la Perse etc., suivis de l'histoire des Sassanides, traduite du Persan de Mirkhond. Paris 1793. 4. pag. 312.*

3) In der lateinischen Uebersetzung des *Ommia Jahia* von Gaulmin, in *Büsching's Magazin f. d. neue Historie und Geographie XVII, S. 16* steht Tehend-Sapor; ich lese Tchend-Sapor. Aus demselben Schriftsteller excerpirte dieselbe Stelle d'Herbelot unter dem Artikel Schabur Ben-Arde-

Ich fasse jetzt die Ergebnisse dieser Aussagen zusammen. Dass Schapur I. die Stadt Gondischapur gegründet, lässt sich nicht mehr bezweifeln; darin stimmen alle Zeugnisse überein, und wenn Amru etwas anderes zu sagen scheint, so beweisen doch seine eigenen Worte, dass er nichts anderes gemeint haben kann; denn in Fars lag keine Stadt namens Gondischapur; dass Barhebräus sie dahin verlegt, ist eine Verwechselung, die hier nicht weiter in Betracht kommt. Erbaut zu sein scheint die Stadt aber nicht sofort nach des Valerianus Gefangennehmung, und nicht zum Gedächtniss dieser Kriegsthat, wie Barhebräus in Folge der erwähnten Verwechselung sich einbildete, sondern, wie Amru sagt, erst nach der Plünderung Antiochias, die wahrscheinlich im Jahr 262 erfolgte.

Daraus aber auf ein gleich hohes Alter der medicinischen Schule zu Gondischapur zu schliessen, wie Joh. Heinr. Schulz [1]) geneigt zu sein scheint, wage ich nicht. Von ihr hören wir mit Bestimmtheit erst in viel späterer Zeit reden, und wir wissen nicht, ob sie ein nationales Institut der Perser war, oder ob heidnisch-griechische, oder christlich-syrische Aerzte sie gründeten. Ersteres anzunehmen, fehlt indess jeder Grund. Das zweite scheinen Barhebräus und der unbekannte Interpolator seiner Geschichte der Dynastien anzudeuten, indem sie griechische Aerzte schon zur Zeit des Valerianus oder des Aurelianus nach Gondischapur kommen, und durch sie von dort aus die hippokratische Medicin sich verbreiten lassen. Von einer medicinischen Lehranstalt daselbst spricht jedoch keiner von bei-

schir, und schrieb Dschondi-Schabur. Er setzt irrig, wie wir jetzt wissen, hinzu: „welches das Susiana der Alten ist." Dadurch liess sich C. F. Richter in seinem *historisch-kritischen Versuch über die Arsaciden- und Sassaniden-Dynastie* (Leipzig 1804) *S. 167*, verleiten von Susiana zu sagen, was er hätte von Gondischapur sagen sollen. Auch begeht er das zweite Versehen, die Worte, zu denen d'Herbelot ausdrücklich das Werk des *Ommia Jahia* (dem Titel nach, doch ohne hier den Verfasser zu nennen) citirt, einem ganz andern Schriftsteller, dem Khondemir, in den Mund zu legen, aus dem sie d'Herbelot soll entlehnt haben.

1) An dem in der vorigen Anmerkung angeführten Ort.

den, Andere wissen von einer so frühen Einwanderung griechischer Aerzte in Persien überhaupt nichts, und die ganze Geschichte hat augenscheinlich das Ansehen einer zur Verherrlichung der späteren Schule erfundenen Legende, an dergleichen nächst Indien kein Land so reich ist wie Persien. Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die dritte Hypothese, dass sich unter den gelehrten syrischen Nestorianern, welche eine theologische Schule zu Gondischapur errichteten, auch Aerzte befanden, die mit den theologischen zugleich medicinische Studien verbanden. Ueberhaupt scheint medicinische Praxis eins der Hauptmittel gewesen zu sein, wodurch sich die Nestorianer in Persien Duldung, oft sogar die Gunst der Könige erwarben. Die christliche Kirche zu Nischapur in der Provinz Khorasan unterandern liess König Schapur II. Dul-Ektav oder dessen Enkel König Behram auf die Bitte des dortigen sehr geschickten Arztes Thajaduros (Theodoros) erbauen [1]), und Beispiele von hohen Geistlichen der orientalischen Kirche, die zugleich Aerzte waren, von Aerzten, die auf die Besetzung hoher Kirchenämter entscheidenden Einfluss ausübten, kommen häufig vor; einige derselben werde ich gleich anzuführen Gelegenheit finden. In einem freilich etwas späten Reglement für die Schulen der Nestorianer vor Theodosios [2]), erst Metropoliten von Gondischapur, seit 852 Patriarchen, wird der Gang der Studien genau vorgeschrieben, und diejenigen, welche sich der Medicin widmen wollten, mussten sich dazu durch bestimmte christlich asketische Uebungen vorbereiten. Damals standen demnach die medicinischen und theologischen Studien in den Schulen der Nestorianer überhaupt, nicht bloss zu Gondischapur, in genauester Verbindung; sollte dieses Band nicht ein ursprüngliches gewesen sein? Dies vorausgesetzt, war die medicinische Schule zu Gondischapur grade so alt wie die dortige Metropolitankirche. Der Archimandrit Bademus,

---

1) Nach *Ibn Abi Ozzaibiah* bei *Wüstefeld*, *Geschichte der arabischen Aerzte und Naturforscher. Göttingen 1840, 8., Seite 6.*

2) Ueber ihn sehe man *Assemani III, pars 1, pag. 509 sqq.* Sein Reglement *daselbst pag. 341 sqq.* und *pars II, pag. 940 sqq.*

enthauptet durch Schapur II. im Jahr 366 [1]), hatte nämlich zu Lapeta oder Beth-Lapat (nach K. Ritter [2]) der syrische Name für Ahwâz der Perser) ein Kloster und eine Schule errichtet; später, wir wissen nicht wann, ward diese Schule zugleich mit dem Sitz eines Metropoliten von dort nach Gondischapur verlegt [3]). Es muss das aber spätestens vor 523 geschehen sein, denn aus dieser Zeit kennen wir bereits einen Metropoliten Jakob von Gondischapur. Gegen den Einspruch mehrerer Metropoliten, zu denen auch er gehörte, waren in jenem Jahr zwei verschiedene Patriarchen von zwei Parteien einander gegenüber gestellt. Den Einen, Narsi oder Narses, begünstigte Jozach, Bischof der Huziten, (der Bewohner von Khuzistân), der als geschickter Arzt die Gemalin des Königs Kovad von einer gefährlichen Krankheit geheilt hatte; den andern, El-Ischa oder Elisäus, unterstützte Birva oder Beroes, des Königs Leibarzt, und der König selbst war ihm wegen seiner eigenen medicinischen Erfahrenheit geneigt [4]). So haben wir denn die Uebersiedelung der Schule von Lapeta nach Gondischapur zwischen die Jahre 366 oder kurz zuvor und 523 beschränkt, und es ergiebt sich daraus, dass Amru's früher mitgetheilte Erzählung, wodurch das Alter der Schule auf den Bischof Papa und die Zeit Schapur's. I zurückgeführt werden sollte, wie auch Assemani meint, ins Gebiet jener Legenden gehört, von denen ich so eben sprach. Mitten in jenen Zeitraum, nämlich ins Jahr 489, fällt die Zerstörung der Schule zu Edessa, deren gelehrte Vorsteher sich, wie wir sahen, über ganz Persien zerstreuten. Unwahrscheinlich ist daher die Vermuthung wohl nicht, obgleich sie immer nur Vermuthung bleiben wird, dass

---

1) *Assemani I, pag. 193.*

2) *Ritter's vergleichende Erdkunde Bd. IX. S. 173* (wo jedoch die Quelle der Angabe fehlt), und über Ahwâz, gleichfalls der Vaterstadt berühmter Aerzte, *daselbst S. 219 ff.*

3) *Amru apud Asseman. II, pag. 409.*

4) Ausführlich erzählt die Geschichte dieses Schisma's **Amru** bei *Assemani III, pars 1, pag. 166 sqq.*

—

auch die Gründung der theologisch-medicinischen Schule zu Gondischapur mit jenem Ereigniss zusammenhing.

§. 6.

Persien unter Kesra Nuschirvan (532—579).

Eine kurze aber bemerkenswerthe Epoche in Persiens Culturgeschichte bildet die Zeit des Königs Kesra I. Nuschirvan (Chosroes der griechischen Historiker, regierte 532—579). Als Eroberer dehnte er sein Reich vom Oxus bis Yemen, vom Indus bis ans Mittelmeer aus; als Reformator der innern Verwaltung dieses weiten Reichs erwarb er sich den Beinamen des Gerechten; uns interessirt er als Beschützer der Wissenschaft. Nach Indien sandte er, um indische Bücher zu bekommen, seinen Leibarzt Burzweih oder nach einer andern Aussprache Barzujeh, welchen Ibn Ali Oszaibiah [1]) für einen Christen zu halten geneigt ist. Ausser andern Büchern brachte dieser eine Abschrift der Fabeln des Bidpai, wie auch das Schachspiel von da zurück, und übersetzte das genannte Werk ins Persische. Als denkenden Gelehrten bewunderten ihren König die Perser selbst nicht nur, sondern auch viele Griechen bildeten sich ein, er besässe den Platon und Aristoteles in persischer Uebersetzung, und wäre tiefer in die Speculationen dieser Philosophen, als einst Demosthenes in das Verständniss des Thukidides eingedrungen; was Agathias mit Recht, doch aus dem eitlen Grunde bespöttelt, der König wäre doch nur ein Barbar, und jene Meisterwerke in seine rohe musenlose Sprache zu übersetzen wäre unmöglich [2]). Doch wie dem sei, völlig grundlos konnte der Ruf der Weisheit und Gerechtigkeit Nuschirvan's, der sich über ganz Griechenland verbreitet hatte, nicht sein. Zu ihm flüchteten die sieben Philosophen und Mathematiker, die Justinianus von ihren öffentlichen Lehrstühlen vertrieb, und deren Gehalte er, um Kirchen zu bauen, und das

1) Bei *Wüstefeld a. a. O. Seite 6.*

2) *Agathios II, cap. 28.*

Heidenthum seiner letzten Stützen zu berauben, einzog [1]). Nuschirvan, meinten sie, hätte endlich den platonischen Staat auf Erden verwirklicht. In dieser Hoffnung fanden sie sich zwar bitter getäuscht; doch schon dass sie eine solche Hoffnung fassen konnten, spricht für den König, und dass er, als sie enttäuscht sich in ihr Vaterland zurücksehnten, sogar bei seinen Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser auf sie Rücksicht nahm, ihnen die freie Rückkehr und Unangefochtenheit wegen ihrer religiösen Ueberzeugungen ausbedang [2]), spricht noch lauter, wenn nicht für die Tiefe seiner speculativen Erkenntniss, so doch für die Höhe seiner Achtung vor der Wissenschaft. Ein anderer Philosoph oder Sophist, Uranios, den Agathias als einen unwissenden Prahler behandelt, doch vielleicht nur darum, weil er nicht gleich jenen sieben in den Tiefen des Mysticismus schwelgte, fand sich bald nach denselben mit einer kaiserlichen Gesandtschaft an Nuschirvan's Hofe ein, gefiel sich besser daselbst, und erfreute sich lange der königlichen Gunst und Freigebigkeit [3]). Vor allen aber war der körperlich oft leidende König den Aerzten zugethan, und zog die geschicktesten von allen Seiten herbei. Einer der berühmtesten Praktiker seiner Zeit war Tribunos aus Palästina. Dieser hatte ihn einst mit Erfolg behandelt, und war reichlich beschenkt wieder entlassen. Als der König aufs neue nach dem Arzt verlangte, befand er sich grade mit dem Kaiser in Krieg verwickelt. Er schloss einen Waffenstillstand, und machte dabei die Bedingung, Justinianus sollte ihm den Tribunos auf ein ganzes Jahr überlassen. Es geschah. Nach Jahresfrist foderte der König seinen Günstling auf, sich selbst seinen Lohn zu bestimmen. Tribunos bat nicht um Geld, sondern um die Freilassung einer Anzahl vornehmer griechischer Kriegsgefangener, und der König gewährte nicht allein diese Bitte, sondern setzte ausserdem noch

1) Ich sprach darüber schon im vorigen Buch §. 55 bei Damaskios, der einer jener sieben war.

2) *Agathias II, cap. 30, 31.* Nach *Wesselingii observat. var. libri duo pag. 117 sqq.* ward jener Friede geschlossen im Jahr 533.

3) *Agathias II, cap. 29.*

gegen drei tausend andere griechische Kriegsgefangene verschiedenen Ranges in Freiheit. Dass unter eines solchen Königs Herrschaft die Wissenschaften erblühen mussten, versteht sich von selbst.

§. 7.
Sergios, der muthmaassliche Uebersetzer der griechischen Landwirthschaft ins Persische.

Unter Nuschirwan's Regierung und in seiner Nähe lebte auch der persisch gebildete Grieche Sergios, der Freund des griechischen Historikers Agathias (lebte ungefähr von 536 bis 582). Auf dringendes Bitten, erzählt derselbe [1]), hätte sich Sergios von den Aufsehern des persischen Hofarchivs historische Nachrichten über die persische Geschichte verschafft, dieselben ins Griechische übersetzt, und ihm zur Benutzung freundschaftlich mitgetheilt. Er fügt hinzu, Sergios wäre der beste Uebersetzer, und als der Gelehrteste beider Reiche von Chosroës (Kesra) selbst bewundert. Nach Agathias begegnen wir, wie ich nicht zweifeln kann, demselben Manne erst wieder bei Syrern und Arabern unter dem wenig veränderten Namen Sargis oder Serğis. Bar-Hebräus nennt ihn in seiner syrischen Chronik [2]) den Archiater Sargis, und den ersten, der philosophische und medicinische Bücher aus dem Griechischen ins Syrische übersetzte. Darin irrt er; denn wie Wenrich [3]) nachgewiesen, übersetzten Kumas, Probos uud Hibas schon im fünften Jahrhundert einige aristotelische Schriften ins Syrische. Liegt der Grund des Irrthums vielleicht darin, dass Sergios zuerst auch ins Persische übertrug? An einer andern Stelle [4]) lässt sich Bar-Hebräus folgendermassen über ihn aus: „Um dieselbe Zeit, als Ephraim von Amida noch am Leben war, kam der Archiater Sargis aus Ras Ain (in Mesopotamien) nach Antiochien, um den Bischof jener Stadt Askolios bei Ephraim zu

1) *Agathiae historiar. lib. IV, cap. 30* zu Anfang.
2) In *Assemani biblioth. orient. II, pag. 315.*
3) *Wenrich de auctor. Graecor. versionibus etc. pag. 11.*
4) *Assemani l. c. pag. 323.*

verklagen. Sargis war ein beredter, in der griechischen und syrischen Literatur bewanderter und sehr gelehrter Arzt, ein freiwilliliger Eunuch (soll wohl heissen unvermält), wie aus seinem Prolog hervorgeht, doch von verdorbenen schimpflichen Sitten, durch Ueppigkeit und Habsucht befleckt.“ Letzteres Urtheil hält Assemani für eine Eingebung des Sektenhasses. Bekanntlich führt derselbe Schriftsteller, der uns jene Nachrichten syrisch aufbewahrte, vor seinen arabischen Schriften den Namen Abul-Farağ, und als solcher erwähnt er in seiner kurzen Geschichte der Dynastien dreimal des Serğis Arrasaini, wie er ihn nach arabischer Aussprache nennt. Nach einem kurzen Bericht über den Lauf der Weltereignisse von des Kaisers Julianus Tode bis auf Justinus II. setzt Abul Farağ [1]) in seiner ungenauen Weise hinzu: „Um diese Zeit blühete Serğis Rasaini der Philosoph, der griechische Bücher ins Syrische übersetzte, und selbst andere schrieb. Er war ein Anhänger des Severus.“ Das ist die erste Stelle. Dann verfolgt Abul Farağ die Weltgeschichte weiter bis auf den Kaiser Heraklius, und bemerkt am Schluss [2]): „Um diese Zeit blühete Ahron der alexandrinische Priester. Sein Compendium der Medicin besitzen wir syrisch. Es besteht aus dreissig Abschnitten, denen Serğis zwei andere hinzufügte.“ Zum dritten mal wird des Serğis als eines musterhaften Uebersetzers nur beiläufig gedacht, und Abul Farağ fügt hinzu [3]): „Dieser Serğis war der aus Ras Ain, der Jakobit, der die griechischen Wissenschaften ins Syrische übertrug.“ Wir wollen diese Stellen etwas näher beleuchten.

In der ersten Stelle bietet uns zur Zeitbestimmung Severus noch einigen Halt. Unstreitig ist der Patriarch von Antiochien zu verstehen, der, verwickelt in den unseligen Streit über die verschiedenen Naturen in Christo, im Jahre 519 sein Amt verlor, und unter dessen noch vorhandenen, von Fabricius [4]) verzeich-

1) *Abulpharaji histor. compendios. dynastior. edid. Pococke pag. 94.*
2) *Ibidem pag. 99.*
3) *Ibidem pag. 172.*
4) *Fabricii biblioth. graec. IX, pag. 348.*

neten Briefen drei an einen Grammatiker Sergios gerichtet sind. Dass er selbst philosophischer Schriftsteller war, bestätigt Ebed-Jesu in seinem Katalog syrischer Bücher [1]), worin er des Sergius Rasainensis Commentarii in dialecticam verzeichnet. Bis so weit passt alles sehr gut zusammen. Assemani will zwar in einer Anmerkung zu dieser Stelle des Ebed-Jesu nicht entscheiden, ob der darin genannte Sergius und der Freund des Agathias identisch seien, entfernt aber, denke ich, selbst jeden Zweifel, indem er fortfährt: „Das Zeitalter beider, der Ort, das Studium und die Sprachkenntniss stimmen überein." Auch die dritte Stelle schliesst sich ohne die mindeste Schwierigkeit an. Nur die zweite erregt einiges Bedenken. Wie kann Sergios jenes Ahrons Werk fortgesetzt haben, der nach Abul Farağ weit jünger war als er? Diesen Widerspruch versuchten Wüstenfeld und Theoph. Röper auf verschiedene Weise zu lösen, denen sich noch eine dritte Weise im Nothfall hinzufügen lässt. Wüstenfeld [2]) findet es wahrscheinlich, beide Männer wären Zeitgenossen gewesen, Sergios hätte am Ende der Regierung des Justinianus als junger Mann in Ruf gestanden, Ahron wäre zu Anfang der Regierung des Heraclius in hohem Alter gestorben. Dem steht aber entgegen, dass des Agathias Freund unmöglich so jung sein konnte, und dass sich Abul Farağ in beiden Stellen desselben Worts bedient, welches bekannt oder berühmt werden anzeigt, also offenbar die mittlere Lebenszeit beider andeuten sollte. Auch irrete Wüstenfeld, indem er aus den angeführten Worten folgerte, Ahron hätte syrisch geschrieben; im Gegentheil sagt Bar-Hebräus in einer von Röper angezogenen Stelle ausdrücklich: „Auch unter den Syrern waren ausgezeichnete Aerzte, wie Sergius Rasainensis, welcher zuerst philosophische und medicinische Bücher aus dem Griechischen ins Syrische übersetzte, und Athanasius (Röper conjecturirt Aëtius) Amidensis, und Philogrius, und Simeon der Mönch mit dem Beinamen Taibutha, und der Bischof Gregorius

1) *Assemani biblioth. orient. III, pars 1, pag. 87.*

2) *Wüstenfeld, Geschichte der arabischen Aerzte, Nr. 9.*

und der Patriarch Theodosius, und Honain der treffliche Sohn des Isḥaq, und viele, die ihnen folgten bis auf den heutigen Tag. Aber der Presbyter Ahron war kein Syrer, sondern Gosius ein gewisser Alexandriner übersetzte sein Buch aus dem Griechischen ins Syrische.“ Diesen Gosius nun hält Röper [1]) nicht ohne Grund für den Gesios des Suidas [2]), der unter Zeno und Anastasius, also vor Justinianus lebte, und versetzt dem zufolge den Ahron ins fünfte Jahrhundert. Ausser dieser mir sehr einleuchtenden Hypothese bleibt nur noch übrig, den mit Ahron in Verbindung gesetzten Serĝis, dem Abul Faraĝ den Beinamen Rasaini nicht beilegt, für eine ganz andere sonst völlig unbekannte Person zu halten, was nicht wahrscheinlich ist.

Weit unsicherer, wie sicher er auch auf den ersten Blick erscheint, ist der nächste und wichtigste Schritt, den wir zu machen haben. Ibn Abî Oszaibiah [3]) sowohl wie auch H'aĝĝî Chalîfah [4]) sprechen von einem Serĝis Ben Heliâ (Sohn des Elias), dem Uebersetzer des Qosthûs von der griechischen Landwirthschaft. Ist auch dieser noch identisch mit dem Freunde des Agathias? Es scheint so, denn Ibn Abî Oszaibiah nennt ihn ausdrücklich Arrâsî (aus Râs Ain). Aber er stellt ihn mitten unter die alten arabischen Uebersetzer, die doch sämmtlich jünger sind als unser Sergios, und lässt ihn die griechische Landwirthschaft ins Arabische übersetzen; eben so H'aĝĝî Chalîfah, da doch unser Sergios nach Agathias nur ins Persische, nach Abul Faraĝ auch ins Syrische zu übersetzen pflegte, und eine arabische Literatur zu seiner Zeit, welche die Araber selbst die Zeit der Unwissenheit nennen, noch gar nicht existirte. Irgend eine Verwechselung muss hier nothwendig obwalten; entweder übersetzte Serĝis Ben Heliâ nicht ins Arabische, oder er war verschieden von dem Sergios des Agathias, und sehr viel jünger. In

1) *Theophil Roeper lectiones Abulpharagianae. Fasc. 1 (unicus). Gedani 1844. 4. Pag. 33.*

2) *Suidas voce Γέσιος, I, pag. 1096 edit. Bernhardy.*

3) Bei *Wüstenfeld a. a. O. nr. 8 und Seite 135 nr. 22.*

4) *Haji Khalfa, edid. Fluegel V, pag. 132.*

letzterm Falle wäre es sehr befremdend, dass ein dem Abul Farağ so gut bekannter Uebersetzer ins Syrische den übrigen arabischen Literatoren ganz entgangen wäre. Weit natürlicher löst sich die Verwirrung, wenn wir annehmen, der Eine identische Sergios hätte die griechische Landwirthschaft des Qosthûs aus dem Griechischen nicht ins Arabische, sondern ins Persische, und ein Unbekannter hätte sie später aus dieser Sprache ins Arabische übersetzt. Weil es aber nach H'aǧǧî Chalîfah noch drei andere arabische Uebersetzungen desselben Werkes gab, die man für minder gelungen hielt, so hätte jene auch im Arabischen fortwährend den Namen des Sergios bewahrt. Ich gründe diese Hypothese vornehmlich darauf, dass H'aǧǧî Chalîfah in der That auch einer Uebersetzung der griechischen Landwirthschaft ins Persische unter dem Titel Berznameh (Saatbuch) gedenkt, und dass in der bodleyschen Bibliothek nach Wenrich sogar noch jetzt eine aus dem Persischen gemachte arabische Uebersetzung jenes Werks aufbewahrt wird.

Und so meine ich denn, wenn nicht bewiesen, doch sehr wahrscheinlich gemacht zu haben, dass selbst die Theorie des Landbau's schon unter Kesra Nuschirwan bei den Persern Eingang gefunden hatte. Nehmen wir die Werke über Heilmittellehre dazu, so fehlte es den Persern schon damals nicht mehr an den beiden gewöhnlichen Trägern der Botanik bei den Alten. Nur über das Maass ihrer Kenntnisse in beiden Fächern wissen wir nichts. Auf die Frage, wer denn jener Qosthûs sei, den die Araber bis auf Ibn Alawwâm und Ibn Baithâr herab einmüthig für den Verfasser der griechischen Landwirthschaft erklären, werde ich später bei der arabischen Literatur zurückkommen.

§. 8.

Persische Aerzte nach Nuschirwan.

Aus der Zeit von Nuschirwans Tode (579) bis zum Untergange der Sassaniden-Dynastie und des persischen Reichs (um 652) wird uns nur noch ein einziger berühmter Arzt genannt, Alh'arits Ben

Kalda aus Tsaqîf[1]). Er hatte die Medicin zu Gondischapur studirt, und darauf längere Zeit in Persien practicirt und grosse Reichthümer erworben. Er war aber von Geburt kein Perser, sondern ein Araber aus der Gegend von Mekka, und kehrte später in sein Vaterland zurück, wo er beim Profeten und dessen erstem Nachfolger Abû Bakr als Arzt in grossem Ansehen stand, obgleich er niemals zum Islam übergetreten zu sein scheint, weil sein Sohn als ein Gegner des Islam bezeichnet wird. Ob er Schriftsteller war, wissen wir nicht.

Es versteht sich von selbst, dass mit dem Untergange des persischen Reichs, und dem Uebertritt der bei weitem meisten Perser zum Islam, die persische Sprache nicht unterging. Allein was wir in dieser Sprache von medicinischer Literatur späterer Zeit, die hier allein in Betracht kommt, kennen, unterscheidet sich ausser der Sprache so ganz und gar nicht von der arabischen Literatur, wie sich etwa französisch geschriebene Bücher moderner Russen von der russischen Literatur nicht unterscheiden. Ich könnte sie daher geradezu mit der arabischen zusammenfassen. Weil man sie jedoch beim Nachschlagen eher hier als dort suchen wird, mag das Wenige, was ich darüber zu sagen habe, hier Platz finden. Ich halte mich dabei fast ganz an:

Seligmann, K., über drei höchst seltene persische Handschriften. Ein Beitrag zur Literatur der orientalischen Arzneimittellehre. Wien 1833. 8.

Die erste der darin beschriebenen Handschriften ist eine Arzneimittellehre von Abu Manszûr Mowafiq Ben Ali Alharâwî, gewidmet dem Samaniden-Fürsten, dem Amir Almanszûr Ben Nûh, der zu Bochara residirte und den glaubhaftesten Nachrichten zufolge nach funfzehnjähriger Regierung im Jahr der Higradt 365 (976 n. Chr.) starb. Auf dem Thron der Chalifen sass um jene Zeit Almofadhdhil Mothibillah, doch ausser dem Titel des Re-

1) *Abul Pharajii histor. compendios. dynastiar. edid. Pococke, pag. 99.* Vergl. *Wüstenfeld, Geschichte der arab. Aerzte u. Naturforscher, Seite 8 und 9,* wo er Ben Keleda genannt wird.

genten, sagt Abulfeda [1]), war nichts in seiner Gewalt. Die Samaniden namentlich hatten sich, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach längst unabhängig gemacht, und ihre Hauptstadt Bocbara zu einem Hauptsitz der Wissenschaft und Poesie erhoben. Dort lebte unterandern auch lange vor unserm Abu Manszûr der hoch berühmte Arzt Arrâzi, von dem ich nur deshalb, weil er ein Araber war, erst später sprechen kann. Die schönste Blüthe Bocbara's war indess zu Abu Manszûr's Zeit schon vorüber. Vom Leben dieses Mannes ist nichts bekannt, als was sein Name sagt, dass er aus Harât in Chorasan gebürtig war. Von seinem genannten Werke bat uns Seligmann selbst einen Auszug geliefert:

Liber fundamentorum pharmacologiae. Auctore Abu Mansur Mowafik ben Ali al hervi. Epitome codicis manuscr. etc. Primus Latio donavit Romeo Seligmann. Pars I. Vindobonae 1830. — Pars II. Accedunt notae ex codicibus manuscr. persicis ineditis (auctore Nur eddin Muhammed Abdullah Schirasio et auctore Ali ben Husein el Ansari) nec non ex lexico persico Burhani Kati, aliisque. Ibidem 1833. 8.

Und von den beiden längern Artikeln, dem vom Wein und dem vom Wasser, hat er in seiner vorgenannten Schrift Seite 14 ff. eine vollständige deutsche Uebersetzung geliefert. Leider sind, wie er selbst sagt, von der ersten Hälfte des Auszugs nur wenige Exemplare in den Buchhandel gekommen; und da die kleine Schrift über die drei Handschriften, welche nothwendig mit jenem Auszuge verbunden sein muss, auch wieder separat erschienen ist, so sind dadurch vollständige Exemplare seltener gemacht als billig. Auch kann ich nicht leugnen, wie dankbar ich das Ganze, was uns mit einem so merkwürdigen Schriftsteller bekannt gemacht hat, anerkenne, dass mir eine vollständige Uebersetzung des Originals ohne alle Erläuterungen lieber sein würde, als dieser mit so vielen, und doch ungenügenden Erläuterungen mühsam ausgestattete Aus-

1) *Abulfedae annales muslemici, edid. Adler, II, pag. 439.*

zug, der uns doch nur ein halbes Urtheil über den Verfasser gestattet.

In alphabetischer Ordnung handelt derselbe von allen ihm aus den Werken der Griechen Römer Syrer und Inder bekannt gewordenen Heilmitteln. Nur der Perser gedenkt er nicht. Sollte ihm kein persisch geschriebenes Werk über Heilmittel zu Gebot gestanden haben? Denn Perser von Geburt, die arabisch geschrieben hatten, kommen freilich unter seinen Citaten vor. Reicher an Uebersetzungen und Originalwerken über Medicin als die persische war die arabische Literatur zu seiner Zeit sicher schon, und bedeutungslos ist auch wohl nicht, dass er den arabischen Namen der Heilmittel stets voranstellt, dann erst den persischen, oft auch den griechischen römischen syrischen und indischen folgen lässt. Dass er jedoch ausser dem Persischen und Arabischen noch andere Sprachen verstanden hätte, daraus zu schliessen wage ich nicht. Seligmann giebt in dem Buch über die drei Handschriften Seite 11 folgendes Verzeichniss der von Abu Manszûr citirten Schriftsteller, die ich mir indess, so weit ich die Original-Orthographie ihrer Namen kenne, nach meiner Weise zu schreiben erlaube:

Hippokrates
Aristoteles
Platon
Pythagoras
Joannes
Masarĝawaih
Ibn Sohr Bocht
Ibn Almasiĥ
Gâbir (Geber)
Ali Rebn
Âbu Mahir

Dieuches
Philotimos
Paulos Aeginetes
Mengeh (?)
Sinan Tâbit
Moĥammad Ben Zakaria
Naufil (?)
Rata (?)
Biĥail (?)
G'alck der Inder
Seriferkadet der Syrer.

Davon sind in Seligmanns Auszuge mehrere übergangen, und doch finde ich darin noch folgende Schriftsteller citirt, die im Verzeichniss fehlen:

Fûlûthibas, vermuthlich eine Entstellung aus Philotimos, und

Musa, vielleicht identisch mit Abu Mahir, dessen eigentlicher Name Mûsa war, vielleicht der alte Mûsa Ben Châlid.

Die mit einem Fragezeichen versehenen möchte ich, freilich nur dem Klange der Namen nach, für Inder halten.

Für den Botaniker hat der Auszug wenig, aber doch einigen Werth durch die Synonyme, so wie zuweilen durch die Angabe der Gegenden, woher die besten Sorten der Heilmittel kamen. Beschreibungen liefert der Auszug gar nicht, obgleich das Original dergleichen enthalten muss, da Seligmann versichert, viele Artikel wären vollständig aus Dioskorides übersetzt. Der Hauptvorzug des ganzen Werks ist aber sein Alter. Ibn Sînâ, dessen Heilmittellehre mit dieser in der ganzen Einrichtung viel Aehnlichkeit zu haben scheint, ward 370 d. H. (980 n. Chr.) geboren, Abu Manszûr muss, wie wir gesehen haben, vor 365 geschrieben haben. Aber auch nicht viel früher, wenigstens nicht vor 350, dem Regierungsantritt seines Herrn. Seligmann betrachtet den Mohammad Ben Zakariâ (Arrâzî), wahrscheinlich 311 d. H. gestorben, und den im Jahre 311 d. H. gestorbenen Sinan (Ben) Tâbit (Ben Qorrah) als die beiden jüngsten von Abu Manszûr citirten Schriftsteller. Sollte nicht der Perser Abu Masir (Mûsa Ben Jûsof Ben Sajjar, in Wüstenfelds Geschichte der arabischen Aerzte Nr. 116) noch jünger gewesen sein? Er war nach Ibn Abi Oszaibiah der Lehrer des im Jahr 384 d. H. (994 n. Chr.) verstorbenen Alî Ben Abbâs.

Ein anderes persisch geschriebenes Werk über Heilmittel nennt H'aggî Chalifah[1]) Ichtiârât albadîa, und sagt, der Verfasser, der Schaich Alî Ben H'osain Alanszârî, sei gestorben 770 (1386 oder 87). Zu diesem zwar noch existirenden, doch noch unedirten Werke verfertigte des Verfassers Sohn H'osain Ben Alî Alanszârî ein alphabetisches Register, worin er die Aussprache der Namen der Heilmittel ausführlich erörterte. Die Handschrift dieses Werks ist die zweite, wovon Seligmann in seiner zuerst genannten Schrift Nachricht giebt. Ich erwähne beider Werke und ihrer Verfasser hier nur aus dem Grunde, weil sich

---

1) *Haji Khatfae lexicon, edid. Flügel I, pag. 197 nr. 266.*

an das erste derselben der Beweis der Armuth der spätern persischen Literatur an Werken solcher Art knüpft. Ein neupersischer Arzt, Mir Mohammad Mumin, den ich jedoch nur durch Royle[1]) kenne, schrieb um 1669, und nennt sich selbst ausdrücklich den vierten, der in persischer Sprache über Heilmittel geschrieben. Als den ersten rühmt er den Verfasser jenes Ichtîârât albadia. Dass es zur Zeit der persischen Monarchie mehr solcher Werke gab, wissen wir. Der allmälige Uebergang der altpersischen in die neupersische Sprache erklärt dies gänzliche Vergessen nicht. Verstanden doch auch neuere Griechen ihren Hippokrates nicht mehr ohne Glossen und Commentare, und desto eifriger bemühten sie sich um ihn. Der wahre Grund liegt sicher in dem Uebergewicht, welches die den Persern verständliche arabische Literatur gewann, und an der Armuth ihrer eigenen Literatur nach des Reiches Fall. Gebührt nun auch den ältern syrischen und persischen Aerzten gemeinschaftlich das Verdienst, den Arabern, ihren rohen Ueberwindern, die Neigung zur Medicin eingeimpft, und dadurch den Grund zu einer höchst wichtig gewordenen Schule der Medicin gelegt zu haben: so ragt doch keiner von ihnen so hervor, dass er als Markstein dastände in der Geschichte der Wissenschaft, ihr eine entschiedene und nachhaltige Richtung gegeben hätte. Ihre bescheidene Aufgabe hatten sie erfüllt; sie traten ab vom Schauplatz der Literargeschichte.

---

1) *Royle, Versuch über das Alterthum der indischen Medicin. Aus dem Englischen übersetzt von Wallach, Seite 26.*

Drittes Kapitel.

Zur Geschichte der nabathäischen Landwirthschaft und Botanik.

§. 9.

Qutsâmî, der Verfasser der nabathäischen Landwirthschaft, und seine Vorgänger.

Die von frühern Historikern sehr vernachlässigte Nation der Nabathäer machte vor nicht langer Zeit der gelehrte Orientalist Quatremère [1]) zum Gegenstande einer weitläuftigen Untersuchung. Er hält die Nabathäer, obgleich weder Herodotos noch das alte Testament dieses Namens gedenken, für die Ureinwohner Babylons, von wo aus sich ihre Colonien nach verschiedenen Seiten, besonders über das peträische Arabien und die arabische Küste des rothen Meeres verbreiteten. Ihm zufolge gehörten sie zu dem grossen Stamme der aramäischen Völkerschaften, waren den Syrern nahe verwandt, und redeten eine der syrischen sehr ähnliche Sprache. Sie besassen von unvordenklicher Zeit her eine sehr hohe Bildung, rühmten sich selbst die Erfinder aller Wissenschaften zu sein, und beschäftigten sich vornehmlich mit Handel und Ackerbau.

Noch jetzt besitzen wir in arabischer Uebersetzung wenigstens die grössere Hälfte eines nabathäischen Werks und zahlreiche Bruchstücke aus allen Theilen desselben bei arabischen Schriftstellern, unter dem Titel der nabathäischen Landwirthschaft. Es bestand aus neun Büchern. Das zweite und dritte befinden sich handschriftlich in der pariser, das dritte vierte und fünfte in der bodleyschen, und fünf Bücher, ich weiss nicht welche, in der leidener Bibliothek [2]). Gedruckt ist davon noch nichts; allein der arabische Agronom Ibn Alawwâm, dessen Werk wir im Original

1) *Quatremère, sur les Nabatéens, im Nouveau Journal Asiatique, vol. XV, 1835, sect. I, pag. 5, II, pag. 97, III und IV, pag. 209.*

2) *Wüstenfeld, Geschichte der arab. Aerzte und Naturforscher, nr. 96.*

gedruckt besitzen [1]), machte es zu einer seiner Hauptquellen, und giebt oft seitenlange Auszüge daraus, bald unter jenem Titel, bald unter dem Namen seines Verfassers Qutsâmî (Quatremère schreibt Kouthaji), seltener unter dem des arabischen Uebersetzers Abu Bakr Ibn Wahaschidt (Quatremère schreibt Wahschijah). Auch Ibn Baithâr, den wir jetzt wenigstens in deutscher Uebersetzung gedruckt besitzen [2]), citirt (II, S. 546) den Ebn Wahaschnah (statt Wahaschijjah) in der nabathäischen Landwirthschaft, und sehr häufig bloss das Buch der Landwirthschaft, worunter, wie die Vergleichung mit Ibn Alawwâm lehrt, die nabathäische zu verstehen ist. Dies Werk ist nun nicht nur an sich höchst bedeutend, sondern es eröffnet uns auch einen merkwürdigen Blick in die frühere Literatur der Nabathäer. Quatremère, der nur die beiden in Paris vorhandenen Bücher benutzte, und die Fragmente bei Ibn Baithâr und Ibn Alawwâm, auf die ich zurückkommen werde, überging, spricht sich darüber in folgender Weise aus [3]):

„Die Nabathäer besassen in ihrer Sprache eine ziemlich grosse Menge von Werken verschiedener Art. Eins dieser Bücher erzählte die Abenteuer des Tamuz, des Adonis der Griechen. Ein Schriftsteller namens Sagrit, dessen Zeitalter man nicht genau kannte, und der folglich in einer sehr fernen Zeit gelebt haben musste, hatte eine Abhandlung über den Ackerbau in Versen, ein grosses Werk über die Medicin, ein anderes über die Eigenthümlichkeiten der Zeiten geschrieben. Letzteres, sagt man, war ein bewunderungswürdiges Werk von grosser Ausdehnung und unverkennbarem Nutzen, für welches er kein Vorbild gehabt hatte. Das erste Werk, das über den Ackerbau, war in Kapitel getheilt, und jeder Vers enthielt einen doppelten Reim, einen auf das erste und einen auf das letzte Wort. In jedem Ka-

1) *Abu Zacaria etc. Ebn El Awam de agricultura. Traducido etc. por J. A. Banqueri. Madrid 1802. — 2 voll. fol.*

2) *Ebn Baithar, übersetzt von J. Sontheimer. Stuttgart. 1840—1842. — 2 voll. Lexikonformat.*

3) *A. a. O. pag. 227.*

pitel fand sich die Aufzählung der Pflanzen, welche verschiedenen Gegenden eigenthümlich zukamen. Dujabi galt für den Verfasser eines dem Syrer Mardajad gewidmeten Werks. Er ward als ein Profet verehrt. Jambuschad, der lange nach Sagrit gelebt hatte, hatte kein besonderes Werk über den Ackerbau verfasst, sondern sich beflissen dem Gange Sagrit's zu folgen, indem er den Entdeckungen dieses die Früchte seiner eigenen Untersuchungen hinzufügte. Adam, sagte man, hatte tausend Blätter geschrieben, worin er die Pflanzen durchging, die in Einem Lande gedeihen, in einem andern nicht, und ihre Kräfte, ihre nützlichen und schädlichen Eigenschaften aufzählte. Ihm schrieb man auch ein grosses Werk zu über die Natur der Erden, ihren verschiedenen Geschmack, ihre Eigenschaften und Producte. Ein Theil dieser Werke existirte noch, als der Verfasser der nabathäischen Landwirthschaft schrieb. Barkuka aus der Stadt Babylon, so wie der Arzt Rawata, hatten Abhandlungen über die Gifte geschrieben. Kamas-Nehri hatte ein Gedicht geschrieben, worin er dem Weinstock den Vorzug vor den übrigen Pflanzen, und sogar vor der Palme gab. Auch ein Gedicht über den Wein hatte er geschrieben. Dem Kananiter Tamiri legte man ein Gedicht bei, worin der Nutzen der verschiedenen Winde beschrieben war. Noah galt für den Verfasser eines grossen Werks, welches ihm durch den Mond eingegeben war. Kuluscha, der sich einen Sendling der Sonne nannte, hatte über die Mysterien geschrieben. Maschi-Nehri hatte ein Werk verfasst, worin er sich bemühete die Nachtheile des Klima's von Syrien hervorzuheben, um das Buch des Kananiters Tamiri zu widerlegen, der zu beweisen suchte, dass Syrien den Vorzug vor Babylon verdiente. Demselben Tamiri schrieb man die Antwort auf einen Brief zu, den Noah an ihn gerichtet hatte, um ihn zu vermögen, dass er den Dienst der Planeten aufgäbe, und nur den ewigen Gott anbetete. Kamasch-Nehri, der für den ältesten Schriftsteller galt, hatte ein Werk unter dem Titel Schiaschek in drei Kapiteln geschrieben, worin er vom Ackerbau und von der Pflege, welche die Pflanzen verlangen, handelte. Der Dichter Mabarderuka hatte ein Gedicht

geschrieben über einen durch den Karst verletzten Weinstock. Endlich hatte der schon genannte Dujabi, der den Titel des Fürsten der Philosophen führte, mit eigener Hand tausend Bilder gemalt, die er in einem Tempel in der Gegend von Tyr niedergelegt hatte, und unter jedem stand eine Inschrift, welche die Eigenschaft dieses Bildes angab. In demselben Tempel hatte er auch ein ausführliches Werk niedergelegt, enthaltend genaue Nachrichten über seine Absicht bei jedem der Bilder, und den Gebrauch, den man davon machen könnte. Zur Zeit, als der Verfasser der nabathäischen Landwirthschaft schrieb, war dieses Werk, so wie ein grosser Theil der Bilder verloren gegangen; nur hundert und achtzehn hatten sich erhalten, darunter eins, welches einen Weinstock darstellte. Hadschi-Chalfa citirt eine Abhandlung der Nabathäer über die Magie, übersetzt von Ibn Wahschijjah. Maimonides in seinem Werk More-Hannebukim citirt nach der nabathäischen Landwirthschaft die Namen noch mehrerer nabathäischer Schriftsteller, und diese Namen sind gesammelt durch Hottinger in seiner Historia orientalis."

So weit Quatremère. Eines entscheidenden Urtheils über das Alter dieser Literatur überhaupt und der nabathäischen Landwirthschaft ins Besondere enthält er sich zwar, doch begründet er seine Vermuthung darüber so ausführlich und zuversichtlich, dass sie sich wirklich als das Endergebniss der ganzen Untersuchung darstellt. „Zuvörderst, sagt er, steht fest, dass der Verfasser der nabathäischen Landwirthschaft unter den mancherlei Nachrichten, die er über asiatische Culte giebt, weder direct noch indirect auch nur ein Wort sagt, das sich auf das Christenthum bezöge. Man darf demnach voraussetzen, dass er sein Werk vor der Entstehung des Christenthums geschrieben habe." Noch grösseres Gewicht legt Quatremère auf den blühenden Zustand, worin das Werk die Stadt Babylon erscheinen lässt, einen Zustand, der auf die Zeit vor Gründung der persischen Monarchie schliessen lasse; denn nach derselben hätte die Stadt ihren früheren Glanz nie wieder erlangt. Von Ninive, fügt er hinzu, spräche der Verfasser wie von einer zu seiner Zeit noch existirenden Stadt, und wiewohl er vieler Orte in

Babylonien gedenke, so nenne er doch weder Seleukia noch Amapea noch Ktesiphon noch sonst eine der von den Seleukiden Arsakiden und Sassaniden erbauten Städte. Auch keinen griechischen oder römischen Schriftsteller führe er an; und schon die Erscheinung eines so grossartigen Werks in nabathäischer Sprache scheine zu beweisen, dass es zu einer Zeit verfasst sein müsse, in welcher Babylon noch nicht das Joch einer fremden Herrschaft trug. Aus diesen Gründen meint Quatremère das Werk über die nabathäische Landwirthschaft in das V. oder VI. Jahrhundert vor Chr., etwa in die Zeit des zweiten Nebukadnezar setzen zu dürfen. Ueber das Alter der noch frühern in der nabathäischen Landwirthschaft selbst angeführten Werke geht er mit der Bemerkung hinweg, er sei zwar weit entfernt, sie für Werke der Männer zu halten, deren Namen sie trügen, doch müsse man zugeben, dass die Bewohner Babylons eine beträchtliche Menge so alter Werke besessen hätten, dass man dieselben ohne Scheu für Producte Adam's Noah's u. s. w. ausgeben zu können geglaubt hätte.

Mich erinnert diese Beweisführung lebhaft an die des Alterthums der punischen Literatur von Heeren, und abermals liegt mir die Pflicht ob, die Fugen eines so anziehenden Gebäudes, wenn nicht zu sprengen, wenigstens etwas zu lockern. Eine Schwierigkeit dabei ist, dass mir die beiden Bücher der nabathäischen Landwirthschaft selbst, woraus Quatremère seine Beweise zog, verschlossen sind. Um so fleissiger studirte ich den Ibn Alawwâm und Ibn Baithâr, und fand zumal bei jenem manches, was vielleicht, wäre es ihm bekannt gewesen, meinen Gegner selbst stutzig gemacht hätte.

Ich fange an von Adam Enoch und Noah. Den ersten und letzten nannte uns Quatremère als nabathäische Schriftsteller, den zweiten finde ich als solchen in der Landwirthschaft bei Ibn Alawwâm noch häufiger als jene citirt. Wer hält ein Werk der griechischen Literatur noch jetzt für alt, weil es den Namen des Orpheus des Hermes oder sonst einer mythischen Person an der Stirn trägt? Im Gegentheil verrathen dergleichen Namen in der Regel spät untergeschobene Machwerke; und in der nabathäischen

Literatur sollten sie ein Beweis ihres Alters sein? Unmöglich! Und was berechtigt uns zu der Voraussetzung, die Nabathäer hätten unter jenen Namen dieselben Personen verstanden, die das alte Testament so nennt? Der arabische Uebersetzer der nabathäischen Landwirthschaft zweifelte freilich nicht daran, und erwähnt ihrer selten ohne den feierlichen Zusatz: glorreichen Angedenkens. Derselben Meinung war ein anderer arabischer Schriftsteller über die Religion der Sabäer, woraus uns Maimonides einige Stellen aufbewahrte, die Hottinger in seiner orientalischen Geschichte[1]) übersetzte. Allein eben dieser Schriftsteller belehrt uns, dass den Nabathäern ihr Adam keineswegs für den Stammvater aller Menschen galt, sondern dass sie drei ihrer Schriftsteller für älter hielten als ihn. Bei Hottinger heissen sie Jambuschar, Zegrit und Roan. Die beiden ersten sind offenbar dieselben, die bei Ibn Alawwâm Jambuschad und Szagrit (bei Quatremère Sagrit) heissen; den dritten möchte ich für denjenigen halten, der bei Ibn Alawwâm Duna, bei Quatremère Dujabi heisst. Da fehlt aber noch Kamasch-Nehri, der nach Quatremère selbst für den ältesten aller nabathäischen Schriftsteller gehalten ward. Man sieht, dass die Uebereinstimmung der Namen Adam Enoch und Noah mit denen des alten Testaments eine zufällige sein muss, aus der sich nichts folgern lässt. Wären diese Schriftsteller wirklich so alt, wie uns Quatremère überreden will, hätte wirklich zu Babylon lange vor dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert eine reiche hoch ausgebildete Literatur in nabathäischer Sprache existirt, wie ginge es zu, dass Herodotos und sämmtliche Schriftsteller des alten Testaments, denen doch Babylon bekannt genug war, nichts davon wussten? Hoch ausgebildete weit verzweigte Wissenschaft einer grossen Nation, zumal einer handeltreibenden, wie uns Quatremère die der Nabathäer schildert, lässt sich nicht unter den Scheffel stellen. Und welcher Art war diese Literatur! Zwar was uns

---

1) *Hottinger historia Orientalis. Tiguri 1651, 4. pag. 169 sqq.* Doch werden die Nabathäer hier meist Sabäer genannt. Die zunächst in Betracht kommende Stelle steht pag. 187.

Hottinger [1]) nach Maimonides davon mittheilt, giebt uns keine hohe Vorstellung; es ist eine Reihe von Büchern zauberhaften und astrologischen Inhalts. Ganz anders die nabathäische Landwirthschaft nach Quatremère. Da hören wir von einem philosophischen Werke, dem des Dujabi, einem Lehrgedicht, dem des Szagrit, einem Commentar dazu von Jambuschad, einem Werk über die Flora verschiedener Länder, also einer Art Pflanzengeographie, von Adam. Das alles scheint aber kein hohes Alter anzudeuten. Und nun gar in jenem Gedicht der künstliche Doppelreim! Perser und Araber späterer Zeit reimten, aramäische Völker, so viel ich von sachkundigen Männern erfahren habe, niemals, weder Hebräer, noch selbst der Syrer Ephraim aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wie war es möglich, dass Quatremère daran keinen Anstoss nahm! Noch mehr: in einem Fragment bei Ibn Alawwâm [2]) lehrt jener angeblich uralte Szagrît verschiedene Arten des Bodens nach den Pflanzen, die ein jeder trägt, unterscheiden; Eine Art erkennt man an derjenigen Zwiebel, welche die Griechen Aschkila, offenbar Scilla, nennen. Susad, ein in der nabathäischen Landwirthschaft oft citirter, von Quatremère übergangener Schriftsteller, spricht vom Hanf, und fügt hinzu [3]), den Samen desselben nenne man chinesisches Korn.

So viel zur Schätzung des Alters der Schriftsteller, welche Qûtsâmî in seiner nabathäischen Landwirthschaft anführt; sein eigenes Alter hoffe ich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit noch etwas näher bestimmen zu können. Bei ihm finden sich besonders häufig persische Pflanzennamen, die sein Uebersetzer durch arabische erläutert. Den Persern scheinen demnach die Nabathäer wenigstens einen beträchtlichen Theil ihrer Pflanzenkunde zu verdanken. Vom Lein sagt Qûtsâmî [4]), da er eine koptische Pflanze sei, so verlange er einen dem ägyptischen ähn-

1) *Hottinger l. c. pag. 176.*
2) *Ibn Alawwam I, pag. 60.*
3) *Ibidem II, pag. 117.*
4) *Ibidem II, pag. 111.*

lichen Boden. Von einer Abart der Myrte sagt er[1]), man pflege sie die **griechische** zu nennen, er selbst aber legt diesen Namen einer andern Abart bei. Eine um Babylon gebaute Getreideart bezeichnet er ausdrücklich[2]) mit ihrem **ionischen**, d. h. auch griechischen Namen, Chondrusch, d. h. Chondros. Von der Tharchun unterscheidet die Landwirthschaft bei Ibn Baithâr[3]) zwei Arten, die babylonische mit langen, und die griechische mit runden Blättern (jene hält man für Artemisia Dracunculus, diese wage ich nicht zu deuten). Unter den Synonymen des Tragopogons hat Dioskorides auch den Namen Kome, dieselbe Pflanze beschreibt die nabathäische Landwirthschaft bei Ibn Baithâr[4]) unter demselben Namen mit schwach veränderter Vocalisation, Qûmî. Griechische Orts- und Personennamen kommen allerdings nicht vor. Der in Banqueri's spanischer Uebersetzung des Ibn Alawwâm so oft wiederkehrende Demetrius war ein Missgriff. Im Original, abgedruckt nach einer einzigen oft incorrecten Handschrift, lautet der Name bald Thâschrû[5]), bald Thûmtsri[6]), am häufigsten Thâmtri[7]), einmal auch Thâmîr Alkîâni[8]). Es ist unzweifelhaft der von Quatremère angeführte Kananiter Tamiri, und statt Alkîâni ist in der letzten Stelle Alkânani, der Kananiter, zu lesen. Doch die Namen griechischer Schriftsteller zu verschweigen hatte Qûtsâmî vielleicht, wie wir bald sehen werden, einen besondern Grund, und die griechischen Städtenamen fanden bekanntlich, wie auch Quatremère selbst gelegentlich einmal bemerkt, bei den Orientalen niemals Eingang. In den mir zugänglichen Fragmenten der nabathäischen Landwirthschaft geschieht überhaupt ausser Babel, was oft vorkommt, nur noch einer einzigen Stadt Babyloniens Erwähnung:

1) *Ibn Alawwam I, pag. 249.*
2) *Ibidem II, pag. 47.*
3) *Ibn Baithar II, Seite 157.*
4) *Daselbst II, Seite 329.*
5) *Ibn Alawwam I, pag. 589.*
6) *Ibidem II, pag. 445.*
7) *Ibidem I, pag. 9, 378, 548, 589, 600 etc.*
8) *Ibidem I, pag. 584.*

vorzüglicher Safran, heisst es [1]), wird bei Holwân gezogen. Die Stadt existirt noch, über ihr Alter gehen die Meinungen ungewöhnlich weit aus einander. D'Herbelot [2]) versichert, sie wäre erbaut von dem Sassaniden-König Kobad, der 491 nach Chr. den persischen Thron bestieg. Leider verschweigt er seine Quellen. Wie ich vermuthe, sind es die beiden sehr jungen persischen Historiker Dschehan Ara und das Tarikh Beni Adam, die ich beide nur durch Richter [3]) kenne, und die von diesem ins sechzehnte Jahrhundert gesetzt und nicht sehr zuverlässig genannt werden. Beide zählen Holwân zu den von jenem Könige erbauten Städten. Aeltere und bessere persische Historiker lassen durch denselben König andere Städte gründen, nur Holwân nicht. Neuere Geographen, wie Ritter [4]) und Mannert [5]), erklären die Stadt unbedenklich für Chala, die Hauptstadt von Chalonitis bei Isidoros Charakenos, die dieser Geograph eine Griechenstadt nennt, halten sie aber zugleich für identisch mit Kelonä, welche Stadt nach Diodoros [6]) böotische Bewohner hatte, die einst durch Xerxes dahin verpflanzt waren. Die dritte Meinung endlich ist die, welche nach Cellarius und Bochard vorzüglich Assemani [7]) vertheidigte, es wäre zwar die von den Griechen Chala oder Kelonä genannte Stadt, zugleich aber auch die schon in den Büchern der Könige [8]) vorkommende Stadt Halach oder Hala. Ich habe darüber kein Urtheil, doch finde ich, dass die siebzig Dolmetscher diesen hebräischen Namen durch Elae übersetzen, wozu, wenn ihnen ein alt griechischer Name zu Gebot stand, kein Grund war.

Gehen wir auf den Inhalt des Werks tiefer ein, so verrathen

---

1) *Ibn Alawwam II, pag. 121.*

2) *D'Herbelot orientalische Bibliothek II, Seite 739.*

3) *Richter über die Arsaciden- und Sassaniden-Dynastie S 9 f. und 217 f.* (Hulmann statt Hulwan halte ich für einen blossen Druckfehler.

4) *Ritter vergleichende Geographie VII, Seite 116.*

5) *Mannert Geographie der Griechen und Römer V, 2 Seite 463.*

6) *Deodor. Sicul., XVII, pap. 110.*

7) *Assemani biblioth. oriental. III, 2 pag. 419.*

8) *Zweites Buch der Könige, Kapit. 17, Vers 6.*

schon die wenigen mir zugänglichen Fragmente vielfache Spuren eines streng schulgerechten Baus. Es ist ein System der Baumzucht und des Ackerbaus, errichtet auf physikalischer Grundlage, ausgehend von allgemeinen Principien, allmälig fortschreitend bis in das feinste Detail der Behandlung jeder besondern Culturpflanze, und ihrer Benutzung, wobei auch die nutzbaren wildwachsenden Pflanzen nicht vergessen werden. Neben diesem System her und mit ihm aufs engste verknüpft, zieht sich ein anderes eben so durchgearbeitetes System der Astrologie, und vielleicht neben diesem noch eins der Magie durch das ganze Werk. Doch letzteres, wenn es vorhanden war, hat Ibn Alawwâm so aufgedröselt, dass uns statt leitender Grundsätze der Zauberkunst nur die Anweisung zur Bereitung verschiedener Talismane und dergleichen mehr übrig blieb. Zu den astrologischen Vorschriften bedurfte es einer fest geregelten Zeitrechnung, und indem Qûtsâmî den grössten Werth bei allen landwirthschaftlichen Verrichtungen auf die Constellation des Mondes und der Sonne legte, so musste er ausser den Mondsmonaten zu 28 Tagen auch feste Sonnenmonate in Anwendung bringen. Jene benennt er nirgends mit eigenen Namen, sondern begnügt sich, vom Neumond oder Vollmond aus entweder die Grade am Himmelsbogen, die der Mond durchlaufen soll, oder auch nur die Tage zu zählen. So bezeichnet er das erste Mondsviertel durch vierzehn Tage oder neunzig Grade nach dem Neumond u. s. w. Die zwölf Sonnenmonate aber werden bald durch den Eintritt der Sonne in die verschiedenen Zeichen des Thierkreises, bald und zwar am häufigsten gradezu durch ihre bekannten syrischen Namen bezeichnet. Darauf, dass unter den Zeichen des Thierkreises auch schon die Wage vorkommt [1]), die den Griechen zu des Aratos Zeit noch unbekannt war, lege ich keinen Werth, da mich Ideler [2]) überzeugt hat, dass all jene Zeichen nicht von den Griechen erfunden, sondern ihnen von den Orientalen überliefert waren, und folglich

1) Z. B. bei *Ibn Alawwâm I, pag. 223* und öfter.

2) *Ideler über den Ursprung des Thierkreises, in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1838, II, S. 1 ff.*

bei den Nabathäern früher als bei jenen im Gebrauch sein konnten. Allein die Eintheilung des Jahrs in zwölf fest geregelte vom Monde unabhängige Sonnenmonate ohne Schaltmonat empfingen nach den Untersuchungen desselben gelehrten Chronologen [1]) die Syrer und nächstdem andere Orientalen erst von den Makedoniern. Auch diese hatten ursprünglich Mondsmonate von 28 Tagen, und erst seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kommen unter denselben Namen, welche früher die Mondsmonate führten, immer häufiger die Sonnenmonate vor, deren sich Qûtsâmî bedient. Früher als um diese Zeit kann er daher schwerlich geschrieben haben, und unstreitig entspricht auch die systematische Anordnung, das Ausgehen von allgemeinen Principien, dieser Zeit besser als jener grauen Vorzeit, in welche ihn Quatremère versetzt.

Auch an mancherlei Angaben, die eine Bekanntschaft mit griechischen Schriftstellern wahrscheinlich machen, fehlt es nicht, wie sich sogleich zeigen wird.

Das Wichtigste bei allen landwirthschaftlichen Verrichtungen ist der Stand des Mondes. Aussaat, Anpflanzung, Veredelung der Bäume, kurz alles, was wachsen soll, gedeihet am sichersten in den ersten vierzehn Tagen nach dem Neumonde, nicht so sicher in den nächst folgenden Tagen u. s. w. Jede Bewässerung Düngung Bearbeitung des Bodens dagegen ist am zuträglichsten in den nächsten vierzehn Tagen nach dem Vollmonde, weniger sicher in den nächst folgenden Tagen u. s. w. Dasselbe lehrten bekanntlich Griechen und Römer [2]), indem sie meinten, das Gegentheil befördere ein übermässiges Wachsthum des Unkrauts. Zugleich ist dabei auf den Stand der Sonne zu achten. In jedem der zwölf Sonnenmonate herrscht eins der vier Elemente vor, wie folgende Tabelle zeigt, in welcher ich statt der syrischen Namen der Monate und

---

1) *Ideler, Handbuch der Chronologie, I, Berlin 1825, S. 393 ff.*, besonders *S. 397 und 429 ff.*

2) *Columell. II, cap. 5. Plin. XVIII, cap. 32, sect. 75. Pallad. X, tit. 1. Geoponic. II, cap. 21 ad finem.*

Himmelszeichen die römischen setze, weil beiderlei Namen nach Ideler einander genau entsprechen. Begonnen zu haben scheint man das Jahr mit dem Herbst.

Monat:	Stand der Sonne im Zeichen:	Vorherrschendes Element:	Monat:	Stand der Sonne im Zeichen:	Vorherrschendes Element:
October.	Wage.	Luft.	April.	Widder.	Feuer.
November.	Skorpion.	Wasser.	Mai.	Stier.	Erde.
December.	Schütze.	Feuer.	Juni.	Zwillinge.	Luft.
Januar.	Steinbock.	Erde.	Juli.	Krebs.	Wasser.
Februar.	Wassermann.	Luft.	August.	Löwe.	Feuer.
März.	Fische.	Wasser.	September.	Jungfrau.	Erde.

Nun sind alle Geschäfte des Landmanns am sichersten zu verrichten unter der Herrschaft des Wassers und der Luft, unsicher werden sie in den Erdmonaten, und sind gänzlich zu unterlassen in denen des Feuers [1]). Ferner wird bei einigen Pflanzen ihres besondern Verhältnisses zu gewissen Sternen, z. B. bei Phaseolus seines Verhältnisses zu Mercur und Mars erwähnt, was wohl auch nicht ohne Einfluss auf ihre Behandlung bleiben konnte.

Nächst dem Stand der Gestirne kommen in Betracht die Beschaffenheit der Luft, mehr noch die des Wassers, am meisten die des Bodens, wobei die beliebten Elementarqualitäten des Warmen Kalten Feuchten und Trockenen in Babel wie in Athen und Alexandrien ihre Rolle spielen. Die Zeichen des Wassers in der Tiefe stimmen mit denen der Griechen und Römer so ziemlich überein. Dass dieselben Pflanzen in beiden Ländern als Wasserzeichen dienen sollen, könnte zwar in beiden eigene Beobachtung sein; allein sogar die Probe mit der Flocke reiner trockener Wolle, die man in eine Grube unter ein umgestürztes Gefäss legt, und so die Nacht über stehen lässt, um am Morgen zu prüfen, ob sie feucht geworden, fehlt nicht [3]). Am ausführlichsten aber wird die

1) Man vergleiche vorzüglich *Ibn Alawwâm I, pag. 223, und den Wirthschaftskalender II, pag. 428 ff.*

2) *Susad bei Ibn Alawwâm II, pag. 67.*

3) *Ibn Alawwam I, pag. 140 sq.; cf. Vitruv. VIII, cap. 1. Plin. XXXI, cap. 3, sect. 27. Pallad. IX, cap. 8. Geoponic. II, cap. 4 et 6.*

Lehre vom Boden behandelt, und sie, sagt Qûtsâmî [1]), ja sogar schon Szagrit [2]), sei die Grundlage und gleichsam die Quintessenz der gesammten Agronomie; denn der Boden sei das Princip der Vegetation. Sehr viele Arten des Bodens, mehrere als bei Griechen und Römern werden unterschieden nach ihrer Farbe ihrem Geruch nnd Geschmack, nach dem Gefühl, das sie zwischen den Fingern geben, nach ihrer Cohärenz und ihrem Verhalten gegen Nässe und Hitze, nach ihren gröbern und feinern Bestandtheilen u. s. w., und mancherlei Experimente zu ihrer Prüfung werden empfohlen, unter denen wieder mehrere mit den von Griechen und Römern angerathenen zusammentreffen, unterandern die Probe, eine Portion Erde in einem Gefäss mit reinem Wasser infundirt eine Zeit lang stehen zu lassen, und dann nach dem Geschmack, den das Wasser angenommen, auf die Beschaffenheit des Bodens zu schliessen [3]). Fast eben so ausführlich, und gleichfalls oft an griechisch-römische Vorbilder erinnernd, oft auch weit über sie hinausgehend, z. B. in der Anweisung zur Bereitung des sogenannten Compost, wird die Lehre vom Dünger behandelt. Bei jeder besondern Culturpflanze wiederholt sich dann, was wir bei Griechen und Römern selten finden, die Untersuchung, welche Arten des Bodens Düngers und der Bewässerung grade ihnen vor andern zusagen. Wer noch mehr Uebereinstimmendes unter unsern Nabathäern und den Abendländern verlangt, der lese die Schutzmittel gegen Krankheiten der Pflanzen und schädliche Thiere [4]); überall wird ihm längst Bekanntes begegnen.

Fassen wir das alles zusammen, und erinnern wir uns jener prahlerischen Aussprüche Qutsâmî's bei Quatremère, schon vor der Chaldäer Herrschaft hätten die Nabathäer Babylon bewohnt, ihres Stammes wären auch die Kananiter und Syrer, von unvordenklicher Zeit her hätten sie alle Wissenschaften gepflegt, wären die Erfin-

1) *Ibn Alawwam I, pag. 82.*

2) *Ibidem I, pag. 53, 54.*

3) Vergl. *Ibn Alawwam I, pag. 58* mit *Columell. II, cap. 2, sect. 20, Pallad. I, tit. 5, sect. 3, Geoponic. II, cap. 10.*

4) *Ibn Alawwam II, pag, 328 sqq.*

der derselben und hätten sie den andern Nationen mitgetheilt: so drängt sich mir wenigstens unwiderstehlich der Verdacht auf, Qûtsâmî habe die ihm wohl bekannten griechischen Vorgänger und alles, was auf seine Bekanntschaft mit ihnen hinweisen konnte, absichtlich und aus dem Grunde verschwiegen, um die den Griechen gebührende Ehre der Erfindung seiner eigenen altersstolzen Nation, seinem obscuren Szagrit, Enoch u. s. w. zuzuwenden. Dies angenommen, verschwindet zugleich das einzige scheinbar schlagende Argument, welches Quatrèmere für seine Behauptung aufzutreiben vermochte, die Erwähnung Ninive's als einer zur Zeit des Schreibers noch existirenden Stadt, wiewohl sich auch dabei noch fragt, ob sie wirklich zur Zeit Qûtsâmî's selbst, oder nur zur Zeit eines seiner älteren Interlocutoren noch existiren sollte. Das ist freilich nur Hypothese gegen Hypothese; doch die Entscheidung, welche von beiden mehr Glauben verdiene, überlasse ich meinen Lesern mit Zuversicht.

Die zweite Frage, vor welchem Zeitpunkt Qûtsâmî's Werk geschrieben sein muss, setzt eine Vorfrage voraus, die zu beantworten mein Material nicht hinreicht, nämlich die, ob er sich begnügte seinen vaterländischen Vorgängern ein ungebürlich hohes Alter und wissenschaftliches Verdienst anzudichten, oder ob er auch für sein eigenes Werk, vielleicht unter falschem Namen ein höheres Alter, als ihm zukam, simulirte. Wäre dieses, so bliebe vermuthlich jede fernere Untersuchung des wahren Alters fruchtlos; wäre jenes, so gewänne Quatremère's Bemerkung, dass sich in dem Werke nicht die entfernteste Beziehung auf's Christenthum zeigt, einiges Gewicht. Ich möchte dann daraus folgern, das Werk wäre vermuthlich, zwar nicht vor der Entstehung, doch vor der weitern Ausbreitung des Christenthums in Mesopotamien verfasst, also nicht jünger als das zweite oder dritte Jahrhundert nach Christus. Ins Arabische übersetzt ist es so spät, dass sich daraus auf die Entstehung des Werkes selbst nichts abnehmen lässt, nämlich nach Casiri [1]) im neunten, nach Hammer-Purgstall [2]) im ölften Jahrhun-

1) *Casiri biblioth. Arab. Escurial. I, pag. 322.*

2) *Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber V, S. 403.*

dert, nach Quatremère[1]) im Jahre 904, eine Zahl, die ihm vermuthlich die pariser Handschrift der arabischen Uebersetzung selbst darbot, und die als die bestimmteste das meiste Vertrauen verdient.

§. 10.
Qûtsâmî's specielle Pflanzenkunde.

Gesunde Physiologie wird man bei einem Lehrer der Zauberei weder suchen noch finden. Der natürliche Zusammenhang der Dinge kümmert ihn nicht, er achtet nur den übernatürlichen; und versucht er einmal der Natur etwas abzulauschen, so geschieht es unbesonnen und oberflächlich, so dass nur ein neuer Aberglaube daraus entspringt. So kannten z. B. Qûtsâmî und seine Gewährsmänner den Nutzen der Asche als Düngung, und die erregende Wirkung der Arome auf den thierischen Organismus; indem man diese beiden Erfahrungen combinirte, kam man auf den wunderlichen Gedanken, am fördersamsten für die Vegetation müsse die Asche aromatischer Pflanzen sein, ohne zu bedenken, dass das Aroma verbrennt, und dass, was den Thieren heilsam ist, den Pflanzen sogar schädlich sein kann. Aber Qûtsâmî's specielle Pflanzenkunde verdient, schon nach den dürftigen Auszügen aus seinem Werk bei Ibn Alawwâm und Ibn Baithâr zu urtheilen, unsere volle Aufmerksamkeit, und würde uns vermuthlich, hätten wir sein ganzes Werk vor uns, in Bewunderung setzen. Ibn Alawwâm beschäftigt sich als Georgiker nur mit Culturpflanzen, andere Pflanzen, an denen die nabathäische Landwirthschaft reich zu sein scheint, übergeht er ganz, oder gedenkt ihrer nur beiläufig. Selbst über Culturpflanzen hebt er aus jenem Werke nur das aus, was er darin seiner Meinung nach vollständiger oder besser als bei Andern, oder wenigstens abweichend findet. Bei manchen Culturpflanzen, die um Babylon gewiss nicht fehlten, finden wir daher aus der nabathäischen Landwirthschaft gar nichts angemerkt. Er giebt zwar gewissermassen als Anhang[2]) ein Verzeichniss solcher in Ba-

1) *Quatremère l. c. pag. 235.*
2) *Ibn Alawwam II, pag. 366.*

bylonien wildwachsender Pflanzen, welche nach Qûtsâmî theils einen ökonomischen, theils einen medicinischen Nutzen gewährten; es scheint jedoch, wie sich aus Ibn Baithâr abnehmen lässt, sehr abgekürzt zu sein, und enthält nur Namen. Beschreibungen hebt er selten aus, fast nur bei solchen Culturpflanzen, die er nicht kennt. Ganz anders verfährt Ibn Baithâr. Fast jeder seiner Auszüge aus der Landwirthschaft[1]), wie er Qûtsâmî's Werk abgekürzt zu nennen pflegt, enthält eine kürzere oder längere Pflanzenbeschreibung, seltener auch Angaben über ihre Heilkräfte; und viele dieser Beschreibungen stehen denen des Dioskorides, den besten, die man bis dahin besass, nicht nach. Es begreift sich aber leicht, dass er der Landwirthschaft nur Beschreibungen derjenigen Pflanzen entlehnt, von denen er bei andern Schriftstellern, deren ihm so viele und tüchtige zur Hand waren, entweder gar keine oder keine genügende oder endlich eine so abweichende Beschreibung fand, dass ihm die Identität der Pflanzen zweifelhaft erschien. Nun finde ich bei Ibn Alawwâm und Ibn Baithâr zusammen etwa 200 Pflanzennamen der nabathäischen Landwirthschaft, unter denen einige wahre Gattungsnamen zu sein scheinen, denen mehrere wahre Arten, oft freilich auch blosse Spielarten untergeordnet sind. Die meisten derselben kommen nur bei Einem der beiden Genannten vor. Ich schliesse daraus, dass das Original leicht noch einmal so viel oder mehr Pflanzen enthalten konnte. Und aus den Beschreibungen bei Ibn Baithâr schliesse ich, dass auch bei den von Ibn Alawwâm ohne Beschreibung angeführten Pflanzen im Original die Beschreibung nicht fehlte; ja noch mehr, dass das Werk, obgleich zunächst

1) Man hat oft ohne Prüfung vorausgesetzt, das von Ibn Baithâr so häufig ohne eine nähere Bezeichnung angeführte Buch der Landwirthschaft wäre das Werk des Ibn Alawwam. Das kann schon darum nicht sein, weil nicht bloss Ibn Baithâr selbst, sondern bei ihm oft auch der weit ältere Algâfaqî dasselbe citirt, z. B. I, pag. 21, 130, 326, II, pag. 329, 502. Die meisten der nach der Landwirthschaft beschriebenen Pflanzen kommen aber bei Ibn Alawwam gar nicht vor, und gehören dem östlichen Asien an; viele Pflanzen des letztern fehlen dagegen bei Ibn Baithâr, der daher jenen nicht einmal gekannt zu haben scheint.

ein georgisches, doch nebenher zugleich eine sehr ausgedehnte Heilmittellehre für Landwirthe enthielt, und sich grade in dieser durch den Reichthum an solchen Pflanzen auszeichnete, welche den Griechen wenig oder gar nicht bekannt waren. Sehr gerechtfertigt ist daher der Wunsch, dass die Engländer, denen die orientalische Literatur schon so vieles verdankt, ihr Augenmerk endlich auch auf dieses Werk richten, und was sie davon besitzen, der Oeffentlichkeit übergeben möchten. Vorläufig liefere ich hier ein Verzeichniss derjenigen Pflanzen des Werks, die ich in meinen beiden abgeleiteten Quellen fand, und bemerke darüber nur noch Folgendes.

Für die Vollständigkeit der Liste aus Ibn Baithâr stehe ich ein, für die aus Ibn Alawwâm nicht, da ich weder das Arabische noch das Spanische geläufig zu lesen bekenne. Gleichwohl enthält mein Verzeichniss auch aus letzterm manche Namen, die in Banqueri's Verzeichniss der in seinem Werk überhaupt vorkommenden Pflanzennamen fehlen. Ueber die Unbeständigkeit der Handschriften und Ausgaben in der arabischen Orthographie der Pflanzennamen klagt schon Freytag in der Vorrede zu seinem Lexikon. Bei Ibn Alawwâm, den Banqueri nach einer einzigen oft incorrecten Handschrift abdrucken liess (die sogenannte zweite ist eine Copie der ersten mit einigen Conjectural-Verbesserungen und — Verschlechterungen), erscheint mancher Name, so oft er wiederkehrt, anders geschrieben. Viele Fehler der Art berichtigte Banqueri, viele nicht, manche mögen beim Abdruck durch Schuld des Setzers neu hinzugekommen sein. Ich hielt mich in solchen Fällen so weit wie möglich an die Wörterbücher von Golius und Freytag, oder mit andern Worten an die treffliche leidener Handschrift des Ibn Baithâr, welcher jener, und an den Quâmûs, welchem dieser folgte. Eben so in der Vocalisation, die bei Sontheimer in seiner Uebersetzung des Ibn Baithâr oft sehr willkürlich ist.

Das Geschäft der Deutung der Pflanzennamen gehört nach meiner Meinung, die ich schon in der Vorrede zum ersten Bande dieses Werks motivirte, nicht zu denen des Geschichtschreibers der Botanik, weil es ein beständiges Rück- und Vorwärtsgehen von

Schriftsteller zu Schriftsteller verlangt. Schon in den beiden vorigen Bänden konnte ich aber diesem Grundsatz nicht immer treu bleiben, und das folgende Pflanzenverzeichniss würde ohne Zusatz der systematischen Namen sehr vielen meiner Leser ganz unverständlich sein. Aller Mühe ungeachtet, die ich auf die Deutung dieser Pflanzen verwandte, stehe ich indess für die Richtigkeit vieler derselben nicht ein. Wäre uns die Flora Babyloniens bekannter, so würden freilich viele Beschreibungen, zumal die bei Ibn Baithâr, eine ziemlich sichere Deutung gestatten; leider kennen wir indess jene Flora so gut wie gar nicht. Nur kümmerliche Bruchstücke daraus lieferte Ainsworth in seinen Travels and researches in Asia minor, Mesopotamia, Chaldea etc. London. 1842. 2 voll. Uud leider stand mir nicht einmal dies Werk zu Gebot, sondern nur der Auszug daraus, den Ritter in seiner vergleichenden Geographie Band XI, Seite 499 ff. lieferte. Gleichwohl wird man aus meiner Benutzung dieses Schriftstellers erkennen, wie viel Aufklärung über specielle Botanik der Araber sich von ferneren botanischen Untersuchungen des Orients erwarten lässt.

Verzeichniss der Pflanzen der nabathäischen Landwirthschaft.

A. bedeutet Ibn Alawwâm, Bth. Ibn Baithâr, S. den Uebersetzer des erstern Sontheimer, Bq. den des letztern Banqueri, Ath. Ainsworth. Ein Stern bedeutet eine Beschreibung oder ausführlichere Erörterung der Pflanze.

Atroǵ, Citrus medica. اترج

A. 109, 133, 317*. Den reinen Baum nennt ihn Adam.

Atsl, Tamarix articulata. اثل

Die Asche davon zur Düngung A. 112. Sie selbst verträgt keinen Dünger A. 133.

Iġġâsz, Prunus domestica. اجّاص

A. 342.* Die Bergpflaume, Prunus insitica? Bth. 17,* lässt sich nicht cultiviren. Vergl. Schâhlûk.

Achrasâġ, Fici spec.? اخرساج

Ein der Feige ähnlicher Baum in heissen Ländern und Wüsten Bth. 18.*

Idschir, Andropogen Schoenanthus? اذخر

Zwei Arten, die babylonische, und die aus H'eġâz (der Gegend von Mekka und Medina) werden zur Verfertigung eines Talisman's empfohlen. A. II. 337 und 338.

Adsrijun اذريون

Auch Qazwini spricht von dieser Pflanze in de Sacy chrestom. Arabe III, pag. 397 der Uebersetzung; und in der Anmerkung dazu pag. 481 erklärt de Sacy den Namen für einen persischen, welcher feuerfarben bedeutet. A. II, pag. 278 unterscheidet drei Arten, die Gartenpflanze, deren Blumen aprikosenfarbig zwischen gelb und roth sind, eine wilde mit groben rauhen, und eine andere mit zarten feinen Blättern. Die wilde soll in einigen Gegenden mannshoch werden. Bth. pag. 21* giebt aus verschiedenen Schriftstellern mehrere Beschreibungen, auch einiges aus der Landwirthschaft, was A. ausgelassen. Schon Ibn Sina schreibt ihr mit Berufung auf Dioskorides die Kraft zu die Geburt zu fördern, wenn die Gebärende sie in der Hand halte. Plempius hielt sie daher für Cyclamen Diosc. Allein nach den Beschreibungen scheint es eine Composita zu sein, doch schwerlich Matricaria, wie Bq., noch Calendula officinalis, wie S. meinen.

Arz, Oryza sativa. ارز

A. II, 55 et 59.*

Azâdirachdt, Melia Azedarach. زادرخة

A. 334.*

As, Myrtus communis. اس

Die Fürstin der Wohlgerüche. Davon drei Arten, die ge-

wöhnliche grüne, die blaue, die von Einigen die griechische (alrûmi) genannt wird, und die gelbe. Von der letztern giebt es wieder drei Sorten, Zarnab (m. s. dieses Wort), die chorasanische, und die blaue, welche die griechische ist. A. 240.*

Asârûn, Asarum Europaeum? اسارون

Wird zu den wilden nutzbaren Pflanzen gerechnet. A. II, 366.

Isfânâǵ, Spinacia oleracea. اسفاناج

A. II, 161.* Bth. 34.*

Asal, Juncus communis. اسل

Zeigt Wasser an. A. 140.

Ischkâthâman, Cruciferar. spec. اشكاطامن

So nennen Aschscherif und Ibn Wahschabah (unstreitig Ibn Wahaschijjah, der Uebersetzer der nabathäischen Landwirthschaft) nach Bth. 91 die Pflanze, die Bth. selbst Anfas alnafas (wörtlich der Seelen Seele) nennt, und mit Eruca vergleicht.

Ischkilla, Scilla maritima? اشكلّه

Dem Namen nach gewiss die genannte Pflanze, in der That aber vermuthlich irgend eine andere mit starker Zwiebel versehene Asphodelea der Flora Babylonica. Denn Jambuschad bei A. 60 sagt zwar ausdrücklich: diejenige Pflanze, welche die Griechen so nennen, allein er lässt die Pflanze nicht am Meeresstrande wachsen, sondern betrachtet ihr Vorkommen als Zeichen eines guten schweren Bodens um Babylon. Der Verf. der nabath. Landwirthsch. selbst bei A. II, 386 weist ihr ähnliche Standorte an. Vergl. Onszal.

Afsintin, Artemisia Absinthium. افسنتين

Ein Zeichen der Bodenart. A. 60.

Iklîl almalik, Melitotus. اكليل الملك

Ein Wasserzeichen. A. 140.

Amberbâris, Berberis. امبرباريس

Bth. 79.*

Amîrûn. اميرون

Eine nützliche wilde Pflanze A. II, 365. Aber der Name

scheint verschrieben zu sein. Bq. möchte Iszfun, صفون, lesen. Das ist Isopyrum. Lieber lese ich Asrun, اسرون, das ist nach Bth. 301 der andalusische Name der Capsella Bursa pastoris, die nach Bth. von vielen Aerzten auch das babylonische Lepidium genannt werden soll.

Bâbûnağ i. e. Oqĥuwân, Pyrethrum Parthenium. A. II, 310* — بابونج وهو الاقحوان

Auch als Wasserzeichen 140.

Bâchirûği. Papilionacea. — باخروجي

Beschreibung und medicinische Wirkung bei Bth. 118.

Bâdarûğ, Ocimum Basilicum. — بادروج

A. II, 291.* Davon drei Arten, unter denen eine alqarnafalî, caryophyllata genannt wird. — Die Asche davon als Zusatz zu scharfem Dünger A. 120.

Bâdinağân, Solanum Melongena. — بادنجان

A. 93. 111. II, 249.* Wird nach Ath. noch jetzt in Mesopotamien eben so genannt und angebaut.

Bor, Triticum sativum. — بر

A. II, 21.* Auch unter dem Namen H'intadt, A. II, 22 und 41. A und Bth. behandeln beide Namen als Synonyme, in der nabath. Landwirthsch. scheint jedoch nur Bor vorzukommen, und jetzt heisst die Pflanze in Mesopotamien nach Ath. Honta.

Bordî, Cyperus Papyrus. — بردى

A. 139. Ein Wasserzeichen. Von Benutzung der Pflanze ist nicht die Rede.

Birsîânâ, Chenopodium ambrosioides? — برسيانا

Bth. 130.* Wild in der Gegend von Babylon. Als Gemüse und Heilmittel benutzt.

Baszal, Allium Cepa. — بصل

A. II, 197.* I, 60. Andere Arten siehe unter Onszal.

Bothm, Pistacia Terebinthus. — بطم

Zeigt Wasser an. A. 139. Beschreibung Vorkommen und Cultur II, 382.*

Bathîch, Cucumis Melo. بطيخ

Davon nach Szagrit fast zahllose Arten, worunter eine die runde indische. A. 109. Ihre Cultur A. II, 225.* Nach Ath. noch jetzt in Mesopot. unter demselben Namen.

Baqladt albâridadt. بقلة البارِدة

A. 64. Verbessert den Boden, auf den man es aussäet. Es ist daher schwerlich Convolvulus arvensis, obgleich es Bth. I, 155 für Synonym von Lablâb erklärt, wozu er Helxine Diosc. zieht.

Baqladt alḣamkâ, Cerinthe minor. بقلة الحمقا

A. II, 157. Die Bestimmung nach Bth.

Baqladt allainadt, Portulaca oleracea. بقلة اللينة

A. 111.

Bolbûs, Ixiae spec.? بلبوس

Eine Zwiebel ohne Schuppen von bitterm zusammenziehenden Geschmack. Bth. 162. Die Pflanze des Dioskorides, die Bth. dazu citirt, hält man für Muscari comosum; allein nach Ath. wird jetzt in Mesopotamien besonders die Zwiebel einer Ixia und die des Crocus häufig genossen. — Wächst nach Szagrit auf festem schweren Boden. A. 60.

Balluth, Quercus. بلّوط

A. 258.* II, 363.

Bonduq, Corylus Avellana. بندق

A. 133. 350. II, 365. — Jetzt in Mesopotamien Finduk. Ist also nicht Guilandina Bonduc, die im Arabischen denselben Namen führt. Als Synonym davon wird A. 350 G'illuz, جلوز, aufgeführt.

Banafsaǵ, Viola odorata. بنفسج

A. 133. 321. II, 280.*

Tormos, Lupinus albus. ترمس

A. 73. II, 100.*

Toffaḣ, Pyrus Malus. تفّاح

A. 108. 133. 331.* Jetzt Tuffa. Ath.

Tût, Morus alba. توت

A. 290.* Des Birnbaums Bruder, nennt ihn Susad. Heisst dort noch so. Ath.

Tîn, Ficus Carica. تين

A. 299.* Männlich und weiblich. 572. Heisst dort noch so. Ath.

Tsûm, Allium sativum. ثوم

A. 111. II. 201.*

Tsîl, Agropyrum repens? ثيل

A. 140. Zeigt Wasser an. Daher ich es hier eher für eine Calamagrostis halten möchte.

G'âwarsch, Panicum miliaceum? جاورش

A. II, 77.* So deutet Wafid bei Bth. 237. diese Pflanze. Nach der nabath. Landwirthsch. selbst scheint es ein mit Sorghum verwandter Andropogon zu sein, und A. erklärt es gradezu für den persischen Namen der Dsurrah, das heisst unsers Andropogon Sorghum oder Holcus Durra Forsk; was jedoch nicht wahrscheinlich, weil diese Pflanze in der nabath. Landwirthschaft unter diesem Namen als eigene Getreideart vorkommt.

G'irgîr, Eruca sativa. جرجير

A. 64. Ihre Aussaat verbessert den Boden. 111. Verlangt kräftigen Dünger. II, 311.* Ihre Cultur und Beschreibung. II, 365. Auch die wilde Eruca gehört zu den nützlichen Gewächsen. Bei Bth. 244* unterscheidet die Landwirthsch gleichfalls die cultivirte und die wilde, und von jeder derselben nochmals zwei Arten.

G'izar, Daucus Carota. جزر

A. 78. 111. 134. II, 184.* Hier wird die rothe und die gelbe Karotte unterschieden. Eben so bei Bth. 247.

G'ạdadt, Teucrium Polium. جعدة

A. 60. Als Zeichen des Bodens. Ibn Sina und Bth. nennen die Pflanze G'ạdạ, جعدع

G'ollabân, Pisi sativi semina. جلّبان

A. 69.* Zur Ochsenmästung eben so gut wie Kersanah. Dasselbe sagt Bth. 252, wo S. übersetzt: wie Pisum sativum, und sich dadurch genöthigt sieht, G'ollabân für etwas anderes zu halten. Er meint eine Melilotus. Dem scheint aber schon die Pluralform des Worts zu widersprechen.

G'ommaiz, Ficus Sycomorus. جمّيز

So lese ich bei A. 302*, wo es heisst, die Pflanze sei eine Art der Feige, statt des, wie mir scheint, sinnlosen حمير, H'amîr, was Bq. Colorado (roth) übersetzt. Denn das müsste احميرى oder wenigstens احمر heissen.

G'ani alah'mar, Arbutus Unedo. جنى الاحمر

A. 253. Die Bedeutung des ungewöhnlichen Namens ergiebt sich aus den von A. hinzugefügten Synonymen.

G'auz, Juglans regia. جوز

A. 108. 109. 133. II, 341. 365.*

H'ab alh'olb. حب الحلب

A. II. 365. Gehört zu den nützlichen wilden Pflanzen. Ich vermuthe, dass es nur die Frucht der H'olbah, d. i. der Trigonella Foenum Graecum bedeutet, die später vorkommen wird.

H'ab alfaqd, Vitex Agnus castus. حب الفقد

Eigentlich die Frucht des Baums, die hier, A. II, 365, statt des Baumes steht, wie der hinzugefügte persische Name فنجنكست, Fengenkest, beweist.

H'ab almolûk, Prunus Cerasus. حب الملوك

A. 133. 569. Siehe Qarâsîa.

H'abaq. حبق

A. II. 289. — Nach Forskaol flora Aegypt. Arab. pag. 114 Ocimum Basilicum. Nach S. Mentha Pulegium. Nach Freytag scheint es eher ein generischer Name für duftende Labiaten zu sein, und in diesem Sinne scheint die nabath. Landwirthschaft selbst bei A. 93 von Arten von H'abaq zu sprechen. Vergl. Rih'ân.

H'arschaf, Cynara Scolymus. حرشف

A. 365. Nützliches wildes Gewächs. — Nach B. ist es der ächte arabische Name der Pflanze, die man in Andalus, d. h. Spanien, Qinârih, قناريه, nennt; und bekanntlich sind in Spanien viele lateinische Pflanzennamen ins Arabische, so wie später viele arabische ins Spanische übergegangen. Aber A. II. 302*, wo die Cultur der Pflanze gelehrt wird, steht Qinârih so, als ob auch dieser Name in der nabath. Landwirthsch. vorkäme.

H'arf, Lepidium sativum. حرف

A. 64. Seine Aussaat verbessert schlechten Boden. II. 258* Sein Anbau. Bth. 299. Davon zwei Arten, die eine mit dünnen vielfach getheilten Blättern, die andere mit rundlichen, mit Theilungen und Einschnitten versehenen Blättern (vielleicht nur die schmal- und breitblättrige Varietät dieser variablen Pflanze). Viele Araber bei A. und Bth. erklären diese Pflanze und Roschâd, Nasturtium, für identisch. Die nabath. Landwirthschaft scheint sie zu unterscheiden.

H'azâ, Anethum segetum? حزا

Kommt bei A. vor, ich habe aber das Citat verloren. Beschreibung und Heilkräfte bei Bth. 305 nach der Landwirthschaft. Golius übersetzte den Namen in seinem Wörterbuch durch Anethum sylvestre (Casp. Bauh.) das ist unser Anethum segetum. Ich finde aber keinen bestimmten Grund dazu. Bth. l. c. hat noch ein H'azâh achrî, حزاء اخرى, dem vorigen sehr ähnlich, also vermuthlich ebenfalls ohne h am Ende zu schreiben. Dann hiesse es, das zweite H'aza. Beschreibung und Heilkräfte aus der Landwirthschaft. Ich würde auf Anethum graveolens rathen, das in der nabath. Landwirthsch. nicht weiter vorkommt, wenn nicht A. und Bth. diese Pflanze unter ihrem gewöhnlichen arabischen Namen Schibit, شبث, aufführten.

H'isl, Hyssopus officinalis. حسل

Bth. 308. Der Verfasser der Landwirthschaft sagt: diese Pflanze gleicht der Gartensatureja, nur ist sie grüner und hat längere

Blätter. Die Pflanze hat etwas an sich, was sich so verlängert, dass sich die Pflanzen in einander verwickeln. Man kocht sie mit den Speisen, und isst sie roh. Sie sagt dem Magen zu u. s. w. — Nachdem Sprengel bewiesen, dass der Hyssopus des Dioskorides, die Zûfâ der Araber, nicht unser Hyssopus ist, möchte ich diese Pflanze dafür halten. Denn wenn er seinen Gründen hinzufügte, dass unser Hyssopus im Orient nicht wachse, so irrete er. Nach Arrasi bei Bth. sollen die Griechen seine H'isl G'asmi, جسمى, genannt haben, was ich nicht zu enträthseln weiss.

H'asah, Mimosa agrestis? حسه

A. 61. Ein kleiner Strauch mit starken Dornen, wächst auf gutem, aber durch wiederholte Saaten geschwächtem Boden. Bq. übersetzt Aulaga (das ist Genista) Africana. Ich kenne diese Pflanze nicht. Mimosa agrestis dagegen gehört nach Ath. zu den gemeinsten für Mesopotamien charakteristischen Pflanzen. Es kann indess auch eine der dort häufigen Robinien oder Astragalen sein. Bth. hat die Pflanze unter diesem Namen nicht.

H'asîa, Citrus Limonia. حسيا

A. 323.* Heisst im Persischen Lîmûn, ليمون. — Das ist aber zugleich der gewöhnliche arabische Name, und den Namen H'asîa finde ich weder in den Wörterbüchern, noch bei Bth. Es ist also vermuthlich ein ächt nabathäischer Name.

H'olbadt, Trigonella Foenum Graecum. حلبة

A. 71. 73. II, 95.* Nach Ath. jetzt Hulby. Vergl. H'ab alholb.

H'ommâdh, Rumex Acetosa. حمّاض

A. II, 176.* H'ommâdh almâ, حماض الما, bei Bth. 326 nach der Landwirthsch. S. übersetzt Rumex aquaticus. Das ist wörtlich richtig. Allein die Pflanze soll angenehm sauer schmecken, ist also nicht unser Rum. aquaticus. Nach Ath. heisst der Saucrampfer in Mesopotam noch jetzt Homaid.

H'omar, Tamarindus Jndica. حمر

A. 253. spricht zwar von der Cultur dieser Pflanze nach der

nabath. Landwirthsch. unter dem Artikel Madzrunadt, مظرونة (so lese ich statt مظرونة), d. i. Arbutus Unedo. Allein diese Pflanze lernten wir in der nabath. Landwirthsch. schon kennen unter dem Namen G'ani alalimar, und nach Bth. ist H'omar Synonym von Tamar hindi, تمر هندى, d. i. Tamarindus Indica (was also genau besehen die indische indische Tamar heisst, und richtiger Tamar Indica heissen sollte).

H'immisz, Cicer arietinum. حمص
A. 71. II, 93* — Bth. bezieht den Namen auf Pisum. Allein nach Ath. wird Cicer arietinum noch jetzt in Mesopot. unter dem Namen Hummes gebaut.

H'innâ, Lawsonia inermis. حنّا
A. II, 125.*

H'indaqûqâ, Trifolium pratense? حندقوقا
A. 140 zählt die Pflanze mit dem Zusatz: welche auf Wiesen wächst, zu den Wasserzeichen. Nach Bth. ist es die wilde Lotos des Dioscor. IV. cap. 110, d. i. nach Sprengel eine Trigonella. Nach Freytag hält man das Wort für ein nabathäisches.

H'anthal, Cucumis Colocynthis. حنظل
A. II, 365. Hat Blätter wie die Raphanus.

H'inthadt, Triticum sativum. حنطة
Siehe Bor.

H'ûschâki, Triticum Spelta. حوشاكى
A. II, 47. Eine um Babylon gebaute Getreideart, und zwar die Chondrûsch, خندروش, der Jonier (d. h. der Griechen), ähnlich der Kolbâ, كلبا, aber grösser.

H'ajj alalim das kleine, Sedum. حى العالم الصغير
A. 140. Zeigt Wasser an. — Der Name bedeutet wörtlich die Lebendigkeit des Weisen.

Chobâza, Malva rotundifolia. خبازى
A. 140. Zeigt Wasser an. — Nach Ath. jetzt Hubeisi

Charbaq alaswad, Helleborus orientalis. خربق الاسود
oder wörtlich die schwarze Nieswurz. A. 60. Ein Gift und Zeichen des Bodens.

Chardal, Sinapis. خردل
A. II. 356.*

Charrûb, Ceratonia Siliqua. خرّوب
Spanisch Algarroba. A. 247.* Die nabath. Landwirthschaft scheint aber zwei Arten zu unterscheiden. A. 133 steht die syrische Charrûb, die keinen Dünger verträgt, und A. II, 365 steht die dicke Charrûb, als ein wildwachsender Baum.

Chirwa, Ricinus communis. خروع
A. 71. Susad gedenkt dieser Pflanze beiläufig unter verschiedenen Bäumen, mit deren Abfall man salzigen Boden verbessern soll. A. 140 als Wasserzeichen. Scheint also wild zu wachsen. Jetzt nach Ath. cultivirt unter dem Namen Khurva (Kh. statt ch. schreiben die Engländer in arabischen Wörtern beständig).

Chass, Lactuca sativa. خسّ
A. II, 146.* — Nach Ath. noch jetzt in Mesopotamien als Salat beliebt.

Chaschchâsch der weisse, Papaver somniferum semine albo. A. II, 135.* خشخاش الابيض

Chathmi, Althaea rosea. خطمى
A. 71. 140. II, 297.* Davon zwei Arten, die eine mit grossen rothen, die andere mit kleinen weissen Blumen. Ist die Pflanze stark, so soll sich der Apfel darauf pfropfen lassen.

Chilâf, Salix. خلاف
A. 402.* Sie hat eine rauhe (d. h. rohe, unausgebildete; Blume und Blätter wie der Oelbaum, nur breiter und grösser. Frucht trägt sie nicht, ist aber nützlich wegen ihres Holzes. — Ath. fand in dem baumarmen Lande nur eine Weidenart an den Ufern des Euphrat, nennt sie aber nicht.

Chondorila, Chondrilla juncea? خندريلى
Bth. 395. Nur die Heilkraft, und zwar die ihres Gummi's wird angegeben.

Chauch, Amygdalus Persica. خوخ
A. 340.*

Chijjâr, Cucumis anguinus. خيّار
A. 111. II, 234.

Chairi, Cheiranthus Cheiri. خيرى
A. 321. Zu wohlriechendem Oel, das mit dem Orangenöl verglichen wird.

Dochn, Andropogon saccharatus. دخن
A. II, 77.* — Holcus Dochna Delille.

Difla, Nerium Oleander. دفلى
A. 400.

Dolb, Platanus orientalis. دلب
A. 399.* II, 341.

Dawâjâ agria. دوايا اغريا
Fehlt bei A. — Bth. 461 citirt dazu nur die Landwirthschaft, die folgende wunderliche Beschreibung giebt: Es ist ein Rohr und wächst zwischen Felsen und auf hartem festem Boden. Es erhebt sich eine Spanne hoch, ist fett, und das Innere gleichmässig schwach gelb. An dem Rohr befindet sich von unten bis oben eine Wolle, und am obern Ende vier viereckige Blätter von grün weisslicher Farbe. Ueber den Blättern wächst etwas hervor, worin die Samen ohne Blüthe enthalten sind. Diese haben einen lieblichen Geruch, werden roh und gekocht genossen, und besitzen eine geringe wohlriechende Schärfe. Sie sind dem Magen zuträglich u. s. w.

Dibdâjir. ديبداجر
Fehlt bei A. — Bth. 410 giebt wieder nur aus der Landwirthschaft folgende Beschreibung: Ein indisches scharfes Gemüse. Es erhebt sich auf einem holzigen Stamm mit grauen Blüthentrauben, die wie frische Aeste aus dem Stamm hervorkommen, sich eine Elle hoch erheben, und den Blättern des Buphthal-

mum gleichen, welche eine stark grüne Farbe haben (das würde heissen fenchelartig zerschlitzte Blätter, wenn das Buphthalmum des Dioscorides gemeint ist). Im Frühjahr tritt eine nussartige Kapsel hervor, gleich der der Baumwollenstaude, ohne dass ihr eine Blüthe vorangeht. Sie enthält runde graue Samen, die man zu Abkochungen gebraucht. Die untersten Aeste der Pflanze sind mit Stacheln versehen; die Blüthentrauben sammt den Blättern, oder das Frische an den Aesten wird gegessen, und ist wohlschmeckend. Es befindet sich in dem Geschmack eine Schärfe mit geringer Bitterkeit. Die holzigen Theile benutzt man zu Zahnpulver. Der Geruch der Pflanze gleicht dem der Sabina, ist aber schwächer u. s. w.

Dîbsâkis, Dipsacus sylvestris. دیبسقس

Bth. 466.

Dais, Scirpus? دیس

A. 140. Nach Bth. 21 ist es der afrikanische Name derjenigen Binse, woraus man Matten verfertigt. Vergl. Bd. I, Seite 304 dieses Werks, wo ich auch an Ampelodesmos tenax hätte erinnern sollen.

Dsurrah, Andropogon Sorghum. ذرّه

Holcus Durra Forsk. A. 80.* Bth. 471.* Nach Ath. baut man in Mesopotamien unter dem Namen Durra jetzt sowohl Holcus Sorghum wie Holcus bicolor. Vergl. G'awarsch.

Râzijânag̃, Anethum Foeniculum. رازیانج

A. II, 261.* Ist ein persischer Name, den die nabath. Landwirthschaft zu gebrauchen scheint. Gleich auf der folgenden Seite kommt aber dieselbe Pflanze nach der nabath. Landwirthschaft auch unter dem Namen Terhaliât, ترهليات, vor, der eben so wenig ächt arabisch ist. Nach Adam in der nabath. Landwirthschaft bei Bth. 487 ist der Same, unter der rechten Constellation anhaltend genossen, ein Präservativ gegen jede Krankheit.

Râsan i. e. Zingibil das wilde. راسن وهو الزنجبيل البرى

Also wörtlich wilder Ingwer. Wird aber A. II, 365 zu den

nützlichen wildwachsenden Pflanzen gerechnet, und der erste Name Râsan bedeutet sonst Inula Helenium. In dieser Bedeutung steht das Wort vielleicht auch A. 111.

Roschâd, Nasturtium officinale. رشاد

A. II, 258.* — Jetzt nach Ath. Rishedelmoi. A. 73 kommen auch die Samen dieser Pflanze vor.

Rommân, Punica Granatum. رمّان

A. 108 134. 275.* — Heisst nach Ath. noch so.

Rand i. e. algâr, Laurus nobilis. رند وهو الغار

A. 133. 245.*

Raiḣân, Ocymum Basilicum. ريحان

A. 133. Vergl. H'abag. Aber auch Raiḣân wird, zumal mit verschiedenen Zusätzen, von sehr verschiedenen stark duften-Pflanzen gebraucht. A. selbst spricht sogar 248 von der Myrte unter diesem Namen ohne Zusatz.

Zarnab. زرنب

Steht zwar bei A. 248 unter den Arten der Myrte (siehe As); aber Bth. 525 unterscheidet das zu seiner Zeit unter dem Namen bekannte Gewürz von der Zarnab des Ishaq Ben Amram und der nabath. Landwirthschaft.

Zarûr, Crataegus Azarolus. زعرور

A. 108. II, 365.

Zafarân, Crocus sativus. زعفران

A. II, 120.*

Zangabîl, Zingiber officinale. زنجبيل

A. II. 314.* Hier scheint die nabath. Landwirthschaft in der That vom ächten Ingwer zu sprechen, den A. selbst an andern Orten mit Rasan (welches man nachsehe) verwechselt.

Zûfâ, Labiatarum spec. زوفا

A. 60 Ist der Hyssopus Dioscor., den Sprengel für ein Origanum hält, vielleicht Smyrnaeum. Vergl. H'isl.

Zaitûn, Olea Europaea. زيتون

A. 239.* 559. 569. Auch als wilder Baum 133. Nach Ath. noch so genannt.

Sabastân, Cordiae spec. سبستان

A. 64. 108. II, 327.* Hier heisst es: „Abu Bakr Ibn Wahaschijjadt in der nabathäischen Landwirthschaft sagt: diese Pflanze schliesst sich den Bäumen an. Sie trägt kleine Früchte, im Arabischen H'ab aliqad, حب العقد (wörtlich Halsbandbeeren) genannt; die Bewohner Babels nennen sie Sabastân, und die Perser Fîhikest, فيهكست. Sehr kenntlich ist diese Pflanze an der Stellung ihrer Zweige, indem sie fünf zarte Zweige aus einem hervortreibt, und daran die Blätter. Sie trägt kleine Früchte, die getrocknet essbar sind, und woraus man Brod bereitet. Qûtsâmî führt sie unter den nahrhaften Früchten an, welche verschiedene Völker geniessen, u. s. w." — A. selbst scheint die Pflanze nicht zu kennen; denn II, 365 confundirt er sie mit der Gobaira, welche man vergleiche. Welche Art der Cordia in Mesopotamien gebaut wird, ist unbekannt.

Sidr, Ziziphus Lotus? سدر

A. 553. Sympathisirt mit dem Weinstock. Vergl. Nabiq, für deren Synonym Bth. II, 5 die Pflanze erklärt.

Sadsâb, Ruta graveolens. سذاب

Bth. II, 6.* Vergl. Faiǵân.

Sarw, Cupressus horizontalis. سرو

A. 139. Zeigt Wasser an. Vergl. Schaǵar alhaidt.

Sad, Cyperus rotundus. سعد

A. 140 (wo Sadi steht). II, 366. Wilde nutzbare Pflanze.

Safarǵal, Cydonia vulgaris. سفرجل

A. 108. 133. 328.* — Jetzt nach Ath. Sfirgle.

Salǵam, Brassica Rapa rapifera. سلجم

A. 78. II, 180.* Gedeiht besser in Syrien und Alǵazâjir (eigentlich den Inseln; es bedeutet aber vorzüglich die Gegend zwischen dem obern Lauf des Euphrat und Tigris), als bei Babel. Bei Bth. heisst die Pflanze Schalǵam, und II, 105* wird aus der Landwirthschaft die Beschreibung einer Rübenart, auch unter diesem Namen, gegeben, die bei A. entweder fehlt, oder pag. 181 nur kurz angedeutet, aber II, 365 als die wilde Sal-

ğam zu den nutzbaren wilden Pflanzen gerechnet wird. Nach der Beschreibung bei Bth. halte ich sie eher für unsern Meerrettig als eine Kohlart. Auch einer andern Art wird hier gedacht, die man Bunias nennt.

Salsasûnah, Piper nigrum? سلسسونة
Bth. II, 38. Ein persischer Name. Im Syrischen heisst es Masaĝûna. — Bth. führt nur die Landwirthschaft an, er scheint die Sache daher nicht zu kennen. Es sind schwarze Körner, runzlig, rauh, heiss, und sie kommen von einem Baum heisser Länder. Das scheint unser Pfeffer zu sein. Er heisst zwar bei den Arabern sonst Tolfol, kommt aber unter diesem Namen in der nabath. Landwirthschaft nicht vor.

Silq, Beta vulgaris. سلق
A. 71. 111. II, 172.* Drei Arten davon werden unterschieden. Bth. II, 41, wo aber Silk, سلك, steht.

Sommâq, Rhus coriaria. سمّاق
A. 139. Zeichen des Bodenwassers. II, 320. Nützliche wilde Pflanze. — Auch Ath. beobachtete sie am Euphrat.

Samrâ, سمرا
A. II, 340. Dient zur Bereitung eines Talismans. Nach dem Kamus bei Freytag ist es Triticum. Aber das sehr ähnlich lautende Samâr ist bei Bth. Juncus.

Simsim, Sesamum orientale. سمسم
A. II, 75. Nicht zwei Jahr hinter einander auf dasselbe Feld zu säen. — Nach Ath. noch unter demselben Namen in Mesopotamien gebaut.

Sûsan, Lilium. سوسن
A. 59 Zeichen der Bodengüte, besonders 60 die weisse Lilie. A. II, 59* werden vier Arten unterschieden, die weisse, schwarze, gelbe und blaue (die vielleicht eine Iris ist).

Schâh ballûth, Castanea vesia. شاة بلوط
Wörtlich Eichelnfürst). A. 133. 257.* Hier nennt sie Anucha (d. h. Enoch) so. Kurz zuvor 255 nennt sie A. selbst mit einem vermuthlich in Spanien gebräuchlicheren Namen Qas-

thal, مسطار, und beschreibt ihre Cultur. II, 365 rechnet er sie zu den nützlichen wilden Pflanzen.

Schahterrag̊, Fumaria officinalis. شاهترج

Ist nämlich nach Algâfaki bei Bth. die Kapnos Dioscorid. Der Name ist persisch, und bedeutet wörtlich Gemüsefürst. A. II, 322.* 365. Nützliche wilde Pflanze.

Schâhlûk, Pruni domesticae var. شاهلوك

Bth. II, 78. Eine grössere Sorte. Vergl. Ig̊gasz.

Schibrim, Euphorbia Pithyusa. شبرم

A. 578. Tödtet den Weinstock.

Schag̊ar alhaidt alchudhar, Cupressus horizontalis. Wörtlich der grüne Schlangenbaum. A. 133. Verträgt keinen Dünger. Vergl. Sarw. شجر الحية الخضر

Schag̊ar assâmat. شجر السامت

A. 324.* Eine offenbar verdorbene Stelle der nabath. Landwirthschaft in einem schon an sich so verworrenen Artikel, dass sich jene Pflanze unmöglich enträthseln lässt. Bq. übersetzt: „nach der nabath. Landwirthschaft ist es (aber worauf sich dies es eigentlich bezieht, ist schwer zu sagen) der Samet, womit die Mandragora Verwandtschaft hat, und wird in Gärten gepflanzt“ (er verwandelt nur المستان in الابستان, und übersetzt dies Wort mit Bezug auf das Wörterbuch von Golius durch Mandragora. Sonst passt alles, aber jene Erklärung bei Golius ist reine, nicht einmal wahrscheinliche Conjectur). — S. in einer Anmerkung zum B. II, 632 übersetzt dieselbe Stelle: „nach der nabath. Landwirthschaft pflanzt man den Baum Samit auf ähnliche Weise wie die Gartenpflanzen, der (sic!) in den Gärten gezogen wird.“ Offenbar hat er das verfängliche المستان in البستان verwandelt. Aber von Pflanzung ist in der Stelle nicht die Rede, sondern von Verwandtschaft. Am wahrscheinlichsten ist wohl السبستان zu lesen, und statt der Mandragora in Banqueri's Uebersetzung die Sebestene, also eine Cordia, einzufügen, weil der ganze Artikel bei A. die Ueberschrift führt: von der Pflanzung der Gobaira, das

ist der Sabastân. Aber auch damit ist erst wenig geholfen. Denn die Gobaira ist Sorbus domestica, und wie die mit einer Cordia identisch sein soll, begreift man nicht; eben so wenig, was die Schaġar assâmat damit zu schaffen hat.

Schaġaradt îbrâhîm. شاجرة ابراهيم

Bth. II, 86.* Ein mit Sorbus domestica verwandter Baum.

Scharbîn, Pinus Cedrus? شربين

Bth. II, 96. Aus den Arten von Scharbîn wird das beste flüssige Pech bereitet. Es scheint also hier ein Gattungsname zu sein, wiewohl es sonst die Zeder bedeutet. Ath. gedenkt der Zeder in Mesopotamien nicht. Nach ihm pflanzt man dort Pinus Cembra an unter dem alt arabischen Namen Sinuber (nach meiner Orthographie Szanaubar), welches man sehe.

Schaîr, Hordeum vulgare. شعير

A. II, 21.* 45.* Jetzt in Mesopotamien nach Ath. Shaeïr.

Schahdânaġ, Cannabis sativa. شهدانج

A. II, 117.* Ein persischer Name. Es ist der Qonnab, قنب, der Hanf. Susad nennt seinen Samen indisches Korn.

Schauk, Cynarocephalorum spec. شوك

A. II, 352. Zeigt guten Boden an. Ohne weitern Zusatz kann das Wort aber jede Distelart bedeuten.

Schiħ, Artemisia Judaica. شيح

Cf. Sprengel ad Dioscoridem II, pag. 506. — A. 60.

Szatar, Origani species. صعتر

A. 139. Zeigt Wasser an. II, 510* Davon fünf Arten, von denen zwei cultivirt werden. Nach Ath. ist Mesopotamien reich an Arten dieser Gattung.

Szanaubar, Pinus Cembra. صنوبر

A. 133. Verträgt keinen Dünger. II, 365. Wächst wild. Unter den cultivirten Bäumen kommt sie nicht vor. Jetzt in Mesopotamien nach Ath. Sinuber. Vergl. Scharbin.

Dhaumarân, Mentha aquatica? ضومران

A. 140. Zeigt Wasser an. Vergl. Bth. II, 147, und den Artikel Fudanġ.

Tarchûn, Artemisia Dracunculus. طرخون

Bth. II, 157.* Davon zwei Arten, die babylonische mit langen, und die griechische mit runden Blättern.

Tharfâ, Tamarix Gallica. طرفا

A. 112. Liefert gute Asche zur Düngung. 139. Zeigt Wasser an. Bth. II, 154.* Davon drei Arten, jede beschrieben. Die eine heisst Kazmazâk, كزمزاك.

Thormâkî. طرماكى

A. II, 48. Eine der H'uschâki ähnliche Getreideart.

Adas, Lens sativa. عدس

A. II, 72.* — Jetzt in Mesopotamien nach Ath. Addcs.

Ikrisch i. e. aschschal. عكرش وهو الشل

A. 60. Zeigt Wasser an. — Eine räthselhafte Pflanze. Bth. spricht von der Ikrisch und von der Schal in zwei besondern Artikeln. Diese ist ihm II, 106 eine indische Frucht ohne Schale, an Wirkung dem Ingwer ähnlich, was hier nicht passt. Jene kennt er nicht, und führt II, 204 fünf verschiedene Pflanzen auf, die verschiedene Botaniker in ihr zu erkennen meinten. Darunter steht Triticum repens voran, und könnte hier gemeint sein, wenn nicht der Zusatz, das ist die Schal, dieser Deutung entgegenstände. Nach dem Kamus bei Golius und Freytag ist die Ikrisch eine am Fuss der Palme wachsende und sie tödtende Distelart, von der Bth. nichts weiss. Aber Schal als Pflanzenname fehlt in den Wörterbüchern. Sollte es nicht ein nabathäischer Name sein, den der Uebersetzer hinzufügte, weil ihm selbst seine Uebersetzung in Ikrisch zweifelhaft erschien?

Ollaik, Rubus. علّيق

A. 59. Zeigt Wasser an. Nach der Etymologie eigentlich jede kletternde, sich anklammernde Pflanze, daher bei Forskaol Convolvulus; doch gemeinlich Rubus, die Pflanze, die schon bei Griechen und Römern unter den Wasserzeichen eine Hauptrolle spielte.

Onnâb, Ziziphus vulgaris. عنّاب
A. 108. 134. 263.* II, 341. — Nach Ath. noch jetzt in Mesopotamien angepflanzt und Anab genannt.

Onszal, Bulbi in genere. عنصل
A. II, 345. Als Schutzmittel gegen schädliche Insecten. Die sonst nicht übliche Pluralform عنصلان, onszlân bei A. II, 386 hat Bq. verleitet, einen ganz neuen Pflanzennamen Adhlân, عصلان, zu conjecturiren, der zwar bei Bth. vorkommen soll, den ich aber in Sontheimers Uebersetzung nicht finde. Die Pflanzen sollen in Ruinen auf trockenm hartem Boden wachsen, und es werden davon drei Arten nebst verschiedenen Synonymen aufgezählt, die Bq. in seiner Uebersetzung sämmtlich als Synonyme einer einzigen Art behandelt.

1. Baszal alfâr, بصل الفار
wörtlich Rattenzwiebel, im Persischen Ischqîl, اشقيل, auch Baszal alhar, بصل لحار, wörtlich Brennzwiebel genannt;

2. Baszal albarrâni بصل البرّانى
die wilde Zwiebel, und

3. Aschkillah, Scilla, اشكله
welche ich schon besonders aufgeführt habe.

Ausga, Rhanmus infectorius. عوسج
A. 59. 60. 139. II, 356. — Ist nach Bth. das Lycium Dioscoridis.

Ausga alahmar, Rhammus Erythroxylon? عوسج الاحمر
A. 60. Wörtlich die rothe Ausag.

Gâr, Laurus nobilis. غار
Bth. II, 229. Mittel gegen Trunkenheit. A. 133. 245.* Hier steht in der Ueberschrift des Artikels: Rand, das ist die Gâr. Auch Bth. betrachtet sie als Synonyme.

Gobairâ, Sorbus domestica. غبيرا
A. II, 365. Gehört zu den wilden nützlichen Pflanzen. Vergl. Sabastân und Schagar assâmat.

Fogl, Raphanus sativus. فجل
A. 78. 111. 134. II, 186.* Auch eine wilde Fogl kommt vor,

II, 365, mit Blättern gleich der H'andzal, حنظل (was die Coloquinte und das Elaterium bedeutet), also tief gelappten Blättern Bei Bth. II, 247 * beschreibt die Landwirthschaft auch einen syrischen Rettich mit Blättern wie die der Rübe, und scharfer Wurzel

Fostaq, Pistacia vera. فستق
A. 71 109. 134. 266.* 569. Wächst auch wild, II, 365. Jetzt noch nach Ath. in Mesopotamien cultivirt unter dem Namen Fistik.

Fiqa, Lycoperdon tuberosum. فقع
Bth. II, 259.* Ein unterirdischer essbarer Pilz, und ohne Zweifel der genannte. Denn diesen führt auch Ath. unter den mesopotamischen Gewächsen an. Er hörte ihn zwar Kimmaï nennen; das scheint aber Kimmâdt, كماة, der generische Name der Pilze, zu sein.

Falangadt. فلنجة
Bth II, 264. Ein Mittel gegen Skorpionstiche. — Lässt sich nach der Beschreibung des Ibn Amrâm a. a O. nicht errathen.

Fûdang, Mentha. فودنج
A. 140. Zeigt Wasser an. Vergl. Dhaumarân.

Fûl, Vicia Faba. فول
A. II, 85 * — Nach Ath. noch unter demselben Namen in Mesopotamien cultivirt. Denn Tul statt Ful bei Ritter ist unstreitig ein Druck- oder Schreibfehler.

Figân, Ruta graveolens. فيجان
A. 93 II, 303.* Der Name ist syrisch. Bth. lässt die Landwirthschaft von derselben Pflanze unter ihrem arabischen Namen Sadsâb sprechen, welches man nachsehe.

Qitsâ, Cucumis sativa. قثا
A. 111. II, 222.* — Jetzt nach Ath. Kusasifr, offenbar zwei Worte.

Qarâsia, i. e. Hab' almolûk, Prunus Cerasus. قراسيا وهو حب الملوك
Der zweite Name wörtlich Beere der Könige. Aus der nabathäischen Landwirthschaft kommt der erste Name allein vor

A. 269. 569, der zweite allein A. 133. Beide als Synonyme vereinigt nur A. selbst in der Ueberschrift des von der Cultur der Kirsche handelnden Artikels. — Jetzt in Mesopotamien nach Ath. Kires.

Qiritsmon, Crithmum maritimum. قرثمن

Bth. II, 283.* Davon zwei Arten, beide beschrieben.

Qara, Cucurbita Pepo. قرع

A. 54. 111. 553. Sympathie zwischen dem Kürbis und dem Weinstock. A. II, 243.* Cultur des Kürbis. — Er heisst jetzt in Mesopotamien nach Ath. Kurrah.

Qarisz, Urtica pilulifera. قريص

A. II, 365. Nützliche wilde Pflanze.

Qasthal, Castanea vesca. قسطل

Siehe Schâh ballûth.

Qathaf, Atriplex hortense. قطف

A. II, 159.*

Qothon, Gossypium herbaceum. قطن

A. II, 106.* Bth. II, 306 citirt Safarit in der Landwirthschaft. Ich lese Szagrit. — Die Pflanze in Mesopotamien jetzt unter dem Namen Kutn cultivirt. Ath.

Qonnâbira, Cynarearum spec.? قنابرى

Bth. II, 318.* Bth. selbst sagt: so werde die Pflanze in Nabathäa genannt, fügt ihren persischen und ein paar arabische Namen, die sonst nicht vorkommen, hinzu, und lässt darauf die Beschreibung aus der Landwirthschaft folgen. Auch Ibn Sina spricht von der Pflanze, und citirt dazu den Paulus (Aegineta); doch weder Plempius noch ich konnten die angezogene Stelle finden. Nach der Beschreibung ist es ein mit Stacheln versehenes wildwachsendes Wintergemüse, das im Frühling genossen wird, hat kleinere Blätter als die wilde Cichorie, kleine weisse Blumen und kleine Samen. Wie S. aus dieser Beschreibung auf Plumbago Europaea schliessen konnte, verstehe ich nicht.

Qinârîh, Cynara Scolymus. قناريه
A. II, 302.* Vergl. H'arschaf.

Qonbîth, Brassica oleracea var. capitata. قنبيط
A. 78. 111 (wo unrichtig Qorbîth steht). II, 168.* — Bq. übersetzt es Berza marina o soldanella, das ist Convolvolus Soldanella, was nicht passt. Es ist offenbar eine Kohlart, und da Abu Chair a. a. O. eine Art mit dicht zusammengezogenem Kopf, eine andere mit getheilten Köpfen angiebt, so halte ich jene für den gemeinen Kopfkohl, diese für unsern Rosenkohl. Vergl. Karanb.

Qanthûrîûm alszagîr, Erythraea Centaurium. قنطوريون الصغير
Wörtlich das kleine Centaurium. A. 140. Zeigt Wasser an.

Qûmi, Tragopogon porrifolius. قومى
Bth. II, 329.* — Bth. citirt auch den Dioscorides (II, cap. 172), bei welchem schon der Name κόμη als Synonym von Tragopogon vorkommt.

Qaiszûm, Artemisia Abrotanum. قيصوم
A. 60. Zeichen des Bodens.

Kabâts. كباث
Bth. II, 347.* Eine Pflanze, die in Gesellschaft der Arâk, اراك, wächst, ihr an Farbe und Geschmack gleicht, und an ihrer Spitze dem Koriandersamen ähnliche Beeren trägt. — Nach Forskaol pag. 32 ist es die Frucht der Arâk selbst, die er Cissus arborea nennt, und sein Commentator Vahl belehrt uns, dass diese Pflanze identisch sei mit Salvadora Persica. Siehe Vahl symbol. I, pag. 12.

Kabar, Capparis spinosa. كبر
A. 60. II, 325.* — Jetzt in Mesopotam. Kibber. Ath.

Kattân, Linum usitatissimum. كتّان
A. II, 111.* Verlangt, als eine koptische Pflanze, einen dem ägyptischen ähnlichen Boden.

Karrâts, Allium Porrum aliaque. كرّاث
Erscheint in drei Stellen der nabathäischen Landwirthschaft

bei Bth. II, 363. 365. 366 als Gattungsname. Es werden folgende Arten davon unterschieden:

1) die syrische, mit runder weisser Wurzel, die oft wie eine Rübe gross wird. Eine Abart davon ist:
2) alkulkuth, mit dünnerer kleinerer Wurzel;
3) die nabathäische, wird als bekannt nicht weiter beschrieben, ist also vielleicht das gemeine Allium Porrum;
4) alkûhanân, wächst häufig in Chorasan und im Lande Saïd (wörtlich dem glücklichen. So heisst eine Gegend in Unterägypten);
5) alkîkalân, wächst in der Wüste und in Chorasan;
6) assîlâs, wächst um Babylon, hat Samen, die nicht rund und schwarz sind (also schwarz und kantig, wie alle Lauchsamen).

Bei A. erwähnt die Landwirthsch. nur der syrischen 78. 111. 208*; ferner der Gartenkarrâts 111, und der wilden Karrâts II, 366.

Karsanah, Vicia Nissoliana? كرسنه

A. II, 97.* — Diese Pflanze wird jetzt in Mesopotamien unter dem Namen Kischna, den ich für blosse Abkürzung des altarabischen halte, cultivirt. Ath. Zu dieser Pflanze stimmt auch die Beschreibung, die Bth. II, 367 von der Karsanah giebt, wiewohl er dazu den Orobos des Dioscorides zieht, den man für Ervum Ervilia hält.

Karafs, Apium Petroselinum. كرفس

A. 111. 120. Davon die Asche als Dünger vor allen empfohlen. II, 305.* Hier werden zwei Arten unterschieden, die dem Koriander ähnliche Gartenkarafs, und eine andere mit kleinern Blättern.

Karm, Vitis vinifera. كرم

A. 169 und an sehr vielen Stellen, besonders 366.* Scheint in der nabath. Landwirthsch., wie auch von A. selbst unter allen Culturgewächsen am ausführlichsten behandelt zu sein.

Kiranb, Brassica oleracea. كرنب

A. 70. II, 166.* Hier werden drei Arten unterschieden, der Gartenkohl, der wilde Kohl, und der H'ûzî, was Bq. den gerandeten Kohl übersetzt. Nach Bth. II, 358 unterscheidet die Landwirthsch. nur zwei Arten, den nabathäischen Kohl und, wie S. übersetzt, den weissen, welcher sehr dicke Blätter hat, und stark rauh ist. Allein Bq. liefert den arabischen Text dieser Stelle in einer Anmerkung zu seinem Auctor, und da steht nicht حورى oder حوارى, wie S. gelesen zu haben scheint, sondern wiederum حوزى, ein Wort von höchst zweifelhafter Bedeutung, was aber nach Golius wie nach Freytag weder weiss noch gerandet heisst, sondern eine Modification geistiger Anlage bezeichnet, hier also gar nicht passt. Ich vermuthe, dass خوزى, Chûzi, zu lesen ist, das heisst: aus der Provinz Chûz oder Susiana in Persien.

Kozboradt, Coriandrum sativum. كزبرة

A. II, 263.*

Kozboradt albari, Adiantum Capillus Veneris. كزبرة البرى

Wörtlich: wilder Koriander. A. 140. Zeigt Wasser an. Ein zweiter Name, den die Pflanze führen soll, wird so verschiedenartig geschrieben, dass sich die rechte Schreibart schwerlich ermitteln lassen wird. Hier bei A. steht Tarschiâwischân, ترشياوشان, Bth. schreibt Barsiâwischân, برسياوشان, Freytag Barschanûsan, برشنوسان.

Kolba, Hordeum disticum var. nudum? كلبا

A. II, 47.* Eine Getreideart ähnlich dem Spelt. Vergl. H'ûschâkî.

Komatsra, Pyrus communis. كمثرى

A. 108. 134. 262.* 569.

Kahûrât. كهورات

Bth. II, 407.* Ein scharfes Gemüse mit wohlriechenden runden, der Malva ähnlichen Blättern.

Lisân atstsaur, Borago officinalis. لسان الثور

Wörtlich Ochsenzunge. A. II, 365. Nützliche wilde Pflanze.

Lisân alhamal, Plantago. لسان الحمل
Wörtlich Lämmerzunge. A. 139. Zeigt Wasser an. II, 365. Nützliche wilde Pflanze.

Lift, Brassica Rapa rapifera. لفت
A. 111. 134. — Ist nach Bth. Synonym von Salġam, welches man sehe.

Lûbîâ, Phaseolus vulgaris. لوبيا
A. 94. II, 66.* 67. Hat nach Susad eine Beziehung zu Mercur und Mars. Bth. II, 444. Hat Aehnlichkeit mit der grossen Lûbîâ. — Das wird Mâsch sein, was man vergleiche.

Lauz, Amygdalus communis. لوز
In dem Artikel über die Cultur dieses Baums citirt A. die nabath. Landwirthsch. nicht, obgleich einer seiner griechischen Gewährsmänner Qosthus genannt, versichert, die besten Mandeln kämen aus Mesopotamien. Doch kommt der Baum beiläufig einigemal in Stellen aus der nabath. Landwirthsch. vor, z. B. 71. 134 und 109 wird der bittern Mandeln erwähnt. Heisst jetzt in Mesopotam. Luz. Ath.

Lûf, Aroidearum spec. لوف
A. 316.* Wächst wild, wird aber bei Babylon auch in den Gärten gezogen. Sie hat eine grosse weisse Wurzel, die bei der cultivirten keine oder nur eine geringe, bei der wilden eine grosse Schärfe besitzt. Ihre Blätter sind gross, weiss gefleckt, oft auch fleckenlos, mit etwas über eine Spanne langen Stielen. Sie haben die Gestalt der des wohlriechenden Veilchens, sind zahlreich, rund gross und dick. Ihre Frucht ist klein. Einige Alte sagen, es wäre eine Art der Qothr (das ist, wenn die Lesart richtig, gewöhnlich Agallochum oder das wohlriechende Holz von Aloëxylon Agallochon. Es könnte jedoch auch ein generischer Name für die mit Harz oder Milchsaft versehenen Pflanzen sein. Denn das Stammwort bedeutet träufeln).

Lûfâ, Sempervivi spec. لوفا
A. II, 365. Wilde nützliche Pflanze.

Mâsch, Phaseolus Mungho. ماش

A. II, 69. — Ath. führt sie unter dem Namen Phaseolus maximus auf. Sie wird in Mesopotamien cultivirt, und Maash genannt. Vergl. Lûbîâ.

Mâmîtsâ, Glaucium flavum. ماميثا

A. II, 301.* Sie gleicht der Endivie. Auf ihr liegt ein Reif. An ihrer Spitze macht sie saftige Triebe mit Knospen, woraus sich Blumen entwickeln gelb wie die Farbe der gelben Narcisse, und in der Gestalt des Numân (der Anemone, sonst Schaqâjiq annumân, Schwester des Bluts genannt, von der blutrothen Farbe). Auch sie hat eine Schote gleich der Lûbîâ, zugespitzt wie die Stacheln der Brombeere. Die Samen sind klein, schwarz, wenig grösser als die des Portulaks.

Mârkîwâ oder ماركيوا
Mârkûnâ ماركونا

Bth. II, 466.* Ausführliche Beschreibung. Ausser der Landwirthschaft wird kein Schriftsteller darüber angeführt.

Mardaqûsch, Origanum Majorana. مرذقوش

A. II, 288.* — Ist ein persischer Name der Pflanze, der es an arabischen nicht fehlt. A. 93 steht fälschlich Mardarûsch, und 133 Marddûsch.

Marû, Origanum Marum etc. مرو

A. 94 (wo unrichtig Marûdt steht). — Bth. II, 502 werden sieben Arten davon benannt und beschrieben. Es ist also ein Gattungsname für mehrere Arten der nach Ath. in Mesopotamien reichen Gattung Origanum.

Mosûbarah? Euphorbiae spec.? مسوبرح

A. 578. Tödtet durch seine Nähe den Weinstock, wie Schibrim, welche zu vergleichen; daher, wie Bq. vermuthet, auch eine Euphorbia. Das Wort scheint zusammengesetzt zu sein und wörtlich ein bewunderungswürdiges Uebel zu bedeuten.

Mischmisch, Prunus Armeniaca. مشمش

A. 108. 337* — Wird unter demselben Namen noch jetzt in Mesopotamien cultivirt. Ath.

Mauz, Musa sapientum. موز
A. 109. 394.*

Mîs, Celtis australis. میس
A. 421. Auf bittere Mandeln zu pfropfen.

Nârkîwwâ, Papaver Rhoeas. نارکیوا
Bth. II, 546.* Ibn Wahaschnah (Wahaschijjah) beschreibt diese Pflanze „in seinem Werk über die erwärmenden Arzneimittel in der nabathäischen Landwirthschaft." Es ist also zweifelhaft, ob sie in letzterm Werke selbst vorkam oder vom Uebersetzer hinzugefügt ward.

Nârang̓, Citrus Aurantium. نارنج
A. 133. 320.* Wird ein indisches Gewächs genannt. Bth. II, 545.* Eine Art mit bläulicher Blume soll noch lieblicher duften als die weissblühende.

Nabiq, Ziziphus Lotus? نبق
Scheint auch Z. Spina Christi und vielleicht mehrere Arten zu umfassen. A. 263.* Hier wird auch eine Art mit hoch rother grosser länglicher und sehr süsser Frucht angeführt. II, 366. Vergl. Sidr.

Nachl, Phoenix dactylifera. نخل
A. 345.* 576. Künstliche Befruchtung.

Narg̓is, Narcissus. نرجس
A. 60. Zeichen des Bodens. II, 276.* Hier und auf der folgenden Seite wird eine weisse und eine gelbe Art unterschieden.

Nisrîn, Rosae spec.? نسرین
A. 120. Ihre Asche wird als Dünger empfohlen. 313. Hier wird sie gleichsam die Schwester des Jasmin genannt, und soll gleich diesem weiss und gelb vorkommen. II, 279. Hier übersetzt Bq. den Namen durch Paeonia mascula. Verdächtig ist allerdings, dass hier von der Pflanzung ihrer Zwiebel die Rede ist. Doch auf die Wurzel der Paeonia passt der Ausdruck nicht viel besser als auf Rosa. Bth. citirt unter Nisrîn eine Stelle des Paulus (Aegineta), die vom Kynosbatos handelt, d. h. von der Rosa canina; er führt aber auch aus Ibn

Amrân an, sie werde von Einigen die chinesische Rose genannt. Sollte es unsere Rosa Indica sein? Der gewöhnliche arabische Name der Rose ist Ward.

Naṇạ, Mentha. نعنع

A. 111. 120. Als Asche zur Düngung. II, 285.* Hier werden eine wilde und drei cultivirte Arten unterschieden.

Nammâm, Thymus Pannonicus? نمام

A. 120. Zu Aschendünger. II, 286.*

Nînûfar, Nymphaca. نينوفر

A. 93. II, 274.* Davon eine weisse, eine gelbe und eine rothe (aber keine blaue). Auch ihrer essbaren Frucht wird gedacht, so dass auch Nelumbium speciosum dazu gerechnet zu sein scheint.

Hâsamûnâ. هاسمونا

Bth. II, 567.* Lange, doch wenigstens in der Uebersetzung sehr verworrene Beschreibung einer blattlosen Pflanze, deren Wurzel und Zweige genossen werden.

Hiljaun, Asparagus officinalis. هليون

A. II, 322.* Gedeiht, da es eine syrische Pflanze ist, am besten in Syrien, — Jetzt in Mesopotamien nach Ath. Hilicun, was wohl Druckfehler statt Hiliun sein mag.

Hindabâ, Cichorium Endivia. هندبا

A. 60. 111. II, 153.* Davon eine cultivirte und eine wilde Art. Ob C. Intybus?

Ward, Rosa moschata etc. ورد

A. 133. II, 304.*

Ward azzawânî, Althaea ficifolia. ورد الزواني

A. II, 299* mit der Erläuterung: „das ist die Chathmî (die Althaea) der Aerzte.“ Der Beiname scheint das Vaterland zu bezeichnen, und nicht von Zawân, Lolch, hergenommen zu sein, wie S. meint, indem er den Namen bei Bth. I, 373 Lolchrose übersetzt.

Jâsamîn, Jasminum officinale. ياسمين

A. 120. Zur Aschendüngung. 133. II, 313.*

Zehntes Buch.

Geschichte der Botanik bei den Arabern.

Erstes Kapitel.

Die Zeit vor den Abbasiden.

§. 11.

Leise, vielleicht falsche Spuren botanischer Kenntnisse unter den Ommajaden.

In der politischen Geschichte der Araber unterscheidet man herkömmlich vier Perioden: 1) die des Profeten Moḥammad und seiner vier rechtmässigen Chalifen, d. h. aus seiner Familie durch Volkswahl hervorgegangenen Nachfolger, Abu Bakr, Ọmar, Otsmân und Ạlî, von des Profeten Flucht, Hiǵradt, bis zum Jahr 41 (622—662 n. Chr.); — 2) die Periode der vierzehn Chalifen des noch ungetheilten Reichs aus dem Stamm der Benu Ommajadt oder Ommajaden, die sich nach Ali des Chalifats bemächtigten, und 132 (750) durch die Benu Abbâs oder Abbasiden eben so gewaltsam wieder verdrängt wurden; — 3) die Periode der beiden grossen getrennten Chalifate, zu denen später noch ein drittes kam: a) des Chalifats der Abbasiden im Orient, bis zur Zerstörung Bagdad's um 451 (1060, — und b) des Chalifats der Ommajaden in Andalus oder Spanien, gegründet durch den einzigen Sprössling des Hauses, der dem durch die Abbasiden angerichteten Blutbade seines Stammes im Orient entgangen war, fortgepflanzt bis gegen 443 (1051), worauf sich dieses Reich in mehrere kleinere

allmälig verschwindende Staaten auflöste. — Neben diesen beiden erhob sich im Jahre 297 (910) das dritte Chalifat, c) das der Benû Fathimiûn oder Fathimiden in Aegypten und Syrien, das sich bis 463 (1171) erhielt. Dazu kam aber nach und nach eine schnell wechselnde Anzahl kleinerer Staaten, die sich von einem oder dem andern jener drei grossen Chalifate bald losrissen, bald sich wieder unterwarfen. — Endlich 4) die Zeit nach der Eroberung Bagdad's und dem Untergange der drei grossen Chalifate bis auf den heutigen Tag.

Dieselbe Zeiteintheilung lässt sich aber wegen zu grosser Ungleichheit des Gehalts der vier Abschnitte weder der Literaturgeschichte überhaupt noch vollends der Geschichte der Botanik zum Grunde legen. Ist mir nur gestattet, die dritte und reichste Periode ein wenig über ihre untere politische Grenze hinaus zu erweitern, so genügt es, dass wir bei ihr länger verweilen, die zweite kurz berühren, die erste und vierte als leere Fächer ganz überspringen. Denn war gleich die Schreibkunst den sesshaften handeltreibenden Bewohnern arabischer Städte schon vor Mohammad nicht völlig unbekannt, dictirte gleich der Profet selbst zuweilen Briefe an auswärtige Regenten: so gab es doch während der ganzen ersten Periode keine arabische Literatur ausser einigen Moallaqadt's (Preisgedichten, aufgehangen bei der heiligen Kaba) und den Koran, dessen zerstreute auf Palmblätter Lederstücke flache Knochen und anderes rohes Schreibmaterial gekritzelte, oder gar nur dem Gedächtniss der Gläubigen anvertraute Suren erst Abu Bakr sammeln und erst Otsmân in die noch bestehende Ordnung bringen liess. Wie es in der zweiten Periode um die Literatur stand, davon legt Abul Farağ[1]) folgendes Zeugniss ab; „Zu Anfang des Islam wandten die Araber ihren Fleiss nur auf die Kunde ihrer Sprache und ihres Gesetzes, ausgenommen dass Einigen unter ihnen die Medicin bekannt war, und von den Meisten gebilligt ward, weil sie den Menschen ein Bedürfniss ist. So war der

1) *Abul Pharajii historia compendiosa dynastiarum. Arabice et Latine versa ab Ed. Pococke, pag. 160.*

Zustand während der Herrschaft der Ommajaden." — Erst die Literatur der dritten Periode war bestimmt, dem Abendlande einen neuen mächtigen Impuls zu geben, und verdient auch an sich unsere Anerkennung. Die der vierten blieb uns bis auf die neueste Zeit beinahe gänzlich unbekannt, und vermöge ihrer Armseligkeit ohne Wirkung.

Indem ich mich nun sofort zur zweiten Periode wende, verschiebe ich noch alles, was etwa über den Geist der arabischen Literatur und Pflanzenkunde zu sagen wäre, bis ins nächste Kapitel, und beschränke mich hier auf eine strenge Kritik dessen, was uns über medicinische Anstalten und Schriftsteller aus der zweiten Periode mehr nur angedeutet, als vollständig und glaubhaft überliefert wird. Es wird von dem Wenigen, was überhaupt vorliegt, noch viel weniger als zuverlässig stehen bleiben. Ein solches Verfahren scheint mir um so nöthiger, je öfter man im Gegentheil hinter einigen schlecht begründeten Zeugnissen und gelegentlich hingeworfenen Aeusserungen noch weit mehr suchte, als sie, selbst wenn man ihnen aufs Wort glaubt, enthalten.

„Der erste zur Zeit des Islam, welcher ein Hospital und Krankenhaus stiftete, erzählt Maqrizî nach Wüstenfelds Uebersetzung [1]), war el-Welid Ben Abd el-Melik (der sechste Ommajaden-Chalif, regierte 86—96 der Higradt oder 705—715 n. Chr.), und er war auch der erste, welcher ein Fremdenhospital anlegte, und das geschah im Jahre 88 (707). Er stellte in dem Hospital Aerzte an, und bestritt ihre Ausgaben; er befahl die Aussätzigen einzusperren, damit sie nicht auf die Strassen gingen, und sorgte für ihre und der Blinden Bedürfnisse." — Andere Anstalten der Art waren viel früher, wie wir gesehen haben in Persien, später, wie wir sehen werden, auch in Arabien zugleich Heil- und Lehranstalten. Das wird von dieser nicht gesagt, und ich hüte mich wohl es vorauszusetzen. Doch schon dass bestimmte Aerzte dabei angestellt und besoldet waren, ist in so früher Zeit überraschend. Die Aerzte der Anstalt waren vermuthlich, wie die meisten frühern Aerzte der Moslimen,

1) Im *Janus, herausgegeben von Henschel, Band I, 1846, Seite 29.*

Juden oder Christen. Denn nachdem der Profet selbst einem seiner Getreuen einen ungläubigen Arzt empfohlen hatte, hielten sich alle Moslimen dergleichen Aerzte zu gebrauchen berechtigt[1]). Man sieht, wie sehr das der Medicin den Eingang in die Länder des Islam erleichtern musste.

Eine medicinische Lehranstalt sollen nach Häser[2]) schon unter dem zweiten Ommajaden Abdalmalik zwei griechische Aerzte, Theodunos und Theodokos, zu Damaskus gegründet haben, und es soll daraus unterandern einer der berühmtesten arabischen Naturforscher und Aerzte, Phorat-Ibn-Schdinatha hervorgegangen sein. Das bedarf einer gründlicheren Prüfung, es ist sehr viel daran zu berichtigen. — Zuvörderst war der Chalif Abdalmalik Ben Marwân nicht der zweite, sondern erst der fünfte der Ommajaden, und regierte von 685 bis 705. Neun Jahr später, 714, starb der durch seine Grausamkeit berühmte Alhagâg Ben Jûsof, der bis an seinen Tod zwanzig Jahr lang Statthalter von Iraq war[3]). Zu den Hofdienern dieses Mannes gehörten, wie Abul Farag[4]) erzählt, zwei Aerzte, Tajâdsûq und Tsâwadûn. Jener hatte berühmte Schüler, von denen einige noch zur Zeit der Abbasiden lebten, wie namentlich Forât Ben Schahnatsâ noch unter Almanszor. Der andre schrieb für seinen Sohn eine grosse Sammlung (Konnâsch, Pandectae). Das ist das einzige mir bekannte historische Zeugniss, das der häserschen Nachricht zum Grunde liegen kann. Ohne Zweifel schöpfte der sonst so gewissenhafte Historiker diesmal aus einer abgeleiteten Quelle, der er mehr Glauben schenkte, als sie verdiente. Ich füge noch hinzu, dass der angeblich so berühmte Arzt und Naturforscher, dessen Name etwas entstellt ist, in Wüstenfelds Geschichte der arabischen Aerzte und Naturforscher und in der Hauptquelle dieses Werks,

1) *Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber, Band II, Seite 192,* wie es scheint nach Ibn Challiqan, doch bezeugt Abul Farag pag. 99 ungefähr dasselbe.

2) *Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin, Aufl. II, Seite 219.*

3) *Abulfedae annales Muslemici, I, pag. 431.*

4) *Abul Pharajii hist. comp. dynast. pag. 128.*

bei Ibn Abi Oszaibiạh fehlt, dass aber Hammer-Purgstall [1]) aus der Handschrift des Ibn Alqofthî einige Nachrichten über ihn giebt, woraus wir ihn als beliebten Praktiker und gewandten Hofmann, nicht als Schriftsteller kennen lernen.

Fertig sind wir indess mit den Aerzten oder dem Arzte des Alḧagâǵ noch nicht. Wer je daran rührte, auch Hammer-Purgstall, sogar die arabischen Historiker, vielleicht den einzigen Ibn Abi Oszaibiạh ausgenommen, ward durch einen neckischen Kobold, wie es scheint, in die Irre geführt; und vielleicht ergeht es mir eben so.

Ibn Abi Oszaibiạh kennt, wie ich aus Hammer-Purgstall [2]) und aus der Inhaltsanzeige seines Werks bei Wüstenfeld [3]) abnehme, nur Einen jener beiden von Abul Faraǵ unterschiedenen Ärzte, und nennt ihn Tajazzok. Von seinen Schülern sagt er nichts, macht aber ihn zum Verfasser des für seinen Sohn geschriebenen Werks, welches Abul Faraǵ seinem Tsâwadun zuschreibt, ein Werk von den Namen und der Zubereitung der Arzneien. Sterben lässt er ihn im Jahr 90 (708), also sechs Jahr vor seinem fürstlichen Herrn.

Wieder anders Ibn Alqofthî, der Verfasser der Bibliothek der arabischen Philosophen. Auch dieser kennt, wie ich wiederum aus Hammer-Purgstall [4]) ersehe, nur Einen jener beiden Aerzte des Alḧagâǵ, der bei ihm Tabâdok heisst, schweigt wie Abul Faraǵ von seinem Werke, und rühmt seine Schüler, deren er zwei namhaft macht, den Forât Ben Schânâsâ, wie er hier geschrieben steht, und dazu noch den Isa Ben Mûsa, ich weiss nicht, ob den vornehmen Freund des vorigen, von welchem Hammer-Purgstall bei diesem spricht, oder den etwas spätern Arzt, der aber erst um 218 (833) gelebt haben soll [5]). Das wäre zwar ein starker Anachronismus, indem Alḧagâǵ im Jahr 714 gestorben, doch dadurch etwas gemildert, dass Ibn Alqofthî seinen Tabâdok nicht vor,

1) *Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte etc. III, S. 270.*
2) *Daselbst II, Seite 195,*
3) *Daselbst II, 196.*
4) *Daselbst III, S. 285.*

sondern erst 43 Jahre nach seinem Herrn, im Jahr 140 (757) sterben lässt.

All diese Knoten meint Hammer-Purgstall dadurch zu lösen, dass er dem Alhaǵaǵ zwei Leibärzte beilegt, doch nicht dieselben, welche ihm Abul Faraǵ giebt (den Tsâwadûn übergeht er völlig), sondern den Tajazzok des Ibn Abi Oszaibiạh, gestorben 708, und den Tabâdok des Ibn Alqofthî, gestorben 757.

Mir ist bei weitem wahrscheinlicher, ja fast gewiss, dass Abul Faraǵ, wie vielleicht auch Hammer-Purgstall angenommen, aus Einer Person zwei gemacht hat, den tüchtigen Lehrer und Schriftsteller; und ferner dass Ibn Alqofthî von derselben Einen Person spricht, ihr aber irrthümlich eine zu späte Zeit anweist. Denn die Differenz der Schreibung des Namens hat gar kein Gewicht; sie ist mit Ausnahme des Endbuchstabens in arabischer Schrift so gering, dass sich dieselben Differenzen in den besten Handschriften nicht selten finden. Nur das K oder Q am Ende wäre bei einem ächt arabischen Namen bedenklich. Hier aber haben wir es mit arabisirten griechischen Namen zu thun, die von verschiedenen Arabern oft sehr verschieden geschrieben werden. Eduard Pococke, einer der gelehrtesten Orientalisten, übersetzte in seiner Ausgabe des Abul Faraǵ gradezu Tajâdsûq durch Theódokos, und Tsâwadûn durch Theodunos, und alle Späteren pflichteten ihm darin bei. Ich meine also, da des Theodunos ausser Abul Faraǵ niemand erwähnt, und da Ibn Abi Oszaibiạh das ihm zugeschriebene Werk dem Theodokos beilegt, mit Sicherheit sei uns nur Ein Leibarzt des Alhaǵaǵ bekannt, der Grieche Theodokos, der Lehrer des Forat Ben Schahînatsâ oder Schânâsâ, und der Verfasser eines seinem Sohn gewidmeten medicinischen Werks, welches vermuthlich den Titel Konnâsch (Pandectae) führte, und von den Namen und der Zubereitung der Arzneien handelte. Und das ist von Wichtigkeit; denn es ist nicht nur das älteste mir dem Namen nach bekannte medicinische Buch der arabischen Literatur, sondern auch, wie wir gleich sehen werden, ein Werk, das bei den Arabern noch in später Zeit in Ansehen stand. Unter den beiden angeblichen Todesjahren des Theodokos verdient das Jahr

708 bei Ibn Abi Oszaibiah darum den meisten Glauben, weil es dem Todesjahr seines Herrn am nächsten kommt.

Zum Schluss habe ich noch hinzuzufügen, was man bisher übersehen, dass Theodokos schon von Arrazî in seiner H'âwî, z. B Buch III, Kap. 2 und öfter, so wie sehr häufig von Ibn Baithâr, z. B. I, S. 14, 137, 162, 190, 252, 321 u. s. w. citirt wird. Der lateinische Uebersetzer des Arrazî nennt ihn aber Tiaduc, der deutsche Uebersetzer des Ibn Baithâr Tiaduk, ohne uns die arabische Schreibart anzuzeigen. Dies that glücklicher Weise Dietz[1]) in seinen Excerpten aus Ibn Baithâr. Da steht zwar in der lateinischen Uebersetzung auch einmal Tiaduc, ein anders mal gar in Folge einer falschen Lesart Biadur; allein arabisch steht تيادوق, das andre mal بيادوق, was ohne Frage richtiger Tajâdûq auszusprechen ist. Und hiernach möchte ich das Tajâdsûq bei Abul Farag, Tajazzok bei Ibn Abi Oszaibiah, Tabâdok bei Ibn Alqofthî corrigiren. Was Arrazî und Ibn Baithâr aus diesem Schriftsteller anführen, ist ohne Ausnahme rein praktisch, meist sind es Substitutionen Eines Mittels, welches grade nicht zur Hand ist, durch ein anderes, was die Lateiner des Mittelalters Quid pro quo nannten. Das Werk wird die Araber auf viele Heilpflanzen aufmerksam gemacht haben, deren nähere Kunde ihnen damals freilich nur mündlich überliefert werden konnte.

So wie Theodokos wirkte auch Abdalmalik Ben Abh'ar Alkinâni, aus dem Stamm der Benû Kinân, nach Hammer-Purgstalls Erklärung, also ein Araber von Geburt, auf die Ausbreitung medicinischer Kenntnisse im Gebiet des Islams, nicht durch eine Lehranstalt, auch nicht wie jener als Schriftsteller, aber doch gleich ihm durch Bildung vorzüglicher Schüler, die seine Lehre weiter verbreiteten. Nach Ibn Abi Oszaibiah, aus dem Alle schöpften, die von ihm, obgleich nicht ganz übere,nstimmend sprechen, war er, wie uns Hammer-Purgstall[2]) aus der wiener Handschrift jenes Arabers mittheilt, ein christlicher Arzt zu Alexandrien

---

1) *Dietz analecta medica ex libris mss. pag. 91 et 34.*

2) *Hammer-Purgstall a. a. O. II, S. 194.*

vor dessen Eroberung durch die Moslimen (also vor 640), bekehrte sich aber zum Islam in Gegenwart des Omar Ben Abdalazîz, während derselbe noch Amir, Statthalter von Aegypten war. Nachdem derselbe aber den Thron der Chalifen bestiegen hatte, „wanderte der Unterricht von Alexandrien nach Antiochien und Harân aus, und verbreitete sich von dort über die Länder des Islams. Schon Freind [1]) erzählt dasselbe mit folgenden Abweichungen, die ich auf die von ihm benutzte Handschrift der bodleyschen Bibliothek schiebe. Die Zeit, wann Alkinânî in Alexandrien lebte, lässt er unbestimmt. Statt des nachherigen Chalifen Omar Ben Abdalazîz nennt er dessen Vater Abdalazîz (Ben Marwân), der 704 als Statthalter von Aegypten starb, giebt ihm aber gleichwohl den Titel Chalif statt Amir. Man sieht, dass in seiner Handschrift die Worte Omar Ben ausgefallen waren. Dieselben Nachrichten aus derselben Quelle wiederholt auch Wüstenfeld [2]), dem nur ein Auszug aus dem Werke des Ibn Abi Oszaibiah zu Gebot stand, woraus sich abermals folgende Abweichungen erklären. Von einem Chalifen sagt er nichts, sondern nennt den Sohn des Chalifen mit vollem Namen Abdalazîz Ben Marwân. Von der Hauptsache, der Verpflanzung des Unterrichts schweigt er. Dagegen fügt er hinzu, was die beiden Andern nicht sagen, Alkinânî hätte gelebt um 70 (689); und dass er diese Zeitbestimmung wirklich aus seiner Handschrift genommen, bestätigt die vollständige Inhaltsanzeige derselben auf Seite 133 seines Werks.

Ganz klar ist die Sache hiernach noch nicht, und auch der vollständige Text des Ibn Abi Oszaibiah lässt uns nicht viel mehr Aufschluss erwarten. Befremden muss uns schon, das ein Araber von Geburt in Alexandrien noch vor der Eroberung der Stadt durch die Araber die Medicin gelehrt haben soll (Freind nennt den Alkinânî sogar Professor der Medicin, ob auch Ibn Abi Oszaibiah, lasse ich dahin gestellt sein). Doch undenkbar ist das

---

1) *Freind histoire de la medicine II, pag. 4.*

2) *Wüstenfeld Gesch. der arab. Aerzte und Naturforscher Nr. 11.*

nicht. Nicht alle Araber fielen sogleich dem neuen Profeten zu, und die Bevölkerung Alexandriens war schon zur Römerzeit auf das Bunteste gemischt. Wie Alkinânî mit der Verpflanzung des medicinischen Unterrichts nach Antiochien und Harrân (dem Korrhä der Griechen in Mesopotamien) eigentlich zusammenhängt, können wir nur errathen. Vermuthlich hatte der milde Chalif Omar II. den Alkinânî in Alexandrien schätzen gelernt, und begünstigte darum die Uebersiedelung seiner Schüler nach andern Städten des Reichs, selbst ohne dass er sie zuvor zum Islam überzutreten nöthigte. Die Hauptsache ist aber klar genug. Dass die griechische Medicin ihren Weg nach Arabien nicht bloss über Persien und namentlich über Gondischapur, sondern auch über Alexandrien gefunden hätte, schien sich so ganz von selbst zu verstehen, dass es oft genug ohne allen Beweis als Thatsache ausgesprochen ward, z. B. von Sprengel, Friedländer und Andern. Hier haben wir ein historisches Zeugniss dafür, und Freind gebührt die Ehre, es beigebracht zu haben.

Als ein solches Zeugniss kann ich nicht betrachten, dass nach Abul Farağ[1]) ein syrischer Jude und Arzt zu Basra namens Maħsarğawaih unter dem Chalifat Marwân's I., also auf der Grenze der beiden Jahre 684 und 685, die medicinischen Pandekten des Presbyter Ahron aus dem Griechischen ins Arabische übersetzte. Schon im vorigen Buch §. 7 hörten wir denselben Abul Farağ unter dem Namen Bar Hebräus die Behauptung aussprechen: „der Presbyter Ahron war kein Syrer, sondern Gosius, ein gewisser Alexandriner (worin wir den Gesios bei Suidas zu erkennen glaubten), übersetzte sein Buch aus dem Griechischen ins Syrische.“ — Demnach vermuthe ich, dass der Syrer Maħsarğawaih dasselbe Buch nur aus dem Syrischen ins Arabische übersetzt hat wie das bei arabischen sowohl als persischen Uebersetzungen griechischer Originale so oft geschah.

Auch nur im Vorbeigehen gedenke ich des Châlid Ben Jazîd, eines vornehmen Ommajaden zur Zeit des Chalifen Ab-

1) *Abul Faraj. hist. dynast. pag. 126.*

dalmalik Ben Mârwan, gestorben im Jahr 85 (704), von dessen tiefer Wissenschaft die Araber so viel zu reden wissen. Darüber, dass er nicht Chalif geworden, soll er sich durch die Kunst des Goldmachens getröstet haben. Auch soll er über diese wie über die Medicin, in welchen beiden Fächern ein christlicher Mönch Marianos (oder Murianos?) sein Lehrer gewesen, viele Bücher geschrieben haben, deren Titel Mohammad Ben Ishaq, der Verfasser des Fihrist, aufbewahrte. Andere machen ihn, wie Hammer-Purgstall versichert, zu einem Schüler des noch fabelhafteren [1]) G'abir (gewöhnlich Geber genannt), dessen angebliche alchymistische Werke zum Theil noch existiren, und für die Geschichte der Chemie von Bedeutung sein sollen. Aber G'abir scheint fast hundert Jahr später gelebt zu haben Man sieht, wie sich Geschichte und Sage hier noch vermischen. Nach H'aggî Chalifah [2]) der ihn den Philosophen der Marwaniden nennt, liess er sich durch den ältern Stephanos griechische Werke über den Stein der Weisen ins Arabische übersetzen, und das waren, sagt er, die ersten Uebersetzungen zur Zeit des Islams. Er nennt sie nicht. Leicht möglich, dass darunter auch botanische Zauberbücher waren, deren wir früher so manche kennen lernten, dass also dies Unkraut noch vor dem Weizen nach Arabien kam. Doch eben so möglich, dass weder ein G'abir noch ein Châlid Ben Jazîd jemals lebten oder schrieben [3]).

Aber auch ein paar den Titeln nach wirklich botanische Bücher schon aus der Ommajadenzeit führt Wüstenfeld an, und zwar nicht nach den Berichten arabischer Literaturhistoriker, sondern nach den Katalogen europäischer Bibliotheken, in denen die Werke selbst vorhanden sind. [4]). Nichts scheint zuverlässiger, und doch kann ich meine Zweifel nicht unterdrücken.

---

1) Zur Rechtfertigung dieses Ausdruckes verweise ich auf Reiske's Anmerkung zu *Abulfedae annales muslemici, edid. Adler, tom. II, pag. 629 not. 21.*

2) *Haji Khalfa, edid. Fluegel, III, pap. 95 et 97.* Eins der angeblich eignen Werke des Châlid sehe man V, pag. 87.

3) Vergl. *Hammer-Purgstall a. a. O. II, S. 185 ff.*, wo man einen Auszug aus dem Fihrist findet, und *Wüstenfeld a. a. O. nr. 17.*

4) *Wüstenfeld a. a. O. nr. 19 und 21.*

Im Catalogus codicum orientalium bibliothecae Mediceae Laurentianae et Palatinae, Florent. 1742 fol. von Stephan Eberhard Assemani steht unter nr. 256 eine arabische Handschrift von unbestimmtem Alter, enthaltend Fundamenta artis medicae, ein Compendium aus den Schriften des Hippokrates, und — einen Tractatus de herbis et plantis ad conficienda remedia idoneis, illarumque virtute, nomine et etymologia, enthaltend die von Hippokrates (sic!) übergangenen einfachen Heilmittel. Als Verfasser wird genannt der Rais (Fürst) Ahmad Ben Ibrahim, Leibarzt des (im Jahr 723 verstorbenen) Chalifen Jazîd Ben Abdalmalik. Geschrieben soll er haben ums Jahr 100 (718). — Das andere Werk steht im Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae regiae. Paris, tom. I, 1739 fol. unter nr. 968. Es ist eine 1673 zu Aleppo erworbene arabische Handschrift, gleichfalls von unbestimmtem Alter, enthaltend das Buch des Ibn Abu Zaher de Plantis. Der Verfasser soll Mönch gewesen sein, und viele Reisen gemacht haben. Seine Blüthenzeit wird ins Jahr 125 der Higradt (743), also noch ans Ende der Ommajadenzeit gesetzt. Im zweiten Theil seines Werks sollen nur die Pflanzen vorkommen, von denen Dioskorides in seinem vierten Buche handelt. — Nothwendig müssen die über beide Schriftsteller mitgetheilten Nachrichten aus den Handschriften ihrer Werke selbst genommen sein, denn die arabischen Literaturhistoriker kennen sie nicht. Es fragt sich, ob sie so von sich selbst, oder ob nur ihre Abschreiber über sie berichten? Darüber schweigen die Herausgeber beider Kataloge. Ich nehme jedoch unbedenklich das letztere an, und trage kein Bedenken, ihren spätern und unwissenden Abschreibern eine Zeitverwechselung schuld zu geben. Ich gründe meinen Verdacht auf die Namen der Verfasser und den Inhalt ihrer Bücher.

Die Namen beider sind nämlich in der arabischen Literatur bekannt genug, doch erst aus späterer Zeit. Ein Ahmad Ben Ibrahim, gewöhnlich Algazzâr oder Algizâr genannt (bei Wüstenfeld nr. 120), lebte zu Qairowân in Afrika, und starb um 395 d. H. (1004). Unter den von Wüstenfeld aufgezählten Titeln seiner Werke kommen zwei denen der Werke seines angeblichen

Namensgenossen sehr nahe, ein Compendium der Medicin oder Viaticum peregrinatoris, und ein Adminiculum de medicamentis simplicibus. Ibn Alawwâm citirt ihn unter Ibn Algizâr I, pag. 401. An ein paar andern Stellen ist der Name durch Vernachlässigung der diakritischen Punkte entstellt; so I, pag. 651 in Ibn Alhazâr, und II, pag. 385 in Ibn Alharâr. Oefter benutzte ihn Ibn Baithâr und citirte ihn nach seiner Gewohnheit bald unter diesem, bald unter jenem Namen, als Ahmad Ben Ibrahim I, Seite 51, 270, II, Seite 112 u. s. w., und entstellt wie bei Ibn Alawwâm als Ibn Alhazâr sehr häufig, z. B. I, S. 13, 28, 33, 177 u. s. w. Doch finde ich diese Entstellung nur in Sontheimers deutscher Uebersetzung; in den Excerpten, welche Dietz in seinen Analect. medic. ex libris mss. mittheilte, steht der Name pag. 34 arabisch ganz richtig الجزار Algizâr oder Algazzâr. Bei ältern Schriftstellern, wie beim Ibn Sinâ oder Arrâzî, ist mir ein Schriftsteller dieses Namens nie begegnet. Vielleicht verwechselte der Abschreiber die Jahreszahl der Higradt 100 mit 400, und machte aus dem Leibarzt eines vielleicht ungenannten spanischen Chalifen, oder eines spanischen Prinzen Abdalmalik, deren um jene Zeit zwei vorkommen, in Folge seines ersten Versehens den Chalifen Jazîd Ben Abdalmalik, weil dieser bald nach dem Jahr 100 d. H. den Thron bestieg. — Einen Ibn Abi Zahar kann ich zwar in späterer Zeit nicht nachweisen; allein die Familie der Benu Zohr, wie der Name gewöhnlich ausgesprochen wird, ist so gross und reich an Aerzten und Gelehrten aller Art durch beinahe drei Jahrhunderte, dass sich leicht auch einer jenes Namens darunter verstecken konnte. Sie blühete in Spanien, wohin ihr Stammvater im Jahre 912 eingewandert sein soll, bis nach 1200 [1]. — Der sicherste Beweis gegen das angebliche hohe Alter jener beiden Werke liegt aber in ihrer Beziehung auf die Werke des Hippokrates und Dioskorides. Der älteste Uebersetzer beider ins Arabische war Honain Ben Ishâq, und dieser lebte erst unter dem

1) Man sehe über diese Familie *Wüstenfeld a. a. O. Seite 88 bis 92* und *Hammer-Purgstall a. a. O. Band V, Seite 350*, wo auf *Gayanos history I, pag. 336* Bezug genommen wird.

zehnten Abbasiden-Chalifen Motawakkil in der Mitte des neunten Jahrhunderts [1]). Aelter sein als er kann folglich kein arabisches Buch über die hippokratischen Schriften oder die Pflanzen des Dioskorides. Und wie ungenau die Notizen wenigstens über den ersten jener beiden angeblich alten arabischen Schriftsteller sind, das verräth sich schon in der Erwähnung der von Hippokrates übergangenen einfachen Heilmittel, wo statt Hippokrates ohne Zweifel Dioskorides oder Galenos zu verstehen ist.

So fanden wir denn in der beinahe hundertjährigen Periode der Ommajaden-Herrschaft im Orient nur ein einziges Krankenhaus ohne eigentliche Lehranstalt, nur wenige von Alexandrien nach Antiochien und Harân übergesiedelte oder im Lande selbst herangebildete Schüler griechischer oder wenigstens griechisch gebildeter Aerzte, einige Uebersetzungen griechischer Werke ins Arabische, meist alchymistischen Inhalts, ausgenommen vielleicht nur das des Presbyter Ahron, und nur ein einziges im Lande selbst geschriebenes Werk über Heilmittel, aber auch dieses von der Hand des Griechen Theodokos. Gab es wirklich einen arabischen Schriftsteller über Medicin, so war es der in alchymistische Träumerei versunkene Prinz Châlid Ben Jazîd, dessen Geschichte in tiefem Dunkel liegt. Wir fanden alles so, wie es uns Abul Farağ erwarten liess.

---

1) Man sehe *Wenrich de auctorum Graecorum versionibus etc. pag. 96 und 216.* Später werde auch ich über Honain Ben Isḥâq ausführlicher zu sprechen haben.

Zweites Kapitel.

Ueber die Periode der Abbasiden und spanischen Ommajaden im Allgemeinen.

§. 12.

Zur Charakteristik der arabischen Literatur dieses Zeitalters überhaupt.

Habe ich es gleich unmittelbar nur mit der botanischen Literatur zu thun, so hat doch die arabische Literatur überhaupt, obgleich sie nichts weniger als rein national ist, ein so scharfes eigenthümliches Gepräge, dass die Betrachtung dieser und der Verhältnisse, unter denen sie sich ausbildete, auch das Verständniss jener wesentlich fördern muss.

Der Islam in seiner Starrheit, der Fanatismus, den er seinen Bekennern einflösste, als Folge davon die unaufhörlichen Eroberungskriege an den Grenzen, im Gefolge anderer Ursachen, die ich übergehe, die blutigen Familienzwiste und bürgerlichen Parteikämpfe im Innern; dazu nach kurzer Dauer des Chalifats der Druck eines unerhörten Despotismus und das verderbliche Beispiel tiefster Sittenlosigkeit, rohester Gewinn- und Genusssucht am Hofe der Chalifen, wie in den Palästen ihrer Günstlinge; ferner der tief eingewurzelte Hang des eigentlichen Stammvolkes zum Wanderleben, dem der Zeltaraber oder Beduine bis auf den heutigen Tag nicht entsagte, und woran der handeltreibende Städtebewohner durch seine häufigen und langen Karavanenzüge, so wie fast jeder Moslim durch die pflichtmässigen Pilgerfahrten nach den heiligen Orten theil nahm; endlich die zügelloseste Phantasie einer-, und andrerseits die engste Beschränkung auf die unmittelbaren Bedürfnisse des Lebens: das alles begünstigte die Wissenschaft nicht, sondern trat ihr mehr oder weniger schroff entgegen. Fand sie dennoch Aufnahme Gunst Pflege Heimath unter den Arabern, so liegt darin zunächst nur ein neuer Beweis ihrer Unsterblichkeit und

des unverwüstlichen Dranges, der die Menschen nach jeder Verirrung jeder Verwilderung stets wieder zu ihr zurückführt.

Als vornehmstes Hemmniss kommt der **Islam** in Betracht. Wer kennt nicht die von Abul Farağ [1]) uns aufbewahrte, ihm so oft nacherzählte Sage von Omar, dem zweiten Nachfolger des Profeten? Nachdem sein Feldherr Amrû, so wird erzählt, Alexandrien erobert hatte, erbat sich der griechische Grammatiker Johannes die in der Stadt erbeuteten philosophischen Bücher. Amru, der ihm wohlwollte, und von den Büchern keinen Gebrauch zu machen wusste, hatte nichts dagegen, nur meinte er erst Omar's Befehle einholen zu müssen. Dieser erwiederte: „Entweder stimmen die Bücher, von denen du schreibst, mit dem Koran überein, oder nicht. In jenem Fall genügt dieser, in diesem taugen sie nicht. Also vernichte sie." — Dieselbe Geschichte erzählt Ibn Chaldûn [2]) von Said Ben Abi Waqâsz, dem Eroberer Persiens für den Chalifen Omar, und von der gesammten persischen Literatur, die er aus demselben Grunde auf Omars Befehl vernichtet haben soll. Ein persischer Historiker [3]) überträgt sie mit noch allerlei Specialitäten auf Abdallah Ben Taher, Statthalter von Chorâsân zur Zeit der Abbasiden. Ihm sei zu Nischapur ein Buch überreicht, heisst es. — „Und was enthält es?" fragte der Amir. — „Die Liebe Wamik's und Adhra's, einen trefflichen, dem Könige Nuschirwan von dem weisen Verfasser gewidmeten Roman." — „Also ein Buch der Magier. Wir lesen nur den Koran und die Ueberlieferungen des Profeten." — Sofort befahl er dies und alle persischen Bücher, die man in seiner Provinz fände, in's Wasser zu werfen. Der Erzähler fügt hinzu, das sei der Grund, warum man bis auf Samanis keine persischen Gedichte fände. — Mögen das Erdichtungen sein, jedenfalls bezeichnen sie und ihre öftere Wiederholung den Standpunkt des ächten Moslim's der Wissenschaft gegenüber und den Widerstand, den der Koran ihrer freien Bewegung entgegenstellte.

1) *Abulpharagii hist. dynast. pag. 114.*

2) Bei *Haji Khalfa, edid. Fluegel, vol. III, pag. 90.*

3) Bei *de Sacy* in dessen Uebersetzung des *Abd-Allatif pag. 528.*

In ihm erkannten auch Orientalisten und Historiker fast von jeher einmüthig den Quell jener bei Omar sich aussprechenden Gesinnung, ausgenommen einen einzigen, und zwar einen der berühmtesten Orientalisten der Gegenwart. Herr von Hammer-Purgstall lässt im Gegentheil arabische Wissenschaft, nicht dem Koran zum Trotz, sondern eben aus dem Koran erblühen, und spricht sich also darüber aus [1]):

„Den Koran nennt der Araber Om ol kitâb, die Mutter der Schrift, oder das Buch Mutter, und wirklich ist derselbe die Mutter aller Bücher, die im Islam erschienen. Schon in demselben, so wie in den Worten des Profeten [2]) findet sich die Aufmunterung zur Wissenschaft, und es ist um so wesentlicher hierbei länger zu verweilen, als Unkunde und Parteigeist in Europa lang genug den Geist des Islams als einen der Bildung und dem Studium der Wissenschaft feindseligen verleumdet haben." — Zum Beweise seiner Meinung fügt der Verfasser diesen harten Worten vier Koranstellen und eine reichere Blumenlese aus der Ueberlieferung hinzu. Ungern trete ich dem Meister vom Fach entgegen, doch beistimmen kann ich ihm diesmal nicht, ignoriren darf ich ihn nicht, und den Vorwurf der Verläumdung auf mich nehmen mag ich nicht.

Es handelt sich bei der ganzen Frage lediglich um die Bedeutung des arabischen Wortes Ilm und seiner Stammverwandten im Koran. Dass es in späterer Zeit ungefähr dem, was wir Wissenschaft nennen, entspreche, leidet keinen Zweifel, wiewohl H'aggi Chalifah's Wissenschaft sich unsichtbar zu machen und viele andre Wissenschaften gleichen Schlages, die er unterscheidet, zu unserm Begriff der Wissenschaft nicht passen, und wiewohl uns unter den funfzehn Definitionen der Wissenschaft,

1) *Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber, I, pag. XL. der Einleitung.*

2) Das heisst in der mündlichen Ueberlieferung, *H'adidh* (vergl. diesen Artikel bei *d'Herbelot*, oder besser den langen Artikel bei *Haji Khulfa, edid. Fluegel, III, pag. 23 sqq.*) welche, neben dem Koran, auf den Profeten zurückgeführt wird, und viele Sammler fand.

die er in der Einleitung seines Werks giebt, keine einzige genügen kann. Aber Herr von Hammer legt dem Wort Ilm die Bedeutung Wissenschaft schon im Koran bei, und darin, glaube ich, irrt er. Des Korans Grundlehre ist der alleinige Gott, der sich selbst durch seine Profeten den Menschen offenbarte. Nicht selten fasst Mohammad Juden Christen und Moslimen bald unter dem Namen der Schriftbesitzer, bald unter dem der Wissenden zusammen, und stellt ihnen, um keinem Zweifel Raum zu lassen, die Unwissenden oder Heiden gegenüber. In engerm Sinne nennt er auch die seiner eigenen Offenbarung vorausgegangene Zeit die Zeit der Unwissenheit, indem er sich, wenn nicht für den einzigen, doch grössten Profeten erklärt. In allen Stellen beider Art bedeutet ihm also das Wissen oder die Wissenschaft lediglich den Besitz einer göttlichen Offenbarung, die jedem Ungebildeten zu theil werden konnte. Aber auch eine Erkenntniss Gottes durch vernünftige Natur- und Weltbetrachtung nahm er an, und der Koran gedenkt ihrer oft. An solchen Stellen übersetzt Ullmann das Wort Ilm durch Vernunft oder natürliche Erkenntniss, und eben so, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf die aus der Betrachtung der Natur der Dinge zu schöpfende Gotteserkenntniss, erklärt es sogar das unter dem Titel Tarîfât bekannte philosophische Wörterbuch bei Freytag [1]). Ziehe ich das alles in Betracht, so finde ich in den von Herrn von Hammer citirten Koranstellen, die ich im Original verglichen und meinem gelehrten Collegen Professor Dr. Olshausen vorgelegt habe, durch das Wort Ilm nichts weiter ausgedrückt als das Wissen des einzigen Gottes, sei es durch Offenbarung überliefert, oder habe es sich der selbstthätigen Vernunft erschlossen; und die in jenen Koranstellen erwähnten Gelehrten sind vielmehr die Belehrten, die Bekenner des einigen Gottes. Wie konnte auch Mohammad, der nicht einmal zu schreiben verstand, der, wie oft er sich auch auf das Evangelium und die Thora (das mosaische Gesetz) beruft, fast eben so oft sie nie gelesen zu haben verräth, der alles was er lehrte, unmittelbarer Eingebung zu

1) *Freytagii lexicon Arabicum, voce* علم.

verdanken behauptete, wie konnte der Mann in unserm Sinn des Worts von Wissenschaft reden? Etwas anders verhält es sich mit den von Hammer-Purgstall angezogenen Stellen der Ueberlieferung, worunter sogar ein prunkender Panegyrikos des Studiums der Wissenschaft und ihrer Verbreitung durch die Lehre vorkommt. Allein schwerlich wird Herr von Hammer das Alter und die Aechtheit dieser Stellen verbürgen wollen, und näher betrachtet bezieht sich sogar noch in ihnen das Meiste nicht auf Wissenschaft überhaupt, sondern auf moslimische Theologie, die freilich fast alle arabische Wissenschaft nach und nach enger oder lockerer mit sich zu verknüpfen wusste. Heisst es doch in Einer der Ueberlieferungen sogar: „Der Profet Gottes, den Gott segnen wolle, spricht: Das Trachten nach Wissen ist jedem Moslim jeder Moslimin geboten.“ Sollen wir da auch übersetzen, wie Caspari[1]) wirklich gethan, das Studium der Wissenschaft? Klarer, meine ich, konnte sich die wahre Bedeutung des Worts Ilm in älterer Zeit nicht aussprechen.

Ueberhaupt bestanden die ältern Bücher in arabischer Sprache, abgesehen von den Erläuterungen des Korans, an die sich auch die Grammatik schloss, fast nur in Uebersetzungen griechischer Meisterwerke und — Sudeleien, bearbeitet durch syrische Christen oder Juden. Sie betrafen fast ausschliesslich die Logik, die Mathematik (mit Einschluss der Astrologie), die Medicin (mit Einschluss der Alchymie), drei Wissenschaften, die der Koran kaum einmal mit leisem Finger berührt; und darin finde ich den Schlüssel zu der mir sonst unbegreiflichen Thatsache, dass der Koran nicht alle Wissenschaft in unserm Sinn des Worts unterdrückte. Noch während der ersten durch die neue Lehre und durch glorreiche Kriegsthaten hervorgerufenen Begeisterung, bevor man sich in spitzfindige Grübeleien über den Koran verirrt und festgerannt hatte, traten die Meisterwerke der Griechen dem von Natur reich begabten Araber plötzlich in ihrer ganzen Herrlichkeit entgegen,

1) *Borhân Ed-Dini Es-Semudji enchiridion studiosi. Edid. Car. Caspari. Lipsiae 1838. 4. Pag. 3 des Textes und 4 der Uebersetzung.*

und eroberten, ohne dass er es ahnete, den Eroberer. So stand er zwischen zwei gleich unwiderstehlichen Gewalten, der Wissenschaft nnd der Religion; und da keine der andern wich, verglichen sie sich endlich, so gut es ging. Aeusserlich beugte die Wissenschaft ihren stolzen Nacken unter das Joch des Islam, innerlich brannte ihre Gluth fort, und brach bald hier bald da in einzelnen Flammen hervor. Nicht die zärtliche natürliche Mutter, sondern die neidische Stiefmutter arabischer Wissenschaft ward also der Koran; er förderte sie nicht, sondern bändigte sie, und zwang ihr den wunderbaren Charakter auf, womit sie uns so befremdend entgegentritt.

Als Grundzug dieses Charakters bezeichne ich die hohe, oft blinde Achtung vor der einmal anerkannten Auctorität. Wie der Koran in allen Dingen, so dienten griechische Muster in einzelnen Wissenschaften dem Araber zur unabweichbaren Richtschnur. Auch letztere staunte man fast gleich einer Offenbarung an; sie überbieten zu wollen, vermass sich niemand; sich an ihrer Auslegung zu versuchen, war ehrenvoll genug. Dem Inhalt gemäss, der hauptsächlich in Ueberlieferung fremder Gedanken und Beobachtnngen bestand, entwickelte sich die den Arabern so eigenthümliche Form der Darstellung. A. sagt u. s. w. — B. sagt u. s. w. —, so geht es oft seitenlang fort, und wenn es hoch kommt, so mischt sich ein kurzes bescheidenes Ich sage u. s. w. hinein. Das ist aber in der Regel kein Wechsel von Gründen und Gegengründen, die der Schriftsteller gegen einander abwägt, sondern Eine Auctorität ergänzt erläutert oder bestätigt gar nur die andere. Selbst originelle Schriftsteller, an denen es doch nicht ganz fehlt, suchten ihren Ruhm weniger in der Originalität als in der Belesenheit, und affectirten wohl gar den Schein blosser Compilatoren, indem sie ihr Eigenthümliches so darzustellen suchten, als wäre es längst ausgesprochen, und von ihnen nur vermöge umfassenderer Gelehrsamkeit aus dem Dunkel der Vergessenheit aufs neue hervorgezogen. Nicht ohne Einfluss auf diese Form der Darstellung war vielleicht auch der Druck des Despotismus. Einen eigenen Gedanken keck hinzustellen konnte oft gefährlicher sein, als ihn

mit den Worten eines anerkannten längst verstorbenen Meisters nur zu wiederholen, oder aus denselben zu entwickeln. Dem urtheilslosen Despoten galten solche Worte unstreitig mehr als die schlagendsten Gründe eines Zeitgenossen, den er als Spielball seiner Launen betrachtete.

Wie eine solche Ueberschätzung der Auctorität zwar den Fortschritt hemmen, dafür aber zur Erhaltung des einmal Gewonnenen dienen musste, versteht sich von selbst, und grade darauf beruht die welthistorische Bedeutung der arabischen Literatur. Gegen fünf hundert Jahre lang, während und kurz nach den gewaltsamsten Krämpfen aller gebildeten Völker, bewahrte sie treu den heiligen Funken, der sich dann in Europa zur leuchtenden Flamme wieder erheben sollte. Wir dürfen das aussprechen, ohne deshalb das Verdienst der Araber um die selbstständige Förderung einzelner Zweige des Wissens zu verkennen. Aus ihrer Sterndeuterei rang sich schon bei ihnen wahre Astronomie, aus ihrer Goldmacherei wahre Chemie los, und entwickelte sich nebenher zu der bis dahin gänzlich vernachlässigten Apothekerkunst. Doch was ist das alles und mehr dergleichen gegen den ungeheuren Einfluss, den allein die durch die Araber vermittelte Ueberlieferung aristotelischer Weisheit auf das Abendland ausübte!

Gewiss mehr als Zufall und nicht wirkungslos war auch die Erblichkeit gewisser Wissenschaften in gewissen Familien, der wir bei den Arabern so häufig begegnen. So die Medicin bei der Nachkommenschaft des syrischen Nestorianers Bochtjesu oder nach arabischer Schreibart Bachtîschûa, deren Stammtafel [1]) zu geben ich mich nicht enthalten kann. Drei Jahrhunderte hindurch prangt sie mit den Namen berühmter Aerzte.

---

1) Nach *Assemani biblioth. oriental. tom. III, pars II, pag. 97*, und *Wüstenfeld Geschichte der arab. Aerzte und Naturforscher, S. 97.*

1. G'iûrgis Ben G'abrîl Ben Bachtîschûa,
Director der Heilanstalt zu Gondischapur unter Almanszur,
also zwischen 754 und 775.

|

2. Bachtîschûa Ben G'iûrgis,
Arzt und Schriftsteller unter Harûn Arraschîd,
starb um 800.

4. G'abrîl Ben Bachtîschûa,
Schriftsteller und Leibarzt bei
Harûn Arraschîd, † 828.

3. G'iûrgis Ben Bachtîschûa,
Arzt unter Almâmûn, also
zwischen 813 und 833.

|

5. Bachtîschûa Ben G'abrîl,
Leibarzt bei Almâmûn † 870.

6. Jaḣiâ Ben Bachtîschûa,
als Uebersetzer bekannt.

|

7. Bachtîschûa Ben Jaḣiâ,
Leibarzt bei Almoqtader, † 940.

8. G'barîl Ben Bachtîschûa,
unbekannt.

|

9. Obaidallah Ben G'abrîl Ben Bachtîschûa,
Leibarzt bei Almottaqi, schrieb um 941.

|

10. G'abrîl Ben Obaidallah,
Arzt und Schriftsteller, † 1006.

|

11. Abu Saîd Ben Obaidallah Ben G'abrîl,
Arzt und Schriftsteller.

Eine ähnliche Stammtafel der theologisch-juristisch gelehrten[1]) Familie der Sobki lieferte Wüstenfeld[2]). Von der Familie Ibn Zohr, die sich fünf Generationen hindurch grosser Aerzte rühmen konnte, war schon die Rede, und wie viele der Art liessen sich noch anführen! Es zeigt sich das nicht allein bei moslimischen, sondern auch bei christlichen und jüdischen Familien unter der Herrschaft der Chalifen, wie denn auch die Familie der Bachtîschûa eine christiliche war. Vielleicht liegt der Grund in der Einrichtung des Unterrichts, von der ich im folgenden Paragraphen sprechen werde. Wie aber der Auctoritätsglaube durch ein solches beinahe kastenhaftes Forterben der Lehre vom Vater auf den Sohn oder überhaupt vom Einzellehrer auf seine Schüler genährt werden musste, leuchtet von selbst ein. Bewirkte es doch sogar bei den freisinnigen Griechen eine ähnliche Erscheinung, die dort sogenannten Schulen der Philosophie Medicin u. s. w., in denen sich gleichfalls dieselben Grundlehren vom Lehrer auf die Schüler vererbten, wenn gleich der Einzelne seine Selbstständigkeit freier behauptete.

Wer Andern unbedingten Glauben zu schenken gewohnt ist, fodert ihn aber auch wohl, sobald er sich über das Gewöhnliche erhebt, für sich selbst. Das ist die Kehrseite des arabischen Auctoritätswesens. Nicht bei allen Schriftstellern ist das „Ich sage“ so bescheiden, wie bei den meisten; zuweilen führt es auch von allen Gründen baare Behauptungen ein, die nur des Verfassers eigenes Ansehen stützt. Ruhige Prüfung des Für und Wider, wie uns der liebenswürdige Abd-Allatif vorführt, ist eine seltene Ausnahme.

Der Koran war es, der mich zu dieser Abschweifung verlockte; ich schliesse sie mit einer Bemerkung, die uns noch einmal auf ihn zurückführt. Das Merkwürdigste bei der so specifisch ausgeprägten arabischen Literatur erblicke ich darin, dass sie einem Volke angehörte, das zur Zeit der Abbasiden aus den verschie-

1) Rechtskunde ist bekanntlich von der Theologie der Moslimen unzertrennlich, da der Koran zugleich als bürgerliches Gesetzbuch gilt.

2) *Wüstenfeld die Akademien der Araber und ihre Lehrer. Göttingen 1837. Seite 119.*

denartigsten Nationalitäten bestand. Das Reich der Chalifen umspannte als ein breiter Gürtel mehr als den halben Umfang der damals bekannten Erde; Gothen in Spanien, Inder in den östlichen Provinzen, Armenier oder gar Tartaren am kaspischen, Aethiopen am Ausgange des rothen Meers bekannten sich zum Islam, und bedienten sich, wenn sie schrieben, wenigstens oft, der arabischen Sprache, weil es die des Koran und die am meisten entwickelte war. Aber die gewöhnliche Volkssprache blieb in Indien die indische, in Persien die persische u. s. w. Die Sprache war also ein sehr lockeres Band. Und nicht einmal das einer gemeinsamen Regierung verknüpfte alle jene Völker. Nur im Mittellande herrschten die Abbasiden, in Spanien erhoben sich sehr bald die jüngern Ommajaden, im äussersten Osten und Norden, wie auch in Aegypten und ganz Nordafrika, entstanden und verschwanden vorübergehende Reiche. Was bewirkte denn den gemeinsamen Ausdruck in der Literatur all jener Völker? Unzweifelhaft der Koran, der, wie wir sahen, alle Wissenschaft gleichsam theologisirte. Und insofern, aber auch nur in diesem Sinne, verdient er den Namen des Mutterbuchs, den ihm die Araber geben.

§. 13.

Die vornehmsten Beförderer der Wissenschaft und wissenschaftlichen Anstalten der Araber im Orient.

Selten besass ein Volk zahlreichere und reicher ausgestattete öffentliche Anstalten aller Art als die Araber in der Blüthenzeit ihres Reichs. Moscheen Schulen Bibliotheken Sternwarten Krankenhäuser Bäder Karawanserai's u. s. w., meist prunkend mit dem Namen ihrer Gründer, und an Glanz der Einrichtung eine die andere überbietend, drängten sich in grössern und kleinern Städten. Der Ruhm der Herrscher und hohen Beamten bemass sich nach der Schaustellung ihres Reichthums. Den Chalifen Almanszûr (774 — 775) verherrlichte vor allem der Bau seiner neuen Hauptstadt Bagdad am Tigris mit freilich unerhörtem Auf-

wande[1]), eben so den ersten spanischen Chalifen Abd Arrahman (755—797) der Bau der grossen Moschee[2]) des Palastes und anderer Prunkgebäude in seiner Residenz Cordova. Auch in anderer Weise bulte man durch verschwenderische Freigebigkeit, oft neben schmutzigem Geiz, um die öffentliche Meinung. Nach Hammer-Purgstall[3]) erhielten die grossen Aerzte am Hofe der Chalifen Pensionen und Geschenke, welche die, so andern Gelehrten jemals geworden, bei weitem überstiegen.

Dass sich Kunst und Wissenschaft nicht unter allen Chalifen gleicher Gunst und Förderung erfreuten, versteht sich von selbst. Als die goldene Zeit ihrer Literatur betrachten die Araber die des fünften und siebten Abbasiden, der Chalifen Harûn Arraschid (786—809) und seines jüngern Sohns Almâmûn, der nach kurzer Zwischenregierung seines ältern Bruders den Thron seines Vaters zwanzig Jahr lang (813—833) bekleidete. Und wer spräche von Harûn, und gedächte der Barmakiden nicht? Verwandt mit dem Hause der gefallenen Perserkönige und vielleicht noch heimliche Feueranbeter, reich, edel, hoch begabt, wussten sie sich doch in die neue Ordnung der Dinge zu fügen, und das höchste Ansehen, den grössten Einfluss nächst dem Chalifen zu erringen. Zwei derselben, Vater und Sohn, bekleideten nach einander unter Harûns Vorgängern und diesem selbst, siebzehn Jahr lang, das Vazirat, ein Amt, das sich etwa mit dem eines Staatskanzlers unsrer Zeit vergleichen lässt Von des jüngern Vazirs vier Söhnen war der eine Harûns Milchbruder, der zweite der Gemahl seiner Schwester und sein vertrauter Freund, die beiden übrigen standen in hohen Aemtern; nur ihr Oheim lebte zurückgezogen, aber alle galten für hochsinnige Beschützer der Kunst und Wissenschaft. Dies ganze Geschlecht, mit Ausnahme des Oheims, liess Harûn der Gerechte, — denn das bedeutet der Beiname Arraschîd, —

1) *Hammer-Purgstall S. LX* der Einleitung zu Band I seiner Literaturgeschichte der Araber, wo ich indess die Angabe seiner Quellen vermisse.

2) *Hammer-Purgstall a. a. O. S. L.*

3) Nach *Abulfeda II, pag. 61* kostete ihr Bau 100,000 Dinar, ungefähr eben so viel Dukaten gleich.

man weiss nicht warum, plötzlich bei Nacht ergreifen, den Einen morden, die Andern lebenslänglich einkerkern und ihr Vermögen einziehen [1]). Und das geschah in der goldenen Zeit; so weit gehen asiatische und europäische Vorstellungen aus einander! Aber glorreich waren Harûn's zum Theil persönlich erfochtene Siege über die Griechen; durch das ganze weite Reich herrschte Wohlstand Ruhe und Sicherheit, nur nicht gegen die Launen des Chalifen; acht mal besuchte er mit glänzendem Gefolge die heiligen Städte, gab prachtvolle Hoffeste, übte eine Freigebigkeit ohne Grenzen: das alles machte den Moslimen seine Regierung zu einem ununterbrochenen Freudentaumel, und Dichter und Gelehrte schwelgten vor andern in seiner Gunst.

Minder glücklich gegen äussere Feinde, und durch innere Unruhen oft confessionellen Ursprungs erschüttert, war Almâmûns Regierung. Entschieden neigte sich dieser Chalif zu wissenschaftlicher Betrachtung und einem beschaulichen Leben. Astronomie und Medicin erfreuten sich seiner besondern Vorliebe, und grosse und kleine Männer beider Fächer verstanden sie auszubeuten. So erwarb er auch seiner Zeit noch den Namen der goldnen, den zu erhalten den meisten seiner Nachfolger, die sich hinfort sämmtlich Billah, das heisst von Gottes Gnaden [2]) nannten, nicht sehr am Herzen lag.

Viel Nachdruck legen einige moderne Schriftsteller auf die früh vorkommenden, doch immer nur vereinzelten Verbindungen der Chalifen zu Bagdad mit den fränkischen Herrschern. Schon Pipin, Karl des Grossen Vater, bewarb sich durch eine feierliche Gesandschaft um Almanszûr's Freundschaft, und empfing durch eine Gegengesandtschaft reiche Geschenke. Unter Harûn und Karl dem Grossen wiederholten sich dergleichen Versuche der Annäherung öfter und mit grösserem Prunk. Ich wüsste nicht, dass sie auf Wissenschaft oder Kunst einen bemerkbaren Einfluss geübt

1) Alle arabischen Historiker verweilen bei dieser Katastrophe, und suchen nach den Beweggründen Harûn's; keiner kommt über schwankende Vermuthungen hinaus.

2) *Hammer-Purgstall, Gemäldesaal u. s. w. II, Seite 248.*

hätten. Erheblicher wirkten in der Rücksicht jedenfalls die friedlichen und kriegerischen Beziehungen der Chalifen zu den griechischen Kaisern. Von Nikephoros erbat sich Harûn nach seines Gegners Niederlage Handschriften griechischer Meisterwerke, empfing sie und verordnete ihre Uebersetzung ins Arabische. Schätze gleicher Art nahm er sich selbst als Kriegsbeute in Ankyra und andern griechischen Städten [1]), nach Hammer-Purgstall [2]) auch aus der Insel Kypros. Eben so erbat sich und erhielt Almâmûn vom Kaiser Leo dem Armenier griechische Bücher, zu deren Uebersetzung er zu Bagdad ein eigenes Institut gründete, zu wichtig, um ohne Aufenthalt daran vorüber zu gehen.

Uebersetzungen griechischer Werke ins Syrische und aus diesem ins Persische nicht nur, sondern auch ins Arabische, gab es längst. Auch indische Werke, wie das des Schânâc über die Gifte [3]), waren ins Persische und daraus ins Arabische übertragen. Doch waren das mit wenigen Ausnahmen Unternehmungen Einzelner. Nur von Almanszûr hören wir, dass er zu einigen Uebersetzungen Auftrag gegeben. Erst Harûn stellte eigene Uebersetzer an, und Almâmûn scheint die Sache fabrikmässig eingerichtet zu haben. Doch herrscht über das, was jener und was dieser Chalif dabei gethan, einige Ungewissheit. Nach Abul Farağ [4]) beauftragte schon Harûn einen seiner Aerzte, den berühmten Abu Zakarîâ Jaḥîâ Ben Mâsawaih (Johannem filium Mesuae), einen syrischen Christen, mit der Uebersetzung alter medicinischer Bücher. Dasselbe erzählt schon Ibn Abi Oszaibiah [5]), nennt aber

1) Nach Ibn Abi Oszaibiah bei *Wenrich de auctorum Graecorum versionibus etc. pag. 14, nota 26.*

2) In der Einleitung zu Band I seiner Literaturgeschichte der Araber Seite XLV, spricht dies der Verfasser ohne Quellenangabe als Thatsache aus. Nach Band II, Seite 1 scheint es eine auf ein mir unbekanntes Werk *(Ebulchaïr's Schlüssel der Glückseligkeit S. 95)* gegründete Hypothese zu sein.

3) *Wüstenfeld Geschichte u. s. w. Seite 19.*

4) *Abul Pharaj. pag. 153 sq.*

5) Bei *Wenrich l. c.*

nicht medicinische, sondern überhaupt alte Bücher, und fügt hinzu, Harûn hätte den Ibn Mâsawaih zum Vorsteher der Uebersetzer ernannt. Er führt also das förmliche Uebersetzungs-Institut schon auf Harûn zurück. Nicht so Leo Africanus [1]), der, wiewohl im Ganzen wenig glaubwürdig, doch in diesem Fall über manches gut unterrichtet scheint. Er sagt: „Mamon (Almâmûn), zu dessen Zeit die Wissenschaft noch nicht arabisch geschrieben war, brannte vor Verlangen, die Werke der Alten kennen zu lernen. Zu dem Zweck versammelte er eine grosse Menge Gelehrter in verschiedenen Sprachen, und erkundigte sich nach den Schriftstellern und Schriften in griechischer persischer chaldäischer und ägyptischer Sprache, deren ihm viele genannt wurden. Darauf sandte er viele seiner Diener nach Syrien Armenien und Aegypten, um die bezeichneten Bücher zu kaufen, und sie brachten unendliche Lasten derselben zusammen. Nun liess Mamon die nützlichen Bücher, die Medicin Physik Astronomie Musik Kosmographie und Chronologie betreffend, aussondern, und machte zum Vorsteher der Uebersetzer aus dem Griechischen den Johannes Sohn des Mesuah, weil damals die griechischen Studien unter den Christen blüheten. Viele Andere wurden demselben untergeordnet. Für die persische Literatur bestellte er den Mahan und den eben genannten Mesuah. Diese und viele andere Gelehrte übersetzten die Medicin des Galenus und darauf sämmtliche Werke des Aristoteles [2]). Geuzi (G'iauzi), der Historiograph aus Bagdad sagt, nachdem die ihnen übertragenen Bücher übersetzt waren, hätte Mamon die übrigen verbrennen lassen [3])." – So weit Leo Africanus. Bestätigt wird sein Bericht,

1) *Leo Africanus, in Fabricii bibl. Graeca XIII, pag. 261.*

2) Das geschah freilich erst, wie wir sehen werden, unter Ibn Mâsawaih's Nachfolgern.

3) Diese Worte sind oft so missdeutet, als hätte Almâmûn die Originale nach vollendeter Uebersetzung verbrennen lassen; was, wie Wenrich pag. 28 bemerkt, nicht einmal dem Wortsinn entspricht. Nur was keiner Uebersetzung werth geachtet ward, vermuthlich Dichter Redner u. dgl. m., liess Almâmûn verbrennen. Ob man indess die Originale sorgfältig aufbewahrte

ausserdem dass die ganze Einrichtung mehr in Almâmûn's als in Harûn's Geist zu sein scheint, durch zwei wichtige Zeugen, Abul Faraǵ und H'aǵǵî Chalîfah. Jener [1]) erzählt, was Almanszûr begonnen, das hätte sein Enkel Almâmûn vollendet. Die griechischen Könige hätte er ersucht, ihm die bei ihnen vorhandenen philosophischen Bücher zu senden. Nachdem er sie erhalten, hätte er geschickte Männer zu Uebersetzern derselben angestellt, die Menschen angespornt die mit allem Fleiss gefertigten Uebersetzungen zu lesen, und sich selbst bei den Disputationen der Gelehrten betheiligt. — H'aǵǵî Chalîfah [2]) erzählt noch umständlicher, Almâmûn wäre durch einen Traum, worin ihm Aristoteles erschienen, zum Büchersammeln veranlasst. Vom griechischen Kaiser hätte er sich selbst ausgewählte Bücher erbeten und erhalten. Darauf hätte er das Geschäft (des Uebersetzens) mehrern Gelehrten aufgetragen, namentlich dem Alh'aǵaǵ Ben Mathir, dem Ibn Albithrîq und dem Salmâ, dem Vorsteher des Hauses der Weisheit. Diese Männer hätten dem Chalifen bezeichnet, was der Uebersetzung würdig wäre, und hätten es dann auf seinen Befehl übersetzt. Auch Juh'annâ Ibn Mâsawaih hätte sich unter den Gesandten an den Kaiser befunden; auch Mohammad und Ah'mad und Alh'asân, die Söhne des Schâkir des Astronomen, hätten den Auftrag erhalten Bücher herbei zu schaffen; und eben so hätte Qosthâ Ben Lûqâ aus Balbek dem Chalifen einige Bücher gebracht und sie für ihn übersetzt. — Mit vieler Wahrscheinlichkeit hielt daher schon Assemani [3]), so wie nach ihm Wenrich [4]) und Hammer-Purgstall [5]) die erste Angabe bei Abul Faraǵ, wonach schon Harûn den Jahîâ Ben Mâsawaih zum Vorsteher einer besondern Uebersetzungsanstalt ernannt haben soll, obgleich Ibn Abi

---

oder verwahrlosete, darüber fehlt es an Nachricht. Bis auf unsre Zeit erhalten hat sich keins derselben.

1) *Abul Pharaj. pag. 160.*

2) *Haji Khalfa, ed. Flügel III, pag. 93.*

3) *Assemani biblioth. orient. III, pars 1, pag. 501 sq.*

4) *Wenrich l. c. pag. 15.*

5) *Hammer-Purgstall, Literaturgesch. d. Araber II, S. 4.*

Oszaibiah sie bestätigt, für eine Verwechselung dieses Chalifen mit Almâmûn. Hammer-Purgstall meint, Harûn hätte die von ihm theils eroberten theils erbetenen Bücher in jenem sogenannten Hause der Weisheit nur aufhäufen, und erst Almâmûn hätte sie übersetzen lassen. „Es bildete sich nun, sagt Hammer-Purgstall, eine neue Klasse von Gelehrten, nämlich die der Uebersetzer aus dem Griechischen Syrischen und Persischen; aus dem Persischen Mûsa und Jûsuf, die beiden Söhne Châlid's, Hasan Ben Sehl und später Belafûrî; aus dem Indischen Menkeh der Inder, und aus dem Nabathäischen Waschyâ."

Die Leistungen jener Uebersetzungs-Fabrik fielen natürlich sehr ungleich aus. Einige ihrer Arbeiten werden gelobt, viele Werke wurden aber, weil ihre frühern Uebersetzungen nicht genügten, zwei bis dreimal nach einander übersetzt, und die berühmtesten Uebersetzer blüheten erst lange nach Almâmûn. Wer sie und ihre Thätigkeit näher kennen lernen will, den verweise ich auf Wenrichs oft angeführte Monographie dieses Gegenstandes. Hier genügt, der beiden fruchtbarsten und berühmtesten Uebersetzer besonders auch medicinischer Werke aus dem Griechischen ins Arabische, des H'onain Ibn Is'haq Ben Solaimân und seines Sohnes des Is'haq Ben H'onain vorläufig zu gedenken. Wir werden beide bald noch näher kennen lernen.

Auch an Unterrichtsanstalten fehlte es nicht. Schon ein Blick auf Wüstenfelds einige mal angeführte kleine Schrift „die Akademien der Araber und ihre Lehrer" macht uns staunen über ihre Anzahl. In den fünf Städten Bagdad Nischabur Damaskus Jerusalem und Kahirah zählt jene Schrift allein sieben und dreissig Akademien, die noch dazu nur einer einzigen der vier islamischen Hauptsecten, den Schafeïten angehörten. Indess erinnert Hammer-Purgstall[1]) mit Recht, das Wort Madrasadt, welches Wüstenfeld durch Akademie übersetzt, bedeute jede über den Elementar-Unterricht hinausgehende Lehranstalt, also ungefähr das, was wir ein Gymnasium nennen. Unstreitig weiss das auch

1) *Hammer-Purgstall a. a. O. I, Einleitung S. LXIV.*

Wüstenfeld selbst eben so gut, und der Grund, warum er gleichwohl den nicht ganz der Sache entsprechenden Ausdruck wählte, lag vermuthlich nur in der äussern Veranlassung der Herausgabe seiner Schrift, das heisst in der hundertjährigen Stiftungsfeier der Academia Georgia Augusta.

Von der ersten bei Wüstenfeld vorkommenden Madrasadt, der zu Bagdad von dem Vazir Nitzâm Almolk erbauten, und daher Alnitzâmijjad genannten, weiss Leo Africanus [1]) in seinem Leben des Gazâlî Wunderdinge zu erzählen, die oft und nicht ohne ergötzliche Variationen nacherzählt wurden. Der Bau der Anstalt, berichtet er, kostete dem Vazir 200,000, die Unterhaltung jährlich 15,000 Dukaten, welche die Anstalt aus dem Ertrage der ihr von ihrem Begründer geschenkten Grundstücke bezog. Nach beendigtem Bau versammelte derselbe gegen 6000 Gelehrte, um durch sie für jedes besondere Fach den besten Lehrer wählen zu lassen; und siehe da! alle erwählten einstimmig, obgleich jeder für sein besonderes Fach, den Gazâlî. Nur schade, dass der zuverlässige Abulfeda, der beim Todesjahre des Gazâlî auch dieser Madrasadt und ihres Erbauers gedenkt, weder jenen ungeheuren Aufwand noch diese Wunderwahl kennt; eben so wenig Ibn Schohbâ, dem Wüstenfeld folgt. Nach beiden scheint vielmehr die ganze Anstalt gleich andern der Art zur Zeit immer nur Einen Lehrer für alle Fächer gehabt zu haben; und Gazâlî war nicht einmal der erste, er erhielt seine Anstellung bei ihr erst 25 Jahr nach ihrer Gründung.

Ueberhaupt hielten sich, wie es scheint, die Madâris (der Plural von Madrasadt), da sie für viele Schüler bestimmt waren, stets nur auf einer mittlern Höhe, und wer darüber hinausstrebte, bildete sich durch Privatunterricht fort. Der Schüler gab sich wie unsere Handwerker bei einem anerkannten Meister auf mehrere Jahre in die Lehre, verrichtete anfangs nicht selten Knechtsdienste, ward aber allmälig des Meisters Geselle, und ging auch wohl später, wie unsere Handwerker, auf die Wanderschaft von Stadt zu

1) *Leo Afric in Fabricii bibl. graec. XIII, pag. 274.*

2) *Abulfedae annales, edid. Adler, III, pag. 374.*

Stadt, von Meister zu Meister, bis er sich selbst als Lehrer öffentlich aufzutreten stark genug fühlte. Doch waren dergleichen Wanderungen, die nothwendig mit grossen Kosten verknüpft sein mussten, wohl nur Ausnahmen; wenigstens werden die meisten Gelehrten, deren Leben wir genauer kennen, als Schüler eines einzigen Meisters, und Söhne, deren Väter dasselbe Fach hatten, in der Regel als deren Schüler bezeichnet. Das ist das Verhältniss der Schüler zum Einzellehrer, wovon ich früher sprach, unsern akademischen Studien gradezu entgegengesetzt [1]).

Universitäten, wie man wohl behauptet hat, und durch Leo's angeführte Fabel beweisen wollte, besassen die Araber also nicht, und die Madâris waren nichts weniger als Akademien. Doch eine wahre Akademie der Wissenschaften nach heutigem Zuschnitt erblickt Hammer-Purgstall [2]) in der kurz vor 983 zu Basra in Irâq gestifteten Gesellschaft gelehrter Männer unter dem Namen der reinen Brüder, welche den Islam durch griechische Philosophie reinigen wollten, und zu dem Zwecke Schriften herausgaben, die handschriftlich noch existiren, und von Hammer-Purgstall mit den akademischen Verhandlungen unserer Zeit verglichen werden. Ich kann über sie, die ich nicht kenne, nicht urtheilen; allein nach dem, was ich bei Abul Farağ [3]) über die Gesellschaft lese, so wie nach Hammer-Purgstalls eigenen Angaben, scheint mir der Name einer Akademie nicht auf sie zu passen. Lieber möchte ich sie mit gewissen modernen Religionsverbrüderungen, und ihre Schriften mit den sogenannten Tractätlein derselben vergleichen, nur mit dem grossen Unterschiede, dass sich die reinen Brüder nicht als orthodoxe Moslimen oder Mystiker gegen den Rationalis-

1) Man vergleiche *Dan. Hamberg, über das Schul- und Lehrwesen der Muhamedaner im Mittelalter. München 1850. 4.* Von dem lehrburschen- und gesellenartigen Verhältniss gewisser Schüler zu ihrem Meister, dem sie Pension zahlten, spricht der Verfasser ausführlich und lehrreich; nicht genug hervorzuheben scheint er mir, dass grade das, und viel weniger die Theilnahme am Unterricht in der Madrasadt, der gewöhnliche Weg zu höherer wissenschaftlicher Bildung war.

2) *Daselbst Seite LXIII und LXXXIII.*

3) *Abul Pharaj. pag. 217.*

mus, sondern umgekehrt als Rationalisten gegen den Mysticismus und die starre Orthodoxie stemmten. Will man im Gebiet der orientalischen Chalifen durchaus etwas unsern Akademien ähnliches finden, so kann es wohl nur jene ohne Zweifel mit dem Hause der Weisheit verbundene Uebersetzungsanstalt mit ihren besoldeten Uebersetzern sein, unter denen, wie Abul Farag̊ erzählt, sogar Disputationen gehalten wurden. Doch bleibt die Hauptbeschäftigung jener Uebersetzer von der unserer Akademiker immer so verschieden, dass letztere sich den Vergleich mit Recht verbitten würden. Ob es in Spanien eine moslimische Akademie gab, werden wir später sehen.

Eine Ausnahme von andern Studien machte in so fern die Medicin, als einige der grössern Heilanstalten zugleich Lehranstalten waren. Eine Zusammenstellung der darüber vorhandenen Nachrichten wäre zumal für die Geschichte der Medicin gewiss von Interesse. Sie ward noch nicht einmal versucht. Mir fliessen zu wenig Quellen, um diese Lücke ausfüllen zu können. Doch will ich das Wenige, was ich fand, nicht vorenthalten. — Die älteste und wichtigste Arzneischule der Art, die zu Gondischapur, ging unverletzt aus persischer in arabische Hand über, und bestand mindestens bis gegen das Jahr d. H. 255 (869), das heisst etwa sechs und dreissig Jahr nach Almâmûn. Denn in diesem Jahre starb Sâbûr Ben Sahl[1]), der letzte mir bekannte Vorsteher der Anstalt, doch schwerlich überhaupt der letzte. Hammer-Purgstall[2]) der so viele mir unzugängliche Quellen benutzt, und sie leider so oft zu nennen unterlässt, sagt, die Anstalt wäre nach Bagdad verpflanzt, ich weiss weder wann, noch auf wessen Zeugniss, finde aber keines Vorstehers einer Heilanstalt in Bagdad erwähnt vor dem berühmten Abu Bakr Moḣammad Ben Zakarîâ Arrazî (im Mittelalter lateinisch bald Abubater,

1) Nach *Abul Pharaj. pag. 176*, womit Ibn Abi Oszaibiah überein zu stimmen scheint, nach *Wüstenfeld nr. 64. Hammer-Purgstall IV, S. 355* lässt ihn bis um 300 (912) leben, obgleich er selbst sagt: er lebte bis in die Regierung Motadhid Billahs, der bekanntlich schon 870 starb.

2) *Hammer-Purgstall, Literaturgesch. d. Arab. I, Seite L der Einleitung.*

Albubeter, Bubikir bald Rasis oder Rhases genannt), gestorben nach Abul Farağ[1]) im Jahr 932, nach Ibn Abi Oszaibiah 923. — Der letztgenannte Schriftsteller, sagt Hammer-Purgstall[2]), erzähle sehr umständlich die Einrichtung des Spitals Adhadeddewlet's (Adhad Addauladt's) zu Bagdad, welchem nach dem Fihrist vier und zwanzig Aerzte vorgestanden hätten. Ich weiss nicht, ob er diese Anstalt für die von Gondischapur nach Bagdad verpflanzte hält; denn ich kann die beiden diesmal genannten Quellen wieder nicht zu Rathe ziehen, und er selbst spricht sich nicht darüber aus. Nur einen Anachronismus, dessen sich schon Ibn Abi Oszaibiah schuldig machte, und den, ohne diesen Schriftsteller zu nennen, schon Wüstenfeld[3]) berichtigte, will ich nicht unbemerkt lassen. Der Sultan Adhad Addauladt stellte das in Verfall gerathene, wenn nicht gar eingegangene Krankenhaus zu Bagdad wieder her, und eröffnete es aufs neue nach Abul Farağ im Jahre 981. Seitdem ward es das adhadische genannt. Ibn Abi Oszaibiah nennt es gleichwohl mit diesem Namen schon vor dieser Zeit; denn Adhad ward mindestens erst vier Jahr nach Arraazî's Tode geboren[4]). Dass aber diese Anstalt die von Gondischapur nach Bagdad verlegte wäre, davon finde ich nicht die leiseste Andeutung. Derselbe Arrazî, der ihr vorstand, leitete früher eine Heilanstalt in seiner Vaterstadt Rai in Chorâsân[5]). Von einer Heilanstalt in Damaskus und ihrem Vorsteher

1) *Abul Pharaj. pag. 191.*

2) *Hammer-Purgstall a. a. O. IV, 358.*

3) *Wüstenfeld Gesch. d. arab. Aerzte, S. 42, Anmerkung.*

4) Denselben Anachronismus wiederholt *Hammer-Purgstall* in seiner *Literaturgeschichte der Araber IV, S. 380*, indem er vom adhadischen Hospital sagt, es wäre 66 Jahre vor dem Jahr 306 (also 240 d. H., 851 oder 55) „vom grossen Herrscher der Beni Buje, Adhaddetdewlet“ zu Bagdad gestiftet worden. Adhad Addauladt, dieser Buidenfürst ward aber nach Abulfeda *(Annal. moslem. II, pag. 401)* erst im Jahr 324 (936) geboren. Uebrigens liefert Hammer-Purgstall a. a. O. auch dankenswerthe Angaben über die Gründung anderer Hospitäler, die jedoch nicht zugleich Lehranstalten waren.

5) *Abul Pharaj. pag. 191.*

G'amâl Addîn spricht Abul Farağ[1]) erst um 1260, und lässt nur vermuthen, dass sie zugleich Lehranstalt war. Krankenhäuser als fromme Stiftungen für Arme gehören nicht hierher; daher übergehe ich das von Ibn Tulun in Kahirah 873 gestiftete grosse Krankenhaus, welches Maqrîzî[2]) beschreibt. Ob es sonst noch andere wirkliche Heil- und Lehranstalten im Orient gab, weiss ich nicht.

Den Abu Said Sinân Ben Tsâbet Ben Qorrah nennt Wüstenfeld (nr. 83) ohne nähere Erklärung den Leibarzt des Chalifen Almoqtader und seit 319 (931) „Examinator der Mediciner." Dieser Ausdruck kann leicht auf irrige Voraussetzungen führen. Was er bedeute, sagt uns G'amâladdîn Ben Alqofthî in seiner arabischen Bibliothek der Philosophen bei Casiri[3]) mit folgenden Worten: „Als dem Chalifen Almoqtader im Jahre der Higradt 319 berichtet ward, dass ein Kranker durch den Fehlgriff eines Arztes gestorben sei, verordnete derselbe, wie man sagt, dass hinfort niemand, ohne zuvor durch Sinân geprüft zu sein, die Heilkunst ausüben solle. Die Zahl der Aerzte, die sich der Prüfung unterzogen, wozu die Leibärzte und andere ihrer Erfahrung wegen hochgeschätzte Aerzte nicht gehörten, betrug acht hundert und sechzig." Die ganze Einrichtung war also eine vorübergehende gegen die Charlatane gerichtete Polizeimaassregel; und von einem Nachfolger Sinân's in dem Amte des Examinators ist nichts bekannt.

Und nun zum Schluss noch ein paar Worte über die Apotheken[4]) der Araber. Das Hauptgeschäft des arabischen wie

1) *Abul Pharaj. pag. 343.*

2) Bei *Wüstenfeld im Janus, herausgegeben von Henschel I, (1846) Seite 31.*

3) *Casiri biblioth. Arab. Hisp. Escur. I, pag. 438.* Casiri kannte den Verfasser noch nicht. Erst *Wenrich* in der Vorrede seiner oft angeführten Schrift zeigte, dass es G'amâladdîn Ben Alqofthi sei.

4) Indem ich dies schreibe, überrascht mich ein neues Werk: *A. Philippe, Geschichte der Apothekerkunst. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einer Zusammenstellung der Förderer der Pharmacie alter und neuer Zeit vermehrt von H. Ludwig. Jena 1854. 8.* — *Philippe's* Arbeit finde ich lebendig, unterhaltend, aber seicht, ungenau, anmassend, und die Aufstutzung, mit Tiraden mo-

des griechischen Apothekers bestand ohne Zweifel im Handel mit Parfümerien, kosmetischen Mitteln u. dgl. m. Schon sein Name Szandalânî[1]) verräth das. Offenbar ist er von Szandal, dem wohlriechenden Sandelholze, wie der griechische Myrepsos von der Myrrhe abgeleitet. Indess bildete sich die Kunst der Arzneibereitung besonders mit Hülfe der Chemie bei den Arabern weit höher aus als bei Griechen und Römern, und der Stand des Apothekers, auf dem bei jenen eine gewisse Makel haftete, erscheint bei diesen im Ganzen ehrenhafter, wenn gleich mitunter der Arzt, wie wir bei Jahîâ Ben Mâsawaih finden werden, auf den Apotheker kleinerer Städte mit Stolz herabblickte. Ich schliesse das daraus, dass so viele hochberühmte arabische Aerzte, wie z. B. H'onain Ben Is'haq, und sein stolzer Lehrer Ja'hîâ Ben Mâsawaih selbst, Apothekerssöhne waren, und dass viele grosse Aerzte, wie z. B. Albahilî in Bagdad und Ibn Alqattân daselbst, eigene Apotheken unterhielten. Zudem standen, wenn nicht alle, so doch die mit den grossen Krankenhäusern verbundenen Apotheken unter der Aufsicht der ärztlichen Vorsteher dieser Anstalten, was allein schon dafür bürgt, dass wenigstens sie sich von den Missbräuchen, denen das freie Gewerbe des Apothekers in Rom und Griechenland ausgesetzt war, frei hielten. Bei dem grossen Krankenhause des Ibn Tulun in Kahirah, dessen ich früher beiläufig gedachte, so wie bei einer spätern Heilanstalt daselbst, von der ich im folgenden Paragraphen sprechen werde, lässt sich ihre Verbindung mit der Apotheke historisch nachweisen[2]); über die asiatischen fehlen wenig-

derner Romanschreiber u. dgl. m. der Wissenschaft unwürdig. Um so dankenswerther sind als historische Materialiensammlung *Ludwig's* Zusätze von Seite 351 bis 884, eng gedruckt und weit über die Hälfte des Ganzen füllend. Geht er gleich seltener auf die eigentlichen Quellen für das Alterthum und Mittelalter zurück, so hält er sich doch stets an solche Vorgänger, die wirklich selbst aus den Quellen schöpften, und giebt meist deren eigene Worte. Warum stellte sich eine so wackere Arbeit nicht frei hin auf die eigenen Füsse?

1) Das öfter, z. B. bei *Abul Farag' pag. 263* des Textes vorkommende Szaidalânî statt Szandalânî scheint eine entstellte Form desselben Worts zu sein.

2) Aus der von *Wüstenfeld* im Janus a. a. O. in deutscher Uebersetzung gelieferten Stelle des Maqrizi.

stens mir, dem so manche neu eröffnete arabische Quelle noch verschlossen ist, speciellere Nachrichten; doch waren jene offenbar nach dem Muster dieser eingerichtet. Beruhet nun die specielle Pflanzenkunde überhaupt grösstentheils, und wo es an Abbildungen und ausführlichen Beschreibungen der Pflanzen fehlt, ganz und gar auf der Ueberlieferung von Mund zu Mund: so versteht sich von selbst, wie sich dieser Zweig der Botanik zugleich mit der Apothekerkunst senken oder heben musste. Die Erhebung der Apothekerkunst bei den Arabern, besonders durch die Einführung der Dispensatorien, Qarâbâdînât, die ein Muster für alle Zeiten wurden, ist eine allgemein anerkannte Thatsache; die der Pflanzenkunde in ihrem Gefolge speciell nachzuweisen, ist meine Aufgabe in diesem Buch.

§. 14.

Die vornehmsten Beförderer der Wissenschaft und wissenschaftlichen Anstalten in Spanien.

Auch das westliche Chalifat in Spanien oder Andâlos (Andalusien), wie es die Araber nennen, rühmt sich eines goldenen Zeitalters der Literatur, später als das östliche, aber von längerer Dauer und nachhaltigerem Einfluss. Ueberhaupt erlitt der Charakter der Eroberer in dem eroberten Lande eine merkwürdige Metamorphose. Der mildere Himmel, die ganze zu festen Wohnplätzen einladende Beschaffenheit des Landes, die Vermischung mit germanischem Blut, indem ein grosser Theil der Besiegten zum Islam übertrat, und eine Reihe edler Regenten, nur selten von einem Wütherich oder Schwächling unterbrochen, das alles milderte den herben Ernst, die kalte Grausamkeit und fast thierische Genusssucht der Orientalen. Furchtbare Feinde an den Grenzen erhielten den kriegerischen Geist in steter Spannung, während überlegene Kraft und Waffenglück die Sicherheit im Innern befestigten. Handel und Gewerbe schwangen sich empor, Ordnung und Wohlstand fesselten ohne Kette das Volk an seine Fürsten. Bei den Vornehmeren erschloss sich die Blüthe der Ritterschaft zu ächt adlicher Sitte. Selbst die den benachbarten fränkischen Rittern so natür-

liche Galanterie gegen das weibliche Geschlecht ging ungeachtet fortdauernder Vielweiberei auf die maurischen Ritter über, und durch Gewohnheit bildeten sich gewisse Gesetze ritterlicher Ehre von gleicher Geltung für Christ und Moslim. So wurde sogar der Krieg menschlicher, und im Frieden verschönerten Kunst und Poesie das Leben.

Schon der Gründer der Dynastie der spanischen Ommajaden, jener einzige dem Fall seines ganzen Hauses wunderbar entronnene Abd Arrahmân (I) Ben Moawijjadt (gelandet in Spanien 755, gestorben 787) glänzt in der Geschichte gleich hell durch Milde und Achtung vor Kunst und Wissenschaft, wie durch Tapferkeit und weise Leitung des Regiments. Prachtbauten, noch heute ein Gegenstand der Bewunderung, verherrlichten seine Residenz Qorthobadt (Cordova). Im Garten neben seinem Pallaste an den Ufern des grossen Stroms (Wad alkabir, unser Guadalquivir) pflanzte er selbst die erste Palme auf spanischem Boden, und besang sie in wehmüthiger Erinnerung an das schöne Bagdad. Als historisch bedeutsames Denkmal der Einführung der Dattelpalme in Spanien, wo sie Jahrhunderte lang reiche Frucht trug, bis die Sorglosigkeit neuerer Spanier sie bis auf wenige Stämme wieder eingehen liess, verdient das Gedicht auch hier einen Platz. Conde hat es zuerst aus dem Arabischen ins Spanische, Rutschmann [1]) aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt. Zwei andere deutsche Uebersetzungen lieferte nach einander Hammer-Purgstall [2]). Ob ich zu viel wagte, unbekannt mit dem Original, mich an keine jener Uebersetzungen zu binden, überlasse ich Andern. Bei Rutschmann vermisste ich den Reim, bei Hammer-Purgstall die ungezwungene Wortfügung, die mir für ein Gedicht solcher Art unerlässlich und wichtiger als buchstäbliche Treue schien.

---

1) *Conde, Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien. Aus dem Spanischen übersetzt von K. Rutschmann. I, (1824) Seite 170.*

2) *Hammer-Purgstall, Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen grosser moslimischer Herrscher, III, (1837) S. 42, und desselben Literaturgeschichte der Araber III, (1852) S. 31.*

Abd Arrahmân an seine Palme.

Auch du, schlank aufgewachsne Palme,
Bist Fremdling so wie ich allhier.
Algarbien's Schmeichellüfte säuseln
Liebkosend durch die Locken dir.

Nahrhafter Boden hegt die Wurzel,
Die Krone strebt zum Himmel auf.
Doch Baum, vermöchtest du zu fühlen,
Du hemmtest nicht der Thränen Lauf.

Dich rührt kein Unbestand des Schicksals,
So peinigend fürs Menschenherz;
Indessen ich in Thränen bade
Beim nagenden Erinnrungsschmerz.

Ich tränkte mit des Auges Quellen
Den Palmenwald im Eufratthal,
Mich überlassen dankvergessen
So Strom wie Palmen meiner Qual,

Der Qual, dass mich Geschickestücke,
Der Benu Abba's wildes Schwerdt
Beraubten all der süssen Pfänder,
Die nur die Heimath uns gewährt.

Du bist, o wohl dir! keiner Sehnsucht
Zum Vaterlande dir bewusst;
Doch mich, so oft ich sein gedenke,
Mich überwältigt sein Verlust.

So bereitete Abd Arrahmân I. zu Cordova, wie sein Zeitgenoss Almanszûr zu Bagdad, die sogenannte goldene Zeit vor. Er selbst konnte sie noch nicht herbeizaubern, denn den Künsten und Wissenschaften genügt die Gunst des Augenblicks nicht, sie bedürfen der langsamen stetigen Entwickelung, und entfalten sich daher oft erst lange nachdem die Sonne am politischen Horizont die höchste Höhe erreicht hatte. Für Spanien trat diese Periode

ein unter dem achten Chalifen, dem dritten namens Abd Arraḣmân, mit dem Beinamen Nâszir Lidînallah, Beschützer des Glaubens (regierte 912—961), und seinem Sohn und Nachfolger H'akim II., mit dem Beinamen Almostanszîr Billah[1]), der auf Gott Vertrauende (regierte 961—976). Des Vaters ungewöhnlich lange Regierung war in ihrer ersten Hälfte kriegerisch. Parteien wütheten seit langer Zeit im Innern, er vernichtete sie; die Franken bedroheten ihn, er schlug sie in einer entscheidenden Schlacht; im nordwestlichen Afrika machte er grosse Eroberungen. Den zweiten friedlichen Theil seiner Regierung verwandte er grossentheils auf riesenhafte Bauten, einige der Schaustellung höchster Pracht, andere, als Landstrassen, Wasserleitungen u. dgl. m., dem gemeinen Nutzen gewidmet. Wichtiger für uns ist die Nachricht von Versammlungen gelehrter Männer, die unter seiner Regierung in den Wohnungen der Grossen seines Hofes, also gewiss nicht ohne seinen Einfluss gehalten zu werden pflegten[2]). Bei dem Vazir Abu Amar Ahmad Ben Saïd, dessen Haus jedem Gebildeten offen stand, pflegten Dichter und Gelehrte aller Art, bei dem Qadhi Ibn Zarb die Gesetzkundigen und Theologen, bei des Königs beiden Leibärzten Isa Ben Isḣâq und Abul Qâsim Chalaf Ben Abbâs Azzahrâwî die Aerzte Astronomen und Naturforscher sich zu versammeln, ob regelmässig, wird nicht gesagt. Wie dergleichen Versammlungen später in Deutschland England Frankreich und Italien zur Bildung gelehrter Akademien führten, ist bekannt. Zwar einen so glänzenden Erfolg hatten sie zu jener Zeit in Andâlos noch nicht, doch verdient ihr Dasein als Vorkeim höherer Entwickelung unsre Aufmerksamkeit, und jedenfalls legt es ein gutes Zeugniss ab von der geistigen Regsamkeit der Zeit.

Fremde Gesandtschaften vermehrten, wie zu Bagdad, so auch zu Cordova unter Abd Arraḣmân's III. Regiernng den Glanz des Hofes. Der griechische Kaiser Konstantinos Porphyrogenetos sandte dem spanischen Chalifen kostbare Geschenke, die dieser

1) So nennen ihn zwei arabische Historiker bei *Casiri II, pag. 37 und 201. Abulfeda II, pag. 530* nennt ihn vermuthlich irrig Almontaszir.

1) *Conde a. a. O. I, S. 425.*

erwiederte; an den deutschen Kaiser Otto I. sandte umgekehrt der Chalif seine Geschenke zuerst, und der Kaiser erwiederte sie. Ich weiss nicht, ob der damals sehr blühende Handel Spaniens [1]) dadurch gewann; die Wissenschaft scheint eben so wenig durch diese, wie durch jene Gesandtschaften, die zu Bagdad kamen und gingen, berührt zu sein.

H'akim's des Zweiten funfzehnjährige Regierung [2]) trägt einen andern Charakter als die seines Vaters. Ihren Frieden störten nur zwei rasch beendigte Kriege, und nur an dem ersten nahm der Chalif persönlich Theil. Erzogen durch einen ausgezeichneten Redner und Philologen Abu Ali Alkali, den Abd Arrahmân zu dem Zweck aus Bagdad herbeigezogen hatte [3]), war sein Leben vorzüglich der Förderung der Kunst und Wissenschaft und eigener wissenschaftlicher Beschäftigung gewidmet. Er hätte kein Buch in die Hand genommen, erzählt man, ohne darin eigenhändige gelehrte Anmerkungen zu hinterlassen; Gelehrte hätte er durch grosse Belohnungen aus dem Orient herbeigezogen, und überall Bücher für unermessliche Summen zusammengekauft. Auf 600,000 Bände schätzte man seine Bibliothek, und ihr Katalog allein, sagt man, hätte 44 Bände gefüllt. Auch hören wir von einer Akademie, die er zu Cordova erbaute, und die doch mehr als eine Madrasadt gewesen zu sein scheint, indem er verschiedene dabei angestellte Gelehrte mit besondern Arbeiten beauftragte, diesen mit der Geschichte Spaniens, jenen mit der Naturgeschichte, einen dritten mit der Literargeschichte.

In der Folge scheint die Liebhaberei der spanischen Chalifen und hohen Beamten für Bücher immer mehr um sich gegriffen zu haben. Mohammad Ben Chair Alandâlosî [4]) aus unbekannter Zeit

1) Sehr ausführlich spricht über ihn *Cardonne* in seiner *Geschichte von Afrika und Spanien unter der Herrschaft der Mauren. Aus dem Französ. übersetzt von C. G. von Murr, S. 224.*

2) *Cardonne a. a. O. Seite 225 ff; — Conde a. a. O. Seite 453 ff.*

3) *Casiri II, pag. 136.* Das folgende ebendaselbst *pag. 38 und 201 sq.*, womit zu vergleichen ist *Conde a. a. O. 455 ff.*

4) Bei *Casiri II, pag. 71.*

schrieb ein Werk über die öffentlichen Bibliotheken Spaniens bis zum Jahr 1126, dessen Handschrift in der Bibliothek des Escurials die Jahreszahl 1312 trägt. Er zählt derselben 70 auf, und nennt dabei von spanischen Schriftstellern aus Cordova 150, aus Almeria 52, aus Murcia 61, aus Portugal 25, aus Malaga 53, ausser denen aus Granada, Valencia u. s. w., deren Zahl wir nicht kennen.

Gleichwohl fanden die strengen Wissenschaften geraume Zeit hindurch an den Ufern des Guadalquivir weniger Nahrung, als an denen des Eufrat und Tigris. Wozu hätte sonst auch Abd Arrahmân III. den Hofmeister seines Sohnes, und der Sohn selbst so viel andere Gelehrte mit grossen Kosten aus dem Orient herbeigezogen? Unter den von Wüstenfeld aufgezählten arabischen Aerzten und Naturforschern ist nr. 106 ein uns unbekannter Secretär Abd Arrahmân's III. und seines Sohnes der erste Spanier. Erst um dieselbe Zeit begegnen wir auch einigen wirklich berühmten spanischen Gelehrten, dem schon genannten Leibarzt Abd Arrahmân's, Abul Qâsim Azzahrâwî[1]) dessen Chirurgie wir noch besitzen; dem Ibn G'olgol, der unter dem Chalifen Hischâm II. zwischen 976 und 1001 blühete; dem Ibn Vafid, geboren 997 und gestorben 1068 oder noch später, von welchen beiden ich ausführlicher sprechen werde. Nun erst, also nach Ablauf des gewöhnlich sogenannten goldenen Zeitalters, mehren sich allmälig die ausgezeichneten Schriftsteller in Spanien, gehen bis ins dreizehnte Jahrhundert hinab, und überbieten zuletzt die orientalischen an Zahl und Werth. Ich nenne vorläufig nur den Philosophen Ibn Roschid (Agerroës) gestorben 1198, den Georgiker Ibn Alawwâm aus demselben Jahrhundert, und den Botaniker Ibn Baithâr, gestorben 1248.

1) Die Angaben der Zeit seines Todes gehen um mehr als 100 Jahr aus einander, wie man bei Wüstenfeld sehen kann unter nr. 147. Mir scheint die Zeit des Herrn, dem er diente, eine sichrere Zeitbestimmung zu liefern als jede andere Jahreszahl.

§. 15.

Wissenschaftliche Anstalten der Fathimiden in Kahirah u. s. w.

Aus dem jüngsten der drei Chalifate, dem der Fathimiden (seit 910) ist kein wahrer Beschützer und Förderer der Wissenschaften zu nennen. Gleichwohl verdient Eins unsere Aufmerksamkeit, das sogenannte Haus der Weisheit zu Kahirah, eröffnet 1005 durch den von seinen Anhängern in den Himmel erhobenen, von seinen Widersachern maasslos gescholtenen, in der That phantastisch-zelotischen und später halb wahnsinnigen Chalifen H'akîm Biâmrillah. „Das Beste, was man über seine Veränderlichkeit gesagt hat, versichert der ziemlich unparteiische Maqrîzî [1]) ist dies: All seine Handlungen waren ohne Motif, und all die Träume, die ihm seine Narrheit eingab, einer vernünftigen Auslegung durchaus unfähig.“ Sein Haus der Weisheit enthielt eine grosse Bibliothek, und reichlich besoldete Gelehrte aller Fächer wurden darin unterhalten. Zu ihren Vorträgen wie zu den Bücherschätzen hatte jedermann freien Zutritt, selbst Bekenner verschiedener Religionen; wie denn unterandern der später getaufte Jude, als Christ bekannt unter dem Namen Constantinus Africanus, dem wir bei den Anfängen der medicinischen Schule zu Salerno wieder begegnen werden, dort seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt. Man kann hierauf die Vermuthung gründen, dass die Anstalt wenigstens ein halbes Jahrhundert bestanden habe; ob länger, ist unbekannt; und man darf sie eben so wie die des spanischen Ommajaden H'akim II. zu Cordova mit weit mehr Recht als irgend eine Anstalt im Orient unsern Akademien vergleichen.

Der Bau des grossen manszurischen Hospitals zu Kahirah, über welches Maqrîzî [2]) ausführlich berichtet, fällt schon in die Zeit der Mamlukken (1283), bis zu der wir nicht hinabsteigen wollen, und war zudem nur Heil-, nicht zugleich Lehranstalt.

---

1) *De Sacy chrestomatie Arabe I, pag. 110.* Eben daher, pag. 99 und 158, entlehnte ich das folgende.

2) Uebersetzt von *Wüstenfeld* im *Janus a. a. O.*

Unter den ephemeren Dynastien moslimischer Herrscher **im östlichen Asien und westlichen Afrika**, die sich von ihren rechtmässigen Chalifen, deren Statthalter die meisten waren, bald losrissen, bald ihnen wieder unterwarfen oder untergingen, zeichnen sich zwar einige Herrscher als Beförderer der Wissenschaften, mehr noch der Poesie, rühmlich aus; ja unter denen, die auf altpersischem Boden standen, entwickelte sich die ganze an glänzenden Dichtern reiche neupersische Literatur, die jedermann wenigstens aus Uebersetzungen und Göthe's Noten und Abhandlungen „Zu besserm Verständniss des west-östlichen Divans" kennt. Es sind aber dieser kleinern Dynastien so viele, und ihre Geschichte ist ein so unzusammenhängendes Gewirr[1]), dass mir nur die Wahl bleibt sehr ausführlich, oder gar nicht von ihnen zu sprechen. Ich wähle das letztere, um endlich zur Hauptsache zu kommen, und behalte mir vor, das Wenige davon, was uns näher angeht, gelegentlich nachzuholen. Nur eine allgemeine Bemerkung erlaube ich mir noch. Wie die politische Zerissenheit Italiens und unsres eigenen Vaterlandes für wissenschaftliche Entwickelung neben manchen Nachtheilen bekanntlich auch manche Vortheile mit sich führte, namentlich die Vervielfältigung der Mittelpunkte eines erhöhten geistigen Lebens, und die Leichtigkeit des hier Zurückgesetzten oder gar Verfolgten dort Schutz und Geltung zu finden: so scheint in dem weit grössern Gebiet des Islams unter weit drückenderen Verhältnissen dieselbe Ursache dieselbe Wirkung in vergrössertem Maass gehabt zu haben. Gar oft begegnen wir dort Gelehrten, die bald flüchtig, bald unter sicherm Geleit von Hof zu Hof ziehen, und auf diesen Zügen bald Kenntniss säen, bald Ehre und Reichthum erndten. Besonders hervorragende Gelehrte beneidete, wie einst in Italien, Ein Fürst dem andern, und suchte sie auf alle Weise für sich zu gewinnen, an sich zu fesseln, und so steht auch hier eine Lichtseite der Schattenseite gegenüber.

1) Sehr übersichtlich gründlich und mit vieler Rücksicht auf den Culturzustand behandelt sie *Rehm* in seiner *Geschichte des Mittelalters Band II, Abth. 2, Seite 110—319.*

§. 16.
Einthcilung der auf Botanik bezüglichen arabischen Literatur.

Rein botanische Werke, solche, deren unmittelbarer Gegenstand die Natur der Pflanze und deren Unterschiede sind, giebt es im Arabischen nicht. Selbst Abul Abbâs, mit dem Beinamen Annabâtî, der Botaniker, und Ibn Baithâr, mit dem gleichbedeutenden Beinamen Aloschâb, die beiden berühmtesten Pflanzenkenner unter den Arabern, schrieben wie ihr Vorbild Dioskorides, nicht Naturgeschichte der Pflanzen, sondern Heilmittellehre. Die sicherste Bürgschaft für die Richtigkeit dieser Behauptung leistet H'aǵǵî Chalifah. Er liefert in seinem grossen literarhistorischen Wörterbuch [1]) einen besondern Artikel unter dem Titel Ilm aszszaidaladt, Wissenschaft der Pflanzenkunde, in folgenden Worten: „Sie gehört zu den Hülfswissenschaften der Medicin, und ist diejenige Lehre, welche die Unterschiede ähnlicher Pflanzenformen, wie der chinesischen indischen griechischen, aufsucht, die Zeit angiebt, da sie vorkommen, ob im Sommer oder im Herbst, die nützlichen von den unnützen unterscheidet, und ihre besondern Eigenschaften kennen lehrt. Ihr Zweck und Nutzen leuchten ein. Der Unterschied dieser Lehre und der von den Heilpflanzen besteht darin, dass die Botanik zunächst auf die äussern Unterschiede der Pflanzen in jeder Beziehung sieht, indess die Lehre von den Heilpflanzen zunächst die ihnen eigenthümlichen innern Eigenschaften untersucht. Jene geht mehr auf den praktischen Nutzen, diese auf den wissenschaftlichen Gebrauch; doch stehen beide in naher Verbindung.“ Man sieht, der Verfasser ahnet nicht einmal, dass die Erforschung der Natur der Pflanze an sich selbst Zweck der Wissenschaft sein könne; sonst würde er umgekehrt die Botanik zu den theoretischen, die Heilmittellehre zu den praktischen gezählt haben. Ja der Ausdruck Ilm annabati,

1) *Haji Khalfa, edid. Fluegel IV, p. 114.*

den ich des Zusammenhangs wegen durch Lehre von den Heilpflanzen übersetzen musste, bedeutet wörtlich genommen die Pflanzenkunde überhaupt; und das Wort Aszszaidaladt, was ich aus gleichem Grunde durch Pflanzenkunde übersetzte, ist nicht einmal arabischen Stammes, sondern wahrscheinlich aus dem Türkischen oder Persischen entlehnt: so innig hatte sich bei den Arabern die Vorstellung der Heilmittellehre mit der der Pflanzenkunde verbunden, dass H'aǧǧî Chalîfah, um von der letztern für sich sprechen zu können, ein unarabisches Wort herbeiziehen musste.

Was von arabischer Literatur für die Geschichte der Botanik in Betracht kommt, und worüber ich in den fünf folgenden Kapiteln handeln werde, das sind daher nur 1) Die Uebersetzungen aus dem Griechischen, aus denen die Araber zuerst einige Pflanzenkunde schöpften, und die stets ihre Muster blieben, sodann wie bei den Griechen 2) die medicinischen, 3) die georgischen, 4) die geographischen Werke nebst den Reisebeschreibungen und Curiositäten-Sammlungen. Arabische Naturphilosophen, die ihre Speculation bis auf die lebendige Pflanze ausgedehnt, und dieselbe nicht etwa nur im Vorbeigehen flüchtig berührt hätten, kenne ich nicht, und zweifle an ihrem Dasein. Der berühmte arabische Geschichtschreiber des religiösen und philosophischen Denkens überhaupt, Aschschah'rastâni[1]) bestätigt mir diese Meinung. Sehr ausführlich behandelt derselbe die verschiedenen philosophischen Systeme der Griechen von den sogenannten sieben Weltweisen herab bis zu den einzelnen spätern Alexandrinern und Commentatoren des Aristoteles. Indem er sich dann zu den moslimischen Philosophen wendet, über die man noch mehr erwarten dürfte, macht er deren vor andern ungenannten neunzehn namhaft, als den jüngsten zu seiner Zeit (er lebte von 479—548, oder 1074—1153) „den gelehrten Meister des

1) *Abu-l-Fath' Muhammed asch-Schah'rastânis Religionsparteien und Philosophenschulen. Zum ersten mal vollständig aus dem Arabischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Th. Haarbrücker. Halle. 2 Theile 1850, 1851. 8.* — Die gleich anzuführende Stelle steht Theil II, Seite 213.

Volks Abu Ali Ibn Sînâ," ohne über die Philosophie jedes Einzelnen, die des letzten ausgenommen, auch nur ein Wort zu verlieren. Vielmehr sagt er gradezu: „Sie alle sind der Methode des Aristoteles in Allem, was er gelehrt hat, und worin er eigenthümlich ist, gefolgt, mit Ausnahme einiger Aussprüche, worin sie meistens die Ansicht des Platon und der Alten nachahmen. Da nun die Methode des Ibn Sina nach übereinstimmendem Urtheil die scharfsinnigste, und seine Speculation die am meisten in die wirklichen Dinge eingehende ist, so habe ich mich dafür entschieden, seine Methode aus seinen Büchern übersichtlich und in der Kürze zu überliefern, da sie die Quellen seines Systems und die Tragsäulen dessen sind, was er aufgestellt hat; und habe die Ueberlieferung der Methoden der Andern aufgegeben. Die ganze Beute (sagt das Sprichtwort) ist in dem Leibe des wilden Esels." Das ist also arabische Originalität des Denkens! Und hätte Ibn Roschid nicht später gelebt, wer weiss, ob der Ehrentitel des wilden Esels nicht ihm zu Theil geworden, und Ibn Sînâ mit seines Namens Nennung abgefunden wäre? Nach einem solchen Vorgänger darf ich mir wohl erlauben, das Wenige, was ich etwa von der Philosophie des Ibn Sînâ und Ibn Roschid zu sagen habe, da beide unter den medicinischen Schriftstellern vorkommen werden, beiläufig vorzubringen.

Aber auch von den Uebersetzern Aerzten Georgikern Geographen und Curiositäten-Sammlern werde ich nur die bedeutenderen ausheben, mit wenigen Ausnahmen nur solche, deren Werke uns gedruckt vorliegen, oder doch so oft und ausführlich citirt werden, dass wir uns aus ihren Fragmenten wenigstens ein annäherndes eigenes Urtheil über ihr Verdienst bilden können. Die Zahl der uns kaum dem Namen nach bekannten arabischen Schriftsteller, und vollends ihrer Werke ist Legion. Mag einer oder der andere unter ihnen, wenn seine Werke einmal ans Licht treten, Bedeutung gewinnen; bis jetzt gehören sie nur in die Schriftsteller-Kataloge, nicht in die Geschichte der Wissenschaft. Von Aerzten zählt Wüstenfeld allein 300 auf, eine beträchtliche Anzahl fügt ihnen Hammer-Purgstall hinzu, und auch deren Summe liesse sich

aus den Citaten bei Ibn Baithâr und Andern noch sehr vergrössern. Aus demselben Grunde unserer Unbekanntschaft mit ihnen übergehe ich die Uebersetzungen aus dem Persischen und Indischen ganz, obgleich ich die Einwirkung dieser beiden Nationalitäten auf die arabische Literatur in manchen Zügen deutlich zu erkennen glaube. Daher ich nichts mehr wünsche, als dass einmal ein gründlicher Kenner der drei Sprachen und Literaturen ihren Einfluss auf einander zum Gegenstande einer besondern Untersuchung machte. Verfuhr ich bei den Griechen und Römern anders, handelte ich bei ihnen von manchem unbedeutenden Schriftsteller, so geschah es meist aus Rücksicht auf chronologische Bestimmungen. Dies Motif wird hier sehr selten eintreten. Und überhaupt, je weiter abwärts, desto mehr hat sich die Geschichte der Wissenschaft auf das Bedeutendere und Wirksamere zu beschränken.

Drittes Kapitel.

Arabische Uebersetzungen griechischer auf Botanik bezüglicher Werke.

§. 17.

Die Uebersetzer des Dioskorides, ins Besondere Ishaq Ben H'onain.

Was über sie zu sagen, hat Wenrich in seinem schon öfters genannten Werk de auctorum Graecorum versionibus et commentariis Syriacis Arabicis Armeniacis Persicisque pag. 215 sqq. so sorgfältig zusammengestellt, dass ich mich ihm fast nur nachzuschreiben genöthigt sehe.

Den Umweg durchs Syrische ins Arabische, den sich so viele Griechen mussten gefallen lassen, machte Dioskorides nicht, obgleich auch von ihm eine syrische Uebersetzung, man weiss

weder von wem, noch aus welcher Zeit, noch in welcher europäischen Bibliothek existiren soll [1]). In dem Verzeichniss der syrischen Werke des Gregorius Barhebräus, verfertigt von dessen eigenem Bruder Barsuma, und der von diesem nach seines Bruders Tode herausgegebenen syrischen Chronik des Gregorius beigefügt [2]), kommt auch ein Werk vor unter dem Titel: Liber Dioscoridis cum figura herbarum et earundem delectu et virtute atque praeparatione. Ex libro illo magno parvum volumen confecit, nec ullam compositionem medicamentorum reliquit, quam non in eum librum conjiceret.“ Das war also, wenn ich recht verstehe, keine Uebersetzung des ganzen Dioskorides, sondern ein Auszug, worin man vielleicht die Beschreibungen der Pflanzen weggelassen, und durch Abbildungen vermeintlich ersetzt hatte. Doch angenommen, Gregorius hätte erst den ganzen Dioskorides übersetzt, und dann einen Auszug daraus verfertigt, so wäre jene Uebersetzung doch nicht älter als die gleich anzuführenden arabischen Uebersetzungen; denn Gregorius Barhebräus lebte erst von 1226 bis 1286.

Ueber die arabischen Uebersetzungen spricht ausführlich Ibn G'olğol bei Ibn Abi Oszaibiah in des letztern Biographie jenes Arztes. Den Text derselben nebst einer französischen Uebersetzung und einem Commentar dazu lieferte de Sacy als Anhang zu seinem Abd-Allatif [4]). Einige Worte, welche in der pariser Handschrift und folglich bei de Sacy fehlen, liess Wenrich [4]) aus

1) *Labbe nova bibliotheca mss. libror. pag. 254.* Ich citire nach *Wenrich*, ohne das Buch zu kennen. Das grosse Werk *Paris 1657, 2 voll. fol.* ist nicht gemeint, ohne Zweifel also das kleinere *Paris 1653, 1 vol. 4.* mit dem weiteren Titel: *seu specimen antiquar. lectionn. latinar. et graecarum.*

2) Das syrische Original nebst lateinischer Uebersetzung in *Joh. Sim. Assemani biblioth. oriental. Clementino-Vaticana, II, pag. 270.* Wenrich citirt *Steph. Evod. Assemani biblioth. Mediceae Laurentianae et Palatinae codd. mss. orient. catalogus pag. 105 et 111,* wo dasselbe Verzeichniss mit unerheblichen Abweichungen sogar zweimal, doch nur lateinisch vorkommt.

3) *Abd-Allatif, relation de l'Egypte. Traduit par Sylvestre de Sacy, pag. 495 et 549.*

4) *Wenrich de Graecorum auctorum versionibus etc. pag. 218, nota 10.*

der wiener Handschrift abdrucken. Da heisst es nun: Das Werk des Dioskorides wäre übersetzt zu Bagdad zur Zeit Motawakkil's (regierte 847–861) von Stephanos dem Sohn des Basilios, und revidirt durch H'onain Ben Isḣaq. Statt der griechischen Namen der Heilmittel hätte Stephanos, wo er sie kannte, die arabischen gesetzt, wo nicht, die griechischen beibehalten in der Hoffnung, Gott würde schon jemand erwecken, dem sie bekannt wären, und der sie übersetzte. So hätte man sich des Werks bedient, sowohl in Spanien als auch im Orient, bis der Kaiser Romanos (II, Sohn und Mitregent des Konstantinos Porphyrogennetos) von Konstantinopel aus dem spanischen Chalifen Abd Arraḣmân (III.) im Jahr 337 (948 – 949) unter andern kostbaren Geschenken auch einen griechischen Dioskorides, geziert mit bewundernswürdigen Abbildungen aller Pflanzen, und einen lateinischen Orosius übersandte. Weil sich damals aber kein des Griechischen Kundiger in Spanien fand, so erbat sich der Chalif vom Kaiser einen Mann, welcher der griechischen und lateinischen (in Spanien wohlbekannten) Sprache mächtig wäre, als Dolmetsch; und der Kaiser sandte darauf im Jahr 340 (951 – 952) den gelehrten Mönch Nikolaos, welcher vielen nach genauerer Kenntniss der einfachen Heilmittel begierigen Aerzten in Cordova Unterricht im Griechischen ertheilte, und gemeinschaftlich mit ihnen die noch unentzifferten griechischen Namen bei Dioskorides arabisch auszudrücken suchte; was denn auch bis auf wenige Ausnahmen gelang. — So weit Ibn G'olgol, der sich selbst noch des Umgangs mit Nikolaos und dessen Schülern, unter denen Abu Abdallah Aszszakali hervorragte, aus frühern Jahren rühmte, und sich auch, wie wir später (§. 22) sehen werden, durch eigene Werke um das Verständniss des Dioskorides und die genauere Kenntniss der einfachen Heilmittel überhaupt verdient machte. Mir scheint aus dem allen hervorzugehen, dass sich jene Männer in Spanien mit kritischen Untersuchungen über die bei Dioskorides vorkommenden Namen der Heilmittel begnügten, und keineswegs, dass sie eine neue vollständige Uebersetzung des Dioskorides lieferten. Ich vermag letzteres weder aus Ibn G'olgols eigenen Worten noch aus dem, was

Ibn Abi Oszaibiah hinzufügt, herauszulesen; und die bekannten Handschriften des arabischen Dioskorides in der bodleyschen leidener und pariser [1]) Bibliothek führen sämmtlich den Namen des Stephanos und des H'onain Ibn Isĥaq an der Stirn. Nur die Bibliothek des Escurial besitzt einen arabischen Dioskorides ohne Namen des Uebersetzers; ob sie jedoch von der gewöhnlichen Uebersetzung abweicht oder nicht, darüber schweigt Casiri [2]), dem wir die Nachricht verdanken. – Anders betrachtet Wüstenfeld (nr. 111) die Sache, indem er meint, Ibn G'olĝol hätte sich an der neuen Uebersetzung des Dioskorides thätigst betheiligt; noch anders Herr von Hammer [3]), obgleich ihm in diesem Fall keine andern Quellen als mir zu Gebot standen. Er muss den Artikel des Ibn Abi Oszaibiah etwas flüchtig gelesen haben; denn wenn ich das, was er daraus mittheilt, mit dem Artikel selbst vergleiche, so stosse ich auf manche Ungenauigkeit. „Damals, sagt Herr von Hammer, war von allen Seiten (in Spanien) das Studium der Arzneikunde rege, und alle Aerzte wünschten eine genaue Uebersetzung der Namen des Dioskorides, am meisten der jüdische Arzt Choschdaî Ben Beschrût, welcher der erste zu Cordova den Teriak nach Angabe der griechischen Quellen verfertigte. Ausser ihm verstanden damals mehrere andere Aerzte griechisch, welche sich mit dem Juden und Mönche Nikolaus zur Entzifferung der Namen des Dioskorides vereinten, durch deren Auszüge und Belehrung Ibn Dscholdschol seine verbesserte und berichtigte Uebersetzung des Dioskorides zu Wege brachte. (Dies ist vermuthlich das im Casirius von einem Unbekannten angeführte Werk I, 283. Casirius weiss nichts von den beiden Uebersetzungen des Dolmetschers Stephan und Ibn Dscholdschol). Er verfasste sein Werk im Rebliulachir des Jahrs 372 (October 982) u. s. w." — Dagegen muss ich zuvörderst bemerken, dass damals nach Ibn G'olĝols bestimmter Aus-

1) Dieser Handschrift gedenkt Wenrich nicht. Aber de Sacy beschreibt sie in seinem Abd-Allatif pag. 52.

2) *Casiri biblioth. Arabico-Hispana Escurialensis I, pag. 283.*

3) *Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber V, S. 347.*

sage in Cordova niemand griechisch verstand, bis Nikolaos seinen Unterricht in dieser Sprache daselbst ertheilt hatte; zum andern, dass das Werk, welches Ibn G'olg̊ol in dem genannten Jahr und Monat vollendete, nach Ibn Abi Oszaibiaḥ den Titel führte: Buch der Auslegung der Namen der einfachen Heilmittel in dem Werke des Dioskorides, und folglich keineswegs für eine Uebersetzung des Dioskorides gehalten werden kann; und drittens dass in dem ganzen Artikel des Ibn Abi Oszaibiaḥ von einer neuen Uebersetzung des Dioskorides, sei es durch Nikolaos und seine Schüler oder durch Ibn G'olg̊ol, kein Wort steht; daher denn auch Casiri von einer solchen nichts weiss [1]).

Eben so wenig lässt sich, wie wir später sehen werden, dem Ibn Wafid eine neue Uebersetzung des Dioskorides zuschreiben; und da das von Neuern auch in der That nicht geschehen ist, wiewohl der Anlass dazu bei ihm fast ganz so wie bei Ibn G'olg̊ol gefunden werden könnte, so mag diese Bemerkung hier genügen.

Stephanos des Basilios Sohn (nicht zu verwechseln mit jenem ältern Stephanos, der für Châlid Ben Jazîd alchymische Werke aus dem Griechischen ins Arabische übersetzt haben soll), und H'onain Ben Isĥaq sind demnach durch ihre Uebersetzung des Dioskorides die Begründer der arabischen Pflanzenkunde geworden. Von jenem wissen wir nur das schon Gesagte, von diesem ist noch etwas mehr zu sagen. Zwei der Quellen, nach denen Wüstenfeld (nr. 69) das Leben des H'onain Ben Isĥaq beschreibt, Ibn Challikan und Ibn Abi Oszaibiaḥ, sind mir zwar verschlossen; indess finde ich in den beiden andern, bei Abulfeda [2]) und Abul

1) Beiläufig bemerke ich auch, dass Herr von Hammer aus dem von Ibn G'olg̊ol neben dem griechischen Dioskorides gleichfalls genannten lateinischen Orosins den Namen Berosus, und aus den Merkwürdigkeiten, die sein Buch enthielt, „wunderbare Sagen“ macht. Schon die ausdrückliche Angabe, dass es ein lateinisches Buch war, widerstreitet jener Deutnng. Was aber noch mehr, Maqrizi citirt einige Stellen aus demselben genau eben so geschriebenen Schriftsteller (هروشيش), und diese Stellen wurden in nnserm Pauln s Orosius schon von de Sacy in einer Anmerkung zum Leben des Ibn G'olg̊ol *(Abd-Allatif pag. 500, not. 13)* nachgewiesen.

2) *Abulfedae annales muslemici, edid. Adler, II, pag. 245.*

Farağ[1]) fast alles, was die Beschreibung enthält, und dazu kommt eine dritte von Wüstenfeld diesmal unbenutzt gelassene Quelle, G'amaladdîn Ibn Alqofthî, der Verfasser der Geschichte der arabischen Philosophen[2]), der freilich ausser einigen Büchertiteln wenig darbietet, was den beiden Vorgenannten fehlt.

Seine Namen werden verschieden angegeben, bei d'Herbelot[3]) heisst er, ich weiss nicht, auf wessen Auctorität, Abu Zaid Abd Arrah̆mân H'onain Ben Ish̆aq Ben H'onain, bei Wüstenfeld, also vermuthlich nach Ibn Abi Oszaibiah, Abu Zaid H'onain Ben Ish̆aq Ben Solaimân Ben Ejjub Alibadi, und bei Ibn Alqofthi kürzer H'onain Ibn Ish̆aq Abu Zaid Alibâdî. Geboren ward er nach Reiske (in einer Anmerkung zu d'Herbelot), ohne Angabe seiner Auctorität im Jahre 194 (809); Wüstenfeld möchte seine Geburt fast zwanzig Jahr später setzen, ohne zu sagen warum. Mehr darüber bei seinem Tode. Sein Vater war Apotheker in der zu Omars Zeit verwüsteten, und seitdem nie wieder emporgekommenen Stadt H'îrâ am Euphrat, und gehörte zu dem christlichen Stamm der Ibâdî, die sich vor Verfolgungen in jene öde Gegend geflüchtet und darin festgesetzt hatten. Der junge H'onain, von Wissbegierde gespornt, ging nach Bagdad, und trat bei dem berühmten Arzt Jah̆iâ Ben Mâsawaih, den wir schon als Vorsteher der Uebersetzer kennen lernten, in die Lehre. Diesem ward aber sein neuer Schüler durch zu viele Fragen lästig, so dass er ihn einst, mit unzweideutiger Beziehung auf das Geschäft seines Vaters, anfuhr: „was will der H'iraer mit der Medicin? Geh, und schachere auf der Strasse mit Lumpereien!" Betrübt verliess H'onain nach diesem Auftritt des Meisters Haus, und wandte sich nach Griechenland, wo er sich der griechischen Sprache, des Schlüssels aller Gelehrsamkeit für damalige Araber, bemächtigte, und die philosophischen (unstreitig auch medicinischen) Werke, deren er nur habhaft werden konnte, eifrigst studirte. So mit Kenntnissen bereichert, kehrte er zwei Jahre darauf nach Bagdad

1) *Abul Pharajii hist. compendios. dynast. edid. Pococke pag. 171.*

2) In *Casiri bibliotheca Arab. Hisp. Escurialensis I, pag. 286.*

3) *D'Herbelot oriental. Bibliothek II, Seite 745.*

zurück, und begab sich von da erst noch nach Basra, angeblich zu Alchalîl Ben Ah'mad, um sich auch noch mit den Feinheiten der arabischen Sprache vertraut zu machen. Es scheint der berühmte Grammatiker und Erfinder der arabischen Prosodie gemeint zu sein, dessen Leben Hammer-Purgstall [1]) ausführlich beschreibt; doch dieser starb schon 791, ihn konnte folglich unser H'onain, der mindestens 18 Jahr später geboren sein soll, nicht kennen, und ein Anderer jenes Namens ist wenigstens mir nicht bekannt. Hier waltet also offenbar irgend eine Verwechselung ob. Endlich wiederum nach Bagdad zurückgekehrt, widmete H'onain sich ganz dem Uebersetzen griechischer Werke; und nun geschah es, dass ihn den Jüngling der alte G'abril Ben Bachtîschûa, dem er einen Besuch machte, in Gegenwart eines Dritten mit dem Ehrentitel Arraban (etwa Doctor) begrüsste, und als sich der Fremde darüber wunderte, die Verheissung aussprach, „wenn dieser Jüngling am Leben bleibt, so wird er den Sergius selbst verdunkeln." Nach Wüstenfeld eröffnete H'onain zu Bagdad medicinische Vorlesungen, und der alte Ibn Bachtîschûa sprach jene Profezeiung bei ihm aus, so dass es scheint, er hätte die Vorlesungen besucht. Glaubhafter scheint mir die Erzählung, wie ich sie nach Abul Farag̓ wiederholte. Bald ward auch der Chalif Almotawakkil (regierte 847—861) auf den jungen Gelehrten aufmerksam, und ernannte ihn mit hohem Gehalt zu seinem Leibarzt und zum Vorsteher der Uebersetzer, doch nicht ohne ihn zuvor einer langen ächt orientalischen Prüfung zu unterwerfen. In dem Argwohn befangen, der griechische Kaiser möchte sich dieses Mannes als Werkzeug gegen ihn bedienen, bot er ihm jene Aemter nebst hoher Belohnung an, wenn er ihm sofort ins Geheim ein Gift anzeige, womit sich ein Feind, ohne Verdacht zu erregen, aus dem Wege räumen lasse. H'onain antwortete, er hätte nur heilsame Arzneien zu verordnen erlernt, und nicht erwartet, dass der Herrscher der Gläubigen andere von ihm fodern würde. Beföhle derselbe jedoch, so wollte er sich nochmals auf Reisen begeben, und ein solches Gift zu finden

1) *Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber, III, pag. 334.*

suchen. Als der Chalif auf seinem Verlangen, H'onain aber auf seiner Weigerung bestaud, liess jener diesen gefangen setzen, und ihn so mit Spionen umringt, die über jedes gesprochene Wort berichteten, ein Jahr lang schmachten. H'onain übersetzte während dieser Zeit voll Eifers, und kein verdächtiges Wort entschlüpfte ihm. Nach Jahresfrist liess ihn der Chalif abermals vor sich kommen, erneuerte seinen Befehl, und drohete bei fortgesetzter Weigerung mit Folter und Tod. H'onain blieb standhaft, und nun erst erklärte Motawakkil alles für blosse Prüfung, und setzte ihn in seine Aemter ein. So lebte und wirkte H'onain, bis der Schreiber (geheime Secretär) Althaifûri, vielleicht jener Jsrail Ben Zakarîâ Ibn Althaifûri, den Wüstenfeld unter nr. 51 anführt, Arzt des Vezirs des Chalifen Motawakkil um 854, ihn ins Verderben stürzte. Die Verehrung der Heiligenbilder war in der christlichen Kirche 842 durch die Kaiserin Theodora förmlich anerkannt; nur Schismatiker, wie die nestorianischen Ịbadi, verschmäheten sie. Als nun H'onain einst in ein Haus trat, worin er die Bilder Christi und der Apostel und vor denselben brennende Lampen aufgestellt sah, fragte er den Hausherrn: „Wozu verschwendest du das Oel, da dies doch weder Christus noch seine Jünger, sondern nur ihre Bilder sind? Es entspann sich ein Wortwechsel, Althaifûri foderte den arglosen H'onain auf, die Bilder, wenn er sie wirklich der Verehrung unwerth erachte, anzuspeien. Er that es, ward beim Bischof verklagt, von diesem mit dem Kirchenbann belegt, und — starb Tags darauf, wie man sagt, an Selbstvergiftung, im Jahr 260 der Hiǧradt, oder 873 n. Chr. (nach Ibn Alqofthi; Reiske in seiner Anmerkung zu d'Herbelot lässt ihn vier Jahr später sterben). — G'abril Ben Bachtischûa war 828 gestorben, Motawikkil 847 zur Regierung gelangt; H'onain empfing also, wenu Reiske's Angabe seines Geburtsjahrs richtig ist, den Besuch G'abril's vor seinem neunzehnten, ward von Motawakkil eingesperrt nach seinem acht und dreissigsten Lebensjahr, und erreichte ein Alter von vier und sechzig Jahren oder, wenn die Angabe seines Todesjahrs bei Reiske die richtige sein sollte, acht und sechzig Jahren. Ich finde in diesen Zeitbestimmungen nichts Unwahrscheinliches, und verstehe

daher nicht, warum Wüstenfeld H'onains Geburt fast zwanzig Jahr früher ansetzen möchte.

Das lange von Wüstenfeld gelieferte Verzeichniss seiner Schriften, theils eigener Werke, theils Uebersetzungen, gehört nicht hierher. Jene waren meist medicinischen, einige auch grammatischen Inhalts; unter diesen mache ich nur die Uebersetzungen des Paulos Aeginetes, des Aristoteles von der Seele, so wie von der Erzeugniss und Verderbniss und endlich die des Nikolaos Damaskenos bemerklich. Doch übersetzte er die beiden aristotelischen und das Werk des Nikolaos nur ins Syrische; ins Arabische ward Aristoteles von der Seele erst durch Jaħîa Ben Adi[1]) (nr. 110 bei Wüstenfeld, der aber diese Uebersetzung übergeht), gestorben 974, Aristoteles von der Erzeugniss und Verderbniss und Nikolaos von Isħaq Ben H'onain, von dem ich gleich sprechen werde, übersetzt. Es ist nicht klar, ob Haller[2]) dem Vater H'onain Ben Isħaq, oder dem Sohn Isħaq Ben H'onain ein Werk zuschreibt de Simplicibus medicamentis, welches im Jahr 1515 in Lyon in folio erschienen sein soll. Titel Druckort Jahreszahl Format und der Name Ysaak lassen mir aber keinen Zweifel übrig, dass sich Haller durch die Ausgabe der Werke des Juden Isħaq Ben Solaimân, unter denen auch ein Liber virtutum de simplici medicina Constantini vorkommt, täuschen liess.

§. 18.

Isħaq Ben H'onain, der Uebersetzer des Nikolaos ins Arabische, nebst einigen Andern.

Des Vaters Thätigkeit setzte einer seiner Söhne, Isħq Ben H'onain, nnd seiner Schwester Sohn H'obaisch Ben Alħasan Alasam, fort. Auf letztern soll der alte H'onain vorzüglich stolz gewesen sein[3]); doch betreffen seine Arbeiten, so weit wir sie

1) *Wenrich l. c. pag. 134.*
2) *Haller biblioth. botan. I, pag. 173.*
3) *Abul Pharaj. pag. 174.*

kennen, fast nur den Galenos[1]) und gehören folglich nicht hierher. Von Isĥaq sagt uns Wüstenfeld[2]) nach Ibn Challikan und Ibn Abi Oszaibiąh: „er diente denselben Chalifen und Grossen, bei denen sein Vater Arzt war, dann aber fast ausschliesslich dem Qasim Ben Obaidallah, Vezir des Chalifen Almotadhid, der ihn wie einen Freund in seine geheimen Angelegenheiten einweihete. — Nachdem er einige Zeit durch einen Schlagfluss gelähmt war, starb er 910 oder 911." — Uns interessirt er durch die arabische Uebersetzung zweier Werke, die schon sein Vater ins Syrische übersetzt hatte, des auch für Pflanzenphysiologie wichtigen Aristoteles von der Erzeugniss und Verderbniss[3]), und des Nikolaos Damaskenos[4]), dessen im Original verlorene Schrift von den Pflanzen wir nur noch in einer nach der Arbeit des Isĥaq gefertigten barbarisch-lateinischen Uebersetzung besitzen, wie ich im ersten Band dieses Werks Seite 327 ausführlich erörtert habe, weshalb ich mich hier auf wenige nachträgliche Bemerkungen beschränke.

Der am angeführten Orte erwähnte Thabet, genauer Tsâbit, der die Uebersetzung des Nikolaos corrigirte, ist derselbe berühmte Mathematiker und Uebersetzer mathematischer Werke aus dem Griechischen, von welchem Abul Farag̊[5]) unter dem Namen Tsâbit Ben Qorradt Ben Marwân Aszszabî Alĥarrânî (d. h.

1) *G'amaladdin Ibn Alqofthi apud Casir. I, pag. 254 sq.*

2) *Wüstenfeld nr. 71.*

3) *Wüstenfeld* spricht unter nr. 67 noch von einer andern Uebersetzung des *Aristoteles de generatione et corruptione*, die vielleicht älter war, und einem *Abu Ish'aq Ibrahim Ibn Baks* (oder *Ibn Nakus*) zugeschrieben wird. Ich weiss sonst nichts von ihr, und *Wenrich* übergeht sie ganz.

4) Dass des Nicolaos Compendium aristotelischer Philosophie schon im siebten Jahrhunderte durch den Jakobiten *Jakob Bischof von Edessa* ins Syrische übersetzt sei, wie *Wenrich pag. 11*, gestützt auf Assemani, behauptet, scheint ein Irrthum zu sein. Wenigstens steht davon in den angeführten Stellen bei *Assemani biblioth. orient. I, pag. 493, 475*, die ein Verzeichniss der Schriften jenes Jakob enthalten, nichts, und Wenrich selbst übergeht diese angebliche Uebersetzung pag. 294, wo er von des Nikolaos Uebersetzungen ins Besondere spricht.

5) *Abul Pharaj. pag. 184.*

seiner Confession nach ein Sabier aus H'arrân, Wüstenfeld [1]) dagegen unter dem Namen Abul-H'asan Thâbit Ben Corra Ben Zahrun el-Harrâni ausführlich sprechen. Er starb 901.

Zu den von mir benutzten Handschriften der lateinischen Uebersetzung des Nikolaos kommt noch eine dritte wolfenbütteler, die unbenutzt blieb. Nach brieflicher Mittheilung des Dr. Schoenemann führt sie den Titel Physicalia Aristotelis Latine, ist auf Pergament geschrieben, gehört ins vierzehnte Jahrhundert, und hat die Bezeichnung Codex Helmstadiensis nr. 1105. — Mit vollem Recht bemerkt auch mein Recensent in den gelehrten Anzeigen der baierschen Akademie der Wissenschaften 1841 nr. 173 von dem alten Abdruck des lateinischen Pseudo-Aristoteles de plantis in der lateinischen Ausgabe der Werke des Aristoteles von Gregorius de Gregoriis, sie sei wegen ihrer vielen schätzbaren Abweichungen einer Handschrift fast gleich zu stellen. Beides, diesen alten Druck, den ich erst vor kurzem zu vergleichen Gelegenheit fand, und jene mir noch ganz unbekannte wolfenbütteler Handschrift, wird ein künftiger Herausgeber des Nikolaos zu beachten haben. Nach Casiri [2]) befindet sich auch in der Bibliothek des Escurials ein arabischer Auszug aus dem sogenannten Aristoteles von den Pflanzen, der der Aufmerksamkeit werth scheint. Als Verfasser wird genannt Abul Farağ Abdallah Ibn Aththajjib, ein nestorianischer Geistlicher aus Irak, gestorben 1043 [3]); und nach Casiri handelt derselbe in dieser Schrift ausführlich und gelehrt von den Bäumen Blumen Früchten und Samen nach den Meinungen der Aerzte und Philosophen. Auch der Philosoph Abu Bakr Mohammad Ben Jahia Ibn Bağğeh, bekannter unter dem Namen Ibn Asszaig (des Goldschmidts Sohn), und bei den Latino-Barbaren unter dem verstümmelten Namen Aven Pace, soll eine Dissertation de non-

1) *Wüstenfeld nr. 81.*

2) *Casiri biblioth. Arabica I, pag. 300.*

3) Ausführlich handelt von diesem Schriftsteller *Assemani biblioth. oriental. III. Pars 1, pag. 544 sqq.*, und *Wüstenfeld Gesch. d. arab. Aerzte nr. 132.*

nullis libri Aristotelis de plantis hinterlassen haben[1]), die jedoch verloren gegangen zu sein scheint.

Allein obschon die Araber den Nikolaos so wie die wichtigsten eigenen Werke des Aristoteles in Uebersetzungen besassen, so finde ich doch bei ihnen, namentlich auch bei Ibn Alawwâm, dem Georgiker, bei dem sich dergleichen erwarten liesse, kaum einige schwache Anklänge von Pflanzenphysiologie. Der Philosoph Mohammad Alfârâbî[2]) galt für einen der gelehrtesten theoretischen Aerzte, des Aristoteles physische Auscultationen soll er vierzigmal, seine Bücher von der Seele zweihundertmal gelesen haben; gleichwohl findet sich unter den Titeln seiner zahlreichen Schriften nicht Einer, der einen physiologen Inhalt vermuthen lässt. Ja unter den mir bekannten Arabern citiren den Nikolaos und den Aristoteles von der Seele nur zwei, Abd Allathif und Ibn Raschid. Daher ich mich nicht scheue zu wiederholen: Die Physiologie der Pflanze liessen die Araber unberührt.

Unter Ishaq's eignen Werken führt Wüstenfeld eins auf de Medicamentis simplicibus, das ich sonst nirgends angegeben finde. Sollte hier vielleicht eine Verwechselung obwalten mit Ishaq Ben Amrân, dessen gleichnamiges Werk Mâsawaih, Serapion und Ibn Baithâr so oft citiren?

§. 19.

Die Uebersetzungen und Uebersetzer georgischer Werke ins Arabische.

Ackerbau als Hauptgewerbe trieb der eigentliche Araber, der Sohn der Wüste, der Verächter der Stadtbewohner, zu keiner Zeit. Zu der geringen Pflege, welche seine Dattelpalme das ganze Jahr über nur wenige Tage lang fodert, bedurfte er keiner ausführlichen Anweisung. Erst als der Islam weit über Arabien hinaus, über viele der reichsten Culturländer sich ausbreitete, über Mesopotamien

1) *Wüstenfeld a. a. O. nr. 162.*
2) *Daselbst nr. 105.*

und ausserhalb Asien unterandern auch über Aegypten Mauretanien Sicilien Spanien, lernten die Araber auch die georgischen Werke anderer Nationen schätzen, übertrugen sie in ihre Sprache und excerpirten und commentirten sie gleich den medicinischen. Ja die Agronomie erweiterte sich bei ihnen, viele wenigstens den Griechen und Römern wenig oder gar nicht bekannte Culturgewächse, wie die Dattelpalme der Pisang die Pistacie die Orange u. s w. kamen hinzu, und ihre Pflege ward ausführlich behandelt, wobei natürlich auch die Botanik nicht ganz leer ausgehen konnte. Nur eine Vertiefung der Wissenschaft, ein Forschen nach den Gründen des beobachteten Verfahrens, wie einst Theophrastos versucht hatte, erwarte man nicht.

Für jetzt haben wir es indess nur erst mit den arabischen Uebersetzungen georgischer Werke zu thun. Dergleichen finden wir bei ihnen ziemlich früh aus verschiedenen Sprachen, und Ibn Alawwâm und Ibn Baithâr erhielten uns zahlreiche und umfangreiche Bruchstücke daraus; anderes ruht noch in den Schränken unsrer Bibliotheken. Ibn Baithâr benutzte das Buch der nabathäischen, das der persischen, das der koptischen und das der griechischen Landwirthschaft. Ausserdem besassen die Araber Uebersetzungen der beiden dem Demokritos und dem Aristoteles zugeschriebenen Werke gleichen Inhalts, so wie auch der auf Befehl des Kaisers Konstantinos Porphyrogenetos durch Kassianos Bassos gesammelten Geoponika. Wir wollen diese Werke einzeln durchgehen.

Von der nabathäischen Landwirthschaft handelte ich im §. 9 dieses Bandes bereits ausführlich, nannte auch ihren arabischen Uebersetzer, dessen Name sehr verschieden geschrieben wird, am wahrscheinlichsten richtig Abu Bakr Ibn Wahaschijjah. Auch bezeichnete ich die Jahreszahl 904 als die muthmaasslich richtige der Herausgabe seiner Arbeit. Weitläuftiger handelt von diesem Uebersetzer Hammer-Purgstall in seiner Literargeschichte der Araber Band V, S. 403, und lieferte auf der folgenden Seite eine Uebersetzung des ihn betreffenden Artikels aus des Mohammad Ben Ishaq noch ungedrucktem Fihrist. Er war

ein Chaldäer aus Kassîn[1]) der sich mit Talismanen abgab, und ein Zauberer zu sein behauptete. Das Verzeichniss seiner zahlreichen Schriften bestätigt diese Angabe, macht dagegen sehr zweifelhaft, ob er von Pflanzen und deren Cultur eigene Kenntniss besessen. — Im Vorbeigehen gedenke ich nur noch einer merkwürdigen Entstellung seines Namens. Der gelehrte Banqueri machte in seiner Ausgabe des Ibn Alawwâm I, pag 116 aus den drei ersten Worten seines vollen Namens Abu Bakr Ibn Wahaschîdt, wie im Text geschrieben steht, einen ganz neuen Namen Abu Bikaraben, und hielt das letzte Wort Wahaschidt für einen georgischen Kunstausdruck. Später scheint er den Missgriff bemerkt zu haben; denn in seiner Liste der von Ibn Alawwâm citirten Schriftsteller kommt jener selbstgemachte Name nicht vor; allein unter den Verbesserungen fehlt die Stelle doch.

Die persische Landwirthschaft citirt Ibn Baithâr nur einmal II, Seite 404, ohne ihren Verfasser oder Uebersetzer zu nennen. Auch ein entstelltes Citat bei Arrazî in der Hâwî XI, cap. 5: In libro fiha perse, heisst wahrscheinlich: im Buch der persischen Landwirthschaft. Oefter citirt Ibn Alawwâm in seinem eigenen landwirthschaftlichen Werk, wie auch lange vor ihm schon Arrazî in der Hawî, schlechthin die Perser, und zwar jener, wie er pag. 9 bemerkt, mit der Abkürzung R. Ist darunter, wie sich kaum bezweifeln lässt, die persische Landwirthschaft zu verstehen, so ist klar, dass es ein Sammelwerk war. Auch unter den einzelnen Schriftstellern, welche die drei genannten anführen, hat man Perser erkennen wollen. Ob sie jedoch an dem Werk der persischen Landwirthschaft Theil hatten, lässt sich nicht nachweisen. Botanisch wichtig, wie die nabathäische und griechische Landwirthschaft, war das Werk wohl nicht.

Auch die koptische Landwirthschaft citirt Ibn Baithâr unter diesem Namen nur einmal Band I, Seite 130; ob vielleicht öfter unter dem ihres uns unbekannten Verfassers oder arabischen Uebersetzers wird schwer zu ermitteln sein. Er nimmt aus ihr

1) Ich finde diesen Ort bei den arabischen Geographen nicht.

die Beschreibung und den medicinischen Gebrauch einer uns unbekannten Pflanze, die in Aegypten ein gewöhnliches Gemüse sein und daselbst Barmâ oder Barjâ[1]) genannt werden soll. Ibn Alawwâm, bei dem ich statt des Buches Titel den Namen seines Verfassers genannt zu finden hoffte, erwähnt der Pflanze gar nicht. Die Beschreibung bei Ibn Baithâr kann ich nicht rühmen, doch giebt sie eine Vorstellung von der Blattform und lässt der Frucht nach eine Doldenpflanze vermuthen. Auffallend ist in einem landwirthschaftlichen Werk die Ausführlichkeit über die Heilkräfte der Pflanze, die dieser Artikel zeigt.

Dass unter der Landwirthschaft des Demokritos die des falschen Demokritos zu verstehen sei, über den ich Buch VIII, Kap. 3, §. 50 gesprochen, verräth der Inhalt. Unter dem Namen Dîmâqrâthîs Arrûmî citirt ihn Ibn Alawwâm häufig, scheint ihn jedoch nicht selbst gelesen zu haben, sondern nur aus der Maqna (Sufficiens) des Ibn H'aggag, eines seiner Hauptgewährsmänner, zu kennen. Um sich zu überzeugen, wess Geistes Kind dieser Demokritos ist, vergleiche man nur bei Ibn Alawwâm Tom. I, pag. 8, 42, 49, 156, 226, 229, 238, 255, 285 u. s. w.

Die Georgika des Aristoteles kennt unter den griechischen Literarhistorikern nur der anonyme Biograph des Aristoteles bei Menage[2]), stellt sie aber zu Ende seiner langen Bücherliste unter die unächten Schriften des Aristoteles Citirt fanden wir sie im vorigen Bande Seite 234 von Gargilius Martialis. Das ist alles, was bei Griechen und Römern von ihnen verlautet. Etwas mehr wissen die arabischen Literarhistoriker von ihnen zu sagen. H'aggi Chalîfah[3]) spricht von den zehn, Ibn Alqoftî[4]) von den funfzehn Büchern des Aristoteles von der Landwirth-

1) Diese beiden Lesarten giebt Sontheimer an. Dietz in seinen *Analect. medic. ex libris mss. pag. 87* giebt Barqâ mit einem Fragezeichen, und als abweichende Lesarten des hamburger Codex (nach welchem doch Sontheimer übersetzte) Barmâ und Barsabâni.

2) *Casauboni et Menagii observationes et emendationes in Diogenem Laertium. Curavit Huebnerus. Lipsiae 1830. I, pag. 610.*

3) *Haji Khalfa, edid. Fluegel V, pag. 132.*

4) Bei *Casiri, biblioth. Arabic. Hispan. Escurial. I, pag. 308.*

schaft. Einer arabischen Uebersetzung dieses Werks gedenkt indess keiner, und weder Ibn Alawwâm in seiner eigenen Landwirthschaft, noch Ibn Baithâr, der bei seiner Heilmittellehre die Georgiker fleissig benutzte, citirt dies Werk des Aristoteles, wiewohl ihn beide, namentlich in Bezug auf thierische und mineralische Substanzen, öfter anführen.

Von des sogenannten Qosthûs Buch der griechischen Landwirthschaft (Kitab alfalâhadt alrûmî; das kann sowohl die römische als die griechische heissen; Sontheimer in seinem Ibn Baithâr übersetzt durchgängig die römische) spreche ich zuletzt; denn bei ihm muss ich länger verweilen. Häufig citiren die arabischen Aerzte von Arrazî abwärts bis auf Ibn Baithâr, und noch öfter Ibn Alawwâm in seiner eigenen Landwirthschaft, bald den genannten Titel des Werks, bald den Namen seines Verfassers, bald beides zugleich. Von Sergios, dem Uebersetzer dieses Werks, nicht ins Arabische, wie ich zu zeigen versucht, sondern ins Persische, sprach ich bereits im vorigen Buch §. 7. Jetzt will ich zuvörderst nachweisen, dass sowohl Ibn Alawwâm als auch Ibn Baithâr noch ein ganz anderes viel jüngeres griechisches Werk über die Landwirthschaft kannten und benutzten, dessen Verfasser sie irriger Weise gleichfalls Qosthus nannten, und mit dem Verfasser jenes weit ältern Werks verwechselten.

Als ich die Quellen des jüngern Serapion musterte, fand ich bei ihm unter vielen andern Citaten auch einmal Liber de agricultura, einmal Asceos, einmal Barbios, zweimal Constantinus, sämmtlich mit dem Zusatz in libro de agricultura; ausserdem auch zweimal Constantinus ohne jenen Zusatz, und einmal den Namen Costes (statt des sonst gewöhnlichen Qosthûs) gleichfalls ohne Zusatz. Der Name Constantinus erinnerte mich an den Kaiser mit dem Beinamen Porphyrogenetos, auf dessen Befehl Kassianos Bassos unsere Geoponika zusammentrug. Ich schlug dies Werk nach, und fand darin mit wenigen Abänderungen die fünf Stellen wieder, zu denen Serapion mit oder ohne den Namen eines Verfassers das Buch de agricultura citirt, aber nicht die Stellen, in denen Constantinus oder Costes ohne

jenen Zusatz citirt wird. Als ich darauf dieselben Pflanzen, von denen jene fünf Stellen handeln, bei Ibn Baithâr aufsuchte, fand ich auch bei diesem, wiewohl wiederum nicht ohne einige Abänderungen, dieselben Worte, hier aber mit dem Citat Qosthûs in der griechischen Landwirthschaft oder bloss Qosthus in der Landwirthschaft. Um meine Leser über den Grad der Uebereinstimmung selbst urtheilen zu lassen, setze ich die Parallelstellen hier unter einander, die der Geoponika in der lateinischen Uebersetzung.

1. De Beta. — Serapion cap. 148. Liber de agricultura: Quando linitur caput cum succo ejus, occidit pediculos, et quando linitur cum ea impetigo, delet eam, et curat hulcera narium, et facit oriri pilos in alopicia. — Ibn Baithâr II, S. 42. Kostus in der römischen Landwirthschaft: Wenn man den Saft des Mangolds auf den Kopf einreibt, so tödtet er die Läuse und reinigt den Kopf von Schuppen. Wenn man Cerate nimmt, sie mit dem Mangoldsaft begiesst und auf Geschwülste legt, so mindert er dieselben. Wenn dieser Saft auf Sugillationen eingerieben wird, so vertreibt er dieselben, so wie er die Geschwüre in der Nase vertreibt. Wenn man mit demselben haarlose Stellen einreibt, so befördert er das Wachsthum der Haare. — Geoponic. XII, cap. 15. Sotionis: Succus crudarum betarum furfures et in capite repentes pediculos curare potest. Item permixtus cum cera et liquefactus ac panniculo exceptus omnia dura et tumentia impositus curat. Impetiginem itemque alopecias eodem modo sanat.
2. De Lactuca. — Serap. cap. 239. Constantinus in libro de agricultura: Quando lactuca coquitur cum oleo sesamino et comeditur, expellit ictericiam, et est medicina bona opilationibus narium et corizae et mutationi diversarum aquarum, quando comeditur in jejunio. Sed si assiduetur cibus ejus, obscurat visum et mollit ventrem. — Ibn Baithâr I, S. 367. Costus über die Landwirthschaft: Der Salat reizt zum Appetit, und wenn er mit Essig genossen wird, so mildert er die Galle. Wenn er mit Oel und Essig gekocht wird, so vertreibt er die

Gelbsucht und ist ein Arzneimittel gegen wässrichtes Abweichen und gegen Abweichen festerer Stoffe, die er verändert. Er mildert die Schmerzen in den Brüsten. Seine Samen stillen den Schmerz des Scorpionstichs und Brustschmerzen. — Geoponic. XII. cap. 13. Florentini: Lactuca agrestis appetentiam cibi facit, pituitam solvit, venerem cohibet, cum vino dulci aut aceto accepta bilem temperat. Praecordiis cum hyssopo et aceto prodest. Cocta in rosaceo et data choleram tollit. Succus ejus viscera tumentia comprimit. Cum muliebri lacte illitus erysipelas sanabit. Semen tritum et potatum morsum scorpii sanat, pectori affecto prodest etc. —

3. De Apio. — Serap. cap. 280. Constantinus in libro de agricultura: Apium excitat libidinem in viris et mulieribus, et propter hanc causam prohibetur nutricibus lactantibus pueros, quia incitat eis libidinem et abscindit lac earum. Et ipsum facit odorem oris bonum, et propter hoc sumunt ex eo in cibo habentes foetorem oris, quando volunt loqui coram principibus. — Ibn Baithâr II, S. 352. Costus in dem Werk über die Landwirthschaft sagt: Das Apium erregt die Lust zum Beischlaf bei Männern und Frauen. Deswegen nehmen sich Ammen vor dieser Pflanze in Acht, weil sie zum Beischlaf reizt und die Absonderung der Milch unterdrückt. Das Apium macht den Athem wohlriechend. — Geoponic. XII, cap. 23. Florentini: Apium in cibo acceptum ad venerem procliviores foeminas facit. Quare non permittendum lactantibus, ut apium edant, praesertim quia lac cohibet. Odoris autem jucunditatem ori conciliat. Quapropter qui oris graviolentiam habent, ejus usu foetorem tollunt. Eas etiam, quae in scenis versantur, hoc comedere ajunt, quo ora ipsarum odoratiora fiant etc. —

4. De Raphano. — Serap. cap. 297. Asceos in libro de agricultura: Confert doloribus renum et vesicae ac tussi, et incitat coitum, et auget lac; et defendit corpus a morsibus venenosorum, quando linitur cum eo, et semen raphani confert venenis sicut tyriaca. Et quando contunditur raphanus, et projicitur super scorpionem, moritur statim. — Ibn Baithâr II, S. 247.

Costus im Buch der Landwirthschaft: Der Rettig leistet bei Schmerzen der Nieren der Blase und beim Husten nützliche Dienste. Er wecket die Lust zum Beischlaf, vermehrt die Milchabsonderung, und schützt vor dem Biss giftiger Thiere. Wenn man mit dem Rettigsaft den Körper einreibt, so schützt er vor dem Biss giftiger Thiere, und die Samen desselben leisten bei Giften und giftigen Thieren als Gegengifte nützliche Dienste. Wenn man ein Stück des Rettigs zerquetscht, und es auf einen Scorpion legt, so stirbt er. — Geoponic. XII, cap. 22. Florentini: Raphani pituitosis prosunt, nephriticis medentur, maxime si quis externam ipsorum partem cum vino coctam jejunus sub diluculum comedat. At vero cum melle comesti tusses sanant. Et semen ipsorum torrefactum ac cum melle acceptum similiter tussim et spirandi difficultatem tollit. Puerperis dati lactis copiam praebent. Ad venerem incitant et vocem laedunt Si quis jejunus ipsos sumat, securus erit a metu, ne a venenis laedatur. Succus ipsorum in aqua haustus ad boletos et venena prodest. Si vero raphani succo quis manus suas probe illinat ac confricet, intrepide et citra periculum reptilia ac serpentes apprehendet. Scorpiis impositi raphani evestigio ipsos interficiunt etc. —

5. De Faba. — Serap. cap. 97. Barbios in libro suo de agricultura: Faba inducit cogitationes et sollicitudines, et prohibet veras visiones somniorum, quia generat ventositatem multam. Et si comedant gallinae fabas, abscindunt ab eis generationem ovorum. Costes: Qui comedit fabas, incurrit timores et cogitationes. — Ibn Baithâr I, S. 114. Kunius (?): Sie schwächt den Verstand und hindert das Sehen reiner Traumbilder; denn sie erzeugt viele Blähungen. Wenn man sie einer Henne zur Nahrung giebt, so wird das Eierlegen unterdrückt, und dieselbe wird nie wieder Eier legen. Kostus: Den diese Bohne Geniessenden werden Sorgen und Betrübniss befallen. — Geoponic. II, cap. 35. Didymi: Ceterum physici ajunt, fabas hebetare corda eorum, qui eis vescantur. Quare et recta somnia eas impedire putant; sunt enim flatuosae. Ajunt et domesticas gallinas ex assiduo ipsarum esu steriles fieri etc. —

Ueberrascht durch diesen Erfolg, verglich ich sofort auch alle übrigen Citate des Qosthûs nicht nur bei Ibn Baithâr, sondern auch bei Ibn Alawwâm mit den Geoponiken, und überzeugte mich, dass viele derselben buchstäblich aus dieser Quelle geschöpft sind, viele nicht. Den Namen Konstantinos schreiben die Araber Qosthânthînûs: es leidet also keinen Zweifel, dass die gleichen Anfangsbuchstaben Qosth. und die gleichen Titel der Bücher von der Landwirthschaft, beide in griechischer Sprache geschrieben, zur Verwechselung beider Schriftsteller und ihrer Werke führten. Merkwürdig ist in der Beziehung, wie da, wo Ibn Baithâr einmal beide gleich neben einander citirt, in der angeführten Stelle von der Bohne, das Eine Citat in den Handschriften variirt. Sontheimer meinte, wie wir gesehen, Kunius lesen zu müssen, gab jedoch seinen Zweifel durch ein Fragezeichen zu erkennen. Dietz [1]) las an derselben Stelle in der madriter Handschrift eben so unsicher: Niunius (نيونبوس?) in libro de agricultura Persica.“ Ich halte mich überzeugt, dass die rechte Lesart auch hier Qosthûs im Buch der griechischen Landwirthschaft sei; es wäre denn, was auf dasselbe herauskäme, dass sich Ibn Baithâr hier zur Veränderung einmal eines der beiden Namen des Kassianos Bassos bedient hätte, den ich auch unter den beiden Namen Barbios und Asceos bei Serapion zu erkennen glaube, und der bei Ibn Alawwâm ohne alle Entstellung, Kasjanûs geschrieben, häufig vorkommt.

Nun löst sich auch das Räthsel, wie der vermeinte alte Grieche Qosthûs bei Ibn Alawwâm I, pag. 564 gegen das Abfallen des Obstes vor der Reife als Amulet einen Vers (1. V. 3) aus den Psalmen Davids empfehlen konnte. Genau denselben Vers und einen homerischen daneben empfielt zu demselben Zweck Didymos in den Geoponiken X, cap. 87. Dunkel bleibt dagegen noch immer die bei Ibn Alawwâm nur einmal I, pag. 255 vorkommende Bezeichnung Qosthûs Ben Amtsal, worunter gleichfalls unser Kaiser zu verstehen ist, wie die Parallelstelle in den Geoponiken

1) *Dietz analecta medica ex libris mss. Lipsiae 1833, 8. pag. 81.*

X, cap. 63 lehrt. Ebenso dunkel bleibt die offenbar entstellte Bezeichnung, deren sich H'aggî Chalîfah V, pag. 132 bedient, Qosthûs Ben Askûrâskînah, die, wenn man keine Verwechselung voraussetzen will, nicht auf den Kaiser bezogen werden kann, weil hier vom Verfasser jener griechischen Landwirthschaft die Rede ist, welche der Grieche Sergis Ben Heliâ [1]) aus dem Griechischen ins Arabische übersetzt haben, welche ausserdem auch durch Qostha Ben Lûqâ Albalbekî, durch Asthâs (Eustathios) und durch Abu Zakariâ Ibn Jaḥia Ben Adî ins Arabische übersetzt sein, und wovon unter dem Titel Verznahmeh auch eine persische Uebersetzung existiren soll. Allein der Verdacht einer Verwechselung liegt nahe; denn kurz darauf gedenkt H'aggî Chalîfah eines andern alten Griechen, der gleichfalls von der Landwirthschaft geschrieben habe, ohne seinen Namen zu nennen.

So weit ungefähr hatte ich die glücklich entdeckte Spur verfolgt, als mich Fabricius [2]) mit einem etwa hundert Jahre ältern Vorgänger auf demselben Pfade bekannt machte, der indess, weit entfernt meine Vermuthungen zu unterstützen, sie vielmehr gänzlich zu untergraben drohete. Tiraquellus war es, der schon bei Arrâzi im sogenannten Continens mehrere Citate des Konstantinos von der Landwirthschaft, das heisst unsere Geoponika zu erkennen glaubte. „Und wenn ich mich nicht sehr täusche, sagt er, so ist er es (der Kaiser) den Rasis im Continens bald Fallahan bald Filahan nennt. So Buch III, Kapitel 3, Buch X im letzten Kapitel, Buch XI, Kapitel 5 mehrmals, und wiederum Kapitel 8 (6) [3]). Denn man findet an diesen Stellen durchaus dasselbe, was in des Konstantinos Landwirthschaft geschrieben steht.“ — Unverkennbar sind die beiden Namen abgekürzte Entstellungen des arabischen Kitab alfalâhadt (Buch der Landwirthschaft); daraus allein ist jedoch noch nicht auf die Geoponika des Kon-

1) Man vergleiche über ihn Buch X, §. 7.

2) *Fabricii biblioth. graeca XIII, pag. 127.*

3) Das Citat steht cap. 6, welches in der brixener Ausgabe fälschlich mit VIII bezeichnet ist, Bei Fabricius ward aus der Combination beider Zahlen cap. LXXXVI.

stantinos zu schliessen. Konstantinos Porphyrogenetos lebte von 905 bis Anfangs 960. Die Kaiserkrone ward ihm dem Namen nach schon in seinem siebten Jahr 912 zu Theil, zur Selbstherrschaft gelangte er indess erst am Ende des Jahrs 944, und die Geoponika erschienen der Zueignung nach offenbar erst nach dieser Zeit. Arrâzî aber starb, während jener noch unter der vormundschaftlichen Regierung schmachtete. Benutzen konnte dieser folglich das Werk jenes unmöglich. Zeigt sich dennoch in den Werken beider die von Tiraquellus behauptete Uebereinstimmung, so bleibt nur der Schluss auf eine gemeinschaftliche ältere Quelle beider übrig, die in einzelnen Fällen benutzt sein mag, von der wir aber im Ganzen nicht das Mindeste wissen. Genauer betrachtet finde ich indess die angebliche Uebereinstimmung der meisten Stellen so oberflächlich, dass ich gar nichts darauf zu bauen wage. Doch meine Leser mögen wieder selbst urtheilen, und da das seltene Werk des Arrâzî Wenigen zur Hand sein dürfte, setze ich die von Tiraquellus angezogenen Stellen nebst einigen andern vollständig hierher [1]).

Liber III, cap. 3 (ad ortum dentium). Fallahan: Si datur de caulibus in cibum infantibus, levis erit ortus dentium eis. — Die Geoponika XII, cap. 17 handeln sehr ausführlich de Brassica et medela ex eadem. Was davon dem Auspruch bei Arrazî am nächsten kommt, sind die Worte: Alimentum corpori abunde praebet, adeo ut pueri brassica vescentes citius augescant. — Dasselbe soll nach einer Note zu der Stelle schon Galenos gehabt haben. Von Beförderung des Zahnens lese ich kein Wort.

Liber X, cap. ultimum (ad difficultatem mingendi etc.) De Falaha: ipsa comestio allei provocat de levi fluxum dissuriam et urinam incisam, et mirabiliter erit in hoc, si datur in potu. — Dazu setze ich eine von Tiraquellus übersehene Stelle aus.

Liber XXI, cap. 4, nr. 180 (de Allio). Dixit Costa in libro de agricultura: Esus alliorum crudorum expellit lumbricos, et

1) Nach der Ausgabe ohne Titel, die nach der Dedication mit den Worten beginnt: *Incipit prologus libri elhavi i. totum continentis Bubikir Zacharie Errasis filii*, und die Schlussschrift führt: *Brixie 1486. fol.*

valet contra stranguriam colicam tussim antiquam dolorem arteticum podagram et ciragram vocis raucedinem morsum reptilium et corruptionem aquarum diversarum. — Davon wiederholt sich vieles, doch nicht alles und einiges anders in Geoponic. XII, cap. 30; es steht aber fast eben so schon bei Dioskorides und Galenos.

Liber XI, cap. 5. De Filaha: Apium excitat luxuriam tam in viris quam in mulieribus. Ideo evitandum est, ne detur lactanti. — Und bald darauf nochmals de Filaha: Radix auget in luxuria, quoniam calefacit et inflat. — Die damit zu vergleichenden Stellen der Geoponika de Apio und de Raphano lieferte ich bereits. Endlich noch

Ibidem cap. 6 (edit. Brix. 8). Filaha: Eruca emittit vermes. — Geoponic. XII, cap. 26. Erucae semen lumbricos educit etc. — In diesen drei letzten Stellen ist die Uebereinstimmung nicht zu leugnen; allein sie sind kurz, und sprechen nur aus, was auch Andre schon öfter gesagt hatten, so dass sie mir nichts zu beweisen scheinen.

In den Büchern XXI ff., worin Arrazî die einfachen Heilmittel abhandelt, citirt er einigemal Costa in libro de agricultura, namentlich unter nr. 235 de Cardone, nr. 275 de Sinapi, nr. 298 de Lactuca, und der schon angeführten nr. 180 (sollte 380 heissen) de Allio. In den beiden ersten Stellen finde ich gar keine, in der dritten geringe Aehnlichkeit mit Geoponic. XII, cap. 13. Nur in der letzten fanden wir etwas mehr Uebereinstimmung mit der vermeinten Quelle, doch auch zu wenig, um die Quelle entschieden darzuthun. Unter nr. 354 (sollte 454 heissen) de Croco citirt er Casta ohne Zusatz. Dieselben Worte giebt Serapion cap. 173 unter Constantinos ohne Zusatz, womit, wie ich schon andeutete, stets der alte Qosthûs gemeint zu sein scheint. Eine Parallelstelle der Geoponika fehlt. Das Merkwürdigste ist nr. 167 (sollte 367 sein) de faba kistina. Hier citirt Arrazî: Dixit Tritus in libro de agricultura: Faba destruit intellectum utentis ea, et somniare facit somnia vana, et generat multam ventositatem, et si galline uterentur eis, non ovarent. Und gleich darauf: Ait

Costa: Fabe non (die Negation ist zu streichen) acquirunt cogitationem et tristitiam. Das stimmt auffallend überein mit dem, was, wie wir sahen, Serapion erstens seinen Barbios, dann seinen Costes, und was Ibn Baithâr erstens seinen Kunius und dann seinen Qosthus sagen lässt; und zu den Worten des Barbios oder Kunius fanden wir eine Parallelstelle der Geoponika, folglich auch zu denen des Tritus bei Arrazî. Da hätten wir demnach wirklich einmal die Uebereinstimmung, die Tiraquellus ahnete. Wir wollen aber nicht unbemerkt lassen, dass Didymos, was er in den Geoponiken von der Bohne sagt, mit den Worten einleitet: ceterum physici ajunt, und dass sich theils ähnliche theils ganz gleiche Behauptungen von der Bohne seit den Zeiten des Pythagoras durchs ganze Alterthum ziehen, wie Niclas in seinen Noten zu der betreffenden Stelle der Geoponika nachgewiesen.

Es gab also, das folgt aus dem allen, eine arabische Uebersetzung unserer Geoponika; Serapion benutzte sie und nannte sie die Landwirthschaft des Konstantinos, zuweilen auch mit Namen, die vielleicht aus Kassianos Bassos entsprangen. Ibn Baithâr und Ibn Alawwâm benutzten sie gleichfalls, verwechselten sie aber mit der von Sergios einst ins Persische übersetzten, also weit ältern griechischen Landwirthschaft des Qosthûs. Arrazî kannte nur diese, die er bald unter Falahan, bald unter Filaha, bald unter Costa citirt.

Die schwierigste Frage ist noch zurück, wer denn jener alte, schon von Sergios übersetzte Qosthûs war. Ein unbedeutender Schriftsteller war er nicht, das zeigen die vielen Bruchstücke seines Werks, vor allen die georgischen bei Ibn Alawwâm; gleichwohl kennen ihn die Griechen und Römer unter diesem Namen nicht. Sollte er unter seinen Landsleuten so gänzlich verschollen sein? Weit wahrscheinlicher ist eine bis zur Unkenntlichkeit gehende Entstellung seines Namens. Der einzige ältere und berühmte griechische Georgiker, dessen Name wenigstens einigen Anlaut an den Namen Qosthûs vernehmen lässt, ist Kassios Dionysios Itykäos, und unter den vier einzigen Aussprüchen desselben, die sich bei Varro und Columella erhielten,

ist wenigstens Einer, der einem Ausspruch jenes Qosthûs bei Ibn Alawwâm so ziemlich entspricht. Varro [1]) handelt vom Dünger, und sagt, für den besten hielte Kassios den der Vögel, besonders der Tauben; darauf liesse er den der Menschen folgen; in die dritte Klasse stellte er den der Schaafe Ziegen und Esel; für den schlechtesten erklärte er den Pferdedünger, wohlverstanden für Saaten, denn für Wiesen eigne sich derselbe vielmehr am besten. Die Parallelstelle bei Ibn Alawwâm [2]) heisst so: Quosthûs sagt: am besten ist der Dünger der Vögel, der von den Tauben kommt, und mit seiner Hitze das Unkraut tödtet; dann folgt der des Esels, dann der Schaafe, dann der Ochsen, und am zuträglichsten von allen Düngerarten für das Gras ist der der Reit- und Lastpferde. — Genau stimmen beide Stellen zwar nicht überein, und ähnliche Classificationen des Düngers wiederholen sich bei mehrern Georgikern, unterandern auch bei den Quintiliern in den Geoponiken; aber den Zug, dass der Pferdedünger die Reihe schliesst, und gleichwohl für Wiesen vor andern empfohlen wird, finde ich sonst nirgends. Das ist aber auch alles, was ich für meine Vermuthung zu sagen weiss. Viel Fleiss und Scharfsinn verwandten Casiri, der Lobredner, und Banqueri, der Uebersetzer und Herausgeber des Ibn Alawwâm, auf die Deutung der zahlreichen bei letzterem vorkommenden Schriftstellernamen; den Namen Qosthûs tastete noch keiner an. Das entschuldige meine mir selbst keineswegs genügende Deutung.

Ins Arabische übersetzt ward des Qosthûs Werk nach H'aggî Chalifah, wie schon gesagt, viermal, von Sergîs Ben Helîâ (oder Sergios), von Qosthâ Ben Lûqâ, von Asthath (Eustathios) und von Abu Zakarîâ Ben Jahia Ben Adi. Von dem ersten, der meiner Ueberzeugung nach den Qosthûs nicht ins Arabische, sondern ins Persische übersetzt hat, nichts mehr.

Qosthâ Ben Lûqâ Albalbekî lebte als christlicher Arzt in seiner Vaterstadt Balbek, dann zu Bagdad, wohin er als Ueber-

1) *Varro de re rustica I, cap. 38.*

2) *Ibn Alawwâm I, pag. 100.*

setzer aus dem Griechischen berufen war, zuletzt in Armenien, wohin ihn der Fürst Sanhârîb gezogen hatte, der ihn durch ein fürstliches Grabmal ehrte. Er hatte Reisen in Griechenland gemacht, und viele Bücher von da nach Syrien zurückgebracht. Gelebt haben muss er in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, und zu Anfang des zehnten gestorben sein, wenn er, wie Abul Farağ [1]) behauptet, noch ein Zeitgenoss des weit ältern Alkindî war, und doch auch noch, wie Ibn Abi Oszaibiah berichten soll [2]), unter dem Chalifen Almoqtadir (regierte 908—932) lebte. Gerühmt werden vor allem seine mathematischen und astronomischen Werke wegen ihrer Präcision und Gedankenfülle. Durch ihn lernten die Araber das Werk des Qosthûs vermuthlich zuerst kennen, und die arabische Uebersetzung dieses Werks aus dem Persischen des Sergios mag wohl die jüngste unter allen gewesen sein, wenn sie den Vorzug wirklich verdiente, den ihr H'ağğî Chalîfah giebt. Denn dass unter vier Uebersetzungen die erste zugleich die beste wäre, lässt sich kaum glauben. Auch wäre nicht unmöglich, dass die Uebersetzung des Sergios, oder nach Sergios, ihren Vorzug den Zusätzen verdankt hätte, die sie vielleicht erhalten. Doch es ist Zeit uns los zu reissen aus dem doch nie ganz zu lösenden Gewirr, in das uns dieser Qosthûs verwickelte.

---

1) *Abulpharaji histor. dynastiar. pag. 179.*

2) Bei *Hammer-Purgstall Literaturgeschichte der Araber IV, S. 280.* Hier giebt der Verf. die Biographie des Qosthâ Ben Lûqâ unter denen der Philosophen; weiterhin S. 326 beschreibt er dessen Leben zum zweiten mal unter den Aerzten. Vergl. *Wüstenfeld nr. 57* (Alkindi) *und 100* (Qostha Ben Lûqâ.)

Viertes Kapitel.

Arabische Schriftsteller über einfache Arzneimittel.

§. 20.

Isĥaq Ben Amrân und Abu H'anîfadt Addainûrî.

Ausser den Schriftstellern, deren noch vorhandene Werke botanischen Gehalt darbieten, führe ich nur noch diejenigen hier an, von denen uns Ibn Baithâr Pflanzenbeschreibungen aufbewahrte. Ich übergehe daher die Aerzte der ersten Hälfte und Mitte des neunten Jahrhunderts, und beginne sogleich mit Isĥaq Ben Amrân und Abu H'anîfadt, die beide auf der Grenze des Jahrhunderts stehen.

Isĥaq Ben Amrân[1]) (bei Wüstenfeld nr. 77, nach Ibn Abî Oszaibiah, dessen Text Wüstenfeld im Anhange pag. 7 abdrucken liess) stammte aus Bagdad, und gehörte zu den ausgezeichnetsten Aerzten seiner Zeit, liess sich aber durch Versprechungen des Aglabiten-Fürsten Zijaditallah verlocken, nach Qairowân (Kyrenä) überzusiedeln, wo er eine Zeit lang in der Gunst seines Herrn schwelgte, dann in Ungnade fiel, wider das schriftlich gegebne Versprechen, dass er zurückkehren könne, wann er wolle, festgehalten, und endlich gekreuzigt ward. Erst durch ihn sollen Medicin und Philosophie in das Reich der Aglabiten verpflanzt sein. Seine Zeit bestimmt Ibn Abî Oszaibiah nicht. Leo Africanus lässt ihn 799 sterben. Weil aber Isĥaq Ben Solaimân, später Leibarzt des 909 zur Regierung gelangten ersten Fatimiden Abu Moĥammad Obaidallah Almahdî, sein Schüler war, setzt Wüstenfeld mit Recht voraus, dass er erst unter Zijaditallah III. hingerichtet sei, der nach Rehm[2]) von 903 bis 909 regierte. Unter seinen Schriften

1) *Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte d. Araber Band IV, Seite 355,* pronunciirt den Namen ungewöhnlich, doch vielleicht richtiger Ben Omrân.

2) *Rehm, Handbuch der Geschichte des Mittelalters I, Abtheil. 2, Seite 261 in der Anmerkung.*

wird auch das Buch der einfachen Heilmittel genannt, und dieses ist es ohne Zweifel, welches Ibn Baithâr, und vor ihm schon Serapion so häufig benutzten. So wird er unterandern von Ibn Baithâr citirt I, Seite 13, 16, 19, 71, 78, 168, 278, 422 u. s. w. und zwar meist wegen seiner Pflanzenbeschreibungen, die sich mit denen des Abu H'anîfadt wohl messen können. Auch Arzneistoffe, die man aus Indien erhielt, Wurzeln Früchte u. s. w., werden oft sehr charakteristisch, zuweilen könnte man sagen anatomisch, beschrieben. Ich gebe ein Paar Beschreibungen zur Probe, erlaube mir aber dabei, Sontheimers deutsche Uebersetzung des Ibn Baithâr hin und wieder nach der alten lateinischen Uebersetzung derselben Citate bei Serapion in der Ausgabe von Otto Brunfels [1]) zu corrigiren.

Zuerst Melilotus. „Iklîk almalik. Dies Kraut hat runde Blätter, grüne Zweige und sehr dünne fast blattlose Zweiglein, woran kleine gelbe Blumen. Auf diese folgen dünne runde Kapseln, die in ihrer Gestalt kleinen Säbeln gleichen, und kleine runde Samen enthalten, kleiner als Senfkörner.“ Bei Ibn Baithâr I, S. 71, bei Serapion Cap. 18. — Pharbitis Nil. „H'abb annîl. Wächst zwei bis drei Ellen hoch, und hängt sich an Bäume. Sie gleicht dem Lablâb (Convolvulus), und hat grüne Zweige und Blätter. Am Grunde jedes Blatts kommt eine himmelblaue Blume hervor, welche trichterförmig an der Mündung gebogen ist (nach Serapion: welche in ihrer Gestalt kleinen Aepfeln gleichen. Das muss ein Missverständniss des Uebersetzers sein. Sontheimers Uebersetzung verdient hier um so mehr Vertrauen, als er nicht einmal ahnete, es wäre von einer Winde die Rede). Wenn die Blume abfällt, so tritt eine Kapsel hervor, worin drei Samen enthalten sind, kleiner als die der Inula (? So übersetzt Sontheimer. Bei Serapion steht Staphis agria. Da keiner den arabischen Namen mittheilt, so ist das Richtige nicht zu ermitteln). Diese Samen sind es, welche man anwendet.“ Bei Ibn Baithâr I, S. 278, bei

1) *In hoc volumine continentur insignium medicorum Joan. Serapionis Arabis de simplicibus medicinis opus praeclarum et ingens etc.*

Serapion Cap. 273. Ich bemerke noch, dass Sontheimer diese Pflanze für Indigofera tinctoria nahm, indem er das arabische *H'abb annîl* mit dem einfachen Nîl verwechselte. Dass hier aber von einer Convolvulacee, und bestimmter von einer Pharbitis die Rede sei, erkennt der Botaniker sogleich, und schon Konrad Gesner [1]) erklärte das Nîl der Araber für unsre Pharbitis Nil. — Die Beschreibung der Platane werde ich der Vergleichung wegen mit des folgenden Botanikers Beschreibung desselben Baums zusammenstellen.

Noch bedeutender an sich, und zumal für uns als Botaniker, ist Abu H'anîfadt Aĥmad Ben Daud (David) Addainûrî. Von seinem Leben ist wenig zu sagen. Wüstenfeld [2]) diesmal von Abi Oszaibiah verlassen, fertigt ihn mit fünf, Hammer-Purgstall [3]), der ihn unter die Juristen stellt, und bei den Naturforschern nicht einmal an ihn erinnert, mit vier Zeilen ab. Dass er aus Dainûr, einer ansehnlichen Stadt im persischen Irâk war, sagt sein Name, und dass er die heiligen Städte besucht hatte, lehren die zahlreichen botanischen Beobachtungen aus der Umgegend von Medina. Oft spricht er auch von „unserer Gegend", was sich auf Persien zu beziehen scheint. Gestorben ist er nach Abulfeda [4]), wie auch nach dem Raudh alachiâr des Ibn Alchathîb Alqâsim [5]), im Jahr 282 d. H. (895 n. Chr.); H'aǵǵî Chalîfah dagegen, der sechs verschiedene Werke von ihm anführt, und daher an sechs verschiedenen Stellen von ihm spricht, bezeichnet als sein Todesjahr einmal [6]) 290, an zwei späteren Stellen [7]) 281 d. H. Diese letzte Angabe, die der des Abulfeda und Ibn Alchathîb so nahe kommt,

1) *Conr. Gesner de hortis Germaniae fol. 255*, unter *Convolvulus peregrinus vel caeruleus.*

2) *Wüstenfeld arab. Aerzte nr. 92.*

3) *Hammer-Purgstall Literaturgeschichte d. Araber IV, S. 144.*

4) *Abulfedae annales muslemici, edid. Adler II, pag. 277.*

5) Bei *Reiske* in seinem Commentar zur angeführten Stelle des Abulfeda, nach der noch ungedruckten Handschrift, die er oft benutzte. *H'ag'g'î Chalifah* spricht davon *III, pag. 484.*

6) *Haji Khalfa, edid. Fluegel I, pag. 329.*

7) *Ibidem V, pag. 67 et 130.*

blieb bisher völlig unbeachtet. Die vorhergehende, welche d'Herbelot, ohne die andern zu kennen, und nach ihm Casiri und selbst noch Reiske in seinen Anmerkungen zu d'Herbelot annahmen, ward auf Abulfeda's Auctorität von de Sacy[1]) mit vollem Recht verworfen. Demungeachtet wiederholt sie sich noch in den Werken der neuesten Literatoren. Unter Abu H'anîfadt's mir freilich nur den Titeln nach bekannten Werken betrifft zwar nur eins die Pflanzenkunde, doch führe ich sie alle auf, theils um des Verfassers Vielseitigkeit zu zeigen, theils weil sie meines Wissens noch nirgends zusammengestellt wurden. 1. Berichtigung der Logik, nach H'aģģî Chalîfah I, pag. 290 und Ibn Alchathîb bei Reiske. 2. Das Buch der Erbschaftstheilung, nach H'. Ch. V, pag. 169 und I. Alch. a. a. O. 3. Das Buch der Beredtsamkeit, nach H'. Ch. V, pag. 130. 4. Das Buch der Reduction und Gleichung (d. h. dessen, was wir Algebra nennen) nach H'. Ch. V, pag. 67 und I. Alch. a. a. O. 5. Das Buch des Untergangs der Gestirne, enthaltend die ganze Himmels- und Wetterkunde der Araber, nach H'. Ch. V, pag. 54. 6. Das Buch der Pflanzen, nach H'. Ch. V, pag. 162 und Abulfeda II, pag. 277. Ibn Alchathîb nennt ihn einen der berühmtesten Gelehrten in der Rechtskunde und Philologie, ohne jedoch eines grammatischen Werks von ihm zu gedenken. Abulfeda nennt ihn nur den Verfasser des Buchs der Pflanzen. Schon dieses einzigen Werkes wegen muss er ihn folglich der Erwähnung in seinen Annalen für werth geachtet haben, einer Ehre, die er nicht Vielen zu Theil werden liess. Andere mögen indess anders geurtheilt haben, denn H'aģģî Chalîfah erwähnt auch V, pag. 162 einer Widerlegung desselben Werks durch Abu Noaim Ali Ben H'asan Basri, gestorben 375 d. H. (985 n. Chr.); aber ebendaselbst auch eines Auszuges daraus von Mowafiq Albagâdî. Endlich 7. soll Abu H'anîfadt nach Casiri[2]) auch noch zwei Bücher von der Landwirthschaft und Thierheilkunde geschrieben haben.

---

1) *Abd-Allatif, traduit par Sylv. de Sacy pag. 64.*

2) *Casiri biblioth. Arabico-Hispana Escurialensis I, pag. 323.*

H'aggi Chalîfah kennt sie nicht, de Sacy sagt darüber kurz: „ich vermuthe, dass dies Werk von dem über die Pflanzen nicht verschieden ist,“ und diese Meinung theile ich ganz. Denn Casiri scheint unsere Schriftsteller überhaupt nur aus Ibn Alawwâm's Citaten und d'Herbelot's Angaben zu kennen. Er erwähnt seiner nur kurz unter den Quellen jenes Arabers, und scheint, wenn ihn nicht eine mir bis jetzt entgangene Stelle des Ibn Alawwâm täuschte, vorausgesetzt zu haben, ein von dem Georgiker benutzter Schriftsteller müsse selbst ein Georgiker gewesen sein. Allein Ibn Alawwâm nahm aus Abu H'anîfadt fast nur Botanisches, beinahe nichts Landwirthschaftliches, und in dem letzten Abschnitt seines Werks, über die Viehzucht, wobei er auch die Thierheilkunde abhandelt, kommt der Name Abu H'anîfadt gar nicht mehr vor. Beides wäre undenkbar, wenn Ibn Alawwâm die von Casiri wahrscheinlich nur präsumirten Bücher gekannt und benutzt hätte. Das Pflanzenwerk aber nennt Ibn Alawwâm wenigstens einmal [1]), wiewohl etwas ungeschickt, indem er von einer Erde sagt: „und Abu H'anîfadt (Hanfadt ist falsche Lesart) Addainûrî, der Verfasser der Pflanzen in seinem Buche lobt sie.“ Er hätte sagen sollen: der Verfasser des Buchs der Pflanzen, wie Abulfeda sagt; doch das ist Nebensache.

Pflanzenbeschreibungen des Abu H'anîfadt notirte ich mir 1. bei Ibn Alawwam: I. pag. 403, II, pag. 103, 125, 381, 385, es sind deren aber noch mehrere; 2. bei Serapion: cap. 19, 20, 39, 40, 50, 58, 63, 65, 66, 68, 88 u. s. w., doch wiederholen sich diese Beschreibungen meist bei 3. Ibn Baithâr, aus dem ich folgende notirte: I, Seite 11, 19, 36, 37, 38, 42, 47, 53, 78, 95, 115, 140, 154, 183 u. s. w. Dazu kommen noch bei Ibn Baithâr die Citate des Ah'med Ben Daud I, Seite 82, 525, II, Seite 164, 190, 193, 380, oder noch kürzer Ibn Daud II, Seite 350, worunter gleichfalls Abu H'anîfadt zu verstehen ist, da Ibn Baithâr nicht selten denselben Schriftsteller bald unter diesem bald unter jenem Namen citirt. All diese Citate zusammengerechnet, mögen

1) *Ibn Alawwâm I, pag. 39.*

wir leicht gegen hundert Pflanzenbeschreibungen von Abu H'anîfadt besitzen, wovon uns Ibn Baithâr allein über die Hälfte aufbewahrte. Ganz so gut wie die Isĥaq Ben Amrân's finde ich sie nicht, doch stehen sie denselben wenig nach, wie folgende Proben zeigen werden. Voran stelle ich die Beschreibung einer Pflanze bei Ibn Baithâr I, Seite 27, die Sontheimer unbestimmt liess. Von der Frucht derselben handelt Ibn Baithâr nochmals II, Seite 397, ohne Bezug auf Abu H'anîfadt, und an dieser Stelle hat Sontheimer die Pflanze errathen. Es ist Cissus arborea Forsk. oder nach Vahl Salvadora Persica Linn. Die Beschreibung lautet: „Der Arâk ist der vorzüglichste Baum, mit dessen Wurzeln und Sprossen man die Zähne reinigt. Frisst das Vieh davon, so wird die Milch wohlriechend. Es ist ein hoher dorniger Baum. Seine Frucht hängt in Trauben herab, an welchen sich runde grosse und kleine Beeren befinden, und in denselben kleine harte Kerne. Die Beeren sind etwas grösser als Erbsen (Dietz übersetzt Ciceris magnitudine), und eine Traube derselben füllt die grösste Hand aus. Die grössten Beeren übertreffen an Grösse die des Korianders (? offenbar ein Missverständniss des Uebersetzers; Dietz hat die Worte ausgelassen), und haben keine Kerne. Wenn sich die Frucht anzusetzen beginnt, ist sie grün, dann röthet sie sich und wird süss mit einiger Schärfe, später färbt sie sich schwarz und die Süssigkeit nimmt zu mit einiger Bitterkeit, worauf sie wie (Wein-) Trauben verkauft wird. Der Arâk wächst in Thälern, seltener auf Bergen. Seine wenigen Dornen stehen zerstreut." — Nun Platanus orientalis, wovon ich zur Vergleichung zwei Beschreibungen, beide nach Ibn Baithâr I, Seite 422 liefere: „Abu H'anîfadt. Dieser Baum heisst persisch Dhâr, Szinâr oder auch G'inâr, welche Benennungen ins Arabische übergingen. Es ist ein bekannter grosser und ausgebreiteter Baum mit breiten Blättern, denen des Weinstocks ähnlich. Er trägt weder Blumen noch Früchte. Einige Kenner behaupten, er heisse auch Alaschâm. — Isĥaq Ben Amrâm. Dieser Baum ist gross und ausgebreitet, und hat Blätter ähnlich einer Menschenhand und denen des Ricinus, nur sind sie kleiner und besitzen einen bittern und herben

Geschmack. Die Rinde ist rauh dick und roth; zertheilt zeigt sie sich auch auf dem Bruche roth. Der Baum trägt kleine zerstreute blassgelbe Blumen, nach deren Abfall rauhe gelbe und röthlichbraune Früchte folgen, denen des Ricinus ähnlich. Am häufigsten wächst er auf sonnigen Ebenen und in Thalgründen." — Man sieht, wie viel genauer Ibn Amrâm als Abu H'anifadt beschreibt. Doch des letztern Beschreibung grade dieses Baums gehört zu seinen schlechtern. Eine seiner bessern, die des Pisangs behalte ich mir vor neben der Beschreibung derselben Pflanze von Ibn G'olgol mitzutheilen, um die Vergleichung beider zu erleichtern.

§. 21.

Abu Bakr Arrâzî und Isĥaq Ben Solaimân Alisraîlî.

Abu Bakr Moĥammad Ben Zakariâ Arrâzî (d. h. aus Rai in Chorasan) wäre hier als bloss praktischer Arzt ganz zu übergehen, wenn nicht sein grosses, auch die Heilmittellehre umfassendes Werk, das sich in barbarisch lateinischer Uebersetzung erhalten hat, im Mittelalter eine grosse Rolle spielte, und dadurch auch auf die Nomenclatur der Arzneipflanzen Einfluss gewonnen hätte. Seine Biographie von G'amâladdîn Ibn Alqofthî liess Casiri [1]) nebst einer lateinischen Uebersetzung abdrucken. Auch Abulfarag̊ [2]) und Abulfeda [3]) sprechen ausführlich von ihm. Unter den Neuern beschrieb sein Leben Wüstenfeld [4]) nach Ibn Challikan und Ibn Abi Oszaibiah, so wie Hammer-Purgstall [5]) noch nach verschiedenen andern meist ungedruckten Quellen. Doch bei jedem dieser Schriftsteller stossen wir auf Abweichungen oder gar Widersprüche gegen die andern. Darin stimmen sie überein, dass sich Arrâzi anfangs ganz der Musik gewidmet hatte, und sich erst in reifern Jahren den Wissenschaften, besonders der Medicin zuwandte, in welcher

1) *Casiri biblioth. Arabico-Hisponica I, pag. 261 sqq.*
2) *Abulpharagii histor. dynastiarum pag. 191.*
3) *Abulfedae annales muslemici, edid. Adler, II, pag. 347.*
4) *Wüstenfeld Gesch. d. arab. Aerzte, nr. 98.*
5) *Hammer-Purgstall, Literaturgesch. der Araber IV, S. 357,*

er bald einen grossen Ruf erlangte; dass er eine Zeit lang der Heilanstalt in seiner Vaterstadt, dann der zu Bagdad vorstand, und, wiewohl erblindet, ein hohes Alter erreichte. Gestorben sein soll er nach Ibn Schonah bei d'Herbelot [1]) im Jahr 310 d. H. (922 n. Chr.), nach Abulfeda, der den meisten Glauben verdient, 311 (923), nach Abul Farağ und Ibn Alqofthî 320 (932) nach Leo Africanus [2]), der fast nur Fabelhaftes von ihm erzählt, gar erst 401 (1010). Die Titel seiner zahlreichen Werke stellt Hammer-Purgstall in drei verschiedenen Listen zusammen. Die erste, die des Fihrist, enthält 152, die zweite, die des Ibn Alqofthî, obgleich derselbe jene erste Liste vor sich hatte, nur 113, und die dritte, die des Ibn Abi Oszaibiah, des jüngsten der drei Schriftsteller, gar 231 Titel, die jedoch zum Theil nur verschiedene Bücher derselben Werke sind. In vielen jener Titel verräth sich des Verfassers Neigung zur Alchymie Astrologie und Mystik.

Uns interessiren nur die von den einfachen Arzneimitteln handelnden Bücher seines grossen schon erwähnten Werks. Der arabische Titel desselben, H'âwî fi 'tytyibb, bedeutet wörtlich Behältniss für die Medicin. Die Lateiner des Mittelalters nennen es bald Havi bald Continens, und den Verfasser selbst gewöhnlich Rhasis. Choulant [3]) spricht von drei venetianischen Ausgaben dieses Werks, die mir völlig unbekannt sind. Ich kenne nur die brixener vom Jahre 1486, einen sehr starken Band in gross fol. ohne Titelblatt. Nach einer Dedicationsschrift des Joannes Britannicus Brixianus an den Grafen Petrus Gambarensis hebt das Werk an mit den Worten:

> Incipit prologus libri elhavi. i. totum continentis Bubikir zacharie errasis filii,

und schliesst

> Explicit liber XXV elhavi. i. continentis in medicina quem composuit Bubikir zacharie errasis filius: traductus ex arabico

1) *D'Herbelot oriental. Biblioth. III, S. 765.*

2) In *Fabricii biblioth. graeca XIII, pag. 266.*

3) *Choulant, Handbuch der Bücherkunde der öltern Medicin, zweite Auflage. Seite 342.*

in latinum per magistrum Feragium medicum salerni jussu excelentissimi regis Karoli glorie gentis christiane corone filiorum babtismatis et luminis peritorum.

Dann folgen noch

Expositiones simplicium medicinarum etc.

und endlich die Schlussschrift:

Impressum Brixie per Jacobum Britannicum Brixianum Die XVIII Mensis octobris MCCCCLXXXVI.

Die einfachen Arzneimittel, enthalten in den drei Büchern XXI—XXIII sind aufgeführt nach einer Folge der arabischen Buchstaben, die von der gewöhnlichen etwas abweicht. Jeder Buchstabe bildet ein besonderes Kapitel; aber die Zählung derselben ist, wie wir gleich sehen werden, unrichtig. Dazu hat der Uebersetzer die arabischen Namen der Heilmittel, die er lateinisch wiedergeben zu können glaubte, unterdrückt. Um sich leichter in den drei Büchern zu orientiren, wird folgende Tabelle von Nutzen sein.

Liber XXI.			Caput:	Littera:	Id est:
Caput:	Littera:	Id est:	6.	Xui	Schin.
1.	Alif		7.	Sad	Szad.
2.	Ba		18.	Dhad	
2.	Ha	H'a.	10.	Gain	Ain.
7.	Cha		11.	Ghain	Gain.
Liber XXII.			Liber XXIII.		
1.	Dal		1.	Kaf	Qaf.
2.	Dhal	Dsal.	2.	Kaph	Kef.
3.	Ra		3.	Lam	
3.	Ta		4.	Mim	
4.	Tha		5.	Nun	
5.	Gin	G'im.	7.	Ha	
4.	Zain	Ze.	8.	Ya	Je
5.	Sin				

Nach der Zahl der Kapitel lässt sich, wie man sieht nicht citiren, und eine Pagina hat das Werk nicht. Beschrieben ist übrigens nicht eine einzige Pflanze, und ihre Wirkungen sind meist nach Dioskorides und Galenos angegeben. Doch sieht man wenigstens

daraus, wie viel den Griechen und Römern noch unbekannte Heilpflanzen bei den Arabern schon damals in Gebrauch waren; und doch fehlen in dieser offenbar flüchtig gemachten oder uns lückenhaft überlieferten Zusammenstellung viele, besonders indische Pflanzen, deren Beschreibung aus weit älteren Quellen uns Ibn Baithâr erhielt. — In gleicher Weise, nur noch kürzer, behandelt Arrâzî die Heilmittel in einem andern minder seltenen Werke im dritten Buche seiner sogenannten almansurischen Medicin, welches in lateinischer Uebersetzung mit diesem Werke öfter, aber auch besonders abgedruckt ist in der von Otto Brunfels besorgten Sammlung arabischer Heilmittellehrer, deren vollen Titel ich später unter Serapion liefern werde. Choulant hat diese Ausgabe bei Arrâzî zu notiren versäumt.

Auch Abu Jaqûb Isĥaq Ben Solaimân Alisrâîli verdiente hier kaum einen Platz, wenn sein Werk über die Nahrungsmittel nicht das einzige gedruckte seiner Art wäre. Nach Ibn Abî Oszaibiah, dessen vollständige Biographie dieses Arztes de Sacy in einer Anmerkung zu seinem Abdallatif französisch abdrucken liess [1]), war er ein ägyptischer Jude, folgte jedoch einem Ruf des Aglabiten-Fürsten Zigaditallah nach Qairowân, und genoss dort noch den Unterricht des Isĥaq Ben Amrân. Er soll über hundert Jahr alt geworden und, womit auch H'aġġî Chalîfah übereinstimmt [2]), im Jahr 320 (932 n. Chr.) gestorben sein. Die meisten seiner Werke, die ich nicht aufzähle, besitzen wir in einer erträglichen lateinischen Uebersetzung zusammengedruckt unter dem Titel:

Omnia opera Isaac in hoc volumine contenta etc. Lugduni 1515 fol., und wiederholt ibidem 1525 fol.

Uns genügt das schon genannte Werk, welches auch separat erschien unter dem fabelhaften Titel:

Isaaci Judaei, Salomonis Arabiae regis adoptivi filii, de diaetis universalibus et particularibus Libri II etc. Opera D. Joan-

1) *Abd-Allatif, traduit par S. de Sacy pag. 43.*
2) *Haji Khalfa, edid. Fluegel, V, pag. 475.*

nis Posthii Germershemii sedulo castigati et in lucem editi. Basileae. — Am Schluss: Basileae, ex officina Sixti Henricpetri, Anno salutis humanae MDLXX. Mense Novembri. 8.

Ich zweifle jedoch sehr, ob wir das vollständige Werk, oder nur einen Auszug daraus besitzen. Manches, was Ibn Baithâr aus Israili anführt, z. B. die Stelle I, Seite 404 über die verschiedenen Zimmetsorten, steht in unsrer Uebersetzung nicht; I, Seite 257 heisst es bei Ibn Baithâr: „Ishaq Ben Solaimân Alisraîlî sagt in seinem Buch über den Sykomoros, nachdem in diesem Werk die Nahrungsmittel vorher beschrieben wurden, u. s. w. Das war also ein Kapitel der Diätetik, aber auch eins, das uns fehlt. In dem Zustande, worin wir das Werk besitzen, bietet es dem Botaniker wenig mehr dar, als die Nomenclatur der gebräuchlicheren Nahrungsmittel. Sein eigentlicher Gegenstand ist diätetisch-medicinisch.

§. 22.

Ibn G'olgol und Attamimi.

Der erste spanische Arzt, der sich als Schriftsteller um die Heilmittellehre, und dadurch zugleich um die Botanik verdient machte, war Abu Daud Solaimân Ben H'assan Ibn G'olgol. Das Meiste, was wir von ihm wissen, verdanken wir ihm selbst, das heisst der kurzen Biographie von Ibn Abi Oszaibiah, worin dieser ihn grösstentheils selbst sprechen lässt, und den Bruchstücken seiner Schriften, die uns Ibn Baithâr aufbewahrte. Den ihn betreffenden Artikel des Ibn Abi Oszaibiah liess de Sacy als Anhang zu seinem Abd-Allatif nach der pariser Handschrift abdrucken, und lieferte dazu eine französische Uebersetzung nebst Commentar[1]). Nach dieser Biographie war er Leibarzt des spanischen Chalifen Hischâm (II) mit dem Beinamen Mowajjidbillah, der von 976 bis 1013 regierte; doch dass er denselben überlebt habe, fol-

1) *Abd-Allatif, traduit par Sylv. de Sacy pag. 548 (Text) und 495 (Uebersetzung nebst Commentar).*

gere ich aus dem Titel des letzten seiner gleich anzuführenden Werke, und daraus, dass er den Mönch Nikolaos, den der griechische Kaiser als Dolmetsch nach Spanien sandte, wo er im Jahr 941 oder 942 anlangte, noch als Jüngling gekannt hatte. Die Redensart: „bei uns in Andâlos," kommt in seinen Fragmenten mehrmals vor; aber auch von Beobachtungen, die er auf seinen Reisen in Syrien gemacht habe, spricht er in einem Fragment, das ich unten vollständig liefern werde. Ibn Abi Oszaibiah nennt nur vier seiner Werke, doch so dass es scheint, als wären es nur unter mehrern die wichtigsten. 1. Auslegung der Namen der Heilmittel des Dioskorides, geschrieben im zweiten Rabi des Jahrs 372 (August oder September 982) zu Cordova unter der Regierung des Chalifen Hischâm Ben H'akim Mowajjidbillah. Das ist die vermeinte neue Uebersetzung des Dioskorides, von der ich bereits §. 17 sprach. Ueber des Buches wirklichen Inhalt belehrt uns schon der Titel eines Bessern, noch mehr das, was uns Ibn Baithâr, freilich ohne das Buch zu nennen, daraus erhielt, und was der Verfasser selbst von seinen pharmakologischen Bestrebungen erzählt. Es waren Untersuchungen darüber, was eigentlich Dioskorides unter diesem oder jenem zweifelhaften Namen verstanden habe. Hauptsächlich musste es also botanischen Inhalts sein; doch auch Thiere, die Dioskorides nur nennt, ohne sie zu beschreiben, wie den Siluros, arabisch G'arî, beschreibt Ibn G'olg̊ol, und sehr richtig spricht er über die Bereitung des künstlichen Zinnobers aus Quecksilber und Schwefel, von welcher Dioskorides noch eine sehr vage Vorstellung hatte. — 2. Ueber die in dem Werke des Dioskorides fehlenden Arzneimittel, „weil er dieselben, fügt Ibn G'olg̊ol hinzu, nicht aus eigener Anschauung kannte, oder weil seine Landsleute zu seiner Zeit noch keinen Gebrauch davon machten." Wahrscheinlich von geringem Umfang, da Ibn Abi Oszaibiah diese Arbeit nicht Kitab, Buch, sondern Makâlat, Abhandlung, nennt. Daraus nahm Ibn Baithâr unstreitig die wenigen Artikel, zu denen er den Ibn G'olg̊ol entweder ganz allein, oder doch nur in Verbindung mit neuern Schriftstellern, wie mit Abu H'arîfadt oder dem weit jüngern

Algâfâqi citirt; und darin, muss ich gestehen, finde ich nicht so gute Beschreibungen, wie bei Abu H'anîfadt und Andern. — 3. Ueber die Irrthümer einiger Aerzte. Näher kennen wir den Inhalt nicht. — 4. Ueber das Leben einiger Aerzte und Philosophen aus der Zeit Mowajjidbillah's, nach Hammer-Purgstall (V, S. 11) die erste Arbeit eines Arabers über Geschichte der Medicin, und von Ibn Abi Oszaibiah fleissig benutzt. Der Titel lässt vermuthen, dass dies Werk, welches ohnedem zuletzt genannt wird, erst nach des Chalifen Tode geschrieben sei.

Und nun einige seiner Fragmente aus Ibn Baithâr zur Probe. I, S. 127. „Bardi (unser Papyrus). Solaimân Ben H'assan. Diese Pflanze ist die Chaws, die Aegypter kennen sie unter dem Namen Alfâfir (Papyrus). Sie wächst im Wasser und hat Blätter wie die Palme (wobei man sich erinnern muss, dass damals noch die Blattstiele der Palme für Zweige, die Blattlappen für Blätter gehalten wurden). Ihr Halm ist weisslich grün, mit vielen Hüllen (Blattscheiden) umgeben. Aus ihr wird ein weisses Papier bereitet, welches man in Aegypten Qarthâs (χάρτης) nennt. Wenn man in der Arzneikunst von verbrannter Qarthâs spricht, so meint man das in Aegypten bereitete Papier.“ (Dioskorides spricht von der Pflanze, ohne sie zu beschreiben). — II, S. 313. Qalb. Solaimân Ibn Alh'assan sagt: Man nennt diese Pflanze deswegen mit diesem Namen, der auch das Silber bedeutet (eigentlich heisst qalb nach den Wörterbüchern rein, und mag so auf das Silber übertragen sein), weil sie Samen trägt weiss und hart wie Silber. In Andâlos, wo sie häufig wächst, ist sie sehr bekannt. Ich sah sie in keinem der Länder, die ich in Syrien durchreiste. Nur bei Diarbekr ausserhalb der Stadt gegen den Thurm Alsafiak zu bei einer Mühle fand ich sie im Herbst.“ Eine so genaue Angabe des Standorts einer seltenen Pflanze ist schätzbar. Ibn Baithâr selbst scheint die Pflanze weder gekannt, noch bei andern Schriftstellern gefunden zu haben. Er sagt weiter nichts von ihr. Sollte es nicht unser Lithospermum officinale sein? — II, S. 535 wird der Pisang sowohl von Abu H'anîfadt wie auch von Ibn

G'olġol beschrieben. Ich lasse zur Vergleichung beide nach einander sprechen. „Abu H'anîfadt. Diese Pflanze wächst wie das Papierschilf, und hat eine lange Wurzel. Ihre Blätter sind breit und lang bis zu drei Ellen. Die Blattstiele sind nicht rund, sondern beinahe vierkantig. Die Palme erhebt sich ein Klafter hoch. Um sie her kommen Sprösslinge, einer immer kleiner als der andere, oft zwanzig an der Zahl, und so wie die Palme wächst, wachsen auch die Sprösslinge, und nähern sich ihr an Grösse. Ist die Frucht reif, so schneidet man die Mutterpalme an der Wurzel ab, und nimmt ihr die Trauben, worauf sich der an Grösse nächste Sprössling erhebt, und zur Mutterpalme wird, u. s. w. So pflanzt sich diese Palme eine undenkliche Zeit lang fort. Zwei Monate lang soll sie wachsen, und von der Blüthe bis zur Reife vierzig Tage bedürfen. In ihrem Vaterlande trägt sie das ganze Jahr hindurch, sowohl im Winter als im Sommer, reife Früchte, doch sind die des Sommers grösser und besser. An einer einzigen Traube bilden sich 30 bis 500 Früchte aus, und Trauben der letzten Art werden hoch geschätzt.“ — „Solaimân Ben H'asân. Dieser Baum hat das Ansehen einer Palme. Aus seinem Stamm kommen die glatten sehr breiten herabhängenden prachtvollen Blätter hervor. Der Blüthenstand ist eine Traube; daran hängen die gurkenartigen Früchte, anfangs grün, dann gelb, und bei der Reife schwärzlich. Das Innere der Frucht hat einen rahmartigen süssen weichen Geschmack.“ — Andere Pflanzenbeschreibungen von ihm trifft man bei Ibn Baithâr I, Seite 21, 87, 139, 153, 180, 252, 274, 340, II, Seite 78, 370, 384, 405, 591; und eben so häufig citirt ihn derselbe bei den Heilkräften. Es scheint sein Vorzug, sich mehr als die meisten seiner Vorgänger auf eigene Beobachtungen zu stützen.

Trotz des vorherrschenden Aberglaubens als eigener Beobachter nicht ganz zu vernachlässigen ist auch Ibn G'olġol's vielleicht etwas älterer Zeitgenosse, der syrische Arzt Abu Abdallah Moh'ammad Ben Ah'mad Ben Saîd Attamîmî Almaqdasî (d. h. aus Moqaddis oder Jerusalem)[1]). Zu seiner Zeit herrsche

1) Nachrichten von ihm geben *Abulfarag' pag. 214*, *Ibn Abi Oszaibiah*, dessen ihn betreffenden Artikel *de Sacy in seinem Abd-Allatif pag. 277*

über Afrika (d. h. die alte Kyrenaika) Aegypten und den grössern Theil Syriens die Dynastie der Fatimiden. Von ihnen abgefallen war H'asan Ben Abdallah Ben Tagang̊ Statthalter von Ramlah in Syrien, ward aber 969 durch den Chalifen Moiz geschlagen und gefangen genommen [1]). Für diesen Statthalter, also vor dem genannten Jahre, bereitete Attamîmî verschiedene Präservative gegen die Pest. Später begab er sich nach Kahirah, wo er bis an seinen Tod verweilte, und dem Jaqûb Ben Qals, dem Vazir des Chalifen Moiz, eins seiner grösseren Werke dedicirte. Abulfarag̊ und Ibn Abu Oszaibiah sagen beide, um das Jahr 370 (980—881) sei er in Aegypten gewesen; um dasselbe Jahr, sagt Sojuti, sei er gestorben, und Wüstenfeld, vielleicht nach einer falschen Lesart seiner Handschrift des Ibn Abi Oszaibiah, setzt seinen Umzug nach Aegypten um das Jahr 360 (971). Ich lasse die letzte Angabe, deren Quelle ich nicht kenne, auf sich beruhen, und vermuthe, dass die drei ersten, die alle die runde Zahl 370 wiederholen, aus einer gemeinschaftlichen, nur verschieden aufgefassten Quelle entsprungen sind, wie auch dass sich diese Zahl weder auf die Uebersiedelung noch den Tod, sondern auf die Blüthenzeit unsres Schriftstellers, die Zeit der Vollendung seines genannten grossen Werks bezieht. Ist das der Fall, und bedeutet die Blüthenzeit hier wie gewöhnlich etwa das funfzigste Lebensjahr, so kann Attamîmî leicht bedeutend älter geworden sein. Der Chalif Moiz verlegte seine Residenz von Mahadia in Afrika nach Kahirah in Aegypten, und hielt daselbst seinen Einzug im achten Monat des Jahrs 362 (Mai 973) [2]). Schwerlich war sein Vazir schon früher dort. Auch das spricht gegen die Zahl 360 bei Wüstenfeld. Vorzüglich beschäftigt sich Attamîmî mit der Bereitung zusammengesetzter Gegengifte u. dgl. m., und war, wie Abulfarag̊ versichert, tief in die

übersetzte, *Sojuti*, den *de Sacy ebenda pag. 85* benutzte, und *Ibn Alqofthi*, den *Hammer-Purgstall V*, *Seite 351* citirt. *Wüstenfeld nr. 112* benutzte nur die beiden erstgenannten Araber, giebt aber die Titel verschiedener Bücher Attamîmî's, die de Sacy übergeht.

1) *Abulfedae annales, edid. Adler, II, pag. 501.*

2) *Ibidem p. 511.*

Mysterien dieser Kunst eingedrungen. Drei der ihm von Wüstenfeld beigelegten Schriften handeln allein mehr oder minder ausführlich vom Theriak. Am bekanntesten, weil es handschriftlich noch existirt, und von Ibn Baithâr häufig citirt wird, ist sein Werk Almorschad, der grade Weg, oder, wie es im Katalog der pariser Handschriften [1]) heisst: Manuductio ad notitiam substantiarum, quae ad nutritionem, et simplicium medicamentorum, quae ad morborum curationem idonea videri possunt. Ein anderes Werk citirt er selbst bei Ibn Baithâr II, S. 338 unter dem Titel Mâdadt albaqâ, wörtlich Vermehrung der Dauer, also die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, welches auch ein Kapitel über die einfachen Arzneimittel enthielt. Ibn Baithâr selbst nennt das Werk ein seltenes. Gleichwohl kommt es bei H'aǵǵî Chalîfah V, pag. 352 nr. 11271 vor, bei welchem Almorschad fehlt.

Was nun die bei Ibn Baithâr uns noch erhaltenen Fragmente betrifft, so bieten einige derselben erträgliche Pflanzenbeschreibungen dar, wie z. B. I, Seite 131, 167, 280, 490, II, Seite 203 u. a. m.; andre sind rein praktisch, und in manchen, vornehmlich solchen, die von Steinen oder Thieren handeln, wie z. B. I, Seite 289, 292 (wo Hermes citirt wird), II, Seite 32, 338, u. s. w., waltet ein finsterer Aberglaube.

§. 23.

Ibn Alabbâsz und der jüngere Mesue.

Alî Ben Alabbâsz Almaǵûsî, das heisst der Magier oder Feueranbeter, war von Geburt ein Perser, und ward Leibarzt des gewaltigen Buiden-Amir's Adhad Addauladt mit dem Beinamen Fanâ Chosrû (Speer des Königs), den Abulfeda [2]) als einen grossen Beschützer der Gelehrten rühmt. Ihm widmete Ibn Alabbâsz sein Hauptwerk, das davon den Namen des königlichen, Âlmaliki, erhielt, ein Lehrbuch der gesammten Medicin. Es muss also vor

1) *Catalogus codd. mss. bibliothecae regiae. I, Paris. 1739 fol. pag. 217, nr. 1088.*

2) *Abulfedae annales muslemici, edid. Adler, pag. II, pag. 551 sqq.*

dem Todesjahr des Addauladt, d. h. vor 983 geschrieben sein. Ibn Alabbâsz selbst lebte jedoch nach Ibn Abi Oszaibiah [1]) und Abul Farag̊ [2]) bis 384 d. H. oder 994 n. Chr. Jenes Werk, welches zwar nur eine kurze Zeit lang, bis zur Erscheinung des Kanûn von Ibn Sinâ in hohem Ansehen stand [3]), erhielt sich in zahlreichen noch ungedruckten Handschriften, welche Wüstenfeld nachweist, ward im Jahr 1127 [4]) von Stephanus Antiochenus ins Lateinische übersetzt, und nach dieser Uebersetzung zweimal, zu Venedig 1492 in fol. und zu Lyon 1523 in 4. gedruckt. Die erste Ausgabe fehlt mir, die zweite führt auf dem Titelblatt zwischen Holzschnittverzierungen die Ueberschrift Haly filius abbas, und tiefer unten den langen Titel:

Liber totius medicine necessaria continens quem sapientissimus Haly filius abbas discipulus abimehir moysi filii seiar edidit: regique inscripsit. unde et regalis dispositionis nomen assumpsit. Et a stephano philosophie discipulo ex arabica lingua in latinam satis ornatam reductus. Nec non a domino michaele de capella artium et medicine doctore fecundis sinonimis a multis et diversis autoribus ab eo collectis illustratus summaque cum diligentia impressus † 1523.

Es zerfällt in zwei Haupttheile mit den Ueberschriften Theorice und Practice, und jede Abtheilung wieder in zehn Bücher. Die einfachen Heilmittel werden im zweiten Buch der Practice aufgezählt, und zwar von Kapitel 34 an unter folgenden Ueberschriften:

Cap. 34. de herbis et earum virtutibus (nr. 1 - 87),
„ 35. de virtutibus seminum (nr 88 — 139), de granis (nr. 140 - 177),

1) Bei *Wüstenfeld Geschichte d. arab. Aerzte etc. nr. 117.*

2) *Abul Pharajii hist. compend. dynast. pag. 215.*

3) *Ibidem*

4) Nach *Choulant Seite 350.* Von diesem Jahre ist nämlich des Stephanus Prolog vor der ersten Ausgabe, der in der zweiten fehlt, datirt, wie ich aus einer handschriftlichen Bemerkung ersehe, die *C. W. Kestner* seinem eigenen, mit zahlreichen handschriftlichen Zusätzen bereicherten, jetzt in meinem Besitz befindlichen Exemplar des medicinischen Gelehrten-Lexikons (1740, 4.) beigeschrieben hat.

Cap. 36. de foliis (nr. 178—217),
„ 37. de floribus (nr. 218—246),
„ 38. de fructibus (nr. 247—285),
„ 39. tractatus de oleis (nr. 286—312),
„ 40. tractatus de succis (nr. 313—338),
„ 41. de gummis (nr. 339-368),
„ 42. de medicaminibus que sunt ligna (nr. 369—404),
„ 43. de radicibus plantarum (nr. 405—447).

Von hier an folgen die mineralischen und animalischen Heilmittel. Haller[1]) nennt die Namen der Pflanzen barbarisch; wir können dem Uebersetzer nur danken, dass er die arabischen Namen beibehielt, anstatt sie, wie die Uebersetzer des Ibn Sînâ und anderer Araber thaten, mit lateinischen willkürlich zu vertauschen. Darauf beschränkt sich aber auch fast allein der Werth des Werkes für uns. Pflanzenbeschreibungen liefert es nicht, höchstens bei verschiedenen Sorten desselben Mittels zuweilen ein Unterscheidungszeichen, und bei Handelsartikeln von auswärts das Vaterland. Und dergleichen entlehnte auch Ibn Baithâr zuweilen daraus, z. B. I, Seite 348 (bei Almaĝûsî nr. 113), 409 (finde ich bei Almaĝusî selbst nicht); öfter citirt er ihn bei den Wirkungen der Heilmittel. Grosse Uebereinstimmung herrscht im Ganzen unter der Lehre von den einfachen Heilmitteln des Almaĝûsî und Arrâzî, und Haller sagt bei Gelegenheit des erstern zwar etwas unlateinisch, aber witzig und treffend: „Omnes Arabes fratres sunt fraterrimi, ut qui unum eorum de plantis legerit, legerit fere omnes." Es versteht sich jedoch, dass das nur von denen gilt, die er kannte, nicht auch von Ibn Baithâr und den bessern Botanikern, die wir erst durch diesen kennen lernten.

Nicht viel mehr Bedeutung für Botanik, wie hoch er sonst zu schätzen sein mag, hat der sogenannte Johannes oder Janus Damascenus oder Mesue oder Filius Mesuae; und doch ist er, wenn die Kunde der Araber von einer Pflanze historisch verfolgt werden soll, nicht ganz zu vernachlässigen. Auf seinem

1) *Haller, bibliotheca botanica I, pag. 182.*

Leben und seiner Person ruht ein merkwürdiges Dunkel, so dass wir mit Sicherheit nicht einmal seinen Namen kennen. Unter den angeführten, bald einzeln bald in Verbindung mit einander vorkommenden Namen, besitzen wir von ihm noch drei Werke in einer alten lateinischen Uebersetzung, und eben so citiren ihn, von Constantinus Africanus († 1087) abwärts die lateinischen Schriftsteller des Mittelalters. Der jüngste Schriftsteller, den er selbst citirt, ist Ibn Algazzâr[1]) († wahrscheinlich 961, nach Ibn Abi Oszaibiah sogar erst 1009). Er ist also sehr viel jünger als der gleichfalls unter dem Namen Mesue bekannte Abu Zakarîâh Jahiah Ben Mâsawaih, der 857 gestorben, und den wir schon §. 13 als Vorsteher der Uebersetzer unter H'arûn Arraschid kennen lernten. Gleichwohl citirt kein arabischer Arzt, kennt kein arabischer Bio- oder Bibliograph unsern jüngern Mesue oder Ben Mâsawaih. Vermuthlich unterschieden sie ihn nicht von jenem ältern, denn unter den Werken des ältern führt Ibn Abi Oszaibiah auch die Titel der Werke auf, die wir von dem jüngern besitzen. Der Einzige, dem wir einige Nachrichten über ihn verdanken, ist der höchst unzuverlässige Leo Africanus[2]). Nach ihm war Mesuah ein jakobitischer Christ aus Maridin jenseits des Eufrats, hatte in Bagdad Medicin und Philosophie studirt, die Vorträge des Ibn Sinâ gehört, und zwei Werke, eins über Getränke und eins von den zusammengesetzen Heilmitteln geschrieben. Dann war er nach Kahirah gegangen und in die Dienste des Chalifen Hakim (regierte 996 - 1021) getreten, und etwa 90 Jahr alt im Jahr der Higradt 406 (1015 oder 1016) gestorben. Hiernach müsste er um 926 geboren sein, was sich mit der Lebenszeit des Ibn Algazzâr und des Constantinus Africanus sehr gut vereinigt; doch unmög-

1) Ich übergehe diesen Schriftsteller, den *Dügat* zum Gegenstande einer besondern Abhandlung im *Journal Asiatique, serie V, tom. I, pag. 304*, gemacht hat, obgleich er auch über einfache Heilmittel geschrieben, und obgleich ihn Ibn Baithâr unter dem angeführten Namen *II, Seite 579* und vielleicht öfter unter dem Namen Ahmad Ben Ibrahim, z. B. *I, S. 51, 270, II, S. 112* citirt. Denn alles, was er von ihm anführt, ist rein praktisch.

2) *Leo Africanus in Fabricii biblioth. graeca XIII, pag. 273.*

lich kann er den Ibn Sînâ gehört haben, der niemals in Bagdad war und nach der gewöhnlichen Angabe der Araber 370, nach Hammer-Purgstall [1]) 365 geboren, mindestens 50 Jahr jünger war als jener; woraus sich zugleich ergiebt, dass unter dem von Mesue oft citirten Abualy, welchen Haller für Ibn Sînâ zu halten geneigt war, irgend ein älterer Schriftsteller dieses Namens, deren es mehrere gab, verstanden haben muss. Eben so wenig Vertrauen verdient die Angabe seiner Vaterstadt, da er sonst durchgängig der Damascener genannt wird [2]). Dass er Christ war, bestätigt der Zusatz zu seinem Namen Joannes Nazarenus filius Mesuae vor dem letzten seiner drei Werke. Zu den mannichfaltigsten und wunderbarsten Vermuthungen und Behauptungen veranlasste aber der Anfang seines ersten Werks: „Principium verborum Joannis filii Mesuae filii Hamech filii Hely filii Abdela regis Damasci." Symphorianus Campegius, der seiner Ausgabe des Mesue Lugduni 1531, 8. eine weitläuftige Vita Joannis Mesue Nazareni vorausschickte, die er, ohne den Leo Africanus zu kennen, fast allein aus den beiden angegebenen Ueberschriften Opera Mesuae zusammenträumte, weiss seine hohe Abkunft aus königlichem Geblüt nicht genug zu preisen. Grade das Gegentheil meinte lange zuvor (etwa um 1300) des Mesue alter Commentator Mondinus de Lentiis. Er erklärte die Annahme dieser vornehmen Abkunft für absurd, und schlug vor filio Hamech etc. zu lesen, so dass der Sinn wäre, Johannes der Sohn des Mesue dedicirte dem königlichen Prinzen sein Werk. Bequemer machte sich Wüstenfeld die Sache, indem er (nr. 125) jene Namen also arabisirte: Jaḥjâ Ben Mâsewaih Ben Aḥmad Ben Alî Ben Abdallah und die Schlussworte regis Damasci stillschweigend verwarf. Ich wundere mich, dass noch niemand auf den bekannten Namen Abdalmalik gekommen ist, woraus so leicht Abdela

1) *Hammer-Purgstall V, Seite 375 und 388.*

2) Diese Differenz, verbunden damit, dass Leo Africanus seinem Mesuach den Namen Johannes nicht beilegt, fand *Assemani biblioth orient. III, Pars I, pag. 504* wichtig genug, um den Mesuach des Leo von unserm Johannes Mesue Damascenus völlig zu unterscheiden.

rex werden konnte. Choulant[1]) nimmt Anstoss an der Verwandelung des Namens Hamech in Aĥmad, wegen der damit verbundenen Veränderung des dritten Radicals, und giebt dagegen zwei andere Conjecturen, durch welche nicht nur der letzte, sondern auch der mittlere Radical verändert wird. Es ist aber leicht aus dem lateinischen Mesue selbst zu beweisen, dass sich sowohl der Name Aĥmad wie auch sogar der Name Moĥammad die Abkürzung und Entstellung in Hamech von der rauhen Hand der Latino-Barbaren mussten gefallen lassen. Sehr häufig finden wir in dem dritten Werke citirt Hamech filius Zezar, was unzweifelhaft Aĥmad Ibn Alğizzâr bedeutet, und fast eben so häufig bald Hamech filius Zachariae bald Hamech Arrasi bald Mememed filius Zachariae bald Mehemed Arrasi, worunter stets Moĥammad Ben Zakariâ Arrazî zu verstehen ist. Nichts wird bekanntlich in schlechten lateinischen Handschriften öfter verwechselt, als th und ch; und so ging Hamech ohne Zweifel zunächst aus Hameth hervor, was dem Aĥmad schon näher steht. Ich halte demnach jene lateinischen Namen, wenig abweichend von Wüstenfelds scharfsinniger Deutung, für eine etwas entstellte Uebersetzung von Jaĥiâ Ben Mâsawaih Ben Aĥmad (oder Moĥammad) Ben Ali Ben Abdalmalik Addimaschqî (der Damascener).

Unter seinen drei noch vorhandenen Werken handelt das erste: von den ausleerenden Heilmitteln und der Correction ihrer nachtheiligen Eigenschaften ohne einen bekannten allgemeinen Titel in zwei Büchern, einem generellen, de Consolatione medicinarum simplicium et correctione operationum earum Canones, und einem speciellen, de simplicibus medicamentis purgantibus deligendis et castigandis. Beide sind vollständig. Wüstenfeld macht daraus zwei verschiedene Werke, denen er, doch wohl etwas zu keck, sogar arabische Titel giebt Das zweite Werk führt den Titel Grabadin, entstellt aus Qarâbâdîn, ein Antidotarium, welches der Verfasser in zwei Bücher theilte; im ersten wollte

1) *Choulant, Handb, d, Bücherkunde d. ältern Medicin, zweite Aufl. S. 351.*

er die wichtigern Medicinalformeln geben, im zweiten dieselben auf die Krankheiten der verschiedenen Körpertheile anwenden lehren. Nur das erste Buch besitzen wir, und mit Unrecht ward das dritte gleich zu nennende Werk, so weit wir es besitzen, für das zweite Buch dieses Werks gehalten. Vielleicht änderte aber der Verfasser seinen Plan, schrieb das zweite Buch des Qarâbâdîn gar nicht, und statt desselben ein selbstständiges grösseres Werk in drei Büchern. Ein allgemeiner Titel für dies dritte Werk fehlt wieder; die drei Bücher desselben sollten handeln, das erste von der Heilung der Krankheiten der besondern Theile des Körpers vom Kopf bis zu den Füssen, das zweite von der Heilung der allgemeinen Krankheiten, das dritte de medicinis, quae sunt ad ornandum et decorandum, also von den kosmetischen Mitteln u. dgl. Von dem allen besitzen wir nur die erste Hälfte des ersten Buchs. Daher begreift man, wie dies Bruchstück in unsern Ausgaben zu dem unpassenden Titel Grabadin medicinarum particularium gelangen, und für des zweiten Werkes zweites Buch genommen werden konnte. Gedruckt ist kein arabischer Arzt in lateinischer Uebersetzung ausser Ibn Sinâ so häufig wie dieser. Choulant zählt allein 25 Ausgaben der sämmtlichen Werke, und doch besitze ich noch eine, die ihm fehlt.

Opera divi Joannis Mesue etc. 1541 fol. Unten auf dem Titelblatt ein Engel mit der Umschrift Vincentius de Portonariis de Tridino de Monte Ferrato. — Hinten die Schlussschrift: Venetiis apud heredes dni Luceantonii Junte florentini MDXL. Mense Martio — Die der Latinität nach verbesserte Uebersetzung und den Commentar des Sylvius enthält diese Ausgabe noch nicht, ausserdem mit ein paar unbedeutenden Abweichungen alles, was nach Choulant die Juntina von 1549 darbietet.

Eine der besten Ausgaben, und zugleich die, welche am häufigsten vorkommt und citirt wird, ist aber folgende:

Mesuae, Graecorum ac Arabum clarissimi medici Opera quae exstant omnia. Ex duplici translatione: altera quidem antiqua, altera vero nova Jacobi Sylvii. Item Authores omnes qui

cum Mesue imprimi consueverunt etc. Accesserunt his Annotationes in eundem Mesuen Joannis Manardi et Jacobi Sylvii. Adjectae sunt etiam nunc recens Andreae Marini Annotationes in simplicia cum imaginibus desideratis. Scholion item ejusdem in olea quaedam. Quae omnia maxima diligentia ab eodem Marino e vetustissimis exemplaribus sunt castigata. Venet. apud Vincentium Valgrisium 1562 fol.

Uns berührt von den drei Werken nur das zweite Buch des ersten. In nur dreissig Kapiteln werden darin eben so viel der vorzüglichsten einheimischen und fremden Ausleerungsmittel sehr ausführlich behandelt, aber beschrieben werden sie entweder gar nicht, oder sehr oberflächlich. Fast jedes Kapitel theilt sich in dieselben sechs Paragraphen unter folgenden Ueberschriften: 1. Esse, 2. Electio, 3. Complexio et proprietas, 4. Rectificatio, 5. Posse, 6. Dosis. Der Name des Mittels, meist einer Pflanze oder eines Pflanzenproducts, geht voran, und zwar meist nur der lateinische, so dass es uns nicht vergönnt ist, den Uebersetzer zu controliren. Als Probe diene die Beschreibung der Stoechas, die jedoch schwerlich dieselbe ist, welche Dioskorides so nennt, und welche ihren Namen von den stöchadischen Inseln empfangen hatte. „Die von den Aerzten empfohlene Stöchas ist die arabische, eine Pflanze mit zarten länglichen Blättern und einem dünnen weisslichen, etwa eine Elle hohen Stengel. Ihre Blumen gleichen einer Getreideähre, sind aber kürzer und ohne Samen.“ Fol. 57 F, cap. 13. Dasselbe gilt von folgender Pflanze: „Eupatorium ist ein Kraut, eine Elle hoch, sehr bitter. Seine Blätter gleichen denen der Centaurea minor (Erythraea Centaurium), sind grün rauh und zerschlitzt. Sein Stengel ist zart und wird beim Trocknen gelb. Auf ihm erheben sich gelbliche nicht lange Blumen. Einige behaupten dies sei das Flöhkraut, welches eine sich anhängende Klebrigkeit besitzt.“ Fol. 58 E, cap. 15. Auffallend sind in dem ganzen ersten Werk, und besonders in dessen zweitem Buch die überaus seltenen Citate. Zu den Pflanzenbeschreibungen wird niemand citirt; doch wage ich daraus nicht auf ihre Originalität zu schliessen.

§. 24.

Ibn Sînâ's oder Avicenna's Leben.

Diesem Manne wahr und gerecht zu sein, ist schwer. Denn seine zahllosen Biographen und Kritiker spalteten sich früh in Bewunderer und Verächter, und wir selbst kennen ihn im Grunde aus einem einzigen grössern Werke nur als medicinischen Systematiker genau genug, um uns ein gültiges Urtheil zu bilden. Was wir von seinen viel gerühmten philosophischen Arbeiten, zum Theil nur in barbarisch-lateinischer Uebersetzung besitzen, ist kaum der Rede werth; von seinen mathematischen astronomischen gesetzkundigen und philologischen Werken blieb uns nur das Verzeichniss übrig, und was er als Staatsmann gewollt und gewirkt, ist uns vollends unbekannt. Die sichersten Nachrichten über sein äusseres Leben bietet uns seine kurze, nicht weit über seine Jugend hinausreichende Selbstbiographie dar, fortgesetzt von seinem Schüler Freunde und unzertrennlichen Gefährten, dem Faqih (Gesetzkundigen) Abu Obaid Abd Alwaḣid Alĝûrĝânî[1]), die uns Abulfaraĝ[2]) im Auszuge, Ibn Alqofthî[3]) noch etwas abgekürzter, Ibn Abi Oszaibiah vollständiger als jene erhielten, und von der Niccolo Massa[4]) eine mir unbekannte lateinische, Hammer-Purgstall eine deutsche

1) So nennt ihn Abulfeda, und unterscheidet sorgfältig die beiden in Ibn Sînâ's Leben vorkommenden Städte G'ûrg'ân mit einem Waw in der ersten Sylbe, woher Abd Alwahid gebürtig war, und wo sich Lehrer und Schüler kennen lernten, und Korkeng' der Perser oder nach arabischer Aussprache G'org'âniah, wohin sich Ibn Sînâ früher begeben hatte. Hiernach ist sowohl die Bezeichnung Alg'ûzg'ânî, mit Entstellung des r in z bei Abulfarag', die Wüstenfeld beibehalten, wie auch Alg'organi, ohne Waw, bei Hammer-Purgstall und Andern zu berichtigen G'ûrgân liegt jetzt in Trümmern, etwa drei Tagereisen östlich von Astrabad; G'org'âniah ist das heutige Urg'eng' im Lande Khiwa.

2) *Abulpharaji histor. dynast. pag. 229 sqq.*

3) *(Alqofthi) Arabica philosophorum bibliotheca, in Casiri biblioth. arabico-hispana I, pag. 268 sqq*

4) Abgedruckt vor den drei letzten Ausgaben des Avicenna *Venetiis apud Juntas, von 1582, 1592 und 1608 in folio,*

Uebersetzung lieferten. Aus dieser Biographie nahm offenbar auch Abulfeda[1]) seine Nachrichten über Ibn Sinâ. Von andern orientalischen Biographien kenne ich nur noch die persische mit einer französischen Uebersetzung und Anmerkungen von Jourdain herausgegebene des Kondemir[2]), die zwar viel mehr enthält als jene erstgenannte, doch wegen ihrer vielfachen Abweichungen von derselben wenig Vertrauen einflösst; und die ganz fabelhafte, also ganz unberücksichtigt zu lassende des Leo Afrikanus bei Fabricius. Neuerlich widmeten Wüstenfeld[3]) und Hammer-Purgstall[4]) dem Leben Ibn Sinâ's viel Sorgfalt. Jener benutzte ausser den Genannten vorzüglich noch Ibn Challikan und Ibn Abi Oszaibiah, und vervollständigte Algûrgâni's Nachrichten, ohne sich mit ihnen in Widerspruch zu setzen. Dieser benutzte weit zahlreichere, besonders persische, bisher unberührte Quellen, versuchte durch sie Ibn Sinâ's Selbstbiographie, die er aus Ibn Abi Oszaibiah vorangeschickte, zu vervollständigen, und beschrieb auch Ibn Sinâ's ferneres Leben ausführlicher als je zuvor, nicht selten von all seinen Vorgängern abweichend; eine sehr dankenswerthe, doch der Metakritik bedürftige Arbeit. Ich, dem zu einer solchen die Mittel abgehen, werde mich vornehmlich an Algûrgânî halten.

Aschschaich Arrajjîs Abu Ali Alhosain Ben Sînâ Albochârî wird unser Held von Abulfeda genannt. Das ist in so fern eine kleine Ungenauigkeit, als er nicht in, sondern nahe bei Bochârâ zu Afschenadt geboren ward, von wo jedoch sein Vater, ein angesehener Staatsdiener, bald nach seiner zwei Söhne Geburt nach Bochârâ übersiedelte. Die beiden ersten Worte sind Ehrentitel, die ihm fast überall beigelegt werden. Aschschaich heisst zunächst der Alte, und dann der Ehrwürdige; Arrajjîs das Haupt, und dann der Erhabene. Durch geringe Vocalveränderung, die

1) *Abulfedae annales muslemici, edid. Adler, III, pag. 93.*

2) *Biographie abrégée d'Abon Aly Synâ etc. par Jourdain, in den Fundgruben des Orients III, (Wien 1813 in folio) pag. 168 sqq.* Der persische Text steht voran.

3) *Wüstenfeld, Geschichte der arab. Aerzte und Naturforscher, nr. 128.*

4) *Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber, V, S. 368 ff.*

im Arabischen so leicht eintritt, wird daraus Arrais, der Fürst; daher die Sage, Ibn Sînâ wäre Fürst gewesen. Der Fürst der Aerzte wird er figürlich nicht selten genannt, in der Wirklichkeit brachte er es jedoch nicht über den Vazir, den Nächsten nach dem Fürsten, hinaus. Die Zeit seiner Geburt ist leicht zu finden, da wir sein Alter und Todesjahr kennen. Nach Alǵûrǵânî bei Abulfaraǵ und Ibn Alqofthî, womit auch Abulfeda übereinstimmt, starb er 428 (1037) und erreichte ein Alter von 58 Jahren; folglich war er 370 (980) geboren. Käme es auf die Menge der Zeugen an, so könnte ich mich noch auf den Artikel Sînâ bei d'Herbelot und Reiske's Anmerkung dazu berufen, woraus hervorgeht, dass sich dieselben Zeitbestimmungen bei Ibn Abi Oszaibiah, Ibn Scholinah und in dem schon §. 20 besprochenen Raudh alachiar wiederholen. Es bedarf dessen aber nicht, und ich würde andere Angaben sämmtlich stillschweigend übergehen, hätte nicht eine derselben durch den Vorzug, den ihr Hammer-Purgstall giebt, Bedeutung gewonnen. Nach ihr soll Ibn Sînâ fünf Jahr älter geworden, und folglich schon 365 (975) geboren sein [1]). Auf wie schwacher Grundlage ihr Vorzug beruht, wird sich bald zeigen.

1) Ich weiss nicht, woher Hammer-Purgstall diese Angaben nahm; gewiss nicht aus Kondemir, denn diesen, wiewohl er selbst sein Herausgeber in den Fundgruben des Orients war, übergeht er im Verzeichniss seiner Quellen. Auf merkwürdige Weise stimmen sie aber mit einer der beiden Zeitbestimmungen, die Kondemir zweifelhaft neben einander stellt, zusammen, oder auch nicht zusammen, je nachdem man nach Sonnen- oder Mondsjahren rechnet. Kondemir sagt nämlich: „Nach einem andern Bericht soll sein Leben 63 Sonnenjahre und 7 Monate gedauert haben. Diejenigen, welche dieser Meinung sind, setzen seine Geburt in das Jahr 363, und seinen Tod in das Jahr 428." Das ist in so fern ganz richtig, als 63⁷/₁₂ Sonnenjahre ziemlich genau 65 Mondsjahre ausmachen, welche die Subtraction der beiden Jahreszahlen ergeben. Hammer-Purgstall giebt dem Ibn Sînâ gleichfalls ein Alter von 63 Jahren, indem er sie aber als Mondsjahre behandelt, und von seinem Todesjahr 428 einfach abzieht, kommt er auf das angebliche Geburtsjahr 365. Dass diese Zahl aus versäumter Reduction der Sonnenjahre in Kondemirs Angabe auf Mondsjahre entsprungen sei, ist mir sehr wahrscheinlich: doch bin ich weit entfernt, Herrn von Hammer-Purgstall ein solches Versehen aufbürden zu wollen, und lasse dahin gestellt sein, welcher Perser oder Araber sich dessel-

Ibn Sînâ's Vater lebte zu Bochârâ, der Hauptstadt von Chorasan, und bekleidete daselbst unter der Herrschaft des letzten Samaniden Nûh' Ben Manszûr (regierte 976 – 997) ein höheres Staatsamt. Schon im zehnten Jahr wusste der Knabe den Koran und andere Bücher auswendig, so dass man sein Talent, was der Vater auf jede Weise zu cultiviren suchte, bewunderte. Der Vater pflegte Umgang mit türkischen Ismaëliten, die ihn und seine beiden Söhne für die Lehre von der Herrschaft der Vernunft zu gewinnen suchten Ibn Sînâ hörte und begriff sie, wie er sagt, ohne ihnen wie sein Vater und Bruder beizupflichten. Bald darauf lernte er einen Einsiedler kennen, der ihn in die theologische Rechtskunde und Mystik der Araber einführte; und ein angeblicher Philosoph, der in seines Vaters Hause Aufnahme fand, unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Mathematik nach Euklides, der Logik nach Porphyrios und der Astronomie nach Ptolemäos, entfernte sich jedoch bald wieder, da der Schüler den Lehrer übersehen lernte. Von nun an machte Ibn Sînâ all seine Studien allein aus Büchern, und bemächtigte sich der Logik Physik Mathematik Medizin und Rechtskunde, wandte sich dann wieder zum eifrigen Studium des Korans und von da zurück zur Philosophie. Er beschäftigte sich so angestrengt mit diesen Wissenschaften, dass er sehr wenig schlief, und sich, wenn ihn die Müdigkeit überfiel, durch Weintrinken wieder ermunterte. Selbst in Träumen umschwebten ihn die Probleme der Wissenschaft und wurden ihm in diesem Zustande mitunter plötzlich klar. Ueberwältigte ihn ein Zweifel, so wandte er sich zum Gebet, und liess nicht nach, bis sich ihm jedes Dunkel aufklärte. Nur am Verständniss der Metaphysik (des Aristoteles) verzweifelte er lange. Da fiel ihm zufällig ein Werk des Alfârâbî in die Hände, was ihm auch diese Wissenschaft aufschloss. Die Medicin erklärte er, vermuthlich nur im Vergleich mit der Philosophie, für eine leichte Wissenschaft, rühmte sich vieler Erfahrungen als praktischer Arzt, und ward sogar von seinem Für-

---

ben schuldig gemacht hat. Man sieht aber auch hierans, wie wenig Zutrauen die Angabe verdient.

sten bei einer schweren Krankheit consultirt. Dies öffnete ihm die reiche fürstliche Bibliothek, deren seltene Schätze er nicht genug zu rühmen weiss. Er behauptet sie so angestrengt fleissig benutzt zu haben, dass er schon in seinem achtzehnten Jahre sich aller Wissenschaften bemächtigt, und seitdem nichts mehr zugelernt hätte. Das klingt prahlerisch; bedenkt man indess, wie das Studium der Araber hauptsächlich im Memoriren bestand, und erwägt man seinen eigenen Ausspruch: „damals war mir mein Wissen sogar gegenwärtiger als jetzt, doch jetzt ist es gereifter," — so gewinnt jene scheinbare Prahlerei einen andern Sinn; es heisst dann nur noch, er hörte jetzt auf zu memoriren, und fing an das gesammelte Material selbstständig zu verarbeiten. Das folgende bestätigt diese Deutung noch mehr, denn nun erzählt Ibn Sinâ von den Werken, die er geschrieben, einer Enkyklopädie aller nicht mathematischen Wissenschaften, einem grossen Werke in zwanzig Büchern über Gesetzkunde und einem Werke von der Tugend und dem Laster. Ibn Alqofthî lässt ihn sagen, er hätte das erste dieser Werke ein und zwanzig Jahr alt geschrieben, eine Angabe, die sich weder bei Abulfarag̊ noch bei Ibn Abi Oszaibiah wiederholt. Gleich nachdem er von diesen seinen schriftstellerischen Arbeiten gesprochen, erzählt Ibn Sinâ mit kurzen Worten den Verlust seines Vaters, wodurch er in den Besitz seines, wie es scheint, beträchtlichen Vermögens kam, seine Anstellung als Staatsdiener, und seine Uebersiedelung von Bochârâ nach Korkang̊, wo ihn der die Wissenschaft ehrende Vazir freundlich empfing, dem Fürsten Abu Ali Ben Mâmûn vorstellte, und ihm einen Jahrgehalt verschaffte. Aber Ruhe fand er dort nicht, sondern durchzog bald darauf viele Städte Chorasan's, bis er nach G'ûrg̊ân kam in der Absicht, sich zu Qâbûs, dem Ziadenfürsten von Dilhem zu begeben, grade als derselbe auf eine schmäliche Weise umgebracht wurde (403, d. i. 1012 oder 1013). Ibn Sinâ ging nun nach Dahistân, wo er schwer erkrankte, und von da auf längere Zeit zurück nach G'ûrg̊ân, wo er seinen Freund Alg̊ûrg̊ânî kennen lernte. — Damit bricht seine Selbstbiographie ab. Nach Kondemir und Ibn Challikan soll der Verlust seines Vaters, nach Chûâd Emir (bei Ham-

mer-Purgstall) auch sein Eintritt in den bocharischen Staatsdienst in sein zwei und zwanzigstes Lebensjahr fallen. Indem Hammer-Purgstall dieser Zeitbestimmung Glauben schenkt, folgert er daraus mit Recht, Ibn Sînâ könne nicht erst 370, er müsse schon 365 geboren sein. Denn Nûḥ II. starb 387, und sein Sohn und Nachfolger Manszûr II., der letzte Samanidenherrscher über Bochârâ, ward nicht völlig zwei Jahr darauf geblendet und entthront. Ziemt es aber, historische Zeugnisse mehr zu wägen als zu zählen, so halte ich doch das Geburtsjahr Ibn Sînâ's 370 fest, und nehme an, dass er schon in seinem neunzehnten Jahre, also 389, gleich nach Beendigung seiner Studien seinen Vater verlor, seine Anstellung nicht mehr von Nûḥ, sondern von Manszûr empfing, und kurz vor oder nach dessen Entthronung das unglückliche Bochârâ für immer verliess. Dies vorausgesetzt, kann Ibn Sînâ die erwähnten schriftstellerischen Arbeiten entweder nicht schon zu Bochârâ, oder nicht erst nach seinem ein und zwanzigsten Jahre geliefert haben; jedes von beiden ist möglich, beides zugleich nicht. Die Zahl ein und zwanzig, die ich nur bei Ibn Alqofthî finde, erregt deshalb den Verdacht der Unächtheit; und daraus, dass Ibn Sînâ gleich nach der Darstellung seiner Studien von seinen schriftstellerischen Arbeiten spricht, vermuthlich nur um den Zusammenhang zwischen beiden nicht zu unterbrechen, folgt nicht, dass die später erzählten Lebensereignisse auch der Zeit nach erst später eintraten. Nachlässige oder historisch nicht gehörig orientirte Schriftsteller mochten es nöthig finden, dem Schriftsteller zur Vollendung so grosser Werke einige Jahre (18—21) zu lassen, und die später erzählten Ereignisse noch ein Jahr später (22) anzusetzen. Was Ibn Challikan, Kondemir und Chûâd Emir sonst noch von Ibn Sînâ berichten, ist grossentheils so unglaubhaft, dass wir ihnen auch jene Missgriffe wohl zumuthen können. Ich rechne zu ihren Fabeln unterandern die Geschichte vom Untergange der fürstlichen Bibliothek zu Bochârâ durch Brand, den Ibn Sînâ selbst angelegt hätte, um, was er aus den Büchern gelernt, für eigene Erfindung ausgeben zu können; als ob jene Bibliothek die einzige gewesen wäre; ferner die Gelehrtenjagd des mächtigen Gaznewiden Sulthân Mah-

mûd am Hofe zu Korkanǵ, der sich Ibn Sînâ durch die Flucht nach G'ûrǵân entzog, des letztern Aufenthalt daselbst unter fremdem Namen, seine daselbst am Neffen des Qabûs verrichtete Wunderkur, die Entdeckung seines wahren Namens durch Qabûs selbst nach einem der Portraits, welche der Sulthân Mahmûd als Steckbrief in alle Länder versandt hatte, u. s. w. Ich begreife nicht, wie man diesen Märchen Glauben schenken kann, da wir aus Ibn Sînâ's eignem Munde wissen, dass Qabûs umkam, als jener ihn aufzusuchen im Begriff war.

Von nun an verlässt uns auch Ibn Alqofthî, indem er nur noch von Ibn Sînâ's schriftstellerischen Arbeiten spricht. Nach Abulfaraǵ schrieb Ibn Sînâ zu G'ûrǵân das erste Buch seines Qanûn und einiges andere, und begab sich darauf, vermuthlich wieder durch politische Umwälzungen gedrängt, nach Rai, der Hauptstadt des Buidenfürsten Maǵd Addaulah (die Trümmer dieser schon durch Alexanders Feldzüge bekannt gewordenen Stadt liegen etwa drei Stunden südöstlich vom heutigen Teheran), den er von einer tiefen Melancholie geheilt haben soll. Ich weiss nicht, wie lange er dort verweilte, doch gewiss nicht bis zu des Sulthâns Mahmûd Feldzug gegen Rai und dessen Eroberung, wie Kondemir und Chuâd Emir (bei Hammer-Purgstall) angeben. Denn diese Eroberung erfolgte 420, und schon 414 eroberte Ibn Kâkûjah die Stadt und das Gebiet von Hamadsân, wohin sich, wie wir gleich sehen werden, Ibn Sînâ von Rai aus begab, und nahm den dortigen Buidenfürsten Samâ Addaulah, einen Vetter des Fürsten von Rai, bei dessen Vater und Vorgänger Ibn Sînâ sein erstes Vezirat bekleidete, gefangen. Auch einen Irrthum des sonst so zuverlässigen Abulfeda muss ich hier berichtigen. Wie wir von Ibn Sînâ selbst vernehmen, ging dieser nach Rai, nachdem Qabûs lange todt war. Gleichwohl lässt ihn Abulfeda von Rai nicht, wie Abulfaraǵ und alle Andern erzählen, nach Hamadsân zum Fürsten Schams Addaulah, sondern, ohne einen Ort zu nennen, zu Schams Almâli Qabûs, d. h. zu jenem längst verstorbenen Qabûs, gehen. Offenbar verwechselten, ich weiss nicht ob Abulfeda selbst, oder seine Abschreiber, verleitet durch den gleichen ersten Namen Schams, die beiden Fürsten von Dilhem und von Hamadsân.

Ibn Sinâ ging also, unstreitig geraume Zeit vor 414, d. h. vor seinem vier und vierzigsten Lebensjahre, ich weiss nicht warum, von Rai nach Hamadsân zu dem dortigen Buidenfürsten Schams Addaulah, nach Hammer-Purgstall einem Bruder des zu Rai herrschenden Buiden; und bei diesem Fürsten setzte er sich in wenigen Tagen, gewiss nicht bloss durch die schnelle Heilung einer Kolik, in solche Gunst, dass ihn derselbe zu seinem Vazîr ernannte. Aber das Militär widersetzte sich der Wahl eines Philosophen zum höchsten Staatsbeamten, stürmte seine Wohnung, und verlangte vom Fürsten seinen Tod. Ibn Sinâ verbarg sich, und benutzte die Musse der Zurückgezogenheit zu schriftstellerischen Arbeiten. Nachdem sich der Sturm gelegt, trat er sein Amt aufs Neue an, und verwaltete es von nun an bis zu seines Herrn Tode zu allgemeiner Zufriedenheit. Den Tag über beschäftigten ihn die Staatsangelegenheiten und das Hofleben, den frühen Morgen widmete er auch jetzt noch der Wissenschaft, den späten Abend fröhlichen Gelagen in geistreicher Gesellschaft, die sich bei ihm versammelte. Namentlich schrieb er in dieser Zeit den physischen und metaphysischen Theil eines grossen Werks unter dem Titel Aschschifâ, die Heilung (des Geistes durch die Vernunft, setzt Hammer-Purgstall erläuternd hinzu. Ein Auszug daraus unter dem Titel Alnigâdt, die Zuflucht, den wir noch besitzen, handelt in drei Büchern von der Logik Physik und Metaphysik). Auch das erste Buch des Qanûn, das Einige schon zu G'ûrgân vollenden lassen, setzen Andere erst in diese Periode.

Schams Addaulah's Sohn und Nachfolger Samâ Addaulah wollte ihn dem Wunsche des Volks gemäss in seinem bisherigen Amte bestätigen; Ibn Sinâ, vermuthlich den nahen Untergang des Hauses voraussehend, lehnte es ab, verbarg sich vorerst bei einem ihm gewogenen Apotheker, schriftstellerte, und wandte sich heimlich mit einem Gesuch um Aufnahme nach Iszfahân, an den mächtigen Beherrscher des südlichen Irâq, Alâ Addaulah, gewöhnlich Ibn Kâkûjah genannt, denselben, dessen Uebermacht für Hamadsân verderblich zu werden drohete. Der Schritt ward verrathen, als Hochverrath behandelt, und Ibn Sinâ in eine feste Burg einge-

kerkert. Auch da scheint ihn sein guter Humor nicht verlassen zu haben, er arbeitete wiederum fleissig, und schrieb sogar ein Gedicht mit den Anfangszeilen:

„Den Eingang fand ich, wie ihr seht."
„Wer weiss, wie's um den Ausgang steht."

Es stand indess nicht zum schlimmsten, nach wenigen Monaten ward er nach Hamadsân zurückgeführt, und fand Gelegenheit, im schlechten Gewande eines Szûfih (ungefähr gleichbedeutend mit Derwisch), und in Begleitung seines Bruders, seines Freundes Al-ǵûrǵânî und zweier Diener nach Iszfahân zu entkommen. Ibn Kâkûjah liess ihm einen überaus ehrenvollen Empfang bereiten, und behielt ihn seitdem fortwährend in seiner Nähe. Sogar auf dem Eroberungszuge gegen Hamadsân war Ibn Sinâ sein Begleiter. Da dieser Zug im Jahre 414 vor sich ging, so lebte Ibn Sinâ zu Iszfahân mindestens vierzehn Jahr, und verbrachte diese Zeit in beständiger schriftstellerischer Thätigkeit. Unterandern beendigte er seinen Qânûn, und wollte demselben noch eine Sammlung eigener medicinischer Beobachtungen hinzufügen, doch ging die Handschrift vor der Bekanntmachung verloren. Dem schon genannten Werke die Heilung fehlte noch ein Abschnitt über die Pflanzen und Thiere, auch diesen schrieb er jetzt. Auch eines besondern Werks über die Pflanzen wird gedacht, vielleicht eine Verwechselung mit dem vorigen Als eines Tags bei Hofe von der Unzuverlässigkeit der astronomischen Tabellen die Rede gewesen, erhielt er den Auftrag neue zu verfertigen, was er mit Hülfe seines Freundes Alǵûrǵânî ausführte. Ein gleichfalls bei Hofe vorgekommener leichter Tadel seiner Diction bewog ihn sich längere Zeit ausschliesslich mit arabischer Philologie zu beschäftigen, und auch darüber mehreres zu schreiben, was ihm den Ruf eines vollendeten Kenners erwarb. Gar viel weiss Alǵûrǵânî von der Schnelligkeit, mit der er arbeitete, zu erzählen, darunter einiges, was allen Glauben übersteigt. Er starb auf einem Zuge Ibn Kâkûjah's, den er begleitete, 428 (1037) zu Hamadsân an einer Kolik, die bei den gewaltsamen Mitteln, die er sich selbst verordnete, in Epilepsie

übergegangen sein soll. Er besass einen kräftigen Körper, huldigte aber zu sehr, wie sein eigener Freund beklagt, den Weibern und dem Wein, was sein kostbares Leben verkürzte.

§. 25.

Ibn Sînâ's Charakter, seine wissenschaftliche Bedeutung und sein Qanûn.

Ein solcher Lebenslauf verräth schon in den dürftigen Umrissen, in denen er vor uns liegt, einen ungewöhnlich begabten Geist, hohen Ehrgeiz, aber auch gerechten Anspruch auf eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft, grosse Energie, rastlose Thätigkeit, durchdringenden Scharfblick, und eine Gewandtheit, die sich nicht ohne die gefälligsten Formen des Umgangs denken lässt. Ehe man ihm den öftern Wechsel seines Herrn zum Vorwurf macht, und in dem Uebergange von Hamadsàn nach Iszfahàn wohl gar eine Verrätherei sucht, bedenke man die damaligen politischen und bürgerlichen Zustände des Orients. Das Chalifat bestand fort, doch nur noch als Schatten vormaliger Grösse. Jeder Amîr war mächtiger und unabhängiger als sein Chalif, der mächtigste oft, doch nicht immer, der, welcher den Chalifen selbst, gleichsam als Staatsgefangenen in seiner Gewalt hatte, und oft, doch nicht ausschliesslich den Ehrentitel Amîr Alomrà führte. In Ibn Sînâ's Leben lernten wir allein sieben solcher Amîre, die ich, da sie alle souverain waren, Fürsten genannt habe, kennen, den zu Bochàrà, den zu Knrkang, den von Dilhem an der Südküste des kaspischen Meers, die drei Buïden zu Rai, Hamadsàn und Iszfahàn, und aus der Ferne den von Gazna, den ersten, der sich den Titel Sulthàn gab, und sein anfangs kleines Reich nach und nach über einen grossen Theil Indiens und des persischen Iràq ausdehnte. All diese Fürsten, zu denen noch eine Menge anderer kommt, lebten fast in beständigem Kriege unter einander, stiegen sanken und verschwanden oft in kurzer Zeit, an Grausamkeit und Despotismus überbot einer den andern, und ihre höhern Beamten waren eben so häufig freigelassene Sklaven als vornehme Eingeborene. An Patriotismus

war da natürlich nicht zu denken, selbst persönliche Treue und Anhänglichkeit kam selten vor. Sollte Ibn Sinâ allein eine sentimentale Ausnahme machen? Wäre er zu Hamadsân bis zum Sturz der dortigen Buïdenlinie als Vazîr geblieben, ohne Zweifel hätte ihm entweder der Besiegte oder der Sieger das Leben genommen. Trotz dieser politischen Wirren war es gleichsam Mode, dass die Fürsten ausgezeichnete Dichter und Gelehrte an ihren Hof zogen und verschwenderisch beschenkten und besoldeten; und eben so war es Mode, dass Dichter und Gelehrte ihr Licht bald an diesem bald an jenem Hofe leuchten liessen. Warum nicht auch Ibn Sinâ? Zu bewundern ist aber, dass er, zur Sinnlichkeit geneigt, an den schwelgerischen Höfen seiner Fürsten zu allen Arten der Ausschweifung verleitet, die Kraft zu angestrengter wissenschaftlicher Arbeit und die Lust daran niemals verlor.

Eine Liste seiner angeblichen Werke, die bei jedem persischen oder arabischen Literator anders lautet, bald kürzer bald länger ist, und viele Titel enthält, aus denen kein Seher den Inhalt der Bücher erriethe, erlässt man mir gewiss. Wem darnach gelüstet, der findet eine solche bei Wüstenfeld und Hammer-Purgstall. Nur seinen Qanûn und die kleine Schrift von den herzstärkenden Mitteln darf ich nicht übergehen, und werde ein paar Worte über seine Philosophie daran knüpfen.

Der Qanûn ist, wie der H'âwî von Arrâzî oder der Malikî des Ibn Alabbâsz, ein vollständiges Lehrbuch der Medicin. Moderne Praktiker, wie Freind und Andere, finden weniger eigene Erfahrung eigenes Urtheil darin als in jenen ältern Werken, und schon einige der spätern Araber waren derselben Meinung, schon Abulfarağ[1]) nennt den Malikî praktisch brauchbarer, den Qanûn theoretisch gründlicher. Ein berühmter spanischer Arzt Abul Alâ Ibn Zohr[2]) achtete letztern so gering, dass er von einem ihm geschenkten prachtvollen Exemplar desselben die weissen Ränder zu Recepten abschnitt, weil er das Werk der Aufbewahrung unwürdig achtete.

1) *Abulpharaji histor. dynastiar. pag. 215.*
2) Nach *Ibn Abi Oszaibiah* bei *Wüstenfeld nr. 158.*

Wüstenfeld [1]) erzählt auch von dem wackern Abd Allatif, dessen nähere Bekanntschaft wir später machen werden, derselbe hätte sich mehr und mehr von der Grundlosigkeit der Alchymie überzeugt, sich ganz zum Studium der Medicin gewandt, und gegen Ibn Sinâ's Schriften, je länger er sie studirt, desto mehr Abneigung bekommen. Allein dabei liess sich Wüstenfeld vermuthlich durch den blossen Auszug aus Ibn Oszaibiah, den er bei diesem Artikel benutzte, irre leiten. Nach desselben Schriftstellers vollständiger Biographie des Abd Allatif, welche uns de Sacy [2]) lieferte, spricht sich Abd Allatif über Ibn Sinâ als Mediciner gar nicht aus, sondern erzählt nur wie er ihn für den grössten Philosophen gehalten, bis er Alfârâbî und die Griechen kennen gelernt hätte, und wie Ibn Sinâ's Schifâ (Heilung, nämlich der Seele, also sein philosophisches Werk) ihn einst vornehmlich zum Studium der Alchymie angereizt hätte. Dann sagt er später: „Ich erkannte die Nichtigkeit der Chemie, ich begriff vollständig, wie diese Kunst entstand, wer die Urheber dieser lügnerischen Geheimnisse waren, und welchen Zweck sie verfolgten. So befreiete ich mich von zwei grossen und gefährlichen Irrthümern, wofür ich dem Allmächtigen lebhaften Dank zollte. Denn den Meisten gereichen Ibn Sinâ's Werke und die Chemie zum Verderben.“ Wir, meine ich, können nachsichtiger sein, und dem Ibn Sinâ einen Irrthum, den er mit seinem ganzen Zeitalter theilte, leichter verzeihen als der durch ihn bitter getäuschte Abd Allatif, und werden uns nicht daran stossen, wenn er als Philosoph die Griechen nicht erreichte. Wir wollen zudem für jetzt nur den Arzt ins Auge fassen. Man wirft ihm vor, sein Qanûn wäre ganz und gar aus galenischen Lappen zusammengeflickt. Wahrlich! ein wunderbares Flickwerk, das der Näthe weniger zeigt, als die bunte Garderobe, aus der es soll zusammengeschnitten sein. Wo ist denn das galenische Werk, das die gesammte Medicin in so streng systematischer Form enthält? Man hat diesen Vorzug selbst zum Tadel benutzt; eben weil das Werk

1) *Wüstenfeld nr. 220.*

2) *Abd-Allatif, traduit par Sylv. de Sacy pag. 462, 466, 468.*

streng systematisch sei, befriedige es, wie alle Systeme der Medicin, den Praktiker nicht. Als ob dem Schriftsteller die Wahl seines Gegenstandes nicht freistände. Der Qanûn sollte nun einmal ein System der Medicin sein; für die praktische Medicin war, wie wir hörten, ein Anhang bestimmt, den wir leider nicht besitzen. Des Urtheils über Ibn Sînâ als Praktiker sollte man sich daher von Rechts wegen ganz enthalten. Und wenn dem Qanûn alles Verdienst abginge, was erhob ihn denn nach seiner Erscheinung so plötzlich über alle Werke ähnlicher Art? was erhielt ihn bis ins sechzehnte Jahrhundert und drüber hinaus in so hohem Ansehen? Grosse Wirkung setzt doch immer eine grosse Ursache voraus. Dem heutigen Mediciner, zumal dem praktischen Arzt gewährt das Studium des Qanûn vielleicht wenig Nutzen. Es sei; allein der Historiker soll untersuchen, welche Bedeutung ein Werk in seiner Zeit hatte, wodurch es sie gewann und eine Zeit lang behauptete; und der Qanûn liegt viel zu weit hinter uns, um jetzt noch von einem andern als dem historischen Standpunkt aus beurtheilt zu werden. Ganz anders stand die Sache, als es noch darauf ankam des Ibn Sînâ's und des Galenos verjährte Auctorität zu brechen, die Medicin auf den Weg eigner Beobachtung zurück zu führen, also mit Einem Wort während des Kampfs gegen die sogenannten Arabisten. Doch der Kampf ist lange ausgekämpft; das verkennen Ibn Sînâ's heutige Verächter. Allein ich überschreite meine Befugniss, indem ich den Arzt gegen Aerzte vertheidige, und wende mich lieber zu seinen botanischen Leistungen.

Wennvon irgend einem Araber, so dürfen wir von Ibn Sînâ, dem Arzt und Philosophen, erwarten, dass er nicht bloss den speciellen Pflanzen als Heilmitteln, sondern auch der Natur der Pflanze im Allgemeinen seine Aufmerksamkeit schenkte. Von seinem angeblichen Werke über die Thiere und Pflanzen bemerkte ich bereits, es hätte wahrscheinlich nur ein Kapitel des Schifâ ausgemacht. Es steht nicht einmal unter den 105 Werken und Abhandlungen, deren Titel Wüstenfeld aufzählt, In dem noch vorhandenen Auszuge aus jenem Werk, seiner Nigâdt finde ich nichts über die Pflanzennatur. Eben so wenig darüber bieten seine andern

philosophischen Schriften dar, so weit wir sie bis jetzt, meist nur in barbarisch lateinischer Uebersetzung, kennen. Etwas Anhalt giebt uns Aschscharastânî, der arabische Geschichtschreiber der Philosophie in seinem oben §. 16 bereits besprochenen Werke, indem er der Philosophie des Ibn Sinâ, gleichsam als dem Typus aller arabischen Philosophie, eine ausführliche Darstellung widmet [1]). Nach ihm gliedert sich des Ibn Sinâ ganze Philosophie in Logik Metaphysik und Physik. Zu letzterer rechnet er die Lehre von den Seelen, deren er drei unterscheidet, die Pflanzenseele, die Thierseele und die Menschenseele. Der Pflanzenseele schreibt er drei Kräfte zu, die ernährende, die des Wachsthums und die erzeugende. Jede der drei Kräfte wird definirt, und dann sogleich zur Thierseele übergegangen. Das ist, wie man sieht, ungefähr dasselbe, was schon Aristoteles im zweiten Buch am Ende des vierten Kapitels seines Werks von der Seele, und zwar in tiefem Zusammenhange und reicher Gedankenfülle lehrte. Ueber beides, über Gedankenfülle und Tiefe des Zusammenhangs bei Ibn Sinâ gestattet uns der dürre Abriss seiner Lehre kein Urtheil. Aber eine Abweichung von Aristoteles ergiebt sich doch, und ist einer nähern Betrachtung werth: Nach Aristoteles ist die Ernährung die erste und einfachste Definition des Lebens selbst; nach Ibn Sinâ ist sie eine der drei Kräfte desselben. Ich glaube kaum, dass Aristoteles diesen Ausdruck gebilligt hätte. Zwar kannten die Alten als Wirkung der Ernährung nur das Wachsthum und die Fortpflanzung; zum vollständigen Begriff des Lebens fehlte ihnen noch das dritte dialektische Moment, was erst von Göthe (noch nicht von Kaspar Friedrich Wolf, wie sich Einige einbilden) klar erkannt und ausgesprochen wurde, – die Metamorphose. Vielleicht empfand der stets um formale Genauigkeit besorgte Araber diesen Mangel, und meinte ihm dadurch abhelfen zu können, dass er die Ernährung mit dem Wachsthum und der Fortpflanzung in Eine Linie stellte. Nicht so Aristoteles. Sein Dämon rang um

1) *Asch-Schahrastâni u. s. w. Theil II, Seite 213—332,* Die Physik beginnt Seite 285, die Lehre von der Seele Seite 310,

den Begriff des Lebens mit aller Macht; vollständig errang er ihn nicht, aber wie angewurzelt an den Boden stand er da bei der Arbeit, und glitt keinen Zoll breit ans. Er verschmähete die Trugform, mit der sich Ibn Sînà zufrieden gab. Ob, und wie weit dieses letztern botanische Speculation von jenen ganz allgemeinen Bestimmungen aus vorgedrungen sei, oder wenigstens vorzudringen versucht habe, wissen wir nicht. Doch der gänzliche Mangel jeder Spur philosophischer Auffassung der Pflanzennatur bei allen spätern Arabern rechtfertigt die Vermuthung, dass er nicht weit gekommen sein könne.

Vollständiger können wir seine Leistungen für die Heilmittellehre und dadurch mittelbar für die specielle Botanik beurtheilen, indem uns die Urkunden darüber in seinem Qanûn im Original vorliegen. Nur wenig von diesem grossen Werke kommt hier in Betracht, vor allem das zweite Buch, dessen erste Hälfte die allgemeine Heilmittellehre, dessen zweite die besondern oder sogenannten einfachen Heilmittel behandelt. Dazu kommt als minder erheblich für uns sein Antidotarinm oder die Abhandlung von den zusammengesetzten Heilmitteln im fünften Buche, nebst der abgesonderten kleinen Schrift: über die herzstärkenden Mittel, die uns nur Pflanzennamen darbieten. Wir wollen zunächst die brauchbarsten Ausgaben dieser Schriften durchgehen. und dann ihren botanischen Werth untersuchen.

Das Original des Qanûn ward nur einmal auf Veranlassung der römischen Propaganda gedruckt unter dem, mit Ausnahme des Druckorts und der Jahrszahl ganz arabischen Titel:

كتب القانون فى الطب لابو على الشيخ الرييس ابن سينا مع بعض
تاليفه وهو علم المنطق وعلم الطبيعى وعلم الكلام*

(Das Buch des Kanons der Medicin des Abu Ali des ehrwürdigen und erhabenen Ibn Sînà, nebst einigen seiner Abhandlungen, und zwar der Wissenschaft der Logik, der der Physik und der der Metaphysik). Romae. In typographia Medicea. 1593. fol.

Es sind zwei Bände, oben mit arabischer, unten statt der Custoden mit unserer gewöhnlichen Paginirung. Der zweite Band beginnt

ohne besondern Titel mit dem vierten Buche des im ganzen aus fünf Büchern bestehenden Qânûn, und führt eine besondere Pagina. Dann folgen die Register ohne Pagina, aber dafür mit Custoden versehen. Der Anhang hat einen besondern Titel:

كتاب النجاة مختصر الشفا لابن سينا *

(Das Buch der Zuflucht, ausgezogen aus der Heilung des Ibn Sînâ), worauf unter neuer Paginirung die drei auf dem Haupttitel genannten Abhandlungen als Theile desselben Werkes folgen. Am Schluss des zweiten Buchs des Qânûn wird gesagt, der Text dieses Buchs wäre entnommen aus einer Handschrift des Imâm Ismaîl Ibn Alḥasan Alhosainî, der am Schluss bezeuge, er hätte sein Exemplar nach dem von Ibn Sînâ's eigner Handschrift copirt. Dem ungeachtet ist wenigstens der Druck, wenn es nicht schon die Handschrift war, höchst incorrect, was besonders bei den Namen der Pflanzen stört. Diesem Uebelstande hilft zum Theil ein anderes weit jüngeres medicinisches Werk ab, was ich nur aus dem Grunde anführe, da es an sich nicht hierher gehört. Ibn Annafîs († 1288; bei Wüstenfeld nr. 244) lieferte uns einen zu Calcutta 1828 in 4. unter dem Titel Mûǵîz alqânûn gedruckten Auszug aus Ibn Sînâ's Werk, der, so weit ich ihn bei öfterm Gebrauch kennen lernte, das, was er enthält, wortgetreu aus Ibn Sînâ wiederholt, und sehr correct gedruckt ist. Nur schade, dass die Beschreibungen der Pflanzen durchweg ausgelassen sind.

Die von Choulant[1]) sorgfältig gearbeitete bibliographische Beschreibung von 28 vollständigen lateinischen Uebersetzungen des Qânûn, worunter jedoch einige zweifelhafte, wiederhole ich nicht. Ein paar Bemerkungen darüber werden hier genügen. Ganz gleich sind sich wenige dieser Ausgaben, den neuern wurden nach und nach immer mehr von den kleinen Schriften Ibn Sînâ's nebst den Erläuterungen verschiedener Commentatoren, die jedoch für uns wenig Werth haben, hinzugefügt. Die kleine Schrift von den herzstärkenden Mitteln steht als Anhang des Qânûn fast in

1) *Choulant, Handbuch der Bücherkunde der ältern Medicin, zweite Auflage, Seite 361 ff.*

allen Ausgaben der Uebersetzung, sogar schon in einer der undatirten, führt aber den entstellten Titel de viribus cordis statt de medicamentis cordialibus Den Qânûn enthalten die ältern Ausgaben bis 1523 in der ersten Uebersetzung des Gerardus Carmonensis oder Cremonensis (Spanier und Italiäner streiten sich um die Ehre seiner Landsmannschaft). In den folgenden Ausgaben von 1527 ab verbesserte Andreas Alpagus Bellunensis jene alte Uebersetzung, und in denen von 1564 an kommen auch noch die Berichtigungen von J. Paulus Mongius und J. Costäus hinzu. Ausserdem besitzen wir aber eine weit neuere und bessere Uebersetzung der beiden ersten und eines Theils des vierten Buchs, welche, da die einfachen Heilmittel im zweiten Buche abgehandelt sind, dem Botaniker genügt, unter folgendem Titel:

Clarissimi et praecellentissimi doctoris Abualj Ibn Tsina, qui hactenus perperam dictus est Avicenna, Canon medicinae. Interprete et scholiaste Vopisco Fortunato Plempio. Librum primum et alterum Canonis exhibens, atque ex libro quarto tractatum de febribus. Tom. I, II, Lovanii 1658. fol. min.

Zum Zweck dieser Uebersetzung unterwarf Plempius zuvörderst den arabischen Text einer strengen Kritik, wobei er ausser der arabischen Ausgabe und den verschiedenen ältern Uebersetzungen auch mehrere arabische Handschriften benutzte. Seine Anmerkungen oder Scholien sind indess öfter sacherklärend als sprachlich. Jedem Artikel stellte er den arabischen Namen des Heilmittels voran (was die ältern Uebersetzer oft vernachlässigten), und suchte ihn dann erst lateinisch wieder zu geben. Zwei Register enthalten eins die arabischen, das andere die lateinischen Namen. Arabische Lettern kommen nicht vor, sie werden in ähnlicher Weise wie in meinem Buche durch Zusammensetzungen ausgedrückt, die den arabischen Laut nachahmen sollen, zuweilen etwas wunderlich, wie z. B. mein th durch tth, mein dz durch dtsch, das einfache s durch ts u. s. w.; doch daran gewöhnt man sich leicht. Was aber die Hauptsache ist, des Arabischen war Plempius so mächtig, dass

sich der grösste neuere Meister derselben Sprache, Sylvestre de Sacy, in seiner Ausgabe des Abd Allatif nicht selten auf des Plempius Uebersetzung des Ibn Sînâ beruft, wenn es gilt die medicinische Bedeutung eines ungewöhnlichen arabischen Worts fest zu stellen. Botaniker war Plempius zwar nicht, aber Arzt und, wie die meisten Aerzte jener Zeit, mit den Arzneipflanzen und ihrer Geschichte wohl bekannt. Vom fünften und letzten Buch des Qânûn, welches die zusammengesetzten Heilmittel behandelt, dem Botaniker aber nur nackte Pflanzennamen darbietet, besitzen wir eine ganz neue deutsche Uebersetzung unter dem Titel:

Die zusammengesetzten Heilmittel der Araber. Nach dem fünften Buch des Canons von Ebn Sina aus dem Arabischen übersetzt von Sontheimer. Freiburg im Breisgau 1844. 8.

Um so mehr verdient den Dank der Botaniker ein freilich nur zwanzig Seiten füllender Anhang dieser Schrift, unter der Aufschrift: Essai de sinonymie (sic!) botanique arabe par Mr. Husson. Es ist ein arabisch-lateinisches Glossar zur Erklärung der jetzt in Aegypten gebräuchlichen Namen officineller Pflanzen, und dient besonders zur Vervollständigung oder auch zur orthographischen Berichtigung der von Forskaol gesammelten arabischen Pflanzennamen.

Die Ordnung, worin Ibn Sînâ seine Heilmittel aufführt, verräth ihre Grundlage, den Galenos, schon dadurch, dass sie nicht nur gleichfalls alphabetisch ist, sondern die Reihenfolge der griechischen Buchstaben, so weit sich das thun liess, im Arabischen nachahmt, und diejenigen arabischen Buchstaben, wofür sich kein griechisches Aequivalent fand, ans Ende stellt. Jeder Artikel zerfällt in gewisse Areolen, wie es die Uebersetzer nennen, die Ibn Sînâ in seinem Autographon durch Farben unterschieden hatte. Nicht jede Areole wiederholt sich bei jedem Mittel, im Ganzen aber sind deren sechzehn: 1. Name und Beschaffenheit, 2. Kennzeichen der Güte, 3. Qualitäten und Elementarzusammensetzung (ob kalt, warm, feucht oder trocken, und in welchen Graden), 4. Wirkungen und Eigenschaften im Allgemeinen, 5. Anwendung, und zwar zunächst zur Verschönerung (der Haut, Haare u. s. w.), sodann auch

6—15. gegen Krankheiten verschiedener Art und verschiedener Körpertheile, endlich 16. Surrogate. Meist nur die erste, selten eine der übrigen Areolen kümmert den Botaniker. Leider sind aber die Texte der verschiedenen Handschriften und Uebersetzungen überhaupt nicht selten, am häufigsten grade in der ersten Areole der Heilmittel, entweder lückenhaft oder interpolirt. Welches von beiden in jedem besondern Fall anzunehmen sei, darüber hatte sich Plempius keine feste Norm gebildet; bald giebt er den ausführlichsten Text, und bemerkt in den Scholien, was davon in andern Handschriften oder Ausgaben fehlt; bald giebt er umgekehrt einen kürzern Text, und verweist, was andere sonst noch enthalten, in die Scholien. Man hat ihm das zum Vorwurf gemacht, und gewiss hätte er besser gethan, sich überall, wo sich nicht offenbare Unrichtigkeiten zeigen, an den, von Buchstabenverwechselungen abgesehen, am meisten verbürgten Text der gedruckten arabischen Ausgabe zu halten; doch macht die genaue Angabe jeder Abweichung in den Scholien diesen Missgriff unschädlich. Aber auch in der arabischen Ausgabe selbst enthält die erste Areole bei verschiedenen Pflanzen bald mehr bald minder ausführliche Beschreibungen und Nachrichten über das Vaterland derselben, bald nur den Namen mit der Bemerkung: „ist bekannt." Den Griechen unbekannte Pflanzen sind meist beschrieben. Bei den ihnen bekannten giebt die arabische Ausgabe oft einen Auszug aus Dioskorides, der in den Handschriften und Uebersetzungen nicht selten fehlt, mitunter aber auch in ihnen vorkommt, so dass man an der Benutzung des Dioskorides durch Ibn Sinâ selbst nicht zweifeln kann. Ob letzterer auch nur eine einzige Pflanze selbst zuerst beschrieben hat, ist mir sehr zweifelhaft, obgleich er in der ersten Areole ausser Dioskorides selten einen Schriftsteller citirt, und sogar diesen nicht überall, wo er ihn benutzt hat. Denn ich finde bei Ibn Baithâr, der ihn sehr häufig benutzt, durchgängig unter seinem Namen nur Bemerkungen über die Wirkung der Mittel, und zuweilen unter dem Namen älterer Schriftsteller Beschreibungen, die sich bei Ibn Sinâ wiederfinden, was natürlich seinen Werth als Botaniker beträchtlich vermindert. Doch wie dem sei,

jedenfalls bleibt das zweite Buch seines Qânûn das älteste arabische Buch mit Pflanzenbeschreibungen, welches uns vollständig, und sogar im Original vorliegt; und spätere Botaniker bis auf Caspar Bauhin beziehen sich so oft darauf, knüpfen ihre eigenen Untersuchungen so genau daran, dass es seinen Werth für die Geschichte der speciellen Botanik nie verlieren kann. Proben seiner Beschreibungen gebe ich nicht, weil dieselben so äusserst ungleich, und wie gesagt vermuthlich keine sein wahres Eigenthum ist. Und so gehe ich weiter zu —

§. 26.

Ibn Bothlân (Elluchasem Elimithar) Ibn Wâfid (Albengnefit) und Ibn G'azladt.

Ein Schüler des §. 18 vorgekommenen Uebersetzers Aththajjib war Abul H'asan Almochtâr Ben Alh'asan Ben Abdûn genannt Ibn Bothlân, ein christlicher Arzt aus Bagdad; ein verfänglicher Name, indem Mochtâr mente captus, Bothlân vanitas bedeutet. Ein mittelalterlicher Uebersetzer verdrehete die beiden ersten Namen gar in Elluchasem Elimithar medicus de Baldach. Nachdem sich dieser Mann eine Zeit lang in verschiedenen Städten Syriens, dann in Aegypten, dann in Konstantinopel aufgehalten, trat er endlich zu Antiochien in ein Kloster und starb daselbst als Mönch 444 (1052). Mehr über sein Leben und seine Schriften findet man bei Abulfarag̊[1]) und nach diesem und Ibn Abi Oszaibiah bei Wüstenfeld unter nr. 133. Hammer-Purgstall verlässt uns von hier an, da der sechste Band seiner so reichhaltigen Literaturgeschichte der Araber noch nicht erschienen ist. Noch besitzen wir von Ibn Baithâr in mehrern Handschriften eine wunderliche kleine Schrift unter dem Titel Taqwîm aszszih'h'adt, Tafel der Gesundheit, und in lateinischer Uebersetzung unter dem Titel:

Tacvini sanitatis Elluchasem Elimithar Medici de Baldach de sex rebus non naturalibus, earum naturis, operationibus, et

1) *Abulpharaji histor. dynast. pag. 234.*

rectificationibus, publico omnium usui, conservandae Sanitatis, recens exarati etc. Argentorati apud Jo. Schottum. 1531. fol. Unter den nicht natürlichen Dingen sind zu verstehen 1. Luft, 2. Speise und Trank, 3. Bewegung und Ruhe, 4. Schlaf und Wachen, 5. Verdünnung und Verdickung der Säfte und 6. Freude Zorn Furcht und Angst. Wie nun diese sechs Dinge in verschiedenen Modificationen der Gesundheit zusagen oder schaden, und wodurch ihrer Schädlichkeit zu begegnen sei, das wird in vierzig vollkommen gleichmässig eingerichteten Tabellen auf eben so viel Seiten dargestellt, deren jeder eine Seite Text zur speciellen Erläuterung gegenüber steht, und denen eben so viel generelle Kanons vorausgehen. Eine compendiösere Diätetik mit Einschluss eines beträchtlichen Theils der Therapie lässt sich kaum denken. Eine ansehnliche Menge von Arznei- und Nahrungspflanzen wird darin auf ganz gleiche Weise wie die Gymnastik des Leibes und der Seele abgehandelt; und alles, was vorkommt, sei es eine Pflanze, ein anderer Naturkörper, ein Kunstproduct, ein Leiden oder eine Handlung, wie Schlaf, Schlaflosigkeit, Trunkenheit, Reiten, Jagd, Ballspiel, selbst die verschiedenen Winde und Jahreszeiten u. s. w. stellt wenigstens die gedruckte Ausgabe unter den Erläuterungen in einer Reihe kleiner nicht schlecht gezeichneter Holzschnitte dar, ob in Nachahmung der Handschrift oder nach eigener Wahl, wird nicht gesagt. Manche der Pflanzen und Thiere, wiewohl kaum fünf viertel Zoll hoch, lassen sich sehr gut erkennen. Eine Probe damaliger Physiologie bietet unterandern der zehnte Kanon dar, worin es heisst: „Die Philosophen behaupten, alle Samen wären heiss und feucht wie das Sperma, und gleichsam die Quintessenz der Pflanzen, insofern sie das Princip der Fortpflanzung sind. Zum Beweise führen sie an, dass einige Pflanzen viele Samen tragen, weil sie schwächerer Constitution sind. Denn den Pflanzen solcher Constitutionen hätte die Natur viele Samen verliehen, damit die Menge ihnen die Kraft ersetze. Dazu wären auch den schwächern Thieren mehrere Gliedmaassen gegeben. Und deshalb wären viele Samen in Lappen gespalten, dass, wenn einer in der Erde zu Schaden käme, der andere übrig bliebe, u. s. w.“ Denn hieran,

denke ich, werden meine Leser genug haben; und nur als Curiosität erwähnte ich des Buchs und seines Verfassers. Ibn Baithâr citirt ihn ein einziges mal II, Seite 482 beim Kampferwasser.

Noch zwei kleine Schriften zweier anderer arabischer Aerzte über Heilmittellehre sind mit der des Ibn Bothlân zusammengedruckt, und auf dem allgemeinen Titel mit folgenden Worten bezeichnet:

Albengnefit de virtutibus Medicinarum et Ciborum.

Jac. Alkindus de rerum gradibus.

Verfasser der ersten war Abd Arrahmân Ben Abd Alkarîm Ben Wâfid Allachmî Alandâlosî, gewöhnlich Ibn Wâfid genannt, woraus man im Mittelalter Albegnefit machte. Von ihm berichtet Ibn Alqofthî bei Casiri[1]), er hätte die Bücher des Dioskorides und Galenos von den einfachen Heilmitteln nach langen Studien nicht allein gründlich verstanden, sondern auch in einem Werk von fünf hundert Blättern in bessere Ordnung gebracht. Ob auch neu übersetzt, wird nicht gesagt. Ibn Abi Oszaibiah[2]), der den Stammbaum dieses Schriftstellers in dem langen Namen noch weiter auf- und abwärts führt, rühmt seine Studien des Galenos, des Aristoteles und anderer alter Philosophen, und schreibt ihm darauf ein eigenes Werk von den einfachen Heilmitteln zu; und nach zahlreichen Citaten bei Ibn Baithâr zu urtheilen, die sich ohne Zweifel auf dasselbe Werk beziehen, muss es in der That des Ibn Wâfid eigene Arbeit gewesen sein, wenn ihm auch die Werke des Galenos und Dioskorides zum Grunde lagen. Denn gar vieles darin war wenigstens nicht von bekannten Griechen entlehnt. Doch nicht eine einzige der von Ibn Baithâr citirten Stellen finde ich in der kleinen Schrift von nur ein und zwanzig gedruckten Seiten, die wir noch jetzt in der angezeigten Uebersetzung des Gerhard von Carmona oder Cremona besitzen. Sie handelt nur von den Zeichen, wonach man die Wirkung der einfachen Heilmittel beurtheilen soll, von den verschie-

1) *Casiri biblioth. Arabico-Hispana Escurialensis I, pag. 404.*

2) *Ibn Abi Oszaibiah* im Original abgedruckt im Anhange zu *Wüstenfeld pag. 14.*

denen Arten ihrer medicinischen Wirksamkeit, und scheint demnach dem grössern Werke nur als Einleitung gedient zu haben. Doch scheint sich daraus zu ergeben, was Ibn Alqofthî unter der bessern Ordnung der Heilmittel verstand, nämlich die Anordnung nach der Wirkungsart.

Geboren war Ibn Wâfid im letzten Monat des Jahrs 387 (December 997) vornehmen Standes, eine Zeit lang sogar Vazir des Almamûn Jaḣiâ Ibn Dol Nûn, Königs von Toledo, des mächtigsten moslimischen Herrschers seiner Zeit in Spanien (regierte von 457 bis 469 oder 1065 bis 1077[1]), der auch Cordova erobert hatte, wo Ibn Wâfid als berühmter Arzt, vermuthlich vor seiner Erhebung zum Vazirat lebte. Er starb erst, man weiss nicht wie lange nach dem Jahr 460 (1068; die Jahrszahl 360 im Text des Ibn Abi Oszaibiah ist offenbar ein Druckfehler. Nach Ibn Alqofthî blühete er um die Mitte des fünften Jahrhunderts der H'igradt).

Ibn Baithâr citirt ihn häufig, einige mal, wie I, S. 35, II, S. 204, um seine Meinung zu berichtigen, öfter als eine Auctorität, bald eine praktisch medicinische, bald auch eine botanische; in letzter Weise unterandern I, S. 279. Ich gebe Sontheimers Uebersetzung der Stelle etwas geändert nach Serapion, der pag. 223 cap. 327 genau dieselbe Beschreibung ohne Angabe seiner Quelle wiederholt, und nach einem Scholion von Plempius zu demselben Heilmittel bei Ibn Sînâ II, pag. 140. „H'ab azzalam. Ibn Wâfid. Dieses sind fette breitgedrückte Körner, grösser als Erbsen, aussen gelblich, innen weiss. Sie sind wohlriechend von angenehmem Geschmack, und werden aus dem Berberlande gebracht. Sie heissen bei uns schwarzer Pfeffer (nach einer Parallelstelle bei Ibn Alawwâm II, p. 209. Sontheimer übersetzt Sudanpfeffer, der Uebersetzer des Serapion piper nigrorum), doch ist der wahre schwarze Pfeffer etwas andres." Darin erkannte man die Knollen des Cyperus esculentus. Nur Dodonäus widersprach, weil H'ab eigentlich eine Beere heisst. Aber Plempius wies nach, dass

1) Vergl. *Ibn Alâbâr* bei *Casiri II, pag. 44*, und *Conde Geschichte der Mauren in Spanien, a. d. Spanischen von Rutschmann II, S. 43—56.*

dasselbe Wort auch von den Bulbillen des Lauchs gebraucht werde. — Eine andre Pflanzenbeschreibung, die sich gleichfalls bei Serapion wiederholt, steht bei diesem pag. 79, cap. 89, bei Ibn Baithâr II, S. 102. „Schaqâqil. Ibn Wafid. Die Blätter dieser Pflanze gleichen denen der Erbse, die unter dem Namen Albaschilat bekannt ist. Die Pflanze hat daumen- oder fingerdicke lange Wurzeln, die, wenn sie nahe an die Oberfläche der Erde kommen, runzlig und wie Graswurzeln mit Gelenken versehen sind. Aus den Gelenken kommen Blätter hervor, ähnlich denen der Baschilat, welches die grose Erbse ist (similia foliis basai, et est aljulben majus. Serap.) An der Spitze der Zweige erscheinen gegen Ausgang des Frühlings und zu Anfang der Erndtezeit die Blumen, an Farbe gleich denen des Veilchens, aber grösser. Wenn sie abfallen, zeigen sich die schwarzen Samen von der Grösse der Erbsen, erfüllt mit einer schwarzen süssen Feuchtigkeit. Die Pflanze wächst im Schatten an der Wurzel hoher Bäume auf feuchtem Boden. Man sammelt sie zur Zeit der Erndte." Ich bemerke hierzu, dass statt Baschilat unstreitig Basiladt zu lesen ist. Denn unter diesem Namen lehrt Ibn Alawwâm II, pag. 99 nicht allein uns die Cultur einer Erbsenart kennen, sondern auch Ibn Baithâr I, pag. 140 bei Sontheimer, und pag. 92 in Dietz analect. medic. ex libris mss., haben denselben Namen für eine in Aegypten beliebte Erbsenart, obgleich Sontheimer an dieser Stelle eine andere Lesart fand und vorzog. Wie man nun zweifeln kann, dass Ibn Wâfid mit dem Namen Schaqâqil eine der gemeinen Gartenerbse sehr ähnliche Pflanze bezeichnen wollte, begreife ich nicht. Ja ich würde sie gradezu für unser Pisum sativum var. quadratum mit bläulicher Blume und schwärzlichem Samen halten, wenn nicht die kriechende knotige Wurzel, wodurch nach Ibn Alawwâm II, pag. 210 die Pflanze sogar vermehrt zu werden pflegte, eine Staude verriethe. Gleichwohl ward sie von einem arabischen Commentator des Ibn Sinâ (bei Plempius), so wie von verschiedenen Lateinern des Mittelalters bald für ein Eryngium bald für eine andere Doldenpflanze, die sogar den Namen Pastinaca Secacul erhielt, genommen; und wirklich führt nach Rauwolf und Russel

bei Aleppo diese, nach Forskaol und Hüsson in Aegypten das Eryngium campestre denselben Namen. Bei solchen, sich öfter wiederholenden, bloss auf den zufälligen Wechsel der im gemeinen Leben gebräuchlichen Pflanzennamen gegründeten Missgriffen mussten natürlich auch die besten Beschreibungen der Araber in Misscredit kommen.

Nur im Vorbeigehen erwähne ich des Ibn G'azladt, gestorben 1100, dessen Werk unter dem Titel Alminhâǵ albijân (Via expositionis, nämlich der einfachen und zusammengesetzten Heilmittel) noch in vielen Handschriften existirt. Ibn Baithâr citirt das Buch häufig, einmal auch den Verfasser nebst des Buches Titel und Gegenstand (I, S. 337), doch nur um entweder die Wirkung der Heilmittel kennen zu lehren, oder, wie I, S. 217 und in der schon angeführten Stelle, um botanische Irrthümer und Verwechselungen, deren sich der Verfasser schuldig gemacht, zu berichtigen. Ueber sein nicht uninteressantes Leben vergleiche man Wüstenfeld nr. 145, wo den Citaten der Quellen noch hinzuzufügen ist H'aǵǵî Chalifah VI, pag. 200, nr. 13225, eine Notiz über das hier genannte Buch.

§. 27.

Ibn Alhaitsam, Ibn Samh̆ûn und Algâfaqî.

Nur zum Zweck chronologischer Bestimmungen stelle ich diese drei Männer sehr verschiedenen Alters hier zusammen. Ibn Baithâr citirt zwar alle drei nicht selten, doch Pflanzenbeschreibungen nur von letzterm.

Abd Arrah̆man Ben Ish̆aq Ben Haitsam, wie ihn Ibn Abi Oszaibiah im Leben des Ibn G'olǵol bei de Sacy [1]) nennt, lebte zu Cordova, und gehörte zu den Aerzten, die zur Zeit des Chalifen H'akim II. (regierte 350—367) mit Hülfe des Mönches Nikolaos die griechischen Namen der Heilmittel des Dioskorides zu entziffern bemüht waren. So erzählt Ibn G'olǵol selbst am angeführten Ort. Mit Recht stellte daher Ibn Abi Oszaibiah die

1) *Abd-Allatif, traduit par Sylv. de Sacy, pag. 497.*

kurze Notiz, die er über Ibn Alhaitsam in einem besondern Artikel giebt, der Biographie des Ibn G'olġol unmittelbar voran. Ich begreife daher nicht, wodurch bewogen Wüstenfeld (nr. 111 und 140) diese beiden Schriftsteller so weit von einander trennte, den ältern hinter den jüngern stellte, und es wahrscheinlich fand, er hätte erst in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, also hundert Jahr später, als Ibn G'olġol, gelebt. Ibn Baithâr citirt ihn mehrmals mit seinem vollen Namen, z. B. I, S. 271, wo Sontheimer die beiden ersten von dem letzten Namen durch ein Komma trennt, als ob es zwei Personen wären, ferner II, S. 201, und nach einer offenbar verdorbenen Lesart, II, S. 396 als Abd Arrahim Ibn Haitsam; öfter bloss mit dem letzten Namen. Auch den Titel des Hauptwerks, welches ihm Ibn Abi Oszaibiah zuschreibt, Iktafâ (Persecutio), citirt er zugleich mit seinem Namen I, S. 303. Doch auf Pflanzenkenntniss lässt keine der angeführten Stellen schliessen.

Den zweiten nennt Ibn Baithâr I, S. 302 und II, S. 575 H'âmad Ben Samh̆ûn und öfter abgekürzt Ibn Samh̆ûn. In der leidener Handschrift des Ibn Abi Oszaibiah führt er den Namen Abu Bekr H'âmad Ben Samh̆ûn; Abd Allatif dagegen citirt einen mit vollständiger Vocalisation geschriebenen Ibn Samaġûn, und eben so lautet der letzte Name in einer pariser Handschrift eines abgekürzten Ibn Abi Oszaibiah. Eins von beiden ist folglich unrichtige Lesart, deren Unterschied ohne Vocalisation auf einem einzigen diakritischen Punkte beruht. Wüstenfeld übergeht ihn, vielleicht weil der ihn betreffende Artikel in seinem Auszuge aus Ibn Abi Oszaibiah fehlt; allein de Sacy liess diesen Artikel aus der leidener Handschrift in den Anmerkungen zu seinem Abd Allatif (pag. 82) im Original abdrucken, und macht dazu folgende Bemerkung: „Ich glaube, dass Ebn Samaġûn, später als Razî, den er citirt, aus Spanien war, und gegen Ende des vierten Jahrhunderts der Hiġradt lebte. Denn der diesen Arzt betreffende Artikel der leidener Handschrift, worin etwas ausgelassen zu sein scheint, erwähnt des Moh̆ammad Ben Abi Amer (mit dem Zunamen Almansor), gestorben im Jahr der Hiġradt 392, zu welchem Ebn Samaġûn ohne Zweifel in einiger Beziehung stand.“ — Die erste

dieser beiden Vermuthungen, dass er ein Spanier war, lässt sich nicht bezweifeln; denn Ibn Abi Oszaibiah stellte ihn unter die spanischen Aerzte [1]). Was aber die zweite Vermuthung über sein Zeitalter betrifft, so möchte ich ihn doch für jünger halten; denn er citirt bei Ibn Baithâr nicht bloss den Razî (I, S. 71), sondern auch den so eben besprochenen Ibn Alhaitsam (I, 271), und Ibn Abi Oszaibiah spricht von ihm unmittelbar nach Ibn Chasdai (bei Wüstenfeld nr. 154), der im Jahr 522 (1128) noch am Leben war. Genau bindet sich Ibn Abi Oszaibiah zwar nicht an die Zeitfolge, doch ein solcher Rücksprung von mehr als hundert Jahren kommt, abgesehen von der ältern minder klaren Zeit, schwerlich bei ihm vor. Alles, was Ibn Baithâr von ihm anführt, z. B. I, S. 30, 45, 51, 71, 199, 243, 271, 302 u. s. w., ist nicht nur an sich ziemlich unbedeutend, sondern besteht auch grössern Theils nur wieder aus Anführungen älterer Aerzte.

Den dritten der Genannten citirt Ibn Baithâr an hundert mal, doch beständig nur unter dem einfachen Namen Algâfaqî. Vor einem seiner Werke in der Bibliothek des Escurial über menschliche Anatomie (welches Wüstenfeld übersehen) wird er Mohammad Algâfaqî aus Cordova [2]) genannt. Doch vermuthlich lebte er nur in dieser Stadt, und seine Geburtsstadt war Gâfaq, eine Tagereise von Cordova [3]), wie wir aus seinem Namen schliessen dürfen. Dass er in Spanien lebte, bezeugt er selbst bei Ibn Baithâr I, S. 372, II, 226, 349 und 521, in den Worten: „bei uns in Andâlos." Sein voller Name lautet nach Ibn Abi Oszaibiah bei Wüstenfeld (nr. 176) Abu G'afar Ahmad Ben Mohammad Ben Ahmad Ben Sajjid Algâfaqî. Dieselben Namen, doch ohne den vorletzten, giebt ihm nach demselben Schriftsteller de Sacy [4]), und fügt hinzu: „Ebn Abi Osaiba benachrichtigt uns nicht, wann Gafeki blühete; doch nach der Stelle, die er im dreizehnten

1) Man sehe die Liste der von Ibn Abi Oszaibiah gelieferten Biographien bei *Wüstenfeld Seite 140.*

2) *Casiri biblioth. arabico-hispana I, pag. 274.*

3) *Geographie d'Edrisi, par Jaubert, II, pag. 15 et 65.*

4) *Abd-Allatif, traduit par Sylv. de Sacy, pag. 74.*

Buch dieses Historikers unter den spanischen Aerzten einnimmt, scheint es, dass er gegen das Ende des vierten Jahrhunderts gelebt haben muss.“ Wüstenfeld dagegen sagt ganz bestimmt: „er starb im Jahr 560 (1164)“, und er muss diese Nachricht in seinem Exemplar des Ibn Abi Oszaibiah gefunden haben, wie sich aus Seite 140 seines Werks ergiebt. Ich trete dieser Angabe um so lieber bei, weil Algâfaqî selbst bei Ibn Baithâr, ausser mehrern ältern Schriftstellern, II, Seite 204 nicht nur den so eben besprochenen Ibn Samhûn, sondern auch den Ibn Wâfid citirt, von dem wir, wie man im vorigen Paragraphen sehen kann, mit Sicherheit wissen, dass er 460 (1068) noch lebte. Ibn Abi Oszaibiah scheint nur eins seiner Werke zu kennen, eine sehr hoch geachtete Abhandlung, wie er sagt, über die einfachen Heilmittel, worin der Verfasser abgekürzt, aber genau alles zusammengetragen hatte, was Dioskorides und Galenos über denselben Gegenstand gesagt, und die später gemachten Beobachtungen hinzugefügt hatte. Einige andere Werke dieses Schriftstellers soll man nach de Sacy im Katalog der bodleyschen Bibliothek, der mir fehlt, verzeichnet finden. Wüstenfeld giebt aus derselben Quelle ihre Titel; es sind zwei praktisch medicinische Abhandlungen. Die schon angeführte Anatomie fehlt sowohl bei Wüstenfeld wie auch bei de Sacy. Ibn Baithâr citirt I, Seite 362: Algâfaqî im H'âwî. Das scheint also der eigentliche Titel seiner Heilmittellehre zu sein. Es fragt sich aber, ob Algâfaqî nicht noch ein anderes Werk geschrieben hat von der Landwirthschaft. Denn drei mal, II, 96, 365, 466, citirt Ibn Baithâr den „Algâfaqî in der Landwirthschaft.“ An fünf andern Stellen, I, Seite 21, 130, 326, II, Seite 329, 502 citirt er so: „Algâfaqî. Der Verfasser der Landwirthschaft sagt u. s. w.“ Eine der beiden Ausdrucksweisen ist augenscheinlich entweder vom Uebersetzer missverstanden, oder vom Abschreiber entstellt. Am leichtesten könnte das bei der ersten vorgekommen sein, so dass ich annehmen möchte, Algâfaqî sei nicht selbst Verfasser eines Werks von der Landwirthschaft, sondern habe nur ein Buch unter diesem Titel fleissig benutzt. Doch nicht die Landwirthschaft des Ibn Alawwâm, denn

darin finden sich die citirten Stellen nicht, und Ibn Alawwàm lebte jedenfalls später als Algâfaqî, — sondern vermuthlich die nabathäische, welche reich an botanischen Bemerkungen war. Bestätigt wird diese Meinung besonders dadurch, dass Algâfaqî selbst fast nur von spanischen oder nordafrikanischen Pflanzen spricht, dagegen in den beiden ersten Stellen, die seiner Landwirthschaft entlehnt sein sollen, von babylonischen Pflanzen, wie denn überhaupt die meisten der von Ibn Baithàr aus dem Buch der Landwirthschaft ohne weitern Zusatz mitgetheilten Stellen sich auf südasiatische Pflanzen beziehen.

Halten wir uns nun an Algâfaqî's eigene Aussprüche, so müssen wir gestehen, dass er unter allen bisher genannten Arabern bei weitem die meisten und genauesten Pflanzenbeschreibungen lieferte. Wenige Stellen ausgenommen, in denen er Verwechslungen bei seinen Vorgängern berichtigt, wie I, S. 393, oder II, Seite 75, spricht er, oder vielmehr citirt ihn Ibn Baithàr nur zu solchen Pflanzen, welche die Griechen noch nicht kannten, vorzüglich solchen, von denen wir glauben müssen, dass sie vor ihm noch gar nicht beschrieben waren, weil Ibn Baithàr in sehr vielen Fällen ihn ganz allein citirt. Einige mal citirt er ihn zwar zu früher schon bekannten Pflanzen, von denen aber Algâfaqî neue Arten unterschied. Die Beschreibungen selbst sind der Art, dass ein mit der südspanischen und marokkanischen Flora bekannter Botaniker nach ihnen die meisten seiner Pflanzen mit ziemlicher Sicherheit wieder erkennen würde. Auch die Namen könnten dabei zu Hülfe kommen, indem Algâfaqî einige mal ausdrücklich die in Andàlos volksthümlichen Namen, die leicht noch fortleben können, nennt. Genau pflegt er anzugeben, ob der Stengel niederliegt oder aufrecht steht, einfach oder verästelt, rund oder kantig ist, ob die Blätter einander gegenüber stehen, und der Länge nach in Zeilen geordnet sind, ob sie glatt klebrig oder behaart sind, ob auf beiden oder nur auf der untern Seite. Einige mal bezeichnet er sogar gesägte und tief fiederspaltige Blätter. Selbst von Kelch und Krone ist die Rede. Der Frucht wird jedesmal gedacht, wiewohl bei ihrer Beschreibung am meisten zu wünschen

übrig bleibt. Ich liefere wieder ein Paar seiner Beschreibungen zur Probe.

I, Seite 55. „Athramâladt. Der Stengel etwa eine Elle hoch (nach Dietz analect. medic. pag. 56 altitudine hominis), mit kleinen Aesten. Die einander entsprechenden (gegenständigen) Blätter an vier Seiten, ähnlich denen des Hanfs, doch kleiner. Am Stengel erheben sich reihenweis über einander die Aehren, ungefähr eine Spanne lang, durch Hüllen verbunden (scheint Bracteen zu bedeuten). Die Hülle (hier vermuthlich der Kelch) ist rund mit offener Mündung, gleich der der Haselnuss, nur viel kleiner. In derselben die der Haselnuss ähnliche Frucht, von der Grösse einer Erbse. Darin sehr kleine roth-schwärzliche Samen. Die Pflanze hat einen klebrigen Saft, der sich wie Honig an die Hand hängt, und eine kleine meist gelbe Blume. Sie wächst auf gutem angebaueten Boden.“ Kein anderer Schriftsteller wird bei dieser Pflanze angeführt. Ich rathe auf Scrophularia sambucifolia. — Die folgende Pflanze, unsre Datura Metel kommt zwar schon bei weit ältern Arabern vor, beschrieben hat sie zuerst Algâfaqî. Ibn Sînâ (bei Plempius II, pag. 101) beschreibt nur die Frucht, und ich schicke diese Beschreibung zur Vergleichung voran. „G'auz mâtsil. Ist ein narkotisches Gift. Es gleicht einer mit dicken kurzen Stacheln bewaffneten Walnuss, oder auch der Brechnuss. Samen hat es wie die Zitrone.“ Ganz anders Algâfaqî bei Ibn Baithâr I, Seite 269. „G'auz mâtsil. Eine mannshohe Pflanze, deren Blätter den kleinern Blättern der Melongena gleichen, doch sind sie fester und glätter. Sie trägt eine grosse weisse Blume, fast einen Zoll lang, deren Mündung einem krummen Blasinstrument gleicht, und fett ist. Dieselbe ist eingeschlossen in einen langen Kelch, und befestigt an einem langen Stiel. Ihre etwas stachelige Frucht gleicht einer schönen Nuss (das Beiwort vielleicht falsche Lesart oder Missverständniss des Uebersetzers). Die Samen in der Kapsel gleichen denen der Mandragora.“ — Ich gebe noch eine dritte Beschreibung einer unbekannten Pflanze, auf die ich bei der Gelegenheit aufmerksam machen möchte. Ibn Baithâr II, Seite 84. „Schağaradt abi malik. Algâfaqî. Dieser

Baum[1]) wächst an feuchten schattigen Stellen. Oft ist er purpurroth, und hat gelenkartige abstehende Hervorragungen (verdickte Knoten), um welche herum sich grosse handbreite Blätter mit sägenförmig eingeschnittenem Rande befinden. An jedem Stengel (muss offenbar heissen: an jedem Knoten) befinden sich zwei Blätter, an den Zweigen und am Grunde der Blätter sind kleine blattähnliche Einschnitte (? stipulae ?). Die Blätter sind glatt grün weich, etwa eine Elle lang. Der Stamm verästelt sich oben in viele Zweige, woran sich die kleinen purpurröthlichen Blumen mit ihren grünen Kelchen befinden, auf welche kleine runde erbsengrosse Köpfchen folgen, die sich öffnen, und kleine schwarze Samen enthalten. Die Pflanze hat einen schweren Geruch und eine mässig erwärmende Kraft, abstergirt und zertheilt in geringem Grade. Die Wurzel ist innen weiss und klebrig, mit schwarzer Rinde umgeben. Die Wäscher peitschen die Wurzel mit Wasser, wobei sie einen seifenartigen Schaum von sich giebt, mit dem man die Kleider wäscht und reinigt, u. s. w." Ibn Baithâr selbst fügt noch hinzu, die Pflanze sei auch zu Damaskus bekannt, und werde dort Szâbûn atstsijjâb (Seife der Zeugmacher) genannt. Ich erinnere hierbei an das Struthion der Griechen, welches man für Saponaria officinalis zu halten pflegt. Indess hat Beckmann[2]) nicht nur viele noch immer nicht gehobene Zweifel gegen diese Auslegung erhoben, sondern auch schon auf eine andere Pflanze hingedeutet, die vielleicht das ächte Struthion der Griechen sein könnte. Er fand nämlich bei Johann Bauhin[3]) eine Nachricht des Bellunensis über eine bei Damaskus wachsende Seifenpflanze, ohne das Original der Nachricht finden zu können. Ich finde es in Andreae de Alpago Bellunensis Arabicorum nominum interpretatio, die den spätern zu Venedig erschienenen lateinischen Ausgaben des Avicenna angehangen ist; sie lautet so: „Aselengi seu Aslagi seu Aslengi est radix quaedam, quae habet folia et spinas. Et

1 So übersetzt Sontheimer durchgängig das Wort Schag'aradt, was jede einstengelige Pflanze, sei sie Baum Staude oder Kraut, bedeutet.

2) *Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, IV, (1799) S. 25.*

3) *Joh. Bauhini histor. plantar. tom. III, pag. 347.*

physici in Syria dicunt, quod est species Artanitae, de qua loquitur Avicenna 2. canonis (bei Plempius II, pag. 230). Et fullones utuntur ea lavando et mundificando lanam et pannos ex ea factos cum decoctione ipsius. Et aromatarii etiam utuntur decoctione hujusmodi radicis, ponendo parum de ipsa in confectionibus factis ex melle aut ex sapa, cum volunt dealbare confectiones praedictas, ita ut videantur ex zuccaro et amylo factae. Et confectiones praedictae nihil de amylo habentes sunt viscosae durae ad masticandum. Et radix praedicta est valde nota apud Damascenos. Et ego expertus sum, quod ejus decoctio removet maculas vestium, et mundificat pannos.“ Was die Sache noch mehr verwirrt, ist, dass man nach Rauwolf [1]) zu Aleppo die Kleider mit der Wurzel des Leontopetalon (Leontice Leontopetalon Linn.) welche arabisch Aslab heisse, reinigen soll. Das ist wohl sehr wahrscheinlich die von Alpagus und Ibn Baithâr bezeichnete Pflanze von Damaskus; allein sie wächst weder in Spanien, noch passt Algâfagî's Beschreibung auf sie. Doch hier ist nicht der Ort, diese Untersuchung fortzuführen; ich begnüge mich denen, die sie aufnehmen wollen, einiges Material nachgewiesen zu haben, und schliesse diesen Paragraph mit der Angabe aller noch nicht vorgekommener Stellen, in denen Ibn Baithâr den Algâfaqî citirt. I, Seite 2, 5, 10, 21, 54, 71, 73, 80, 83, 129, 141, 155, 167, 244, 272 vier mal, II, Seite 11 zwei mal, 84 zwei mal, 177, 349 zwei mal, 377 zwei mal, 383 drei mal, 438, 439, 521, 533, 536, 589, 602. In folgenden Stellen citirt Algâfaqî selbst den Abu H'anîfadt: I, Seite 305, II, Seite 144 zwei mal, den Alî Ben Moĥammad II, Seite 363, den Albathrik I, Seite 77, II, Seite 445, den Qostâ (ich habe die Stelle zu notiren versäumt), den Abu Choraiġ II, Seite 411, 460, den Almasûdî von den Giften II, Seite 378.

---

1) *Leonharti Rauwolfen aigentliche Beschreibung der Raiss u. s. w. (Laugingen 1583), I, 119.*

§. 28.

Ibn Roschid (Averroës) und Mûsa oder Moses Ben Maimûn (Maimonides).

In der Geschichte arabischer Philosophie zwei glänzende Namen, minder glänzend in der der Medicin und vollends der Botanik, doch ihres nachhaltigen Einflusses wegen, und weil ihre Schriften uns gedruckt vorliegen, nicht zu übergehen.

Abul Walid Mohammad Ben Ahmad Ibn Roschid, woraus seine spanisch-jüdischen Uebersetzer Averroës machten, war zu Anfang des sechsten Jahrhunderts der Higradt von vornehmen Aeltern zu Cordova geboren, und bekleidete erst zu Sevilla, dann in seiner Vaterstadt das Amt eines Qàdhî oder Richters. Ja als Jaqûb Ben Jûsuf Ibn Abdalmûmin, Beherrscher der beiden Reiche Marokko und Andâlos, im Jahr 591 (1195) an der Spitze seiner ganzen Kriegsmacht gegen das christliche Königreich Castilien auszog, übertrug er unserm Qâdhî sogar die Statthalterschaft über ganz Andâlos. Doch nur zu rasch folgte dieser Erhebung der Sturz. Des Unglaubens und der Majestätsbeleidigung von seinen Feinden angeklagt, ward er entsetzt und nach Annisâba, einem kleinen nur von Juden bewohnten Ort in der Gegend von Cordova verbannt. Erst 595 (1198) begnadigte ihn der König wieder, und starb gleich darauf. Sein Sohn und Nachfolger Mohammad berief nun den Ibn Roschid an seinen Hof nach Marokko. Dieser begab sich sogleich dahin, starb aber noch in demselben Jahre in hohem Alter. So berichtet Ibn Abi Oszaibiah (bei Wüstenfeld nr. 191). Was die neuern Geschichtschreiber der Philosophie wie der Medicin sonst noch von seinem Leben gar umständlich zu erzählen wissen, entlehnten sie sämmtlich dem höchst unzuverlässigen Leo Africanus [1]); daher es besser unberücksichtigt bleibt. Die Aussage beider Biographen, Ibn Roschid hätte sich nächst der Gesetzkunde, die sein Beruf als Qâdhî foderte, vornehmlich auf Philosophie und Medicin gelegt, bestätigen seine

1) *Leo Africanus in Fabricii biblioth. graeca XIII, pag. 282 sqq.*

noch vorhandenen Werke. Die bedeutendsten darunter durch den Einfluss, den sie erlangten, sind unstreitig, wie man auch über ihren Werth urtheilen mag, seine Commentarien zu den meisten und wichtigsten Schriften des Aristoteles. Im Original wurden sie noch nicht gedruckt, wurden aber von verschiedenen Juden, die besondern Werth auf sie legen, ins Hebräische, und aus dieser Sprache ins Lateinische übersetzt, und mehrmals herausgegeben, zum letzten mal unter dem Titel;

Aristotelis omnia quae extant opera. Selectis translationibus etc. Averrois Cordubensis in ea opera omnes, qui ad haec usque tempora pervenere, commentarii etc. Venetiis apud Juntas 1562. X Partes in XIII Volum. fol.

Erst nach langen und mit Erbitterung geführten Streitigkeiten, denen Papst Leo X. durch eine Verdammungsbulle gegen die Averroisten im Jahre 1513 [1]) vergeblich ein Ende zu machen suchte, ist man endlich zu der Ueberzeugung gelangt, dass Ibn Roschid, obgleich ein edler und freisinniger Denker und scharfer Dialektiker, doch die Philosophie an sich nicht gefördert, ja dass er, wie sehr er sich in allen Dingen mit Aristoteles übereinzustimmen dünkte, doch den Sinn seines Meisters oft nicht rein und unmittelbar, sondern aus den trüben Spiegelbildern seiner spätern alexandrinischen Commentatoren aufgefasst hat, woraus denn in Verbindung mit orientalischen Vorstellungen diejenige Schattirung des Pantheismus entsprang, die man noch jetzt mit dem Namen des Averroismus bezeichnet. Einen sehr bedeutenden Einfluss muss man aber jedenfalls seinen Commentarien zugestehen, indem sie zwar nicht allein, wie man sich einbildete, doch vorzugsweise die Scholastiker und deren nähere Nachfolger mit Aristoteles und seinen griechischen Auslegern bekannt machten, und dadurch sehr wesentlich zur Wiederbelebung der Wissenschaften im christlichen Abendlande beitrugen. In wie fern diese Einflüsse auch der Botanik zu statten kamen, wird sich später zeigen; unmittelbaren Einfluss hatte die

1) Abgedruckt unterandern in *Jac. Bruckeri historia critica philosophiae, tom IV, pars I. (Lipsiae 1743, 4.) pag. 62.*

Philosophie des Ibn Roschid auch auf sie nicht. Ich habe nihct versäumt seine Erläuterungen zu den Hauptstellen, in denen Aristoteles die Natur der Pflanze berührt, aufzusuchen, und nichts darin gefunden, was hier bemerkt zu werden verdiente.

Sein medicinisches Hauptwerk unter dem Titel Kollijjât, Allgemeinheiten, woraus in den lateinischen Uebersetzungen das sinnlose Colliget entsprang, ist ein Compendium der gesammten Medicin in sieben Büchern, an Schärfe der Eintheilungen und Definitionen dem Qânûn des Ibn Sînâ zum mindesten gleich, an eigener Naturbeobachtung nach dem Urtheil der Praktiker noch ärmer. Das fünfte Buch handelt von den Nahrungs- und Heilmitteln, und enthält auch ein Verzeichniss derselben mit Angabe ihrer vermeinten Elementarcomplexionen nach Verschiedenheit der Grade, und ihrer sogenannten zweiten Wirksamkeiten, dabei aber nichts, was den Botaniker belehrte. In lateinischer Uebersetzung sind diese Kollijjât öfter gedruckt, das fünfte Buch auch besonders unter dem Titel Averrois de simplicibus liber eximius, in der schon bei Arrâzî gedachten von Otto Brunfels besorgten Sammlung, deren vollen Titel ich bei Serapion liefern werde. Ob ein dem Ibn Roschid bei Wüstenfeld auch noch zugeschriebenes Buch von den einfachen Heilmitteln verschieden ist von dem fünften Buch der Kollijjât, bezweifle ich sehr.

Einer seiner Schüler, doch kein so entschiedener Aristoteliker, wie Ibn Roschid zu sein sich wenigstens einbildete, war der jüdische Rabbi Moses oder, wie ihn die Araber nennen, Mûsa Ben Maimûn, latinisirt Moses Maimonides. Sein Leben beschrieben Abulfarağ [1]), G'emaledîn Alqofthî [2]) und Ibn Abi Oszaibiah [3]), abgesehen von Einzelheiten, die der eine giebt, der andere auslässt, sehr übereinstimmend, Leo Afrikanus [4]), wie gewöhnlich,

1) *Abulpharaji histor. dynastiarum pag. 297.*

2) *(Alqofthi) arabica philosophor. biblioth. apud Casir. I, pag. 293.*

3) In *Abd-Allatif, traduit par Sylv. de Sacy pag. 490* und bei *Wüstenfeld nr. 198.*

4) *Leo Africanus, in Fabricii bibl. graeca XIII, pag. 296.*

ganz abweichend. Er war aus einer angesehenen jüdischen Familie zu Cordova im Jahre 534 (1139—40) geboren, erwarb sich erst gründliche Kenntnisse in der jüdischen Theologie, und legte sich dann mit Eifer auf das Studium der Mathematik Philosophie und Medicin. In der Philosophie waren Ibn Roschid und dessen Lehrer Ibn Thofail, der bekannte Verfasser des Naturmenschen, seine Lehrer. Seine Jugend fiel in eine sehr bewegte Zeit, in die des Aufschwunges einer neuen Dynastie, gegründet durch einen Fanatiker, der, unter dem Vorgeben die Religion und die Sitten reinigen zu wollen, den Beherrscher von Marokko und Andâlos stürzte, und sich selbst an dessen Stelle zum Herrscher emporschwang, bei seinem Tode aber, da er kinderlos war, die Regierung auf seinen Liebling, den tapfern Abd Almûmin übertrug, auf dessen Nachkommen sie sich vererbte. Kein Wunder, wenn ein blinder Glaubenseifer diese Dynastie der Mowaḥadim, der Bekenner des Einigen, wie sie sich selbst nannten, auszeichnete. Almûmin's Enkel Jaqûb lernten wir schon bei Ibn Roschid von dieser Seite kennen; Almûmin selbst übertraf ihn bei weitem, indem er ein Edict erliess, alle Christen und Juden seines Reichs sollten binnen einer gesetzten Frist entweder den Islam annehmen, oder mit Zurücklassung ihres gesammten Eigenthums auswandern. In dieser Bedrängniss heuchelte Ben Maimûn eine Zeitlang den Islam, bis er Gelegenheit fand mit seiner Familie und seinem Vermögen nach Aegypten zu entkommen. Die Zeit jenes Edicts ist nicht genau bekannt, muss aber, weil Abd Almûmin im Jahr 553 (1163) starb, vor Ben Maimûn's neunzehntem Lebensjahr eingetreten sein Dieser liess sich zu Fosthath mitten unter seinen Glaubensgenossen nieder, und bekannte sich wieder offen zum Judenthum. Seinen Unterhalt erwarb er als Juwelenhändler, lehrte zugleich öffentlich die Philosophie, und trat in die Zunft der Aerzte. Abulfarağ und Ibn Alqofthî erzählen, er hätte aus Mangel an medicinischer Erfahrung, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, nie einen Kranken allein zu behandeln gewagt. Das kann sich, wenn es wahr ist, nur auf den Anfang seiner Laufbahn beziehen, denn nach demselben Ibn Alqofthî verbreitete sich sein Ruf als Arzt bald so weit, dass ihn ein

christlicher Fürst unter den Kreutzfahrern, obwohl vergeblich, zu sich nach Askalon berief. Inzwischen hatte im Jahr 567 (1171) der hochherzige Szalâh Addîn (Saladin), der Gründer einer neuen Dynastie, den ägyptischen Thron bestiegen, und Ben Maimûn ward nach Ibn Abi Oszaibiah sein und später seines Sohns und Nachfolgers Leibarzt. Ibn Alqofthî und Abulfarağ machen ihn indess nur zum Leibarzt des Qâdhî Alfâdhel Abdarrahîm Albaisânî, was um so glaubhafter erscheint, da dieser Mann auch sonst noch als Ben Maimûn's Beschützer auftritt, Ibn Abi Oszaibiah aber an seine Darstellung noch eine den andern unbekannte sehr unwahrscheinliche Erzählung knüpft. Jeden Morgen, sagt er, wäre Ben Maimûn genöthigt gewesen eine Stunde Weges von Fosthath nach Kahirah zu wandern, um den König die königliche Familie und die Hofbeamten zu besuchen. Wäre er dann Abends ermattet zu Haus gekommen, so hätten Kranke aller Stände seine Wohnung umlagert gehalten, denen er bis Mitternacht hätte Rath ertheilen und Recepte verschreiben müssen. Eine solche Thätigkeit passte weder zu seiner Scheu vor der Praxis noch zu seiner ausserordentlichen Fruchtbarkeit als Schriftsteller. Möglich dass ihn auch der Sultan zuweilen gebrauchte und belohnte; beim Qâdhî Alfâdhel stand er förmlich im Solde, und als ein spanischer Gesetzkundiger nach Aegypten kam, ihn erkannte, und als abtrünnigen Moslim ins Verderben zu stürzen trachtete, war es derselbe Alfâdhel, der ihn in Schutz nahm, indem er behauptete, ein erzwungenes Bekenntniss des Islam sei dem Gesetz nach ungültig. Seinen Leichnam verordnete er nach Galiläa zu bringen und am See Tiberias zu bestatten, was auch, nachdem er 605 (1208–9) zu Fosthath gestorben, ausgeführt sein soll. Ben Maimûn war einer der drei Gelehrten, deren Ruf den Abd Allatif vornehmlich zu seiner Reise nach Aegypten bewog[1]). Er fand in ihm einen Mann von hoher Bedeutung, aber beherrscht von Ehrgeiz, und den Machthabern zu schmeicheln geneigt. Sein noch vorhandenes und von Buxtorf unter dem Titel Doctor perplexorum ins Lateinische über-

1) *Abd-Allatif, traduit par S. de Sacy pag. 466.*

setztes philosophisches Hauptwerk tadelt er streng als aller Religion entgegen.

Uns aber kümmert weder seine Philosophie noch seine Medicin, sondern merkwürdiger Weise nur, was die Botanik am wenigsten zu berühren scheint, seine Erläuterungen zur Mischnah, in lateinischer Uebersetzung abgedruckt unterandern in folgendem Werke:

Mischna sive totius Hebraeorum juris, rituum, antiquitatum ac legum oralium systema, cum clar. rabbinorum Maimonidis et Bartenorae commentariis integris, etc. Latinitate donavit ac notis illustravit Gu. Surenhusius. VI partes. Amstelaedam. 1698—1703 fol.

Es werden nämlich im Talmud, dessen erste Hälfte die Mischnah ausmacht, eben so wie in den heiligen Schriften und andern mit der Bonanik ausser allem Zusammenhange stehenden Werken, hin und wieder auch Pflanzen genannt. Viele derselben waren schon zu Ben Maimûn's Zeit zweifelhaft geworden, wiewohl die Mischnah nicht früher als höchstens 230 Jahr nach Chr., die zweite Hälfte des Talmud, Gemara genannt, noch später entstanden sein soll. Indem nun Ben Maimûn zu jener ersten Hälfte einen Commentar schrieb, versuchte er auch mit Scharfsinn und unverkennbarer Pflanzenkenntniss die darin vorkommenden Pflanzen zu erklären; und es ist in der That merkwürdig, wie viel besser ihm das gelang als seinem weit spätern, und folglich mit weit mehr Hülfsmitteln ausgerüsteten Collegen, dem Rabbi Obadjah von Bartenora, einem Italiäner des sechzehnten Jahrhunderts, dessen Commentar Surenhusius ebenfalls abdrucken liess. Reich an Pflanzennamen ist gleich im ersten Theil der Mischnah der Tractat de Heterogeneis (bei Surenh. I, pag. 109), eine bis ins Detail ausgesponnene Erläuterung der mosaischen Vorschrift[1]), den Acker oder Weinberg nicht mit verschiedenen Samen zu besäen. Das bot den Schriftgelehrten eine gar günstige Gelegenheit zu sehr speciellen Satzungen darüber, welcherlei Samen zusammen zu säen

1) *3 Buch Mose Kap. 19, V. 19; 5 Buch Mose Kap. 22, V. 9—10.*

der Herr verboten habe, welche nicht. Sprengel[1]) versuchte in seiner Geschichte der Botanik die Pflanzen dieses Tractats mit Hülfe der genannten beiden Rabbiner zu bestimmen. Darin mit ihm zu wetteifern, läge es auch nicht ausserhalb der mir gesteckten Grenzen, verwehrte mir schon meine Unkenntniss der hebräischen Sprache. Das will ich jedoch nicht unbemerkt lassen, dass der von Sprengel ausgehobene Tractat de Heterogeneis nicht der einzige ist, woran sich Ben Maimûn's botanische Gelehrsamkeit versucht hat. Besonders der letzte Tractat des letzten Buchs (bei Surenh. VI, pag. 492 sqq.) ist sehr reich an Pflanzennamen, die noch kein Neuerer zu enträthseln wagte. Er handelt von der Verunreinigung der essbaren Samen Früchte und Gemüse durch die Berührung mit unreiner Hand oder andere unreine Substanzen. Eine Hauptfrage dabei ist, in welchen Fällen die verunreinigende Berührung des Stiels, z. B. der Obstarten, oder der Hülle, z. B. der Nüsse, die Frucht selbst mit verunreinigt, in welchen nicht, worüber die Schriftgelehrten mit merkwürdiger Sicherheit entscheiden. Sie gehen dabei sehr weislich von dem Grundsatze aus, kein geniessbarer Pflanzentheil könne verunreinigt werden, so lange er durch die Wurzel mit der Erde zusammenhängt; erst mit seiner Trennung von der Erde trete die Möglichkeit der Verunreinigung ein, indem sonst jede Düngung und Bewässerung eine Verunreinigung sein würde. Dann entsteht ferner die Frage, was als Stiel oder Hülle zu betrachten sei? Ob z. B. die Granne der Gerste zu den Stielen, ob die Häute der Zwiebeln zu den Hüllen gehören oder nicht? Man erkennt leicht, wie dabei auch organologische Bestimmungen unvermeidlich waren. Ueber dergleichen schlüpft jedoch Ben Maimûn so leicht wie möglich hinweg.

1) *Sprengels Geschichte der Botanik I, 175 ff.*

§. 29.

Abul Abbâs Annabâtî.

Vom Leben dieses für uns vor Andern wichtigen Schriftstellers weiss ich nichts, als was Wüstenfeld (nr. 204) nach Ibn Abi Oszaibiah, diesmal seiner einzigen Quelle, von ihm erzählt, und was Ibn Baithâr über ihn, oder bei diesem er selbst von sich selbst sagt. Den Artikel von Wüstenfeld erlaube ich mir vollständig wieder zu geben. Er lautet (wenn ich die Namen nach meiner Art schreibe):

„Abul Abbâs Aĥmad Ben Moĥammad Ben Mafriǵ Ibn Arrumijja Annabâtî (der Botaniker) aus Sevilla, ein sehr gelehrter Mann und besonders durch seine Kenntniss der Pflanzen und ihrer Heilkräfte berühmt, unternahm eine Reise in den Orient, und kam im Jahr 613 (1216) nach Alexandrien. Der Sultan Almalik Alâdil Abu Bakr, Bruder des Szalâh Addîn (Saladin, den wir schon bei Ben Maimûn kennen lernten), welcher von seiner grossen Gelehrsamkeit gehört hatte, liess ihn nach Kahirah kommen, und bot ihm einen festen Gehalt an, wenn er dort bleiben wolle. Doch jener schlug es aus, da er nur beabsichtigt habe, die Pilgerreise zu machen, und in seinem Vaterlande seine Familie zurückgeblieben sei. Er blieb also nur einige Zeit bei dem Sultan, sammelte für ihn die zu einer Theriaka nöthigen Kräuter, und fertigte die Mixturen an; dann wandte er sich als Pilger nach H'igâz (dem arabischen Gebirgslande in der Gegend von Medina), verweilte noch etwa zwei Jahre in Syrien und Irak, wo er viele Pflanzen kennen lernte, welche im Occident nicht wachsen, und kehrte dann nach Sevilla zurück. Seine Schriften sind 1. Explicatio nominum medicamentorum simplicium ex libro Dioscoridis; 2. Tractatus de compositione medicamentorum."

Dieser Schriftsteller gehört nun für Ibn Baithâr zu den vornehmsten Quellen. Ausdrücklich zählt er ihn II, Seite 18 unter die zuverlässigsten andalusischen Gelehrten. Er citirt ihn aber, wie er das bei so vielen Schriftstellern thut, auf verschiedene Art, bald unter dem Namen Abul Abbâs Annabâtî, so I, Seite 4, 5, 45, 46, 53, 82, 118, 127, 160, 243, 265, 278, 293, 296, 304, 424, II,

19, 22, 131, 287, 463; bald citirt er ihn unter demselben Namen, aber mit dem Zusatz: in seinem Buch Alrudschlad (d. h. nach Sontheimers Uebersetzung; wir werden den Titel später berichtigen müssen), so I, Seite 394, 401; bald citirt er den Titel des Buchs, ohne den Verfasser dabei zu nennen, so II, Seite 23, 82, 114, 132, 210, 215, 222, 234, 237, 313, 317, 318, 489, 532; seltener citirt er auch bloss Abul Abbâs, wie I, Seite 74, 75, 104 und noch einige mal, die ich nicht angeben kann. Dazu rechne ich aber noch mehrere andere Citate, die ich für verdorbene Lesarten halte, als Abnl Abbâs Alhamasî I, Seite 205, ferner Abul Abbâs Alhafits I, Seite 156, 214, 274, 473, 489, II, Seite 194, 452, endlich Abbâs Alhafits II, 449. Denn wer sich die Mühe geben will, die citirten Stellen zu vergleichen, dem wird darin eine anffallende Aehnlichkeit in der Behandlnng der Gegenstände nicht entgehen; und die Unzuverlässigkeit der Namen in dem von Sontheimer benutzten hamburger Manuscript des Ibn Baithâr ist bekannt. So ist auch des Buches Titel durchweg falsch geschrieben, wie aus des H'aggî Chalîfah's bibliographischem Wörterbuch hervorgeht, worin die streng alphabetische Folge der Titel eine grosse Sicherheit der Rechtschreibung gewährt. In diesem Werk war ich so glücklich folgenden Artikel aufzufinden: Tom. V, pag. 86 nr. 10130: „Kitâb arrihladt von Abul Abbâs Annabâti, mit einem n und einem b geschrieben, von der Wissenschaft Annabât (der Pflanzenkunde).“ Und so bedeutet der Titel: das Buch der Reise; so wie ihn Sontheimer, freilich nur durch die Zuthat eines einzigen Punktes, schrieb, würde er heissen: das Buch der Qualitäten, von denen grade er äusserst selten spricht.

Aber ein Reisebuch war es gewiss, das verräth fast jede Stelle daraus. Ob es eine Reisebeschreibung war, bezweifle ich; aber es war eine Sammlung botanischer Beobachtungen, unverkennbar hervorgegangen aus eigener Anschauung, und daher von hohem Werth, obgleich meist nur flüchtig hingeworfen. Durch Ibn Abi Oszaibiah, der dies Werk nicht einmal gekannt zu haben scheint, erfahren wir wenig von des Verfassers Reisen; seinen Beobachtungen zufolge erstreckten sie sich über Spanien, Nordafrika, Aegypten,

Arabien, Syrien, Mesopotamien, bis tief nach Persien hinein. Sorgfältig bezeichnet er oft die Verbreitungskreise der beobachteten Pflanzen innerhalb dieser Länder oder, wenn er sie nur selten antraf, ihren speciellen Fundort, so dass man viele derselben künftig einmal wieder aufzufinden hoffen darf. Und unbeschrieben lässt er fasst keine Pflanze, die er nennt; charakteristisch ist aber das Sprungartige in seinen Beschreibungen, so dass er die Organe der Pflanze ohne alle Ordnung auf einander folgen lässt, und nicht selten von demselben Organ an verschiedenen Stellen der Beschreibung spricht. Und daran glaube ich wieder den Reisenden zu erkennen, der seine Beobachtungen an Ort und Stelle nur flüchtig hinwirft, um sie zu Hause sorgfältiger zu ordnen, dann aber nach längerer Zeit auch nur das Kleinste zu verändern Bedenken trägt, aus Furcht sich von der Natur zu entfernen. Die Hauptsache ist freilich auch ihm, wie allen Arabern, die Anwendung der Pflanzen; ich zweifle sehr, ob er auch nur eine einzige ihrer selbst wegen beschrieben hat, wiewohl die blossen Fragmente darüber kein bestimmtes Urtheil gestatten. Doch ausschliesslich medicinische Rücksichten bestimmten ihn nicht; sehr oft sagt er uns, wozu eine Pflanze auch ausser der Heilkunst noch diene, zum Färben, Waschen, zu Flechtwerken, Kleiderstoffen, zur Abwehr lästiger Insecten u. s. w.

Musterhaft genau beschreibt er bei Ibn Baithâr I, Seite 127 die Papierfabrication aus dem ägyptischen Papyrus, wiewohl sie zu seiner Zeit beinahe schon aufgehört hatte. Dieselbe Pflanze hatte er auch in Sicilien beobachtet, wo sie bekanntlich noch jetzt wild wächst, und aus beiden Ländern bezeichnet er ihre ganz speciellen Fundorte. Sogar das für manche Pflanzen so charakteristische Consortium, worin sie vorzukommen pflegen, vernachlässigt er nicht. So berichtet er unterandern vom Papierschilf, es wachse in Aegypten gemeinschaftlich mit einer andern Sumpfpflanze, die etwa ein Klafter hoch werde, und deren Stengel, etwa von der Stärke eines dünnen Stockes, wie auch die Blätter stielrund seien. Auf dem Gipfel des Halms befänden sich dicht gedrängte runde Köpfe, wie beim Knopflauch (Allium Porrum), nur noch gedrängter, und umgeben mit goldgelben Hüllblättern. Aus ihren Halmen

verfertigt man Seile. Ich meine in dieser Beschreibung den Juncus acutus nicht verkennen zu können. — Sehr gut beschreibt er auch I, Seite 401 die Cassia Fistula. „Es ist ein Baum, sagt er, dessen Frucht sehr bekannt ist. Er wächst bei Alexandrien und in der Umgegend. Von da ward er nach Syrien verpflanzt, wo er gleichfalls häufig bei Bassora wächst; von da nach dem Orient bis nach Irak. Er hat die Grösse des Walnussbaums, und ähnliche Blätter, nur etwas kleiner, an den Enden stärker zugespitzt und härter. Auch denen der Kastanie (?) lassen sie sich vergleichen. Seine Blüthen sind bewunderungswürdig an Schönheit und Gestalt, wie das Auge selten dergleichen sieht. Sie hängen an einer fast eine Elle langen Rachis mit etwa einen Finger langen Stielen, an deren Spitze die jasminartigen Blumen mit fünf hochgelben Petalen erscheinen. Die Blumen sind wie die Stiele etwas gebogen, und hängen herab wie leuchtende Gestirne. Wenn sie Frucht ansetzt, so wird die gelbe Blume weiss, vertrocknet und fällt ab. Dann bildet sich die röhrenartige Frucht in bekannter Gestalt, bald länger bald kürzer, ähnelt der Hülse der Ceratonia Siliqua, und erscheint wie ein Stab von grüner Farbe, der bei der Reife schwarz wird.“ — Zum Schluss noch eine Curiosität. Sowohl nach Abul Abbâs I, Seite 75, wie auch nach Ibn Baithâr selbst II, Seite 118, ward das Heliotropium Europaeum (arabisch Szâmir jûmâ, wörtlich Tageswende) in Andâlos Tharanschûl oder nach einer andern Aussprache, die wohl die richtige sein dürfte, Thornaschûl genannt. Das ist unverkennbar das Spanische Tornasol, Sonnenwende, also reine Uebersetzung des griechischen Heliotropion; und das Wort tornare, wenden, fand Düfresne[1]) schon in einer alten spanischen Handschrift vom Jahr 1063, also lange vor der Zeit unsrer beiden Botaniker.

1) *Du Fresne glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis, sub voce tornare; cf. retornare.*

§. 30.

Ibn Baithâr's Leben und Hauptwerk.

Eine kurze Biographie dieses für uns so wichtigen Schriftstellers verdanken wir seinem Schüler Freunde und Bewunderer Ibn Abi Oszaibiah [1]), nur schade, dass er uns unter so vielen Lobeserhebungen so wenig Thatsachen mittheilt. Eine noch kürzere Skizze seines Lebens schrieb auch, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf seinen Vorgänger, Abulfeda [2]). Beide stimmen bis auf Kleinigkeiten genau überein. Ganz abweichend wie gewöhnlich erzählt Leo Africanus [3]) Ibn Baithâr's Leben, und bleibt billig unberücksichtigt. Andere als diese Quellen hat auch Wüstenfeld (nr. 231) nicht benutzt.

Auf seines Werkes Titel lautet sein voller Name Abu Mohammad Abdallah Ben Ahmad Almaliqî (aus Malaga), genannt Ibn Baithâr. Seine Biographen geben ihm dazu noch den Namen Dijjaddîn und nennen ihn Ibn Albaithar, das heisst den Sohn des Thierarztes. Die Zeit seiner Jugend überspringen sie. Ohne Zweifel verlebte er sie in Andâlos, wie sich aus den häufig bei ihm vorkommenden Redensarten ergiebt: „bei uns in Andâlos," — „unser Volk, unsere Botaniker in Andâlos," — „wir Andalusier," — z. B. I, Seite 76, 181, 186, 191, 301, II, 204, 264, 569. Reisen lassen sie ihn durch Griechenland, die entlegensten Gegenden Asiens, und darauf durch Afrika. Ich traue jedoch dieser Nachricht nicht, weil eigene Beobachtungen griechischer Pflanzen in seinem Werke fehlen. Gewiss ist sein längerer Aufent-

1) Arabisch und lateinisch in *Dietz analecta medica pag. 16 sqq.* Nochmals arabisch und deutsch vor *Sontheimers Uebersetzung des Ibn Baithâr I, Seite V ff.*

2) Aus seiner Universalgeschichte arabisch und lateinisch in *Casiri biblioth. Arabico-Hispana 1, pag. 276 sq.* Wiederholt und deutsch übersetzt von *Sontheimer a. a. O.* In *Adlers Ausgabe der Annales muslemici* finde ich indess weder die Stelle beim Jahr 646, wo sie stehen soll, noch Ibn Baithâr's Namen im Register.

3) *Leo Africanus*, in *Fabricii biblioth. Graeca XIII, pag. 581.*

halt in Aegypten und Syrien, denn aus beiden Ländern theilt er uns zahlreiche Beobachtungen und oft specielle Standorte der Pflanzen mit. Einer im Gebirge bei Medina gesammelten Pflanze gedenkt er II. Seite 580, und auch bei Mosul am obern Tigris scheint er botanisirt zn haben nach I, S. 69. Sehr oft spricht er von den Pflanzen des Berberlandes und des äussersten Westens von Afrika; dass er sie an Ort und Stelle gesehen, spricht er nirgends aus. Nur eines Aufenthalts von wenigen Tagen in Tunis erwähnt er I, Seite 98. Wahrscheinlich machte er also von Spanien aus die gewöhnliche Pilgerfahrt nach den heiligen Städten, verweilte dabei einige Tage in Tunis, liess sich bei der Rückkehr durch günstige Anerbietungen, von denen wir gleich hören werden, in Aegypten festhalten, und machte von dort aus Reisen durch Syrien und, wie es scheint, bis Mesopotamien. In Aegypten lebte er unstreitig als Leibarzt am Hofe des mächtigen Amirs Almalik Alkâmil Mohammad Ben Abi Bakr Ajûb († 635 = 1238) und seines Sohns und Nachfolgers Aszszâlah Nagmaddîn Ajub († 647 = 1249). Dieser machte ihn, wie Abulfeda mit klaren Worten sagt, zum Vorgesetzten der Aerzte und aller Botaniker (Alaschâbîn) in Aegypten[1]), worunter doch wohl die Apotheker zu verstehen sind. Ibn Abi Oszaibiah sagt: „aller Botaniker und der Societät der Boschthat.“ Das Wort kenne ich nicht. Dietz scheint es für eine falsche Lesart statt Fosthâth (der bekannten Stadt) gehalten zu haben. Er übersetzt: „praefectus est in Aegypto reliquis herbariis Fustatique magistris.“ Sontheimer mag an Bostân, Garten, gedacht haben, und übersetzt: „Er machte ihn zum Vorsteher über die übrigen Pflanzenkenner und Besitzer von Pflanzenanlagen.“ Halten wir uns lieber an Abulfeda, der es besser wissen konnte als alle Neuern. Auf Befehl desselben Fürsten schrieb Ibn Baithâr, wie er selbst in der Vorrede sagt, seine grosse Heilmittellehre, also vermuthlich erst nach dem Tode des Vaters, dem sie, wie Ibn Abi Oszaibiah sagt, gewidmet war.

1) Wie *Casiri* dieselben Worte übersetzen konnte: Cunctis academiarum suffragiis Aegypti renunciatus est archiater, bekenne ich nicht zu verstehen.

Auch fehlt wenigstens unsrer Uebersetzung jede Zueignung. Ibn Baithâr starb zu Damaskus im Jahr 646 (1248). Ich hob die kleinen Irrthümer Ibn Abi Oszaibiah's hervor, nicht weil mir viel darauf anzukommen schien, sondern um an diesem Beispiel zu zeigen, wie selbst einer der zuverlässigsten arabischen Biographen, sogar wenn er von einem ihm selbst befreundeten Zeitgenossen spricht, immer noch einer kritischen Controle bedarf.

Ibn Baithâr's berühmtes Werk war handschriftlich schon früh in Europa bekannt; schon Alpagus Bellunensis, ja schon Simon Januensis kannten und benutzten es. Aufmerksamer auf seinen hohen Werth ward man erst durch Casiri, der es nach seiner Art unmässig lobt, und durch den Gebrauch, den einige Neuere, wie de Sacy, davon machten. Immer lebhafter ward das Verlangen nach einem Abdruck des ganzen Werks, und gab meinem ehemaligen Collegen, dem früh gestorbenen Dietz, den Hauptantrieb zur Ausdehnung seiner grossen wissenschaftlichen Reise bis nach Madrid. Gleich nach seiner Rückkunft erschienen seine

Analecta medica ex libris mss. Primum edidit Fr. R. Dietz. Fasciculus I (et unicus), in quo insunt:

1. Elenchus materiae medicae Ibn Beitharis Malacensis secundum codices mss. Arabicos Escurialenses, Matritenses, Parisiensem, Hamburgensem. Pars I.
2. Catalogus codicum mss de re medica Sanscritorum Londinensium.

Lipsiae 1833. 8.

Dieser Elenchus enthält die schon erwähnte Biographie Ibn Baithâr's, eine ausführliche Beurtheilung seines Werks, und einen Auszug aus den beiden ersten Buchstaben desselben. Das Urtheil über Ibn Baithâr fiel sehr ungünstig aus. Als klassisch gebildeter Philolog stiess sich Dietz an der unbehülflichen Form arabisch-didaktischer Darstellung in zusammengelesenen Excerpten, zwischen denen das eigene Urtheil selten hindurchschimmert; als fanatisch-hippokratischer Praktiker fand er die Armuth an eigenen therapeutischen Beobachtungen gradezu verächtlich, und den botanischen Gehalt zu würdigen fehlte ihm die Einsicht. Der dürftige

Auszug aber, den er lieferte, war ganz geeignet, seinem Urtheil den Schein der Wahrheit zu geben, und in mancher Beziehung konnte sich Dietz dabei auf das Urtheil eines andern Arabers berufen, des Ibn Alkotbî, den wir im §. 33 näher werden kennen lernen.

Glücklicher Weise urtheilte de Sacy anders über Ibn Baithâr's Werk, und veranlasste einen andern Arzt und Kenner des Arabischen, das ganze Werk zu übersetzen[1]). So erschien, als man es am wenigsten erwartete, die —

Grosse Zusammenstellung über die Kräfte der bekannten einfachen Heil- und Nahrungsmittel von Abu Mohammed Abdallah Ben Ahmed aus Malaga, bekannt unter dem Namen Ebn Baithar. Aus dem Arabischen übersetzt von Jos. Sontheimer. 2 Bände. Stuttgart 1840 und 1842 Lexikonformat.

Der Werth dieser Uebersetzung lässt sich ohne Kenntniss des Originals natürlich nicht mit Sicherheit beurtheilen. Sie ist holperig, voll unangenehmer Provincialismen, und lässt den Verfasser Vieles sagen, was kein Verständiger gesagt haben kann. Offenbar ist sie eilfertig gemacht, und mehr die Worte als die Gedanken wiederzugeben beflissen. Vergessen wir indess nicht, dass Sontheimer nach der einzigen Handschrift, die Dietz für eine der schlechtesten hielt, übersetzte, und dass sein kritischer Apparat ausserdem nur noch in einem gleichfalls hamburger Manuscript des Ibn Alqotbî bestand, der den Ibn Baithâr so häufig benutzte, dass sein Werk von Einigen als ein blosser Auszug betrachtet wird. Sehr zu bedauren ist, dass Sontheimer in zweifelhaften Fällen, zumal bei den Namen der Pflanzen und citirten Schriftsteller, so wie bei botanischen Kunstausdrücken, nicht öfter das arabische Wort neben das deutsche gestellt hat. Nur die Pflanzennamen, welche die Ueberschrift der Artikel bilden, sind durchgängig, die Synonyme zuweilen, oft auch nicht, mit arabischen Lettern hinzugefügt, die der citirten Schriftsteller so wie die Kunstausdrücke

2) Man sehe *Sontheimer's Nekrolog in Henschel's Janus Band II, 1847, Seite 194.*

niemals. Darin war Dietz musterhaft sorgfältig, so dass ein vollständiger Abdruck seines magern Auszuges doch manches zur Berichtigung und Erläuterung der sontheimerschen Uebersetzung beitragen würde. Indess geht dieser Auszug grade so, wie die in der Bibliothek des Escurials aufbewahrte spanische Uebersetzung von Amon, nicht über den Buchstaben Ain hinaus; und bei dem überspannten rein mercantilen Werth, welche die Verwaltung der Erbschaft des verstorbenen Dietz auf seine nachgelassenen Papiere legt, grenzt jede fernere Bekanntmachung daraus nahe an Unmöglichkeit. Zur richtigen Beurtheilung Ibn Baithâr's selbst ist es unerlässlich, diese Mängel der sontheimerschen Arbeit stets im Auge zu behalten. Gleich bei der zweiten Pflanze unterandern, welche Dietz für Daucus aureus oder crinitus Desfont. hält, Sontheimer unbestimmt lässt, wiederspricht Ibn Baithâr denen, welche diese Pflanze mit Elaphoboscon Dioscor. verwechselten, und giebt als Merkmal der Unterscheidung an, seine Pflanze habe einen runden, die des Dioskorides, wie Dietz übersetzt, einen knotigen, nach Sontheimer dagegen einen vierkantigen Stengel. Leider setzt in diesem Fall keiner von beiden das arabische Wort hinzu; wem sollen wir nun glauben? — Die Anmerkungen und biographischen Nachrichten über einige der von Ibn Baithâr citirten Schriftsteller, die Sontheimer am Schluss seiner Uebersetzung hinzugefügt hat, sind kaum der Rede werth. Erstere gehören grossentheils gar nicht zur Sache, und letztere sind aus glaubwürdigen und unglaubwürdigen Schriftstellern kritiklos zusammengerafft.

Ich übergehe die andern Werke Ibn Baithâr's, die Ibn Abi Oszaibiah anführt, da wir nur ihre Titel kennen, wiewohl auch sie zum Theil botanischen Inhalts gewesen zu sein scheinen, und wende mich zur Betrachtung des uns vorliegenden Hauptwerkes selbst.

§. 31.

Ibn Baithâr's Pflanzenkunde und botanische Gelehrsamkeit.

Nach einer ziemlich zuverlässigen Schätzung enthält das alphabetisch geordnete Werk über 2600 Artikel, wovon nicht völlig die

Hälfte animalische und mineralogische Substanzen oder Producte von Pflanzen, die ausserdem noch vorkommen, wie Wein Oel Pech u. dgl., oder endlich Synonyme von Pflanzen betreffen. Von den Pflanzen des Dioskorides fehlen wenige, von denen des Plinius, die wir nicht völlig auf 1000 schätzen, sehr viele; und gleichwohl finden wir bei Ibn Baithâr ungefähr 1400 Pflanzen, von denen er einen sehr grossen Theil offenbar selbst kannte, gewiss ein ansehnlicher Zuwachs in etwa 550 Jahren. Allein die volle Summe der zu Ibn Baithâr's Zeit bekannten Pflanzen steigt noch höher, wenn wir die von ihm übergangenen, von dem Georgiker Ibn Alạwwâm fast um dieselbe Zeit erwähnten Pflanzen hinzurechnen.

Beschrieben fanden wir bei Plinius wenige Pflanzen ausser denen, die schon bei Theophrastos oder Dioskorides vorkommen; bei Ibn Baithâr ist fast jede Pflanze beschrieben, ausgenommen einige der allerbekanntesten und der gänzlich unbekannten, deren Producte man durch den Handel aus fernen Ländern bezog. Doch auch von Pflanzen der letzten Art wird oft berichtet, was Kaufleute oder andere Reisende von ihnen erzählten Sehr ungleich an Werth sind die Beschreibungen allerdings. Nach arabischer Sitte ergreift der Verfasser selbst nie das Wort, so lange er es einem Vorfahren überlassen zu können glaubt. Sogar Beschreibungen, die er für unrichtig hält, verwirft er nicht, wenn er keine bessere kennt, sondern liefert sie wörtlich, und berichtigt sie hinterdrein; oder er stellt, wo ihm eigene Anschauung fehlt, zwei ja drei Beschreibungen verschiedener Schriftsteller zusammen. Daher die Seltenheit seiner eigenen Beschreibungen, doch müssen wir gestehen, dass er unter den vielen, die ihm ohne Zweifel zu Gebot standen, meist gut zu wählen verstand, so wie dass die wenigen eigenen Beschreibungen, die er giebt, zu den bessern gehören, wenn gleich sie hinter denen des Abu H'anîfadt des Algâfaqi und Abul Abbâs zurückstehen. Aeusserst sorgfältig ist er in der Zusammenstellung und Sichtung der Synonyme, ohne welchen Ballast die specielle Botanik nun ein einmal nicht bestehen kann. Die meisten Synonyme trägt er als besondere Artikel an rechter Stelle alphabetisch ein, und verweist auf die Pflanze, zu der sie gehören, was

Dietz bei seiner geringen Kenntniss der Botanik höchlich tadelt, ohne zu ahnen, welche Ungerechtigkeit er dadurch beging. Das geographische Vorkommen der Pflanzen behandelt er eben so sorgfältig wie sein Vorgänger Abul Abbâs Annabâtî. Er geht sogar noch weiter, wenn er von manchen Pflanzen ausdrücklich erklärt: „in Andâlos wachsen sie nicht, ich fand sie nur in Syrien," u. dgl. m. Der speciellen Standorte giebt er nicht weniger an als jener, dem er überhaupt besonders nachzueifern scheint.

Der pharmakeutisch-therapeutische Theil des Werks hat, wie ich nur im Vorbeigehen bemerke, ganz gleichen Zuschnitt. Auch über alles, was dazu gehört, lässt der Verfasser Andre sprechen, und ergreift das Wort nur, wenn es etwas zu berichtigen giebt, oder die Andern sämmtlich schweigen, worüber ihn Dietz noch bitterer verspottet, und ich mit ihm zu streiten mich nicht berufen finde.

Noch weit umfassender als seine eigene Naturkenntniss und medicinische Erfahrung ist aber seine naturwissenschaftliche und medicinische Gelehrsamkeit. Leider citirt Ibn Baithâr nach Art der Araber sehr ungleich. Bald giebt er den vollen Namen eines Schriftstellers und den Titel seines Werks dazu, bald nur diesen oder nur jenen, oft nur einen Theil des vollständigen Namens, und dann bald diesen bald jenen Theil. Daher es oft schwer, zuweilen unmöglich ist zu erkennen, ob sich verschiedene Citate auf verschiedene oder auf denselben Schriftsteller beziehen. Zähle ich einfach die verschieden lautenden Citate, so finde ich deren weit über 200; rechne ich alle diejenigen ab, die sich mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit mit andern zugleich auf dieselbe Person beziehen, so behalte ich doch noch etwa 180 übrig. Und viele dieser Schriftsteller, deren Werke uns nicht zu Gebot stehen, lerne ich aus einer oft langen Reihe von Bruchstücken ihrer Werke besser kennen, als aus den kurzen, mitunter nichtssagenden Biographien und Bücherverzeichnissen arabischer Literarhistoriker. Ungern enthalte ich mich der Mittheilung eines vollständigen Verzeichnisses der citirten Schriften und Schriftsteller, doch stand dem, abgesehen von dem Raum, den es einnehmen würde, manches ent-

gegen. Sontheimers Uebersetzung lässt die richtige Schreibung der Namen so ungewiss, und bleibt darin, wie es scheint, sich selbst so wenig getreu, dass ein darnach gefertigtes Verzeichniss fast nur Nebel statt Licht in die Literargeschichte bringen würde. Dazu kommen die vielen, im Ganzen unverkennbaren Fehler der Handschrift, die sich in besondern Fällen zwar muthmassen, doch nicht darthun lassen, und was fast eben so schlimm ist, Ibn Baithâr's üble Gewohnheit, denselben Schriftsteller bald unter diesem, bald unter jenem Namen, bald nur unter dem Titel seines Werks zu citiren, was sich zwar oft durch Vergleichung mehrerer Citate evident nachweisen lässt, aber auch weit öfter vorkommen kann, als wir es ahnen. Von den meisten dieser Schriftsteller entlehnte Ibn Baithâr indess nur das Medicinische; der Botaniker sind verhältnissmässig wenige, und von den wichtigern unter ihnen sprach ich bereits. Wie viel ich selbst aber meinem handschriftlichen Verzeichniss dieser Citate verdanke, hatten meine Leser schon öfter wahrzunehmen Gelegenheit.

Soll ich aufrichtig sein, so stelle ich Ibn Baithâr als Naturforscher mehrern seiner schon besprochenen Vorgänger, deren Werke das seinige verdrängt zu haben schcinen, nicht gleich, meine jedoch, sein Werk habe durch seine Vollständigkeit für seine Zeit ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt, wie Lamark's Encyclopedie botanique oder Willdenow's Species plantarum für die ihrige. Auch diese Werke gaben der Kritik manche Blösse, liessen manche Original- Beobachtung in Vergessenheit gerathen, und leisteten dennoch der Wissenschaft ausgezeichnete Dienste. Das Werk des Ibn Baithâr hat aber für uns noch einen ganz besondern Werth: es vertritt gleich dem des Plinius für uns die Stelle einer ganzen untergegangenen Bibliothek. Darum wollen wir es in Ehren halten, sei auch noch so viel daran zu tadeln.

§. 32.

Der jüngere Serapion.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie Ibn Baithâr, — wie viel früher oder später, wird sich schwerlich genau ermitteln lassen, — schrieb der jüngere Serapion,

In einer barbarisch-lateinischen Uebersetzung, veranstaltet am Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch Simon Januensis mit Hülfe des Juden Abraham Tortuosiensis, besitzen wir sein Werk unter dem Titel: Liber Serapionis aggregatus in medicinis simplicibus. Gedruckt ist es öfter, zuerst Mli (Mediolani) 1473 fol., am besten in der schon mehrmals erwähnten Sammlung, deren vollen Titel zu geben ich bis hierher verschob:

In hoc volumine continentur insignium medicorum, Joan. Serapionis Arabis de simplicibus medicinis opus praeclarum et ingens, Averrois Arabis de eisdem liber eximius, Rasis filii Zachariae de eisdem opusculum perutile, Incerti item autoris de Centaureo libellus hactenus Galeno inscriptus, Dictionum Arabicarum juxta atque Latinarum index valde necessarius. In quorum emendata excusione, ne quid omnino desyderaretur, Othonis Brunfelsii singulari fide et diligentia cautum est. — (Am Schluss:) Argentorati 1531. fol.

Nach dieser Ausgabe pflegt Serapion citirt zu werden; sie kommt häufiger vor als die früheren, liest sich bequemer, und hat Register, die den früheren fehlen. In der Ausgabe Venetiis per Bonetum Locatellum 1497 fol., die ich auch vor mir habe, und nach welcher ihn Fabricius in der griechischen Bibliothek citirt, springt die Zählung der Kapitel von 209 auf 220 über, was man wissen muss, um nicht in andern Ausgaben diese Citate vergeblich zu suchen. Die letzte angebliche, mir unbekannte Ausgabe führt nach Trew[1]) den Titel:

Jo. Serapionis de simplicium medicamentorum historia libri septem, etc. Interprete Nicol. Mutono etc. Venetiis. 1552. fol.

Man könnte demnach dies Buch für eine neue Uebersetzung des Serapion halten; allein Trew versichert, es wäre vielmehr ein Werk von Mutonus selbst, der in der Vorrede gestände, das Arabische sei ihm völlig fremd. Einer Handschrift des arabischen Originals gedenkt kein Katalog einer europäischen Bibliothek,

1) *Trew librorum botanicorum catalogus II*, §. *XVI*, *nr.* *6*, *lit.* *e* (vor seiner Ausgabe des Herbarium Blackwellianum, und in wenigen Separat-Abdrücken, deren ich einen besitze).

und des Verfassers kein arabischer Schriftsteller. Alles was sich von ihm sagen lässt, müssen wir daher aus seinem eigenen Werke zusammen lesen.

Es giebt einen andern medicinischen Schriftsteller Jaḣîa Ibn Serafiûn, in der gewöhnlichen Uebersetzung seiner Werke Joannes filius Serapionis, in einer andern Ausgabe Janus Damascenus genannt. Er war nur Praktiker und weit älter als der unsrige; gleichwohl werden uns einige Worte über jenen zugleich über diesen aufklären. Schon Alî Ben Abbâs und Arrâzî citiren ihn, und nach einer dürftigen Nachricht, die uns Hammer-Purgstall [1]) aus Ibn Alqofthî über ihn giebt, behandelte er sogar schon den Chalifen Mûsa Alhâdî, der kaum funfzehn Monat in den Jahren 169 und 170 (785 und 786) regierte. Möglich, dass er aus Damaskus gebürtig war, allein arabischer Abkunft war er nicht, sondern, wie schon seines Vaters ächt griechischer Name vermuthen liess, ein Grieche; denn Ibn Alqofthî nennt ausdrücklich zwei Araber, welche seine Werke ins Arabische übersetzten, und Bar-Hebräus [2]) nennt ihn unter denjenigen griechischen Schriftstellern, deren syrische Uebersetzungen er bei Bearbeitung seiner syrischen Grammatik benutzte. Dasselbe, sagte ich, lasse schon seines Vaters ächt griechischer Name Serafiûn vermuthen; denn anders konnte Serapion im Arabischen, worin das p fehlt, nicht geschrieben werden, und grade so finde ich den Namen bei Hammer-Purgstall nach Ibn Alqofthî und bei Dietz [3]) nach Ibn Baithâr geschrieben. Die Form eines arabischen Patronymikon's Serabî, welche Choulant [4]) dem Namen giebt, hat die Auctorität keines Arabers für sich.

Wozu nun das alles? Um darauf die nahe an Gewissheit grenzende Vermuthung zu gründen, dass der jüngere [5]) Serapion

---

1) *Hammer-Purgstall, Literaturgesch. der Araber III, S. 272 f.*

2) *Assemani bibliothec. oriental. II, pag. 307.*

3) *Dietz analecta medica pag. 90.*

4) *Choulant, Handbuch der Bücherkunde u. s. w. S. 371.*

5) Nur *Hammer-Purgstall a. a. O.* nennt den ältern in Rücksicht auf seinen Vater, der gleichfalls Arzt, doch kein Schriftsteller war, den jün-

seinem Namen nach, wenn auch vielleicht unter Arabern geboren und erzogen, doch ebenfalls griechischer Abkunft sei. Den Vornamen Joannes, den ihm Otto Brunfels und Nic. Mutonus geben, oder gar den vollen Namen Joannes filius Serapionis, wie man ihn hie und da genannt findet, verdankt er lediglich der Verwechselung mit dem ältern Ibn Serafiûn, genauere Literatoren nennen ihn nie anders als einfach Serapion. Die jüngsten Schriftsteller, die er citirt, sind Abenguefid, das heisst Ibn Wâfid, der mindestens bis 1068 lebte, und (Abul Qasîm) Azzarâwî, gestorben im Jahr 1106 [1]). Er selbst aber wird von keinem uns bekannten Araber citirt. Simon Januensis, sein Uebersetzer, lebte um 1292 [2]). Der Zeitraum, innerhalb dessen Serapion gelebt haben muss, füllt also beinahe zwei Jahrhunderte aus. Dass er ein Christ war, folgere ich aus der Nachricht, die er Cap. 46 beim Storax einflicht, die Christen bedienten sich seiner zum Räuchern in den Kirchen; denn schwerlich hätte sich ein Moslim zu dieser Angabe herabgelassen. Seine Kunde der arabischen Sprache geht aus dem häufigen Gebrauch arabischer Schriftsteller hervor. Sogar den Dioskorides benutze er, wie wir gleich sehen werden, in der arabischen Uebersetzung, und beim Galenos citirt er einige mal ausdrücklich die arabische Uebersetzung [3]), schrieb daher ohne Zweifel auch in dieser Sprache. Wo er lebte, verschweigt er. Mehrmals bedient er sich zwar der Wendung „bei uns u. s. w.", ohne jedoch die darunter verstandene Gegend genauer zu bezeichnen. Gleichwohl halte ich ihn für einen Bewohner entweder Spaniens oder Marokko's, welche Länder die Araber unter dem Namen Magrib oder den Westen zusammen zu fassen pflegen. Denn öfter spricht er von Heilmitteln, die aus dem

---

gern Serapion, was, wenn es Nachahmer fände, leicht neue Verwirrung zur Folge haben könnte.

1) Jenen citirt er häufig, z. B. cap. 11, 12, 120, 150, u. s. w.; diesen zweimal cap. 241 und 252. Von jenem sprach ich §. 26, von diesem handelt Wüstenfeld unter nr. 147.

2) *Fabricii biblioth. graeca XIII, pag. 424.*

3) Z. B. cap. 181, 197 u. s. w.

Osten kommen, niemals umgekehrt, und Kap. 145 setzt er sogar sein „bei uns" dem Orient gradezu entgegen, indem er behauptet, die Kirschen in seiner Gegend wären eine andere Art als die des Orients. Man könnte mir entgegnen, dass weder Ibn Baithâr ihn, noch er jenen citirt, was man doch erwarten sollte, wenn beide gleichzeitig oder nicht gar zu lange nach einander in derselben Gegend gelebt hätten. Allein beide befolgten den ächt arabischen Grundsatz, die Kette ihrer Excerpte ohne Noth durch kein eigenes Wort zu unterbrechen, so streng, dass fast keiner dem andern Gelegenheit zu einem Citate übrig lässt. Desto öfter citiren beide genau dieselben Worte derselben Schriftsteller. Es wäre leicht möglich, dass dabei einer den andern ausgeschrieben hätte, ohne ihn selbst zu nennen.

Serapions Werk selbst besteht aus einer kürzern generellen, und einer ziemlich umfangreichen speciellen Heilmittellehre, welche allein in 462 Kapiteln von eben so viel Heilmitteln handelt. Voran gehen in 365 Kapiteln die vegetabilischen, denen die mineralischen folgen; die animalischen machen den Schluss. In jeder der drei Abtheilungen sind die Mittel zunächst nach ihren sogenannten Elementarqualitäten classificirt, in jeder Klasse endlich nach dem Alphabet geordnet. Des Verfassers Hauptzweck war seiner Vorrede gemäss, die beiden Werke des Dioskorides und des Galenos in eins zu verschmelzen, und das bei den Arabern (? auch hier sagt er „bei uns") Gebräuchliche aus andern Büchern hinzuzufügen. Abgesehen von der eigenthümlichen Classification der Mittel, hat sein Werk also mit dem des Ibn Baithâr ziemlich gleichen Zuschnitt; doch fehlt ihm die reiche Synonymie, die Zahl der benutzten Schriftsteller ist wenigstens nicht so gross, wiewohl sie sich leicht gegen funfzig belaufen mag, und folglich haben viele Artikel etwas geringeren Umfang. Ehemals war Serapion unsere Hauptquelle für arabische Pflanzenkunde, seitdem wir Ibn Baithâr kennen lernten, hat er viel von seiner frühern Bedeutung verloren. Indessen bleibt die Vergleichung beider noch immer lehrreich, nicht nur weil Serapion doch auch manches giebt, was Ibn Baithâr übergeht, sondern auch weil die Uebersetzungen beider eine die andre

erläutern. Namentlich lauten die Stellen des Dioskorides in unserm griechischen Text und in beiden Uebersetzungen oft sehr verschieden. Aeltere Kritiker, wie Leonicenus[1]) machten in solchen Fällen durchgängig dem Serapion den Vorwurf grober Unkenntniss der griechischen Sprache; neuere, unterandern Sprengel, überzeugten sich, da sich dieselben Abweichungen von unserm Text oft bei mehrern Arabern wiederholen, dass die Schuld nicht dem Serapion, sondern dem weit ältern Uebersetzer des Dioskorides ins Arabische beizumessen sei, dass derselbe jedoch in einigen Fällen sogar einen bessern griechischen Text vor sich hatte als wir in unsern griechischen Handschriften; ja mehrmals versuchte Sprengel sogar verdorbene Stellen der letztern nach Serapion zu berichtigen. Oft aber trifft die Schuld offenbar die letzten Uebersetzer aus dem Arabischen ins Lateinische und Deutsche, indem dieselben arabischen Worte bald von Simon Januensis, bald von Sontheimer missverstanden zu sein scheinen. Das alles durch Beispiele nachzuweisen, würde mich weit über die Grenzen meines Buchs hinausführen. Nur Eins bemerke ich noch: die in Simon's Uebersetzung oft bis zu völliger Unkenntlichkeit entstellten arabischen Namen der Pflanzen und der Schriftsteller lassen sich mit Hülfe der sontheimerschen Uebersetzung des Ibn Baithâr meist leicht enträthseln, und schon damit verschwindet manches bisher undurchdringliche Dunkel

§. 33.

Ibn Atkotbî.

Zuletzt noch ein Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, der jedoch unsere Aufmerksamkeit in vollem Maasse verdient. Der einzige neuere Schriftsteller, der seinen Werth vollkommen zu würdigen und sein Werk trefflich zu benutzen verstand, war Olaus Celsius, der Verfasser des berühmten Hierobotanicon. In

1) *Nicol. Leonicenus de Plinii et plurium aliorum medicorum in medicina erroribus libri quatuor*, abgedruckt in *Ejusdem opuscul. per Andr. Leennium. Basil. 1532. fol.*

der Vorrede zu diesem Werk klagt Celsius darüber, dass die Originale arabischer Botaniker noch alle in den Bibliotheken vergraben lägen; nur Einen, den er Abul Fadli nennt, besitze er handschriftlich. Er hätte ihn 1698 zu Leiden in der Auction der Bibliothek des berühmten Jakob Golius für schweres Geld gekauft und mit sich nach Upsala genommen. Die Handschrift, ein ziemlich starker Foliant, sehr sauber geschrieben, führe von des Golius eigener Hand die Aufschrift: „Manuscriptum Abu'l Fadli Fil. Ahmed Schierzjihitae, tractans de Medicina et re Botanica.“ Celsius selbst setzt ferner hinzu: „Opus amplum, ex scriptoribus Arabum optimis quibusque compilatum, certe titulo ما لا يسع dignissimum, quippe non temere quidquam omittens, quo naturalis historia totius Orientis illustrari queat; quo sine adjutore ad stirpes Biblicas tractandas manum et calamum nunquam admolitus fuissem.“ Aehnliche Lobsprüche ertheilt er dem Verfasser im Verfolg seines eigenen Werks häufig, lässt oft seitenlange Stellen im Original mit beigefügter Uebersetzung aus ihm abdrucken, und verbreitet dadurch in der That über manche früher unbekannte Pflanzen der Bibel ein helles Licht. Meist sind es Pflanzenbeschreibungen, die er mittheilt, und viele derselben gehören zu den besten, die wir aus früherer Zeit besitzen. Ausserdem war über einen medicinischen Schriftsteller namens Abul Fadli Ben Aĥmad aus Schîrâz oder Schiarzijjah lange Zeit nicht das mindeste bekannt; in keinem Katalog einer europäischen Bibliothek kommt sein Name vor, kein Literator wusste mehr als Celsius von ihm zu sagen, so dass die Handschrift im Besitz dieses Gelehrten die einzige in Europa zu sein schien; man wusste aber nicht einmal, wohin sie nach des Celsius Tode gekommen sei

Erst 1817 gab Sprengel in seiner Geschichte der Botanik [1]) einige Nachrichten, die ich wörtlich hier einrücke: „Abu'l Fadli aus Schierziah im zehnten Jahrhundert bearbeitete des Dioskorides Werk auf vorzügliche Weise, indem er hie und da aus eigener Ansicht Erklärungen beifügte. Aus der Hand-

1) *Sprengel, Geschichte der Botanik I, S. 209.*

schrift lieferte Ol. Celsius interessante Auszüge im Hierobotanicon, und der Abt Lichtenstein in Helmstädt beschäftigte sich in den letzten Tagen seines Lebens mit dem Abschreiben und Uebersetzen eines Theils des Textes." Neu und wichtig sind darin die beiden Nachrichten, über des Verfassers Zeitalter und darüber, dass sich eine Handschrift seines Werks in den Händen eines neuern Orientalisten mitten in Deutschland befand. Diese Spur verfolgend, wandte ich mich an den Sohn jenes bereits 1814 verstorbenen Orientalisten, den berühmten afrikanischen Reisenden und berliner Zoologen, und erhielt von ihm unterandern auch die Belehrung, dass die von seinem Vater benutzte Handschrift der hamburger Stadtbibliothek gehört, dort aber nicht unter dem Namen Abul Fadli, sondern unter den Anfangsworten des Titels Malajesa katalogisirt ist, die ein früherer Bibliothekar irriger Weise für des Verfassers Namen gehalten hat. Durch die überaus gütige Vermittelung meines verehrten Freundes Professor Dr. Lehmann in Hamburg erhielt ich auf meine Bitte fast mit umgehender Post jene sehr werthvolle Handschrift zur Benutzung auf einige Zeit. Sogleich überzeugte ich mich, dass sie mit der von Celsius benutzten Handschrift, einige abweichende Lesarten abgerechnet, genau übereinstimmt; ich hatte also in ihr eine feste Grundlage der weitern Untersuchung gewonnen.

Den Namen des Verfassers giebt die Handschrift nicht, sondern nur des Werkes vollen Titel: ما لا يسع الطبيب جهله فى مفردات الطب, das heisst: Quod non licet medico ignorare de medicinis simplicibus. Erst eine neuere Hand hat mit lateinischen Lettern darunter geschrieben: Thesaurus Botanicus materiae medicae de Simplicibus Auctore Malajesa. Accepi Halebbo d. 3. Jun. anni 1678; und die Worte Auctore Malajesa scheinen von einer noch spätern Hand eingeschaltet zu sein. Der vermeinte Name ist offenbar eine Entstellung der drei ersten Worte des Titels Ma la jasao, quod non licet, um so unstatthafter, weil ohne diese drei Worte der Rest des Titels sinnlos wird.

Nun war nicht mehr zu zweifeln, das in der hamburger Handschrift vor mir liegende Werk sei dasselbe, dessen Verfasser Cel-

sius Abul Fadli, d'Herbelot in seiner orientalischen Bibliothek, unter dem Artikel Malajesa al thabib gehalho, nach einer pariser Handschrift Ebn Alkebir, Dietz in seinen medicinischen Analekten Seite 23, und Wüstenfeld in seiner Geschichte der arabischen Aerzte nr. 248 nach englischen Handschriften Ibn Alkotbî nennen. Des Werkes Titel, den schon Celsius, wiewohl abgekürzt, angab, ist überall derselbe; Dietz, der eine grosse Zahl von Handschriften desselben nachweist (weit mehr als Wüstenfeld), kannte auch die hamburger, von der nun feststeht, dass sie mit der des Celsius übereinstimmt; und was noch mehr ist, der Auszug, den Dietz nach einem oxforder Codex aus der Vorrede seines Ibn Alkotbî lieferte, entspricht genau der Vorrede des hamburger Codex. Es ist merkwürdig, dass noch kein Anderer diese Identität des Ibn Alkotbî und Abul Fadlî ahnete.

Und wie heisst der Verfasser? Abgesehen von dem gemachten Namen Malajesa und dem offenbar unrichtigen Abul Fadli, nennt ihn fast jede Handschrift anders. Unter drei pariser Handschriften nennt ihn die eine Jûsof Ben Ismaîl Alkabîr, die zweite Jûsof Ben Ismail Alg̊ûnî (oder Alg̊owainî), die dritte bloss Albagdâdî. Unter zwei oxforder Handschriften nennt ihn nach Dietz die eine Jûsof Ben Ismaîl Ben Helîâ Alg̊owaini, die andere G'amaladdîn Jûsof Ben Ismaîl Ben Helîâ Albagdâdî. Doch sein gewöhnlicher Name, setzt Dietz ohne Zweifel nach oxforder Handschriften hinzu, wäre Ibn Alkotbî Aschschafiî (der Sohn des Buchhändlers, des Schafiiten). Wieder anders heisst er bei H'ag̊g̊î Chalîfah [1]), der ihm und seinem Werk einen ziemlich langen Artikel seines Bücherlexikons widmet, nämlich Jûsof Ben Ismaîl Alchowaijjî Aschchafiî genannt Ibn Alkabîr (der Sohn des Grossen oder auch des Vornehmen). Bei so verschiedenen Angaben lässt sich mit Sicherheit nicht entscheiden, doch gebe ich auf Grund der zahlreichen von Dietz verglichenen Handschriften vorläufig den Namen, die ihm die glaubwürdigsten schienen, den Vorzug.

1) *Haji Khalfa, edid. Fluegel V, pag. 353, nr. 11278.*

Ist gleich Ibn Alkotbî weit mehr als ein blosser Epitomator des Ibn Baithâr, wozu Dietz ihn macht, so benutzte er doch diesen Vorgänger als seine Hauptquelle, und sprach sich selbst darüber in seiner Vorrede unumwunden aus. Schon aus dem Grunde kann er nicht, wie Sprengel wollte, dem zehnten Jahrhundert angehören. Allein wir kennen sogar den Tag, an welchem er sein Werk vollendete. Von den drei pariser Handschriften ward die erste, vermuthlich ein Autographon, beendigt im Jahr 711; dasselbe Jahr bezeichnen die beiden andern als das der Vollendung des Werks; H'ag̀g̀î Chalifah setzt noch den Monat hinzu, G'omâdhi II., und Wüstenfeld [1]), ich weiss nicht nach welcher Quelle, sogar den Tag, den 25sten (d. i. Montags den 8ten November 1311).

Sonst wissen wir von dem Verfasser nichts, als was die ihm beigelegten Namen, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, errathen lassen; dass er entweder aus der Stadt Chûî oder Chowî (Alidrisi II, pag. 329), oder aus dem Dorfe G'ûn (Derselbe II, pag. 316), beide in Armenien, gebürtig, in Bagdad lebte, dass er sich zur moslimischen Secte der Schafiiten bekannte und, wie sein ganzes Werk bezeugt, Arzt und Pflanzenkenner, so wie auch ein Mann von Geist und Geschmack war.

Unter seinen Vorgängern schätzte er vor allen Ibn Baithâr, und rühmt dessen Werk ausserordentlich, tadelt jedoch nicht ohne Grund, es sei bald ermüdend weitschweifig, bald lasse es Nöthiges vermissen, bald enthalte es sogar Widersprüche oder biete Zweifel statt Belehrung dar, indem es oft nur die verschiedenen Meinungen Anderer ohne Entscheidung zusammenstelle. Als Arzt aber rügte er noch mancherlei, den Mangel der Angabe des sogenannten Grades der Wirkung jedes Mittels, der Dosis, worin es zu reichen sei u. s. w. Diese Mängel zu ergänzen und zu verbessern ergriff er die Feder. Da er nun gleich wie Ibn Baithâr die alphabetische Ordnung befolgt, die einzelnen Heilmittel meist kürzer behandelt, und manches ganz übergeht, doch, so weit meine Vergleichung reicht, keins hinzufügt, was seinem Vorgänger fehlt: so musste

1) *Wüstenfeld, Geschichte der arab. Aerzte und Naturforscher, nr. 248.*

sich sein Werk, so weit es uns angeht und wir es kennen, das heisst der erste Theil desselben von den einfachen Arzneimitteln, auf den ersten Blick natürlich als ein blosser Auszug darstellen. Näher betrachtet, empfiehlt es sich aber durch manches Eigenthümliche. Die meisten Artikel sind ohne Angabe der Quellen von Ibn Alkotbî selbst überarbeitet, daher sie nicht das Mosaikartige ähnlicher arabischer Darstellungen haben. Gute Beschreibungen, die ihm Ibn Baithâr darbot, zumal die des Dioskorides, behielt er bei; andre scheinen sein Eigenthum zu sein. Vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte er dem Vorkommen der Pflanzen, und spricht darüber nicht nur oft bestimmter und ausführlicher als Ibn Baithâr, sondern rühmt sich auch grade in diesem Punkte mancher Berichtigung desselben. Proben seiner Behandlung lieferte des Celsius Hierobotanikon in Menge, ich wiederhole sie nicht.

Da wir noch keinen einzigen arabischen Botaniker arabisch gedruckt besitzen, und dieser jedenfalls zu den bessern gehört, wäre ein Abdruck seines ganzen Werks über die einfachen Arzneimittel sehr zu wünschen, und bei seinem geringen Umfange und der Häufigkeit guter Manuscripte jetzt, da die Theilnahme an arabischer Literatur immer lebhafter wird, vielleicht nicht schwer zu bewirken. Es versteht sich, dass eine lateinische Uebersetzung dabei nicht fehlen dürfte. Gern würde ich mich als Botaniker an einer solchen Arbeit betheiligen, wenn sich ein Orientalist dazu bereit finden liesse. Auf den handschriftlichen Nachlass des Abt Lichtenstein ist dabei indess nicht zu rechnen, wie ich, durch Sprengel getäuscht, mir einbildete. Vom Vater erbte ihn der berühmte Sohn und übergab ihn seinem Freunde und Collegen Link, der sich damals viel mit dem Arabischen beschäftigte. Mit dessen Erbschaft kam er in die Hände seiner noch lebenden mit dem Herrn Professor Dr. Becker in Rostock verheiratheten Tochter, durch deren Güte er jetzt mir vorliegt. Er besteht aus einer in der That sehr saubern Abschrift der hamburger Handschrift des Ibn Alkotbî bis zum Artikel Asarum, das heisst etwa bis zur Mitte des ersten Buchstaben, dazu einer lateinischen Uebersetzung der beiden ersten Artikel. Was sich sonst noch dabei befindet, sind

Excerpte aus Qazwinî und Ibn Baithâr von Lichtenstein, und einige Anmerkungen zu letzterm von Links Hand, von denen vielleicht ein späterer Bearbeiter dieses Schriftstellers einiges benutzen könnte.

Als Anhang zu diesem ganzen Kapitel möge noch folgender Artikel aus H'aggî Chalifah's Bücherlexikon I, pag. 227, nr. 361 hier Platz finden.

Aladwijjadt almofridadt (die einfachen Heilmittel) wurden gesammelt von vielen Aerzten früherer und späterer Zeit, namentlich von

Ibn Wâfid,

Ibn Samh̔ûn,

Mowafiq Addîn Abd Allathîf Ben Jûsof Albagdâdî, gestorben im Jahr 629 (1231), der, nachdem er die Sammlungen jener beiden abgekürzt hatte, selbst ein grösseres Werk der Art schrieb (ich werde von ihm unter den Geographen ausführlich reden),

dem Schaich Abul Fadhli Ibn Mohandis, der sein Werk alphabetisch ordnete,

Abul Szalt Ommijjadt Ben Abd Alaziz Alandalosî, gestorben im Jahr 529 (1134),

Ish̔aq Ben Amrân Albagdâdî, dem Arzt,

Raschîd Addin Abu Manszûr Ben Abîl Fadhli Alî, genannt Ibn Aszszûrî (der Sohn des Tyriers), gestorben 639 (1241), der für Almalik Almoadzdzim den ganzen Arzneischatz beschrieb, und das vortrug, was die Gelehrten unbeachtet gelassen hatten,

dem Schaich Abdallah Ben Ah̔mad, genannt Ibn Baithâr Almâlaqî, gestorben 646 (1248), der in seinem Buch der Sammlung der einfachen Heilmittel alles zusammentrug, so dass dies Werk das reichhaltigste seiner Art ist. Es pflegt Mofridât Ibn Baithâr (Simplicia des Ibn Baithâr) genannt zu werden, und dem gemäss führen alle Bücher, die von diesem Gegenstande handeln, den Titel Mofridât,

Was noch hierher gehört, sehe man im Artikel Ma la jasao (V, pag. 353, nr. 11278, worin nur noch Ibn Alkabîr vorkommt.

Fünftes Kapitel.

Die arabischen Georgiker und Gartenkünstler.

§. 34.

Die nur dem Namen nach bekannten.

Von den Uebersetzern landwirthschaftlicher Werke ins Arabische sprach ich bereits im §. 19. Von Originalwerken gleichen Inhalts, insofern arabische Mussivarbeit diesen Namen verdient, erhielt sich oder erschien wenigstens gedruckt nur das Eine des Ibn Alawwâm, und ihm verdanken wir zugleich fast alles, was wir von einigen ältern Werken der Art wissen. Das älteste, wenn es wirklich in diese Klasse gehörte, wäre das des Abu H'anîfâdt Addainûrî, allein schon im §. 20 habe ich gezeigt, dass man sein Pflanzenwerk irrthümlich für ein landwirthschaftliches gehalten zu haben scheint. Abgesehen von ihm und Ibn Alawwâm selbst, habe ich zehn hierher gehörige Schriftsteller anzuführen, von denen wir vier nur dem Namen und meist auch der Zeit nach kennen. Von den sechs übrigen wissen wir insofern etwas mehr, als Ibn Alawwâm sie benutzt, und uns mehr oder minder erhebliche Bruchstücke ihrer Werke aufbewahrt hat.

Merkwürdig ist, dass die vier ersten sämmtlich, von den sechs andern wenigstens vier, dazu noch Ibn Alawwâm selbst, also unter ölf Schriftstellern über den Land- und Gartenbau neun Spanier waren. Der zehnte scheint ein Sicilianer zu sein, des ölften Vaterland kennen wir nicht, vielleicht war auch er ein Spanier. Dass sich Ibn Alawwâm in seinen Citaten vorzugsweise an seine Landsleute hielt, ist natürlich; allein ein so grosses Uebergewicht der georgischen Schriftsteller dieses Einen Landes bei einem Schrift-

steller, der Aerzte und Andere aus allen Ländern des Islams, und darüber hinaus sogar Römer und Griechen, Perser und Inder heranzog, muss einen tieferen Grund haben: die höhere Stufe der Ausbildung der Landwirthschaft und der Gartenkunst in Spanien; und Ibn Alawwâm's eigenes Werk bestätigt diese Vermuthung. Ich gehe nun die einzelnen Schriftsteller kurz durch, zuerst die nur dem Namen nach bekannten.

Mabromân Ben Boraid Alâmil (der Steuereinnehmer) überreichte um 380 (990) dem in Spanien damals fast allmächtigen Hâgib (Kämmerer) Almanszûr ein Buch über die Anlage und Pflege der Gärten, wie es scheint das älteste Werk der Art in der arabischen Literatur [1]).

Abd Arrahman Abu Motharrif aus Albira (Illiberis der Römer, in der Sierra Nevada), gestorben im vierten Jahrhundert der Higradt (913—1009), hinterliess ein Werk von der Landwirthschaft, und handelte darin vornehmlich von den am Meeresufer bei Denia (in Valencia) und am Fusse des Berges Alkâhûn (des Mongon der Spanier) wachsenden Pflanzen. Das ist alles, was Casiri [2]) in seinen Excerpten aus dem sogenannten Takmiladt des Ibn Alabari, einem Supplement zu Ibn Alqofthî's Bibliothek der arabischen Philosophen, über ihn mittheilt. Fast scheint es, als wären hier zwei verschiedene Werke, ein agronomisches und

1) *Conde, Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien, a. d. Span. übersetzt von Rutschmann. Band I, Seite 520*, und daraus *Hammer-Purgstall Literaturgeschichte der Araber V, Seite 400.* Es kamen in dem Werke des Ibn Boraid zwei wie es scheint ungewöhnliche Kunstausdrücke vor, Qalab und Tarbîl „welches Benennungen sind von den Ungleichheiten der Erde, ehe sie eingesäet wird," setzt Conde erläuternd hinzu. Hammer-Purgstall übersetzt dieselben Ausdrücke durch Pflanzenmark und Verdichtung von Baumgruppen. Allein qalaba heisst vertit, qalib, was bei Ibn Alawwâm so häufig vorkommt, aratio; sollte nicht die in den Wörterbüchern fehlende sehr ähnliche Form qalab dieselbe Bedeutung haben? Tarbil ist der Infinitiv der gleichfalls in den Wörterbüchern fehlenden Form von rabala, und kann der Analogie nach kaum etwas anderes bedeuten als fruchtbar machen, vielleicht das, was wir rajolen nennen.

2) *Casiri biblioth. Arabico-Hispana II, pag. 130 sq.*

ein botanisches, mit einander verwechselt, und dagegen aus Einem Schriftsteller zwei gemacht. Denn der folgende, den wir auch nur aus derselben Quelle [1]) kennen, wird beinahe mit demselben Namen bezeichnet wie dieser.

Abd Arrahman Ben Mohammad Abul Motharrif aus Toledo, geboren 389 (999), gestorben den 20sten Ramadhân 467 (1075), studirte zu Cordova Medicin und Jurisprudenz mit solchem Erfolge, dass er in beiden Fächern als öffentlicher Lehrer auftreten konnte. Er schrieb eine Abhandlung über den Schlaf, ein Werk über die einfachen Heilmittel, und unter dem Titel die Sammlung eins über die Landwirthschaft. In letzterer war er so bewandert, dass er zum Vorsteher des königlichen Gartens zu Toledo ernannt wurde.

Auch ein vornehmer Spanier, der die Stelle eines Vazirs bekleidete, Mohammad Ben Abdallah Ben Moslamah Abu Omar, schrieb über den Gartenbau eine Abhandlung und mehrere Gedichte, wie gleichfalls Casiri [2]) nach dem Bigjadt almoltis (Befriedigung des Wünschenden), auch einer arabisch-spanischen Bibliothek von Ibn Amîrah Aldhobi, berichtet. Das Zeitalter des Schriftstellers wird nicht angegeben; das Werk, welches die Notiz über ihn enthält, reicht herab bis 592 (1196).

§. 35.

Ibn Alfaszal und Ibn H'aǵjaǵ nebst seinen Quellen.

Ibn Alawwâm giebt in der Einleitung zu seinem Werk über die Landwirthschaft pag. 8 ff. ein Verzeichniss der Schriftsteller, die er benutzte, und scheint sie zu ordnen nach dem Grade des Werths, den er ihnen beilegte. Voran steht Ibn H'aǵjaǵ, dem ich seines Zeitalters wegen den zweiten Platz einräumen werde. Dann folgt die nabathäische Landwirthschaft, von der ich am Ende des vorigen Buchs ausführlich gehandelt habe. Ich beginne mit dem Schriftsteller, dem er den dritten Platz anweist,

1) *Casiri biblioth. Arabico-Hispana II, pag. 131.*

2) *Ibidem pag. 131.*

mit Abu Abdallah Moħammad Ibn Ibrahim Ibn Alfaszal Alandâlosî.

Seine Zeit ist unbekannt. Nur so viel wissen wir, dass er vor 1074 geschrieben hat, weil in diesem Jahre Ibn H'aǵjaǵ schrieb und ihn benutzte. Scin Vaterland zeigt der Name an, der vollständig nur einmal (I, pag. 9) vorkommt mit der Bemerkung, dieser Schriftsteller solle im Verlauf des Werks unter dem einfachen Mittelbuchstaben seines gewöhnlichen Namens, unter Szad citirt werden. Und so geschieht es meist, doch kommt mitunter auch Abu Abdallah Ibn Alfaszal oder bloss Abu Abdallah vor. Aus jener Abkürzung scheint aber wenigstens einmal (II, pag. 125) eine Verwechselung mit einem andern Georgiker, auf den ich später kommen werde, mit Ibn Albiszâl entsprungen zu sein. Denn während das Werk des Ibn Alfaszal sonst niemals seinem Titel nach angeführt wird, das des Ibn Albiszâl öfter, so wird dasselbe Werk einmal auch dem durch den Buchstaben Szad angedeuteten Schriftsteller zugeschrieben. Es führt einen jener bei den Arabern so beliebten Titel, die des Werkes Inhalt nicht einmal ahnen lassen; und solche Titel pflegen meist mit des Verfassers Namen zugleich genannt zu werden. Daraus dass Ibn Alfaszal ohne den Titel seines Werks citirt wird, schliesse ich, dass es einen ganz andern leicht verständlichen Titel führte, vermuthlich Kitâb alfalâhadt, Buch der Landwirthschaft, wie auch Ibn Alawwâm sein Werk nannte.

Verbreitet haben muss sich das Werk in grosser Ausführlichkeit über den ganzen Umfang seines Fachs; denn seitenlange Stellen werden daraus nicht selten bei den verschiedenartigsten Gegenständen angeführt. Nur zur Pflanzenkunde kommt wenig, doch auch einiges vor, z. B. I, pag. 304 die Unterscheidung verschiedener Rosenarten, und mehr dergleichen.

Abu Omar Ibn H'aǵjaǵ. Dass er ein Spanier war, zeigen seine bei Ibn Alawwâm öfter vorkommenden Ausdrücke: „in unsrer Gegend bei Sevilla" (I, pag. 234) u. dgl. m., und Ibn Baithâr II, Seite 18 rechnet ihn ausdrücklich zu den glaubwürdigsten Schriftstellern von Andâlos, wiewohl er sonst wenig Gebrauch von ihm

macht. Sein grosses Werk, welches Ibn Alawwâm dem seinigen zum Grunde legte, führte den Titel Almaqna, das Ausreichende, und ward geschrieben, wie Ibn Alawwâm (I, pag. 8) ausdrücklich hinzusetzt, im Jahr 466 (1073 oder 74). An derselben Stelle lesen wir auch ein langes Verzeichniss der Schriftsteller, die Ibn H'aǵjaǵ benutzt hatte, und deren Aussprüche auch Ibn Alawwâm nach ihm sich aneignete. Es sollen dreissig sein, deren er sich hauptsächlich bedient hatte, anderer nicht zu gedenken. Ich zähle jedoch nur neun und zwanzig, und Banqueri, der spanische Uebersetzer des Ibn Alawwâm, der, verleitet durch eine offenbar unrichtige Lesart, drei Namen in zwei zusammenzog, sogar nur acht und zwanzig. Einige dieser Namen sind wohlbekannt, andere mehr oder minder schwer zu deuten oder so fremdartigen Klanges, dass sich nicht einmal die Sprache, der sie angehören, errathen lässt. Casiri sowohl als Banqueri haben ohne sonderlichen Erfolg ihren Scharfsinn daran geübt, und ich fürchte dasselbe von mir; doch darf ich mich dem undankbaren Geschäft nicht entziehen. Voran stehen, wie Ibn Alawwâm sagt, die Alten, worunter er alle ältern Nichtaraber zu verstehen scheint, in folgender Reihe:

Jûniûs, nämlich Columella, aus dessen Werk in der That viele Stellen ziemlich genau übertragen vorkommen, z. B. I, pag. 42, 44, 48, 98, 100, 101, 128 u. s. w.

Bârûn, Varro. Im Buche selbst pflegt er mit dem Zusatz Arrûmijja citirt zu werden z. B. I, pag. 282, 316, 582 u. s. w.; das heisst sowohl der Römer, wie auch der Grieche, denn beide Nationen unterscheiden die Araber gewöhnlich nicht. Casiri und Banqueri dachten an den Römer; ich möchte den Namen aus zwei Gründen lieber auf den uns wenig bekannten griechischen Barron der Geoponika beziehen. Erstlich hätten die Araber den römischen Namen Varro vermuthlich Aurû ohne Nun am Ende geschrieben, wie sie z. B. aus Valerius Aulârîûs zu machen pflegen; und zweitens weiss ich den später vorkommenden Namen Tharthîûs nur auf Terentius Varro zu beziehen.

Lâqthîûs, und eben so II, pag. 34. Aber I, pag. 274 steht Lânthîûs, und pag. 327 Labthîûs. Keine dieser Lesarten

führt zu einer wahrscheinlichen Deutung. Banqueri übersetzt Lecacio, aber wer ist das? Casiri schreibt erst willkürlich Laksînûs, und übersetzt dann noch willkürlicher Licinius.

Wîûqanszûs. Banqueri übersetzt Yucansos ohne weitere Erklärung. Er scheint also das vordere Waw, was er auslässt, für die Copula zu halten; doch das ist unstatthaft, weil die übrigen Namen sämmtlich ohne Copula an einander gereiht sind. Casiri giebt in seinem Verzeichniss, wie gewöhnlich ohne Anzeige, wiederum eine Conjectural-Veränderung, die ich jedoch diesmal für eine wirkliche Verbesserung halte: er liest, wie jeder des Arabischen Kundige einsieht, mit sehr geringen Veränderungen, die bei einem so incorrecten Text wohl erlaubt scheinen, Dîûfanthûs, Diophantos. Warum er sich aber damit nicht begnügte, sondern diesen Namen abermals in Diophanes Bithynos verwandelte, sehe ich nicht ein. Man vergleiche die vielen Männer des Namens Diophantos bei Fabricius bibl. gr. IV, p. 16.

Thârthîûs. Banqueri übersetzt Taracio, den niemand kennt. An einer andern Stelle I, pag. 316 steht Thârîthîûs. Daraus, wie es scheint, machte Casiri Tafrârîthîûs, und daraus wieder Theophrastos. Weit wahrscheinlicher finde ich Terentius nämlich Varro, minder wahrscheinlich Tarentinus.

Betodûn. So liest und übersetzt Banqueri durchgängig, auch I, pag. 274, wo Bindûn, und pag. 504, wo Bitûdûn steht. Casiri macht aus der ersten oder letzten Lesart Pythion, den bei Varro nur ein paar mal, sonst nirgends vorkommenden Georgiker; aus der zweiten Lesart Bion Soleus, letzteres gewiss mit Unrecht, wenn auch jenes möglich ist.

Birîâjûs. Banqueri übersetzt Bariayo o Palladio. An einer andern Stelle I, pag. 515 steht aber offenbar derselbe Name ohne alle diakritische Punkte und mit einem Lam statt des letzten Waw. Da lässt sich, gehörig punktirt, Birîgâlos lesen, was man vielleicht gar nach Vergleichung beider Lesarten in Birîgîlîûs verändern dürfte. Das wäre Virgilius, an den auch Banqueri an dieser Stelle erinnert. Und wirklich sagt Virgilius georgic. I, v. 66 dasselbe, was Birîgâlûs sagt, der Nutzen des

Pflügens beruhe auf der feinen Zertheilung und Durchlüftung des Bodens.

Dîmâqrâthîs Arrûmijja. Nach Casiri und Banqueri Demokritos der Grieche. Dem Laute eben so nahe käme Damokrates, doch kennen wir von diesem nur Medicinisches; jenem schrieb man die bekannten Georgika zu, die ins Arabische übersetzt waren. An den meisten Stellen fehlt das Vocalzeichen über der zweiten Sylbe, so dass man Dîmqrâthîs zu lesen hat, z. B. I, pag. 42, 49, 156, 226, 229, 238, 255 u. s. w.

Kasînûs. So steht auch I, pag 44, 100, 419 (mit dem Zusatz: in seinem Buche von der Landwirthschaft), 503 und öfter. Casiri erklärt das für unrichtige Lesart statt Kâsiûs, und so steht wirklich gleich auf der folgenden Seite, wo Ibn Alawwâm die Abkürzungen angiebt, deren er sich bei häufig zu citirenden Schriftstellern statt des vollständigen Namens bedienen will, doch keineswegs durchgängig bedient. Andere offenbar falsche Lesarten desselben Namens notirte Banqueri zu I, pag. 42. Diesen Schriftsteller nun erklärt Casiri überall für Kassios Dionysios Itykäos. Banqueri auf pag. 9, wo Kasiûs steht, stimmt ihm bei; auf pag. 8, wo Kasînûs steht, erklärt er diesen für Kassianos Bassos, den Sammler der Geoponika; und doch stellt er pag. 42 beide Namen als bloss verschiedene Lesarten zusammen, ohne sich zu entscheiden, welcher der beiden Griechen damit gemeint sei. Ich halte im Widerspruch gegen Casiri die Lesart Kasînûs, die sich ohne Buchstabenveränderung auch Kassianûs pronunciiren lässt, und die Beziehung auf Kassianos Bassos für richtig, theils weil ich, so weit meine Vergleichung reicht, alles dem Kasînûs Zugeschriebene in den Geoponiken wiederfinde, theils auch weil ich den Dionysios Itykäos unter dem unten vorkommenden Namen Qasthûs zu erkennen glaube.

Tharûrâthîqûs, nach Casiri Diodorus Atticus, nach Banqueri entweder dieser oder Theodorus Atticus. Mehr darüber unten bei Gelegenheit des Barûr Anthûs,

Lâûn, Leon des Photios, der, wie wir im vorigen Bande Seite 259 fanden, mit Leontios oder Leontinos der Geoponika identisch ist. Ferner:

Sûdîûn, Sothion der Geoponika. Endlich:

Qasthûs, vielleicht Kassios Dionysios Itykäos. — Ich fasse hier, was über diese drei Schriftsteller zu sagen ist, zusammen. Im Text steht Lâûn Sûd Bûrqasthos u. s. w., indem dem letzten Namen noch hinzugefügt ist der Gelehrte Griechenlands. Aber Sûd scheint gar kein Name zu sein, weshalb Banqueri Lâûn Sûd, Casiri Sûdbûrqasthûs zusammengezogen. Beides halte ich für unstatthaft. Lâûn Sûd übersetzt Banqueri durch Leo Africanus (wobei natürlich an den bekannten Schriftsteller dieses Namens, der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte, nicht zu denken ist). Aber das müsste heissen Lâûn Alaswad, eigentlich der Schwarze; sûd ist der Pluralis von aswad, schwarz, und lässt sich daher in dieser Form und ohne den Artikel grammatisch nicht mit Lâûn verbinden. Gegen Casiri's Zusammenziehung zeugt schon die monstrose Länge des Namens, und die Deutung desselben übertrifft beinahe noch die bekannte scherzhafte Ableitung des Namens Nebucadnezar von Jakob. Ganz einfach heisst es: Sûdbûrqasthûs ist Hesiodos Askräos; und um seiner Erfindung die Krone aufzusetzen, citirt er selbst den Abul Farağ pag. 40 (61 des arabischen Textes), wo derselbe Name Hesiodos arabisch Aisîdûs geschrieben vorkommt. Zudem finden sich all diese fingirten Namen, Sûdbûrqasthûs, Bûrqasthûs und Lâûn Sûd, ausser der Stelle, bei der wir stehen, nirgends im ganzen Ibn Alawwâm, der doch die übrigen Namen dieses Verzeichnisses so häufig bald selbst citirt, bald von Ibn H'ağjağ citiren lässt. — Dagegen fehlen in dem Verzeichniss, wenn sie nicht in dieser offenbar verdorbenen Stelle stecken, die beiden Namen Sûdîûn und Qasthûs, die doch, zumal der letzte, so häufig im Buche selbst citirt werden. Qasthûs aber steckt ganz klar darin. Sondere ich diesen Namen ab, so behalte ich Sûdbûr, dessen Entstehung aus Sûdîûn auf der Hand liegt, da sich Ba

und Ja nur durch einen Punkt unterscheiden, der oft vernachlässigt wird, und das Nun am Ende der Wörter dem Ra so ähnlich sieht, dass ihre Verwechselung zu den gewöhnlichsten gehört. Auch kommt derselbe Name später noch auf andere Weise entstellt vor; I, pag. 176 steht dafür Sûdûbûn, und pag. 339 gar Sûrîûs. — Noch läge mir ob, meine muthmaassliche Beziehung des Qasthos auf den Kassios Dionysios, den Uebersetzer des Mago, zu rechtfertigen, wenn dies nicht gegen das Ende des §. 19 bereits geschehen wäre.

Sâdhams. Casiri, bei dem, wie wir eben sahen, kein Ding unmöglich ist, liest Sawhams, und übersetzt Antigonos Kymäos. Banqueri übersetzt zweifelhaft Sadgimos oder Sadihames, ohne sich auf eine Erklärung einzulassen. Ich folge seinem Beispiel, indem ich mich auf gar keine Erklärung dieses so durchaus ungriechisch klingenden Namens einlasse, und bemerke nur noch, dass eine falsche Lesart hier nicht anzunehmen ist, weil sich derselbe Name zu oft ohne Abweichung wiederholt, z. B. I, pag. 266, 269, 275, 293, 342, 419, u. s. w.

Samânûs, von Casiri übergangen, von Banqueri Somano übersetzt, doch nicht erklärt, könnte eher eine falsche Lesart sein. Er kommt selten vor, und die Schreibart schwankt. So wie hier geschrieben, finde ich ihn im ganzen ersten Bande des Ibn Alawwâm nur noch zweimal, pag. 264 und 282. Höchst wahrscheinlich derselbe Name ist aber pag. 229 Schamâjûs und 419 Samâjûs. Doch auch das führt zu nichts.

Sarâûs, nach Casiri entweder Chäreas oder Sergius. Doch wissen wir, dass die Araber letztern stets Sergis schreiben. Jene Deutungen des Namens zeigen, dass es ein blosser Druckfehler ist, wenn wir ihn bei Casiri mit arabischen Lettern Sarânûs geschrieben finden. Das wusste Theoph. Roeper nicht, als er (Lectiones Abulpharagiae pag. 33, not. 91) in diesem Sarâûs den Soranos zu erkennen glaubte.

Antûlîûs, unverkennbar Anatolios Berytos, den wir Band I, Seite 258 unter dem Namen Vindanionios kennen lernten. Nur Casiri conjecturirt Anûlîûs, und übersetzt Ennius, den Lust-

spieldichter! Solchen Bühnenscherz treibt der ehrsame Bibliothekar.

Schûlûn, eben so unverkennbar Solon. Casiri zweifelt, ob Zeno Citicus, Xenophon Socraticus oder Stilo. Die Arbeit scheint ihn völlig schwindelig gemacht zu haben.

Sîdâgûs Alasjâbî, statt welches Beinamens I, pag. 100 Alasbânî, II, pag. 34 Alaschbânî steht. Casiri liest Sîmâgûs, und übersetzt Lysimachus, ohne sich um das Patronymikon zu bekümmern. Banqueri schliesst dagegen aus einigen persischen Ausdrücken, deren sich dieser Schriftsteller bedienen soll, von denen er jedoch nur einen einzigen anführt, derselbe wäre ein Perser, und verändert deshalb das unbekannte Patronymikon in Aliszfahânî, der Isfahaner. Doch ist ja nicht jeder Perser aus Isfahan, und einige persische Ausdrücke konnten leicht ins Arabische übergegangen sein. Auch ist Alâschbânî ein ächt arabisches Wort, welches Rothbart bedeutet. Eine bessere Deutung weiss ich indess nicht vorzuschlagen.

Manhârîs, kommt so geschrieben nur ein paar mal vor, z. B. I, pag. 209. Gleich pag. 8 aber, wo Ibn Alawwâm die Zeichen angiebt, unter denen er die öfter vorkommenden Schriftsteller citiren will, steht Mahrârîs Aljûnânî (der Grieche), und dieser Name kehrt nicht nur bei Ibn Alawwâm häufig wieder, sondern auch Ibn Baithâr citirt ihn I, pag. 303, 382, II, pag. 100, Ibn Alawwâm sagt von ihm, einige Gelehrte versicherten, dieser Schriftsteller wäre ein Alexandriner gewesen, und hätte acht hundert Jahr lang gelebt. Banqueri unterscheidet hier nach den beiden Lesarten zwei Schriftsteller, den ersten nennt er Monharis, den zweiten Macarius. Casiri adoptirt die zweite Lesart, übersetzt Mohrarius, und bemerkt dabei: ein geborener Inder, berühmt durch sein Alter und seine landwirthschaftliche Erfahrung. Ich weiss nicht, woher er diese Nachricht genommen. Was Ibn Baithâr aus seinem Mahrârîs mittheilt, ist so ganz im Geschmack der Kyraniden, und wenigstens zum Theil wirklich darin enthalten, dass ich nicht zweifeln kann, er verstehe unter jenem Namen unsern Mercurius Trismegistus; und damit

stimmen auch die aus Ibn Alawwâm gegebenen Nachrichten über sein Vaterland und seine Lebensdauer überein. Was jedoch letzterer aus ihm mittheilt, sind meist ganz verständige agronomische Vorschriften.

Margûthîs. Im Text fehlt zwar der Punkt über dem Gain, so dass man Marauthis lesen sollte; doch das halte ich für einen Druckfehler, weil Banqueri Marguthis oder Mauritius übersetzt, und Casiri deutlich Mûgûthis drucken liess, was er für Mago erklärt. Auch findet sich derselbe Name weiterhin meist richtig geschrieben, z. B. I, pag. 238, 257, 336, 339, u. s. w.; selten unrichtig wie hier, z. B. I, pag. 582. Einer Deutung des Namens enthalte ich mich.

Marsînâl Aththanîsî, unstreitig eine falsche Lesart, denn im Verlauf des Werks steht überall, doch meist ohne das Patronymikon, Marsîâl, z. B. I, pag. 169, 199, 284, 293, 352, 406, 419, 503, 507, 508 u. s. w., nur einmal I, pag. 266 kommt Mûsal vor, indem das Ra in ein Waw übergegangen ist. Statt des angegebenen Patronymikon's steht I, pag. 169 Aththabibi. Banqueri unterscheidet hier wieder zwei Schriftsteller, nennt den ersten Marsinal den Athener, den zweiten Marsial den Arzt. Auch Casiri unterscheidet sie, erklärt Marsîâl für den bekannten Gargilius Martialis, und verändert Marsînâl mit gewohnter Dreistigkeit in Mansîâs, was er für Mnaseas oder Mantius erklärt. Ich trage kein Bedenken, alles auf Gargilius Martialis zu beziehen. Seinen Geburtsort kennen wir nicht, möglich dass er ein Athener war. Aber der Arzt heisst Aththabîb. Die Form Aththabîbî existirt nicht, und ist daher unbedenklich für eine falsche Lesart zu halten.

Anûn, eben so I, pag. 257, 419, 581, u. s. w. Für falsche Lesart desselben Namens ist wohl II, pag. 353 Abûs zu halten. Casiri liest aber Abûn, und macht daraus Evagon Thasius. Banqueri übersetzt nach beiden Lesarten buchstäblich, allein in seinem Auctoren-Register lässt er die zweite aus, und übersetzt die erste durch Hannon, was mir sehr einleuchtet, wiewohl ich keinen Georgiker des Namens kenne.

Barûr Anthûs. Casiri conjecturirt Rûnthûs, und macht daraus komischer Weise den Komiker Rhinto! Banqueri erklärt sich nicht. Der Name kommt an verschiedenen Stellen sehr verschieden vor: so steht I, pag. 232 Qarûr Athfûs, 260 und 289 Qarûr Athqûs, 293 Barûr Aqthûs, 418 und 419 Qarûr Anthûs. Das allein schon verbietet jede bestimmte Deutung, bevor durch bessere Handschriften die richtige Lesart festgestellt ward. Ja man könnte leicht auch den früher angegebenen Namen Tharûrathîqûs hierher ziehen, wenn er nicht abgesondert von diesem Namen in derselben Liste stände.

Hiermit schliesst das Verzeichniss der Alten; es folgen die Jüngern. Als solche werden jedoch nur die vier wohl bekannten Araber: Arrâzî, Is'haq Ben Solaimân, Tsâbit Ben Qorradt und Abu H'anîfadt Addainûrî genannt.

Kam ich in den meisten Fällen nicht weiter als meine Vorgänger, oder nicht einmal so weit, indem ich, was sie entschieden zu haben meinten, aufs Neue in Frage stellte, so ergeben sich doch aus der ganzen Untersuchung ein paar, wie mir scheint, nicht ganz unerhebliche Resultate. Erstlich finde ich gar keinen Grund, unter jenen sogenannten Alten neben Griechen und Lateinern auch noch Perser und Inder zu vermuthen, sondern im Gegentheil Grund genug, sie alle für Griechen und Lateiner zu halten. Schon die Endung der meisten Namen auf us oder un spricht dafür. Mein Hauptargument ist aber, dass von den unzweifelhaft persischen und indischen Namen, die wir bei Ibn Alawwâm noch antreffen werden, in dieser Liste kein einziger vorkommt, und dass sich alles, was Ibn H'aǵjaǵ lehrt, auf spanische Landwirthschaft bezieht. Das zweite Resultat ist, dass wir, wie selten auch Kenntniss fremder Sprachen bei den Arabern zu finden sein mag, diesem Araber nothwendig einige Kenntniss des Lateinischen, vielleicht auch des Griechischen zutrauen müssen. Denn unmöglich können wir annehmen, dass all die griechischen und lateinischen Schriftsteller, die wir mit einiger Zuverlässigkeit in seiner Liste erkannten, ins Arabische übersetzt waren. Schon im §. 14 machte ich darauf aufmerksam, wie nahe sich in Spanien Araber und alte Landesbe-

wohner theils gothischer theils lateinischer Zunge berührten. Sogar ein ächt mittelalterlich lateinischer Name Tornasol überraschte uns bei einem der arabischen Botaniker Spaniens. An Gelegenheit und Veranlassung zum Erlernen des Lateinischen fehlte es den Arabern in Spanien gewiss nicht, und wenn sich diese Kenntniss nicht öfter bei ihnen verräth, so ist wohl nur ihr Nationalstolz schuld daran. Grade in der Landwirthschaft waren aber die Spanier, wie wir durch Columella wissen, den meisten andern Nationen weit voraus; eben so voraus waren die spanischen den orientalischen Arabern in derselben Kunst, wie wir in der Einleitung zu diesem Kapitel fanden. Sollte das nicht ein Vorzug sein, den sie mit dem Lande selbst erobert hatten? Sicher gab es in Spanien bis auf die maurische Invasion manchen georgischen Schriftsteller in lateinischer Sprache, den wir nicht kennen. Zu diesen zähle ich diejenigen in der Liste des Ibn H'aǵjaǵ, die wir nicht zu deuten wissen, und dem Ibn H'aǵjaǵ rechne ich es zum Verdienst an, uns einige Bruchstücke dieser untergegangenen Literatur erhalten zu haben. Das sind Vermuthungen, ich weiss es, aber ich halte sie in ihrem Zusammenhange für wohl begründet.

Anerkennung verdient auch bei Ibn H'aǵjaǵ, dass er, ungeachtet seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, gar nicht selten sein eignes Urtheil, und zwar meist ein verständiges, abgiebt, ja sogar oft von eigener Erfahrung spricht. Das ist aber auch alles, was ich an ihm zu rühmen weiss. Botaniker war er nicht. Von Physiologie der Pflanzen hat er wie alle Araber kaum eine Ahnung. Pflanzenbeschreibungen, ein paar unbedeutende Varietäten ausgenommen, die er unterscheidet, kommen bei ihm gar nicht vor.

§. 36.

Alh'aǵ, Abul Chair, Abu Harîradt und Ibn Albiszâl.

Die dritte Hauptquelle für Ibn Alawwâm ist Alh'aǵ Algarnâthî (aus Granada). Casiri[1]) nennt ihn ausserdem noch Ah'mad, und einen ausgezeichneten Schriftsteller, der um das Jahr 553

1) *Casiri biblioth. Arabico-Hispana Escurialensis I, pag. 321.*

(1158) eine Epitome rei rusticae geschrieben. Ich weiss nicht, woher er diese Nachrichten nahm, und finde sonst nichts über Alĥaǵ. Vielleicht entging mir eine Stelle, worin Ibn Alawwâm sich selbst so über ihn ausspricht.

Die Zeit der nun folgenden drei Schriftsteller finde ich nirgends angegeben. Abul Chair Alaschbîlî (aus Sevilla). Von seinem nicht genannten Werke rühmt Ibn Alawwâm pag. 9, es gründe sich auf die Aussagen vieler Gelehrter einiger Praktiker und auf eigene Erfahrung, und er benutzt es als seine vierte Hauptquelle weit öfter als den vorgenannten, den ich ihm nur der bestimmten Zeitangabe wegen voranstellte, obgleich er vielleicht jünger ist als Abul Chair. Dieser citirt I, pag. 509 den Ibn Alfaszal, dessen Zeitalter wir jedoch eben so wenig genau kennen. Besonders sorgfältig scheint er die Varietäten und mitunter die verwandten mit einerlei Namen belegten Arten der Culturpflanzen unterschieden zu haben, z. B. bei der Ceratonia Siliqua I, pag. 246, der Myrte pag. 248, der Castanie pag. 254, dem Birnbaum pag. 260, dem Ziziphns pag. 263, der Pistacie pag. 265, der Rose pag. 303, dem Jasmin pag. 309, u. s. w., was ihm auch für die Pflanzenkunde einigen Werth giebt.

Ob auch Abû Harîradt hierher gehört, weiss ich kaum zu sagen. Gleich vorn pag. 3 führt Ibn Alawwam einen frommen Spruch an aus seinem Werke: Vorschrift zur Leitung des Landmanns. Doch unter seinen Quellen übergeht er ihn, und scheint ihn auch weiter nicht benutzt zu haben.

Der letzte, den ich anführe, Ibraĥim Ben Moĥammad Ben Albiszâl, fehlt gleichfalls im Quellenverzeichniss; doch wird er öfter citirt, einmal II, pag. 419 mit seinem vollständigen Namen, öfter nur Ibn Albiszâl, und einmal unter der Abkürzung Sz., welche sonst den Ibn Alfaszal bedeutet, hier aber nothwendig auf Ibn Albiszâl bezogen werden muss, und wohl nur einer Nachlässigkeit des Abschreibers zur Last fällt, weil zugleich der Titel des Werks genannt wird, dessen wahren Verfasser ein paar andre Stellen, I, pag. 621 und II, pag. 418, sehr bestimmt angeben. Dieser Titel heisst Alqaszd walbijân. Banqueri übersetzt ihn

offenbar unrichtig: Poësia et eloquentia; meines Erachtens bedeuten die Worte Zurechtweisung und Erläuterung[1]), und was daraus mitgetheilt wird, betrifft grösstentheils die Baumzucht, die, wenn sie auch poëtisch aufgefasst werden mag, doch mit der Eloquenz nichts zu schaffen hat. Dies ist der Schriftsteller, den ich, wie früher schon angedeutet, für einen Sicilianer halte. Denn aus seinem Werke giebt Ibn Alawwâm eine ausführliche Anweisung zur Bereitung eines Getränks aus Most Honig Rosinen und Senf, welche mit den Worten schliesst: „dies ist die vollständige Beschreibung seiner Bereitung in Sicilien."

§. 37.
Ibn Alawwâm.

Auf das Werk dieses Mannes von der Landwirthschaft machte erst 1760 Casiri[2]) aufmerksam, indem er die im Escurial vorhandene vollständige Handschrift desselben beschrieb, ein Verzeichniss der darin citirten arabischen und ausländischen Schriftsteller, eine Inhaltsanzeige, und darin zugleich eine Erläuterung der vorkommenden Pflanzen lieferte. Zwei andere nicht ganz vollständige Handschriften desselben Werks waren früher, die eine schon 1716 im Katalog der leidener[3]), die andere 1739 in dem der pariser Bibliothek[4]) nur kurz erwähnt. Casiri ging weiter; seine Absicht war das Werk selbst vollständig zu übersetzen und zu commentiren. Das unterblieb zwar, doch im Verein mit einem vornehmen Gönner, dem Grafen von Campomanes, lieferte er später wenigstens als Anhang zur spanischen Uebersetzung eines englischen Werks über die Landwirthschaft von Thull auch eine spanische Uebersetzung des 17. und 19. Kapitels des Ibn Alawwâm; und

1) Den sehr ähnlichen Titel eines genealogischen Werks von Ibn Albarr bei H'ag'g'i Chalifah IV, pag. 517 *Alqaszd walamam* übersetzt Flügel durch studium et contentio, und *Ilm albiân II, pag. 75* durch doctrina expositionis.

2) *Casiri biblioth. Arab. Hisp. Escurial. I, pag 323 sqq.*

3) *Catalogus libror. biblioth. publ. universit. Lugduno-Batavae, pag. 409—491,* nach *Wüstenfeld.*

4) *Catalogus codd. mss. biblioth. reg. I. Paris 1739. pag. 197, nr. 912.*

noch später veranlasste er seinen Schüler Jos. Ant. Banqueri zu einer vollständigen Uebersetzung des Werks, welche, begleitet vom arabischen Text, unter folgendem Titel auf königliche Kosten gedruckt erschien. Der arabische Titel Kitab alfalâhadt u. s. w. steht voran; dann folgt der spanische:

Libro de Agricultura. Su autor el doctor excelente Abu Zacaria Jahia Aben Mohamed Ben Ahmed Ebn El Awam, Sevillano. Traducido al Castellano y anotado por Don Josef Antonio Banqueri, prior-claustral etc. Tom. I. II. Madrid 1802. — 2 voll. fol. Text und Uebersetzung in gespaltenen Columnen einander gegenüber.

Leider ist das Werk in Deutschland, Frankreich, und sogar in Spanien selten; es scheinen entweder sehr wenig Exemplare gedruckt, oder die meisten in der königlichen Bibliothek vergraben zu sein.

Nach der in meinem Buche angenommenen Art, arabische Namen zu schreiben, wäre der des Verfassers Abu Zakariâ Jahia Ibn Moĥammad Ben Aĥmad Ibn Alawwâm Alaschbîlî (aus Sevilla), und häufig beruft er sich auf seine zu Sevilla und in Aschscharaf, einer nicht weit von da entfernten Hochebene, gemachten Beobachtungen und Erfahrungen [1]). Von seinem Leben wissen wir nichts; über sein Zeitalter sagt Casiri, er schiene im sechsten Jahrhundert der Higradt (dem zwölften unsrer Zeitrechnung) geblüht zu haben. Banqueri fügt in seiner Einleitung pag. 5 hinzu, die Eleganz seiner Schreibart gestatte nicht, ihn tiefer als bis in den Anfang jenes Jahrhunderts herabzurücken. Gleichwohl kann er erst in dessen zweiter Hälfte, wenn nicht

1) *Sevilla* nennt er in der Beziehung *I, pag. 442, II, pag. 122, 151, 153, 161, 166, 168, 172, 180, 188, 202, 226, 256, 257, 258, 264, 281*, und von *pag. 433* bis *444* noch acht mal; *Aschscharaf I, pag. 214, 327, 349, 505, 543, 613, II, pag. 58, 254, 257*. Auch Ibn H'ag'jag' bezieht sich, wie wir sahen, auf seine Beobachtungen in denselben Gegenden, und leicht kann sein Name bei einigen der hier citirten Stellen aus Versehen der Abschreiber ausgefallen sein, bei allen sicher nicht; ihre Menge lässt für einen solchen Zweifel nicht Raum.

später, geschrieben haben, wenn es wahr ist, was Casiri so bestimmt ausspricht, dass Alḥag̊ Algarnâthî im Jahr 553 (1158) geschrieben hat.

Ibn Alawwâm theilt sein Kitâb alfalâhadt (Buch der Landwirthschaft) in 34 Abwâb oder Kapitel sehr ungleichen Umfanges; 1—30 handeln vom Pflanzenbau, und was damit zusammenhängt, die vier letzten von der Viehzucht. Nach einer langen Einleitung, worin er uns unterandern ein umständliches Verzeichniss nicht allein seiner unmittelbaren, sondern zum Theil auch seiner mittelbaren Quellen mittheilt, und eine Uebersicht seines ganzen Werks giebt, handelt er in den drei ersten Kapiteln vom Boden Dünger und Wasser, dann Kap. 4—16 von der Baumzucht, womit der erste Band schliesst, dann Kap. 17—20 vom Getreidebau, Kap. 21 vom Bau der Hülsenfrüchte, Kap. 22 vom Bau der übrigen Feldfrüchte, dann Kap. 23—28 vom Gartenbau. Bis hierher herrscht also im Ganzen noch systematische Anordnung, wenn gleich durch manches Einschiebsel unterbrochen; die beiden folgenden Kapitel 29 und 30 gleichen aber vollständig einer Rumpelkammer. Darin wird gehandelt von der Erndte und Conservation der Früchte, von Talismanen (deren Text Banqueri ihrer Gottlosigkeit wegen ohne Uebersetzung in die Noten verweist), vom Brodbacken, von der Anlage der Wirthschaftsgebäude, vom Oelpressen, von der Bereitung des Rosenwassers, des Essigs u. dgl. m., worauf ein Wirthschaftskalender mit mancherlei Vorzeichen des Wetters und mit den lateinischen syrischen und persischen Namen der Monate den Theil des Werks, der uns angeht, beschliesst. Offenbar ist die Bestimmung des Werks nicht bloss für Spanier, sondern für alle Länder arabischer Zunge. Durchgängig, so weit es nicht an Material dazu fehlte, stehen die Methoden und Meinungen der Spanier Afrikaner Aegypter Syrer Perser und Nabathäer neben einander; nicht immer nur die abweichenden, oft auch die übereinstimmenden in ermüdender Wiederholung. Und was die Weitschweifigkeit aufs höchste steigert, ist bei jeder speciellen Pflanze die specielle aus verschiedenen Schriftstellern zusammengewirkte Wiederholung dessen, was über den Boden, seine ver-

schiedenen Arten und seine Bearbeitung, über die Arten und Anwendungsweisen des Düngers, über die Bewässerung u. dgl. m. schon im Allgemeinen vorausgeschickt war, so dass ich ohne Uebertreibung sagen darf, der wahre Inhalt des Werks liesse sich füglich auf zwei Drittel, vielleicht auf die Hälfte des Umfanges beschränken. Dafür ist es aber auch das reichhaltigste Werk seiner Art bis auf seine Zeit, der Repräsentant einer ganzen untergegangenen oder uns wenigstens verschlossenen Bibliothek.

Ueber den allgemeinen Theil habe ich nicht viel zu sagen. Er ist grössterntheils aus der nabathäischen Landwirthschaft entlehnt, von der ich ausführlich gesprochen habe, und beruht vornehmlich auf der Unterscheidung der vier Elemente und ihrer vier Grundqualitäten nach griechischer Auffassung, nur oft noch spitzfindiger in den Unterscheidungen, und reichlicher mit Astrologie und Magie durchwebt.

Den Umfang des speciellen Theils lässt schon die Einleitung zum ganzen Werke überschauen. Pagina 14 findet man ein Verzeichniss der Bäume, welche man in Spanien zu ziehen pflegt, Pagina 26 ein solches der duftenden Kräuter, und Pagina 29 der Gartenpflanzen, begleitet mit einem weitläuftigen meist auf Ibn Baithâr gegründeten Commentar von Banqueri, dem jedoch eigene Pflanzenkenntniss ganz gefehlt zu haben scheint.

Die Baumzucht selbst ist wohl das raffinirteste seiner Art. Ueber die beste Behandlung jedes, auch des gemeinsten Waldbaums, wird mit einer Umständlichkeit gehandelt, wie wir sie in neuern Werken kaum über Behandlung der am schwersten zu ziehenden exotischen Bäume zu finden gewohnt sind. Der verschiedenen Arten der Veredlung durch Pfropfen u. s. w. ist eine ansehnliche Menge. Jede wird aufs genaueste beschrieben, einige durch Abbildungen erläutert. Dabei sollen, vorzüglich nach der nabathäischen Landwirthschaft die fremdartigsten Bäume auf einander veredelt werden, Cordia Myxa auf Olea Europaea, Pyrus Malus auf Punica Granatum, Pyrus communis auf Citrus Medica oder Morus alba, Ziziphus Lotus auf Amygdalus communis. Der raffinirte Rath, über dem Pfropfreis ein Gefäss anzubrin-

gen, aus welchem das Wasser tropfenweis herabfliesst (pag. 468), geht gleichfalls von der nabathäischen Landwirthschaft aus, die in dergleichen Künsteleien alle Andern übertrifft. Ein besonderer Artikel (pag. 499) handelt vom natürlichen Lebensalter der wichtigern Bäume. Die Eiche, versteht sich eine der südländischen Arten, soll 400, die Dattelpalme 500, der Oelbaum 3000 Jahr alt werden. Sogar eine Therapie der Bäume nach Ibn H'ag̓jag̓, doch ganz ohne physiologe Grundlage, findet man pag. 579.

Ich benutze die Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, dass das der königlichen Bibliothek zu Göttingen gehörige Exemplar des Ibn Alawwâm, welches mir eine Zeit lang zu benutzen vergönnt war, manche handschriftliche Randbemerkung von Werth enthält, theils Berichtigungen der Uebersetzung, theils Conjecturen zur Verbesserung des Textes; ob vielleicht von der Hand des berühmten Orientalisten Tychsen? So steht unterandern I, pag. 382 in Banqueri's Uebersetzung, die Kopten pflegten die Weinreben im Februar März und April zu pflanzen. Schon die lateinischen Namen der Monate machen den Namen jener Nation verdächtig. Er ist auch wirklich nur eine Conjectur, die Banqueri jedoch für völlig sicher gehalten haben muss, da er nicht einmal wie sonst in einer Anmerkung darüber spricht. Im Texte steht nämlich nicht القبط, sondern القوط, und das übersetzt eine göttinger Randglosse unzweifelhaft richtig durch die Gothen, also die Bewohner des nördlichen Spaniens.

Ueber die Kapitel vom Feldbau gehe ich hinweg, da ich mich auf eine Deutung der Getreidearten und Hülsenfrüchte hier nicht einlassen darf. Nur Eins will ich nicht unbemerkt lassen: II, pag. 82 meine ich die erste Nachricht von unserer Poa Abyssinica zu finden, die ich sogar bei Ibn Baithâr vermisse. Hier wird eine Getreideart genannt, ähnlich der Durrah (Holcus Durra), ohne Hülse (also mit sehr feiner Samenschale), von der die Abyssinier und einige andre Völker leben. Nur der Name bleibt zweifelhaft. Banqueri schreibt Nânachadt, was Freytag in seinem Wörterbuch nach Reiske Aminium übersetzt. Allein Banqueri bemerkt selbst, in der Handschrift stehe dieser Name unpunctirt.

Er lässt folglich vielerlei Abänderungen zu, unterandern auch Nâbiġadt, was nach dem Qamûs eine Speise bedeutet, deren man sich vor Mohammeds Zeit bediente. Dass sie aus Milch und Kameelhaar bestehen sollte, erscheint fabelhaft; vielleicht aus einer wenig geachteten Kornart.

Zu den Gartenpflanzen zählt Ibn Alawwâm ausser den Gemüsen und andern Nahrungspflanzen auch eine beträchtliche Menge von Zierpflanzen und duftenden Kräutern, die gegen die Armuth der Griechen und Römer an dergleichen Culturpflanzen sehr absticht; und dazu endlich sogar noch die gewöhnlicheren und gebräuchlicheren Arzneipflanzen.

Im Ganzen zählt Banqueri 585 verschiedene Pflanzennamen, die er am Ende des zweiten Bandes nebst seiner spanischen Uebersetzung und manchen schätzbaren Bemerkungen, besonders arabisch abgedruckten Parallelstelleu aus Ibn Baithâr, alphabetisch zusammenstellt, doch leider ohne Verweisung auf die Stellen, an denen sie vorkommen, und nicht ohne manche kleine Ungenauigkeit in der Schreibart der arabischen Namen, die den Gebrauch dieses Registers erschweren. Bedenken wir aber, dass nicht allein von vielen der genannten Pflanzen zahlreiche Varietäten unterschieden werden, sondern dass manche darunter wahre Gattungsnamen in unserm Sinne sind, wie z. B. die Bohne, von der Abul Chair acht Arten aufzählt, die Rose und mehrere andere, so leuchtet ein, dass die Zahl der bei Ibn Alawwâm überhaupt vorkommenden Pflanzen beträchtlich höher steigt. Beschreibungen fehlen mit Ausnahme weniger wenig bekannter Pflanzen, besonders aus der nabathäischen Landwirthschaft, seltener aus den Werken von Abu H'anîfadt, Abul Chair und Andern. Sie waren ja dem Araber bei den meisten seiner ihm wohlbekannten Culturgewächse überflüssig. Nur die unter demselben Namen aufgeführten Arten oder Varietäten werden, meist nach Abul Chair, kurz beschrieben oder wenigstens nach dem Vaterlande unterschieden. Ist Ibn Alawwâm nach dem allen für den Botaniker nicht so wichtig wie Ibn Baithâr, so spricht jener doch auch von mancher Pflanze, die wenigstens unter demselben Namen bei diesem nicht vorkommt, und beide betrachten

dieselben Pflanzen von so verschiedenen Seiten, dass einer den andern ergänzt, beide zusammen uns aber ein ziemlich genügendes Bild arabischer Pflanzenkenntniss der späteren Zeit geben.

Sechstes Kapitel.

Die arabischen Geographen Reisebeschreiber und Curiositäten-Sammler.

§. 38.

Einleitung.

Geographie gehört zu denjenigen Wissenschaften, um die sich die Araber unbestreitbare Verdienste erworben haben. Sie zu fördern, kam bei ihnen vieles zusammen. Das Band des Islam und der arabischen Sprache, die jeder Moslim verstand, weil es die des heiligen Buches war, umschlang einen weitern Länderkreis, als das römische Kaiserthum jemals und lange nicht so innig zusammenfasste. All ihre Besitzungen genau kennen zu lernen, sie sogar der Vermessung zu unterziehen, liessen sich mehrere Chalifen besonders angelegen sein. Berühmt ist die schon von Harûn Arraschid im dritten Jahrhundert der Hiğradt veranlasste Gradmessung. Mehrere Sternwarten entstanden, zunächst für astrologische Zwecke, doch nicht ohne erheblichen Einfluss auf astronomische Geographie. Der Handel beschäftigte nicht nur zahlreiche Karawanen durch schwer zugängliche Länder, sondern zugleich ganze Flotten auf dem mittelländischen dem rothen dem persischen dem indischen und selbst dem chinesischen Meere. Die Pilgerfahrt nach Mekka und Medina war jedem Moslim, dem Kraft und Mittel dazu nicht fehlten, Gewissenspflicht, und wer sich erst losgerissen von der Heimath und die Lust des Reisens gekostet hatte, ging oft weit über das anfangs gesteckte Ziel hinaus. Denn niemand konnte zu beschwerlichen Reisen geschickter sein, als der nüchterne allen Beschwerden Trotz bietende Araber; nirgends liessen sich weite

Reisen mit schmalen Mitteln leichter ausführen, als im Gebiete des Islam's, der seinen Bekennern die Gastlichkeit und das Almosenspenden zur Bedingung des Paradieses macht.

Die Literatur der Geographie und Reisebeschreibungen, die sich unmerklich in die der Curiositäten-Sammlungen verläuft, reicht daher hoch hinauf und hat einen beträchtlichen Umfang. Eine gedrängte, mit zahlreichen literarischen Nachweisungen versehene Uebersicht dieses ganzen Zweiges der arabischen Literatur gab uns Wüstenfeld [1]); ich kann kaum sagen, wie viel ich ihr verdanke; — und schätzbare ausführlichere Nachrichten über einige der ältesten Denkmäler dieser Literatur lieferte Frähn [2]) mit vieler Kritik.

---

1) *Wüstenfeld, die Literatur der Erdbeschreibung bei den Arabern,* — in der von *Lüdde* herausgegebenen *Zeitschrift für vergleichende Erdkunde, Band I, (1842) S. 24 ff.*

2) *Frähn, Ibn Foszlan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit (Petersburg 1823, 4.) in der Anmerkung zu S. XIV ff.* — Ich kann jedoch einige Zweifel über zwei jener ältesten geographischen Producte der arabischen Literatur nicht unterdrücken, und hoffe, dass man denselben den Raum in dieser Anmerkung vergönnen wird.

Als den ältesten arabischen Geographen betrachten *Frähn S. XVI* und *Wüstenfeld S. 25* Assamah (oder Azzamah; die Rechtschreibung ist zweifelhaft) Ben Malik Alchûlani, Statthalter von Andâlos, gefallen auf dem Schlachtfelde 103 (721). Von ihm erzählt *Cardonne* in seiner *Geschichte von Afrika und Spanien unter der Herrschaft der Araber I, Seite 81 der deutschen Uebersetzung von Murr:* „Er verfertigte bei seiner Ankunft in Spanien für den Khalif Omar den zweiten eine genaue Beschreibung dieses Reiches, dessen Flüsse und Ströme, so es durchlaufen, der Meere, die es einschliessen, und der Seehäfen. Er liess alle Provinzen und die vornehmsten Städte beschreiben, untersuchte die Natur des Klima, des Erdbodens, dessen Producte, und die Art ihn zu verbessern. Die Minen, die Metalle und verschiedene Arten von Marmor in dem Schoos der Erde entgingen seinen Untersuchungen nicht. Er machte auch ein genaues Verzeichniss von den Anlagen und Steuern, so dieses Reich den Khalifen bezahlte, u. s. w." Diese so ausführliche Nachricht ist aber die einzige, die wir von dem Werke besitzen. Des Statthalters Assamah wird oft genug erwähnt, nur sonst nirgends als Schriftsteller; und Cardonne verschweigt seine Quelle. Ja genau genommen spricht er gar nicht bestimmt von einem literarischen Product. Das Ganze konnte auch ein gewöhnlicher Verwaltungsbericht sein, der niemals in die Oeffentlichkeit trat. Zudem scheint Cardonne zu irren, wenn er den Bericht an Omar II. erstatten

Ich aber darf mich in diesem Kapitel verhältnissmässig kurz fassen. Denn leider liessen manche der hierher gehörigen Schriftsteller, wie z. B. der berühmte Abulfeda, dessen Geographie ich daher übergehe, das Naturwissenschaftliche fast ganz ausser Acht; Andere, die ihm mehr Aufmerksamkeit schenkten, verrathen oft

---

liess. Denn nach des weit zuverlässigeren *Conde Geschichte der Mauren in Spanien, übersetzt von Rutschmann, I, Seite 70 ff.* ging das Chalifat im Jahr 101 über von Omar auf Jazid II., und Assamah ward erst im Jahr 103, in demselben Jahre, worin er seinen Tod fand, zum Statthalter von Andâlos ernannt. Wie hätte er in so kurzer Zeit zu einem Werk solcher Art das Material und die Musse gefunden?

Sodann rühmen sich die Araber einer schon unter dem Chalifen Almâmûn, also vor 217 (833) von dem bekannten Philosophen Alkindi verfertigten Uebersetzung der Geographie des Ptolemäos. Wüstenfeld übergeht sie; Frähn bespricht sie ausführlich und äussert dabei manche Bedenken. Das erheblichste ist, Seite XVIII, dass die arabische Uebersetzung „nach H'ag'g'î Chalîfah bei jedem Lande u. s. w. detaillirte naturhistorische physikalische und ethnographische Beschreibungen" geben soll, da doch das griechische Original, das wir besitzen, nur aus einem trocknen Verzeichnisse von Ortnamen mit Angabe ihrer Länge und Breite besteht. Frähn citirt zwar die Stelle des H'ag'g'î Chalîfah, von der er spricht, nur nach der Pagina seines Codex, es ist aber unstreitig folgende nach unsrer gedruckten Ausgabe Vol. II, pag. 602, aus dem Artikel nr. 4130 Ilm ġagrafîâ (Wissenschaft der Geographie): „Der erste, der von ihr geschrieben, war Ptolemäos Klaudios, der, nachdem er seine Megistä vollendet, ein Buch unter dem Titel Geographie verfasste. Er sagt, es gäbe zu seiner Zeit 4530 Städte, die er aufzählt, und über 200 Gebirge auf der Erde. Er bemerkt auch die Höhen der letztern, und welche Metalle und Edelsteine sie enthalten, ferner die Meere und Inseln, nebst den darin lebenden Thieren und was ihnen sonst eigenthümlich ist, sodann geht er die Erdgegenden durch, und beschreibt die dort lebenden Menschen, ihre Gestalt und ihre Sitten, was sie essen und trinken, und welche Handelsartikel einer jeden Gegend besonders zukommen. Auf dieses erste Originalwerk in dieser Wissenschaft gingen Alle zurück, die später darüber schrieben. Aber vieles darin Enthaltene hat aufgehört, Namen und Zustände haben sich geändert, und die Pforten des daraus hervorgegangenen Nutzens haben sich geschlossen. Ins Arabische übersetzt ist das Buch zur Zeit Almâmûn's; jetzt wird die arabische Uebersetzung nicht mehr vorgefunden." Darum, meint Frähn, sei die schon von *Mannert* in seiner *Geographie der Griechen und Römer Band 1, Seite 137 Anmerkung y* ausgesprochene

eine Unkenntniss Leichtgläubigkeit und Wundersucht, die selbst ihre bessern Nachrichten der Zuverlässigkeit beraubt. Und auch hier muss ich die Klage wiederholen, dass noch so viele der besten Werke ungedruckt in unsern Bibliotheken ruhen; so manche längst gedruckte mir fehlen.

§. 39.

Almasûdî oder Abu Zaid Alhasan Assîrâfî.

Mit ihm eröffne ich die Reihe der noch vorhandenen botanisch lehrreichen arabischen Geographen in der Voraussetzung, dass er wirklich, wie Quatremère vermuthet, der Verfasser des Werkes sei, dessen arabischen Titel wir nicht kennen, welches aber Renaudot unter dem Titel: Anciennes relations des Indes et de la Chine etc. in französischer Uebersetzung, und später Langlès und Reinaud auch im Original herausgegeben. Quatremère widmete dem

auf einem andern Grunde ruhende Vermuthung nicht unwahrscheinlich, dass Ptolemäos noch ein im Original verloren gegangenes geographisches Werk geschrieben hätte, von dessen Uebersetzung H'ag'g'î Chalîfah spräche. Er bringt bei der Gelegenheit noch eine andere schon von *Michaelis* in seiner Ausgabe von *Abulfedae descriptio Aegypti not. 152* angeregte Frage in Erinnerung: was von dem Werke zu halten sei, was Abulfeda in der Einleitung zu seiner Geographie, ohne den Verfasser zu nennen, als das für Almâmûn ins Arabische übersetzte Werk eines Griechen bezeichnet, und unter dem Titel Rasm so oft citirt. Michaelis fand, dass die aus diesem Werk angegebenen Längen und Breiten mit denen unsres Ptolemäus häufig nicht übereinstimmen. Michaelis gründete darauf die Vermuthung, es sei dies nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ein Werk des Ptolemäus, sondern das eines nach dem Muster desselben zu Werk gegangenen Arabers; und *Schultens* (*Bibl. crit. II, 93*, mir leider nicht zur Hand) modificirte jene Vermuthung (wie Frähn meint) mit Recht dahin, es sei vielleicht das Werk eines ganz andern uns unbekannten Griechen. Fasse ich das alles zusammen, so scheint mir nur so viel fest zu stehen, dass schon zu Almâmûn's Zeit ein geographisches Werk eines Griechen, welches Einige für das des Ptolemäos hielten, ins Arabische übersetzt war. Was aber H'ag'g'î Chalîfah von diesem Werke rühmt, finde ich sehr zweifelhaft, da er selbst das Werk nicht zu kennen gesteht. Wie weit die ganze Untersuchung noch vom Abschluss entfernt sei, liegt am Tage.

Leben und den schriftstellerischen Arbeiten Almasûdî's eine eigene Abhandlung [1]), die sich durch eine frühere Abhandlung von de Sacy über eins der Werke Masûdî's [2]) noch etwas vervollständigen lässt. Nur das Wichtigste daraus gebe ich hier wieder.

Abul H'asan Alî Ben Alh'osain Ben Alî Almasûdî war, wir wissen nicht genau in welchem Jahr, doch sicher gegen das Ende des dritten Jahrhunderts der Higradt, zu Bagdad [3]) geboren, musste aber, wie er selbst erzählt, durch Unglücksfälle genöthigt, sein theures Vaterland verlassen, und brachte einen grossen Theil seines Lebens in Syrien und Aegypten zu, vielleicht, wie de Sacy [4]) wahrscheinlich macht, in Folge religiöser Anfechtungen, da er zur viel verfolgten Secte der Motazalah gehörte. Aber auch Neigung und Wissbegierde trieben ihn von Land zu Land. Im Jahr 303 (915—916) befand er sich zu Isztachar, der alten Persepolis. Noch in demselben und dem folgenden Jahre treffen wir ihn in Indien. Auch nach Zeilan und bis ins jenseitige Meer war er gekommen, hatte das rothe Meer und die afrikanische Küste bis nach Madagaskar hinab, und später auch die Küsten des kaspischen Meeres befahren. Endlich finden wir ihn wieder in Fosthath in Aegypten, wo er sein letztes schriftstellerisches Werk im Jahr 345 vollendete, und entweder noch in demselben oder im folgenden Jahre starb [5]).

1) *Quatremère, notice sur la vie et les ouvrages de Masoudi, im Journal Asiatique. Troisième serie. Tom. VII, 1839, pag. 5 sqq.*

2) *Sylvestre de Sacy, le livre de l'indication et de l'admonition d'Abou'l Hasan Ali fils de Hosain fils d'Ali Masoudi*, in den *Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque imperiale etc. Tom. VIII, 1810, pag. 132 sqq.*

3) *Hammer-Purgstall's* Angabe *(Lit. Gesch. V, S. 509)*, er sei aus Mauritanien, beruht auf einem Irrthum des *Fihrist*, den schon *de Sacy* in seiner arab. Chrestomatie und *Quatremère* a. a. O. durch *Almasûdî's* eigenes Zeugniss widerlegten.

4) *De Sacy a. a. O. pag. 151.*

5) Im Jahr 345 nach Abulmahasan bei *de Sacy* in den *Notices et Extraits etc. VIII, pag. 151* und, wie *Quatremère* im *Journ. Asiat. VII, pag. 11* versichert, nach der einstimmigen Angabe der orientalischen Biographen. Im Jahr 346 jedoch nach H'ag'gî Chalifah nr 201, 604, 3647, und 11882. Abulfeda und Ibn Challikan übergehen ihn ganz.

Trotz dieses unstäten Lebens gehörte Almasûdî zu den fruchtbarsten Schriftstellern, und besass eine bewundernswürdig ausgebreitete Gelehrsamkeit. Sein erstes und grösstes Werk Achbâr azzamân, Zeitkunde, war eine bändereiche Universal-Geschichte, durchflochten mit Kosmographie Geographie Chronologie Naturgeschichte Politik Theologie und manchen andern Dingen. Es reichte herab bis 332 (943—944). Sein zweites Werk Kitâb alausath, Buch der Mitte [1]) erklärt H'aǵǵî Chalîfah nr. 201 für einen Auszug aus dem vorigen, er selbst jedoch in seinem letzten Werke für eine Ergänzung desselben. Nun folgte sein drittes Werk Morûǵ adsdsahab wamaâdin alǵawâhir, goldenen Wiesen (oder vielleicht richtiger Ġoldwäschen [2]) und Juwelengruben, geschrieben 336 (947—948), seiner eigenen Aussage nach ein Auszug aus den beiden vorigen, doch immer noch ein Werk ansehnlichen Umfanges, welches er später in einer beträchtlich vermehrten und verbesserten Ausgabe zum zweiten mal erscheinen liess. Das vierte Werk, dessen ich gedenke, obgleich er selbst ihm noch drei oder gar vier andere voranstellt, ist sein Kitâb attanbûh walischrâf, Buch der Anzeige und Erinnerung, verfasst 344 (955), und nochmals überarbeitet und vermehrt im Jahre darauf kurz vor seinem Tode; es war wiederum ein Auszug aus seinen frühern historischen oder richtiger enkyklopädischen Werken. Dazu kommen aber noch mehrere Werke ganz anderer Art, die er selbst citirt, und vielleicht auch ein Kitâb alǵaib, Buch der Wunder, welches die Handschriften ihm beilegen, ohne dass er sich selbst dazu bekennt, und welches daher von Einigen für untergeschoben gehalten wird.

Gedruckt sind von dem allen erst wenige Bruchstücke, die Wüstenfeld genauer nachweist; mehrere dieser Werke sind sogar handschriftlich nur lückenhaft oder gar nicht in unsern Bibliotheken

1) Damit bezeichnen die Araber oft das Vorzüglichste in seiner Art, was wir den Kern der Sache nennen.

2) So *Gildenmeister* in *Lassen's Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. V, S. 202*, nach *Hammer-Purgstall Lit. Gesch. d. Araber V, S. 509, Note 4.*

vorhanden. Von den goldenen Wiesen lieferte de Guignes[1]), vom Buch der Anzeige de Sacy[2]) eine Analyse des Inhalts, die zwar beide einst auch botanische Ausbeute erwarten lassen, doch noch nicht geben. Für jetzt nimmt ein anderes Werk allein unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, ein Werk, welches Quatremère[3]), wie schon gesagt, dem Almasûdî zuschreiben zu dürfen, Reinaud[4]) ihm wieder absprechen zu müssen glaubte.

Bekannt ist davon bis jetzt nur eine einzige Handschrift in der pariser Bibliothek, der der Titel fehlt. Eine französische Uebersetzung davon erschien unter folgendem Titel:

Anciennes relations des Indes et de la Chine, de deux voyageurs mahometans, qui y allèrent dans le IX^{e} siecle; traduits de l'Arabe, avec des remarques (par Renaudot). Paris 1718. 8.

Als Renaudot bald darauf starb, und damals niemand sein Original kannte, hielt man das ganze Buch für seine eigene Erfindung. Erst 1764 fand de Guignes das Original wieder, und machte einige Bemerkungen über seine Entdeckung bekannt[5]). Das Original selbst liess Langlès im Jahre 1811 drucken; allein es erschien nicht, bis endlich Reinaud 1845 den fertigen Abdruck, begleitet mit einer neuen Uebersetzung Anmerkungen nnd einer geographischen Einleitung, unter folgendem Titel herausgab:

Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IX^{e} siecle de l'ère chretienne. Texte Arabe imprimé en 1811 par les soins de feu Langlès, publié avec des corrections et additions et accompagné d'une traduction française et declaircissemens par M. Reinaud. Paris, I, II, 1845. — 2 voll. 12.

Das Ganze besteht aus zwei kurzen Büchern. Der Titel des ersten, Kette der Zeitläufe, und der Anfang desselben sind von neuerer

1) *De Guignes* in den *Notices et Extraits etc. Vol. I, 1787, pag. 1 sqq.*

2) *De Sacy ebendaselbst Vol. VIII, 1810, pag. 132 sqq.*

3) *Quatremère* im *Journal Asiatique VII, pag. 22 sqq.*

4) *Reinaud* in seiner gleich anzuführenden Ausgabe des Werkes selbst *vol. I, discours preliminaire pag. XXI.*

5) *De Guignes*, in den *Notices et Extraits etc. I, pag. 156 sqq.*

Hand und passen schlecht zu dem folgenden. Offenbar hat man das vorn verstümmelte Werk damit restauriren wollen. Der Verfasser wird nicht genannt. Es sind kaufmännische Berichte, über die Schifffahrt hauptsächlich nach Indien und China. Erst im Verlauf derselben, Pagina 13 der Uebersetzung, auf die sich alle meine Citate beziehen werden, tritt ein Kaufmann Abu Solaimân als Berichterstatter auf; doch schwerlich ist das ganze erste Buch, wie man anzunehmen pflegt, von ihm, sondern aus mancherlei Berichten Verschiedener zusammengesetzt. Das zweite Buch, welches Pagina 61 beginnt, führt den auf beide Bücher passenden Titel: Nachrichten über China und Indien. Darin erzählt ein gewisser Abu Zaid Alhasan aus Siraf in Farsistan am persischen Meerbusen, er wäre beauftragt das vorstehende Buch zu prüfen und mit denjenigen Bemerkungen zu begleiten, die ihm seine Belesenheit darböte. Er hätte gefunden, dass es im Jahre 237 (851) geschrieben sei. Damals hätte man die Zustände jener Länder durch zahlreiche Handelsverbindungen genau gekannt. Jetzt wären dieselben durch bürgerliche Kriege in jenen Ländern, vorzüglich in China, unterbrochen. Hierauf folgen die von ihm selbst theils aus Büchern theils aus dem Munde früherer Reisender, namentlich eines gewissen Ibn Wahab, gesammelten Nachrichten, die sich nicht selten auf die des ersten Buchs beziehen. Hie und da geht das Werk über seine Grenzen hinaus; besonders zu Anfang lesen wir eine kurze Beschreibung aller damals bekannten Meere, und am Schluss die der Küsten Arabiens und des ihm gegenüber liegenden Afrika's.

Quatremère nicht nur, sondern auch Reinaud, fanden beide eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem Werk und Almasûdi's goldenen Wiesen und Wunderbuch. Lange Sätze wiederholen sich in diesen Werken theils wörtlich theils mit geringen Abkürzungen oder Erweiterungen. Almasûdî erzählt von der Reise des Ibn Wahab nach China eben so wie Abu Zaid. Er beruft sich sogar auf einen Abu Zaid, den Neffen des Statthalters von Siraf, wiewohl mit der Abweichung, dass er ihn nicht Alhasan, sondern Solaimân nennt, was vielleicht, wie Reinaud vermuthet, ein Ver-

sehen des Abschreibers ist. Abu Zaid versichert eine Begebenheit von einem Augenzeugen gehört zu haben, und Masûdi erzählt dieselbe Begebenheit selbst als Augenzeuge. Abu Zaid und Almasûdi waren also Zeitgenossen, und nach Reinaud zwei Schriftsteller, die einer den andern benutzten. Nach Quatremère soll letzterer den Bericht des ersten in eins seiner Werke verflochten haben, vielleicht in die zweite Ausgabe der goldenen Wiesen oder in sein erstes grösseres Werk, und mithin als der eigentliche Verfasser des uns vorliegenden Werks zu betrachten sein. Ich finde nach allem, was Reinaud dagegen erinnert, Quatremère's Vermuthung doch am wahrscheinlichsten; entscheiden lässt sich die Frage bis jetzt noch nicht.

Des Verfassers Hauptaugenmerk waren die Sitten und Verfassungen der erwähnten Völker; doch auch über Perlfischerei Gewinnung der Ambra des Moschus über chinesisches Porzellan und mehr der Art wird, nicht immer ohne fabelhafte Beimischung, ausführlich berichtet. Etwas kärglicher ist die botanische Ausbeute, doch auch das Wenige in Betracht des Alters der Nachrichten und der Entlegenheit des Schauplatzes schätzbar. — Pagina 4 wird des Reichthums der Malediven an Nârgîl, Kokosnüssen, erwähnt, — pag. 6 des Ûd, des sogenannten Aloeholzes von Aquilaria Agallocha auf Zeilan, Sarandîb. — Von Zeilan werden wir sogleich nach Sumatra, Arramnî der Araber, versetzt[1]. Auf dieser Insel befinden sich die Pflanzungen Fanszûr genannt,

---

1) Ich bekenne mich ganz zu der sinnreichen, durch vielfache und sehr gewichtige Gründe nnterstützten Hypothese von *Dülaurier* im *Journal Asiatique, serie IV, tom. VIII, 1846, pag. 185 sqq.*, wodurch alle sonst nnauflöslichen Schwierigkeiten bei Deutung der folgenden Inseln gehoben werden. Anstatt die Fahrt von Zeilan über die Andamanen Nikobaren und Sumatra nach Java zu verfolgen, liess nämlich der Redacteur unsrer Nachrichten, offenbar durch Berichte verschiedener Art getäuscht, die Fahrt in umgekehrter Richtung von Zeilan über Sumatra die Nikobaren und Andamanen nach Java gehen. Ich füge nur Eins hinzu, was Dülaurier unbemerkt liess, dass Masûdi selbst dadurch verleitet ward, den Kamfer von Sumatra nach Zeilan zu versetzen, wie sich aus einem gleich anzuführenden Bruchstück desselben bei Ibn Baithâr ergiebt.

pag. 7, welche den besten Kamfer liefern. Dasselbe bezeugt im zweiten Buch pag. 93 Abû Zaid, wo jedoch Qaiszûr statt Fanszûr steht. Dülaurier[1]) bespricht diese verschiedenen Lesarten, wozu noch Faiszûr kommt, ausführlich, und erklärt sich für die letztre, weil sie dem malaiischen Namen Pasuri am nächsten kommt, obgleich Fansur schon bei Marco Polo vorkommt. Ich füge hinzu, was Almasûdî bei Ibn Baithâr II, S. 333 sagt: „der Kamfer wächst im Lande Qaiszûr auf der Insel Sarandîb (Zeilan),“ ein offenbares Missverständniss, da das Königreich Faiszûr nach allen sonstigen Nachrichten auf der Insel Sumatra lag. Bekanntlich kommt der Kamfer auf Sumatra und Borneo von Dryobalanops Camphora, und ist wohl zu unterscheiden vom gewöhnlichen chinesischen und japanischen Kamfer, dem Product von Laurus Camphora, über den unsere Berichterstatter schweigen. Bekannt ist auch, dass Griechen und Römer früherer Zeit des Kamfers nicht erwähnen. Die hier gegebenen Nachrichten sind daher die ältesten, die wir bis jetzt über dieses merkwürdige Product besitzen. — Auf derselben Insel Ramnî wächst auch Baqqam, unser Brasilienholz[2]), dort von Caesalpinia Sappan, in andern Gegenden von andern Pflanzen unter demselben Namen zum Rothfärben angewandt. Dieselbe Angabe bestätigt pag. 93 Abu Zaid. — Von hier geht die Beschreibung weiter zu den Nikobaren den Andamanen und von da zur Ostküste Vorderindiens, ohne uns etwas Bemerkenswerthes darzubieten. Ja sie geht sogar zurück bis an die persische und arabische Küste, um uns plötzlich wieder nach den Nikobaren zu versetzen, und uns von da über Java nach China zu führen. Man erkennt deutlich den lockern Zusammenhang

1) *Daselbst pag. 189 sq.* Noch manches Interessante für die Geschichte des Kamfers sammelte *Dülaurier* in der *Note additionelle daselbst pag. 212 sqq.*

2) Darüber vergleiche man *A. von Humboldt's kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der nenen Welt;* übersetzt von *Ideler, I, S. 439 ff.* Dass dies Holz seinen Namen nicht vom Lande Brasilien, sondern umgekehrt das Land den seinigen vom Färbeholze empfing, welches denselben lange vor der Entdeckung Amerika's trug, ist bekannt.

des Ganzen, und seine Entstehung aus sehr verschiedenen Stücken. — Pag. 16. Die armseligen Bewohner der Nikobaren, Langabâlûs, pflegen in Kanots, aus einzelnen Baumstämmen verfertigt, Kokosnüsse Zuckerrohr Bananen und Palmenwein an Bord der vorbeisegelnden Schiffe zu bringen. — Pag. 22. Die Hauptnahrung der Chinesen ist Reis, und an Früchten besitzen sie Aepfel Pfirsichen Citronen u. s. w.; es folgt hier ein Verzeichniss fast aller europäischen und weniger anderer Früchte, worüber ich nichts zu bemerken finde.

Aus Indien wird uns pag. 28 von dem Königreich Rohmî erzählt, es werde daselbst aus Baumwolle ein so feines Zeug bereitet, dass sich ein ganzes Kleid davon durch einen Fingerring ziehen lasse. Auch finde sich daselbst unter andern Kostbarkeiten das Aloëholz. Bei Masûdî heisst dies Land Vahman, und Reinaud hält es für das alte Königreich Visapur.

In China, pagina 40, behält sich der König ein Recht vor auf das Salz und auf eine Pflanze namens Assâch, wovon man den Aufguss mit heissem Wasser trinkt. Das ist unsere Thea Bohea, und zwar wieder die älteste Nachricht davon, die wir besitzen. Sie ist blattreicher als die Rathbadt (nach Ibn Baithâr Synonym der Medicago arborea), etwas aromatischer, aber bitter. Die arabischen Aerzte scheinen den Thee nicht zu kennen.

Weder Indien noch China besitzt die Dattelpalme; in Indien fehlt auch der Weinstock, den China in geringer Menge hat, pag. 57. Den Mangel der Dattelpalme in China bezeugt auch Abu Zaid pag. 90.

Ausser dieser und einigen andern Wiederholungen dessen, was schon im ersten Buch enthalten war, liefert Abu Zaid im zweiten Buche nur noch folgende uns berührende Nachrichten. Aus dem Königreich Qomâr (Zeilan gegenüber auf dem Festlande) kommt eine besondere Sorte des Aloëholzes, Alqomârî genannt, pag. 97. Derselben Sorte gedenkt auch Alidrisî bei Ibn Baithâr II, S. 224.

Auf der Insel Sarandîb (Zeilan) bereitet man ein Getränk aus Honig, gekocht mit den frischen Samen des Dâdsî, pag. 129.

Ich kenne die Pflanze nicht; Ibn Baithâr hat sie I, S. 409. Man gebraucht Nuss- oder Sesamöl, denn Olivenöl kennt man dort nicht, pag. 130. Den Reichthum Indiens überhaupt macht der regelmässige Regen, Aljasâradt genannt. Man baut nur Reis. Während der Regenzeit liegt er am Boden, ohne dass man sich um ihn bekümmert; fängt der Himmel an sich zu erheitern, so gewinnt er seine volle Höhe und Fruchtbarkeit, pag. 131, 132.

Abu Zaid's letzte Nachricht über indische Pflanzen betrifft den merkwürdigen Handel damaliger arabischer Seefahrer von Omân (dem südöstlichen Arabien) mit den Kokosnüssen der Malediven oder Lakediven, pag. 136. Nur mit Handwerkszeug versehen begaben sie sich auf jene Inseln, schnitten aus den Stämmen der Kokospalme Bohlen, verbanden dieselben mit Seilen aus den Fasern der Palmblätter zu Schiffskörpern, fügten von demselben Baum das Thauwerk die Segel alles Uebrige hinzu, beluden diese Fahrzeuge mit den Nüssen und führten sie mitten durch den Okean nach Omân zurück, so dass Fahrzeuge und Ladung ihnen kein Geld, nur Arbeit kosteten.

Als Anhang berichtet Abu Zaid noch einiges über die vom indischen Okean bespülten Länder Afrika's. In Zing̃ (Aethiopien) sagt er pag. 137, wäre die Dhorradt (Holcus Durra), dort das gewöhnliche Nahrungsmittel, ferner das Zuckerrohr und andre Pflanzen von Farbe schwarz. Die Insel Soqûtharâ (Sokotara) in der Nähe von Zing̃ und von Arabien erzeuge die Szabir (Aloë Socotrina), pag. 139. Dasselbe Meer, worin jene Insel, berühre auch das Land Schaĥr, welches den Weihrung erzeuge, pag. 141. Endlich pag. 143 überschaut Abu Zaid noch einmal alle aufgezählten und manche noch nicht genannte Herrlichkeiten der beschriebenen Gegenden. „Diese Meere, sagt er, verbergen in ihrem Schooss die Perlen und die Ambra, die Gebirge liefern Edelsteine und Gold, die Thiere tragen in ihrem Maule das Elfenbein, der Boden erzeugt Ebenholz Aloeholz Bambosrohr Aloe Kamfer die Muskatnuss die Gewürznelke das Sandelholz und andere Wohlgerüche. Die Vögel des Landes sind der Papagei und der Pfau, die Thiere, die man hier jägt, das

Zibetthier und die Ziege, die den Moschus erzeugt. Man fände kein Ende, wollte man alle Vorzüge dieser Gegenden aufzählen."

§. 40.

Alisztbachrî.

Ein Zeitgenosse Almasûdi's war der Scheich Abu Isĥaq Alfarsî Alisztbachrî, wie schon der Name sagt, aus Isztbachr, der alten Persepolis in der persischen Provinz Fars. Von der zu Gotha befindlichen arabischen Handschrift seines Werks Sowr alaqâlûn, Bilder der Klimate, liess Möller ein Facsimile in Steindruck erscheinen unter dem lateinischen Titel:

Liber climatum auctore Abu Ishac el-Faresi vulgo el-Issthachri. E codece Gothano edidit J. H. Moeller. Gothae 1839. 4.

Eine lateinische Uebersetzung, die nachfolgen sollte, blieb aus. Dagegen erschien:

Das Buch der Länder von Schech Ebu Ishak el Farsi el Isztachri. Aus dem Arabischen übersetzt von A. D. Mordtmann. Nebst einem Vorworte von C. Ritter. Mit 6 Karten. Hamburg 1845. 4. — Auch unter dem Titel: Schriften der Akademie von Ham. Band I, Abtheil. 2.

Lange zuvor war erschienen:

The Oriental geography of Ebn Haukal. Translatad by Sir William Ouseley. London 1800. 4.

Allein es war ein Irrthum, dies Werk dem Ibn H'auqal zuzuschreiben; es ist, wie Möller bewiesen, ein persischer Auszug aus dem vorgenannten Werke des Alisztbachrî, den Ouseley für ein Werk des Ibn H'auqal hielt.

Die arabischen Bio- und Bibliographen erwähnen des Verfassers nicht, aus ein paar Stellen seines Werks folgerte Möller, dasselbe wäre zwischen den Jahren 303 und 307 der Hiĝradt (915 und 919 n. Chr.) geschrieben. Dagegen meinte Mordtmann nachweisen zu können, dass die Eine jener Stellen von Möller missverstanden, die zweite nicht entscheidend sei, und bewies aus andern Stellen des Werks, es sei geschrieben, nachdem Ibn H'auqal

ein anderer Reisebeschreiber, von dem ich nichts zu berichten habe, seine Reise schon angetreten hatte, das heisst nach dem Jahre 331 (943), und höchst wahrscheinlich vor dem Jahre 341 (952), jedenfalls vor 354 (965), weil zwei wichtige historische Begebenheiten, die Iszthachri, wenn er später schrieb, nicht verschweigen könnte, von ihm gänzlich übergangen werden. Ich selbst habe hierüber, da Möllers Arbeit mir jetzt nicht zur Hand ist, kein Urtheil, wiewohl ich mich sehr auf Mordtmanns Seite neige.

Der Gehalt und Werth der Nachrichten unsres Geographen ist nach Verschiedenheit der Länder sehr verschieden. Wohin er nicht selbst gekommen, da ist er bald dürftig bald mehr oder minder unzuverlässig; bei Ländern, die er genauer kannte, wie vor allen bei seinem Vaterlande Fars, sind seine Berichte weit ausführlicher und durchaus glaubhaft. Naturforscher war er nicht, doch ein guter Beobachter. Von botanischen Notizen bemerke ich folgende, nach der Seitenzahl von Mordtmanns Uebersetzung und seiner Orthographie gemäss.

Seite 8: In ganz Mekka giebt es keine andere Bäume als solche, die in der Wüste wachsen; sobald man aber die Grenze des heiligen Gebiets überschreitet, findet man Quellen Brunnen grosse Baumgruppen Wadi's mit Grün und Palmen, so wie einige einzeln stehende Palmen. — Daselbst: Medina liegt in einer steinigen und sandigen Gegend, hat viele Palmen. Das Wasser für diese und die Saatfelder wird von Sklaven aus Brunnen geholt. — Aehnliche Nachrichten von andern Orten Arabiens und anderer Länder, ob dort Palmen und Saatfelder sind oder nicht, ob sie überhaupt fruchtbar oder unfruchtbar sind u. dgl. m. übergehe ich. — S. 13: im Lande Mahra ist die Hauptstadt Schahr. Der Weihrauch, der nach andern Ländern gebraucht wird, kommt von dort. Ihr Gebiet ist eine ausgebreitete Wüste. Man sagt, es gehöre zu Oman. Oman ist sehr bevölkert, und hat viele Palmen und Südfrüchte, als Musa Granatäpfel Nebbek (die Frucht von Ziziphus Lotus) u. a. m. Es ist ein sehr heisses Land. Im Innern, von der Küste entfernt, soll zwar ein dünner Schnee fallen; doch habe ich niemanden gesehen, der es anders als von

Hörensagen bezeugt. — S. 32: um Fostat sind Saatfelder, auf denen der Balsambaum wächst. Es ist kein Ort ausser diesem bekannt, wo man Balsam gewinnt. — S. 35: die Stadt Mesdschid Ibrahim (Abrahams Moschee, unweit Betlehem) liegt in einer Niederung zwischen Bergen, dicht bewachsen mit Bäumen und Palmen. Diese und die übrigen Berge Palästina's so wie ihre Ebenen sind reich an Oliven Wein und andern geringern Früchten . . . . Palästina ist das fruchtbarste Land von Syrien. — Daselbst: El Gur im Süden der Stadt Tabaria (Tiberias) . . . liegt zwischen zwei Bergen, die hier ein sehr tiefes Thal bilden. Es sind dort Palmen Quellen und Flüsse, und der Schnee bleibt dort nicht liegen. — S. 37: Atrabolos (Tripolis) eine Stadt am mittelländischen Meere (in Syrien) mit Palmen und Zuckerrohr in einer fruchtbaren Ebene. — S. 38: zu Malatia sind die Berge mit vielen Walnüssen und andern Früchten bedeckt, welche jedermanns Belieben überlassen sind, da sie niemand gehören. S. 39: das todte Meer wirft eine Materie aus, welche Homria heisst, und womit man in Palästina die Weinstöcke befruchtet, wie man anderswo die Palmen befruchtet. (Es scheint mir klar, dass hier nicht von wahrer Befruchtung, wie sie bei der Palme wirklich vorgenommen wird, sondern von einer Art der Düngung, welche fruchtbar macht, die Rede sei. Bei Ibn Alawwâm finde ich jedoch diese Düngungsart nicht). — S. 45: Ras el Ain (in Mesopotamien), eine Stadt mitten im Lande, worauf (sic!) meistens Baumwolle wächst (derselben Cultur wird auch bei mehrern der folgenden Orte gedacht). — S. 57: von den Früchten des Landes Chusistan sind vorzüglich zu merken die Dattelpalmen, und viele Kornarten; nächst dem Weizen und der Gerste haben sie meistens Reis. In diesen weiten Districten giebt es keinen Ort, wo nicht Zuckerrohr wächst; allein der meiste Zucker wird in Meserkan erzeugt, und alles nach Asker Mokrem gebracht. Das Rohr von Asker Mokrem hält nicht viel Zucker, eben so das von Toster und Sus; es übertrifft aber den Zucker und das Rohr der übrigen Orte. Die Einwohner haben ihren Erwerb aus dem Zuckerrohr, denn sie gebrauchen es theils zur Speise, theils machen

sie Zucker daraus. — S. 59: in Korkus wächst die Zeitlose, welche ausgeführt wird. (Dazu bemerkt Mordtmann: „Im Text steht Susendscherd, was in den Wörterbüchern nicht aufzufinden ist; Surendschan dagegen hat die in der Uebersetzung ausgedrückte Bedeutung.“ Dieser Conjectur kann ich nicht beitreten. Die Zeitlose, das κολχικόν des Dioskorides oder Sûrangân der Araber, ist eine so weit verbreitete Pflanze, dass sich ihre Ausfuhr aus einer begrenzten Gegend Persiens nicht denken lässt. Korkus aber lag dicht neben Sûs, dem alten Susa, der Stadt, von der die Lilie oder wahrscheinlicher eine uns noch unbekannte Liliacee bei Persern und Arabern den Namen Sûsan erhielt. Ein wohlriechendes aus Lilienblüthen bereitetes Oel, dessen Anfertigung Dioskorides I, cap. 62 ausführlich beschreibt, hiess schon zu seiner Zeit nicht allein ächt griechisch κρίνινον, sondern gewöhnlicher Σούσινον; ein Beweis, dass das aus der Lilie von Susa bereitete Oel schon damals in hohem Rufe stand, obgleich man ein Surrogat desselben in Griechenland aus Lilium candidum verfertigte. Es ist also, wenn ich nicht sehr irre, die Lilie von Sus, von der Aliszthachrî spricht. Ihr Name ist freilich Sûsan, aber Sûsangard würde im Persischen heissen, aus Susan bereitet; es muss also der Name des Oels sein, welchen Aliszthachrî etwas ungenau statt des Namens der Pflanze, woraus es bereitet wird, setzte). — Daselbst: in Ram Hormus findet man Dattelpalmen Walnüsse Schnee und Zitronen. (Da könnte man auf die Vermuthung kommen, das durch Schnee übersetzte Wort müsse verdorben sein, und auch eine Fruchtart bedeuten; allein in einem so warmen Lande dient der Schnee wie die Zitrone zur Abkühlung des Getränks. Daher ihn Aliszthachrî häufig mit Früchten zugleich nennt, und nirgends sein Vorkommen unter den Segnungen des Landes anzuzeigen versäumt). — S. 67: an den Ufern des Sees Basfahnie (in Fars) sind Sümpfe mit Rohr Papyrusschilf Binsen u. s. w., welche die Bewohner von Schiras benutzen. — S. 69: In der Landschaft Darabdscherd (in Fars) ist die grösste Stadt Fasa (zwischen Schiras und Darab). Das Holz ihrer Häuser ist meist Cedernholz (ohne Zweifel von Cupressus horizon-

talis. Siehe Ritter's vergl. Erdkunde VIII, S. 760. Sarwistan, nicht weit von Fasa, hat sogar den Namen von Sarwy, Cupressus. — S. 79: Bei Hormus (dem jetzigen Bender Abassi in Kerman) hat das Land viele Palmen, und Durrafelder. — S. 82: Von da bis Mann wird viel Indigo und Kümmel (?) gebaut und verführt. Auch Tragakanth (?) und Zuckerrohr wachsen dort. Die Hauptnahrung ist Durra. Ausserordentlich gross ist der Ertrag an Datteln, und es herrscht die schöne Sitte, dass die vom Winde abgeworfenen Datteln denen überlassen werden, die keine Palmen besitzen. — Es folgt jetzt von S. 82 ab das Land Sind. — S. 83: Manszura (in Multan) wird von einem Kanal aus dem Mihran (dem Indus) umflossen. In der Umgegend findet man Früchte von der Grösse eines Apfels, welche Limonen heissen, und sehr sauer sind. Auch findet man dort eine der Pfirsiche ähnliche Frucht el Enbedsch. — Mordtmann räth auf Mangifera Indica, und was Ibn Baithâr I, S. 95 von derselben Frucht sagt, steht dieser Deutung wenigstens nicht geradezu entgegen, wiewohl es die Wahrscheinlichkeit derselben auch nicht erhöht. Indess werden wir später §. 41 bei Alidrîsî (II, pag. 85) eine Frucht unter zwei andern Namen kennen lernen, die weit mehr Anspruch darauf hat für die Mangosfrucht gehalten zu werden, wiewohl uns auch dort Zweifel aufstossen werden. — Mit S. 86 geht die Beschreibung über auf Armenien Erran und Adherbaidschan. — S 86: Berdaa ist eine sehr grosse Stadt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend. Hier wächst eine Frucht namens Alus von der Grösse einer Vogelbeere, die, wenn sie reif geworden, süss schmeckt. Vorher ist sie bitter (bei Ibn Baithâr finde ich sie nicht — Bei Alidrîsî II, pag. 321 scheint sie unter dem Namen Raqbân vorzukommen). — Seite 87: bei Bab el Alwab (Derbend) findet man Safran. — Seite 90: bei Tharom wachsen Oelbäume Granaten und Feigen. — S. 93: um Iszfahan wächst Safran und andre Früchte, welche nach Irak und andern Orten ausgeführt werden .... Auch bei Nehawend wächst Safran. — S. 94: Doch bei keiner Stadt in Dschebal wächst so viel Sufran wie bei Rudhrawer. —

Daselbst: Holwan hat ein mildes Klima, und man findet hier Datteln Feigen und Granatäpfel. S. 95: um Kom wachsen Pistacien und Haselnüsse. Letztere wachsen in der ganzen Umgegend nicht, ausser hier und bei der Stadt Laschter. — S. 102: auf einer grossen Insel des chasarischen (caspischen) Meers, die dem Kur gegenüber liegt, mit Wäldern Wasser und Bäumen, wächst auch der Krapp, und man fährt aus der Gegend von Berdaa dahin, um den Krapp abzuholen. (Da hier offenbar von einer wildwachsenden Pflanze die Rede ist, so vermuthe ich Carthamus oxyacantha Bieberst. — S. 104: in dem Lande der Chasaren liegt die Stadt Semender zwischen Atel und Bab el Abwab. Es sind hier an vier tausend Weinberge bis zur Grenze von Serir. — Die Beschreibung geht über auf Sedschestan. — S. 111: in der Wüste zwischen Sedschestan und Mekran wächst in grosser Menge die Asa foetida, welche die Einwohner als Gewürz zu allen ihren Speisen und Nahrungsmitteln nehmen. — Aus Chorasan berichtet der Verfasser von Nisabur oder Iran Schehr S. 117: „Wie schön die dortigen Früchte sind, geht daraus hervor, dass die Melonen zerschnitten nach andern Ländern ausgeführt werden, was von keinem andern Orte bekannt ist.... In der Wüste der Umgegend findet man Uschtergas" (d. i. wörtlich Kameldorn). — Dazu hat Mordtmann eine lange Note, worin er alles, was er bei Naturforschern und Reisenden über unser Alhagi chamelorum finden konnte, zusammenstellt, weil Golius in seinem arabischen Wörterbuch das persische Uschtur gaz (oder gar) durch Spina camelorum wörtlich übersetzt. Allein daraus folgt nicht, dass es dieselbe Pflanze sei, die wir Kameldorn zu nennen pflegen. Auch Ibn Baithâr I, S. 50[1]) übersetzt jenen persischen Namen arabisch durch Schauk alǧamâl, d. h. Kameldorn; allein unser Kameldorn heisst bei ihm und den Arabern überhaupt H'âǧ (woraus mit dem Artikel Alhagi geworden), und hat mit dem Uschtur gaz der Perser nichts zu schaffen. Dieses ist nach

1) In *Sontheimer's* Uebersetzung steht der arabische Name nicht, aber *Dietz* hat ihn in seinen *Analect. med. pag. 53.*

Ibn Baithâr und den von ihm citirten Schriftstellern die Magydaris der Griechen, die Dioskorides III, cap. 84 am Ende nach Libyen, Theophrastos hist. plant. VI, cap. 3 nach Syrien setzt, und beide dem Silphion vergleichen. Ibn Abdun aber bei Ibn Baithâr, der sie gleichfalls dem Silphion ähnlich findet, setzt sie wie Aliszthachrî nach Chorasan. Mit grosser Wahrscheinlichkeit gehört demnach unsere Pflanze entweder zur Gattung Ferula oder zu einer nahe verwandten Gattung. — S. 120: bei Balch wachsen Orangen Nymphäen und Zuckerrohr, aber keine Datteln. — Es folgt Mawarennahr (Transoxonia). S. 125: von dem Gebiete von Bochara an längs dem Thalbette von Sogd sieht man rechts und links auf einer Strecke von acht Tagereisen in ununterbrochener Folge grüne Wiesen und Gärten, welche fliessende Ströme verbergen. In Oschrusna findet man Rosen bis zu Ende des Herbstes. — S. 126: von Schuman bis in die Nähe von Szaganian wächst viel Safran. Von Kowadian kommt Krapp. — S. 131: Das Klima von Samarkand ist gesund, allein ohne die grosse Menge der Weidenbäume würde die Ausdünstung der dicht gedrängten Häuser schädlich sein. — S. 132: in der Landschaft Fergana (dem heutigen Khokand am obern Sihun) wachsen Rothweiden und Buchen. Das sind in zwei Worten zwei Räthsel. Fagus sylvatica und Carpinus Betulus gehen nicht so weit nach Osten, und keiner dieser beiden Bäume scheint einen arabischen Namen zu haben. Welches arabische Wort Mordtmann durch Buchen übersetzte, weiss ich nicht. Dieser Baum bleibt uns also völlig unbekannt. Der andre heisst im Original Tabrechun. Das ist ein persisches Wort, was nach Vullers Wörterbuch allerlei Rothes bedeutet, als die rothe Frucht des Ziziphus Lotus, eine Weide mit rother Rinde, die rothfärbende Caesalpinia Sappan und unsre Artemisia Dracunculus. Hiernach scheint derselbe Baum gemeint zu sein, von welchem auf der Grenze des XV. und XVI. Jahrhunderts auch Sultan Baber (bei Ritter in der vergleichenden Erdkunde VII, S. 736) spricht. Er nennt ihn Tabulghu, und erzählt, derselbe bilde auf den Grenzgebirgen von Fergana Wälder, die man sonst nirgends finde. Er habe eine rothe Rinde, man

mache aus ihm Spazierstöcke Peitschenstiele Bögen Vogelbauer u. a. m. Es sei ein köstliches Holz, das weit verführt werde. Das kann ein den Botanikern noch völlig unbekannter Baum sein. Ist er jedoch bekannt, so müssen wir ihn in der Flora des südlichsten Sibiriens, namentlich des Altai aufsuchen; und dann spricht der Baumwuchs, die rothe Rinde und Brauchbarkeit des Holzes noch am meisten für Crataegus sanguinea, deren Holz Pallas am Schluss seiner Flora Rossica zu den besten des weiten Landes zählt. — Das ist unsere ganze spärliche Ausbeute aus Aliszthachrî's Geographie.

§. 41.

Aschscharîf Alidrîsî.

Ich übergehe eine lange Reihe von Wüstenfeld aufgeführter Geographen und Reisenden, die wir nur aus Bruchstücken, bei denen der Botaniker leer ausgeht, oder gar nur dem Namen nach kennen, und wende mich sogleich zu einem der bedeutendsten, dessen allgemeine Geographie uns wenigstens in französischer Uebersetzung vollständig vorliegt. Den Scharîf (Fürsten) Alidrîsî pflegen ihn die Araber zu nennen; sein voller Name war nach der Handschrift seines Werks, welche Pococke aus Syrien nach England brachte: Abu Abdallah Mohammad Ben Mohammad Ben Abdallah Ben Adrîs, mit dem Ehrentitel Amîr almûminîn, Fürst der Gläubigen [1]). Eben so nennt ihn Ibn Abi Oszaibiah in seinem Verzeichniss spanischer Aerzte [2]), nur mit dem Unterschiede, dass er noch den Ehrentitel Aschscharîf den Namen vorsetzt, den andern Ehrentitel auslässt, und ihm dafür noch das mir unbekannte Patronymicon Alhasani giebt, es wäre denn, dass Alhiszszânî zu lesen wäre, was uns auf ein unweit Al-

1) Nach *Pocockii specimen etc.* in *J. M. Hartmann Edrisii Africa, edit. II, pag. LXXI.* Ich werde dies letztere ausgezeichnete Werk in Bezug auf Afrika noch öfter benutzen.

2) In *Wüstenfeld's Geschichte d. arab. Aerzte u. Naturforscher, Seite 140, nr. 56.*

meria in Spanien gelegenes Schloss hinwiese; H'aǵǵi Chalîfah [1]) nennt ihn dagegen Aszszaqlî, den Sicilianer, Ibn Baithâr [2]) den Andalusier, und Casiri [3]) versichert, unstreitig nach arabischen Quellen, die er jedoch verschweigt, derselbe wäre aus Ceuta gebürtig und hätte seine Studien zu Cordova gemacht. Diese letzte Angabe verdient das meiste Zutrauen. Dass Alidrîsî sein Werk in Sicilien für den normännischen König Roger II. geschrieben habe, erzählt er selbst in seiner Vorrede; und daher mag ihm der Zuname Aszszaqlî beigelegt sein. Seine Abstammung aus dem Hause der Idrisiden, welche bis 945 über Fez herrschten, bezeugt sein Name nebst den ihm beigelegten Ehrentiteln. Von den spanischen Quecksilberbergwerken spricht er als Augenzeuge [4]); im Jahr 510 der Hiǵradt (1117) besuchte er die Höhle der Siebenschläfer bei Ephesos in Klein Asien [5]); sonst hören wir nichts von seinen Reisen. Ganz unbekannt ist, was ihn, den Moslim, an den Hof des normännischen Königs brachte, den er stets den Grossen nennt, und mit Lobeserhebungen überschüttet. Geboren sein soll er nach Casiri 493 (1099 n. Chr.), und seine Geographie schrieb er seiner eigenen Aussage nach im Jahr 548 (1153 n. Chr.). Sein Todesjahr ist unbekannt.

Seine Geographie nannte er Ergötzlichkeit der Reiselustigen. Ein Auszug daraus, dessen schon H'aǵǵi Chalîfah gedenkt, ward zu Rom arabisch gedruckt, und erschien erst ohne Jahrszahl, dann mit verändertem Titel und der Jahrszahl 1592. Das ist wenigstens Hartmann's [6]) Meinung, der beide Ausgaben aus eigner Ansicht gekannt zu haben scheint. Ich kenne sie nicht; sie sind sehr selten, und sollen zwar sauber, doch äusserst incorrect gedruckt sein. Andere halten sie für zwei verschiedene Drucke. Eine lateinische Uebersetzung dieses Auszugs lieferten

1) *Haji Khalfa, edid. Fluegel, VI, pag. 333, nr. 13726.*
2) *Ibn Baithâr I, S. 29.*
3) *Casiri biblioth. Arabico-Hispana II, pag. 13.*
4) *II, pag. 66 der gleich anzuführenden französischen Uebersetzung.*
5) *Daselbst II, pag. 300.*
6) *Hartmann, Edrisi Africa, pag. LXXIX.*

die beiden Maroniten Gabriel Sionita und Johannes Hesronita unter dem Titel Geographia Nubiensis, Paris 1619, 4., indem sie den Verfasser für einen Nubier hielten. Endlich entschloss sich die geographische Gesellschaft zu Paris zur Herausgabe einer französischen Uebersetzung des vollständigen Werks, welche unter folgendem Titel erschien:

Géographie d'Edrisi, traduite de l'Arabe en Français d'après deux manuscrits de la bibliothèque du roi, et accompagnée de notes par P. Amédée Jaubert. Paris, tom. I, 1836, II, 1840. — 2 voll. 4. Auch unter dem Titel: Recueil de voyages, et de mémoires publié par la société de géographie. Tom V et VI.

Ich höre auch von einer vor Kurzem zu Paris erschienenen Ausgabe des arabischen Textes. Näheres darüber ist mir nicht bekannt.

Doch noch zwei andre, von den Neuern übersehene Werke eines Aschscharîf, den ich unbedenklich für unsern Alidrîsî halte, citirt Ibn Baithâr, nämlich eins von den einfachen Heilmitteln I, S. 73 und 275, und eine Landwirthschaft II, S. 532. Man darf sich daher nicht wundern und nicht, wie Casiri that, dem Epitomator der Geographie die Schuld geben, wenn man viele der Pflanzenbeschreibungen des Aschscharîf bei Ibn Baithâr in der Geographie vergebens sucht, oder wenn umgekehrt Ibn Baithâr einige Pflanzen übergeht, von deren Merkwürdigkeit Aschscharîf in seiner Geographie gehandelt, oder endlich wenn das, was Aschscharîf in der Geographie und was er bei Ibn Baithâr von derselben Pflanze sagt, nicht immer genau übereinstimmt. Doch wie dem sei, auch die Geographie ist reich an botanischem Gehalt. Sie wollen wir zuerst nach des Verfassers Eintheilung, das heisst nach den sieben Klimaten der den Arabern bekannten Erdoberfläche, und den zehn Abtheilungen eines jeden durchmustern, und dann eine kleine Nachlese aus Ibn Baithâr hinzufügen. Bekannt ist, dass man sich die sieben Klimate als eben so viel dem Aequator parallel laufende Erdgürtel vorzustellen hat. Alidrîsî lässt die-

selben von Süd nach Nord auf einander folgen, und zählt die zehn Sectionen eines jeden von West nach Ost zu.

Erstes Klima. Sect. I. (Tom. I, pag. 13) Früchte giebt es im ganzen Lande der Neger nicht. Der Nil (Niger) strömt in diesem Lande von Ost nach West. An seinen Ufern wachsen in dichten Wäldern das orientalische Rohr (Qaszab aschscharqî, ohne Zweifel eine Bambusee) das Ebenholz die Zeder die Weide und mehrere Arten von Tamarix. So übersetzt Jaubert. Gleich auf der folgenden Seite kommt aber ein Rohr vor, woraus die Bewohner ihre Bögen Pfeile und Bogensennen bereiten, und welches Aschscharkî genannt werde. Das würde nach unsern Wörterbüchern nur etwas anders vocalisirt, Aschschorakî, das schnelle Rohr (welches den Pfeil abschnellt) bedeuten. Es wäre also an einer der beiden Stellen eine Verwechselung der beiden Buchstaben Qaf und Kef nicht unwahrscheinlich. Welches Wort Jaubert durch Zeder übersetzt, weiss ich nicht, und vermuthe daher das gewöhnliche Scharbîn. In dem zu Rom gedruckten Text steht aber Schamschâd, woraus Hartmann (l. c. pag. 25, not. m) Schamschâr, Buxbaum, macht. Keinen der beiden Bäume dürfen wir in der heissen Zone des westlichen Afrika erwarten, wiewohl auf den Gebirgen von Fez und Marokko die Zeder noch vorkommt. — Sect. III. (pag. 23). Bei Kûkû, wahrscheinlich unserm Kuka am Schadsee (vergl. Hartmann pag. 55) wächst das Schlangenholz, was die Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln hervorlockt, und den, der es in der Hand hält, gegen ihren Biss schützt. Es gleicht dem Aqir qarḥâ darin, dass es mit Runzeln überzogen und gewunden ist, doch ist es von Farbe schwarz. Diese Vergleichung führt uns nicht weiter, denn ausdrücklich behauptet Ibn Baithâr II, S. 179 es wäre ein Irrthum, dass die Araber das Pyrethron des Dioskorides durch Aqir qarḥâ übersetzten. Die ächte Pflanze dieses Namens wüchse nur im westlichen Afrika, wo er selbst sie bei Constantine aufgefunden hätte. Aber unter ihrem eigenen Namen Aud alḥajjadt, Schlangenholz, beschreibt Alidrîsî bei Ibn Baithâr II, S. 225 die fragliche Pflanze noch einmal, nennt sie bitter und vergleicht ihr Holz mit dem der Glycyrrhiza glabra. Sontheimer erklärt sie hier unbedenklich für Ophioxylon serpentinum, auf das

schon Hartmann (pag. 58) rieth. Allein dagegen spricht die geographische Verbreitung. Lieber möchte ich eine andere Apocynee, etwa eine Carissa vermuthen. — Sect. VI. Pag. 45 und 47 wird der besten Aloe von der Insel Soqothra erwähnt; später pag. 53 auch der schlechten Aloe aus H'adhramaut. — (Pag. 51). Nördlich von Szanâ in Jemen auf dem Gebirge Rih̊mar wächst die Pflanze, welche Wars genannt wird, gelb wie Safran, und zum Färben angewandt. Abu H'anîfadt bei Ibn Baithàr II, S. 585 beschreibt sie genauer als eine nur in Jemen vorkommende Culturpflanze, und Sprengel, der sie aus Serapion kannte, erklärt sie in der Geschichte der Botanik I, S. 219 mit grosser Wahrscheinlichkeit für Memecylon tinctorum. Auf derselben Seite spricht Alidrîsî über den Import zu Aden, und zählt darunter fast alle Pflanzenstoffe auf, die man durch den Handel aus Indien bezog. Noch wird pag. 54 des auf den Bergen bei Marbâth wachsenden Weihrauchbaums nur flüchtig erwähnt. — Sect. VII. führt uns längst der Ostküste Afrika's bis in die Gegend von Madagaskar hinab. (Pag. 59). Auf der Insel Angibah (Angia bei Hartmann pag. 117), vielleicht unserm Zanzibar, besteht die vornehmste Nahrung der Eingebornen in Pisang, wovon fünf Sorten unterschieden werden, Alqand (vielleicht wegen der Süsse nach dem Kandiszucker benannt), Alfîlî (vielleicht wegen der Grösse der Frucht, die oft gegen zwölf Unzen wiegen soll, von Alfil, der Elefant), Alomanî (vom Lande Omân), Almorîânî und Assakrî (vielleicht nach Sakkar, Zucker benannt). — Sect. VIII. Indem wir jetzt zu den indischen Inseln gelangen, stossen wir bei Alidrîsî auf dieselben Irrthümer, die wir schon bei Almasûdi kennen lernten, und neue, wie es scheint aus Missverständniss des Vorgängers entsprungene kommen hinzu. Hier ist nicht der Ort das alles genauer zu untersuchen und zu berichtigen, und ich sage es nur, um meine Leser auf die ihnen bevorstehenden Kreuz- und Quersprünge vorzubereiten. — Pag. 68. Auf den Inseln Arraibalîât [1]),

1) Richtiger Addibah'ât, wie *Reinaud pag. LVI* seines *Discours préliminaire* zur *Relation des voyages dans l'Inde et à la Chine*, und *Dülaurier im Journal Asiatique, série IV, tom. VIII, pag. 171* nachgewiesen haben.

unsern Malediven, cultivirt man Kokospalmen und Zuckerrohr. Von hier führt uns Alidrîsî hinüber nach der Insel oder Halbinsel Komor mit der Hauptstadt Malai, vermuthlich unserm Cap Momorin an der Südspitze von Malabar. Auf dieser Halbinsel (Pag. 70) baut man, ausser den vorgenannten Pflanzen, auch Tânbûl, Piper Betle. Der Stengel dieser Pflanze gleicht dem des Weinstockes, ihre Blätter denen des Dand, Croton Tiglium, nur sind sie zärter, und an Geschmack brennend wie die Gewürznelke. Auch wächst daselbst eine Art Dûm (Fächerpalme), Bal (oder Tal, oder Nal, oder Jal; die Lesart ist unsicher) genannt, deren Schatten zehn Personen umfasst. — Pag. 71. Von da gehen auch Schiffe aus, die 60 Ellen lang sind, 50 Personen tragen, und aus einem einzigen Baumstamm bestehen. Tische hat man dort, gleichfalls aus einem einzigen Stück, woran 200 Personen Platz finden. — Pag. 75. Wie Almasûdi, so springt auch Alidrîsî, der ihm hier genau folgt, plötzlich über zur Insel Ramî (Ramnî bei jenem), worin wir mit Dülaurier die Insel Sumatra erkannten. Dort wächst das Baqqam, Caesalpinia Sappan, dem Oleander ähnlich, mit rothem Holz, ein Mittel gegen den Schlangenbiss. Aber vom Kamfer ist nicht die Rede. — Südlich davon liegt die Insel Binân (bei Almasûdî Nijan), welche Dülaurier für das heutige Pulo Nias, die grösste Insel an der Südwestküste Sumatra's hält. Auch auf ihr, Pag. 77, wächst Baqqam und ausserdem auch Rotang und Zuckerrohr (Almasûdî übergeht diese Producte, während alles übrige wörtlich übereinstimmt. Leider sagt Jaubert nicht, welches arabische Wort er durch Rotang übersetzte). — Sect. IX. Hier steigt die geographische Verworrenheit aufs Höchste. Mit jeder Section sollten wir gegen Osten vorrücken. Im Anfang dieser Section versetzt uns Alidrîsî plötzlich wieder nach Sofalah, als ob sich die Ostküste Afrika's gegen Osten zu bis zu den Sundainseln erstreckte. Von da springt er über zur Insel Lankiâlûs oder Langâlûs, offenbar derselben, welche Almasûdî Langabâlûs nennt, und worunter die Gruppe der Nikobaren zu verstehen ist; von da nach Kalah, das heisst wiederum rückwärts nach Zeilan. Denn nach Reinaud und Dülaurier ist Kalah keine besondere

Insel, sondern die Gegend von Punto Galla an der Südwestspitze von Zeilan. Schon Almasûdî spricht von der Insel Kalah als dem Hauptstapelplatz für indische Waaren, unter denen er auch den Kamfer nennt. Alidrîsî Pag. 80 macht den Rotang und den Kamfer zu Producten von Kalah, und fügt hinzu, der Baum, der den Kamfer liefere, gleiche der Weide, sei aber so gross, dass er 100 Menschen überschatten könne. Sein Holz sei weiss und leicht. Man gewinne den Kamfer durch Einschnitte in die Rinde, die man erst höher, allmälig tiefer anbringe. — Nicht fern von Kalah sollen die Inseln G'âbah, Mâith, Salâhath und Harig̊ liegen. In der That entspricht auch das Meer von Schalâhath, wie Almasûdî schreibt, bei ihm dem jetzigen Golf von Palk zwischen Zeilan und dem Festlande. Gleichwohl scheint G'âbah unser Java zu sein; denn diese Insel entspricht dem Lande Zâbig̊ bei Almasûdî; und Salâhath muss seinen Producten nach, wie wir gleich sehen werden, zu den Gewürzinseln gehören. Ich gebe es auf, diese Widersprüche zu lösen, und begnüge mich fortan nur die Namen der Länder und ihre vegetabilischen Erzeugnisse, wie ich sie bei Alidrîsî finde, anzuzeigen. — Pag. 81. G'âbah erzeugt Kokospalmen treffliche Bananen Reis und Zuckerrohr. Eben so die benachbarte Insel Mâith. — Pag 82. Die Insel Salâhath erzeugt Sandelholz Narde und Gewürznelken. Der Gewürznelkenbaum gleicht im Wuchse der Lawsonia inermis, seine Blume erschliesst sich zu einem Kelch dem der Kokospalme ähnlich. Man sammelt und trocknet die Kelche an der Luft, wenn die Blätter abfallen. — Daselbst. Zwischen den Inseln Hâbith und Mâith liegt die Insel Tanûmah. Auf ihr findet man Reis Zucker Kokosnüsse Aloeholz und Kamfer. Zweige und Blätter des Aloebaums (Aquilaria Agollocha) gleichen denen der Pflanze, die man Aszszâsz nennt (mir unbekannt). Die Bereitung des kostbaren Holzes wird ausführlich beschrieben. — Pag. 83. Auch andere nahe Inseln tragen Aloeholz, doch das beste ist das, welches man Aszszanfî nennt (also das von der Insel Szanf). — Pag. 84. Zu Chânfû (dem chinesischen Hafen unweit Ningpo; Chânkû ist falsche Lesart) leben die Bewohner von Reis

Kokosnüssen Milch Zucker und Moql. Mit diesem Worte bezeichnen zwar die Araber das Bdellium des Dioskorides von ungewisser Abkunft, oft aber auch die Frucht der Dumpalme, das heisst keineswegs ausschliesslich unsrer Hyphaene Thebaica, sondern aller Palmen mit fächerförmigen Blättern, wie der spanischen Chamaerops humilis, so der in Arabien cultivirten Borassus flabelliformis, wie aus Ibn Baithâr II, S. 524 und 526 erhellt. Von letzterer leitet Ibn Sînâ auch eine Art des Bdellium's ab, und ihre Frucht scheint auch hier gemeint zu sein. — Pag. 85. In ganz Indien und China trifft man weder Weintrauben noch Feigen an. Aber es wächst daselbst die Frucht eines Baums, den man Aschschaki oder Albark[1]) nennt. Er findet sich vornehmlich im Pfefferlande (Malabar). Seine Frucht (soll wohl heissen sein Holz) ist hart. Seine glänzend grünen Blätter gleichen denen des Kohls (leider giebt Jaubert das Wort, was im Text steht, nicht an). Seine Frucht wird vier Palmen lang, ist rund, einer Meermuschel ähnlich und mit rother Schale bekleidet. In ihrem Innern befindet sich ein eichelartiger Kern. Am Feuer geröstet, geniesst man denselben wie Kastanien, deren Geschmack er auch besitzt. Das Fleisch der Frucht bietet eine sehr süsse und angenehme Speise dar, die den Geschmack des Apfels und der Birne vereinigt, und sogar etwas von dem der Banane und des Moql besitzt. Es ist eine reizende bewundernswürdige Frucht, und sie wird in Indien vor allen hochgeschätzt. So weit Alidrîsî. Jaubert räth auf den Brodbaum. Das ist unmöglich. Was ihn zu der Deutung verleitet haben mag, werden wir später bei Ibn Bathûthah sehen, der von demselben Baum spricht. Mir scheint Mangifera Indica in dieser Beschreibung fast unverkennbar. Zwar steht, was Ibn Bathûthah über den Baum sagt, mit dieser Vermuthung, aber auch mit Alidrîsî's ganzer Beschreibung und, wie es scheint, sogar mit sich selbst im Widerspruch. Ich werde

1) Ibn Bathûthah, auf den ich nach Alidrîsî kommen werde, schreibt Aschscharkî und Albarkî und erklärt sich dabei umständlich über die Aussprache beider Namen. Hiernach möchte der Text unsres Schriftstellers wohl zu berichtigen sein.

bei ihm auf den Gegenstand zurückkommen. Auch erinnere ich an das was Aliszthachri S. 83 vom el Enbedsch sagt, worin sein Uebersetzer ganz ohne Grund die Mangosfrucht zu erkennen glaubt. — Daselbst wächst auch ein Baum Alanbâ[1]) genannt, gross wie ein Nussbaum, auch an Blättern demselben gleich, an Frucht der Dumpalme. Man legt sie in Essig, und ihr Geschmack kommt mit dem der Olive überein. Bei den Indiern dient sie als Nebenspeise zur Reizung des Appetits. Noch etwas ausführlicher spricht Alidrîsî von diesem Baum bei Ibn Baithâr II, S. 212, und vergleicht seine Frucht dem andalusischen Dum, d. h. der Chamaerops humilis. Auch Ibn Bathûthah spricht darüber, wie wir sehen werden, zweimal sehr ausführlich. Ich halte den Baum für eine Jambosa. — Sect. X. Je östlicher, desto schwankender werden die geographischen Bestimmungen. Pag. 88. Die Insel Sûmah erzeugt den besten Kamfer. Das ist also Sumatra, die schon früher Pag. 75 unter dem Namen Ramî vorkam, ohne Erwähnung ihres Kamfers. — Es folgen die Inseln des äussersten Meers von Szanf, d. h. des chinesischen Meers. Sie erzeugen (Pag. 89) Aloeholz Kamfer Muskatnüsse Macis Gewürznelken Kardamomen und Kubeben. — Fast all diese Producte werden Pag. 93 auch der Insel Malai (Malacca?) zugeschrieben. — Pag. 94. Die Inseln Waqwaq erzeugen das schönste Ebenholz.

Zweites Klima. Es beginnt wie alle folgenden wieder vom atlantischen Okean. Die erste und zweite Section begreifen die Wüste in sich; Pflanzen werden darin nicht genannt, ausser am Schluss von Sect. I, pag. 109 nach dem Bericht glaubwürdiger Zeugen, die den Sudan durchzogen haben, eine Trüffel, die bis zu drei Pfund und darüber schwer wird. — Sect. III (p. 115). Im Lande Wadân, welches aus einer Anzahl von Oasen besteht, ist nur noch eine einzige schwach bevölkerte Stadt Dâvûd am Fuss

---

1) *Jaubert* vocalisirt Inbâ, *Sontheimer* bei Ibn Baithâr Innabâ, aber *Ibn Bathûthah* schreibt nicht allein Anbâ oder Anbadt, sondern er stellt diese Aussprache umständlich fest.

des Gebirges Thanthanah übrig. Die Bewohner leben meist von der Wurzel einer Pflanze Garasthos und von den Arabern Nağîl genannt, die sandigen Boden liebt. Sie trocknen dieselbe, zerreiben sie zu Mehl und bereiten daraus Brod. Den ersten der beiden Namen finde ich sonst nirgends; der zweite ist nach Ibn Baithâr ein Synonym von Tsîl, womit die Araber die Agrostis des Dioskorides, unser Triticum repens bezeichnen. Demnach könnte es die zuckerhaltige Wurzel einer Grasart sein; und das vorausgesetzt, wäre die Aehnlichkeit des ersten Namens mit dem griechischen Γράστις merkwürdig. — Sect. IV. begreift Aegypten nebst der am Westrande des Nilthals gelegenen sogenannten äussern Oase. In letzterer (pag. 122 und 123) wird Indigo von vorzüglicher Güte gebaut, bekannt als Indigo der Oase; und bei der Stadt Santarîah findet man Lakka, eine zum Färben des Maroquin benutzte Pflanze, die ich nicht kenne. — Die merkwürdigen Pflanzen Aegyptens übergeht der Verfasser. Auch aus Arabien theilt er nichts mit, was uns näher berührt. Nur eins will ich gelegentlich anführen. Sect. VI. (pag. 157) ist schon die Rede von Inseln im Meere Qithr, ganz bedeckt mit dem Mist von Wasservögeln, also was wir jetzt Guano nennen, und vom Transport desselben nach Bassora und andern Orten zur Düngung der Palmen Weinstöcke und andrer Pflanzen. Es sind nach Ritter [1]) die jetzt sogenannten ostindischen Compagnie-Inseln an der arabischen Küste des persischen Meerbusens. — Sect. VII. (pag. 162). Bei Manszûrîah am grossen Mahrân (Indus) wachsen ausser Datteln und Zuckerrohr nur zwei Früchte besonderer Art: die eine, Limûah genannt, ist gross wie ein Apfel und von sehr saurem Geschmack, also vermuthlich nur eine Varietät unsrer Citrus medica; die andre, welche Alidrîsî nicht nennt, an Gestalt und Geschmack der Pfirsiche ähnlich, lässt sich schwerlich errathen. — (Pag. 173). Um Kanbaiah (Cambay) wächst indisches Rohr, Bambusa; auf der etwa fünf Tagereisen von da entfernten Insel Bâhradt der Costus; noch fünf Tagereisen weiter bei Sandân auch der

1) *Ritter's Erdkunde XII, Seite 390.*

Rotang. — Weiter südlich der Küste Malabar entlang kommen wir zur Insel Malî, wo der Pfeffer wächst, ein Strauch, dessen Stengel dem des Weinstocks, und dessen Blätter denen der Winde gleichen, wiewohl sie länger sind. Seine Trauben gleichen denen des Schabûqadt (Cucumis anguinus, nach Sontheimer bei Ibn Baithâr II, S. 84), jede gegen den Regen geschützt durch ein Blatt, das sich zurückbeugt, wenn die Frucht reift. Nach Ibn Chordâdbah [1]) legen sich die Blätter, wenn es regnet, über die Trauben, und kehren in ihre natürliche Stellung zurück, wenn der Regen nachlässt. Das ist eine der wenigen, und bis auf Linné's Zeit ganz vernachlässigten Beobachtungen über die Lebensbewegungen der Blätter, die jetzt unter dem Namen des Schlafs der Pflanzen schon die Kinder kennen. Unserm Alidrîsî scheint die Sache fast unglaublich. — Sect. VIII. (pag. 177). Weiterhin in Decan bei Nahrawûradt ernähren sich die Einwohner von Reis Erbsen Bohnen Schminkbohnen Linsen und Mâsch [2]). Letzeres ist unser Dolichos Mungo, wovon Dolichos Max schwerlich specifisch verschieden ist. Man vergleiche über diese Pflanze de Sacy's Anmerkung nr. 108 zu seiner Uebersetzung des Abd Allatif pag. 119. — (Pag. 179). Um Bânah, was wir in der Nähe von Goa zu suchen haben, wächst auf den benachbarten Bergen Qanâ und

1) Ueber diesen Mann kann ich leider nur wiederholen, was *Hammer-Purgstall* in seiner *Literaturgeschichte der Araber IV, S. 323* sagt:

„Ibn Chordadbe, gestorben 300 (912), ein Magier, der unter der Vesirschaft der Beni Bermek (der Barmakiden) zum Islam sich bekehrte. Er war Policei- und Postdirector in der Landschaft Dschebel Irak, ein inniger Vertrauter des Chalifen Motemid (regierte 870—892). Er benutzte seine amtliche Stellung, um sich Kunde von den Erzeugnissen und Steuern aller Länder des Chalifats, vorzüglich aber Mesopotamiens zu verschaffen. Herr *Reinaud* hat von demselben im Vorbericht seines Abulfeda eine für den Handelsverkehr zwischen Asien und Europa im neunten Jahrhundert wichtige Kunde mitgetheilt *(Géographie d'Aboulféda, introduction, pag. LVIII—LX)*. Das Fihrist giebt die Titel der folgenden acht Werke desselben, u. s. w.

2) Die jetzt in jener Gegend cultivirten Hülsenfrüchte sind nach *Turnbull Christie* bei *Ritter* (vergl. *Erdkunde V, S. 716*): Phaseolus Max, aconitifolius, Mungo, Cytisus Cajan, Glycine tomentosa, Dolichos Lablab, Catjang, Tranquebaricus und Cicer arietinum.

Thabâschîr. Die Wurzeln des Qanâ werden von hieraus nach dem Orient. und Occident ausgeführt. Das Tabâschîr wird verfälscht durch Vermischung mit Elfenbeinasche; das ächte zieht man aus der Wurzel des Rohrs, welches Aschschark genannt wird. Das ist also sicher unsre Bambusa aruncinacea, die nach Klima I, Sect. I, (pag. 13) auch im westlichen Afrika wachsen soll. — Vier Tagereisen weiter bei Fandarînah erhebt sich ein sehr hohes Gebirge, auf dem man Qâfalah sammelt, womit ein grosser Handel getrieben wird. Den Namen finde ich sonst nicht. Allein Jaubert übersetzt Cardamome. Es leidet daher keinen Zweifel, dass Qâqalah zu lesen ist, unser Amomum Granum paradisi. — Etwas südlicher (pag. 180) wächst Caesalpinia Sappan, die im Wuchs dem Oleander gleicht. — Sect. IX. Hinterindien und China. (Pag. 187). Auf der indischen Insel Awarschîn wächst der Schahkîr, ein dorniger, sonst dem Ricinus ähnlicher Strauch, woraus eins der heftigsten Gifte bereitet wird. Ich finde diesen Namen sonst nirgends. — (Pag. 191). Bei der chinesischen Stadt Bûrâ wächst eine Art Dumpalme mit wohlschmeckender Frucht. — (Pag. 192). Um Ascharâ wird der Safran gebaut und wild wachsend gefunden.

Drittes Klima. Sect. I beginnt mit der fabelhaften Beschreibung verschiedener Inseln des atlantischen Okeans, die nur de Guignes einst in Westindien zu finden sich einbildete[1]). Eine derselben ist die Insel Lâqadt (pag. 201), reich an Aloeholz (?!), das frisch geruchlos sein, über Meer verfahren aber einen Wohlgeruch erhalten soll. Es soll schwarz und sehr schwer sein. Hartmann (a. a. O.) setzt dem arabischen Namen Schaġar alaud in einer Klammer hinzu: Agalloche, vel adeo Agave? Ich halte die Pflanze für eben so fabelhaft wie die Insel. — Die Beschreibung kehrt zum Festlande zurück. (Pag. 207). Bei Saġalmâsadt (Sedjelmessa), der jetzt beinahe verschollenen, ehemals hochberühmten Hauptstadt der Idrisiden östlich von Marokko, genügt es nach Ibn Hauqal zu sechsjährigen Erndten ein einziges mal zu säen;

1) *Hartmann, Edrisii Africa pag. 319.*

aber, fügt er hinzu, der auf solche Art erzeugte Weizen artet zuletzt aus in ein Mittelding zwischen Weizen und Gerste, Jardan tizdad genannt. Ich finde diese Getreideart weder bei Ibn Alawwâm noch bei Ibn Baithâr. Auch von der Cultur der Baumwolle und der Lawsonia spricht Alidrîsî sowohl hier wie bei vielen andern Orten längs der ganzen Nordküste Afrika's. Aber der hier gewonnene Indigo ist schlecht. — (Pag. 211). Auf dem Atlas, dessen Fruchtbarkeit Alidrîsî nicht lebhaft genug zu schildern weiss, wächst unterandern auch der Arqân, Argania Sideroxylon bei Decandolle. Stamm Zweige und Blätter desselben gleichen denen des Pflaumenbaums, die Frucht durch ihre längliche Form der Olive. Ihre Haut ist anfangs zart und grün, zur Zeit der Reife wird sie gelb. Sie schmeckt herbe und sauer, doch sammelt man sie und giebt sie den Ziegen, welche das Fleisch abnagen und die Kerne zurücklassen. Nachdem man dieselben gewaschen und zerbrochen hat, presst man daraus eine fette schön schwarze Substanz von unangenehmem Geschmack, allein zum Brennen brauchbar. — (Pag. 216). Zwischen Marokko und Salâ wächst häufig die Sidrah, deren Frucht Nabqa genannt wird, unser Ziziphus Lotus. — (Pag. 232). In der Gegend von Almasîlah giebt es grosse schwarze Skorpione, deren Biss tödtlich ist. Um sich gegen sie zu sichern, bedienen sich die Bewohner einer Infusion der Pflanze Alfûlîûn alharanî genannt. Im gedruckten Text steht nach Hartmann pag. 211 ein Ain statt des Fa, so dass Alaulîûn zu lesen ist. Ausserdem finde ich der Pflanze weder unter diesem noch jenem Namen erwähnt. Hartmann erinnert dabei an eine Pflanze, welche Sicard Lignum scorpionis nennt, und welche die Droguisten in Kairah verkaufen sollen. Dieselbe ist aber eben so unbekannt. — (Pag. 236). Der Berg Masîûn bei Bigâjadt (Bugia in Algerien) ist reich an Arzneipflanzen, von denen folgende genannt, doch nicht beschrieben werden: Alhodhadh, Rhamnus infectorius; Assoqûlûbandrîûn, Scolopendrium; Albarbârîs, Berberis; das grosse Qanthûrîûn, Centaurea Centaurium; Arrazâwand, so schreibt Jaubert und lässt den Namen unübersetzt. Aus Hartmann pag. 223 erhellt, dass im gedruckten Text

Azzarâwand steht; das ist Aristolochia rotunda. Alqasthûn nach Jaubert oder Alqasthran nach dem gedruckten Original bei Hartmann, ohne Zweifel in Alqasthrûn zu verbessern, wie schon Hartmann vorschlug. Das ist das κέστρον des Dioskorides, unsre Betonica. Alafsintîn, Absinthium. — Aus Sect. III finde ich gar nichts, aus Sect. IV (pag. 307) die einzige oft wiederholte Notiz anzuführen, dass der Balsam nur bei Ain Schams unweit Fosthat wachse. — Sect. V (pag. 339). Die vornehmste Culturpflanze in der Gegend von Rîhâ (Jericho) ist der Indigo. Bei der kleinen Stadt Baisân wächst auch die Pflanze, die man Sâmân nennt, und zwar nur da. Aus ihr werden die sogenannten Samânijjadt-Matten geflochten. Uns ist sie unbekannt. — (Pag. 339). Die Ceratonia Siliqua wächst nirgends häufiger und trägt nirgends grössere und schönere Früchte als bei Nâmi, vier und zwanzig Meilen von Bairût. — Sect. VI (pag. 393—4). Zu Iszthachar in Fars wächst eine Apfelsorte, deren Frucht zur Hälfte süss, zur andern Hälfte bitter schmeckt. — (Pag. 412). In der Provinz desselben Namens liegt der Tâsfarijjadt-See, dessen sumpfige Ufer bedeckt sind mit Rohr Papyrus. — Sect. VII (pag. 443). Die Provinz Sagastân erzeugt in grosser Menge Getreide Datteln Weihrauch und Trauben. — (Pag. 455). Eine Gegend, die ich nicht genauer zu bestimmen weiss, als dass sie in Afganistan nicht fern von Bost am H'indmand liegen muss, erzeugt sehr viel H'iltît, Asa foetida, der besten Art, und man sammelt sie daselbst in erstaunlicher Menge. — Aus der folgenden Section finde ich nichts anzumerken. Sect. IX führt uns nach Altib, Tibet und dem westlichen China. Zu Tibet wird noch die Gegend von Batsîng, vielleicht dem chinesischen Bathang, gerechnet, und in deren Gebirgen wächst (pag. 493) die indische Narde, Nardostachys Jatamansi, und (pag. 494) die chinesische Rhabarber in grosser Menge. — Sect. X. Hier werden Orte und Gegenden immer unsicherer. An den Ufern des Manchâz, den ich nicht kenne, im gleichfalls mir unbekannten Lande Chirchîr (p. 500) wächst der Aloebaum und der süsse Costus. Sonst habe ich nichts zu bemerken.

Viertes Klima (Tom. II). Die geographischen Schilderungen sind in den ersten Sectionen dieses Klima's, Südspanien und die Inseln des Mittelmeers umfassend, am ausführlichsten. Man sieht, dass der Verfasser gesehen hatte, was er beschrieb. Die botanischen Nachrichten werden aber, je nördlicher, desto sparsamer. — Sect. I. Daraus habe ich nichts anzuführen als (pag. 65) sehr wohlschmeckende Eicheln bei Bathrûsch (Padroches?) in Cordova. — Sect. II. (pag. 80). Zu den fruchtbarsten Gegenden in Sicilien gehört die von San Marco. Die Menge der dort wachsenden Veilchen erfüllt die Luft mit ihrem Wohlgeruch. — (Pag. 89). Um Barthaniq (Partenico) baut man Lawsonia, Baumwolle und viele andre Gewächse. — Sect. IV. (pag. 127). Auf der Insel Samos sammelt man Mastix, der in grosser Menge daselbst gebaut und ausgeführt wird. — Sect. VI. (pag. 168). Bei Iszfahân in Persien findet man vorzüglichen Safran. — Sect. VII. (pag. 175). Bei Qom zwischen Iszfahân und Rai sind die Gärten besonders bepflanzt mit Nussbäumen und Pistacien, deren Früchte weit verführt werden. — Sect. VIII. (pag. 200). Die Berge um Kasch, eine Tagereise von Samarqand, erzeugen viel Taranǵabîn, eine Art Manna, die nach Ibn Baithâr von verschiedenen Pflanzen, am häufigsten von Alhaqi Camelorum gesammelt wird.

Fünftes Klima. Sect. VI. Armenien. (Pag. 321). Zu den ausgezeichneten Früchten der Umgegend von Berda (an einem der untern Zuflüsse des Kur) gehört der Raqbân, die schönste Frucht ihrer Art auf der ganzen Welt, süss, wenn sie reif ist, zuvor bitter. Das könnte die Wassermelone sein. Allein bei demselben Ort wächst nach Alisztachrî S. 86, wie wir früher sahen, eine Frucht, die er Alus nennt, und eben so beschreibt wie Alidrîsî diese Frucht, doch mit dem Zusatz, sie sei so gross wie eine Vogelbeere. — (Pag. 328). Ein Baum unweit Ardîs (der Name ist undeutlich geschrieben, vielleicht Arǵis), dessen Namen Alidrîsî nicht anzugeben weiss, trägt eine mandelartige Frucht, die mit der Schale gegessen wird, und süss wie Honig schmeckt. — (Pag. 330). In der ganzen Gegend zwischen Derbend und Tiflis wächst die Färberröthe und wird von da sogar bis nach Indien ausgeführt. Eben so wächst

sie — Sect. VII (pag. 333) auf der Insel G'adwallakiz im kaspischen Meere. — (Pag. 334). Auf den Höhen östlich vom kaspischen Meer wächst viel Halfâ, Rohr, was nach G'orgân verkauft wird, und den Haupterwerb der Bewohner bildet. — Sect. IX. (pag. 345). Auf einer Insel im See Tahâmadt (ob in Daurien? etwa der Taal-Nor?) wächst eine Pflanze mit kleinen sehr süssen Knollen an der Wurzel und Blättern, welche denen des Soad gleichen. Unter letzterm Namen beschreibt Ibn Baithâr II, S. 21 den Cyperus rotundus. Es wird also auch erstere wohl ein Cyperus sein.

Sechstes Klima. Daraus habe ich nur Eins anzuführen. Sect. VI (pag. 389). Polen soll ein sehr fruchtbares Land sein, und zugleich vorzugsweise das Land der Wissenschaften und griechischen Weisen. Der Weinstock und der Oelbaum, so wie viele andre Bäume und Früchte sollen dort wachsen (!).

Ibn Baithâr citirt unsern Schriftsteller unter dem Namen Aschscharîf weit öfter in rein medicinischer als in botanischer Hinsicht; doch kommen auch Beschreibungen von ihm vor, z. B. I, S. 59, wo er ein von dem unsrigen sehr verschiedenes Absinthium beschreibt, S 370 G'auz alqajji, Strychnos Nux vomica. — S. 273 beschreibt er die G'auz armânîûs, wörtlich die armenische Nuss, obgleich es der Beschreibung nach ein niedriges am Boden kriechendes Pflänzchen sein soll. Ibn Baithâr erklärt sie für identisch mit seiner ersten gleichfalls blau blühenden Art von Mochalliszadt (II, S. 491), welche Sontheimer, ich sehe nicht ein warum, für eine Orchis hält. Ich würde sie lieber für eine Fumariacea halten, wenn nicht eine grössere Dosis von ihr zuweilen tödtlich sein sollte. Kenner der armenischen Flora werden sie nach den angegebenen Beschreibungen vermuthlich leicht ermitteln können. — S. 316 H'alâb, vermuthlich eine spanische Pflanze, schwer zu errathen. — S. 408 wird die Aspalathus des Dioskorides beschrieben. Zum Schluss sagt Alidrîsî, wie man vermittelst dieser Pflanze jemanden nöthigen könne, jede beliebige Frage im Schlaf zu beantworten. Das, fügt er zwar hinzu, behaupte Ibn Wahschanih, wofür ohne Zweifel Ibn Wahaschidt, der arabische Uebersetzer der nabathäischen Landwirthschaft, zu lesen

ist; allein ähnlicher Aberglaube kommt auch ohne solche Berufung auf Andere bei Ibn Alidrisî öfter vor. — Band II, S. 23 beschreibt er die Scandix des Dioskorides, vermuthlich unsre Scandix australis, welche Dioskorides selbst nicht beschrieben hat. — S. 177. Dhafrûthûrâ, ein syrischer Name. Alidrîsî beschreibt die Pflanze ziemlich ausführlich, doch wie die meisten wenig characteristisch. — S. 289. Ziemlich gute Beschreibung des Eryngium maritimum, mit dem Zusatz, eine andre Art, doch nicht weiss, sondern grün von Farbe, so lange sie frisch sei, wachse in Andâlos. — S. 489. Matsanân achir, eine syrische Pflanze, die ich nicht kenne. — S. 589. Das hohe Likijja. So nennen die Andalusier eine Pflanze, die ich der ziemlich guten Beschreibung nach für Carthamus tinctorius halten möchte, wenn nicht Alidrîsî von dieser Pflanze auch unter ihrem gewöhnlichen Namen Oszfor bei Ibn Baithâr II, S. 196 spräche.

Dürfen wir Alidrîsî nach dem allen nicht zu den besten arabischen Botanikern rechnen, so müsssen wir doch den Umfang seiner Pflanzenkenntniss rühmend anerkennen. Während sich Andre fast nur auf die Pflanzen des Dioskorides beschränkten, macht er uns mit zahlreichen Pflanzen bekannt, die vor ihm kein Araber beachtet hatte.

§. 42.

Abd Allathif.

Wenn der ächte Naturforscher zwar die Bücher der Menschen nicht vernachlässigen, vor allem aber im Buche der Natur selbst studiren soll, so nehme ich keinen Anstand unter allen arabischen Naturforschern, die wir aus ihren eigenen Werken beurtheilen können, diesem Manne den Preis zu geben, obgleich sich von seinen zahlreichen Schriften eine einzige in einer einzigen Handschrift erhalten hat, worin nur zwei kurze Kapitel über die von ihm selbst in Aegypten beobachteten merkwürdigeren Pflanzen und Thiere vorkommen. „Alles, was er in diesem Werke erzählt, ist, wie schon der Titel desselben ankündigt, die Frucht seiner eigenen Er-

fahrung, seiner Beobachtungen und Forschungen; und berücksichtigt man bei diesem Verdienst die Zeit, worin er schrieb, so wird man nur das Eine bedauren, dass er seine Untersuchungen nicht über ein weiteres Feld ausgedehnt hat." So spricht sich Silvestre de Sacy in der Vorrede zur Uebersetzung jenes Werks über ihn aus, und wer es kennt, wird ihm beistimmen.

Zwei mal liess White in Oxford den arabischen Text abdrucken. Den ersten Abdruck in 8., der ihm selbst nicht genügte, gab mit seiner Bewilligung Paulus 1789 zu Tübingen heraus, den zweiten in 4. er selbst 1800 zu Oxford. Vollständig übersetzt ward das Werk zuerst deutsch von Wahl zu Halle 1790 in 8., dann französich unter folgendem Titel:

Rélation de l'Egypte par Abd-Allatif médicin Arabe de Bagdad, suivie de divers extraits d'ecrivains orientaux, et d'un état des provinces et des villages de l'Egypte dans le XIV. siècle: le tout traduit et enrichi de notes historiques et critiques par M. Silvèstre de Sacy. Paris 1810, in 4.

Jene deutsche Uebersetzung lässt besonders in Hinsicht der Treue viel zu wünschen übrig, diese französische gehört zu ihres Verfassers Meisterwerken. Sie ist nicht allein nach dem Urtheil der Orientalisten musterhaft genau, sondern zugleich elegant geschrieben; der Commentar dazu entfaltet eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit, verbunden mit einer seltenen Schärfe der Kritik. Auch bei naturwissenschaftlichen Gegenständen beschämt sie nicht selten die Naturforscher vom Fach. Unter den hinzugefügten Auszügen aus orientalischen Schriftstellern befindet sich auch pag. 534 die ausführliche Biographie unsres Schriftstellers von Ibn Abi Oszaibiah und pag. 457 eine mit Noten bereicherte französische Uebersetzung derselben. Ihr entnehme ich folgende Notizen.

Mowafiq Addîn Abu Mohammad Abd Allathif Ibn Jûsof Ben Mohammad Ben Alî Ben Abî Saîd, gemeiniglich genannt Ibn Allabbâd, der Sohn des Filzhändlers, ward geboren 557 (1162) zu Bagdad, und von seinem Vater, einem vorzüglichen Kenner moslimischer Traditionen, mit Hülfe anderer Gelehrter aufs sorgfältigste erzogen und in allen Fächern der Wissen-

schaft unterwiesen. Die Hauptgegenstände des Unterrichts waren vor andern der Koran nebst den Ueberlieferungen, die Sprachkunde Rechtskunde Medicin und Philosophie. Mit den Schriften des Aristoteles beschäftigte sich der talentvolle und unermüdlich fleissige Jüngling schon früh. Auch die Alchymie beschäftigte ihn sehr ernstlich, bis er sich von ihrer Nichtigkeit vollständig überzeugte. Ganz anders hatte Ibn Sînâ über jene Kunst geurtheilt, und sogar ein eignes Werk über die Bereitung des Steins der Weisen hinterlassen. Dies war es vorzüglich, was unsern Abd Allathif lange Zeit irre führte. Daher seine Geringschätzung jenes dennoch grossen Mannes, nachdem er sich selbst durch sich selbst von solchem Aberglauben befreit hatte. Im Jahr 585 (1189), als seine Wissbegierde zu Bagdad keine Befriedigung mehr fand, begab er sich nach Mosul. Auch dort fand er bei den berühmtesten Lehrern eine überwiegende Neigung zu den geheimen Wissenschaften, und ging daher bald weiter nach Damaskus, wo er selbst viele Bücher schrieb über den Koran, die Traditionen, das Wesen Gottes u. s. w. Weiter begab sich Abd Allathif, der nun schon einen Namen besass, als Pilger nach Jerusalem und von da mit einer Empfehlung des beim Sultan vielvermögenden Qâdhî Fadhal nach Qahirah, wo ihm diese Empfehlung eine sehr günstige Aufnahme bereitete. Er ward als des Qâdhî's Gastfreund behandelt und hielt öffentliche Vorträge. Was ihn nach Qahirah gezogen hatte, war besonders der Ruf dreier Männer, des Jâsîn Alsînûâî, des Rajîs Mûsa Ben Maimûn des Juden und des Abul Qasim Aschscharîî. In ersterem erkannte er einen Charlatan, in dem zweiten einen ausgezeichneten aber von Ehrsucht beherrschten Schmeichler der Grossen. Der dritte war es, der ihn, damals noch ganz erfüllt von der Philosophie des Ibn Sînâ, zurückführte zu der des Abu Naszr Alfârâbî und der Griechen. Um diese Zeit hatte Szalâh Addîn (Saladin) einen Waffenstillstand mit den Franken geschlossen, und Abd Allathif begab sich zu ihm, um ihn zu beglückwünschen, und war ergriffen von der Grösse dieses Fürsten, der ihn nun ganz in seine Dienste nahm, doch bald darauf einer Krankheit erlag. Abd Allathif blieb zu Damaskus bei dem ältesten Sohne

seines Sultans, bis auch dieser nach kurzer Zeit starb. Er unterrichtete daselbst fast den ganzen Tag über in verschiedenen Wissenschaften, unterandern auch in der Medicin, und widmete die Nächte seinen eigenen Studien. Aufs neue begab er sich dann nach Kahirah und lebte von der Grossmuth der übrigen Söhne Szalâh Addin's, als jene furchtbare Pest und Hungersnoth, die er in seinem Werke so meisterhaft beschreibt, hereinbrach. Um die Zeit machte sich Szalâh Addin's Bruder zum Herrn von Aegypten und einem grossen Theile Syriens, und nöthigte seinen Neffen zur Flucht. Abd Allathif begab sich nach Jerusalem, wo er eine Zeit lang Vorträge hielt und schriftstellerte, dann im Jahre 604 (1207—8) abermals nach Damaskus, wo er sich in gleicher Weise beschäftigte, doch so, dass er jetzt vorzüglich als Arzt, zuvor mehr als Grammatiker glänzte. Von da begab er sich nach Aleppo und nach Klein Asien, wo er mehrere Jahre verweilte im Dienste des Prinzen Alâ Addîn Daûd Ben Bahraim Fürsten von Arzengân (in Adserbaigân), und widmete ihm mehrere Bücher, bis dieser kleine Fürst in Gefangenschaft gerieth und entsetzt ward. Fast ein Jahr lang 625—626 (1228—9) irrete Abd Allathif von Stadt zu Stadt, bis er sich wieder in Aleppo niederliess, und sich vornehmlich mit der Medicin, ausserdem jedoch auch noch mit der Tradition Grammatik und andern Wissenschaften sowohl als Lehrer wie auch als Schriftsteller unermüdlich beschäftigte. Noch als Greis entschloss er sich zur Pilgerfahrt nach Mekka, gelangte jedoch nur bis Damaskus wo er erkrankte und 629 (1231) im Alter von zwei und siebzig Jahren sein thätiges Leben beschloss.

Diesen grösstentheils einer Selbstbiographie entnommenen Nachrichten füge ich noch einen Zug hinzu, um das Bild des enthusiastischen Naturforschers zu vervollständigen. Wir kennen schon die Vorliebe arabischer Schriftsteller für Auctoritäten aller Art und die Schüchternheit, mit der sie ihre eigene Meinung nur selten einer fremden entgegen zu stellen wagen, diesen für Irrthum wie für Wahrheit gleich conservativen Sinn. Abd Allathif hatte ein grosses Werk über Aegypten geschrieben; dasjenige, was wir noch besitzen, ist nur ein von ihm selbst gemachter Auszug daraus,

aber ein Auszug alles dessen, was er selbst zu beobachten Gelegenheit fand, und oft genug spricht er darin die Ueberzeugung aus, wie sehr eine selbst gemachte jede fremde Beobachtung überwiege. Daher er denn auch manchen berühmten Vorgänger ungewöhnlich scharf kritisirt. Die beiden letzten Kapitel seines Werks schildern in lebhafter tief ergreifender Weise die von einem Erdbeben und einer anhaltenden Dürre begleitete Hungersnoth und Pest, die er selbst in den Jahren 597 und 598 (1201 u. 1202) zu Qahirah erlebte. Die stets wachsende Seltenheit der Nahrungsmittel und Sterblichkeit der Thiere und Menschen hielten gleichen Schritt. Erst ass man das Fleisch der Hunde, dann das halb verwester Thiere und Menschen, bald fing man an, Menschen absichtlich zu tödten, um sich an ihrem Fleisch zu sättigen. Ganze Dörfer und Städte starben aus; Menschengerippe und verwesende Leichname, welche zu bestatten es an Kraft gebrach, lagen auf Feldern Strassen und in den Häusern umher. Abd Allathif benutzte diese seltene Gelegenheit zu anatomischen Untersuchungen und zur Aufklärung von Zweifeln und Irrthümern, die er in des Galenos Darstellungen zu bemerken glaubte. Er beschloss, eine berichtigte menschliche Anatomie zu schreiben, und wirklich befindet sich in dem Verzeichniss seiner fast sechzig Bücher und Abhandlungen, womit Ibn Abi Oszaibiah seine Biographie beschliesst, deren Titel de Sacy unübersetzt liess, und wovon Wüstenfeld in seiner Geschichte der arabischen Aerzte (nr. 220) nur 39 aufzählt, ein Liber sufficientiae de anatomia, was wir leider nicht mehr besitzen. Dass er auch mehrere, und darunter ein grosses Werk über die einfachen Heilmittel geschrieben, dessen auch Wüstenfeld gedenkt, sahen wir schon früher aus dem am Schluss des vierten Kapitels abgedruckten Artikel aus H'aggi Chalifah's Bücherlexikon.

In Abd Allathif's kleinerem Werke über Aegypten handelt das zweite Kapitel des ersten Buchs von den merkwürdigen Pflanzen Aegyptens. Es werden deren nur einige zwanzig aufgezählt; einige derselben begnügt sich der Verfasser als einheimisch oder cultivirt in Aegypten nur zu nennen; andre beschreibt

er genau, einige zweifelhafte unterwirft er einer sorgfältigen Kritik. Das Ganze ist also nur als eine Probe dessen zu betrachten, was Abd Allathif als Botaniker leisten konnte; allein diese Probe ist solcher Art, dass sie keinem Botaniker, der für die Geschichte seiner Wissenschaft Sinn hat, unbekannt bleiben sollte, und keinen, der sie liesst, unbefriedigt lassen wird. War sein grosses Werk über die einfachen Heilmittel von gleicher Art, so ist sein Verlust für die Wissenschaft ein unersetzlicher.

Nicht ganz ohne Werth für den Botaniker ist auch das fünfte und letzte Kapitel des ersten Buchs, welches von der ägyptischen Kochkunst handelt.

Ich darf aber nicht schliessen, ohne noch besonders von dem Commentar zu sprechen, womit Sylvestre de Sacy seine Uebersetzung des Abd Allathif ausstattete. Wer jemals die oft so räthselhaften botanischen Nachrichten des Alterthums aufzuklären versuchte, kennt die damit verknüpften Schwierigkeiten. Soll die Arbeit vollständig gelingen, so gehört dazu eine fast unbegrenzte Gelehrsamkeit, verbunden mit dem höchsten Grade kritischer Spürkraft, zwei Eigenschaften, die sich überhaupt selten vereinigen, und die in unserm Jahrhunderte vielleicht niemand so vereinigte wie Sylvestre de Sacy. Er gilt für den grössten Orientalisten seiner Zeit, Botaniker war er nicht; der Beistand Desfontaines, dessen er dankend erwähnt, scheint unerheblich gewesen zu sein; demungeachtet ist sein Commentar auch zu dem botanischen Kapitel seines Auctors ein Meisterstück, welches näher kennen zu lernen keinen Botaniker gereuen wird.

§. 43.

Alqazwînî, Ibn Alwardî und Abulfeda.

„Abu Jahiâ Zakarîja Ben Muhammed Ben Mahmud Imâd ed-Din el-Cazwînî el-Ansâri, ein ausgezeichneter schafiitischer Rechtsgelehrter, Cadhi von Wâsit und el-Hilla unter dem letzten Chalifen el-Mostasim, starb am 7. Moharrem 682 (1283)." — So spricht sich Wüstenfeld in seiner Literatur der Erdbeschrei-

bung bei den Arabern (nr. 90) über ihn aus, und vor kurzem lieferte derselbe Orientalist eine kritische Ausgabe des Hauptwerks dieses Schriftstellers: Mirabilia rerum creatarum et singularia existentium. Da ich dies Werk weder besitze, noch arabisch genug verstehe, ein so umfangreiches Werk im Original zu lesen, so erkundigte ich mich bei dem gelehrten Herausgeber nach seiner Bedeutung für Botanik, und erhielt die Nachricht, dass ein ganzer Abschnitt desselben von merkwürdigen Pflanzen handelt. Ein jüngerer Orientalist wollte die Gefälligkeit haben, mir diesen ganzen Abschnitt zur Aufnahme in mein Buch zu übersetzen, was diesem, so hoffte ich, zu besonderer Zierde gereichen würde. Nachdem ich jedoch die Excerpte kennen gelernt, welche P. J. Uylenbroek in seiner Dissertation de Ibn Haukalo geographo, nec non descriptio Iracae Persicae, cum ex eo scriptore tum ex aliis mss. Arabicis bibl. L. B. petita, sowohl arabisch (pag. 19) als auch lateinisch (pag. 23) aus einem andern Werke desselben Alqazwînî abdrucken liess, nämlich aus seinen merkwürdigen Ländererzeugnissen und Männerereignissen[1]): so gewann ich die Ueberzeugung, der Verfasser gehöre eher zu den Märchenerzählern als Naturforschern, wiewohl er sich auch von jenen nicht nur durch die Nüchternheit seiner Wundergeschichten, sondern mehr noch durch den Glauben unterscheidet, den er selbst offenbar ihnen zollt. H'aǵǵî Chalîfah[2]) sagt über das letzt genannte Buch: „Der Verfasser trug darin alles Vorzügliche zusammen, was er von Ländern und Menschen hörte oder sah. Doch wie es in solchen Dingen zu gehen pflegt, er mengte viel Unschönes unter das Schöne."

Auch dem erstgenannten Werke widmet H'aǵǵî Chalîfah einen langen Artikel, enthält sich indess des eignen Urtheils, und giebt

1) Arabisch lautet der Titel: Atsâr albilad waachbâr alibâd, das heisst wörtlich: Merkwürdigkeiten von Gegenden und Denkwürdigkeiten von Menschen; allein der in vier Worten zweimal gereimte Titel schien mir für das wunderliche Buch so bezeichnend zu sein, dass er so gut es gehen wollte, nachgeahmt werden musste.

2) *Haji Khalfa, edid. Fluegel V, pag. 154, nr. 71.*

nur einen Auszug aus des Verfassers vier Vorreden. Das Merkwürdigste darin ist ein Beispiel, wodurch der Verfasser seinem Wunderglauben sogar eine wissenschaftliche Berechtigung zu geben versucht[1]). Ein Magnet, sagt er, mit Lauch bestrichen, verliert die Anziehungskraft, mit Essig abgewaschen gewinnt er sie wieder. Man hüte sich daher, wenn man einen Magnet sieht, der nicht anzieht, zu behaupten, diese Kraft komme ihm nicht zu, u. s. w. Ich vermuthe, das wird meinen Lesern genügen.

Nicht ohne geistige Verwandtschaft mit dem vorigen scheint mir der folgende Schriftsteller zu sein: Zaịn Addîn Omar Ben Almodhafar Ibn Alwardî, wie H'aǵǵî Chalîfah[2]) ihn nennt; in Wüstenfelds Literatur der Erdbeschreibung der Araber führt er noch sechs Namen mehr. Er starb zu Aleppo 749 (1348) an der Pest. Sein Hauptwerk, Perle der Wunder und Edelstein der Merkwürdigkeiten[3]) ist zur Hälfte eine Geographie, zur andern Hälfte eine Naturgeschichte. Aber H'aǵǵî Chalîfah urtheilt darüber noch ungünstiger als über das des Qazwinî. Er wirft dem Verfasser vor, weder Geograph noch Naturkenner, sondern nur Grammatiker zu sein, und völlig absurde Dinge zu erzählen.

Vollständig gedruckt ist das Werk noch nicht, doch wurden viele Bruchstücke daraus, die Wüstenfeld genau aufzählt, theils im Original, theils auch in Uebersetzungen bekannt gemacht. Nur eins davon verdient unsre Aufmerksamkeit, das, welches von der Dattelpalme handelt, zuerst von Aurivillius 1792 zu Upsala als Dissertation arabisch und lateinisch herausgegeben, dann wiederholt in

Aurivillii dissertationes, cum praefatione Jo. Dav. Michaelis. Gottingae 1790. 8.

Hier wird die Geschlechtlichkeit der männlichen und weiblichen Palme auf das Bestimmteste ausgesprochen, und im Ganzen ziem-

1) *Haji Khalfa IV, pag. 188, nr. 8072.*

2) *Ibidem III, pag. 132, nr. 4688.*

3) Das ist wörtliche Uebersetzung. Im Arabischen reimt sich auch dieser Titel von vier Worten zweimal: Charîdadt alag'âib wafarîdadt algarâib, was ich im Deutschen nicht einmal annähernd wieder zu geben wüsste.

lich naturgemäss, nur nicht ohne poetische Uebertreibung geschildert. Beiderlei Bäume sollen zur Zeit der Befruchtung ihre Blätter, die als Zweige beschrieben werden, gegen einander neigen und nach Berührung streben. Sogar eine Wahlverwandtschaft einzelner Stämme will man wahrgenommen haben, ein Sichsehnen gewisser weiblicher nach gewissen männlichen weiter entfernt stehenden Stämmen, was durch Hinübertragen der männlichen Blüthen befriedigt werden muss, wenn der weibliche Stamm nicht unfruchtbar bleiben oder gar verkümmern soll.

Einige kürzere botanische Notizen aus demselben Werke lieferte auch Olaus Celsius in seinem Hierobotanikon, ich weiss nicht woher entnommen. Und hiernach scheint mir Ibn Alwardî, wenn auch noch so fabelreich, der Aufmerksamkeit der Naturforscher doch würdiger zu sein als sein Vorgänger Qazwînî.

Zwischen beiden wäre nach der Zeitfolge noch Abulfeda, gestorben 732 (1331), einzuschalten, unstreitig einer der kenntnissreichsten zuverlässigsten und ausführlichsten Geographen der Araber. Ich übergehe ihn aber, weil mir die Hauptausgabe seiner Geographie von Reinaud und Mac Guckin de Slane (Paris 1840), wozu auch eine französische Uebersetzung gekommen sein soll, fehlt, und weil die ältere lateinische Uebersetzung des Werks von Reiske, in Büschings Magazin für Historie und Geographie, Band IV und V, 1770, an botanischen Notizen so dürftig ist, dass mir die Herbeischaffung jener neuern Bearbeitungen nicht der Mühe werth erschien.

§. 44.

Ibn Bathûthah.

Ganz andrer Art als die beiden letztgenannten war Abu Abdallah Moĥammed Ben Abdallah Ben Moĥammed Ben Ibrahim Allawâti Aththangî, genannt Ibn Bathûtha. Zum Berberstamm der Benû Lawâtadt gehörig, und zu Tanger geboren, wie seine beiden letzten Namen anzeigen, stand er 725 beim Antritt seiner Reisen im Alter von zwei und zwanzig Jahren,

ward also 703 (1303 oder 4) geboren. Zwei mächtige Triebe bekämpften sich in seiner Brust, die unbezwingliche Reiselust, und der von religiöser Schwärmerei genährte Hang zu einem beschaulichen Eremitenleben.

Jene Reiselust trieb ihn zuerst zur Pilgerfahrt nach den heiligen Städten, weiter von Arabien aus gegen Süden nach der Ostküste Afrika's und zurück nach Mekka, dann gegen Norden nach Kleinasien bis in die Krim und ins südliche Russland, ferner östlich über den Indus bis nach Delhi, der damaligen Hauptstadt des indisch-moslimischen Reichs, wo er als Richter zwei Jahr lang verweilte. Mit Freuden jedoch übernahm er eine Sendung des dortigen Sultans nach China, wohin er sich zu Wasser über Calcutta Zeilan Sumatra u. s. w. begab, nur auf den Malediven dadurch eine Zeit lang zurückgehalten, dass sein Schiff ohne ihn absegelte. Ich übergehe die Kreuz- und Querzüge, die er gemacht, namentlich seine öftere Rückkehr nach der Stadt Mekka als Pilger. Erst nach vier und zwanzig Jahren, 750 (1349) sah er seine Vaterstadt wieder. Aber Ruhe fand er noch nicht, Andâlos zog ihn an, auch dieses Land musste er kennen lernen; und von dort zurückgekehrt, ging er, vermuthlich im Auftrage des Sultan's von Marokko, nach dem Sudan, und lieferte unterandern die ältesten Berichte über Melli und Timbuktu, die wir besitzen. Auch diese Reise vollendete er glücklich, und verlebte seine spätern Jahre von 755 bis zu seinem Tode 779 (1377 oder 78) in seinem Vaterlande in hohem Ansehen [1]).

Spiegelt sich in diesem unstätten Leben die eine Seite seines Wesens, so tritt doch auch die andre schon merklich genug hervor in seiner wiederholten Rückkehr nach Mekka, der ausserordentlichen Aufmerksamkeit, die er, wohin er kommt, den religiösen Anstalten widmet, in seinem häufigen Besuch andrer heiliger Orte, besonders der Gräber verstorbener und Wohnsitze noch lebender Heiliger, vor allem aber in dem, so oft er einen jener Männer antraf, sich

1) So bestimmt *Mac Guckin de Slane* im *Journal Asiatique, série IV, tom. I (1843) pag. 183* sein Todesjahr, und Andre sind ihm gefolgt. Die Quelle dieser Angabe finde ich nicht. Alles übrige ergiebt sich aus dem Werke selbst.

erneuernden Schwanken, ob er weiter ziehen, oder bleiben und das Eremitengewand anlegen solle. Zwar trägt die Reiselust stets den Sieg davon, doch auslöschen kann sie den Durst nach einem ganz der Betrachtung Gottes gewidmeten Leben nicht. Mit Recht hat man Ibn Bathûthah's Werk seinem Gehalt nach mit dem des Kauf- und Staatsmannes Marco Polo verglichen; der Färbung nach gleicht es weit mehr den Berichten mancher moderner Missionare. Der Natur gönnt der Pilger selten einen freundlichen Seitenblick, doch gehen so viel Naturmerkwürdigkeiten an ihm vorüber, dass er uns auch davon gleichsam absichtslos manches mitzutheilen sich nicht erwehren kann.

Etwas getrübt wird uns sein eignes Bild in seinem Werke durch die Art, wie es entstand. Auf Befehl seines ihm sehr gewogenen Herrn, des Sultans von Marokko, dictirte er seine Reiseerinnerungen einem gewöhnlichen Schreiber, ein gelehrter Grammatiker und berühmter Kalligraph Ibn G'ozai redigirte diese Blätter nicht ohne eigne Zuthaten in weniger als drei Monaten. Zwar setzt er seinen Einschaltungen gewöhnlich seinen Namen vor, doch ganz unverändert scheint er auch Ibn Bathûthah's Angaben nicht wiederholt zu haben, und schon wegen Neuheit der Gegenstände liessen sich Irrthümer dabei kaum ganz vermeiden.

Eine englische Uebersetzung eines Auszugs aus dem Werke von Samuel Lee erschien zu London 1829, in 4. Das vollständige Original nebst einer französischen Uebersetzung unter dem Text erscheint jetzt in der Collection d'ouvrages Orientaux, publiée par la Société Asiatique, besteht indess bis jetzt erst aus zwei Bänden, die uns nur erst bis ins südliche Russland führen. Der Titel heisst:

Voyages d'Ibn Batouta, texte Arabe accompagné d'une traduction par C. Defremerie et le Dr. B. R. Sanguinetti. Paris, I, 1853, II, 1854, in 8.

Einzelne Partien des Werks wurden jedoch schon früher von verschiedenen französischen Orientalisten in französischer Uebersetzung, zum Theil auch im Original, und mit schätzbaren Anmerkungen begleitet, herausgegeben. Genau verzeichnet findet man sie in der

Vorrede zu der neuen Gesammtausgabe pag. XIX. Zwei derselben „die Reise durch den indischen Archipelagus bis China, und die Reise durch den Sudan,“ die der Hauptausgabe noch fehlen, werde ich nicht unbenutzt lassen.

Des Botanischen ist indess im Vergleich mit dem Umfange des ganzen Werks nur wenig, und noch dazu dies Wenige im Verhältniss zu dem hohen Werth des geographischen Inhalts von sehr geringem Werth. So weit sich der Reisende noch nicht von einer völlig fremdartigen Natur umgeben sah, begnügt er sich anzuzeigen, wo er Wassermangel und Unfruchtbarkeit, wo er das Gegentheil fand, welche der wohl bekannten Fruchtarten hier oder dort vorzüglich gerathen, und wie man die bessern Sorten nennt. Weiterhin liefert er zwar von manchen merkwürdigen Gewächsen förmliche Beschreibungen, allein bald bemerkt man, dass er weniger in freier Natur, als auf den Marktplätzen und an den Tafeln gastfreier Wirthe botanisirte, oder gar nur fremde Mittheilungen wiederholte. Folgendes scheint mir der Auszeichnung nicht ganz unwerth.

Tom. I, pag. 128 nennt Ibn Bathûthah Nâblos (zwischen Jerusalem und Ramladt) eine der reichsten Städte Syriens an Oelbäumen. Olivenöl und Kuchen aus dem Saft der Ceratonia Siliqua bereitet, werden von dort aus weit verführt. — Pag. 142 rühmt er die Fruchtbarkeit von Hamadt, und nennt unter den dortigen Früchten auch die Mandel-Apricose, Mischmisch allauzî, in deren Kern sich eine süsse Mandel befindet. — Pag. 247 ist beiläufig vom Betelkauen der Indier die Rede, die Pflanze soll später (II, pag. 204) beschrieben werden. — Eben so wenig liefert uns Tom. II. bis zur Einschiffung zu G'oddadt (sonst G'iddadt) und der Fahrt längs der afrikanischen Küste. Nun erst wird der Bericht auch für uns erheblicher. — Pag. 162. In vier Tagen ward Sawâkim erreicht, wo man eine Getreideart, G'orgûr genannt, baut. Es ist eine Hirse mit sehr grossen Körnern, die auch nach Mekka ausgeführt wird, also vermuthlich ein Sorghum. — Von Zaila bis Maqdaschau an der Berberküste ist eine Entfernung von zwei Monaten durch die Wüste; zu Wasser erreichte Ibn Bathûthah jene Stadt in vierzehn Tagen, und fand beim Qâdhî gastliche Auf-

nahme. Pag. 184. Zum Sultan geführt, ward er mit Tanbûl, Piper Betle, und Faufal, Areca Catechu, bewirthet. — Pag 185. Die Hauptnahrung der Einwohner ist Reis nebst Hülsenfrüchten, dazu unreif gekochte Bananen, bei deren Zubereitung man Limonen frischen Ingver und Anbâ anwendet. Letzteres ist eine dem Apfel ähnliche, doch mit einem Kern versehene Frucht. Ist sie reif, so wird sie auch roh gegessen und schmeckt sehr süss; vor der völligen Reife ist sie sauer wie eine Limone, und wird in Essig eingemacht. Die Herausgeber übersetzen Anbâ durch Mangue, das ist die Frucht der Mangifera Indica (denn an die höchst giftige Cerbera Manghas konnten sie unmöglich denken). Allein bis jetzt ward dieser Baum an der afrikanischen Küste noch nicht gefunden, und Alidrîsî beschreibt nicht nur I, pag. 85 die Mangifera, wie wir sahen, fast unverkennbar unter den Namen Aschschakî oder Albark, sondern gleich daneben beschreibt er auch unsre Anbâ, die folglich etwas andres sein muss, und die ich für Jambosa vulgaris oder eine verwandte Art dieser Gattung halte. Auch Ibn Bathûthah selbst spricht später in seiner Beschreibung von Sumatra nochmals ausführlicher über diesen Baum und seine Frucht, und auch das dort Gesagte passt zu meiner Deutung. Auf eine andre Frucht, welche die Uebersetzer für eine Jambosa halten, werden wir gleich kommen. — Pag. 191. Weiter südlich erreichte man die Insel Mambasa. Ihre Bäume sind Bananen Limonen und Zitronen; auch sammeln die Einwohner eine Frucht, die sie Alǵammûn nennen. Sie gleicht der Olive, und hat wie diese einen Kern, doch ist ihr Geschmach ausserordentlich süss. Diese Frucht erklären die Uebersetzer für die der Jambosa, indem sie nach Djammoûn eingeklammert Djambou (Eugenia Jambos) setzen. Unmöglich wäre es nicht, dass Anbâ die unreif eingemachten, G'ammûn die reifen frisch genossenen Früchte desselben Baums bezeichnete, und Ibn Bathûthah daraus die Früchte zweier Bäume gemacht hätte, wie ihm später bei Aschscharkî und Albarkî vielleicht auch begegnet ist. Die einzige Stütze dieser Hypothese, die Aehnlichkeit des Namens G'ammûn mit G'ambû ist indess

schwach, und wie viel andre essbare Früchte mit ähnlichen Namen in der Volkssprache können nicht noch in der uns so wenig bekannten Gegend vorkommen. — Pag. 193. Zu Quiloa, Kolûâ, sind die Häuser von Holz gebaut, und mit Rohr, Addîs, gedeckt. Die Uebersetzer fügen hinzu: „Sorte de jonc, Ampelodesmos tenax." Das ist aber keine Binse, sondern ein Gras, und ist bis jetzt noch nicht an der Ost-, sondern nur an der Westküste Afrika's gefunden. Jedenfalls ist es indess nach der Bedeutung des Namens auch eine der Pflanzen, woraus man Teppiche und dergleichen flicht, wie aus Ibn Baithâr I, pag. 21, erhellt. Die Wörterbücher vocalisiren Dais, unsre Uebersetzer, ich weiss nicht warum, Dîs. Im Text fehlen die entscheidenden Vocalzeichen. — Von Quiloa aus kehrte Ibn Bathûthah nach Arabien zurück, und landete zu Dzafâr. — Pag. 197. Hier cultivirt man vorzugsweise Dhorradt, Holcus Durra, ausserdem aber auch ein Getreide, Alâlas genannt, was, wie Ibn Bathûthah versichert, eine Art Gerste ist. Ibn Baithâr II, S. 206 fast unter demselben Namen, eben so wie Dioskorides unter Zea, zwei Getreidearten zusammen, welche Sprengel für Triticum Spelta und monococcon hielt. — Pag. 204. Dzafâr ist reich an Bananen von ausserordentlicher Grösse. Einige fand Ibn Bathûthah zwölf Unzen schwer, und dabei sehr wohlschmeckend und süss. Auch Betel und Cocosnüsse giebt es dort und ausserdem nur noch in Indien. Ueber beide spricht unser Reisender hier sogar in zwei besondern Paragraphen.

Beschreibung des Tanbûl (Piper Betle).

Der Tanbûl ist eine Pflanze, die man wie den Weinstock zieht. Man bereitet ihm ein Geländer aus Rohr, wie für den Weinstock, oder pflanzt ihn in die Nähe der Cocospalme, und der Tanbûl klettert daran hinauf wie der Weinstock oder die Pfefferpflanze. Frucht trägt der Tanbûl nicht, man benutzt seine Blätter. Diese gleichen denen der Brombeere (Alollaiq). Das übrige, was ich übergehe, betrifft die bekannte Sitte des Betelkauens.

Beschreibung des Nargîl (Cocos nucifera, p. 206).

Das ist die indische Nuss, die Frucht eines der sonderbarsten und bewundernswürdigsten Bäume. Derselbe gleicht der

Dattelpalme, ausser dass dieser Nüsse, jener Datteln trägt. Seine Nuss gleicht dem Haupte eines Adamskindes gleichsam mit Augen und Mund. Ihr Inneres gleicht, so lange es jung ist, dem Gehirn, und auswendig befindet sich ein Fasergeflecht gleich dem Haupthaar . . . . Es giebt dergleichen, zumal auf den Malediven, so gross wie ein Menschenkopf. So weit die Beschreibung. Sehr ausführlich spricht Ibn Bathûthah aber noch über die mannichfache Benutzung dieses Baums, über die Kokosmilch das Kokosöl u. s. w. und über die Art ihrer Bereitung. Auch eine Fabel von der Entstehung des Baums erzählt er. Derselbe sei in Indien entsprossen aus dem abgeschlagenen Kopfe eines Ministers, in das ein Arzt eine Dattel gesteckt, und den Kopf so in die Erde gelegt habe. Das sei zwar eine Fabel, setzt er hinzu, sie stände aber bei den Indiern in grossem Ruf. — Pag. 214. Von Dzafâr aus ging die Reise in einem kleinen Fahrzeuge weiter nach Omân, und am zweiten Tage erreichte man Hâsik. Hier wächst der Kondor-Baum. Seine Blätter sind zart, und wenn man sie (die Blätter!) einschneidet, so entquillt ihnen ein milchartiger Saft, der zu einem Gummi wird, und dieses ist der Weihrauch, der in diesem Lande sehr häufig ist (man sieht, dass unser Reisender nicht selbst beobachtet, sondern von Andern vernommen und missverstanden hat; sonst hätte er nicht von Einschnitten in die Blätter statt in die Rinde sprechen können). — Auf dieser Reise nach Omân pag. 223, und später auf der Reise nach Hormûz (Ormus) pag. 238 ist gelegentlich die Rede von dem Baume, den man Omm Gailân (den ägyptischen Dornbaum) nennt. In seinem Schatten lagerte sich Ibn Bathûthah. Der Name ist, wie uns Abd Allathîf belehrt, synonym mit Santh, worunter die Araber gewiss ohne Unterschied unsre Acacia vera und Arabica (Nilotica Forsk.) verstanden. — Pag. 226. Auf der Reise nach Omân ward auch das liebliche Städtchen Thîbî berührt. Es erzeugt eine Bananensorte Almorwârî genannt, das heisst im Persischen Perlen. Auch Betel wächst hier, doch nur kleinblättrig. – Weiter geht die Reise zu Wasser über Hormûz Baḥrain nach Qothaif (Qathif), und von da zu Lande quer durch ganz Arabien abermals nach Mekka. Nun folgt die an sich

so merkwürdige Reise durch Kleinasien und das südliche Russland, womit der zweite Band schliesst. Botanisches fand ich jedoch auf dem ganzen Wege nicht auszuzeichnen.

Aber das Fragment über den asiatischen Archipelagus, welches Dülaurier im Journal Asiatique, série IV, tom IX, 1847 arabisch und französisch mit schätzbaren Anmerkungen veröffentlichte, und eben so das zweite Fragment, die Sudanreise, wovon der Baron Mac Guckin de Slane im Journal Asiatique, série IV, tom. I, 1843 eine gleichfalls mit trefflichen Anmerkungen begleitete französische Uebersetzung lieferte, — diese beiden kurzen Abschnitte sind so reich an botanischen Notizen, dass sie uns fast mehr darbieten als die beiden ersten Bände des vollständigen Werks. Ich gehe zuvörderst die indische Reise durch.

Pagina 103. Die Gegend von Albarah Nakår, nach Dülaurier die Andaman-Inseln, besitzen Bananen Arekapalmen und Betel in Ueberfluss. — Pag. 105. Der Sultan jener Inseln kam den Kaufleuten, mit denen Ibn Bathûthah reiste, entgegen, und diese beschenkten ihn unterandern auch mit Pfeffer Ingwer und Alqarfadt, d. i. jedenfalls eine zimmetartige Rinde, ob aber, wie Dülaurier behauptet, Cinnamomum Zeilanicum, lasse ich dahin gestellt sein. (Beiläufig will ich nicht unerwähnt lassen, dass Sontheimer bei Ibn Baithâr I, S. 404 aus dem Qarfadt der Araber die nur in Westindien einheimische Winterania Canella macht). Da die gewöhnliche Fahrt der Araber längs der Küste Malabar und über Zeilan ging, so kamen jene Gewürze ohne Zweifel von dort her. — Pag. 106. Die Insel G'âwadt, d. h. Klein-Java, wie Marco Polo unser Sumatra nennt, giebt ihren Namen dem Lobân alĝâwî, dem javanischen Weihrauch, ohne Zweifel dem Product der auf Sumatra wachsenden Boswellia glabra. — Daselbst. Die meisten Bäume der Insel sind Kokosnüsse, Arekanüsse, Gewürznelken (Alqaranfil), indisches Aloeholz (Alûd hindî), Scharkî, Barkî, Ambadt, Bananen, süsse Orangen und Kamferrohr (Qaszab alkâfûr). Drei derselben nebst einer vierten beschreibt Ibn Bathûthah kurz nach dieser Stelle, zwei oder drei andre hatte er schon früher im Verlauf seiner Reise unter andern

indischen Bäumen beschrieben, und Dülaurier liefert uns diese Beschreibungen in seinen Noten arabisch und französisch. Es sind folgende.

Aschscharkî und Albarkî, pag. 120.

Nach Feststellung der richtigen Aussprache beider Namen fährt Ibn Bathûthah fort: Es sind Bäume mit ausgebreiteten Zweigen. Ihre Blätter gleichen denen des Nussbaums, und ihre Früchte kommen aus dem Stamm des Baums. Diejenigen dieser Früchte, welche nahe am Boden stehen, sind Barkî. Sie sind sehr süss und von lieblichem Geschmack. Was darüber steht, ist Aschscharkî. Seine Frucht gleicht einem grossen Kürbis, ihre Haut einem Ochsenfell. Wenn diese Frucht im Herbst gelb wird, so sammelt und zerschneidet man sie, und findet in ihrem Innern etwa hundert bis zwei hundert Körner, die dem Chiâr (Cucumis anguinus) gleichen. Zwischen den einzelnen Körnern befindet sich eine gelbe Haut, welche einen Kern gleich einer grossen Bohne einschliesst. Man vergräbt die Kerne in rothe Erde, wo sie sich bis zum folgenden Jahr halten. Aschscharkî und Albarkî sind die vorzüglichsten Früchte Indiens. — Dabei ist manches zu erinnern, zumal wenn wir diese Beschreibung mit derjenigen vergleichen, welche Alidrîsî I, pag. 85 von seinem Aschschakî oder Albark giebt, statt dessen höchst wahrscheinlich so wie hier Aschscharkî oder Albarkî zu lesen ist. Nach Ibn Bathûthah's Worten lässt sich bezweifeln, ob sich beide Namen auf die Früchte zweier Bäume oder eines einzigen Baumes beziehen sollen, wiewohl letzteres das Wahrscheinlichere ist. Alidrîsî behandelt beide Namen gradezu als Synonyme desselben Baums. Aber jener beschreibt unter beiderlei Namen zwei verschiedene Früchte, die erste, Barkî genannt, sehr oberflächlich, die andre, Scharkî genannt, genauer; dieser beschreibt unter beiden Namen nur eine einzige Frucht sehr genau, und belehrt uns, dass sowohl ihr Fleisch als auch ihr Kern genossen wird. Was er sonst noch hinzufügt, lässt uns kaum einen Zweifel übrig, dass er von der Frucht der Mangifera Indica spricht, die durch ganz Indien als eine der trefflichsten Fruchtarten ange-

pflanzt wird, und es wäre leicht möglich, dass die Kerne und das darüber befindliche Fleisch zwei ganz verschiedene Namen geführt hätten. An die Frucht des Brodbaums, auf welche Jaubert räth, ist nach Alidrîsî's Beschreibung gar nicht zu denken. Was aber Ibn Bathûthah beschreibt, wenn es wirklich zweierlei Früchte desselben Baums sein sollen, weiss ich mir nur unter der Voraussetzung zu erklären, dass der Theologe diese Früchte nicht in freier Natur, sondern an den Tafeln seiner Gastfreunde kennen gelernt, und sich noch obendrein einer starken Verwechselung schuldig gemacht habe. Sein Barkî beschreibt er so ungenau, dass es sowohl der Kern wie auch das Fleisch der Mangosfrucht sein kann. Sein Scharkî dagegen hat wirklich einiges, was an die Frucht der Artocarpus integrifolia erinnert, und Jaubert, wenn er die Stelle kannte, verleitet haben mag, auch bei Alidrîsî an diesen Baum zu denken. Doch steht auch dem manches entgegen, unterandern die geographische Verbreitung, indem Ibn Bathûthah die Frucht aus Vorderindien beschreibt.

Alanbadt, pag. 121.

Auch hier stellt Ibn Bathûthah zuerst die Aussprache fest, und fährt dann fort: Dieser Baum gleicht dem Orangenbaum, mit dem Unterschiede, dass er hochstämmiger und reicher beblättert ist. Er giebt einen dunklen Schatten, der aber ungesund ist; denn wer darin einschläft, setzt sich dem Fieber aus. Seine Früchte kommen an Grösse der Damascener Pflaume gleich. Wenn sie noch grün sind vor der vollen Reife, nehmen diese Völker die vom Baum abgefallenen, salzen sie ein, und bedienen sich ihrer, wie man sich bei uns der Zitrone oder Limone bedient. Auf gleiche Weise werden auch der frische Ingwer und die Pfefferähren eingemacht .... Wird die Anbadt im Herbste reif, so werden ihre Beeren gelb, und man isst sie wie Aepfel. Einige zerschneiden sie mit dem Messer, Andre saugen sie aus. Sie sind süss mit einer leichten Säure. Sie haben grosse Kerne, die man aussäet, und woraus der Baum erwächst, wie man die Orangenkerne behandelt. — Diese Beschreibung, mit welcher die beiden, die Alidrîsî von demselben

Baum, die eine in seiner Geographie I, pag. 85, die andere vermuthlich in seiner Heilmittellehre bei Ibn Baithâr II, S. 212 gegeben, übereinstimmen, verräth ziemlich deutlich eine Jambosa; ob jedoch vulgaris oder Malaccensis oder die Gattung ohne Unterschied gemeint sei, lasse ich unentschieden. Bezeichnend ist vornehmlich der tiefe Schatten, den der Baum geben soll. Nach Rumphius I, pag. 121 ist er so dicht, dass jemand, der auf dem Baume sitzt, schwer zu entdecken ist.

Weiter verfolgt Ibn Bathûthah seine Reise, und führt uns von G'âwadt nach Mol G'äwadt, d. i. nach dem heutigen Java, dem Lande der Ungläubigen. Dies Land, sagt er pag. 230, erzeugt die angenehmsten Arome, wie das wohlriechende Ud (Aloeholz), und zwar dasjenige, welches Alqâqolî, und dasjenige, welches Alqomârî genannt wird; denn Qâqoladt und Qomâradt gehören zu Mol G'äwadt; wogegen in G'äwadt (Sumatra) nur Loban und Kamfer, etwas Gewürznelken und Ud hindî (Aloeholz) wächst. Der grössere Theil der beiden letztern kommt aus Mol G'âwadt. Beschreiben will ich hier, fährt er fort, was ich selbst gesehen, dessen Natur ich erkannt und mich davon überzeugt habe. Wir wollen sehen, wie er sein Versprechen erfüllt.

Allobân, pag. 230.

Der Baum, der es erzeugt, ist klein, etwa von der Grösse eines Mannes oder noch kleiner. Seine Zweige gleichen denen des H'arschaf (der Cynara Scolymus). Seine Blätter sind klein und zart; oft fallen sie ab, und der Baum bleibt ohne Laub. Das Lobân ist ein Gummi, das sich in den Zweigen dieses Baums bildet. Man findet es in weit grösserer Menge in den Ländern der Moslimen als in denen der Ungläubigen. — Dazu ist folgendes zu sagen. Lobân heisst Weihrauch. Der ächte Weihrauch wächst in der Gegend des rothen Meers und seiner Mündung. Von einem Balsamodendron kann hier nicht die Rede sein. Dülaurier übersetzt hier Lobân gradezu durch Benzoin, und erklärt es für das Product des Styrax Benzoin. Allein abgesehen davon, dass nach Colebrocke (Asiatical researches IX, pag. 377 sqq.) der

indische Weihrauch der alten von Boswellia serrata abstammt, und dass noch jetzt sogenannter Weihrauch von diesem Baum gesammelt und in den Handel gebracht wird, passt die Beschreibung unsres Reisenden wegen der oft fast blattlosen (nur an der Spitze beblätterten) Zweige, und wegen der kleinen Blätter, womit, wie sich von selbst versteht, die Fiederblättchen gemeint sind, weit besser auf diese Boswellia als jene Styrax. Die Vergleichung mit der Cynara lässt eine falsche Lesart vermuthen; doch weiss ich keine bessere vorzuschlagen.

Der Kamfer, pag. 231.

Der Kamferbaum ist ein Rohr, Qaszab, ähnlich dem Rohr unsrer Gegenden mit dem Unterschiede, dass der Abstand der Knoten von einander länger und grösser ist. Der Kamfer zeigt sich in dem Innern dieser Schosse. Zerbricht man das Rohr, so findet man hier den Kamfer, der sich nach der Höhlung gestaltet. Das wunderbarste Geheimniss dabei ist, dass sich kein Kamfer in dem Rohr bildet, bevor man ein Thier daneben geopfert hat. Der beste Kamfer, derjenige, welcher die kühlenden Eigenschaften im höchsten Grade besitzt, und der, wenn man davon das Gewicht eines Dirhem nähme, den Tod zur Folge haben würde, indem er das Athmen gefrieren machte, heisst bei diesen Völkern Alhardàladt. Man hat Menschen oder kleine Elefanten an der Wurzel des Kamferrohrs geopfert. — Diese Beschreibung ist ein neuer Beweis, nicht nur vom Aberglauben unsres orthodoxen Moslim, sondern zugleich von seiner Unzuverlässigkeit in naturwissenschaftlichen Angaben. Schon Ibn Sînâ hatte gehört, der Kamferbaum wäre so gross, dass viele Menschen in seinem Schatten Platz fänden. Nach Colebrocke (Asiat. research. XII, pag. 537 sqq.) hat dieser Baum, den er Dryobalanops Camphora nennt, eine Höhe von mehreren hundert Fuss, ein hundert oft schon bis an den untersten Ast, der Durchmesser des Stamms beträgt sechs bis sieben Fuss, und bevor er den Durchmesser von zwei bis drittehalb Fuss erreichte, sucht man keinen Kamfer darin. Wie konnte nun Ibn Bathûthah vom Rohr des Kamfers sprechen? Ich sehe nur zwei Möglichkeiten:

entweder er verwechselte ihn mit dem geruchlosen Tabaschir, dem bekannten Product des Bambosrohrs, oder er sah den Baum gar nicht, sondern nur die Bambosröhren, worin man noch jetzt den besten anfangs flüssigen Kamfer sammelt, der dann darin erstarret, und hielt dies Rohr für die Geburtsstätte des Kamfers.

Alûd alhindi, daselbst.

Der Baum, der es liefert, gleicht der Eiche, doch ist seine Rinde dünn. Seine Blätter gleichen denen jenes Baums völlig. Er trägt keine Frucht, und sein Stamm wächst weder beträchtlich in die Dicke noch in die Höhe; aber seine Wurzeln strecken sich lang aus. Weder die Zweige des Stammes noch die Blätter besitzen Geruch. Alle Bäume dieser Art in den Ländern der Moslimen sind jemandes Eigenthum; in denen der Ungläubigen gehören sie gewöhnlich niemandem. Eigenthum sind die zu Qaqoladt, und das ist das am stärksten riechende Aloeholz; eben so die zu Qomâradt, welche die vorzüglichste aller Sorten liefern. Die Bewohner von G'âwadt kaufen es für Zeuge. Das von Qomâradt ist fähig den Eindruck eines Siegels aufzunehmen wie Wachs. Schneidet man von der Wurzel der Sorte, die Athâs genannt wird, ein Stück ab, und vergräbt es auf mehrere Monate in die Erde, so behält es seine Kraft. Diese Sorte übertrifft alle andern. — Auch dieser Artikel, so wenig er enthält, blieb nicht ohne Irrthum. Alles Aloeholz (Aquilaria Agallocha) entwickelt seinen Wohlgeruch erst, wenn man die Wurzeln abgeschnitten vergräbt, und in der Erde modern lässt, wie Alidrîsî in seiner Geographie I, pag. 82 und bei Ibn Baithâr II, S. 225 umständlich erzählen, und neuere Beobachter, vor allen Colebrocke (in Ainslie, materia Indica I, pag. 480), bestätigen. Nur ein Missverständniss dieses Verfahrens kann zu dem Schluss obiger Beschreibung Anlass gegeben haben.

Die Gewürznelke, pag. 232.

Der Gewürznelkenbaum ist gross, und macht starke Zweige. Er wächst häufiger in den Ländern der Ungläubigen als der Moslimen, ja er ist so gemein, dass er kein besonderes Eigenthum aus-

macht. Was man davon zu uns bringt, das sind seine Zweige; was von der Blüthe dieses Baums, welche der der Orange gleicht, abfällt, nennen wir die Blüthe des Gewürznelkenbaums. Seine Frucht ist die Muskatnuss, bekannt in unsern Ländern unter dem Namen der wohlriechenden Nuss. Seine Blume ist das Macis, Albasbâsat. Das alles habe ich gesehen und beobachtet mit meinen eigenen Augen.

Ich wende mich zu der Sudanreise, die in so fern noch interessanter ist, als sie uns in bis auf den heutigen Tag grösstentheils völlig unbekannte Gegenden führt. Dabei fehlt uns das Original, doch hat der Uebersetzer Mac Guckin de Slane a. a. O. zu den Namen der Orte und Naturproducte überall sorgfältig das arabische Wort bemerkt. Der letztern sind leider nur wenige.

Von Fez aus ging die Reise nach Siǵilmâsadt, pag. 186, einer schönen Stadt, bemerkenswerth durch ihren Reichthum an Datteln und deren Vorzüglichkeit, woran sie denen von Basra gleichkommen, wenn nicht gar sie übertreffen. Eine Sorte, Airâr genannt, hat nirgends ihres gleichen. Ein Marsch von fünf und zwanzig Tagen führte nach Tagâza, einer kleinen unbedeutenden Stadt, aus Steinsalz erbaut, das von hier nach dem Sûdan gebracht wird, wo es statt Geldes dient. Bäume giebt es hier nicht, aber die nun folgende Wüste (pag. 189) ist reich an Trüffeln. — Zwei volle Monat gebrauchte die Karavane zur Reise von Siǵilmâsadt nach Iwalâtan, der nächsten Stadt des Sûdan. Pag. 395. Die Hitze ist hier excessiv. Man findet nur einige verkrüppelte Palmen, unter denen man Melonen zieht. — Vier und zwanzig starke Tagemärsche führen von da nach Mallî, der Hauptstadt des Sudan. Pag. 198. Auf dem Wege dahin trifft man viele sehr alte Bäume, deren jeder eine grosse Menschenmenge überschatten kann. Einige derselben haben weder Zweige noch Blätter, und gleichwohl genügt der Stamm allein, einem Menschen völligen Schatten zu geben. Einige darunter sind hohl, und gleichen einem Brunnen, indem sich das Wasser in ihnen sammelt, dessen man sich zum Getränk bedient. In andern findet man Bienen und Honig, ja in einem hatte sich ein Weber eingerichtet, und betrieb darin sein Gewerbe. —

Hierzu bemerkt der arabische Redacteur pag. 199, es gebe in Andâlos zwei alte Kastanienbäume, in denen sich gleichfalls Weber aufhielten, den einen bei Cadix, den andern unweit Granada. — Eine solche Dicke ist bei Castanea vesca bekannt genug. Unter den afrikanischen Bäumen wüsste ich keinen von solcher Stärke ausser der Adansonia digitata am Senegal. Und wirklich scheint sich die Karavanenstrasse, welche Ibn Bathûthah verfolgte, dem Stromgebiet des Senegal genähert zu haben; denn gleich nach jenen mächtigen Baumstämmen spricht er sogar von einem Walde und mancherlei darin vorkommenden Fruchtbäumen. Die Früchte einiger derselben gleichen den Pflaumen, den Aepfeln, den Pfirsichen, den Aprikosen, sind jedoch von anderer Art. Die Früchte einiger gleichen den Gurken. Bei der Reife spalten sie auf, und zeigen in ihrem Innern eine mehlige Substanz; man kocht und isst sie; — vielleicht Crescentia Cujete, die zu beiden Seiten des atlantischen Meeres wächst. Auch giebt es daselbst ein der Bohne ähnliches Korn, das man aus der Erde nimmt, und geröstet geniesst. Es hat den Geschmack des gerösteten Sauerampfers, Alḣamadh. Hier erlaube ich mir jedoch einen Punkt zu tilgen, und Alḣimmarz, die Kichererbse zu lesen. Dann erkennt man leicht entweder Arachis hypogaea oder Voandzeia subterranea, welche beide auch an der Westküste Afrika's gebaut werden. Zuweilen wird jenes Korn auch gemahlen und mit Algartî zu Kuchen gebacken. Algartî ist eine der Pflaume ähnliche zuckersüsse, doch für weisse Menschen ungesunde Frucht, aus deren Kernen man ein Oel presst, welches zu vielfachem Gebrauch in grossen Kalebassen von Stadt zu Stadt transportirt wird. Ob eine Solanacee? — Pag. 200. Der Kürbis erreicht im Sudan eine ausserordentliche Grösse. Man zerschneidet ihn in zwei Hälften, und macht daraus Gefässe mit eingeschnittenen Verzierungen. — Daselbst. Um in diesem Lande zu reisen, bedarf man nur einiger Stücke Salz, einiger Glasperlen und Gewürze. Von letztern zieht man vor die Gewürznelke den Mastix und den Tâsargant, dessen man sich zum Räuchern bedient. Von letzterm spricht offenbar auch Leo Africa-

nus [1]), wiewohl der Name im Italiänischen des Ramusio vom arabischen etwas abweicht. Er lautet Tauzarghente. Leo sagt uns, es sei die Wurzel einer am Ufer des atlantischen Meers wachsenden Pflanze. Maurische Kaufleute brächten sie nach Nigritien, wo sie zu Räucherungen sehr beliebt sei. Aber auch schon unverbrannt erfülle sie die Gemächer mit ihrem Duft. Eine Kameelladung davon koste in Mauritanien 1¼, in Nigritien 80—100 Ducaten oder mehr. — Daselbst zählt Ibn Bathûthah auch die Nahrungsmittel auf, welche die Negerinnen dem Reisenden, wenn er an ein Dorf kommt, anzubieten pflegen. Darunter nennt er Anlî, Palmenmehl, also Sago, und Alfûnî. Ersteres kommt öfter vor. Schon pag. 188 hören wir, die Bewohner von Tagâzâ lebten von Anlî, was ihnen aus dem Sudan zugeführt würde; zu Iwalâtan, pag. 194, ward der Reisende mit Anlî tractirt, und pag. 201, wo von dem grossen Dorfe Zâgarî ganz nahe am Nil (d. h. Niger) die Rede ist, erfahren wir, dass das Anlî von dort nach Iwalâtan gebracht wird. Der Uebersetzer vermuthet, es sei eine Hirsenart; ich finde nichts, was für oder gegen diese Vermuthung spricht. Alfûnî soll dem Senfsamen gleichen, und als Zusatz zu verschiedenen Speisen dienen. Auch über dessen Mutterpflanze weiss ich nichts zu sagen. Später, pag. 203, erhielt unser Reisender einen Sack mit Alfûnî zum Gastgeschenk. — Pag. 203. Bei derselben Gelegenheit erhielt er auch eine Schale voll Gartî, die pag. 205 nochmals als Zusatz zu einem Gericht genannt, doch nicht näher bezeichnet wird. — Schon von Zagârî aus hatte sich Ibn Bathûthah auf dem sogenannten Nil eingeschifft, der seiner Meinung nach quer durch Afrika nach Nubien, und von dort aus nach Aegypten strömen soll. Nachdem er ihn bis Kârsachû verfolgt hatte, setzte er die Reise auf einem andern Flusse, Szanszaradt genannt fort, und erreichte dann, nach einer Landreise von etwa zehn Meilen, die Hauptstadt des Sudan's, Mallî. Hier war es, wo er Fûnî und Gartî als Gastgeschenke empfing. Hier, pag. 204, genoss er auch eine der Kolokasie ähnliche Speise, Alqâfî genannt, vielleicht

1) *Ramusio navigationi e viaggi I, fol. 95 D.*

die Wurzel einer andern noch unbekannten Aroidec, welche man dort allen andern Speisen vorzieht. Allein er nebst fünf Andern, die davon genossen, erkrankten danach; einer starb sogar; er selbst ward geheilt durch ein Brechmittel, was ihm ein ägyptischer Arzt aus einer Wurzel, Baidar genannt, bereitete. — Pag. 220. Die Teppiche, deren man sich zu Mallî beim Gebet bedient, werden daselbst aus den Blättern eines Baums verfertigt, welcher der Dattelpalme gleicht, jedoch keine Frucht trägt. — Weiter ging die Reise, pag. 226, nach Tanboktû (so vocalisirt das pariser Autographon), pag. 230, Kûkû, einer der schönsten und grössten Städte am Nil, pag. 232, bis Takaddâ. Hier empfing Ibn Bathûtha den Befehl seines Herrn, des Sultans, zur Rückkehr nach Fez. Er machte diese Reise mit einer Karawane über Tûât, und erreichte glücklich seine Heimath. Die einzige botanische Notiz auf dieser ganzen weiten Reise ist aber pag. 230, dass es zu Kûkû viele Mandeln und eine unvergleichlich schöne Gurke (vielleicht Melone) giebt, Faqûs inânî genannt.

§. 45.

Schlussbetrachtung.

Leicht liesse sich die Reihe der arabischen Reisenden und Geographen nach Wüstenfelds Anleitung noch weiter bis auf die neueste Zeit verfolgen, und es fände sich dabei wohl noch manche dem Botaniker willkommene Notiz: allein über die Zeit, in der die Araber den Europäern in der Wissenschaft vorleuchteten, gingen wir mit Ibn Bathûthah bereits hinaus. Ein halbes Jahrhundert älter als er war der ihn hoch überragende Venetianer Marco Polo; wenig jünger als Ibn Alawwâm war der ihm völlig gleich, in mancher Beziehung höher zu achtende Bologneser Pietro Crescentino; und um die Zeit, da sich Ibn Baithâr der jüngere Serapion und Ibn Alkotbî durch Zusammenstellung der allmälig gewonnenen Kenntnisse von besondern Pflanzen verdient machten, führte Albert der Grosse die Botanik wie die Naturwissenschaft überhaupt in die fast erloschenen Spuren aristotelischer Forschung zurück. Wie

mit dem Fall der Sassaniden die Perser hinter die Araber, ihre Schüler, zurücktreten, so treten mit dem ölften zwölften und dreizehnten Jahrhundert, — genauer lässt sich die Grenze hier nicht bestimmen, — die Araber hinter die Europäer, über die sie sich einst so hoch emporschwangen, zurück.

Ueberblicken wir nun noch einmal ihre ganze Literatur, so weit sie uns angeht, und vergleichen wir dieselbe mit der entsprechenden Literatur der ihnen kurz vorangegangenen und gleichzeitigen Griechen und Römer, womit sich unser achtes Buch beschäftigte, so zeigt sich, ungeachtet einer gewissen Uebereinstimmung, doch zugleich ein unverkennbarer Gegensatz. Physiologie und philosophische Betrachtung der Pflanze fehlt in beiden Literaturen ganz und gar; um specielle Botanik kümmern sich beide nur in Bezug auf medicinischen diätetischen oder technischen Nutzen der Pflanzen, nicht ohne beträchtlichen Zusatz von Aberglauben; zur Uebersicht der gesammelten Kenntnisse genügt überall noch die alphabetische Anordnung. Aber bei Griechen und Römern minderte, bei den Arabern mehrte sich der Schatz der speciellen Pflanzenkunde beträchtlich. Jene begnügten sich mit überlieferten Namen, bei denen sich jeder etwas anderes vorstellte, und erhielten sogar die alten Namen nicht einmal unentstellt, die Kunde der Pflanzen selbst blieb meist gänzlich unwissenschaftlichen Sammlern überlassen; diese forschten nach den von den Alten empfohlenen Pflanzen in der Natur selbst, verwandten grossen Fleiss auf die Kritik der Synonyme, irreten dabei zwar oft, kamen aber auch oft auf die rechte Spur, empfanden mehr und mehr die Nothwendigkeit der Pflanzenbeschreibungen, und schritten in der Kunst sie zu verfertigen allmälig fort, sie beschränkten sich auch nicht auf das Ueberlieferte, sondern gaben der Pflanzenkunde, vorzüglich dem Heilmittelschatz, ausserdem aber sogar auch dem Vorrath an Zierpflanzen eine beträchtliche Ausdehnung: mit Einem Wort, sie schritten, obgleich langsam und einseitig, vorwärts, während jene von Jahrhundert zu Jahrhundert zurückschritten. Wer unter den Griechen und Römern gleicher Zeit liesse sich mit Ibn Amrân, Abu H'anîfadt, Ibn G'olg̊ol oder gar mit Abul Abbâs

Annabâtî messen? und wie unverkennbar zeigt sich unter diesen selbst der Fortschritt, obgleich wir sie nur nach wenigen Bruchstücken ihrer untergegangenen Werke beurtheilen können! Das ist es, was dem mühseligen und oft so trocknen Studium der arabischen Botaniker doch einigen Reiz verleiht, der dem ihrer griechischen und römischen Zeitgenossen abgeht.

Oelftes Buch.

Neue, auch die Botanik berührende Geistesregungen in den christlich-europäischen Ländern, von Kaiser Karl dem Grossen bis zu dem Mönch Albert dem Grossen (ungefähr 800—1250).

§. 46.

Einleitung.

Zurückgekehrt von den Indern Nabathäern Persern und Arabern zur Hauptwerkstätte des menschlichen Geistes, dem christlichen Europa, nehmen wir den anfänglichen Faden unsrer Geschichte da wieder auf, wo wir ihn am Ende des achten Buchs fallen liessen, mit dem Beginn des neunten Jahrhunderts. Die Araber begleiteten wir bis in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Wir machen also einen Rückschritt von einem halben Jahrtausend: das wollen wir nicht vergessen, wenn wir plötzlich wieder in eine Finsterniss gerathen, der wir uns bereits entwöhnt hatten. Bald werden uns wenigstens einzelne Lichtstrahlen auch diesen Pfad erhellen.

Aber immer bunter wird das Gemälde, das sich vor unsern Augen entrollt. Griechen und Römer oder besser Griechen und Italiäner, die sich eine Zeit lang nur durch die Sprache unterschieden, werden einander vornehmlich in Folge der Kirchenspaltung völlig fremd, und lassen sich daher in der Darstellung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit nicht mehr zusammenfassen. Unge-

achtet der Herrschaft, welche Konstantinopel noch lange Zeit über beträchtliche Theile Italiens ausübte, gehörte ein lateinisch redender Italiäner, der etwas Griechisch, und vollends ein Grieche, der etwas Latein verstand, zu den Seltenheiten, ausgenommen in Unteritalien, wo beide Sprachen noch eine Zeit lang neben einander im Munde des Volks fortlebten. Die lateinische Sprache breitete sich dagegen als Schriftsprache nach Norden zu von Land zu Land immer weiter aus. Christliche Spanier Franzosen Engländer und Deutsche schrieben lateinisch, zuweilen nach altrömischen Mustern, hinter denen sie freilich weit zurückblieben; Andre schrieben zwar auch lateinisch, doch untermischt mit so viel Wörtern ihrer Muttersprache, dass sich ihre Nationalität sogleich verräth. Uns wird unsre Landsmännin, die heilige Hildegardis, ein merkwürdiges Beispiel der Art darbieten. Noch Andre bedienten sich gradezu der Muttersprache; sogar einen Armenier, der armenisch, einen Dänen, der dänisch schrieb, werden wir in dieser Periode kennen lernen, und dass wir in Bezug auf Botanik in so früher Zeit weder englische noch deutsche Bücher aufzuführen haben, liegt wohl nur daran, dass sie noch ungedruckt in den Bibliotheken stecken. Einer gegen das Ende des neunten Jahrhunderts durch König Alfred den Grossen veranlassten angelsächsischen Uebersetzung des sogenannten Apulejus Platonicus de herbis erwähnte ich schon im vorigen Bande Seite 322; und dass es auch deutsche Schriftsteller über Heilmittel gab, verrathen schon die zahlreichen Glossen zur Erklärung lateinischer Pflanzennamen in deutscher Sprache, die von Hrabanus Maurus († 856) an bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst immer häufiger werden.

Da nun in dieser Periode weder der frühere Grieche auf den spätern Lateiner, noch der frühere Lateiner auf den spätern Griechen merklich einwirkte, so werde ich die Schriftsteller vornehmlich nach den beiden Hauptsprachen sondern, ihnen aber den ganz isolirt dastehenden Armenier voranschicken, wiewohl er nicht der älteste ist. Er schliesst sich noch am natürlichsten einerseits an die arabischen Reisenden, andrerseits an die Griechen, die seine Muster waren. Der eben so isolirt stehende Däne, von dem ich

sehr wenig zu sagen habe, mag sich den Lateinern unterordnen.

Noch ein andrer Umstand verlangt in dieser Periode die strenge Sonderung der Griechen von den Lateinern. In der Literatur jener giebt es von des Julianus Tode im Jahr 363, das heisst vom Sturz der alten Götter ab, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahr 1453, also in einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren, zwar manche Schwankung, manches unerwartete Wiederauflodern der gedämpften Geistesgluth; doch immer nur auf kurze Zeit ohne bleibenden Erfolg, und nicht einen einzigen Epoche machenden Moment. Langsam schwand die politische Bedeutsamkeit des Kaiserthums, Stück für Stück löste sich ab von seinem Gebiet; mehr und mehr schrumpfte zugleich das Gebiet der griechischen Sprache als Schriftsprache zusammen, minderte sich die Zahl der Schriftsteller, der Werth ihrer Leistungen. Gleichwohl spann sich der goldene Faden, an dem einst alle höhere Geistesbildung hing, zwar immer schmächtiger und kaum noch bemerkbar, doch ohne abzureissen fort bis zum letzten Augenblick der Nation. Niemals versank diese, so lange sie existirte, in so tiefe Barbarei wie das übrige christliche Europa. Als sich die letzten Griechen von Konstantinopels rauchenden Trümmern und aus türkischer Sclaverei nach Italien hinüberretteten, besassen sie noch Kraft genug, dort auf frischem Boden ein lange ersehntes, nie erreichtes geistiges Leben anzufachen, und für Italien Epoche zu machen: nur sie selbst erhoben sich nicht wieder. Darum zerstückele kein Abschnitt den noch vor uns liegenden Theil der griechischen Literatur; ja es sei mir vergönnt, sie noch etwas über die diesem Buche gesteckte Zeitgrenze hinaus bis zu ihrem Erlöschen zu verfolgen, um mich dann ungestört mit der lateinischen beschäftigen zu können, bei der sich alles umgekehrt verhält.

Wie ein Wunder tritt Karl der Grosse aus der Nacht der Zeiten hervor, und überstrahlt Deutschland und Frankreich mit seinem Licht. In gleicher Art, nur in engerm Kreise wirkt nach ihm Alfred der Grosse in England; doch diesen Kreis lassen wir unberührt. Ein neues Wunder anderer Art, ganz unabhängig

vom Einfluss mächtiger Herrscher, erhebt sich in Italien aus unscheinbaren ja unsichtbaren Anfängen, die salernitanische Schule der Medicin, und nimmt unsre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wieder ein neues Wunder, eine die Gemüther bis ins Innerste durchglühende Idee, ruft die Kreuzfahrer in den heiligen Krieg gegen die Saracenen, während fast zu gleicher Zeit Ritter und Gelehrte an den Höfen und in den Schulen der spanischen Araber feine Sitte und tiefe Weisheit zu gewinnen suchen. Eine solche Mannichfaltigkeit und Menge wichtiger von einander unabhängiger bald hier bald dort eintretender Ereignisse lässt sich nicht ohne Zwang in einfache Reihe stellen; die Abtheilung in mehrere Gruppen, die wir bei der Literatur der Griechen bedenklich fanden, ist bei der der Lateiner unerlässlich, und nicht mit jedem folgenden Kapitel werden wir sofort zu einer folgenden Zeit übergehen können.

Erstes Kapitel.

Die dem Moses von Choren irrig zugeschriebene armenische Geographie.

§. 47.

Das Werk, um das es sich hier handelt, erschien zuerst im armenischen Original ohne des Herausgebers Namen zu Marseille 1683 in 16., zum zweiten mal nebst einer lateinischen Uebersetzung der Gebrüder Whiston zu London 1736 in 4., zum dritten mal im zweiten Theil des folgenden Werks, worin es nebst Einleitung Uebersetzung und Anmerkungen Seite 301 bis 394 füllt. Nur diese dritte Ausgabe kenne ich, und da ich vom Armenischen keinen Buchstaben verstehe, bin ich ganz auf die Uebersetzung beschränkt.

M. J. Saint-Martin, mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie, suivis du texte Arménien de l'histoire des prin-

ces Orpélians, par Etienne Orpélian, archevêque de Siounie, et de celui des Géographies attribuées à Moyse de Khoren et au docteur Vartan, avec plusieurs autres pièces relatives à l'historie d'Arménie; le tout accompagné d'une traduction Françoise et de notes explicatives. Paris. Tom. I, 1818, II, 1819. in 8.

Moses von Choren in Armenien, der Freund des Erfinders der armenischen Buchstabenschrift, und der erste und berühmteste Geschichtschreiber seiner Nation, schrieb seine Geschichte nach Saint-Martin wahrscheinlich kurz vor 450. Sie selbst reicht bis 441. Ueber 460 hinaus scheint ihr Verfasser nicht gelebt zu haben. Dass er zugleich Verfasser der Geographie sein soll, scheint lediglich auf der Auctorität der ersten Ausgabe zu beruhen; St. Martin spricht sich nicht darüber aus. Das Werk beginnt mit einem Abriss der astronomischen Geographie nach Ptolemäos, und fährt dann fort, den bekannten Theil des Landes und Meers hätte der Alexandriner Pappos in seiner allgemeinen Chorographie beschrieben, und daraus habe er, der Verfasser, seine Auszüge gemacht. Man kann nicht zweifeln, dass damit der Schriftsteller gemeint ist, dem Suidas[1]) genau denselben Namen giebt, ein Werk desselben Titels beilegt, und das Zeitalter des Theodosios, also das Ende des vierten Jahrhunderts anweist. Hiernach scheint es, als besässen wir in der armenischen Geographie einen gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts gemachten Auszug aus einem etwa hundert Jahr ältern griechischen Werk, dessen Original leider verloren ging; und dies angenommen, hätten einige der eingestreuten Bemerkungen über das Vorkommen von Naturproducten ihres Alters wegen einen hohen Werth. Das war auch Sprengels Meinung, als er in seiner Geschichte der Botanik I, S. 184 ff. die vornehmsten Angaben der Art auszog und zu erklären versuchte.

Durch St. Martin's Untersuchungen hat die Sache eine andre Gestalt bekommen. Den Ptolemäos scheint der Verfasser nicht selbst benutzt, sondern seine Auszüge daraus von Pappos entlehnt

1) *Suidae lexicon sub voce Πάππος, tom. II, pag. 60 edit. Bernhardy.*

zu haben, weil sie oft ziemlich weit vom Original abweichen. Was er aus Pappos genommen, was nicht, lässt sich in den meisten Fällen nicht mehr ermitteln; auffallend ist jedoch die verhältnissmässige Umständlichkeit, mit der er in Armenien fast jedes Dorf namhaft macht, in andern Ländern sich meist begnügt zu sagen, wie viel Berge Flüsse und Städte sie besässen, ohne auch nur ihre Namen zu nennen; noch wichtiger ist aber, dass er Städte und politische Grenzen anführt, die zu des Pappos Zeit noch nicht existirten. Mit Sicherheit lässt sich demnach keine seiner Angaben auf des Pappos Zeitalter zurückführen, ausgenommen diejenigen, die wir aus noch ältern Griechen kennen. Was aber das Wichtigste ist, auch zur Zeit des Moses von Choren existirte vieles, wovon der Verfasser spricht, entweder noch gar nicht, oder nicht so, wie er es darstellt. Ein einziges mal beruft er sich noch auf einen andern Schriftsteller, auf des Konstantinos Antiochenos christliche Topographie; allein diesen Schriftsteller kennen wir sonst nicht. Sollte die christliche Topographie des Kosmas Alexandrinos genannt Indikopleustes gemeint sein? Was unser Verfasser aus dem Werke anführt, steht in letzterm wirklich, ist jedoch nicht charakteristisch genug, um eine sichere Folgerung zu gestatten. Meine Leser erinnern sich wohl noch aus dem vorigen Bande Seite 383, dass dieser Mann ein Zeitgenosse des Moses von Choren war. Doch wie dem sei, St. Martin zieht aus einer Reihe scharfsinniger Bemerkungen zu den historisch-geographischen Angaben unsers Verfassers den Schluss, dass er höchst wahrscheinlich erst um 950 geschrieben habe; und dadurch verlieren plötzlich die meisten seiner Angaben den ihnen von Sprengel und Andern bisher eingeräumten Vorzug der Priorität. An sich aber sind sie so kurz, dass der Naturforscher wenig daraus abnehmen kann. Doch wollen wir sie einzeln durchgehen, da es immer merkwürdig genug bleibt, auch in der so armseligen armenischen Literatur wenigstens einiges von botanischem Interesse zu finden.

Pag. 339. Die Insel Corsica erzeugt Gold und Silber, so wie die Pflanze genannt Dznepeg (l'asperge). Vielleicht ein Missverständniss. Indess sagt Simeon Seth, der vermuthlich kurz nach

1054 schrieb, vom Spargel, als Gemüse sei er erst vor kurzem bekannt geworden; und es wäre nicht unmöglich, dass man ihn auf Corsica zuerst cultivirt hätte. — Pag. 343. In Afrika findet man den Lotos, dessen Frucht diejenigen, die davon geniessen, ihres Vaterlandes vergessen macht, und den Jayet, eine zarte Pflanze, die im Meere wächst, die aber, sobald man sie der Sonne und der Luft aussetzt, steinhart wird. Eben so beschreibt Agatharchides[1]) die Korallinen des rothen Meers. Für den Anlass zur Fabel halte ich die bekannte optische Täuschung, dass auch starre Körper unter der bewegten Oberfläche des Wassers scheinbar flottiren. Das erste ist die bekannte homerische Sage von den Lotophagen. — Daselbst. Die Kyrenaika enthält die Gegend, welche das Silphion erzeugt, und den Garten der Hesperiden. — Pag. 345. Zu Aethiopien gehört das Land, welches die Myrrhe, und die Gegenden, welche den Weihrauch und den Zimmet erzeugen. Lauter alte bekannte Nachrichten. — Pag. 349. Das eigentliche Asien (Kleinasien) erzeugt den Mastix, der aus dem Lentiskos fliesst. — Daselbst. Lykien erzeugt ein aromatisches Harz, welches wie Gummi aus einem Baume fliesst, und flüssig ist wie Honig oder Weinhefen. Sprengel a. a. O. hält es mit Bezug auf Plinius XIII, sect. 11 für den Weihrauch der Juniperus Lycia. — Pag. 351. In Pamphilien findet man das aromatische Gummi, welches Styrax genannt wird. Es findet sich in den von den Würmern zernagten Höhlungen der Bäume. Ausführlicher erzählt schon Strabon[2]) dasselbe. — Daselbst. In Isaurien findet man zwei Gewürzarten, Ombergomphit und Calambi, die von durch Würmer zernagten Bäumen kommen. Sprengel erklärt sie nicht. Mich erinnert des ersten Wortes zweite Hälfte an das syrische Gonbîd, was dem arabischen Szatar entspricht, und durch Origanum übersetzt zu werden pflegt. Ob Calambi aus Kalamos

1) *Agatharchides apud Photion, cod. 250, cap. 53, pag. 1375 edit. Hoeschelii*, und daraus in meinen botanischen Erläuterungen zu Strabon und Dikäarchos, Seite 107.

2) *Strabo XII, cap. 7, §. 3, pag. 570 edit. Casauboni*, und daraus in meinen Erläuterungen u. s. w. Seite 54.

entstanden sein kann, mögen Kenner des Armenischen beurtheilen. — Pag. 355. Die Insel Kypros erzeugt das Ladanon, welches mit dem Thau fällt, sich an die Pflanzen heftet, und das Haar und den Bart der Ziegenböcke färbt. Das ist mit geringer Ausschmückung die altgriechische Fabel, die auch Dioskorides I, Kap. 128 erzählt. — Pag. 359. Albanien enthält fruchtbare Ebenen, viele Flüsse, und sehr grosses Rohr. — Jetzt folgt von pag. 361 bis 367 die genauere Beschreibung Armeniens. — Pag. 361. Die Provinz Aghdsnik'h am Tigris erzeugt Naphtha Eisen sehr viel Galläpfel und den Vogel Tézag. — Pag. 363. Die Provinz Dourouperan erzeugt Harz Honig Hülsenfrüchte weisse Naphtha und Eisen. — Daselbst. Die Provinz Mog, welche den höchsten Theil des Tauros enthält, erzeugt den Hrschag und die Mandragora. Ob ersteres auch eine Pflanze ist, bleibt zweifelhaft. — Oestlich von Mog und neben Assyrien liegt die Provinz Gordjak'h, unter deren Fruchtbäumen man die Kastanie bemerkt. — Pag. 363. Die Provinz Vasbouragan ist reich an Wein. — Daselbst. In der Provinz Siounie, zwischen den Flüssen Araxes und Artsakh, findet man die Myrte das Geranium und den Granatapfel, worunter mir das Geranium wieder verdächtig scheint. — Daselbst. In der benachbarten Provinz Artsakh kommt der K'arakhoung vor. Unbekannt. — Daselbst. In der Provinz Phaïdagaran am Araxes findet man die Baumwollenstaude in grosser Menge, und die Gerste wächst daselbst wild[1]). — Pag. 367. Die Provinz Oudie zwischen Artsakh und dem Flusse Kour bringt Oliven und Gurken. — Daselbst. In der Provinz Gougarie findet sich der Hadjaradzarh die Baumwollenstaude und der Buxbaum. Das erste Wort halte ich nicht für einen Pflanzennamen. Seine erste Hälfte H'ağar bedeutet im Arabischen wie im Persischen den Stein, und wird auf das Mannichfaltigste zusammengesetzt. Erwarten möchte man hier H'ağar Armanî, den Lapis Armenius oder die Bolus Armena unsrer Officinen, die

1) Vergl. *Alph. de Candolle géographie botanique raisonnée. Vol. II, pag. 935.*

unter Armeniens Merkwürdigkeiten nicht fehlen sollte. — Daselbst. In der Provinz Daikh findet sich der Feigenbaum der Granatbaum der Aghdor die Baumwollenstaude der Bdghakhag und der Mandelbaum. — Daselbst. In der letzten armenischen Provinz Ararat, welche in der Mitte der übrigen liegt, findet man an der Wurzel einer Pflanze einen Wurm, der die rothe Farbe liefert. Das ist, wie schon Sprengel bemerkte, unser Coccus radicis an der Wurzel von Scleranthus. — Im glücklichen Arabien giebt es Gold Edelsteine viele Gewürze wohlriechende Pflanzen und dauerhafte Holzarten. Auch wachsen daselbst die sechzehn Blumen genannt Kati, Dchap'hou, Maghab, Khakhag, K'heti, Akhouna, Khalar, Poukhdag, Nartos, Palasan, Pan, Hasmig, Nartan, Vart, Manouschag und Marzkousch. Es ist klar, dass wir hier entstellte arabische Pflanzennamen vor uns haben, an deren richtiger Deutung wenig gelegen ist. Etwa die Hälfte hat Sprengel zu deuten versucht, einige, wie mir scheint, zu gewaltsam. Was ich zu erkennen glaube, führe ich an, und bezeichne Sprengels Deutungen mit einem Sternchen.

Armenisch.	Arabisch.	jetzt:
*Kati	Kâdsî	Pandanus odoratissimus
Kheti	Chadzmî	Althaea rosea
Akhouna	Aqâwân	Pyrethrum Balsamita?
Poukhdag	Fûdanġ	Mentha
*Nartos		Nardus?
Nartan	Nardîn	„ ? (was ist dann aber das vorige?)
*Palasan	Balasân	Amyris Kafal
*Pan	Bân	*Salix Aegyptiaca (bedeutet aber auch Hyperanthera Moringa)
*Haswig (Spr. liest Jasmic)	Jasmîn	Jasminum odoratissimum?
*Vart	Ward	Rosa
*Marzkousch	Marzanchûsch	Origanum Majorana.

Pag. 371. Bei Kountischabouh (Gondischapur) in Elymaïs bereitet man den Zucker mit Kunst. Dies erklärte Sprengel für die erste Nachricht vom Anbau des Zuckerrohrs. Das ist sie nach St. Martins Untersuchungen nun freilich nicht mehr, da die Araber ihn lange zuvor kannten. — Pag. 373. Unter den indischen Producten werden nach den Metallen Perlen und Edelsteinen ferner aufgezählt Pfeffer, Sengrovel (?), Aloe, Moschus, Kamfer, die Gewürze genannt Dchantan, Naïpovag, Herpovag, Kazerpovag, Koïpovag, Gasimon, Kovaghag, Schahavor, Martarischar, und viele Arzneimittel. — Hier folgt eine Stelle, welche St. Martin mit vollem Recht aus dem Text in die Anmerkung 96, pag. 393 verwiesen hat, weil sie sich unverkennbar als spätere Randglosse, vielleicht eines kaufmännischen Besitzers der Handschrift, darstellt. Da sie gleichwohl nicht ohne Bedeutung ist, schreibe auch ich sie ab. „Es giebt vier Sorten Aloe, den Inkré, den Sankr, den Adaraph und den Jerhavor. Der Dzagodgen kostet sieben Tahġan (eine armenische Münzsorte) das Pfund, der Dzamp'himarkha in gleichem Gewicht vier, und der K'oghag, welcher roth und leicht ist, kostet gleichfalls das Pfund vier Tahégan" — Pag. 377. Das Land Djenasdan, welches östlich von Skythien liegt, und sich an das unbekannte Land anschliesst (also vermuthlich ein Theil von China, obgleich unser Verfasser beides unterscheidet), erzeugt den Daridjenig, den Hoschdpovag, den Povidjenig, den Gasimon (kam schon unter den indischen Gewürzen vor) und die Seide. Auch sehr viel Safran und treffliche Seide ist dort. Die Einwohner arbeiten in Baumwolle, sind reich und leben im Ueberfluss. Dazu bemerkt St. Martin, und das ist leider seine einzige Anmerkung der Art: „Ich glaube, dass der armenische Verfasser unter Daridjenig eine aus China gekommene Holzsorte, und unter Bouidjenig (in der Uebersetzung steht Povidjenig) einen aus demselben Lande gekommenen Parfüm versteht. Denn Dâr und Bûî bedeuten im Persischen Holz und Geruch. Was Hoschdpoak ist, weiss ich nicht, halte es jedoch auch für einen Parfüm."

Das ist alles aus dem Werk, was möglicher Weise einen

Botaniker gelegentlich einmal interessiren kann. Ich habe es vollständig ausgezogen in der freilich sehr unsichern Hoffnung, dass es doch, abgedruckt in zwei Büchern ganz verschiedener Art, um so leichter einmal einem Orientalisten zu Gesicht kommen könnte, der die so unerlässlichen sprachlichen Erläuterungen hinzuzufügen nicht verschmähete. — Jetzt wieder zu den Griechen, die uns näher stehen, als der Armenier.

Zweites Kapitel.

Die letzten gelehrten Griechen in Griechenland.

§. 48.

Photios der Patriarch.

Ich sage in Griechenland, zur Unterscheidung dieser Griechen von denen, die nach ihnen in Italien eine neue Heimath fanden, und ihren Wirthen die gastliche Aufnahme so reich vergalten. — Das Reich befand sich längst in tiefer Versunkenheit. Weichlichkeit Ueppigkeit und tiefe Sittenverderbniss herrschten allgemein, vor allem am Hofe; die Kaiser selbst zeichneten sich meist eben so sehr durch Grausamkeit und fanatische Theilnahme an kirchlichen Zänkereien, wie durch schwache Theilnahme an den eigentlichen Regierungsgeschäften aus, die sich meist in den Händen ränkevoller Günstlinge befanden. Ungefähr um dieselbe Zeit, als Karl der Grosse sein neues Kaiserthum gründete, standen die Heere bald des Chalifen Harûn Arraschîd, bald des Bulgaren-Chans Krummus oft dicht vor Konstantinopel, und erzwangen sich schimpflichen Tribut. Gleichwohl gehörte es gewissermassen zur byzantinischen Hofetiquette, gelehrte Anstalten und Männer zu begünstigen, und letztere zu hohen Ehrenstellen zu erheben. Gerühmt werden in der Beziehung vor Andern Theophilos (regierte

829—842), der Wiederhersteller oder Verbesserer öffentlicher Lehranstalten [1]), unter dessen Regierung unterandern **Joannes Grammatikos** als Patriarch, **Leon Philosophos** durch Anfertigung mechanischer Kunstwerke und auch durch medicinische Schriften, die jedoch noch nicht gedruckt sind [2]) sich hervorthaten, und mehr noch **Bardas**, der zwar nicht Kaiser war, aber unter dem schwachen Michael III. von 842 an bis zu seinem Tode 866 die Regierung fast unumschränkt zu führen wusste.

Dieser **Bardas** war es, der, um sich eines ihm politisch unbequemen Patriarchen zu entledigen, den grundgelehrten **Photios**, einen weltlichen Mann, nachdem er verschiedene hohe Aemter bekleidet hatte, im Jahr 858 plötzlich zum Priester weihen liess, und ihn dann zum Bischof und gleich darauf zum Patriarchen machte. Von der Zeit an nahm Photios lebhaften Antheil an dem kirchlichen sogenannten Bilderstreit, suchte zu dem Zweck den moralischen Beistand des Papstes Nicolaus I., gerieth aber mit diesem selbst in einen solchen Streit, dass beide einander gegenseitig excommunicirten, und trug dadurch viel zur dauernden Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche bei. Nachdem **Basilios der Makedonier**, ein neuer Günstling des schwachen Kaisers, erst den Bardas, darauf den Kaiser selbst gestürzt, und sich auf den Thron geschwungen hatte, entsetzte derselbe 867 den Photios seines Patriarchats, doch ohne ihn zu verstossen oder gar, wie sonst in dergleichen Fällen hergebracht war, verstümmeln oder umbringen zu lassen; vielmehr behielt er ihn an seinem Hofe, erwählte ihn zum Erzieher seiner Söhne [3]) und erhob

1) Dass sein Vorgänger **Michael II. Psellos**, wie *Kedrenos pag. 499 edit. Parisiens.* berichtet, alle Schulen aufgehoben und den Unterricht verboten hätte (vergl. *Sprengels Geschichte der Medizin, dritte Aufl. II, S. 314*), scheint eine aus Hass des orthodoxen Historikers gegen den heterodoxen Kaiser hervorgegangene Verläumdung zu sein.

2) Nach *Fabricii biblioth. graeca VI, p. 366* in der Anmerkung soll sowohl die pariser wie auch die wiener Bibliothek *Leonis philosophi ac medici synopsin iatricae libris VIII* handschriftlich besitzen.

3) Diese Nachricht aus *Constantini Porphyrogeneti historia de vita et rebus gestis Basilii imperatoris*, woraus sie *Leo Allotius de Psellis pag. 3,*

ihn 877 sogar aufs neue zum Patriarchen. Aber 886 entsetzte ihn sein eigner Zögling Leon VI. mit dem Beinamen der Weise (nicht zu verwechseln mit dem zuvor genannten Leon Philosophos) zum zweiten mal seines hohen geistlichen Amts, und verbannte ihn in ein Kloster, worin er, wir wissen nicht genau wann, gestorben.

Von diesem Manne besitzen wir ein grosses Werk unter dem doppelten Titel Bibliothek und Myriobiblon, eine Aufzählung und Beschreibung, wie er selbst in dem Zueignungschreiben an seinen Bruder Tarasios sagt, von 300 weniger 21 Büchern, die er nach seiner Erwählung zum Gesandten nach Assyrien gelesen, und für seinen Bruder theils excerpirt theils recensirt hatte. Fabricius [1]) vergleicht es treffend mit den kritischen Literaturblättern unserer Tage. Wenn er aber hinzufügt, Photios hätte dies Werk vor seiner Ernennung zum Patriarchen beim Antritt seiner assyrischen Gesandtschaft verfasst, und sich dabei nur auf die eben mitgetheilte Nachricht im Dedicationsschreiben bezieht, so verstehe ich ihn nicht. Ich lese darin nur, dass das Werk, woran der Verfasser viele Jahre gesammelt haben mag, erst nach der Wahl zum Gesandten angefangen ward, und finde nirgends, wann jene Gesandtschaft stattfand. Des Werkes Inhalt ist sehr bunt. Herrscht darin auch die Theologie etwas vor, so fehlt doch kaum ein einziges Fach der gesammten Literatur, ausgenommen die Poesie, die durch ein paar prosaisch abgefasste Romane vertreten wird, und über viele Bücher der verschiedensten Fächer urtheilt Photios als verständiger Sachkenner. Für uns sind folgende Recensionen die wichtigsten: Codex 163, des Vindanios Anatolios Berytios Sammlung landwirthschaftlicher Studien, — Cod. 178, die Heilmittellehre des Dioskorides, — Cod. 216—219, verschiedene Werke des Oribasios, — Cod. 221, das Werk des Aëtios Amydenos, — Cod. 250, lange Auszüge aus dem verloren gegangenen überaus reichhaltigen Werke des Agatharchides über das rothe Meer, —

der Ausgabe von *Fabricius* hinter dem Bande V der *bibliotheca graeca* abdrucken liess. Alles übrige aus *Kedrenos*, bei dem es mit Hülfe des Registers leicht zu finden ist.

1) *Fabricii biblioth. graeca IX, pag. 374.*

Cod. 278, Auszüge aus mehrern kleineren Werken des Theophrastos Eresios. Aber auch ausserdem kommen viele einzelne die Geschichte der Botanik erläuternde Nachrichten in andern Recensionen vor. Einige derselben benutzte ich, zweifle jedoch nicht, dass ein genaueres Studium des Werks noch mehrere darbieten würde. Die besten Ausgaben sind:

Photii Myriobiblon sive Bibliotheca librorum, quos legit et censuit Photius Patriarcha Constantinopolitanus: Graece edidit Dav. Hoeschelius Augustanus et notis illustravit. Latine vero reddidit et scholiis auxit Andr. Schottus Antwerpianus etc. Rothomagi 1653 fol.

Dieser Ausgabe, der ich mich gewöhnlich bediene, sind zwei andere derselben Recension mit derselben Uebersetzung vorausgegangen, die eine Augustae Vindelic. 1601, die andre ohne Druckort 1611, beide in fol. Die Uebersetzung ist flüchtig, verfehlt oft den Sinn, und lässt ganze Sätze aus.

Photii bibliotheca ex recensione Immanuelis Bekkeri. Berolini 1824. II tomi in 4.

Enthält den nach Handschriften berichtigten Text nebst kritischem Apparat ohne Uebersetzung. Mir ist sie nicht beständig zur Hand, doch zog ich sie in zweifelhaften Fällen zu Rathe.

§. 49.

Theophanes Nonnos und Kassianos Bassos, die Sammler für den Kaiser Konstantinos V. Porphyrogenetos.

Mehr noch als die Regierung des Bardas begünstigte die der drei ersten Kaiser der makedonischen Dynastie, die sich jener unmittelbar anschliesst, das wissenschaftliche Leben in Konstantinopel. Nicht der Gründer der Dynastie selbst. Basilius I. der Makedonier (regierte 867—886), obgleich einer der kräftigsten und tüchtigsten Regenten der spätern Zeit, aber sein Sohn und Nachfolger Leon VI. mit dem Beinamen der Weise, des Photios Zögling (regierte 886—912), und dessen Sohn und Nachfolger Konstantinos V. Porphyrogenetos (regierte, die Zeit der

vormundschaftlichen Verwaltung mitgerechnet (912 – 959), obgleich beide nur schwache Regenten waren, förderten jede wissenschaftliche Bestrebung, nicht allein durch Antrieb und Belohnung, sondern sogar durch ihr eigenes Beispiel, indem sie ihren Ruhm auf Kosten des Reichs mehr durch eigene schriftstellerische Leistungen als durch eine tüchtige Regierung zu begründen suchten. Schon Basilios hatte eine kleine politische Schrift für seinen Sohn hinterlassen; dieser gehört sogar schon zu den fruchtbaren Schriftstellern, doch ist mir aus seiner Zeit weder von ihm noch Andern eine Schrift bekannt, die für uns von Interesse wäre. Ein noch fruchtbarerer Schriftsteller war Konstantinos, und was er nicht selbst zu schreiben vermochte, damit beauftragte er Andere. Originalwerke konnte er zwar durch seine Befehle nicht hervorzaubern, allein eine Reihe wichtiger Sammlungen aus ältern Schriftstellern veranstaltete er, unter denen drei mehr oder weniger unsre Aufmerksamkeit verdienen.

Dazu gehört des Theophanes Nonnos Epitome der Heilkunst, von der wir eine brauchbare, nur im Commentar mit Gelehrsamkeit etwas überladene Ausgabe unter folgendem Titel besitzen:

Theophanis Nonni epitome de curatione morborum Graece et Latine. Ope codicum mss. recensuit notasque adjecit Jo. Steph. Bernard. Gothae et Amstelodami. Tom. I, 1794, II, 1795, in 8.

Sprengel[1]) hält den Verfasser für denselben, der im Jahr 924 (nicht 917) kaiserlicher Protovestarch oder Obergarderobenmeister war. Das ist zwar möglich, weil es nur ein Ehrenamt war, das ein Arzt so gut wie ein Staatsmann oder ein Schneider bekleiden konnte; aber wahrscheinlich ist es nicht, da der Name häufig vorkommt.

„Nonnos ist so bescheiden, sagt Freind[2]), dass er keinen ein-

1) *Sprengel, Geschichte der Medicin, dritte Aufl. II, Seite 315*, mit Bezug auf *Kedrenos pag. 625 edit. Paris.*

2) *Freind histoire de la médecine I, pag. 136.*

zigen Schriftsteller mit Namen oder auf andere Weise citirt, was einem Auctor, der so wenig Eigenes giebt, wohl ansteht. In Rücksicht dessen, was er sich von Andern aneignet, ist er so wenig bedenklich, dass er ihnen sogar die Beobachtungen, die sie gemacht haben, stiehlt und sich zueignet." — Dies herbe Urtheil gründet sich vornehmlich auf Kapitel 33 und 271, so buchstäblich jenes von Alexandros Trallianos, dieses von Paulos Aeginetes abgeschrieben, dass, wo die Originale in der ersten Person von eigenen Erfahrungen sprechen, der Abschreiber in derselben Person spricht. Das widerstrebt freilich unsrer Achtung vor wissenschaftlichem Eigenthum, im Mittelalter kommt indess dasselbe in Sammelwerken öfter vor, unterandern bei Matthäus Sylvaticus und dem sogenannten Ortus Sanitatis, bei Constantinus Africanus u. s. w.; und bei Schriftstellern, die auf eigne Untersuchung gar keinen, ja nicht einmal auf eigene Darstellung Anspruch machen, lässt es sich, denke ich, entschuldigen. Theophanes giebt sich selbst nur für einen Sammler aus. Häufig excerpirte er, ausser den beiden genannten Aerzten, auch den Aëtios Amydenos und Oribasios; anderes, was sich nicht nachweisen lässt, nahm er unzweifelhaft aus andern verlorenen Schriften. Warum soll es nicht auch solche Bücher geben, wenn sie nur ihren praktischen Zweck erfüllen? Heutiges Tages giebt es deren Legion, und wenn sie nur brauchbar sind, spottet man ihrer nicht, wiewohl man sie nach einem andern Maass als Originalwerke misst.

Je nach der kurzen Beschreibung einer Krankheit empfiehlt Theophanes gegen sie, natürlich ohne Beschreibung, eine zahlreiche Menge meist vegetabilischer Heilmittel. Ich gestehe, von den 297 Kapiteln des ganzen Werks nur die 100 ersten gelesen, die folgenden nur durchblättert zu haben, bin aber überrascht durch die grosse Mannigfaltigkeit der aufgezählten Heilmittel, und glaube, dass damit so ziemlich der ganze Arzneischatz jener Zeit, die arabische Literatur ausgenommen, erschöpft ist. Von Bekanntschaft mit den Arabern, die bald nach Theophanes bei Simeon Seth schon so deutlich hervortritt, finde ich jedoch noch keine Spur, und kein Mittel habe ich gefunden, dass sich auch nur mit

Wahrscheinlichkeit als ein durch ihn eingeführtes betrachten lässt. Denn die sehr wenigen früher noch nicht vorkommenden Namen von Pflanzen sind unstreitig nur aus der Volkssprache der Zeit aufgenommene Synonyme alt bekannter Pflanzen. Dazu rechne ich im Kapitel 189 das Chrysolochanon (χρυσολώχανον) oder wie seine Nachfolger Psellos (wenigstens in der griechischen Ausgabe, nicht in der alten lateinischen Uebersetzung) und Simeon Seth schreiben, Chrysolachanon. Denn in dieser letztern Form erklären es die botanischen Glossen bei Dufresne [1]) für Atraphaxis, das heisst Atriplex. Nur als Ausdruck seines Zeitalters hat daher das Werk für uns einigen Werth; an sich zeigt sich die Pflanzenkunde darin weder vor- noch zurückgeschritten.

Beiläufig bemerke ich, was Choulant übersehen hat, dass Theophanes Nonnos auch der Verfasser einer in der pariser Bibliothek befindlichen Diätetik sein soll, die Dufresne [2]) benutzte, und auf die auch Bernard in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Epitome aufmerksam machte.

Die zweite uns näher angehende von jenem Kaiser veranstaltete Sammlung, die sogenannte Geoponika des Kassianos Bassos, habe ich im zweiten Bande meines Werks schon so vielfach, und ich darf sagen für unsern Zweck vollständig benutzt, dass mir hier nur noch übrig bleibt, das in verschiedenen Orten darüber Gesagte kurz zusammen zu fassen.

Eine vorzügliche Ausgabe des Werks, obgleich schon alt, ist noch immer:

Geoponicorum sive de re rustica libri XX, Cassiano Basso Scholastico collectore, antea Constantino Porphyrogenito a quibusdam adscripti. Graece et Latine post Petri Needhamii curas ad Mss. sidem denuo recensi et illustrati ab Jo. Nicolao Niclas. Lipsiae, tom. I—IV (mit durchlaufender Pagina) 1781 in 8.

---

1) *Dufresne glossarium adscriptores mediae et infimae graecitatis, appendix I, voce χρυσολάχανον.*

2) *Ibidem in praefatione ad appendicem I.*

Text und lateinische sehr genaue Uebersetzung stehen in gespaltenen Kolumnen einander gegenüber, darunter der kritische Apparat und ein sehr reicher Commentar. Treffliche Register erleichtern den Gebrauch, und Needhams Prolegomena und Niclas Anmerkungen dazu, besonders die letztern, enthalten einen Schatz literarhistorischer Nachweisungen und Forschungen über den Sammler und die sämmtlichen Schriftsteller, aus denen er seine Geoponika zusammentrug. Namentlich bewies Niclas, was früher von Vielen bezweifelt ward, dass Kassianos Bassos, ein vornehmer Christ aus Bithynien, auf Befehl desjenigen Konstantinos Porphyrogenetos, den wir den Fünften zu nennen pflegen, etwa um 950 zu Konstantinopel sein Werk verfasst hat. Von den meisten Schriftstellern, die er excerpirte, sprach ich schon früher zu ihrer Zeit ausführlich, und begnüge mich daher hier mit Verweisen auf die Stellen, wo sie vorkommen. Es sind ihrer im Ganzen, mit Ausschluss derer, die nur von ihnen selbst wieder citirt werden, dreissig, und zwar:

Afrikanos (Sextos), bei mir Band II, S. 220.

Anatolios Berytios Vindanionios, bei mir II, S. 258. In den Geoponiken sind daraus drei verschiedene Schriftsteller gemacht, deren Identität Niclas erwiesen hat.

Apsyrtos, Verfasser eines Werks über Thierheilkunde, woraus die Geoponika einiges enthalten. Ich erwähnte seiner nur beiläufig II, S. 336.

Apulejos, wahrscheinlich der Madaurenser, bei mir II, S. 196.

Aratos, der bekannte Sänger der Sternbilder, von dem einiges Meteorologische aufgenommen ist.

Aristoteles. Ihm wird eine einzige Stelle, den Geier betreffend, zugeschrieben, die sich in seinen vorhandenen Werken nicht findet.

Damogeron, bei mir II, S. 333.

Democritos, das heisst ein unbekannter Schriftsteller unter dieser Larve, bei mir II, 335.

Didymos, bei mir II, S. 256.

Dionysios. Von ihm enthalten die Geoponika ein einziges

Kapitel, über die Namen der Winde, woraus sich nicht abnehmen lässt, ob, wie Needham glaubt, der berühmte Kassios Dionysios Itykäos, oder irgend ein späterer gemeint sei.

Florentinos, bei mir II, S. 218.

Fronton, ein unbekannter Schriftsteller. Er spricht von Mitteln gegen das Sauerwerden des Weins, von einem Mittel ihn klar zu machen, lehrt, dass die Nähe der Eruca allen Gemüsepflanzen nützlich sei, handelt aber ausführlicher über Hunde. Daher von mir übergangen.

Hierokles, spricht über Pferdekrankheiten, geht uns also nicht weiter an.

Hippokrates, nicht der Koer, sondern ein jüngerer Schriftsteller über Thierarzneikunde, der uns eben so wenig angeht, wie der vorige.

Kassianos (Bassos). Nur eine einzige Stelle, über die beste Zeit zum Weinpflanzen, schreibt der Redacteur des ganzen Werks, wenn wir den Ueberschriften der Kapitel trauen dürfen, sich selbst zu. Desto öfter spricht er unter fremden Namen. Niclas hat das Verdienst zuerst nachgewiesen zu haben, dass keineswegs durchgängig alles, was in Einem Kapitel steht, Worte dessen sind, den die Ueberschrift als Verfasser nennt, sondern dass der Redacteur oft mitten im Context, öfter gegen das Ende, ohne sich zu nennen, selbst das Wort ergreift. Daher der trügerische Schein, als citirten mehrere der benutzten Schriftsteller einander gegenseitig oder gar sich selbst, wodurch Haller in seiner Bibliotheca botanica, so oft er auf einen Geoponiker kommt, der Zeitbestimmung wegen in Verzweiflung geräth. Man sehe Niclas ad Needhamii prolegomena pag. XXXVIII, not. 21, besonders von pag. XLII, ab. Zuweilen scheinen mir aber auch die Ueberschriften der Kapitel selbst verdächtig, wie unterandern XV, cap. 1, ein dem Zoroaster zugeschriebenes Kapitel, welches ganz dem Kassianos anzugehören scheint, indem der Verfasser darin nicht nur den Zweck seines Sammelwerks angiebt, sondern auch eine lange Reihe zum Theil sehr junger Schriftsteller citirt.

Leontios, bei mir II, S. 255.

Nestor Larandeus, wird zwar in den Geoponiken nur einige mal von andern Schriftstellern citirt, ohne dass irgend ein ganzes Kapitel seinen Namen trägt. Indess sind sehr wahrscheinlich mehrere namenlose Kapitel des ölften Buchs, obgleich in Prosa aufgelöst, aus seinen Gedichten entlehnt. Man sehe darüber bei mir II, S. 204.

Oppianos, der Dichter des Fischfangs, bei mir II, S. 255. Auch von ihm scheinen die Geoponika mehreres zu enthalten, was sie ihm nicht zuschreiben, nur nichts Botanisches.

Pamphilos, bei mir II, S. 142, wo ich ihn von vier Andern desselben Namens unterschied. Erst durch das unter Pelagonios anzuführende Programm lernte ich folgende Abhandlung kennen: de Pamphilo ab Aristophane memorato. Adjiciuntur quaedam de aliis ejusdem nominis viris, von Fuhr, im Rheinischen Museum für Philologie, herausgegeben von Welker und Räke, Jahrgang 1836, pag. 422. Sie fasst mit wenigen Worten die beiden Pamphili des Galenos, den der Geoponika und den aristarchischen Grammatiker bei Suidas als Eine Person zusammen, und übergeht den des Photios, womit ich nicht übereinstimmen kann.

Paxamos, bei mir II, S. 252.

Pelagonios, gehört zu den Schriftstellern über Thierheilkunde. Ich überging ihn. Doch sei mir hier erlaubt auch eine literarhistorisch interessante Abhandlung (von F. Osann) de Pelagonio hippiatricorum scriptore aufmerksam zu machen, die sich in einer 1843 zu Giessen erschienenen Gratulationsschrift zum Doctorjubiläum des Professors Dr. Nebel befindet. Sie kann um so leichter übersehen werden, als der gelehrte Verfasser, indem er im Namen seiner ganzen Universität das Wort führte, seinen eignen Namen auszusprechen für unpassend erachtete. Besonders aufmerksam mache ich auf die lange Note 2 zu Pagina 9, ein Verzeichniss aller der Schriftsteller, woraus die Hippiatrica zusammengetragen sind, mit steter Rücksicht auf die gleichnamigen Schriftsteller der Geoponika und

vielen literarischen Nachweisungen neuester Zeit, die mir entgangen sind. Leider erhielt ich die Schrift, die ich der Güte ihres Verfassers verdanke, zu spät, um sie am rechten Ort benutzen zu können.

Ptolemaeos, der bekannte Astronom, von dem wenige Worte entlehnt sind.

Pythagoras, versteht sich der falsche, giebt nur eine Vorschrift zur Bereitung des Scilla-Essigs.

Quintilius, und an andern Stellen die Quintilier, bei mir II, S. 164.

Sotion, bei mir II, S. 261.

Tarentinos, bei mir II, S. 255.

Theomnestos, Schriftsteller über Thierheilkunde, von mir deshalb übergangen.

Varro, nicht der bekannte Terentius Varro, sondern ein viel jüngerer vermuthlich griechischer Schriftsteller, der schon die Araber benutzte, bei mir II, S. 335.

Xenophon, ein unbekannter Schriftsteller, von dem nur Eine Stelle über die Naturmerkwürdigkeiten des Hirsches mitgetheilt wird.

Zoroaster, vermuthlich ein ins Griechische übersetzter Araber ungewisser Zeit, der nur Astrologie und Magie in Bezug auf die Geschäfte des Ackerbau's lehrt. Lib. XV, cap. 1, worin Plutarchos, Pamphilos, Platon, Nestor Larandeus, Aristoteles und Theophrastos citirt werden, scheint den Namen Zoroaster, der auch in einer der Handschriften fehlt, mit Unrecht zu führen, und vielmehr dem Kassianos selbst, wie ich schon bei diesem bemerkte, anzugehören. Botanisches kommt nicht bei ihm vor.

Sonach bliebe mir jetzt nur noch übrig von dem zu sprechen, was Kassianos Bassos selbst durch seine eigenen Beiträge zur Förderung der Pflanzenkunde geleistet. Allein das ist unthunlich, da sich sein Eigenthum von dem, was er borgte, so selten unterscheiden lässt. Wir müssen uns begnügen, ihm für seine Sammlung im Ganzen zu danken, die uns zwar wenig, doch einiges Wissenswürdige darbot.

Die dritte von demselben Kaiser veranstaltete Sammlung, die Hippiatrika, habe ich nicht näher untersucht. Sie gleichen in der Einrichtung den Geoponiken, indem die Schriftsteller, denen die mitgetheilten Bruchstücke gehören, durchgängig genannt sind. Der empfohlenen Heilmittel scheinen mir lange nicht so viele zu sein, wie Theophanes hat, und ein den Aeltern unbekanntes Mittel habe ich bei freilich nur flüchtiger Durchsicht nicht bemerkt.

§. 50.

Suidas der Lexikograph.

Zu Anfang des Jahrs 976 starb der Kaiser Joanes Tzimiskes, und kurz darauf nach Bentley, oder nach Bernhardy kurz zuvor, schrieb Suidas sein Wörterbuch, das ausser den Worterklärungen, auch zahlreiche historische und bibliographische Nachrichten enthält. Von seiner Person wissen wir nichts. Von seinem Buche machte ich im vorigen Bande so vielfachen Gebrauch, wagte aber auch so oft von ihm abzuweichen, dass es nöthig scheint hier bei dem Werke einen Augenblick zu verweilen.

Drei Ausgaben werden vor andern geschätzt, die von Küster, Cantabrigiae 1705, 3 Voll. in fol., — die von Gaisford, Oxoniae 1834, 2 Voll. in fol., — und die von Bernhardy, Halis et Brunswigiae, 2 Tomi in 4 Voll. (1834 bis) 1853 in 4. Der letztern pflege ich mich zu bedienen, und aus der Vorrede zu ihr nahm ich das Resultat über des Suidas Alter.

Ueber die Auctorität desselben hat sich Küster in seiner von Bernhardy wiederholten Vorrede weitläuftig ausgesprochen. Nur einige Hauptpunkte hebe ich aus. Vieles, was wir bei Suidas lesen, besteht offenbar aus spätern Zusätzen; wie weit die Interpolation geht, lässt sich nicht immer ermitteln. Oft benutzte Suidas selbst fehlerhafte Handschriften; bei entstellten Wörtern lässt sich das oft grammatisch nachweisen, bei Namen und Büchertiteln sehr selten. Ueber gleichnamige Personen pflegt er in einem einzigen Artikel zu sprechen; daher kann leicht auf den Einen bezogen werden, was von dem Andern gilt. Mitunter verwechselt er selbst

ganz verschiedene Personen. Von dem allen liefert Küster zahlreiche Beispiele. Das wird die Freiheiten entschuldigen, die ich mir oft, doch nie ohne starke Gründe, gegen Suidas genommen habe. Wie wichtig sein Werk demungeachtet bleibt, brauche ich nicht zu sagen. Pflanzennamen kommen spärlich darin vor, und werden meist mit der Bemerkung abgefertigt, dass sie eben eine Pflanze oder ein Pharmakon bedeuten. Seltener wird ein veralteter Name durch einen neuern erklärt, und dann dient uns umgekehrt der ältere zum Verständniss des neuern.

§. 51.

Michaël Psellos der jüngere.

Psellos heisst ein Stammler. Ueber eine lange Reihe von Männern, welche diesen griechischen Beinamen führten, besitzen wir eine sehr gelehrte Monographie, Leonis Allatii de Psellis et eorum scriptis diatriba. Romae 1634. Die Schrift ist selten, daher sie Fabricius als Zugabe zum fünften Bande seiner Bibliotheca Graeca unter besonderm Titel und mit besonderer Paginirung zum zweiten mal abdrucken liess, und ihr eine bis dahin ungedruckte Schrift des jüngern Michaël Psellos hinzufügte. Nachdem Allatius von zwei Männern namens Michaël Psellos gesprochen, von dem Kaiser Michaël II., der bei einigen Schriftstellern jenen Beinamen führt, und von dem gelehrten Sophisten Michaël Psellos auf der Insel Andros (nicht Antros, wie bei Leo Allatius steht, und von da in viele Bücher übergegangen ist), der noch ein Zeitgenosse des Photios war, und vielleicht der wahre Verfasser mancher der Schriften ist, die seinem jüngern Namensgenossen beigelegt zu werden pflegen, giebt er uns von Pagina 14 §. XXI ab das Leben und das Verzeichniss der Schriften des jüngern Michaël Psellos des Byzantiners, den auch wir nicht unbeachtet lassen dürfen.

Von vornehmer Abkunft, doch nicht reich, widmete er sich von Jugend auf den Studien fast aller Wissenschaften, und der Beredtsamkeit, die ihn wie es scheint, ins öffentliche Leben ein-

führte und in verschiedene Staatsangelegenheiten verwickelte. Schon 1057 begegnet er uns unter den Gesandten, welche der damalige schwache Kaiser Michaël VI. Stratiotikos dem Rebellen Isaak Komnenos, der bald darauf sein Nachfolger ward, vergebens entgegenschickte. Doch schon vorher war er Schriftsteller; denn seine zwei Bücher de Victus ratione sind dem Kaiser Konstantinos, nämlich dem VII., Monomachos, gewidmet, der von 1043 bis 1054 regierte, und sein Buch von der Goldmacherkunst dem Patriarchen Michaël Cerularius, der sein Amt von 1042 bis 1058 verwaltete. Auch ward er Lehrer und Erzieher des jungen Michaël Dukas, welcher, auf sein Anstiften 1071 zum Kaiser ausgerufen, sieben Jahr lang den Thron bekleidete, darauf, man weiss nicht, ob mehr aus Neigung oder Zwang, abdankte, und sein Leben als Bischof von Ephesos beschloss. Mit diesem Thronwechsel verlor auch Michaël Psellos sein Ansehen, ward in ein Kloster fern von Konstantinopel gesteckt, und endete daselbst unter schwerer Körperarbeit sein Leben, wir wissen wieder nicht genau, in welchem Jahre. Als Philosoph und Gelehrter wird er von Allen, die ihn nennen, bewundert, nicht so als Prinzenerzieher und kaiserlicher Günstling. Zonaras klagt, der Kaiser wäre von dem grossen Philosophen, dem hochansehnlichen Michaël Psellos durch knabenhafte Studien aller Art von den Regierungsgeschäften abgezogen, und hätte ohne Talent Jamben machen gelernt, während Hungersnoth die Hauptstadt bedrohete. „So ist nichts so heilig, ruft Allatius aus, was die Verläumdung nicht anzutasten wagt.“ Des Kaisers ganze Regierung und sein feiger Rückzug ins Privatleben rechtfertigen indess des Historikers Urtheil.

Wir, die wir es nur mit ihm als Gelehrten zu thun haben, wollen zuerst seine allbefassenden Didaskalien, Διδασκαλία παντοδαπή, die Fabricius der Schrift des Allatius folgen lässt, betrachten. — In 157 kurzen Kapiteln nach der von Fabricius benutzten Handschrift, oder nach einer von Leo Allatius beschriebenen Handschrift in 197 noch kürzeren Kapiteln, die nicht mehr enthalten als jene, führt uns der Verfasser wie im Fluge, ich möchte sagen vom Himmel durch die Hölle zur Erde. Mit einem förm-

lichen Glaubensbekenntniss hebt er an, und lässt ihm theologische Aphorismen folgen, schliessend mit dem Beweise, dass der Engel nicht so viele seien als der Menschen. Dann kommt eine verhältnissmässig ausführliche Seelenlehre mit häufiger Bezugnahme auf alte Philosophen, vornehmlich Platon und die Neuplatoniker; darauf Metaphysik, Astronomie, Meteorologie, Geologie. Von hier ab wird die Reihe der Gegenstände so bunt, dass ich sie nicht mehr zu rubriciren weiss. Auch findet sich alles Vorgenannte nicht so scharf gesondert, dass nicht manches Kapitel an Orten stände, wo es niemand suchen wird. Hier haben wir indess einmal wieder etwas, was an Naturphilosophie wenigstens erinnert; und weil das so selten vorkommt, und den Geist der Zeit am klarsten abspiegelt, werde ich darüber, so weit es uns angeht, etwas umständlicher berichten.

§. 136, pag. 168. Warum nähren sich Bäume und Samen von Regenwasser besser als von fliessendem Wasser? Weil der Regen die Erde öffnet, Kanäle in ihr macht, und an die Wurzeln dringt. Oder vielmehr, weil das Regenwasser frisch ist, das der Seen alt. Oder weil das Regenwasser mit feinen Lufttheilen gemischt ist, daher es auch Blasen macht. Oder auch weil das Regenwasser, in Luft und Aether erzeugt, rein herabsteigt, das Quellwasser dagegen die Eigenschaften des Bodens, durch den es fliesst, annimmt. Dazu kommt, dass das Regenwasser leicht verdirbt; und dergleichen Wasser ernährt die Körper, auf die es fällt, grade am besten.

§. 150, pag. 178. Warum säet man den Weizen in lehmigen, die Gerste in trockenen Boden? Weil der Weizen bitter und holzig, die Gerste schlaff und schwammig ist, und leicht verdirbt. Daher gedeihet der Weizen von Feuchtigkeit erweicht und mit Saft erfüllt, am besten; der Gerste aber sagt ein trockener Boden zu, weil sie von schlafferem Bau ist. Daher trägt ein fetter und tiefer Boden guten Weizen, ein lockerer gute Gerste. Auch bedürfen stärkere Samen mehr, schwächere und feinere eine leichtere Nahrung. Die Gerste ist aber weit schwächer und lockerer, daher sie wenig nährt. Jedem Keim Sprössling oder Samen muss man eine angemessene Erde zubereiten, damit sich ein jedes von dem,

was ihm zusagt, ernähre und heranwachse, je nachdem es einen trockenen, feuchten oder heissen Boden liebt.

Es folgen noch drei die Pflanzen betreffende Probleme mit ihrer Lösung, die ich mich anzuzeigen begnüge: §. 151, pag. 178, warum vertrocknet der Weinstock, wenn er mit Wein, zumal mit seinem eigenen begossen wird? — §. 152, pag. 180, warum blüht die Rose schöner, wenn sie neben stinkenden Gewächsen steht? — und §. 157, pag. 184, warum wird das Fleisch, an einem Feigenbaum aufgehangen, zarter? So ergeht sich der Verfasser, offenbar ermüdet von der Behutsamkeit, welche ihm das Aussprechen dogmatisch-theologischer und eben so dogmatisch-philosophischer Sätze, um nicht in Ketzerei zu verfallen, auferlegte, zum Schluss in kindischen Deuteleien eben so kindischer Fragen, und sein Zeitalter pries seine Weisheit.

Mehr dürfte sich der Botaniker von seiner schon erwähnten dem Kaiser gewidmeten Schrift de Victus ratione versprechen. Er wird sich getäuscht sehen; sie ist kurz und für uns, da wir das ausführlichere Werk des Simeon Seth über denselben Gegenstand besitzen, beinahe werthlos. Gedruckt besassen wir sie bis vor kurzem nur in der lateinischen Uebersetzung des Georgius Valla. Zum ersten mal erschien sie, verbunden mit verschiedenen andern Uebersetzungen desselben Gelehrten, zu Venedig 1498 in fol.; dann einzeln 1499 in 4.; später nach Fabricius[1]) zu Köln 1526 in 8., zu Basel 1529 und noch einmal daselbst 1557 in 8. Nur die erste der beiden baseler Ausgaben kenne und benutze ich. Jetzt ist auch das Original gedruckt, doch ohne des Verfassers Namen, und im Vergleich mit der Uebersetzung, nicht ohne vielfache Abweichungen Zusätze und Auslassungen. Es befindet sich unter der Ueberschrift Ἀνωνύμου περὶ χυμῶν βρωμάτων καὶ πομάτων (eines Ungenannten von den Säften Speisen und Getränken) unter nr. VI im zweiten Bande pag. 257 ff. in folgender Sammlung:

Physici et medici Graeci minores. Congessit ad fidem codd. mss. praesertim eorum, quos beatus Diezius contulerat,

1) *Fabricius* in einer Anmerkung zu seiner Ausgabe des *Leo Allatius de Psellis pag. 23.*

veterumque editionum partim emendavit, partim nunc prima vice edidit, commentariis criticis indicibusque tam rerum quam verborum instruxit Jul. Lud. Ideler. II vol. Berolini 1841–1842, in 8.

(Des Werkes dritter Band, der uns eine neue Ausgabe des Rufos Ephesios bringen sollte, nebst den auf dem Titel versprochenen Commentarien und Registern, sind bis heute noch nicht erschienen). Die Abweichungen dieses griechischen Textes von jener lateinischen Uebersetzung sind nicht unerheblich. In der Uebersetzung besteht das Ganze aus zwei Büchern, jedes mit einer Zueignung an den Kaiser und kurzer Angabe des Inhalts. Ausserdem hat Buch I zwanzig, Buch II sechs und vierzig ungezählte, aber mit besondern Ueberschriften versehene Kapitel. Im griechischen Text fehlen die beiden Zueignungen, und alles ist in ein einziges Buch zusammengefasst, dessen Kapitel, gleichfalls mit besondern Ueberschriften, von 1 bis 70 fortlaufen, worauf noch 22 ungezählte Kapitel mit eben so viel Ueberschriften über thierische Nahrungsmittel folgen. Manche der oft nur eine bis zwei Zeilen füllenden Kapitel des griechischen Textes sind in der Uebersetzung mit andern zusammengezogen oder ganz ausgelassen, wogegen im Text das lange Kapitel der Uebersetzung vom Brodc fehlt. Sind die Zueignungen der beiden Bücher der Uebersetzung, wie ich nicht zweifle, ächt, so vermuthe ich, dass entweder das Ganze ursprünglich in vier Bücher gesondert war, oder dass alles, was ich den beiden letzten Büchern zuschreiben möchte, ein späterer gar nicht von Michaël Psellos herrührender Zusatz ist. Denn nach der Uebersetzung soll Buch I lehren, welche Nahrungsmittel mehr, welche weniger nahrhaft sind, wie sie auf das Blut, auf andre Säfte und auf den Unterleib wirken; Buch II soll die Elementarqualitäten und andere Eigenschaften der Nahrungsmittel durchgehen; und so geschieht es wirklich in den 20 Kapiteln des ersten, und in den 8 ersten Kapiteln des zweiten Buchs der Uebersetzung, oder in Kapitel 1–23, und 24–31 des Originals. Von da an tritt ein ganz neuer Plan ein, die Nahrungsmittel werden nicht mehr klassenweise zusammengestellt, sondern einzeln aufgeführt, und diätetisch beurtheilt,

erst die vegetabilischen, Kapitel 9—42 der Uebersetzung, 32—70 des Originals, dann die animalischen, die wieder unter gewisse Rubriken zusammengestellt sind, Kapitel 43—46 der Uebersetzung, und ohne Ziffer im Original. Wegen der Namen versichert der Verfasser in der Zueignung zum ersten Buch, er wolle sich nach des Kaisers Willen der auf den Märkten gebräuchlichen Namen nicht enthalten, doch wenn er auch nicht die gewähltesten Namen anwende, so werde er doch die barbarisch entstellten vermeiden, so dass ihn jeder Gebildete verstehen werde. Und so kommen hier wirklich ziemlich viele früher ungewöhnliche Namen für längst bekannte Pflanzen vor, die Düfresne grösstentheils, doch nicht alle in seinem Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis aus ältern Glossen erläutert hat. Mir scheint es überflüssig, sie hier aufzuführen, da wir alsbald bei Simeon Seth fast durchgängig dieselben, und noch manche andere der Art antreffen werden. Nur eines Pflanzennamens, den der lateinische Uebersetzer erfunden zu haben scheint, erwähne ich hier, damit er niemanden, der das Original nicht vergleicht, irre führe. Pagina 18 einmal, und Pag. 22 noch zweimal nennt der Uebersetzer eine Frucht Harmoniaca. Schon an sich lässt der Name vermuthen, dass er aus Mala Armeniaca entstanden sei. Das Original bestätigt diese Vermuthung; er hat dafür βερίκοκκα, das sind Aprikosen.

Ein medicinisches Gedicht angeblich von demselben Psellos lernten wir erst in jüngster Zeit kennen. Es steht in dem Werke:

Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit J. Fr. Boissonade. Vol. I. Paris 1829, in 8., pag. 175 sqq.,

und führt den hochtrabenden Titel: des sehr gelehrten hochachtbaren Psellos treffliches medicinisches Werk in Jamben. Noch einmal liess es Ideler abdrucken in seiner schon erwähnten Sammlung: Physici et Medici Graeci minores etc. Vol. I, 203 sqq. Er scheint den ersten Abdruck übersehen zu haben.

Vermuthlich war es ein Compendium der gesammten Medicin; was wir davon besitzen, sind jedoch nur Bruchstücke, obgleich 1373 Verse. Die Verse 88—189 handeln von den diätetischen Eigenschaften der Gemüse Hülsenfrüchte Cucurbitaceen und Baumfrüchte. Es werden derselben etwa 60 Arten aufgeführt, so dass im Durchschnitt noch nicht zwei Verse auf Eine Pflanze kommen. Nur die bekanntesten Nahrungspflanzen werden unter ihren schon von Galenos gebrauchten Namen diätetisch kurz beurtheilt. Poesie finde ich noch weniger darin als Natur, nämlich gar keine.

In demselben Bande derselben Sammlung pag. 242—247 machte uns Boissonade bekannt mit einem Fragment des hochgelehrten Psellos über den Landbau. Boissonade hält es für ein Stück der Briefsammlung des Psellos. Es ist eine kümmerliche Aehrenlese aus den Geoponiken des Kassianos Bassos, deren Parallelstellen der Herausgeber sorgfältig anmerkt. Uns bietet es, wie das vorige Fragment, nicht das kleinste Körnchen dar. Beide bestätigen nur die geringe Meinung, die uns schon die früher besprochenen Schriften von dem zu seiner Zeit bewunderten Verfasser einflössten. Gehen wir daher weiter.

§. 52.

Simeon Seth.

Auch von diesem besitzen wir ein Buch über die Nahrungsmittel, von dessen Ausgaben ich zuerst spreche, um mich bei dem, was von des Verfassers Person zu sagen ist, darauf beziehen zu können. Es sind folgende:

Symeonis Sethi magistri Antiochiae syntagma per literarum ordinem de cibariorum facultate, Lilio Gregorio Gyraldo Ferrarensi interprete. Basileae 1538 in 8.

Der Text beginnt gleich auf der Rückseite des Titelblatts, hinter ihr die lateinische Uebersetzung, zwischen beiden die Zueignung, die als Vorrede dient. In der Uebersetzung sind die Artikel, die das Original nach dem griechischen Alphabet einander folgen lässt, nach dem lateinischen Alphabet geordnet. Neben der

Uebersetzung stehen pag. 102, 104 und 192 vier ärmliche Randglossen. Das ist alles, womit der Herausgeber seinen Schriftsteller ausgestattet hat.

Simeonis Sethi magistri Antiochiae syntagma per elementorum ordinem de alimentorum facultate ad Michaelem Ducam imperatorem, a Lilio Gregorio Giraldo Ferrarensi olim latinitate donatum: nunc vero per Dominicum Monthesaurum Veronensem correctum et pene reformatum. Basileae 1561 in 8.

Monthesaurus schrieb dies Büchlein für einen polnischen Fürsten, den er als Arzt behandelt hatte. Der griechische Text blieb weg, nur in den Ueberschriften der Artikel wurden die griechischen Namen beibehalten; die Latinität der frühern Uebersetzung ward verbessert, und einigen Artikeln eine erklärende Bemerkung hinzugefügt. Eine derselben, worin sich des Verfassers Geist spiegelt, theile ich mit. Nach dem Artikel Kamfer sagt er von sich selbst: „Einen künstlichen Kampfer versteht Dominicò Montisaurus zu machen, hat es aber niemanden gelehrt." Angehangen ist ein kurzes Fragment angeblich aus einem Buche des Simeon Seth über animalische Heilmittel, das, da wir nicht einmal wissen, woher Montisaurus es genommen, ob er es griechisch vor sich hatte, oder nur lateinisch, wenig Glauben verdient.

Simeonis Sethi magistri Antiocheni volumen de alimentorum facultatibus juxta ordinem literarum digestum, ex duobus bibliothecae Mentelianae mss. codd. emendatum, auctum, et Latina versione donatum, cum difficilium locorum explicatione a Martino Bogdano Drisna Marchico. Lutet. Paris. 1658, in 8.

Text und Uebersetzung, beide vielfach berichtigt, in gespaltenen Columnen neben einander; dahinter ein ausführlicher Commentar. Die beste, ja fast einzig brauchbare Ausgabe, da eine neuere oft versprochen, nie erschienen ist. Wie sehr aber auch dieser Text noch der Berichtigung bedarf, verrathen die wenigen Zeilen, die Fabricius [1])

1) *Fabricii biblioth. graeca X, pag. 320.*

aus einem pariser Codex abdrucken liess. Diese drei genannten, beinahe gleich seltenen Ausgaben besitze ich. Dafür fehlen mir zwei wichtige Erläuterungsschriften, nämlich Leonis Allatii diatriba de Simeonibus, und das Programm von Kühn de Simeonis Sethi filii libro de alimentorum facultatibus, welches Hoffmann in seinem bibliographischen Lexikon der Literatur der Griechen ohne Jahrszahl anzeigt, und selbst nur aus einem andern Programm desselben Verfassers zu kennen scheint.

Die Neuern nennen unsern Schriftsteller bald Simeon Seth, bald Simeon den Sohn des Seth nach orientalischer Weise, und dass er orientalischen Stammes war, machen nicht nur seine Namen selbst, sondern auch die Kenntniss orientalischer Sprachen, deren er sich rühmt, wahrscheinlich. Allein die Handschriften nennen ihn nicht Seth sondern Sethi (Σηϑί), setzen diesem Worte den Artikel vor, und trennen es durch den zwischengeschobenen Titel, von dem ich gleich sprechen werde, von dem eigenen Namen Simeon. Nur vor einem Fragment in Idelers schon angeführter Sammlung Physici et Medici Graeci minores II, pag. 283 finde ich den Namen (Σήϑ) wie ihn die 70 Dolmetscher zu schreiben pflegen, und zwar ohne Artikel, aber auch durch den Titel getrennt von dem Hauptnamen. Dies führt mich auf den Gedanken, dass Sethi vielleicht gar kein gewöhnlicher Name, sondern ein Patronymikon sei, wiewohl ich den Namen des Orts, von dem es gemacht ist, nicht nachweisen kann. Es könnte z. B. Wadi Zaitî (das Oelthal) sein, ein öfter vorkommender Name; doch dergleichen orientalische Namen entstellten die Griechen meist so, dass sie sich selten richtig diviniren lassen. In solcher Ungewissheit behalte ich den gebräuchlichsten Namen bei, wiewohl grade er die geringste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Dreister lässt sich der unserm Verfasser in beiden Ausgaben des Textes beigelegte Titel Magister aus oder von Antiochien mit dem eines Obergarderobenmeisters, Protobestiarches, (im Palast) des Antiochos vertauschen; denn so nennt ihn die von Fabricius benutzte pariser Handschrift, und leicht konnte ein unwissender Abschreiber aus diesem wenig bekannten kaiserlichen Palast in Konstantinopel,

worin die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, jene berühmte Stadt, schwerlich umgekehrt aus der Stadt den Palast machen. Damit fällt zugleich der einzige Grund, warum man unsern Simeon für einen Antiochener hielt, während meiner Vermuthung über das Wort Sethi einige Wahrscheinlichkeit zuwächst. Kaiser Michael VII. Dukas regierte 1071—1078; ihm widmete Michaël Seth sein Werk über die Nahrungsmittel; es gehört also in dieses Kaisers Zeit, und ist wenig jünger als das des Michaël Psellos gleichen Inhalts. Sprengel [1]) setzt als gewiss voraus, unser Schriftsteller wäre derselbe Protobestiarches Simeon, den der Kaiser Michael IV. der Paphlagonier im Jahre 1034 seines Amts entsetzte, und vom Hofe und aus der Stadt verbannte, worauf sich derselbe nach einem von ihm selbst gestifteten Kloster am Olympos begab, und Mönch wurde [2]). Ich gebe die Möglichkeit zu, finde es jedoch sehr bedenklich, dass derselbe Mann mindestens 38 Jahr oder noch länger darauf Schriftsteller gewesen sein, und noch den Titel von seinem verlorenen Amte geführt haben soll. Wenn Sprengel aber hinzusetzt, das Buch des Simeon Seth wäre ein Auszug aus des Psellos Abhandlung von den Nahrungsmitteln, und uns deswegen wichtig, weil wir diese Abhandlung selbst nicht mehr besässen, so ist das bei einem so gelehrten Manne ein merkwürdiger Irrthum. Wir besitzen des Psellos Schrift, sie ward wenigstens lateinisch früh und oft gedruckt, und die etwa sechsmal stärkere Schrift des Simeon Seth hat nichts als den Gegenstand damit gemein. Wenn aber Sprengel zu viel, so scheint mir Fabricius fast zu wenig von unserm Seth wissen zu wollen: er hält es für zweifelhaft, ob derselbe Arzt war, ich sehe nicht ein warum? Dass der Titel eines Protobestiarches füglich einem Arzte gegeben werden konnte, darüber sprach ich schon bei Theophanes Nonnos; dass Seth auch nicht medicinische Bücher geschrieben, die Identität ihrer Verfasser vorausgesetzt, hat er mit vielen Aerzten gemein. Das Buch, von dem die Rede ist, konnte aber schwerlich von einem Nichtarzt geschrieben

1) *Sprengel, Geschichte der Medicin, dritte Auflage, II, S. 325,*

2) Nach *Kedrenos pag. 737 edit, Paris.*

werden. Es ist ein Sammelwerk, doch für seine Zeit mit Verstand gesammelt, und zwar aus den medicinischen Werken des Aëtios, Paulos Aeginetes, Oribasios, Rufos Ephesios, Galenos, Dioskorides, ja sogar des Theophrastos Eresios und Hippokrates. Auch persische, agarenische (d. h. arabische) und indische Aerzte benutzt zu haben, rühmt sich der Verfasser, und beweist es durch die That. Wem anders als einem Arzt lässt sich eine so umfassende Kenntniss der medicinischen Literatur, und die sinnige Benutzung derselben zutrauen?

Noch etwas näher müssen wir das oft verkannte Verhältniss seines Werks zu dem des Michaël Psellos betrachten. Gyraldus versichert des letztern kleine Schrift hätte ihm beim Uebersetzen des erstern grossen Nutzen gewährt, da beide nicht nur denselben Gegenstand behandelten, sondern sich zuweilen sogar derselben Worte bedienten. Daraus machte Leo Allatius in seiner diatriba de Psellis (pag. 33 der Ausgabe von Fabricius), offenbar ohne das Buch des Simeon Seth zu kennen: „Da sich in den Schriften beider nicht bloss dieselben Gedanken sondern auch dieselben Worte wiederholen, so halte ich dafür, dass Simeon beim Lesen des Psellos nur einige eigene Anmerkungen hinzugefügt, oder dass ein dritter aus beiden etwas zusammengetragen habe. Denn ich kann nicht glauben, dass der gelehrtere und beredtere Psellos das Seinige von dem minder gelehrten und beredten Seth geborgt habe.“ Hätte er das Buch des letztern gekannt, so würde er gefunden haben, dass beide zwar denselben Gegenstand, aber in ganz verschiedener Weise behandeln, und es würde ihm schwer geworden sein, auch nur eine einzige wirkliche Parallelstelle in beiden nachzuweisen; vielleicht hätte er sogar den Preis der Beredtsamkeit, und sicherlich den der medicinischen Gelehrsamkeit unserm Simeon zuerkannt. Wenigstens schrieb Simeon sein Buch zusammenhängend, und schmückte es nach alter Art mit homerischen Versen; Psellos schrieb das seine so aphoristisch, dass darin von Stil gar nicht die Rede sein kann. Die Uebereinstimmung beschränkt sich auf den Gebrauch einzelner Ausdrücke, die man bei ältern Schriftstellern noch nicht antrifft.

Rein nach dem Alphabet geht Simeon Seth die Nahrungsmittel durch, so dass nicht einmal die thierischen von den vegetabilischen getrennt sind; dazu nimmt er noch die gebräuchlicheren Gewürze und Arome. Unter letztern kommen manche vor, die erst durch die Araber eingeführt wurden, und den ältern Griechen fehlten. Auch Brechmittel kommen vor, deren man sich bekanntlich bediente, um rasch nach Einer Mahlzeit die zweite geniessen zu können. Was mir bemerkenswerth scheint, hebe ich aus, indem ich wie Bogdanus in seiner Ausgabe die unter jedem besondern Buchstaben aufgeführten Artikel besonders zähle, und die Pagina dieser Ausgabe hinzusetze.

Ἀγγούρια, Gurken. 4, pag. 5. Wie schwankend die Benennungen der essbaren Cucurbitaceen bei den Alten waren, sehe man in Sprengels Commentar zum Dioskorides pag. 467 und 468. Simeon Seth hat deren ausser der genannten noch *Κολόκυνθα*, den Kürbis, 5, pag. 46, *Πέπων*, die Melone, 1, pag. 89; das sind genau dieselben drei Namen, welche diese drei Arten nach Fraas (synops. plantar. flor. classic. pag. 105 sq.) bei den Neugriechen noch heute führen; und endlich *Τετράγγουρα*, vermuthlich eine grosse Varietät der Gurke, 5, pag. 126. In den Geoponiken heissen die Gurken noch wie vor Alters *σικύα*; erst Suidas erklärt diesen zu seiner Zeit ausser Gebrauch gekommenen Namen durch *τὰ τετράγγουρα*, und einen Unterschied zwischen Angurien und Tetrangurien macht erst Michaël Psellos.

Ἀσπάραγος, Spargel, 10, pag. 8. „Diese Art Gemüse, sagt Simeon, war vordem unbekannt mit Ausnahme der bittern Spargel, welche *ἐλειοδάφναι*, Sumpflorbeeren, genannt werden; jetzt aber ist sie reichlich im Frühling vorhanden, und Allen bekannt." — Genau ist das nicht zu nehmen. Die Geoponika kennen wenigstens ohne Zweifel schon unsern Spargel, aber Galenos kannte ihn noch nicht. Man sehe sein Buch II von den Nahrungsmitteln (VI, pag. 641 sqq. edit. Kühn). Eliodaphne scheint Synonym von Chamädaphne zu sein, d. h. ein Ruscus. Auch den Einfluss des Spargels auf den Geruch des Harns kennt Simeon Seth, und schreibt dieselbe Wirkung einer Pflanze zu, die er

χηναῖα ἐρυθρά nennt. Ein alter Glossator bei Dufresne erklärt dies Wort durch Blume der κύπρη, d. h. unserer Lawsonia inermis, die schon Dioskorides unter dem Namen κύπρος kennt. Es ist also, wie schon Salmasius witterte, das arabische Hennâ, was auch Bogdanus dagegen sage.

Βαλσαμέον, Balsam, 4, pag. 14. Eine kaum zwei Ellen hohe Pflanze, die nur in Aegypten wächst an einem Ort, den die Alten die Stadt der Sonne nannten, die aber jetzt Quell der Sonne heisst. Das ist wörtlich das berühmte Ain aschschams, das Sonnenauge oder der Sonnenquell der Araber, wo man die Balsamstaude pflegte. Ausführlich spricht der Verfasser darauf von der Gewinnung und den verschiedenen Sorten des Balsams.

Βασιλικὰ, Ocymum Basilicum, 5, pag. 16. Aëtios ist der erste, der dem alten Namen Okimon das Beiwort basilikon, das königliche hinzusetzt. Später ging der eigentliche Name verloren, das Beiwort nahm seine Stelle ein.

Γέρανος, der Kranich, 1, pag. 17. Beiläufig wird in diesem Artikel ζαμπακέλαιον, das heisst Sambaköl, genannt, vom arabischen Zanbaq, Jasmin, wovon unser Jasminum Sambac den Namen führt.

Ἐλαῖαι, Oelbäume, 5, pag. 30, wachsen nicht weiter als 30 Stadien von der Meeresküste entfernt.

Καναβουρόσπερμα, Hanfsamen, 3, pag. 45. In Arabien wird etwas davon statt Wein genossen, und man berauscht sich damit.

Κοκκονάριοι, Piniennüsse, 8, pag. 49, ist ein späterer Name für das altgriechische στρόβιλοι oder κῶνοι. Dieses letztern Namens bedient sich Galenos, des vorhergehenden Dioskorides; Psellos in seinen Jamben, sucht beide Namen zu vereinigen, und sagt ὁ κωνικὸς στρόβιλος, als wollte er es mit keinem der beiden grossen Vorgänger verderben. Den von Simeon Seth gebrauchten Namen fand Dufresne nur in der Handschrift des Hierophilos Sophista von den Nahrungsmitteln, einem Schriftsteller aus unbekannter Zeit, herausgegeben von Boissonade in den Notices et Extraits des mss. de la biblioth. du roi, Tom. XI, pag. 192, und nochmals von Ideler in Physici

et medici Graeci minores, I, pag. 409. Der Name steht unter den für den Monat November empfohlenen Speisen.

Κίτρα, Zitronen, 10, pag. 50, auch indische Aepfel genannt. Der Name medische Aepfel, den Dioskorides gebrauchte, und den Linné zur Bezeichnung der Art (Citrus Medica) wieder hervorzog, war schon zu Galenos Zeit unverständlich geworden, und durch den lateinischen Citria verdrängt (tom. VI, pag. 617 edit. Kühn). Indische Aepfel erinnere ich mich sonst nicht gelesen zu haben. Sollte es nicht falsche Lesart sein? Edit. Gyraldi hat medische.

Καρυόφυλλον, Gewürznelke, 15, pag. 55, eine Baumfrucht, fanden wir zwar schon bei Paulos Aeginetes, kommt auch bei Theophanes Nonnos Kapitel 288 und 296 vor, scheint aber noch immer selten gewesen zu sein.

Κάρυον ἀρωματικόν, Muskatnuss, 16, pag. 55, kommt bei den Griechen, wenigstens so bezeichnet, dass man nicht zweifeln kann, hier zuerst vor. Die indische Nuss des Aëtios im letzten Kapitel seines ganzen Werks kann vielerlei bedeuten. Wäre aber schon zu seiner Zeit die Muskatnuss den Griechen bekannt gewesen, so würde sie den Schriftstellern zwischen ihm und unserm Simeon schwerlich fehlen.

Κολιάνδρον, Koriander, 19, pag. 57. Auch diese im spätern Mittelalter fast allgemein gewordene Schreibweise der bekannten Pflanze finde ich hier zuerst.

Καφουρά, Kamfer, 21, pag. 59, tritt hier bei den Griechen zum ersten mal auf. Simeon sagt, er sei das Harz eines indischen Baums von solcher Grösse, dass er hundert Menschen beschatten könne; derselbe wachse auf Bergen unfern der Meeresküste; sein Holz sei schwammig und wohlriechend. Das sind unverkennbar arabische Nachrichten; von wem entlehnt, konnte ich nicht ermitteln. Ich würde Ibn Sinâ vermuthen, wiche nicht, was vom medicinischen Gebrauch gesagt wird, zu weit ab. Dies, meint Bogdanus, sei von Arasî genommen; bei dem fehlen jedoch die andern Nachrichten.

Λεπτοκάρυα, Haselnüsse, 2, pag. 63, sonst auch pontische Nüsse genannt; und das ist ein altbekannter Name.

Μαρούλλια, Lactucae sativae, 2, pag. 66, von Andern *θριδακίναι* genannt. Wieder ein neuer Name für ein altes Gewächs, der jedoch schon in den Geoponiken XII, cap. 1 vorkommt, und von Niclas in einer Note zu dieser Stelle sogar schon bei Alexander Trallianos (in Fabricii biblioth. graec. XII, pag. 608) nachgewiesen wird, wo es als Erklärung zu *θριδακίναι* gesetzt ist.

Ματιτάνιον, Colocasia, 11, pag. 75. Eben so. Schon Aëtios setzt Manzizanion als Synonym zu Colocasion. Dufresne hat Mazizanion, und weist noch mehrere Formen nach.

Ξιφίας, 2, pag. 77, kenne ich nicht, wenn es nicht blosse Nebenform von *ξιφος*, Gladiolus ist. Soll ein schlecht nährendes schwer verdauliches Gemüse sein, dessen man sich am besten ganz enthalte. Sollte man die Knollen des Schwertel jemals als gewöhnliches Nahrungsmittel benutzt haben?

Ξυλαλόη, Aloexylon Agallochon, 3, pag. 77. Das aromatische Holz dieses Baums war freilich den Griechen lange bekannt. Es ist das Agallochon Dioscor. I, cap. 21. Nähere Nachrichten darüber fanden wir erst bei den Arabern unter dem Namen Aud alhindî. Dieselben Nachrichten wiederholt unter den Griechen zuerst unser Simeon Seth sehr ausführlich.

Πέπων, Melone, 1, pag. 89. Davon wird am Schluss des Artikels pag. 91 als besondere Art die sarakenische Melone besonders gegen hitzige Fieber empfohlen, sicher wieder nach einem Araber. Ich finde sie sonst nicht.

Πίστος, Hirse, 3, pag. 92. So erklärt es der Verfasser selbst durch den Zusatz *ἤτοι κέγχρος*, auf gleiche Weise auch Michaël Psellos in der Sammlung Physici et Medici Graeci minores II, pag. 270. Isidorus Hispalensis orig. XVII, cap. 3, §. 13 hat die Worte: Pistum a pasto, und zwar unmittelbar hinter Panicum. Das wird also auch Hirse sein, was ich Band II, Seite 396 anzuführen versäumt habe.

Ροδάκινα, Pfirsichen, 2, pag. 101. Hiessen früher bekanntlich *Περσικά*. Den neuern Namen gebrauchte wohl zuerst Theophanes Nonnos cap. 87.

Ταρχόν, Dracunculus, 3, pag. 124. Das ist fast buchstäblich das Tharchûn der Araber, unsre Artemisia Dracunculus, die Rauwolf unter dem Namen Tarcon auch in den Gärten um Aleppo angebaut fand (Lauginger Ausgabe Seite 73), und vielleicht eine von den drei Arten des Dracunculus bei Plinius XXIV, cap. 16, sect. 93. Dufresne citirt unter diesem Artikel nur den Michaël Psellos de facult. aliment., und giebt unter dessen Namen die acht ersten Zeilen unseres Textes, wovon im gedruckten Psellos kein Wort steht. Sollte er die Namen der Verfasser verwechselt haben?

Φάβατον, Nelumbii semen, 2, pag. 134. So erklärt es Simeon Seth selbst durch den Zusatz: *ἤτοι κύαμος*.

Χρυσολάχανον, Atriplex, 3, pag. 146, worüber ich schon §. 49 bei Theophanes Nonnos gesprochen.

Schliesslich mache ich noch aufmerksam auf die beiden für Geschichte der Heilmittellehre wichtigen Artikel *Ἄμπαρ*, Ambra, 13, pag. 11, und *Μόσχος*, den Moschus, 6, pag. 70. Beachtungswerth ist auch der Artikel *Ραφανίς*, Rettich, 3, pag. 102, worin Simeon Seth zwei einander scheinbar widersprechende Behauptungen des Galenos und Oribasios auszugleichen versucht, und der Artikel *Φιλομήλη* 7, pag. 140, woraus sich klar ergiebt, was auch das ganze Werk bestätigt, wie frei von Aberglauben unser Simeon Seth sich zu erhalten gewusst.

§. 53.

Pseudodioskorides, Stephanos Magnetes, und ihr Epitomator.

Ein im griechischen Original noch nicht gedrucktes Buch führt in einer wiener Handschrift den Titel: *Βίβλος Διοσκορίδου καὶ Στεφάνου Ἀθηναίου τοῦ φιλοσόφου περιέχουσα φαρμάκων ἐμπειρίας κατὰ ἀλφάβητον σοφῶς ἐκτεθεῖσα*[1]). In lateinischer Uebersetzung

1) *Lambecii comment. de bibl. Caes. Vindob. II*, *pag. 598*, und wörtlich dasselbe wiederholt *VI*, *pag. 99*. Ein anderer Codex derselben Bibliothek enthält dasselbe Buch nur unter des Dioskorides Namen. Siehe *VI*, *pag. 124*.

nach einer Handschrift, welche Konrad Gesner besass, erschien es nach dessen Tode gedruckt unter folgendem Titel:

Alphabetum empiricum, sive Dioscoridis et Stephani Atheniensis philosophorum et medicorum de remediis expertis liber juxta alphabeti ordinem digestus. Nunc primum a Casparo Vuolphio Tigurino medico in Latinam linguam conversus et in lucem editus. Anno 1581. 8.

Die Krankheiten sind darin alphabetisch geordnet, und auf den Namen einer jeden folgen die dagegen anzuwendenden meist einfachen, zuweilen auch zusammengesetzten Mittel mit der Bemerkung am Rande, ob sie von Dioskorides oder Stephanos empfohlen sind. Eben so ist auch der wiener Codex eingerichtet. Parallelstellen ans des wahren Dioskorides Materia medica und den Euporisten, auch einige aus Nicolaos Myrepsos hat Wolf, durch Cursivschrift unterschieden, unmittelbar hinter die Mittel dem Texte eingeschaltet.

Was nun zuerst den angeblichen Dioskorides betrifft, so stimmt bei ihm freilich Manches mit dem, was der ächte Dioskorides lehrte, überein, aber Manches weicht auch ab, und viele Mittel stehen unter seinem Namen, von denen er nichts wusste, zum Theil auch nichts wissen konnte, weil sie erst lange nach ihm bekannt wurden. Dergleichen sind die Gewürznelken, Myrobalanen, Rhabarbar, Zedoarie. Andere führen erst später entstandene, einige sogar arabische Namen, wie Carnabadin, Soch, Sumach u. s. w. Entweder haben wir es also mit einem sonst unbekannten jüngsten Dioskorides zu thun, wohl zu unterscheiden von dem, welchen schon Galenos den jüngern nannte; oder ein Excerpt aus dem ächten Dioskorides ward später, wie Lambecius annimmt, interpolirt; oder, was, wie sich bald zeigen wird, vielleicht noch mehr für sich hat, der Name Dioskorides ward vom Sammler oder späterer Hand ziemlich willkürlich zu solchen Mitteln an den Rand geschrieben, welche man theils mit Recht theils mit Unrecht auf diesen Schriftsteller zurückführen zu dürfen meinte.

Mehr beschäftigte man sich mit dem angeblichen Stephanos Athenäos, und die Meinungen über ihn gehen weit aus einander.

Noch besitzen wir von einem Schriftsteller dieses Namens einen Commentar zum Galenos, Scholien zum Hippokrates [1]) und einige praktisch medicinische Schriften. Aus ihm und Dioskorides, meinte man bis auf Dietz [2]), wäre das Alphabetum empiricum in späterer Zeit compilirt. Stephanos Athenäos selbst sollte aber zur Zeit des Kaisers Heraklios (regierte 603—641) gelebt haben. Diesem Kaiser widmete nämlich Stephanos Alexandreus die letzten seiner neun noch vorhandenen alchymistischen Aufsätze [3]), und Fabricius [4]) hielt beide Schriftsteller für identisch. Warum? das sagt er nicht, und ich finde keinen andern Grund dafür, als dass beide in den Handschriften der Philosoph genannt werden, worunter man in der spätern Kaiserzeit gewöhnlich einen Beflissenen der Goldmacherkunst verstand (der vermeinte Meister in der Kunst ward Sophos genannt). Damit streitet aber die barbarische Sprache des Stephanos Athenäos, der gemäss schon Freind [5]) ihn in eine viel spätere Zeit, Dietz [6]) mit Bezug auf eine Reihe einzelner Ausdrücke noch bestimmter ins ölfte Jahrhundert verwies. Daher denn auch die Neuern jene vermeinte Identität aufgegeben, doch merkwürdiger Weise nicht zugleich die daraus abgeleitete Zeitbestimmung des Atheners, deren unverkennbare Unrichtigkeit grade den Haupteinwand gegen Fabricius Meinung bildet. Zwar war Lambecius ohne Rücksicht auf den Alexandriner zu einer ähnlichen Zeitbestimmung des Atheners gelangt, allein durch so schwankende und unzusammenhängende Combinationen, dass davon gar nicht mehr die Rede sein kann.

Dietz ging noch weiter, er unterschied, ausser dem alexandrinischen Alchymisten und athenischen Arzt, noch einen dritten

---

1) *Apollonii Citiensis, Stephani, Palladii etc. scholia in Hippocratem et Galenum. Primum Graece edidit F. R. Dietz. Regimont. Prussor. 2 voll. 1834. 8.*

2) In der Vorrede zu vorstehendem Werk pag. XIX.

3) *Physici et medici Graeci minores. Congessit etc. J. L. Ideler. Berol. II, 1842, pag. 243.*

4) *Fabric. bibl. Graec. XII, pag. 693.*

5) *Freind hist. de la medic. I, pag. 132.*

6) *Dietz l. c.*

Stephanos mit dem Beinamen Magnetes, und erklärte diesen für den Verfasser unsers Alphabetum empiricum. Seine Gründe dafür versprach er später bei Herausgabe der griechischen Chemiker zu entwickeln, was leider sein zu früher Tod vereitelt hat. Mir war ein Stephanos Magnetes nur aus dem Titel eines Codex der Colbertschen Bibliothek bekannt, die jetzt einen Theil der grossen pariser Bibliothek ausmacht. Bei Fabricius [1]) lautet der Titel kurz so: Stephani Magnetis empirica. Cod. Colbert. 1477. Daraus schöpfte ich den Verdacht, Dietz hätte den Codex in Paris untersucht, und unser Alphabetum empiricum darin wieder gefunden. Ganz unerwartet bestätigte sich mir diese Vermuthung. Indem ich einige barbarische Ausdrücke des Alphabetum empiricum in Dufresnes Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis nachschlage, stosse ich unter κοντζούβιον plötzlich auf den griechischen Text der ganzen Stelle, worin das fragliche Wort vorkommt; eben so bei dem Worte Σόχ, und zu beiden citirt Dufresne denselben Cod. Colbert. 1477, Stephani Magnetis empirica. Ja wer sich die Mühe gäbe, Dufresnes ganzes Werk zu durchsuchen, fände wahrscheinlich noch mehr dergleichen. Eine dritte Stelle solcher Art bemerkte ich selbst noch unter Ἀσφόδριον. Damit halte ich den wahren Namen unsres Verfassers für hinlänglich fest gestellt; denn wie die Abschreiber den sonst unbekannten in den bekannteren Namen umändern konnten, begreift sich leicht, das Gegentheil schwer. Auch kann Dietz, nachdem er die Handschriften der griechischen Aerzte fast aller bedeutender Bibliotheken des Continents durchforscht hatte, noch andere Gründe für seinen sehr entschiedenen Ausspruch gehabt haben; an der Richtigkeit desselben lässt sich nicht länger zweifeln.

Wann lebte nun dieser Stephanos Magnetes? Darüber fehlt bis jetzt jedes bestimmte Zeugniss. Aus seinem Buche selbst ergab sich mir nur so viel. Die arabischen Namen, deren er sich zuweilen bedient, lassen vermuthen, dass er nicht jünger sei als das ölfte Jahrhundert, weil Simeon Seth, der erste griechische Arzt arabischer

1) *Fabric. biblioth. graec. XII, pag. 782.*

Färbung um 1075 schrieb. Citirt wird er von keinem mir bekannten Schriftsteller des Mittelalters; denn der Stephanus, dessen Synonyma Simon Januensis so häufig citirt, muss ein lateinischer Schriftsteller gewesen sein. Benutzt hat ihn aber, ohne ihn zu nennen, schon um 1280 Nikolaos Myrepsos, bei dem sich nicht nur manche ungewöhnliche Benennungen der Arzneimittel des Stephanos, die ausserdem nur noch bei den Glossatoren vorkommen, sondern ganze Composita mit geringer Abweichung wiederholen. Am auffallendsten zeigt sich das bei den Decocten, die Nicolaos am Schluss seiner Sectio XIX beschreibt. So entsprechen einander:

Nikol. nr. 15 u. Steph. pag. 46 B.	Nik. nr. 24 u. Steph. pag. 51 B.
„ „ 17 „ „ „ 11 B.	„ „ 25 „ „ „ 10 B.
„ „ 20 „ „ „ 11 A.	„ „ 26 „ „ „ 57 B.
„ „ 21 „ „ „ 67 A.	

Den meisten Decocten setzt Nikolaos jedoch noch etwas zu, was Stephanos nicht hat, woraus ich schliesse, dass jener diesen, nicht dieser jenen benutzte Auffallend ist aber bei dem ausserordentlichen Reichthum des Stephanos an Arzneikörpern, die sich in seinem kleinen Buch von nur 76 Blättern in klein Octav zusammendrängen, dass ihm gleichwohl viele der beliebtesten bei Arabern und spätern Occidentalen häufig vorkommenden Arzneikörper und Bereitungsarten fehlen. Ich meine die Syrupe u. dgl m., den Moschus, die Muskatnuss, das Anakardion, die verschiedenen Arten des Santalum u. s. w, wiewohl einige derselben sogar schon früher hin und wieder einmal genannt werden. Dürfen wir annehmen, dass diese neuen Arzneien im Abendlande eins nach dem andern allmälig Eingang fanden, so ergiebt sich daraus, das Stephanos innerhalb der angedeuteten Zeitgrenzen dem Simeon Seth näher stehen muss als dem Nikolaos Myrepsos, also wahrscheinlich um 1100 schrieb. Für älter halte ich ihn deshalb nicht, weil bei Michaël Psellos, der seine Diätetik um 1050 schrieb, die neuern orientalischen Früchte und Spezereien noch ganz fehlen.

Ueber den wahren Antheil des Stephanos Magnetes am Alphabetum empiricum wird uns wohl erst eine nähere Untersuchung

des pariser Codex aufklären. Bis jetzt wissen wir nur, dass nicht allein des Dioskorides Name auf dem Titel desselben fehlt, sondern dass auch Dufresne die beiden Stellen, die er daraus nahm, ohne Weiteres dem Stephanos zuschreibt, obgleich sie in der lateinischen Uebersetzung dem Dioskorides zugeeignet werden. Darauf gründet sich meine schon ausgesprochene Vermuthung, Stephanos sei der Verfasser, das heisst Sammler, des ganzen Buchs, und der Name des Dioskorides bei einem grossen Theil der Verordnungen ein späterer Zusatz.

Das nun folgende Verzeichniss seiner merkwürdigeren Pflanzen und einiger anderer Arzneikörper erlaube ich mir nur aus dem Grunde etwas ausführlicher zu liefern, als der geringe Gehalt des Buches an sich verdient, weil dies Buch bisher von allen Botanikern gänzlich vernachlässigt ward. Die meiste Aufklärung über zweifelhafte Namen desselben verdanke ich dem genannten Werk von Dufresne.

Verzeichniss der merkwürdigeren Pflanzen und einiger anderer Arzneikörper des Stephanos Magnetes.

D. bedeutet Dioskorides, St. Stephanos.

Aëtonyx, siehe Staphylis.

Agriae radix, St. p. 76 A. Vermuthlich Radix graminis. Der Scholiast zum Theokritos XIII, V. 42 erklärt ἄγρωστις durch ἀγρία.

Agriobenetidos cortex, D. p. 13 A, und Agriobenetis, St. p. 21 B, siehe Benetin.

Agriocaraphi semen (Canabis sylvestris), St. p. 34 B. Die eingeklammerten Worte scheinen eine Muthmassung des Uebersetzers zu sein. Näher liegt das arabische Karafs, Apium, was in der Uebersetzung des Serapion Karphi lautet. Doch ist bei unserm Schriftsteller jede Conjecturalverbesserung misslich.

Aguron oleum, D. p. 68 B. Nach einem medicinischen Wörterbuch bei Dufresne ἔλαιον ὀμφάκικον, Oel aus unreifen Oliven.

Anconii turiones, St. p. 45 B. Ein Mittel gegen den breiten Bandwurm. Ein botanisches Wörterbuch bei Dufresne erklärt ἄγκυνος und ἄκονος beides durch ἀγριοβασίλικον, wildes Basilicon. Aber was ist das? Sonst finde ich nichts zur Erläuterung dieser Pflanze.

Anthemis, quae et Chrysanthemum dicitur, D. pag. 37 B. Es verdient bemerkt zu werden, was Fraas S. 214 neuerlich wieder in Erinnerung brachte und mit neuen Gründen unterstützte, dass das Kapitel des Dioskorides vom Chrysanthemon IV, cap. 58 vermuthlich unächt ist, weil es 1) mit III, cap. 146 Buphthalmon beinahe wörtlich übereinstimmt; weil 2) Chrysanthemon von Allen, welche die Arzneimittel mit Rücksicht auf Dioskorides abhandelten, namentlich von Galenos, Oribasios, Aëtios und Paulos Aegineten, übergangen wird; und 3) weil in Griechenland nur Eine Planta composita mit grossen gelben Blumen und vieltheiligen Blättern, unser Chrysanthemum coronarium, um die Städte herum wächst Ein viertes Argument bietet Stephanos dar. Oft erläutert er Pflanzen des Dioskorides, wie auch Anthemis ist, durch neuere Namen, niemals Einen Namen solcher Art durch den andern.

Asphodeli radix cum oleo, D. p. 56 B. Die Worte des Originals nach dem pariser Codex bei Dufresne sind: Ἀσφοδρίου ῥίζα σὺν ὄξει, Asphodrii radix cum aceto.

Athaalba, St. p. 15 A. Vielleicht nur Druckfehler statt Acantha alba, oder völlig unbekannt.

Benetin, D. pag. 15 B; — Agriobenetidos cortex, D. p. 13 A; — Agriobenetis, St. p. 21 B. — Eine pariser Handschrift des Nikolaos Myrepsos bei Dufresne liest in dem Decoct nr. 26, das sich bei Stephanos pag. 57 A wiederholt, Βενέτου φύλλα, wo unser Stephanos Isatidis folia hat. Dafür ist folglich wieder Benetidos zu lesen. Einen ähnlichen Namen finde ich nur in den Synonymis, welche gleich hinter dem Quid pro quo in den meisten Ausgaben des Mesue stehen. Da wird Beneta durch Lingua canina erklärt, also für Cynoglossum, und unter diesem Namen kommt diese Pflanze bei Stephanos nicht vor.

24*

Aber der Name Cynoglossum selbst ist mehrdeutig. Bei Dioskorides IV, cap. 127 hält man es für unser Cynoglossum officinale, bei Plinius XXV, cap. 8, sect. 41 scheint es eine andere Pflanze zu sein, und endlich ist es auch Synonym von Plantago oder Arnoglosson, sowohl bei Dioskorides wie auch bei Oribasios XIV, cap. 62.

Bercinaclis dictae foliorum succus, D. p. 52 A, kenne ich nicht.

Beronice, siehe Electrum.

Cacuminum, St. p. 14 B. Wenn nicht aus Cuminum oder Cucumis entstellt, so kenne ich es nicht.

Calamintha tenui folii, St. p. 47 A, und eben so in demselben Decoct bei Nikolaos Myrepsos XIX, nr. 15.

Carnabadin, siehe Cuminum Aethiopicum.

Chamaecerasi dictae radix, St. p. 37 A. Prunus prostrata Labillard. Schon Plinius XV, cap. 25, sect. 30 beschreibt den Strauch aus Makedonien, wo ihn auch Grisebach (Flor. Rumel. I, p. 86, wiedergefunden hat, und aus Bithynien sogar schon Asklepiades Myleanos, ein Zeitgenosse des Pompejus, bei Athenäos II, cap. 11, pag. 50 edit. Casaub. Als Arzneipflanze finde ich ihn hier zuerst genannt.

Chamaeciste herba sic vocata, D. p. 27 B. Unbekannt.

Chamaesyce, siehe Trifolium.

Chirobotanum, siehe Portulaca.

Cholobotanum, St. p. 21 A. Wörtlich Gallenkraut. Kenne ich nicht. Vielleicht Euphorbia Lathyris, deren Körner nach Dufresne Cholococca, Gallenkörner hiessen.

Chortocoronae herba. Habet vero herba haec folia Rutae, nisi quod simpliciora sint, D. p. 21 A. — Herba, quae Chortocorone dicitur. Invenies eam aestatis tempore. Habet autem haec herba Rutae folia, sed simpliciora, St. p. 76 A. Zweimal dieselbe Beschreibung, aber auch die einzige im ganzen Buch, einmal dem Dioskorides, das anderemal dem Stephanos zugeschrieben. Man sieht, wie willkürlich die Namen vertheilt sind. Es könnte Peganum Harmala sein. Der Name scheint sonst nirgends vorzukommen.

Chryselaeon, siehe Ligustrum.

Chrysobalani, siehe Myrobalani citrini.

Croniadem (Accusativo), St. p. 11 A. Wiederholt sich bei Nikol. Myr. XIX, nr. 16 und 20. Vielleicht identisch mit Koronion, einem Synonym des kleinen Sesamoides bei Dioskorides IV, cap. 151. Die Endungen as, is und on variiren in den spätern griechischen Pflanzennamen sehr oft.

Couzombium, D. p. 14 A. Im Text des Stephanos Magnetes bei Dufresne *Κουτζούβιον*, und zwar das sogenannte, ohne den Zusatz Kraut, womit wenig bekannte Pflanzennamen eingeführt zu werden pflegen. Ich halte es für das armenische oder persische Kuzb oder Kuzba, nach des Golius arabischem Wörterbuch unsere Oelkuchen, das heisst die Ueberreste der ausgepressten Oelsamen, besonders des Sesam.

Cuminum Aethiopicum, quod Carnabadin dicitur, St. p. 11 B. Eben so, nur mit der leichten Veränderung in Carnabadium, in der Parallelstelle bei Nikol. Myr. XIX, nr. 20; auch I, nr. 1, wo der Commentar von Fuchs zu vergleichen. Auch *Καρναβάδιν* bei Simeon Seth, Littera K, nr. 17. Dem Namen nach ist es das Qaranbâd des Ibn Baithar II, S. 295, welches dieser jedoch als ein Synonym des gemeinen Kümmels betrachtet. Bei den übrigen Arabern finde ich den Namen noch nicht.

Dacrydin sive Scamoniam adjiciens, St. p. 11 B. Dacrydion, ohne die Erklärung, Nikol. Myr. in den beiden Parallelstellen XIX, nr. 16 und 20. Diagridium, i. e. Scamonea, Simon Januensis.

Dendrolibani cinis, D. p. 52 A. — Thus sive Dendrolibanon, D. p. 76 A. Nicht Weihrauch, sondern Libanotis Dioscor., das heisst unser Rosmarin. Flores Rosmarini coronarii, quod Dendrolibanon appellant, Joannes Actuarius pag. 50 B. edit. latin. Paris 1539. Dendrolibanum, Libanotis, Rosmarinus idem, Simon Januensis. War im Mittelalter fast allgemeines Surrogat des ächten Weihrauchs Daher die Verwechselung mit diesem bei unserm Schriftsteller, und noch auffallender Geoponic. XI, cap. 15 et 16,

Electrum, quod et Beronice dicitur, St. p. 67 B. Zahlreiche Beweisstellen, dass Βερωνίκη und Βερνίκη wirklich unsern Bernstein bedeuteten, sammelte Dufresne. Offenbar gebildet aus dem deutschen Bernstein, von brennen, niederdeutsch bernen. Aus Bernike entstand das neulateinische Vernik, und endlich wieder das deutsche Firniss.

Haematostolos herba, St. p. 13 B. Mir unbekannt. Wörtlich das blutstillende Kraut, vielleicht also, was lateinisch herba sanguinaria. Aber das ist ein vieldeutiger Name, worunter man bald Capsella Bursa pastoris, bald Geranium sanguineum, bald Tormentilla erecta zu verstehen hat.

Inintzium Chaldaici corium ℥jj, St. p. 71 B. Ἠνιταίον δέρματος χαλδαικοῦ, Nicol. Myr. I, nr. 332, in der Anmerkung von Fuchs zu dieser Stelle. Offenbar eine thierische Substanz, doch nach beiden Lesarten gleich unverständlich.

Jocostus, D. p. 24 B; Jocostum Arabicum, D. p. 61 A. Vermuthlich eine Verbindung des Kostos mit Veilchen, wie Josaccharum und mehr dergleichen.

Isatidis folia, siehe unter Benetin.

Katastaton, St. p. 63 A; auch Nicol. Myr. XVII, nr. 46, 47, 48, wo Fuchs pag. 336 lin. 2 den Ausdruck nicht zu verstehen bekennt. Stephanos erklärt ihn selbst, indem er sagt: Amylum sive Katastaton. Eben so der Scholiast des Theokritos zu IX, vers. 21, der es zu seiner Zeit schon nöthig fand, zu des Dichters Worte ἄμυλον die Erklärung zu geben: so heisst das, was man gewöhnlich Katastaton nennt.

Lapis Lazuli, St. p. 33 A, führe ich nur an, weil der Name persischen Ursprungs ist. Den Gebrauch desselben bei griechischen Schriftstellern des ölften bis zurück ins sechste Jahrhundert hat Beckmann (Beiträge zur Gesch. d. Erfindungen III, S. 176 folgende) nachgewiesen, und zugleich gezeigt, dass darunter gewöhnlich nicht unser ächter Lasurstein, sondern verschiedene von Kupferoxyd blau gefärbte Mineralien verstanden wurden.

Lepidium, quod sylvestre Nasturtium est, St. p. 66 A. Ein sonst nicht gewöhnliches Synonym.

Ligea herba, und

Ligni lacryma, siehe Lygea.

Ligustri folia, quod et Chryselaeon dicitur, D. p. 13 A. Ein altes Glossar bei Dufresne erklärt χρυσοέλαια durch ζιζυφαία, und nach Fraas ist wenigstens ἄγρια τζιτζυφυιά der heutige neugriechische Name unserer Elaeagnus angustifolia, auf welche die Bezeichnung Goldölbaum sehr gut passt.

Quae Linocostis dicitur, St. p. 10 B, wohl nur Druckfehler für Linozostis, das ist Mercurialis annua.

Linosperma, und Linospermon St. p. 13 B, wo jenes einmal, dieses zweimal steht, vermuthlich zwei Worte λίνου σπέρμα, Leinsame.

Lulacium, St. p. 59 B; Lulakion, St. 33 B. Vielleicht die Artischocke. Denn zwei botanische Glossarien bei Dufresne erklären λιμόνιον durch ἀγριολουλάκην, und Limonium ist bei Plinius XXII, cap. 22, sect. 43 Synonym von Scolymos.

Lygeae folia, D. p. 27 B; Ligea herba, D. p. 33 A; Ligni lacryma St. p. 30 A; Lysseae herbae radix et folia, St. p. 8 A, sind vermuthlich nur verschiedene Lesarten desselben Namens. Lacryma Ligaeae steht auch bei Nikol. Myr. III, nr. 3. Ist unsere Vitex Agnus; denn Eustathios sagt bei Dufresne; statt Lygos sage man gemeinlich Lygea.

Lyssea, siehe Lygea.

Myrobalani, D. 66 A; Myrobalani citrini sive Chrysobalani flavi dicti, St. p. 11 A, wurden den Griechen erst durch die Araber bekannt.

Oxyporon sive Peplium, St. p. 10 B; Oxyporium, St. p. 11 A; Peplium, St. p. 11 A; Peplium Italicum, St. p. 10 A; Alypiadis et Oxyporii contrita probe jejuno cum Brodio offerto St. p. 11 A. Ebenso Nikol. Myr. XIX, nr. 25 am Schluss: Alypiam et Oxypurin trita probe praebeto jejuno cum jure. Denn Brodion ist bei den spätern Griechen, was bei den Lateinern Jus war, Fleischbrühe. Fuchs bei der Stelle des

Nikol. Myr. erräth glücklich, dass Oxyporon statt Oxypurin zu lesen sei, was der pariser Codex bei Dufresne bestätigt, wiewohl auch die andre Form möglich wäre. Er hält das aber für die Bezeichnung jeder Abführung ohne Unterschied; Stephanos bebelehrt uns, dass es Synonym von Peplion war, was schon bei Galenos XII, pag. 97 edit. Kühn., Oribasios XIV, cap. 14 und deren Nachfolgern vorkommt, und nur Nebenform ist zu Peplis Dioscor., das heisst Euphorbia Peplis. Minder glaubwürdig ist ein botanisches Glossar bei Dufresne, was Oxypuron durch Tithymallon erklärt.

Ozochireas gummi, folia Isatidis cum Coriandro viridi et Laserpitio imposita, St. p. 57 A. In der Parallelstelle bei Nikol. Myr. XIX, nr. 26 lauten die Worte bei Dufresne nach dem pariser Codex: *Ἀζοχοιρέας κώμην καὶ βενέτου φύλλα*, und in der Uebersetzung von Fuchs: Azochoereae comam, Veneti folia, Coriandri viridis et Lassari illita. Die zwiefache Schreibart des ersten Namens, den Wolf in seiner Handschrift unstreitig *ʼοζοχοιρέας* gelesen, bietet so viele Vermuthungen dar, dass sich keine festhalten lässt, zumal da wir nicht einmal sicher sind, ob wirklich das Gummi oder der Blattschopf der Pflanze benutzt ward. Dass statt Isatidis warscheinlich Benetidis zu lesen sei, sagte ich schon unter Benetin. Ob Laser oder Laserpitium richtig ist, bleibt vollends ungewiss. Gebraucht ward das ganze Compositum zur Linderung gegen Phlegmonas totius corporis, fervores et erysipelata, sollte also vermuthlich kühlen.

Parthenudin, quae Mercurialis dicitur, St. p. 11 B. Die Formen *παρθενούδη* und *παρθενοῦδι* statt des altgriechischen *παρθένιον* hat Dufresne. *Παρθένιον* steht schon bei Dioskorides IV, cap. 188 als Synonym von *λινόζωστις* oder Mercurialis, und dafür erklärt es auch noch ein Glossar bei Dufresne.

Peplium, siehe Oxyporon.

Percoboscum, St. p. 59 A, gebildet wie das ächtgriechische Elaphoboscum, kann dem Wortsinn nach Uebersetzung des lateinischen (Smyrnium) Olus atrum sein. Den Namen finde ich jedoch nirgends weiter.

Periplocas herba, St. p. 10 B, erklärt ein Glossar bei Dufresne durch Smilax.

Persea sylvestris, St. p. 21 B, sicher nicht wilde Pfirsiche, und überhaupt nicht Persea, sondern Persa. Das hat auch Nikol, Myr. XXXV, nr. 6, wo es Fuchs irrig in Persia umänderte. Nach Dufresne, also ohne Zweifel nach alten Glossarien ist es Amaracus, das ist bei Galenos und den Spätern unsere Matricaria Chamomilla und was dafür galt.

Physalis, St. p. 26 B, steht schon bei Dioskorides IV, cap. 72 als Synonym von στρύχνος ἁλικάκαβον, d. i. Physalis Alkekengi.

Picrodaphnes succus, St. p. 21 B. Nach dem Anhange zu Dufresne's Glossar hat schon ein pariser Codex des Aëtios bei dem Artikel (der einfachen Arzneimittel) vom Nerion oder der Rhododaphne noch den Zusatz: oder Pikrodaphne; und so heisst der Oleander in Griechenland nach Fraas S. 159 noch jetzt.

Portulaca, quae et Chirobotanon vocatur, St. p. 70 A. Eben so erklärt ein Lexikograph bei Dufresne: χειροβοτάνη ἡ ἀνδράχνη. Andrachne Diosc. ist aber unsere Portulaca oleracea.

Psidia et Balaustia, D. p. 28 A. So nannte man später, was früher Sidia hiess, die Schalen des Granatapfels. Psidia, mali granati cordex, Simon Januensis. Psidia, i. e. flos mali granati et cortex, Matthaeus Sylvaticus.

Rha barbarum, D. p. 75 B; Rha Indicum, St. p. 21 A.; Rheum Indicum, St. p. 47 A. Wieder ein ächt arabisches, den Altgriechen unbekanntes Mittel.

Soch, St. p. 18 A. Die Worte sind: Solanum et quod Soch appellatur. Eben so im Codex des Stephanos Magnetes bei Dufresne: Στρύχνος καὶ ἡ καλουμένη σόχ. Ein arabisches Wort, das die Glossarien bei Dufresne unter σούχ und σούκ eben so verschieden wie verkehrt auslegen. Erst Simon Januensis giebt unter den Artikeln Galia muscata, Socum und Suc, indem er auf die Araber zurückgeht, die richtige Bedeutung. Nach Ibn Sina I, pag. 219 des Originals oder II, pag. 213 A edit. latin. Plempii ist es eigentlich ein Präparat aus der chinesischen

Phyllanthus Emblica (nicht deren Frucht, wie Ainslie Materia Indica I, pag. 240 sagt); doch weil es selten ächt zu haben sei, fügt Ibn Sina hinzu, so bereite man es auch aus Galläpfeln und unreifen Datteln. In Ostindien steht dasselbe Mittel, wie es scheint, unter den Namen Bit-Lâbân oder Sochul noch jetzt in Ruf. Siehe Ainslie a. a. O. II, pag. 41.

Staphylis, quae et Aëtonyx dicitur, succus, St. p. 71 B. Den ersten Namen finde ich sonst nicht. Aëtonychon steht bei Dioskorides IV, cap. 129 unter den Synonymen des Leontopodion.

Sumach, St. p. 27 A, der bekannte arabische Name für Rhus. Auch bei Nikol. Myr. I, nr. 155.

Trifolii herbae, quae et Chamaesyce dicitur, folia flores et semen pota pleuriticos et peripneumonicos sanat, D. p. 57 B. Dieselbe Wirkung schreibt der ächte Dioskorides seinem Triphyllon, unsrer Menyanthes trifoliata zu, die in Griechenland nicht wächst. Von seiner Chamaesyce, unserer Euphorbia Chamaesyce, rühmt er ganz andere Wirkungen. Der Name Triphyllon kommt aber bei Dioskorides selbst schon auch als Synonym von Lotos und von Kytisos vor; auch von Medion, doch bemerkt schon Sprengel, dass die bei dieser Pflanze stehenden Synonyme gar nicht zu ihr passen. Fast möchte ich daraus auf einen Chamaekytisos rathen, woraus Chamaesyke entstanden.

Trigonidis herbae semen, D. p. 22 A, vielleicht Peristereon Dioscor., d. i. Verbena, mit dem Synonym Trygonion.

Xylocerata, St. p. 35 B, Kirschen. Manuel Malaxos, ein griechischer Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts bei Dufresne, nennt Xylokeratia in einer aus einem ältern Schriftsteller entlehnten Stelle, worin dieser δένδρον κερασίαν sagt.

Zodoar, St. p. 44 A; Raphanus, qui Zodoar dicitur, St. p. 28 B. Scheint gleich wie Zedoaria, St. p. 46 B, 71 B, dem Namen nach das arabische G'idwar zu sein; wird aber von Stephanos durch die verschiedene Schreibart und noch mehr durch das bei-

gefügte Synonym hinlänglich davon unterschieden. Mir ist diese Benennung für Raphanus völlig unbekannt.

Quod Zuphion vocatur, St. p. 71 B, ein Gegengift. Dufresne hält ζούφιον für eine Abkürzung von ζωύφιον, Thierchen. Das passt hier nicht. Die Araber machten aus zwei im Griechischen sehr verschiedenen Worten, aus οἴσοπος, dem Schmier der Schaafwolle, und aus ὕσσωπος, dem Ysop, ein einziges Wort Zufâ, und unterschieden die beiden Dinge durch Zusätze. Siehe Ibn Sina I, pag. 166 des Originals, II, pag. 118 der Uebersetzung von Plempius. Daraus scheint hier Zouphion entstanden zu sein, und zwar in der Bedeutung von οἴσυπος; denn Pflanzen pflegt Stephanos nicht durch quod, sondern durch herba quae dicitur, einzuführen.

§. 54.

Michael Glykas.

Ungefähr hundert Jahr später begegnen wir erst wieder einem griechischen Schriftsteller, der hier genannt zu werden einigen, wiewohl sehr schwachen Anspruch hat, dem Historiker Michael Glykas. Ich will nicht untersuchen, ob er, wie ihn Handschriften nennen sollen, ein Sicilianer, Sikcliotes, war, oder, wie ihn ein späterer Schriftsteller nennt, Sikyditos hiess, was die Abschreiber irre führte [1]). Er ist zu unbedeutend für uns, um ihm so viel Raum zu gönnen.

Sein Hauptwerk ist eine Universalgeschichte in vier starken Büchern. Das erste handelt von der Schöpfung, das zweite geht von Adam bis Julius Cäsar, das dritte von diesem bis Konstantin dem Grossen, das vierte endlich bis zum Tode des Kaisers Alexios I, das heisst bis 1118. Herausgegeben ist das vollständige Werk zuerst von Labbe 1660 in der pariser Sammlung des Scriptores historiae Byzantinae, und sorgfältiger, wiewohl ohne neue kritische Hülfsmittel, von Immanuel Bekker 1836 in der durch

1) Man vergleiche darüber *Fabricii bibliothec. Graec. X, pag. 228.*

Niebuhr veranlassten neuen Sammlung jener Schriftsteller. Uns berührt nur das erste Buch, und darin nur ein Theil der Betrachtung über den dritten Schöpfungstag (pag. 21—27 edit. Bekkeri), indem der grössere Theil vom Wasser handelt, und sich unterandern ausführlich über das periodische Steigen und Fallen des Nil verbreitet. Aber auch das Wenige, was die Pflanzen betrifft, kennen wir bis auf einen geringen Rest schon aus den Homilien des Basilios des Grossen; und Michael Glykas verleugnet nicht, was er ihm verdankt, wie er denn überhaupt mit Citaten, nicht allein der Kirchenväter, sondern auch alter griechischer Philosophen wahren Luxus treibt. Vergleichen wir nun das Botanische bei ihm und Basilios, so finden wir erstlich unsern Michael beträchtlich ärmer als seinen Vorgänger, und zweitens nicht sehr glücklich in der Wahl dessen, was er aufnahm und überging. Ein einziges Moment fehlt bei Basilios und scheint arabischen Ursprungs zu sein, wiewohl ich seine unmittelbare Quelle nicht anzugeben weiss. Die Palmen, sagt Michael (pag. 24 sq.), wären nach Aussage der Pflanzenzüchter (*φυτουργοί*) theils männlich theils weiblich, und, was wunderbar, es gäbe unter ihnen physische Liebe. Denn das Weibchen neige sich, gleichsam von Leidenschaft angetrieben, und nach Umarmung verlangend, unter das Männchen, und darauf, als ob es sich nun befriedigt fühle, strecke es seine Zweige wieder empor, und nehme seine frühere Stellung wieder an. Das erinnert lebhaft an die noch mehr ausgemalte Erzählung desselben Phänomens bei Ibn Alwardi in dem von Aurivillius herausgegebenen Fragment [1]). Indess lebte dieser Araber lange nach Michael Glykas. Dann kommt er auf die Caprification der Feigen, wofür es ihm an griechischen Quellen nicht fehlte. Das ist alles, was ich aus Michael anzuführen habe. Von eigener auch nur nothdürftiger Naturanschauung finde ich keine Spur bei ihm. Die Zeit der ersten Kaiser aus des Komnenos Hause, die des Alexios I., des Joannes I. Kalojoannes, und des Manuel I.,

1) *Carol. Aurivilii dissertationes ad sacras literas et philologiam orientalem pertinentes cum praefatione J. D. Michaelis. Gottingae et Lipsiae 1790, in 8., pag. 53 sq.*

die zusammen grade hundert Jahr lang (1081 1180) regierten, zeichnet sich aus durch den neu erwachten Eifer für das Studium des Alterthums; es entwickelte sich um diese Zeit, wie Anna Komnena [1]) in ihrer Alexias versichert, ein ganz neuer Zweig grammatischer Kunst, Schedographie genannt, sogar der alte Homeros erhielt in Eustathios einen neuen Ausleger. Nur die Medicin nahm an dem allen wenig, andere Naturwissenschaften gar keinen Theil.

§. 55.

Nikolaos Myrepsos und Joannes Aktuarios.

Lange dauerte der Aufschwung nicht, bald folgte der Zeit der Komnenen die der tiefsten Erniedrigung des östlichen Kaiserreichs. Kreuzfahrer unter Graf Balduin verdrängten im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die griechischen Kaiser und gründeten das durch Plünderungen Feuersbrünste Verheerungen jeder Art verrufene sogenannte lateinische Kaiserthum in Konstantinopel, das sich bis zum Jahr 1261 erhielt [2]). Aus dieser Zeit habe ich keinen Schriftsteller zu nennen. Erst als es wiederum einem Griechen Michael Paläologos gelang die Lateiner zu vertreiben und den Thron zu besteigen, flackerte das nie ganz erstickte Feuer wissenschaftlicher Begeisterung in Griechenland für kurze Zeit noch einmal, und zum letzten mal auf; und auch wir wollen die beiden letzten Aerzte dieser Zeit, wenn auch mehr aus Pietät gegen die Nation als wegen ihres Einflusses auf die Botanik, nicht übergehen.

An Werth einander sehr ungleich, nenne ich sie doch zusammen, weil beide ihre Beziehung zur Botanik einem Antidotarium, das heisst im weitesten Sinne einem Werk über zusammengesetzte Heilmittel verdanken, und weil es hergebracht ist die Zeit des Einen nach der des Andern zu bestimmen.

---

1) *Annae Comnenae Alexias, edit. Paris. 1651 in fol., lib. XV, pag. 485,* und daraus in *Dufresne glossarium mediae et infimae graecitatis, sub vocibus* *σχέδος* et *σχεδόγραφος*, wo noch mehreres über den Gegenstand gesammelt ist.

2) Ueber den verderblichen Einfluss dieser kurzen Zeit auf die klassische Literatur vergleiche man *Heeren's Geschichte des Studiums der klassischen Literatur I, S. 214.*

Nikolaos Myrepsos Alexandrinos, wie ihn die Handschriften nennen, ward oft verwechselt mit einem weit ältern salernitanischen Schriftsteller Nicolaus Präpositus, der auch ein Antidotarium geschrieben, aber in lateinischer Sprache; und diese Verwechselung begegnete schon dem ersten Herausgeber einer alten lateinischen Uebersetzung jenes Griechen, worüber ich die beste Aufklärung bei Choulant [1]) finde in folgenden Worten: „Durch den Calabresen Niccolo von Reggio [2]), welcher im XIV. Jahrhunderte zu Salerno lehrte, war das Antidotarium des Nikolaos Myrepsos zu einem kurzen Auszuge in lateinischer Sprache verarbeitet, oder vielleicht ein in griechischer Sprache schon vorhandener Auszug lateinisch übersetzt worden. Diesen mit fremder Zuthat schon belasteten Auszug verschmolz Ammonius mit dem Antidotarium des Nicolaus Präpositus, welches er für einen ähnlichen, aber unvollständigeren Auszug des Myrepsos hielt, brachte das Ganze in alphabetische Ordnung und veränderte einigermassen die Latinität.“ Das ist die mir nur durch Choulant bekannte Ausgabe:

Nicolai Alexandrini liber de compositione medicamentorum etc. curavit J. Agricola Ammonius. Ingolstadii 1541, in 4.

Den vollständigen Nikolaos Myrepsos übersetzte erst Fuchs nach einer griechischen Handschrift, gab aber leider nicht den Text, sondern nur seine Uebersetzung heraus, begleitet von einem Commentar, worin er manche dunkle Stelle und zweifelhafte Namen des Originals abdrucken liess, unter dem Titel:

Nicolai Myrepsi Alexandrini medicamentorum opus, in sectiones quadraginta octo digestum, hactenus in Germania non visum etc. a Leonarto Fuchsio etc. e Graeco in Latinum recens conversum luculentissimisque annotationibus illustratum. Basileae 1549 in fol.

Dieser Ausgabe bediene ich mich. Spätere Abdrücke derselben

---

1) *Choulant, Handbuch der Bücherkunde der ältern Medicin, zweite Aufl., Seite 157.*

2) *Nicolaus Rheginus* ist zugleich der älteste Uebersetzer vieler Werke des *Galenos* in der lateinischen Ausgabe der Werke desselben *Papiae 1516. fol.*

sind, so weit ich sie kenne, minder sauber und correct, ausgenommen der in der stephanschen Sammlung Medicae artis principes etc., der der Originalausgabe gleichkommt. Der griechische Text ist noch ungedruckt.

Es ist ohne Vorrede, ohne allen weitern Text, eine wüste Masse von Recepten zur Anfertigung zusammengesetzter Medicamente, oft, doch nicht immer, mit kurzer Angabe ihrer Wirkung. Eigentliche Citate älterer Schriftsteller kommen nicht vor, doch sind viele Compositionen nach ihrem Erfinder benannt, oder es wird gesagt, welche vornehme Person sich ihrer bediente, oder wem der Verfasser ihre Mittheilung verdankte. Ein nicht ganz vollständiges Verzeichniss der in solcher Weise angeführten Personen lieferte Fabricius in seiner griechischen Bibliothek XIII, pag. 9 sqq. Nur diejenigen, wonach man das Zeitalter des Myrpsos hat bestimmen wollen, hebe ich aus.

Mesue sect. 32, cap. 117. Er starb nach Leo Africanus, einer freilich unzuverlässigen Quelle, im Jahr 1015.

Michael Angelus Regalis sect. 1, cap. 295, ist unstreitig der Kaiser Michael VIII. Paläologos, der 1258, als in Konstantinopel noch die lateinischen Kaiser walteten, in Nikäa gekrönt ward, und drei Jahr darauf 1261 nach Vertreibung jener in Konstantinopel einzog. Er starb 1282.

Nicolaus der Pabst, sect. 2, cap. 9. Welcher, wird nicht gesagt. Man vermuthet den dritten dieses Namens, der 1277—1280 regierte, weil er der muthmasslichen Zeit des Schriftstellers am nächsten stand. Indess kann auch ein früherer gemeint sein; denn Myrepsos sagt nur: „Dieses Mittels bediente sich der Pabst Nicolaus;“ und dasselbe sagt er bei andern Mitteln von weit ältern Personen, z. B. von Kleopatra.

Dominus Joannes sect. 10, cap. 103, und

Magister Joannes sect. 32, cap. 99. Darunter versteht Sprengel (Gesch. d. Medic. dritte Aufl. II, 335, Anmerkung 63) den Joannes Aktuarios, auf den ich bald kommen werde.

Actuarius sect. 40, cap. 8, mit dem Zusatz, er hätte unter der Regierung des Königs (stand da βασιλεύς, so hätte Fuchs über-

setzen sollen, des Kaisers) Constantinus eine gewisse Seife bereitet. Ihn scheint Freind im Sinne zu haben, wenn er sagt (hist. d. l. medec. I, pag. 155) Nikolaos Myrepsos citire den Joannes Aktuarios; wogegen Sprengel aus dem Zusatze mit Recht folgert, dieser Aktuarios müsse ein anderer sein. Und wirklich hat Myrepsos sect. 36, cap. 138 auch noch einen Theodorus Actuarius, den wir nicht kennen. Ueberhaupt war Aktuarios ein blosser Titel, den viele Aerzte am kaiserlichen Hofe führten, und der, wie wir gleich sehen werden, auch dem Nikolaos Myrepsos selbst beigelegt wird.

Nun leuchtet ein, wie schwach begründet Freinds ohne Angabe einer Beweisstelle unbeschränkt ausgesprochene Behauptung ist, Nikolaos Myrepsos citire den Joannes Aktuarios, so dass wir nicht einmal wissen, ob er den einfach Actuarius, oder mit Sprengel den einfach Joannes genannten Mann im Sinne hatte. Sprengels Deutung wäre nicht unwahrscheinlich, wenn wir wüssten, dass Joannes Aktuarios vor Nikolaos Myrepsos gelebt hätte; dies erst zu beweisen, genügen des Myrepsos Citate nicht. Doch davon mehr bei Joannes Aktuarios selbst.

Für die Zeitbestimmung des Nikolaos Myrepsos ist das Citat des Kaisers Michael VIII. Paläologos das wichtigste, indem es uns die unterste Grenze, nach welcher er geschrieben haben muss, kennen lehrt. Die oberste Grenze, vor welcher er geschrieben haben muss, liesse sich genauer angeben, wenn uns die Zeit seines Uebersetzers Nicolaus Rheginus zu ermitteln gelänge. Mir fehlen dazu alle Hülfsmittel, und frühere Literatoren behandeln diesen Schriftsteller, der doch als der älteste Uebersetzer des Galenos für die Geschichte der Medicin von Bedeutung ist, entweder nur flüchtig, oder sie übergehen ihn ganz. Wenn sich aber seiner Uebersetzung des Nikolaos Myrepsos, wie ich nicht zweifeln kann, schon Franciscus Pedemontanus, Matthäus Sylvaticus und sogar Petrus de Abano bedienten, so bleibt doch nur ein enger Zeitraum übrig, innerhalb dessen Nikolaos Myrepsos sein Antidotarion geschrieben, und Nicolaus Rheginus dasselbe übersetzt haben muss. Denn die beiden erstgenannten waren Leibärzte

des Königs Robert von Sicilien, der von 1310 bis 1343 regierte. Ihm widmete Matthäus seine berühmten Pandekten der Medicin schon 1317. Der letztgenannte aber schrieb seinen Conciliator differentiarum sogar schon um 1313. Folglich muss die Uebersetzung des Nicolaus Rheginus in die ersten Jahre des XIV., wenn nicht gar schon in die letzten des XIII. Jahrhunderts gesetzt werden, und Nikolaos Myrepsos selbst muss kurz zuvor, etwa zwischen den Jahren 1270 und 1290 geschrieben haben. Ich will indess nicht verhehlen, dass alle drei unsern Myrepsos nur mit dem Namen Nicolaus bezeichnen, der auch auf Nicolaus Präpositus bezogen werden könnte, und dass ich selbst mich von der wirklichen Beziehung auf unsern Myrepsos nur bei einigen zwanzig Stellen des Franciscus Pedemontanus durch Vergleichung der citirten Stellen mit den beiden Antidotarien des Myrepsos sowohl als des Präpositus überzeugt habe. Hinsichtlich der beiden Andern verlasse ich mich auf Freind, der ausdrücklich versichert, alle drei hätten mehrere Mittel von Myrepsos, die sich wirklich in seiner Sammlung wiederfänden, unter Anführung seines Namens von ihm aufgenommen.

Mit dieser Zeitbestimmung der Schrift verträgt sich recht gut eine andere der Person des Myrepsos in einer Stelle des byzantinischen Historikers Georgios Akropolites [1]), welche Dufresne benutzte, um zu zeigen, was Aktuarios bedeute, und welche Sprengel zuerst auf unsern Myrepsos bezog. Jener Historiker erklärte dem Kaiser Joannes eine im Jahr 1241 eingetretene Sonnenfinsterniss durch die Stellung des Mondes zwischen Sonne und Erde. Ihm widersprach der grade gegenwärtige Arzt Nikolaos, „ein Mann in der Philosophie wenig bewandert, doch ausgezeichnet in seiner eignen Kunst zumal als Praktiker. Er besass den Rang eines Aktuarius.“ Geschrieben haben muss er daher sein geistloses Buch,

1) *Georg Acropolit. epitome chronic. cap. 39, pag. 34 edit. Paris.*, — daraus abgedruckt in *Dufresne glossarium ad scriptt. med. et infim. graecitatis sub voce Ἀκτουάριος*, — und mit Auslassung der letzten Worte in *Sprengel's Gesch. d. Medic. Dritte Aufl. II, S. 334, Anmerk. 59.*

das Antidotarium, von dessen Albernheiten uns Fabricius [1]) eine kleine Bumenlese gab, in hohem Alter.

Ganz anderer Art war der Aktuarios Joannes des Zacharias Sohn, welchen Neuere schlechthin Aktuarios zu nennen pflegen; ein Mann von Geist und klassisch-philosophischer Bildung, der selbst ein besseres Zeitalter würde geziert haben. Wie er sich als denkender selbst beobachtender Arzt auszeichnet, was er zumal für psychische Heilkunde gethan, wie er die Lehre vom Urin meisterhaft behandelt und physiologisch zu begründen versucht: das alles und mehr dergleichen gehört nicht hierher [2]). Als Botaniker haben wir es nur mit seinen Nahrungs- und Heilmitteln zu thun. Von der Bereitung der zusammengesetzten Heilmittel handeln die beiden letzten Bücher seiner Methode der Heilkunst unter dem besondern Titel: von den Formen der zusammengesetzten Heilmittel, die man daher sein Antidotarium zu nennen pflegt. Doch werden wenigstens die abführenden Mittel auch einzeln darin abgehandelt. Vollständig kennen wir dies bedeutende Werk leider nur nach einer etwas zu freien Uebersetzung unter dem Titel:

Actuarii Joannis filii Zachariae methodi medendi libri sex etc. Cor. Henricus Mathisius, Burgensis medicus, nunc primum vertit. Accessit rerum ac verborum index locupletissimus. Venetiis 1554, in 4.

Griechisch erschienen davon bis jetzt nur das erste und zweite Buch, jedes unter besonderm Titel, in Idelers Sammlung Physici et medici Graeci minores, vol. II, pag. 353 sqq. Das Antidotarium allein erschien aber auch besonders in einer ältern Uebersetzung:

Actuarii de medicamentorum compositione, Ruellio interprete. Parisiis 1539, in 12. und ward nach Choulant vermuthlich öfter wieder abgedruckt.

---

1) *Fabrici biblioth. graec. XIII, pag. 6—9.*

2) Am lesenswerthesten darüber bleibt noch immer *Freind historie de la medecine I, pag. 138—156,* wo man sogleich alles findet, was Freind über das Alter des Joannes Aktuarios gesagt hat, und was ich zu widerlegen versuchen werde.

An diese Uebersetzung eines grundgelehrten Botanikers hätten wir uns zu halten, wäre sie nicht leider lückenhaft. Namentlich fehlt darin ein grosser Theil der einfachen Abführungsmittel. Ich übergehe, als für uns ohne Nutzen, sein Werk über den Harn. Doch nicht ganz vernachlässigen dürfen wir seine zwei Bücher von den Wirkungen und Erleidungen des Lebensgeistes (τοῦ ψυχικοῦ πνεύματος). In der lateinischen Uebersetzung des Julius Alexandrinus Tridentinus bilden sie einen Anhang zu der angezeigten lateinischen Ausgabe der Methodus medendi, und griechisch erschienen sie endlich auch in Idelers Sammlung vol. I, pag. 312 sqq. Das fünfte und sechste Kapitel des zweiten Buchs enthalten eine gedrängte Uebersicht der vegetabilischen Nahrungsmittel in diätetischer Beziehung. Die beiden von Choulant angegebenen lateinischen Ausgaben der Werke des Joannes Aktuarios in den schon genannten Uebersetzungen kenne ich nicht. Der Abdruck derselben in der stephanschen Sammlung Medicae artis principes etc. giebt auch nur dieselben Uebersetzungen.

Ich komme zur Zeitbestimmung des Joannes Aktuarius. Die Schriftsteller des höchsten Alterthums ausgenommen, giebt es wenige, über deren Zeit die Meinungen so oft wechselten. Man hatte ihn ins XII., ja ins XI. Jahrhundert gesetzt, als ihn Lambecius [1]) gestützt auf das Zeugniss einer wiener Handschrift plötzlich ins XIV. Jahrhundert herabrückte. Dabei blieb es, bis Freind mit Lebhaftigkeit ihn wieder älter zu machen suchte, doch ohne zu sagen, wie alt er denn eigentlich sein sollte. Einen Mittelweg versuchte darauf Sprengel, indem er ihn zwar etwas, doch nur wenig älter als den Nikolaos Myrepsos sein liess. Mir ist das fast unbegreiflich, ich kenne für die Zeit des Joannes Aktuarios nur ein einziges klares historisches Zeugniss, das von Lambecius aufgefundene; Alles, was man sonst noch zu demselben Zweck herbeigezogen hat, schwankt. Es fragt sich also, ob sich dies Zeugniss entkräften, oder wohl gar im Gegentheil noch unterstützen lässt. Es ist folgendes. Vor dem ersten Buch der Heilkunst steht

1) *Lambecii commentarii de bibliotheca Caesar. Vindobonensi VI, pag. 111 sqq.*

eine Zueignung, welche zwar nicht in der lateinischen Uebersetzung, wohl aber in dem jetzt vollständig gedruckten Original der wiener Handschrift die Ueberschrift führt: *Τῷ παρακοιμωμένῳ τῷ Ἀποκαύχῳ καὶ ὕστερον χρηματίσαντι μεγάλῳ δουκί*, — „dem Oberkammerherrn Apokauchos, welcher sich später auch den Titel eines Gross-Dux erwarb.“ Damit sind Person und Zeit genau bestimmt. Auf Verwendung des Gross-Domestikos (etwa Staatskanzlers), nachherigen Kaisers Joannes Kantakuzenos ward Apokauchos zum Oberkammerherrn (*παρακοιμώμενος*) ernannt[1]), und kommt unter diesem Titel sehr oft vor bis zum Jahre 1342, wo er sich den eines Gross-Dux zu erschleichen wusste[2]). Zwischen diese beiden Jahre fällt also nach dem Verfasser jener Ueberschrift das erste Buch der Heilkunst des Joannes Aktuarios. Allein in der Zueignung selbst, wendet Freind ein, nennt Joannes den Namen Apokauchos nicht. Sehr richtig, und eben so natürlich, nachdem er ihn in der Ueberschrift genannt hatte. Und dass die Person, der er sein Buch gewidmet, wirklich Oberkammerherr war, sagt er wenigstens selbst in seinem zweiten Buch vom Lebensgeist cap. 15. In jener Zueignung hatte er gesagt: „Weil dich der Kaiser mit einer Gesandtschaft zu den Skythen geschickt hat, und du, falls du erkranktest, meines Beistandes nicht entbehren wolltest, so u. s. w.“ — In jener zweiten Stelle eines spätern Werks erzählt er, da der Vorsteher des kaiserlichen Schlafzimmers (*ὁ προκαθήμενος τοῦ βασιλικοῦ κοιτῶνος*, das war der *παρακοιμώμενος*) als Gesandter zu den Skythen geschickt wäre, u. s. w. Von dieser Gesandtschaft des Apokauchos habe ich in dem Geschichtswerk des Kantakuzenos leider keine Nachricht gefunden. Wer in den byzantinischen Historikern belesener ist, entdeckt sie hoffentlich noch. Die so eben beigebrachte zweite Stelle kannte Freind noch nicht; um so mehr konnte er sich berechtigt halten, jene Ueberschrift, die den Apokauchos nennt, für falsch zu erklären, vorausgesetzt, dass es, wie er sich einbildete, entscheidende Gründe

---

1) *Cantacuzeni histor. lib. II, cap. 5, pag. 208 edit. Paris.*

2) *Ibidem lib. III, cap. 36, pag. 476.*

für ihre Unächtheit gäbe. Allein näher betrachtet, sind es Hypothesen, die er für Beweise nahm, und damit lässt sich kein historisches Zeugniss aufwiegen. Lambecius hatte sich bemüht aus dem ränkevollen Finanzmann Apokauchos einen ächten Verehrer der Wissenschaft und Kenner der Medicin zu machen. Diese Lächerlichkeit bekämpft Freind mit schlagendem Witz, und führt dann fort: „Doch zugegeben, des Apokauchos Charakter entspräche der Person, die Aktuarios anredet, so kann es doch nicht dieselbe Person sein. Denn es ist leicht zu beweisen, dass nicht bloss Aktuarios, sondern noch ein Schriftsteller, der jenen citirt und sogar oft abschreibt, älter sein müssen als Apokauchos.“ Mit diesem zweiten Schriftsteller meint Freind den Nikolaos Myrepsos, der freilich wie wir sahen, älter als Apokauchos war, unsern Joannes Actuarios aber keineswegs unverkennbar citirt. Stände fest, dass Myrepsos nach unserm Aktuarios gelebt hätte, so könnte sein Magister oder Dominus Joannes mit einiger Wahrscheinlichkeit, und doch mit Sicherheit auch dann noch nicht einmal auf den Joannes Aktuarios bezogen werden; um das aber erst zu beweisen, ist der Name Joannes ein viel zu gewöhnlicher, den wohl mancher Arzt trug. Und was das Abschreiben betrifft, so wäre es wunderbar, wenn in zwei Sammlungen von Arzneiformeln älterer und jüngerer Zeit, nicht einige übereinstimmten. Bis jetzt steht unser historisches Zeugniss noch unerschüttert. Es bleibt noch Ein Argument zu prüfen übrig, für Freind selbst, wenn ich mich nicht sehr täusche, das eigentlich entscheidende, dem zu Liebe er die andern zusammengesucht: er konnte sich nicht überwinden zu glauben, ein so vorzüglicher, nach attischer Eleganz strebender Schriftsteller wie Joannes Aktuarios wäre jünger oder auch nur wenig älter, als der in Sprache und Denkart die ganze Barbarei des Zeitalters theilende Nikolaos Myrepsos. Ob dies Argument gegen klare historische Zeugnisse für das Gegentheil Stich hält? Ich zweifle. Räumt man seine Beweiskraft dennoch ein, so beweist es wieder zu viel, so nöthigt es uns den Joannes Aktuarios mindestens ins neunte Jahrhundert, in die Nähe des Paulos Aeginetes zu stellen. Viel älter als Nikolaos Myrepsos kann er aber schon

deshalb nicht sein, weil er so manche erst spät von den Arabern zu den Griechen übergegangene Heilmittel und Heilmethoden hat, die ausser bei ihm nur noch bei Myrepsos vorkommen, und wunderbarer Weise zum Theil von Freind selbst als neu bei ihm bezeichnet werden. Dahin gehören unterandern die in des Ruellius Uebersetzung ausgelassenen, in der des Mathisius pag. 218 und 219 vorkommenden milderen Abführungsmittel, die zwei Arten der Myrobalane, welche die Araber stets unterschieden, die gelbe und die kabulische (cepule) oder schwarze, von Terminalia citrina und Chebula, Sene, die Hülsen der Cassia Senna u. s. w. Standen aber Nikolaos Myrepsos und Joannes Aktuarios überhaupt nicht weit aus einander, so kann ihre Denk- und Schreibart um so weniger entscheiden, wer älter, wer jünger war. Stossen wir uns also nicht daran, dass Joannes Aktuarius der griechischen Aerzte letzter ist. Wünschen wir vielmehr einem Volke Glück, das hart an der Schwelle seines Unterganges noch einen solchen Mann erzeugen und ausbilden konnte.

Ich sollte jetzt diejenigen Pflanzen verzeichnen, die bei Nikolaos Myrepsos und Joannes Aktuarios im griechischen Arzneischatz entweder zuerst oder wenigstens unter neuen Namen auftreten. Bei Myrepsos liesse sich das mit Hülfe des Commentars von Fuchs zum Theil thun, wäre aber eine höchst langweilige und fast unfruchtbare Arbeit; bei Aktuarius ist es unmöglich, da Ruellius selten, Mathisius noch seltener die griechischen Namen nennt. Sei mir daher diese Lücke offen zu lassen, und endlich zu den Lateinern, bei denen wir wenigstens einige frische Lebensregung finden werden, über zu gehen erlaubt.

Drittes Kapitel.

Die Lateiner von Kaiser Karl dem Grossen bis zum Anfang der salernitanischen Schule.

§. 56.

Einleitung.

Im Abendlande, das heisst in ganz West- und Mitteleuropa, das maurische Spanien abgerechnet, von dem ich früher sprach, und eben so einen Theil von Unteritalien, der unter griechischer Herrschaft stand, hatte alle Geistesbildung um die Mitte des achten Jahrhunderts den tiefsten Stand erreicht, als ihr am Ende dieses Jahrhunderts mit Karl dem Grossen plötzlich ein neues Morgenroth aufging. Eine ausführliche Schilderung jenes kläglichen Zustandes und seiner raschen Umwandelung durch die starke Hand eines Einzigen gehört nicht hierher. Nur den bescheidenen Gewinn, der auch der Pflanzenkunde aus Karls Reformen zufloss, habe ich nachzuweisen; und um für dessen Beurtheilung den rechten Maassstab zu finden, sei mir einige marquante Züge aus der kurz vorhergehenden Zeit beizubringen, einige allgemeine Gesichtspunkte anzudeuten erlaubt.

Was ich so eben als Abendland bezeichnete, umfasste viele Länder, von sehr verschiedenen Nationen bewohnt; was sie verknüpfte, war die katholische Kirche unter der päbstlichen Hierarchie und die allgemeine Sprache des Gottesdienstes in dieser Kirche, die lateinische. Schon früher unter römischer Herrschaft hatte die lateinische Sprache, als die der Verwaltung und des geschriebenen Rechts, in Spanien Frankreich und Grossbritannien tiefe Wurzel gefasst; um so leichter konnte sie sich nach Auflösung dieses Bandes als allgemeine Kirchensprache erhalten, zumal da sich die Kunst des Lesens und Schreibens oder gar der Grammatik in dieser Zeit fast gänzlich auf Priester und Mönche beschränkte, und die wenigen noch übrig gebliebenen Schulen ent-

weder mit den Klöstern oder mit den Kathedralkirchen in Verbindung standen. An lateinischen Schriftstellern, namentlich an Chroniken Legenden und Biographien der Heiligen, fehlte es daher auch in der tiefsten Finsterniss des Jahrhunderts nicht ganz, während Ueberreste romanischer gothischer baskischer keltischer gaelischer angelsächsischer und deutscher Literatur entweder ganz fehlen oder zu den grössten Seltenheiten gehören. Es war die Zeit, in der sich die neuen sogenannten romanischen Sprachen im weitern Sinne des Worts, das Italiänische Spanische und Französische, auszubilden anfingen. Latein war die allgemeine Schriftsprache, und gleichwohl verstand selbst der Römer, ohne sie besonders zu erlernen, diese Sprache nicht mehr. Der Kirche allein, dem lateinischen Kirchengesange und der Messe, dem Ansehen der Kirchenväter und den Verhandlungen und Beschlüssen der Kirchenversammlungen, die in dieser Sprache abgefasst waren, verdankte sie ihr Fortbestehen. Daher denn auch einige, obschon sehr beschränkte Kenntniss alter römischer Literatur nie ganz erlosch, wogegen das Griechische, Unteritalien ausgenommen, wo es zum Theil noch die Sprache des Volks war, nur von einzelnen besonders gelehrten Männern nothdürftig verstanden ward.

Auch die damals allgemeine Einrichtung des gelehrten Studiums darf ich nicht ganz übergehen, die Eintheilung der sieben sogenannten freien Künste in das Trivium, Grammatik Dialektik und Rhetorik, und Quadrivium, Musik Arithmetik Geometrie und Astronomie, wie sie in zwei alten bizarren Gedenkversen geordnet und definirt sind:[1])

GRAMM. loquitur, DIA. vera docet, RHET. verba colorat,
MVS. canit, AR. numerat, GEO. ponderat, AST. colit astra.

Man sieht, wie sich das Trivium, welches von Wenigen überschritten ward, auf das Studium der (lateinischen) Sprache und ihrer Anwendung zum Disputiren beschränkte. Aber auch der zweite höhere Cursus ging kaum über das tägliche Bedürfniss des Lebens hinaus. Von der Kunst des Rechnens und Messens versteht sich

1) *Brucker historia critica philosophiae III, 597.* Woher die Verse genommen, sagt Brucker nicht; für ihr Alter bürgt ihre barbarische Form.

dies Bedürfniss von selbst, etwas Astronomie gebrauchte man zum Kalendermachen und zur Regelung der Kirchenfeste, und die Musik beschränkte sich auf den Kirchengesang, dessen conventionel genaue Ausführung den Christen damals eine eben so wichtige Angelegenheit war, wie den Moslimen die conventionel richtige Aussprache und Declamation bei der Lesung des Korans.[1]). Wenn spätere Scholastiker dieselbe Eintheilung zwar beibehielten, das Trivium aber als philosophische Propädeutik, das Quadrivium als Mathematik Physik und Metaphysik behandelten, so legten sie hinein, was ursprünglich nicht darin lag.

Auf ganz gleicher Stufe der Bildung oder Rohheit standen jedoch die Länder nicht. Spaniens arabische Literatur kommt hier nicht in Betracht. Indess ist bekannt, mit welcher Duldung moslimische Fürsten ihre christlichen Unterthanen behandelten; und so treffen wir mitten in Portugal unter maurischer Herrschaft sogar einen christlichen lateinischen Schriftsteller, dessen Werk sich erhielt, den Chronographen Isidorus Pacensis (aus Baja). Wie es aber im christlichen Spanien unter fortwährendem Kampf gegen die Mauren, welche den Kampf gegen die Ungläubigen zu ihren Religionspflichten rechneten, aussah, dazu liefert uns Brucker[2]) einen merkwürdigen Beleg. Das schon im siebten Jahrhundert, also vor dem Einfall der Mauren in Spanien, zu Toledo gehaltene Concil verordnete in seinem neunten Kanon, es solle fortan niemand mehr die Priesterweihe empfangen, der nicht wenigstens die Psalmen und sonstigen feierlichen Kirchengesänge verstehe, und die Gebräuche der Taufe kenne. Nicht viel besser war der Zustand in Ober- und Mittelitalien unter der rohen Herrschaft und bei den ununterbrochenen Kämpfen der Longobarden unter einander, mit den Griechen und den Landesbewohnern selbst. Tiraboschi[3]),

---

1) *Heeren, Geschichte des Studiums der klassischen Literatur I, Seite 102 der ersten Ausgabe von 1797.*

2) *Brucker l. c. pag. 571.*

3) *Tiraboschi storia della letteratura Italiana tom. III, lib. II, cap. 1, §. 10, oder pag. 86 der römischen Quartausgabe in 13 Bänden 1782—1797,* deren ich mich gewöhnlich bediene.

der all seine Gelehrsamkeit aufbietet, um die Schmach seines Vaterlandes wenigstens nicht ganz so grell wie Muratori und Andere erscheinen zu lassen, und die Schuld derselben, so weit er sie nicht abwenden kann, allein auf die Longobarden zu wälzen sucht, weiss doch für ganz Italien nicht mehr als drei Schulen nachzuweisen, in Rom Pisa und Modena, und zweifelt selbst, ob die Schüler darin mehr als lesen, oder auch das nur ordentlich lernten; und als Gelehrte rühmt er nur ein paar Männer, von denen nichts bekannt ist, als dass der einzige italiänische Geschichtschreiber dieser Zeit, der ihm zum Verdruss selbst ein Longobarde war, Paulus Diakonus, sie als gelehrte Grammatiker nennt. Aufrichtiger und nicht minder kläglich schildern die französischen Benedictiner von St. Maur[1]) den Zustand ihres Vaterlands um dieselbe Zeit, und verhehlen nicht, dass das Verdienst, einen beträchtlichen Theil von Deutschland für das Christenthum gewonnen und Kirchen und Schulen von nachhaltigem Einfluss daselbst gegründet zu haben, weit weniger ihren Landsleuten als den herübergekommenen Briten gebührt. In Frankreich selbst, erzählen sie, besetzte unterandern Karl Martell die Lehrerstellen der wenigen noch übrig gebliebenen Schulen mit alten ausgedienten Kriegern, die sicher weder schreiben noch lesen konnten. Doch ist die Zahl der Schriftsteller, die sie nennen, sind es auch fast nur Verfasser von Legenden, Biographien einiger Heiligen und Chroniken einzelner Klöster, beträchtlich grösser als die der italiänischen bei Tiraboschi.

Eine glückliche Ausnahme von der immer weiter um sich greifenden, immer tiefer eindringenden Barbarei jener Zeit in den christlichen Abendländern machten Irland und England. In diesem äussersten Winkel des Welttheils hatte, wenn auch nicht die wahre Wissenschaft selbst, doch die Achtung vor ihr, das Verlangen nach ihr, nebst den ersten Bedingungen es zu befriedigen, Büchern und Sprachkenntniss, eine Zuflucht gefunden. Alte Sagen und patriotische Schriftsteller, die ihnen gern vertrauen, führen die Blüthe

---

1) *Histoire literaire de la France, par les religieux Bénédictins de la congregation de St. Maur, tom. IV, pag. 1 sqq.*

irländischer Cultur bis auf den heiligen Patrik, auf die Mitte des fünften Jahrhunderts zurück, und lassen sie bis ins siebte und achte, wo sie historisch zu werden beginnt, nicht einen Augenblick schlummern [1]). Gewiss ist, dass schon um 664 viele vornehme Angelsachsen der Studien wegen nach Irland gingen, obgleich es in England an Schulen nicht fehlte, und dass dieser Zudrang zu den irländischen Schulen am Ende des achten Jahrhunderts eher zu als abgenommen hatte [2]), eine Thatsache, die dadurch um so merkwürdiger wird, dass sich aus jener Zeit von keinem Irländer auch nur ein Buchstabe erhielt, und wir von des Landes Geschichte und bürgerlichen Einrichtungen so gut wie nichts wissen. Für die englische Culturgeschichte ward die Hinsendung des Theodoros als Erzbischof und des Hadrianos als seines Subdiaconus von hohem Einfluss. Pabst Vitalianus wählte und sandte sie auf Bitte der Engländer im Jahr 668, und zwei Jahr darauf erreichten sie ihr Ziel. Theodoros, ein Kilikier von Geburt, war so durchaus griechisch gebildet, dass er das Lateinische erst in Italien erlernt hatte. Er nahm eine beträchtliche Menge von Büchern mit nach England hinüber, unterandern einen elegant geschriebenen Homeros. Hadrianos, von Geburt ein Afrikaner, hatte als Abt einem Kloster nahe bei Neapel vorgestanden, also auch unter Griechen gelebt. Durch diese Männer entstand die Schule zu Cantorbury, worin ausser der Theologie auch beide alte Sprachen Arithmetik Astronomie und sogar Metrik gelehrt wurden, und noch zu Anfang des achten Jahrhunderts kannte Beda (geboren 672, † 735), der grösste Gelehrte seines Zeitalters, mehrere aus jener Schule hervorgegangene Männer, die das Lateinische und Griechische wie ihre Muttersprache redeten [3]). Beda selbst überstrahlte sie alle;

1) *Jo. Phil. Murray de Britannia atque Hibernia saeculis a VI inde ad X literarum domicilio, — in Nov. Commentar. societat. reg. scient. Gottingensis tom. II ad annum 1771, commentat. historic. et philologic. pag. 72.*

2) *Ibidem pag. 109 et 117,* wo man auch die merkwürdigen Beweisstellen aus *Bedae ecclesiastica historia gentis Anglorum III, cap. 27* und *Aldhelmi epistola ad Edfridum pag. 38 sq.* bequem zusammengestellt findet.

3) *Ibidem pag. 112 et Beda l. c. lib. IV, cap. 1 et 2.*

nur schade, dass er, wie sein Hexaëmeron zeigt, in den Naturwissenschaften ausser der Astronomie völlig unwissend war. Ganz naiv versichert er, durch missverstandene Bibelworte verleitet, im Frühling keimten nicht allein die Kräuter, sondern um dieselbe Zeit trügen auch die Obstbäume ihre Frucht. Das konnte nur ein hinter Klostermauern aufgewachsener und ergrauter Mönch sagen.

§. 57.

Karl der Grosse, und die Literatur seines Capitulare de villis et cortis imperialibus.

So war der Zustand der gelehrten Bildung, als Karl der Grosse den fränkschen Thron bestieg, die Longobarden aus Italien vertrieb, die Sachsen überwand, und das heilige römische Kaiserreich deutscher Nation gründete. Seine Geschichte kennt jedermann, es reicht hin an Einiges, was uns näher berührt zu erinnern, an die Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung Sicherheit und Kirchenzucht, an die Herbeiziehung gelehrter Männer, vornehmlich aus England und Irland, unter denen Alkuin weit über alle hervorragt, doch auch wenigstens Ein Italiäner genannt wird, Petrus Pisanus, der den Kaiser selbst noch in der Grammatik unterrichtete und merkwürdiger Weise, eben so wie der schon früher erwähnte Paulus Diakonus, grade aus der Stadt war, wo die Longobardenkönige Hof zu halten pflegten, wo man daher, wenn Tiraboschi Recht hätte alle Barbarei in Italien von ihnen abzuleiten, am wenigsten Ueberreste früherer Gelehrsamkeit erwarten sollte. Ich erinnere aber vorzüglich an die Errichtung so vieler neuer und Wiederherstellung alter verfallener Dom- und Klosterschulen, und deren Besetzung mit ausgezeichneten Lehrern, zumal in den neu erworbenen deutschen Provinzen oder deren Nähe, von denen einige bald einen hohen Ruf und wissenschaftliche Bedeutung erlangten, wie die zu Fulda, Hersfeld, Osna-

brück [1]), Korvei, Reichenau, St. Gallen, St. Emeran u. s. w.; endlich an die Stiftung einer anfangs wandernden Schule für die Söhne der Grossen am kaiserlichen Hoflager, verbunden mit einer Bibliothek und einer Art von Akademie, die später in Paris fortdauerte. Der Zweck dieser Hofschule war, den Sinn für Wissenschaft, den der Kaiser selbst in so hohem Grade besass, auch bei den Grossen und Vornehmen, die sich meist nur noch in ritterlichen Uebungen gefielen, aufs neue anzuregen.

Und wie der Kaiser, trotz der Last, die auf seinen Schultern ruhete, trotz der allwärts widerstrebenden Elemente, die er theils in Bewegung zu setzen, theils zu bändigen und zu bewachen hatte, doch auch das Geringste im Auge behielt, das bezeugt unterandern sein berühmtes Capitulare de villis et cortis imperialibus, eine bis ins äusserste Detail gehende Verordnung über die Verwaltung seiner Domänen, worin im letzten Kapitel sogar die Pflanzen verzeichnet stehen, die in den kaiserlichen Gärten gezogen werden sollten, nicht bloss Obstbäume und Gemüse, sondern auch eine beträchtliche Anzahl von Zier- und Heilpflanzen. Es ist ein nacktes Verzeichniss, die Obstsorten mitgerechnet etwas über hundert verschiedene Pflanzen enthaltend, theils unter lateinischen theils unter deutschen Namen, worunter manche sich kaum errathen lassen; es ist also an sich ohne wissenschaftlichen Werth: aber es ist eine heilige Reliquie, ein unverkennbares Zeichen der Achtung, die der grosse Kaiser, der Stolz unsrer Nation, zu einer Zeit, als es keinen Botaniker gab, doch auch der Botanik zollte, und darum unsrer dankbarsten Anerkennung und vollen Aufmerksamkeit werth. — Landwirthe Staatswirthe und Forscher des vaterländischen Alterthums schulden diesem in seiner Art einzigen Document gleiche Achtung. Daher es denn auch seit der Mitte des siebzehnten Jahr-

1) In dieser Schule sollte sogar Griechisch gelehrt werden, und der Bischof fuhrte den wunderlichen Titel eines beständigen kaiserlichen Gesandten am Hofe zu Byzanz in Heirathsangelegenheiten. Man hat beides bezweifelt. Der eben so kritische wie gelehrte *Möser* vertheidigte es in seiner *osnabrückischen Geschichte I, Abschnitt V, §. 33 und 34, Seite 362 ff. der dritten Auflage.*

hunderts, wo man es in der damaligen helmstädter, jetzt wolfenbütteler Bibliothek wieder zu finden das Glück hatte, bis jetzt dreizehnmal im lateinischen Original vollständig abgedruckt, und ausserdem mehrmals ins Deutsche übersetzt und commentirt ward, wozu noch die besondern Abdrücke Uebersetzungen und Erläuterungen des siebzigsten Kapitels, das Pflanzenverzeichniss enthaltend, kommen. Da es noch keine vollständige Zusammenstellung dieser weitläuftigen Literatur giebt, so mag eine solche hier Platz finden. Die mit einem Stern bezeichneten Schriften hatte ich selbst vor Augen. Zuvor nur noch, dass alle Ausgaben aus derselben Quelle, der wolfenbüttler Handschrift geflossen sind, theils aber unmittelbar theils mittelbar, dass daher die Verschiedenheit ihres Werths lediglich auf der grössern oder geringern Sorgfalt, mit der sie sich an jene Quelle hielten, beruht.

I. Abdrücke Uebersetzungen und Erläuterungen des ganzen Capitulare.

1647.* Leonis III. papae epistolae. Edidit Conring. Helmstadii, in 4. Dazu als Anhang liess Conring bis auf einige ihm unleserlich gebliebene Stellen das ganze Capitulare de villis zuerst aber incorrect abdrucken.

1655. Zweite Auflage derselben Schrift.

1677.* Capitularia regum Francorum. Edidit Steph. Baluzius, Paris, fol. tom. I, pag. 331. — Wiederholung der vorigen Abdrücke mit all ihren Fehlern.

1729.* Eccardi commentarii de rebus Franciae orientalis et episcopatus Wirceburgensis etc. Wirceburgi, in fol., tom. II, pag. 917. — Abdruck nach der Handschrift, daher hin und wieder berichtigt und vervollständigt. Doch wiederholen sich auch hier noch viele der von Conring begangenen Fehler.

1730.* Conringii opera. Edidit Goebel. Brunswigii, in fol., tom. V, pag. 607. — Wiederholung der ersten Ausgabe ohne Rücksicht auf Eckards Verbesserungen.

1738.* Georgisch corpus juris Germanici antiqui etc. Halae, in 4. — Auch darin pag. 607 nur Wiederholung nach Conring.

1743? D. G. Schreber (nicht zu verwechseln mit J. C. D. Schreber) von Cameralgütern und Einkünften. Leipzig, in 8. und

1754. Zweite Auflage der vorigen Schrift. — Soll einem Abdruck des Capitulare enthalten, nach welcher frühern Ausgabe, weiss ich nicht; eben so wenig, ob er sich auch schon in der ersten Ausgabe befindet.

1758. Joach. Fr. Tresenreuter specimen inangurale juris Germanici de villis regum Francorum, ad capitulare de villis imp., quod Carolo M. tribuitur, illustrandum. Altdorfii, in 4. — Enthält nach Kinderling nicht nur das Capitulare ganz eingerückt (woher genommen, wird nicht gesagt), sondern auch mit vielen gelehrten Anmerkungen begleitet. Angehängt ist ein denselben Gegenstand betreffender Brief von des Verfassers Stiefvater Joh. Heumann.

1780. Nova editio emendatior et auctior des schon genannten Werks von Baluzius. Cura Pt. de Chiniac. Paris, in fol. — Aber unser Capitulare soll darin auch weder emendirt noch vervollständigt sein.

1794* Joh. Heinr. Ress des Kaisers Karl des Grossen Capitulare de villis, zum Belege seiner Staats- und Landwirthschaftskunde übersetzt und erläutert. Helmstädt in 8. — Das Original nach Georgisch abgedruckt, so dass sogar ein Druckfehler jener Ausgabe wiederholt und gelehrt erläutert wird. Auch im übrigen ungenügend.

1799.* P. J. Bruns Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters. Helmstädt, in 8. — Darin Seite 8 ff. ein nach der helmstädter Handschrift genau revidirter Abdruck des Originals mit wenigen kurzen kritischen Bemerkungen. — Dieselbe Sammlung enthält von Seite 359 ab *Joh. Fr. Aug. Kinderling's Anmerkungen zum Capitulare de villis; und dieser Commentar gehört zu den schätzbarsten, die wir besitzen. Auch Bruns Vorrede ist nicht zu übersehen. Aus ihr nahm ich die meisten Bemerkungen zu den frühern mir unbekannten Ausgaben des Textes.

1799.* K. G. Anton, Geschichte der teutschen Landwirthschaft u. s. w. Görlitz in 8., Theil I. — Darin Seite 177 eine deutsche Uebersetzung und gleichfalls ein sehr schätzbarer Commentar. Das Original ist weggelassen. Ursprünglich war Eckards Ausgabe desselben zum Grunde gelegt, doch konnte nach handschriftlichen Mittheilungen von Bruns noch vieles berichtigt werden. Kinderling und Anton schrieben ihre Commentare ohne von einander zu wissen, treffen aber meist zusammen. Damit schien der Gegenstand erschöpft zu sein, und doch stand noch die wichtigste Ausgabe bevor.

1835.* Monumenta Germaniae historica etc. Auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi, edidit G. H. Pertz, Hannoverae in fol., tom. III (legum tom. I), pag. 181. — Enthält einen abermals nach sorgfältiger Vergleichung der Handschrift berichtigten Abdruck des Originals. Es kommen zwar wenige, doch einige nicht unerhebliche Abweichungen von Bruns vor, meist an solchen Stellen, wo eine Abbreviatur verschiedene Deutungen zuliess, wo ein Wort oder Buchstabe fast unleserlich geworden war, oder wo Bruns einen Zusatz späterer Hand unbedenklich in den Text aufgenommen hatte. Kurze Erklärungen zweifelhafter Ausdrücke kommen hinzu, haben jedoch, da der Herausgeber nicht Naturforscher ist, für uns wenig Bedeutung.

II. Abdrücke Uebersetzungen und Erläuterungen des Kapitels 70 des Pflanzenverzeichnisses.

Darüber kann ich mich kürzer fassen. *Sprengel hat dies Kapitel in beiden Ausgaben seiner Geschichte der Botanik umständlich erläutert, in der lateinischen Ausgabe I, pag. 219 mit Rücksicht auf Anton, in der deutschen I, Seite 196 auch auf Bruns, doch nicht ohne eigene Zuthaten. Nach Sprengel ruhete bekanntlich die Geschichte der Botanik, als wäre sie ein für allemal abgeschlossen, bis auf die neueste Zeit; und so ruhete auch des Kaisers Pflanzenverzeichniss, bis im Jahre 1834 folgende Schrift erschien:

*Walafridi Strabi hortulus etc. Accedunt analecta ad antiquitates florae Germanicae etc. Auctore F. A. Reuss. Wirceburgi, in 8. —

Darin findet man pag. 69: Caroli Magni capitulare de villis etc. Es ist aber nur Caput 70, abgedruckt nach Eckards Ausgabe ohne Kenntniss der Arbeiten von Bruns und Kinderling. Die Anmerkungen enthalten viel Eigenes.

§. 58.

Zum Verständniss der in Karls des Grossen Capitulare de villis et cortis imperialibus genannten Pflanzen.

Ich würde mein Buch einer Hauptzierde zu berauben mir einbilden, wenn ich ihm nicht, ungeachtet jener weitläuftigen Literatur, das Verzeichniss der Pflanzen, die jenes Capitulare enthält, und einen neuen Versuch ihrer Erläuterung einfügte. — Das siebzigste Kapitel lautet in der Ausgabe von Pertz pag. 186 buchstäblich so:

Volumus, quod in horto omnes herbas habeant, id est lilium, rosas, fenigrecum, costum, salviam, rutam, abrotanum, cucumeres, pepones, cucurbitas, fasiolum, ciminum, ros marinum, careium, cicerum Italicum, squillam, gladiolum, dragantea, anesum, coloquentidas, solsequiam, ameum, silum, lactucas, git, eruca alba, nasturtium, parduna, puledium, olisatum, petresilinum, apium, leiusticum, savinam, anetum, fenicolum, intubas, diptamnum, sinape, satureiam, sisimbrium, mentam, mentastrum, tanazitam, neptam, febrefugiam, papaver, betas, vulgigina, mismalvas, [ibischa id est alteas], malvas, carvitas, pastenacas, adripias, blidas, ravacaulos, caulos, uniones, britlas, porros, radices, ascalonicas, cepas, alia, warentiam, cardones, fabas majores, pisos Mauriscos, coriandrum, cerfolium, lacteridas, sclareiam. Et ille hortulanus habeat super domum suam Jovis barbam. De arboribus volumus, quod habeant pomarios diversi generis, pirarios diversi generis, prunarios diversi generis, sorbarios, mespilarios, castanearios, persicarios diversi generis, cotoniarios, avellanarios, amandalarios, morarios, lauros,

pinos, ficus, nucarios, ceresarios diversi generis. Malorum nomina: gozmaringa, geroldinga, crevedella, spirauca, dulcia, acriores, omnia servatoria, et subito comessura primitiva. Perariciis servatoria trium et quartum genus, dulciores et cocciores et serotina.

Explicit capitulare dominicum.

Indem ich nun zur Deutung dieser Namen schreite, bitte ich nicht zu vergessen, dass sich hier überall nichts bestimmen, sondern nur nach Graden der Wahrscheinlichkeit errathen lässt. Unter den gleichen Versuchen meiner Vorgänger lasse ich den von Ress fast ganz unberücksichtigt, und bezeichne durch K. Kinderling, durch A. Anton, durch Spr. Sprengel, durch R. Reuss. Die Buchstaben S. S. H. bedeuten Synonyma simplicium Helmstadiensia, und beziehen sich auf eine ehedem helmstädter, jetzt wolfenbüttler Handschrift (katalogisirt unter Helmst. nr. 363) eines Synonymen-Wörterbuchs der einfachen Heilmittel ohne Titel, weshalb ich ihm obigen Titel beilegte. Weitläuftig beschrieben ist dieser Codex von Bruns in den angeführten Beiträgen Seite 42–54, und zur Deutung der Pflanzenamen unsres Capitulare fleissig benutzt von Anton, der es das helmstädter naturgeschichtliche Wörterbuch nennt. Ich besitze davon eine Abschrift, und überdies von der grössern Hälfte desselben eine vermuthlich um 1456 zu Speier verfertigte alte Handschrift. Später bei Erläuterung der Pflanzen der Aebtissin Hildegardis werde ich nochmals ausführlicher darauf zurückkommen.

Es bedeutet nun, wenn ich nicht irre,

Abrotanum — Artemisia Abrotanum

Adripiae — Atriplex hortense, nach allen Auslegern. R. will Atriplices corrigiren. Das ist bedenklich, da die Entstellung alt sein kann.

Alia — Allium sativum.

Amandalarii — Amygdalus communis.

Ameum — Ammi majus nach K. A. und Spr. — Tragus, der diese Pflanze unter dem Namen Ameos lib. II, cap. 158 beschreibt und abbildet, setzt hinzu: „die newen Medici nennen diesen Samen Ammium, Ameos.“ Nur R. zweifelt, und bemerkt, im

Herbar. Patavin. sei Ameus unser Tanacetum vulgare. Das ist zwar richtig; es steht da cap. 9, Ameos, Reinfar, scu Athanasia, seu Tanacetum. Allein diese Pflanze kommt später noch vor. Eben so Cuminum Cyminum, welches Caesalpini de plantis pag. 285 für semen Ameos offic. erklärt. Die erste Deutung wird also hier wohl beizubehalten sein.

Anetum — Anethum graveolens.

Apium — Apium graveolens.

Ascalonicae — Allium Ascalonicum.

Avellanarii — Corylus Avellana.

Betae — Beta vulgaris.

Blitae — Blitum capitatum.

Britlae — Allium Schoenoprasum. A. und K. citiren alte Glossarien, worin Britula oder Pretela durch Schnittlauch erklärt wird.

Cardones — Dipsacus fullonum. Kommen auch cap. 43 vor unter dem zum Spinnen und Weben erfoderlichen Geräth. „Sonst könnte man auch Artischocken verstehen,“ meint K., und eben so R. Scheint mir kaum möglich, weil es unmittelbar auf die Färberröthe folgt.

Careium — Carum Carvi.

Carvitae — Wird für Daucus Carota gehalten, obgleich die Form sonst nicht vorkommt.

Castanearii — Castanea vesca.

Cauli — statt des gewöhnlichen Caules. Ohne Zweifel Brassica oleracea. Vergl. Ravacauli.

Cepae — Allium Cepa.

Cerasarii — Prunus Cerasus, wovon mehrere Sorten gehalten werden sollen.

Cerfolium — Scandix Cerefolium.

Cicer Italicum — Cicer arietinum.

Ciminum — Cuminum Cyminum. Vergl. Ameos.

Coloquentidae — K. und A. wagen keine Deutung; sie sagen nur, dass der Name in verschiedenen alten Glossen durch wilder Kürbis erklärt werde. Spr. übersetzt zwar Coloquinten, doch mit einem Fragezeichen. Nur R. zweifelt nicht an dieser Deu-

tung. Sollte nicht Momordica Elaterium gemeint sein, die sonst zwar nicht wilder Kürbis, aber wilde Gurke genannt zu werden pflegt?

Coriandrum — Coriandrum sativum.

Costum — Balsamita vulgaris nach Spr. und R. mit Bezug auf Gesner de hortis German. fol. 255, b., wo die Pflanze Costus hortensis recentiorum quorundam genannt wird. Wie A. auf den arabischen Costus rathen konnte, verstehe ich nicht. Die S. S. H., auf die er sich beruft, scheinen freilich unter A, nr. 177 die Synonyme beider Pflanzen zu vermengen, haben aber auch wie Gesner das Synonym Costus ortorum (d. h. hortorum), und nennen die Pflanze niederdeutsch Papenplatte.

Cotoniarii — Cydonia vulgaris.

Cucumeres — Cucumis sativus.

Cucurbitae — Cucurbita Pepo. Nur R. meint C. Lagenaria, die freilich Walafrid Strabus in seinem Hortulus cap. 5 unter diesem Namen zu verstehen scheint. Dann fehlte aber der gemeine Kürbis. Eher glaube ich, dass man beide Arten nicht unterschied.

Diptamnus — Dictamnus albus.

Dragontea (plural.) — Artemisia Dracunculus nach K. und Spr. — A. übersetzt nach einem alten Glossar Schlangenwurz, ohne sich über die Bedeutung dieses deutschen Namens zu erklären. Und vielleicht dadurch verleitet, erklärt es R. für Arum Dracunculus oder Dracontium. Aber der lateinische wie der deutsche Name kommt beiden Pflanzen zu, und als Gartenpflanze durfte Artemisia Dracunculus kaum fehlen.

Eruca alba (plural.) — Eruca sativa.

Fabae majores — Vicia Faba.

Fasiolum — Faseolus vulgaris.

Febrifugia — Erythraea Centaurium oder Pyrethrum Parthenium, die bei der Aebtissin Hildegardis unter diesem Namen verstanden zu sein scheint.

Fenicolum — Anethum Foeniculum.

Fenigrecum — Trigonella Foenum Graecum.

Ficus — Ficus Carica.

Git — Nigella sativa. Die zweite Pflanze dieses Namens, Agrostemma Githago, ward, wie A. bemerkt, schwerlich cultivirt.

Gladiolns — K. A. und Spr. erklären es für Gladiolus communis. Nur R. schwankt, ob es nicht vielmehr Iris Germanica sei. Und nicht ohne Grund; denn der Name kommt beiden Pflanzen zu, nnd die Iris ward häufiger gezogen und benutzt. So nnterscheidet z. B. Petrus de Crescentiis unten den Namen Gladiolus purpureus et albus unsre Iris Germanica und Florentina. Auch sind die jetzigen italiänischen Namen der Iris Germanica Chiaggiolo etc. (man vergl. Bertoloni flora Ital. I, pag. 232) offenbar aus Gladiolus entsprungen.

Intubae — Cichorium Endivia nach Spr. und R. — A. übersetzt Hintläufte, das ist unser Cichorium Itubus. Allein diese Art kommt unter Solsequium vor.

Jovis barba — Sempervivum tectorum.

Lacteridae — Euphorbia Lathyris A. nach der S. S. H. unter A nr. 214. Eben so erklären es mit Recht Spr. und R. Aber Ress nahm es sehr unpassend für Lactuca, die ausserdem unter diesem Namen vorkommt; und K. scheint zweifelhaft, ob er ihm beistimmen soll oder nicht.

Lactuca — Lactuca sativa.

Lauri — Laurus nobilis. Nnr R. zweifelt, ob nicht Prunus Laurocerasus gemeint sei. Ich finde keinen genügenden Grund dafür.

Leiusticum — Levisticum officinale. Und hier möchte ich die frühere Lesart Leuisticum, die sich nur durch Versetzung des Punkts über dem i unterscheidet, für die richtige halten, selbst wenn der Schreiber diesen Punkt aus Versehen über den falschen Strich gesetzt hat. Denn der Name Levisticum ist sehr alt, Leiusticum finde ich sonst nirgends.

Lilinm — Lilium candidum.

Malvae — K. übergeht diesen Namen, A. begnügt sich mit dem vieldeutigen deutschen Namen Pappeln, der fast alle Malvaceen nmfasst; Spr. erklärt es für Malva sylvestris, R. mit grösserer Wahrscheinlichkeit für Alcea rosea.

Menta — Mentha crispa nach R. Denn das war die gewöhnliche cultivirte Pflanze. Spr. lässt sie aus, und A. übersetzt ohne weitere Erklärung Münze.

Mentastrum — Mentha sylvestris. (Vergl. Sisimbrium).

Mespilarii — Mespilus Germanica.

Mismalvae — Die folgenden Worte ibischa id est alteas sind nach Pertz ein Zusatz von späterer Hand. Eben so steht der Name Mismalva in dem sogenannten Breviarium Caroli Magni, wie es sonst hiess, oder wie es bei Pertz heisst, Beneficiorum fiscorumque regalium describendorum formulae (worüber ich sogleich ausführlicher sprechen werde) bei Bruns Seite 78, bei Pertz pag. 180, und darüber von jüngerer Hand fast dieselben Worte: id est altea, quod dicitur ibischa. Es ist also unzweifelhaft Althaea officinalis.

Morarii — Morus nigra.

Nasturtium — halte ich für Lepidium sativum, und A. übersetzt Kresse. Spr. und R. erklären es für Sisymbrium Nasturtium. Vergl. Sisimbrium.

Nepta — Nepeta cataria.

Nucarii — Juglans regia.

Olisatum — Smyrnium Olus atrum. Von A. in der Uebersetzung, nicht in den Noten, von Spr. ganz ausgelassen.

Papaver — Papaver somniferum.

Parduna (plural.) — wage ich so wenig wie K. zu errathen. Die frühern Ausgaben hatten Bardana, was A. Klette übersetzt mit dem Zusatz, „im hildesheimer (soll heissen helmstädter) Wörterbuch auch Lapacium majus.“ Und so steht wirklich in den S. S. H. unter B. nr. 5 Lapacium majus als Synonym von Bardana mit der deutschen Uebersetzung Grot Ladike (grosser Lattich); aber Parduna kommt nicht vor. Gesetzt nun, der Name wäre wirklich aus Bardana entstellt, so bliebe doch ungewiss, ob Arctium oder Petasites zu verstehen sei; denn beide führten gemeinschaftlich sowohl den lateinischen Namen Bardana wie auch den deutschen Lattich, wie man aus Matthaeus Sylvat. sub voce Bardana und vielen Glossarien, z. B. ausser dem schon genann-

ten auch aus dem bei Mone (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, Jahrgang 1835, pag. 239 ff.) nr. 83, wo Bardana durch Schorf Ladeke vel Uofladeke vel Huf übersetzt wird, ersehen kann. Weil aber beide Pflanzen in Gärten überaus lästig, und im wilden Zustande gemein sind, so vermuthe ich irgend eine Namensentstellung oder Verwechselung, die zu enträthseln uns kein Mittel zu Gebot steht. Spr. erklärt es ohne Grund für Rumex acutus, R. mit einem Fragezeichen für Dipsacus fullonum, der aber unter Cardones vorkommt.

Pastenacae — Pastinaca sativa.

Pepones — A. zweifelt, ob Cucurbita Pepo oder Cucumis Melo, die beide im Mittelalter unter jenem Namen vorkommen. Spr. und R. erklären sich für letztere, was mir um so wahrscheinlicher ist, da ich Cucurbitas für unsern Kürbis halte.

Persicarii — Amygdalus Persica.

Petresilinum — Apium Petroselinum.

Pini — Pinus Cembra, weil der Baum unter den fruchttragenden steht, und die Pinie ausser Italien schlecht gedeiht. A. übersetzt Kiefern, R. lässt die Art unbestimmt, Spr. übergeht sie.

Pirarii — Pyrus communis.

Pisi Maurisci — „kennt niemand,“ sagt K. — Spr. übersetzt kurz weg Erbsen, A. maurische Erbsen, ohne zu sagen, was das sei. Dierbach in seiner Flora Apiciana Seite 42, von R. citirt, erklärt es für die früheste Erwähnung unsres den Alten unbekannten Pisum sativum, aber ohne allen Beweis. R. sagt: „Pisum sativum var. Gesner hort. German., Mohrenerbse;“ ein dankenswerthes, aber missverstandenes Citat. Denn Gesners Pflanze ist, dem Synonym nach, unsre Vicia Narbonensis, die nach Decandolle noch jetzt in Frankreich cultivirt wird. Ich vermuthe daher entweder diese, oder unser Pisum arvense, nicht sativum.

Pomarii — Pyrus Malum.

Porri — Allium Porrum.

Prunarii — Prunus domestica.

Puledium — vermuthlich Schreibfehler statt Pulegium, unsre Mentha Pulegium.

Radices — Raphanus sativus. Auch cap. 44, und in gleicher Bedeutung bei Hildegardis.

Ravacauli — Brassica oleracea var. caulorapa. Vergl. Cauli.

Rosae — Rosa centifolia.

Ros marinus — Rosmarinus officinalis.

Ruta — Ruta graveolens.

Salvia — Salvia officinalis.

Satureia — Satureja hortensis.

Savina — Juniperus Sabina.

Sclareia — Salvia Sclarea.

Silum — „was das ist, weiss ich nicht" A. — K. wiederholt nur Tresenreuters und Heumanns Vermuthung, es könnte das Seseli Massiliense des Apicius I, cap. 34 sein. Das steht aber im Apicius nicht, sondern ist Hummelbergs Deutung des apicischen Sil Gallicum, welches Dierbach in der Flora Apiciana S. 55 für Seseli tortuosum hält. Aber auch ein Sil nontanum hat Apicius III, cap. 5, was Dierbach a. a. O. für Tordylium officinale hält, mit der Bemerkung, dass dessen Same in Geruch und Geschmack dem des Anthriscus Cerefolium nahe komme. Mir scheint jede jener beiden Pflanzen, wiewohl nur wenig, doch wegen der gewürzhaften Samen mehr Anspruch auf den Anbau in den kaiserlichen Gärten zu haben, als Sium angustifolium, worauf Spr. räth. Cerefolium kommt schon unter diesem Namen vor.

Sinape — Sinapis nigra.

Sisimbrium — halte ich für Mentha aquatica oder sativa, die auch Spr. zu meinen scheint, wenn er Münze übersetzt. Denn einstimmig übersetzen die alten Glossarien Sisimbrium durch Minte oder weisse Minte, und es war ein Irrthum, wenn ich in meiner vergleichenden Erklärung eines bisher noch ungedruckten Pflanzenglossars, Königsberg 1837, 4.[1]) Sisimbrium für Balsa-

1) Da dieses nicht unwichtige Glossar, enthalten im zweiten Bericht über das naturwissenschaftliche Seminar bei der Universität zu Königsberg, 1837 in 4., nicht in den Buchhandel gekommen ist, so biete ich es denen, die es zu haben wünschen, hiermit an. Bei Hildegardis §. 71 wird nochmals davon die Rede sein.

mita vulgaris hielt, weil die Minte auch Balsamica genannt wird. A. übersetzt unrichtig Brunnenkresse, wonach R. die Pflanze für Lepidium sativum erklärt; allein diese Pflanze fanden wir schon unter Nasturtium, und der Name Sisimbrium kommt ihr nicht zu.

Solsequium — Cichorium Intybus, wie zuerst R. sehr richtig erklärt, nicht Heliotropium Europaeum, wie Spr. will, und schon K. und A. vermutheten, noch weniger der amerikanische Helianthus annuus, den Ress gedankenlos hierher zog. Für obige Deutung vergleiche man, ausser zahlreichen Glossarien, auch Casp. Bauh. pinax pag. 125, wo Solsequium als Synonym bei Brunfels vorkommt, und Petrus de Crescentiis lib. VI, cap. 106, wo es heisst: Sponsa solis, Cicorea, Intuba, et Solsequium idem est etc.

Sorbarii — Sorbus domistica.

Squilla — Scilla maritima.

Tanazita — Tanacetum vulgare. Vergl. Ameos.

Uniones — nach K. Allium Cepa, die noch jetzt französisch Oignon, englisch Onion heisst. Denselben Namen führt aber in beiden Sprachen zugleich Allium fistulosum, und darauf beziehe ich Uniones, weil Cepae daneben vorkommen. A. übersetzt mit Ress Porre, aber Porri kommen ausserdem vor, Spr. Perllauch, R. Allium margaritaceum.

Vulgigina (plural.) — Asarum Europaeum, bis auf die Einführung der Ipecacuanha das beliebteste Brechmittel, sonst meist Vulgago genannt.

Warentia — Rubia tinctorum, französisch Garance. Steht auch cap. 43 unter den Materialien, die zur Weberei geliefert werden sollen.

Die am Ende des Kapitels 70 aufgezählten Obstsorten wage ich nicht zu erklären, da dergleichen Namen zu oft wechseln. Auch schon in frühern Kapiteln desselben Capitulare werden, wie wir bei Warentia Radices und Cardones sahen, einzelne Pflanzen beiläufig genannt. Nur folgende mache ich bemerklich:

Canava cap. 62 — Cannabis sativa.

Linum cap. 43. 62 — Linum usitatissimum.

Milium cap. 44. 62 — Panicum miliaceum.
Napi cap. 44 — Brassica Napus.
Panicium pag. 44 und
Panigum pag. 62 — Setaria Italica.
Waisdo pag. 43 — Isatis sativa.

Aber des Kaisers Sorge für seine Kammergüter erstreckte sich, wie wir gleich sehen werden, noch weiter.

§. 59.

Karls des Grossen Breviarium rerum fiscalium, und die darin vorkommenden Pflanzen.

„Als Kaiser Karl der Grosse im Jahr 812, sagt Bruns in seinen angeführten Beiträgen Seite 55, die Instruction für seine Landwirthe in dem vorhin angeführten Capitulare entworfen hatte, hat er auch Verzeichnisse oder Inventarien über Sachen, die in Kirchen Meierhöfen und sonst wo vorgefunden sind, aufnehmen lassen, und sie als Beispiele aufgestellt, wonach ähnliche Lagerbücher und Inventarien über alle Grundstücke und Besitzungen im ganzen Lande gefertigt werden sollten. Daraus ist, wie sich Eckhardt die Sache vorstellt, das Breviarium entstanden, welches dem Capitulare de villis in dem Codex zu Helmstädt vorsteht.“ — Auch dieses merkwürdige Document ist mehrfach abgedruckt, zuerst nach einer von Eckhardt besorgten Abschrift in Leibnitzii collectanea etymologica, Hannover, 1717, dann in Eckharts eigenem Werk zugleich mit dem Capitulare de villis, von wo es in die Monumenta Boica tom. VII übergegangen sein soll; darauf genauer in den Beiträgen von Bruns, und am genauesten in dem angezeigten grossen Werke von Pertz, wo es pag. 175 dem Capitulare de villis vorangeht, und den Titel führt: Beneficiorum fiscorumque regalium describendorum formulae. Auch darüber erstreckt sich der Commentar von Kinderling, die Uebersetzung nebst Commentar von Anton, und Sprengels Erläuterungen. Reuss übergeht es.

Daraus ergiebt sich nun zwar, dass von den Pflanzen, deren Anbau der Kaiser verlangte, an verschiedenen Orten doch nur

wenige wirklich vorgefunden wurden. Aber auch zu sehen, welche das waren, ist nicht ohne Interesse; und einige kommen vor, deren Anbau nicht vorgeschrieben war. Es sind überhaupt folgende. Diejenigen, welche im Capitulare fehlen oder anders geschrieben sind, bezeichne ich mit einem Stern.

Abrotanum.
*Acrimonia (plural.), — Agrimonia Eupatorinm.
Allium.
*Anona —, Triticum sativum. Vgl. Frumentum.
Apium.
Avellanarii.
*Avena —, Avena sativa.
Beta.
*Brittoli —, vermuthlich die Britlae des Capitulare.
*Caulae und Caules —, im Capitulare Cauli.
Cepae.
Cerfolium.
Cerisarii.
*Coliandrum —, Coriandrum sativum.
Costus.
Cotoniarii.
*Fabae —, Feldbohnen. Das Capitulare hat Fabas majores, Gartenbohnen.
*Frumentum —, Weizen. Vergl. Anona.
*Lenticula —, Ervum Lens.
*Libesticum und Livesticum —, im Capitulare Leiusticum.
Lilium.
Linum.
Malva.
Menta.
Mentastrum.
Mismalva.
*Mispilarii —, im Capitulare Mespilarii.
Morarii.
Nepta.
Nucarii.
*Ordeum —, Hordeum vulgare.
Persicarii.
*Petresilum —, im Capitulare Petresilinum.
Pirarii.
*Pisi —, das Capitulare hat nur Pisos Mauriscos.
Pomarii.
*Porrum —, im Capitulare Porri.
Prunarii.
*Ravacaules —, im Capit. Ravacauli.
Ruta.
Salvia.
Satureia.
Savina.
*Scalonia —, im Capit. Ascalonicae.
Sclarea.

*Sigilis (Genitiv statt siliginis) —, Secale cereale.
Solsequium.
*Spelta —, Triticum Spelta.
Tanazita, auch *Tanezatum geschrieben.
*Vittonica —, Betonica officinalis.

Das sind die ersten Rudimente unsrer Flora Germanica, die ihren Reichthum jetzt nach Tausenden zählt! Aber die Arbeit eines Jahrtausends liegt auch dazwischen.

§. 60.

Kein Studium der Medicin unter und bald nach Karl dem Grossen.

Stützte sich aber die Pflanzenkunde neben, oder vielmehr noch vor der Landwirthschaft bisher auf die Medicin, als deren treue Dienerin wir sie von den frühesten Zeiten her kennen lernten, so entbehrte sie dieser Zuflucht zur Zeit Karls des Grossen und seiner nächsten Nachfolger fast ganz. Es gab fast keine Medicin mehr, wenigstens kein Studium derselben, ausser bei Griechen und Arabern, mochten auch Quacksalber hie und da noch die Stelle der Aerzte vertreten, und ein oder das andere medicinische Buch von einem schlaftrunckenen Mönch auf Befehl seines Abtes abgeschrieben werden. Mönche nahmen sich der Kranken um Gottes willen an, und die Heilmittel, deren sie sich wenigstens vorzugsweise bedienten, waren Gebet Weihwasser und die Reliquien der Heiligen. Man hat wohl gesagt, Karl der Grosse hätte in seinen Kathedralschulen ausdrücklich auch die Medicin zu lehren verordnet. Es finden sich in seinen Capitularien nur ein paar Worte, die man so gedeutet hat; ich gebe jedoch des Zusammenhangs wegen auch die vorhergehenden. Das im Jahr 806 zu Thionville (Villa Theodonis) erlassene Capitulare, bei Pertz pag. 131 sq. fängt so an:

1. Ut lectiones in ecclesia distincte legantur.

2. Ut cantus discatur et secundum ordinem et morem Romanae ecclesiae fiat: et ut cantores de Mettis revertantur.

3. De scribis ut vitiose non scribant. Ut unusquisque episcopus et abba et singuli comites suum notarium habeant.

4. De caeteris disciplinis ecclesiae ut secundum canones et regulam fiant.

5. De compoto ut veraciter discant omnes. De medicinali arte ut infantes hanc discere mittantur.

6. De ecclesiis etc.

Man sieht, das Alles bezieht sich auf den Kirchendienst, der so verwahrloset war, dass weder die Vorleser zu lesen, noch die Vorsänger zu singen, noch die Schreiber zu schreiben geschickt waren. Nachdem der Kaiser diese Mängel gerügt, auch die zur Beobachtung der Festtage nothwendige Kenntniss des Kalenders den Geistlichen zur Pflicht gemacht hat, fährt er fort: „Es sollen auch Kinder (infantes) geschickt werden, um die Heilkunst zu erlernen," und geht dann sogleich zu andern kirchlichen Bedürfnissen über. Das dünkt mich klar genug. Kinder lässt man nicht Medicin studiren, auch ist von einer Schule für sie zu diesem besondern Zweck gar keine Rede[1]). Die Heilkunst, die sie erlernen sollten, konnte nur Krankenpflege sein. Die Kraft zu heilen, so weit es nöthig war, mochte der Kaiser bei den Geistlichen vermöge der empfangenen Weihe auch ohne Studium voraussetzen. In dieser Meinung bestärkt mich die Menge der Arzneipflanzen im Capitulare de villis. Wozu ihr Anbau auf jedem Kammergut, wenn es noch wie zur Römerzeit geachtete Aerzte und Arzneiverkäufer gab? Als Hausmittel, meine ich, sollten sie dienen, woran es kein Volk zu keiner Zeit fehlen liess. Ich finde auch nicht, dass Karl einen Leibarzt gehalten hätte[2]); vielmehr ver-

1) Eben so urtheilt schon *Bartol. Corte, notizie istoriche intorno a' medici scrittori Milanesi. Milano 1718, in 4., pag. 17.*

2) *Freind (hist. de la méd. III, p. 6)* giebt ihm mit Bezug auf Buläus *(hist. antiqq. universit. Paris. 1, pag. 573)* zwei jüdische Leibärzte namens Ferraguthus und Buhahyliha Bengesla; und versichert, letzterer hätte auf des Kaisers Befehl das Buch Tacuin geschrieben. Schon der arabische Titel verräth den Abu Ali Jahia Ben G'ezla, der im barbarischen Latein oft auch Buhualiha genannt wird. Er lebte aber nach seinem Uebertritt zum Islam nicht an Karls Hofe, sondern in Bagdad, und starb im Jahr 1100,

achtete er die Aerzte nach Einhardts ausdrücklichem Zeugniss [1]), und bediente sich ihres Raths nicht einmal in den letzten Jahren seines Lebens, in denen er häufig an Fiebern litt, und mit Einem Fuss hinkte. Ich finde überhaupt keinen Leibarzt irgend eines abendländischen Fürsten vor Zedekias [2]) dem Juden, der Karl den Kahlen 877 vergiftet zu haben im Verdacht stand.

Noch seltner als Aerzte sind natürlich medicinische Schriftsteller. Walafridus Strabus, von dem ich bald sprechen werde, gehört nicht zu ihnen. Nur einen kennt die Literaturgeschichte des ganzen IX. Jahrhunderts im Abendlande, den auch als schlechten Dichter bekannten Abt zu Monte Cassino, Bertharius. Unter den Büchern, womit er die Bibliothek seines Klosters bereicherte, nennt der Chronist des Klosters Leo Ostiensis [3]) zwei Codices medicinischen Inhalts," worin Bertharius sehr viele Heilmittel berühmter Schriftsteller zusammengetragen hatte." Also eine Receptsammlung, vielleicht wie die des Marcellus Empiricus grade deshalb angelegt, weil es an Aerzten fehlte, oder man kein Vertrauen zu ihnen hatte. Doch überdauerte das Buch schwerlich seinen Verfasser. Im Jahr 884 erstürmten die von streitenden italiänischen Fürsten leichtsinnig aus Sicilien zu Hülfe gerufenen Sarazenen das Kloster, brannten es nieder, vertrieben die Mönche, die erst nach Rom flüchteten, dann ein Kloster zu Teano bezogen, wo sie lange verweilten, und ermordeten den Abt Bertharius. Selbst als Praktiker berühmte Aerzte werden selten genannt, und ihr Ruf ist meist zweideutiger Art. Die Histoire litéraire de la France [4]), die sich in ihren frühern Bänden noch mit über Deutschland als

---

also fast zwei Jahrhunderte später als Karl. Der Andre scheint demnach auch ein verkappter Moslim zu sein, und nicht Karls Leibarzt.

1) *Einhardi vita Caroli Magni cap. 22*, in *Pertz monumenta German. historica II, pag. 455.*

2) *Hist. lit. de la France IV, pag. 274*, mit Bezug auf *Felibien histoire de l'abbaye de St. Denis en France livr. II, nr. 36.*

3) *Leonis Marsicani chronica Casinensis I, cap. 33*, in *Pertz monumenta Germaniae historica tom. IX (scriptorum VII), pag. 603.*

4) *Hist. lit. de la France IV, pag. 274.*

Theil des Frankenreichs erstreckt, nennt deren aus dem ganzen neunten Jahrhundert nur zwei, Tiraboschi für Italien keinen einzigen.

In demselben tiefen Schlaf beharrte das Studium der Medicin auch das ganze zehnte und bis tief in die zweite Hälfte des ölften Jahrhunderts hindurch. Für diese Zeit liefert uns zwar die Histoire littéraire de la France [1]) ein langes Verzeichniss berühmter Aerzte, gesteht aber, dass sie keinen medicinischen Schriftsteller zu nennen wisse, und dass sich von einer medicinischen Schule nicht die leiseste Spur zeige. Noch weit weniger hat, bis auf die salernitanische Schule, Tiraboschi [2]) zu melden. Man wundre sich daher nicht, wenn ich aus diesem langen Zeitraum auch nur drei Schriftsteller anzuführen habe, den Hrabanus, der die Pflanzen grammatisch, den Walafrid, der nur einige wahrhaft poetisch behandelte, und den Macer, den einzigen, der zwar auch in Versen, sonst aber eine sehr prosaische Heilmittellehre schrieb.

§. 61.

Rhabanus Magnentius Maurus.

Betrachten aber einige Neuere die Zeit bald nach Karl dem Grossen in jeder Hinsicht als die finsterste des ganzen Mittelalters, so waren es wohl die politischen und bürgerlichen Zustände, die ihren Blick trübten, und sie den langsamen, doch stetigen Fortschritt der von ihm angeregten geistigen Entwickelung verkennen liessen. Karls Reich zerfiel, die Beherrscher der Bruchstücke desselben wechselten rasch unter Mordthaten und blutigen Kriegen der Söhne gegen ihre Väter, der Brüder Vettern mächtigen Vasallen gegen einander; äussere Feinde, Sarazenen Normannen Slaven, drangen verwüstend bis tief ins Innere der Länder; es dauerte lange, bis sich neue Reiche auf den Trümmern des alten wieder befestigten. Auch die Kirche versank wenigstens in vielen Gegenden aufs neue in die alte Barbarei, und Karls bürgerliche Ver-

1) *Hist. lit. de la France VII, pag. 134—137.*

2) *Tiraboschi storia della litteratura Italiana tom. III, lib. III, cap. 4, pag. 236 edit. Romanae in 4.*

ordnungen erblassten zu todten Buchstaben. Nur die Keime geistiger Bildung, die er ausgestreut, fanden hie und da einen günstigen Boden, auf dem sie im Stillen gediehen und um sich griffen. Alkuin hatte treffliche Schüler gebildet, unter deren Leitung sich manche der von seinem Kaiser gegründeten Schulen in blühendem Zustande erhielten, zumal in Deutschland auf dem noch unentweihten Boden reiner Sitte. Viele jener Männer gehörten zum Orden des heiligen Benedict, dessen Regel, wie Heeren[1]) gezeigt, zwar nichts enthält, was gelehrte Studien unmittelbar vorschrieb, doch auch nichts, was sie hinderte, und manches, was ihnen unter tüchtigen Aebten zu statten kam, aber freilich auch, wie wir bald sehen werden, unter schlechten Aebten verderblich werden konnte. Thatsache ist, dass sich von jetzt an verschiedene Klöster und Mönche des heiligen Benedict durch erspriessliche Förderung der Wissenschaft hervorthaten. Nur grosse Erfolge erwarte man nicht gleich; aus einer Jahrhunderte lang eingewurzelten Barbarei führt kein Sprung zur Höhe der Bildung zurück; und für das Verdienst in hellen und in finstern Zeitaltern wäre es unbillig einerlei Maassstab anzulegen.

Dies vorausgesetzt, scheue ich mich nicht den Theologen Hrabanus Magnentius Maurus, wiewohl er von Pflanzen nur als Grammatiker und symbolisirender Theologe handelt, und von ihnen selbst in freier Natur vielleicht weniger wusste als mancher Hirt, unter den Botanikern aufzuführen.

Sein Leben schrieb Trithemius, zum Theil aus unlautern Quellen, und in neuerer Zeit mit gediegener Gründlichkeit:

Fr. Kunstmann, Hrabanus Magnentius Maurus, eine historische Monographie. Mainz 1841, in 8,

woraus ich einige Hauptpunkte zu wiederholen mich begnüge.

Aus einem alten vornehmen Geschlecht zu Mainz geboren, ward Hrabanus schon in seinem neunten Jahre dem geistlichen Stande gewidmet, und dem durch seine Schule berühmten Benedictinerkloster Fulda zur Erziehung überliefert. Auch als Mönch

1) *Heeren, Geschichte des Studiums der classischen Literatur I, Seite 59 f.*

blieb er in demselben Kloster. Wann er seine Gelübde ablegte, ist unbekannt, aber schon im Jahre 801 liess ihn Baugolf, der Abt, zum Diaconus weihen. Daraus, dass dies nicht vor dem fünf und zwanzigsten Lebensjahre geschehen durfte, folgerte Mabillon der Annalist des Benedictiner-Ordens, Hrabanus wäre 776 geboren, und Kunstmann scheint ihm Seite 14 beizupflichten; später Seite 143 f. macht aber Kunstmann selbst wahrscheinlich, dass Hrabanus schon 774 geboren wäre, weil er sein Werk de laudibus sanctae crucis in seinem dreissigsten Jahre vollendete, und weil es scheint, als hätte er es noch an Alkuin mitgetheilt, der im Jahe 804 starb. Im Jahre 802 sandte ihn der Abt Ratgar, Baugolfs Nachfolger, zur Vollendung seiner gelehrten Ausbildung nach Tours, wohin sich Alkuin, des Hoflebens müde, zurückgezogen hatte, und ganz für seine Schule lebte. Bei ihm verweilte Hrabanus ein Jahr lang, und ward seines Lehrers Liebling, der ihm auch nach einer an Karls des Grossen Hofe herrschenden Sitte den Beinamen Maurus gab. Nach der Rückkehr in sein Kloster, also 803 oder Anfangs 804 muss er das genannte Werk geschrieben haben, und ward nebst einigen Andern mit der Leitung des Unterrichts an der Klosterschule beauftragt. Doch nicht lange währte diese Beschäftigung. Abt Ratgar, ein harter Mann, mehr um die Ausführung steinerner Prachtgebäude als den Anbau der Wissenschaft bemüht, und gestützt auf die benedictiner Ordensregel, die den Mönchen auch körperliche Arbeit und blinden Gehorsam gegen ihren Abt zur Pflicht macht, liess die so herrlich blühende Klosterschule verfallen, beschränkte die täglichen Andachtsübungen und die Zahl der Feiertage, um seine Mönche beim Bau seiner Kirchen aufs äusserste mit roher Handwerksarbeit zu beschäftigen. Auch Hrabanus, seiner Bücher beraubt, musste sich niedrigen Arbeiten unterziehen. Es kam zu Zerwürfnissen, viele Mönche entflohen, andre verklagten beim Kaiser ihren Abt, der denn auch endlich 817 abgesetzt ward, worauf die alte Ordnung zurückkehrte, und Fulda seinen Ruf als Lehranstalt wiedergewann. Im Jahr 822 ward Hrabanus selbst zum Abt von Fulda erwählt, und bekleidete dies Amt, bis er es 842 aus politischer Rücksicht aufgab. Ein hervorstechender

Zug seines Charakters war unerschütterliche Treue gegen seinen Kaiser. So hatte er stets Ludwigs des Frommen Partei gehalten, und sich dabei doch die Achtung der feindseligen Söhne desselben zu erhalten gewusst. Eben so fest schloss er sich nach des Vaters Tode im Jahr 840 an dessen ältesten Sohn und spätern Nachfolger in der kaiserlichen Würde, Lothar; und als derselbe 842 von seinen beiden vereinigten Brüdern Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen von Frankreich geschlagen und zur Flucht aus Deutschland genöthigt ward, legte Hrabanus lieber sein Amt nieder, als dass er gleich Andern zur Partei des siegreichen Ludewig übertrat. Der Erfolg belohnte seine Standhaftigkeit. Lothar erhob sich bald wieder, verglich sich mit seinen Brüdern, und empfing 843 durch den Vertrag zu Verdün die Kaiserkrone. Hrabanus hatte sich indess bei seinem Freunde, dem Bischof Haymo von Halberstadt aufgehalten, war aber bald darauf wieder nach Fulda oder in die Nähe des Klosters zurückgekehrt, und hatte diese Zeit der Musse zur Ausarbeitung seiner zwei und zwanzig Bücher de Universo, worauf ich zurückkommen werde, benutzt. Bald aber ward er zu neuer Thätigkeit andrer Art aufgerufen. Im Jahr 847 fiel die Wahl eines Erzbischofs von Mainz auf ihn, und König Ludwig der Deutsche, der ihn schon zwei Jahr zuvor gelegentlich zu sich berufen und sehr gnädig behandelt hatte, bestätigte seine Wahl. Es ist in der That bewundernswerth, wie er sich bei seiner Gradheit und Freimüthigkeit im Urtheil über die politischen Ereignisse jener wüsten Zeit die Achtung und das Wohlwollen entgegengesetzter Parteihäupter stets zu bewahren verstand. Nachdem Ludwig der Fromme von seinen Söhnen entthront und aufs Unwürdigste behandelt war, widmete er dem unglücklichen Greise eine Schrift über die Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern. Als Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle ihren ältern Bruder Lothar zu der Schlacht bei Fontenay gezwungen hatten, die sie als Gottesurtheil über ihre Ansprüche an die Herrschaft betrachten wollten, sprach sich Hrabanus in der seinem Vorgänger und Freunde, dem Erzbischof Otgar von Mainz gewidmeten Bussordnung über die Vermessenheit der Menschen aus, auf solche Weise

die geheimen Rathschlüsse Gottes ergründen zu wollen. So unterwarf er die politischen Handlungen der Machthaber schonungslos dem Urtheil christlicher Sittenlehre, und sein Ansehen bei ihnen sank nicht, sondern stieg, bis er 856, ein Jahr vor dem Kaiser Lothar, wahrscheinlich im zwei und achtzigsten Jahre seines rastlos thätigen Lebens sanft entschlummerte.

In seinen zahlreichen, meist theologischen, zum Theil auch grammatischen Werken zeigt er sich als gründlicher Kenner der heiligen Schrift und der lateinischen Kirchenväter, verräth auch nicht geringe Bekanntschaft mit manchen der bessern altrömischen Profanscribenten, die er in der Bibliothek seines Klosters vorfand, oder ihr selbst zu erwerben wusste. Die ihm oft zugeschriebene Kenntniss des Griechischen möchte ich ihm dagegen absprechen. Er geht zwar bei seinen Etymologien nur zu oft auf das Griechische zurück, und liefert mitunter eine richtige Ableitung; doch eben so oft erfindet er griechische Wörter, die nie existirt haben, oder legt den vorhandenen Bedeutungen bei, die sie niemals hatten. Das griechische Alphabet kannte er freilich, darüber hinaus scheint seine Kenntniss dieser Sprache nicht gegangen zu sein. Ein grosser Theil seiner griechischen Etymologien ist auch nicht ihm eigen, sondern von Isidorus Hispalensis entlehnt.

Zu seinen grammatischen Werken rechne ich auch das de Universo, wiewohl es gleichfalls eine theologische Seite hat. Es wäre ihm in den Sinn gekommen, sagt er, nach Art der Alten über die Natur der Dinge und die Etymologie ihrer Namen zu schreiben, doch so, dass er zugleich auf die mystische Bedeutung jener Namen einginge. Sein Vorbild war also ohne Zweifel Isidorus Hispalensis, doch seine Eigenthümlichkeit gestattete ihm nichts ohne Bezug auf die Bibel zu behandeln; und so erklärt er durchgängig erst die Namen der Dinge, und dann, wie er es nennt, die spirituelle oder mystisch-allegorische Bedeutung jener Namen in der heiligen Schrift oder auch wohl bei den Kirchenvätern. Von Gott und den Engeln geht er aus, lässt darauf die Hauptpersonen des alten und neuen Testaments folgen, und kommt von der heiligen Schrift auf Bibliotheken und Bücher ver-

schiedener Art, von denen er auf verschiedene christliche Gebräuche übergeht. Das macht den Inhalt der fünf ersten Bücher. Das sechste handelt vom Menschen und seinen Theilen, das siebte von allerlei menschlichen Verhältnissen, den Lebensaltern, der Verwandtschaft, Ehe, dem Tode, und in einem langen Schlusskapitel — von Haus- und Lastthieren. Das achte von den übrigen Thieren. Das neunte enthält Astronomie und Meteorologie, das zehnte Chronologie, die drei folgenden sind eine physische Geographie. Nun folgt im vierzehnten die Baukunst; im funfzehnten Philosophen, Dichter, Sybillen, Magiker, Heiden und heidnische Götter; im sechzehnten fast noch bunter Sprachen, politische Geographie, bürgerliche Einrichtungen und Militär. Buch siebzehn ist eine Mineralogie. Buch achtzehn umfasst Gewicht und Maass, Zahlen, Musik und Medicin, letztere in einem einzigen kurzen Kapitel. Buch neunzehn handelt vom Landbau und den Pflanzen. Buch zwanzig vom Kriege und Kriegsgeräth zu Lande wie zu Wasser, dem einige Kapitel von gymnastischen Spielen und vom Theater eingeflochten werden. Buch ein und zwanzig von Künsten und Handwerken, und endlich zwei und zwanzig von allerlei Haus-Acker- und Stallgeräth. Man sieht, das Bunte der Welt darzustellen ist dem Verfasser trefflich gelungen.

Doch halten wir uns an das neunzehnte Buch. Es handelt in neun Kapiteln 1. vom Ackerbau, 2. vom Getreide, 3. von den Hülsenfrüchten, 4. vom Weinstock, 5. von den Bäumen (im Allgemeinen), 6. von den eigenen Namen der (gemeinen) Bäume, 7. von den aromatischen Bäumen, 8. von den aromatischen und den gemeinen Kräutern, und 9. vom Gemüse. Genannt werden in dem ganzen Buche ungefähr hundert Pflanzen. Voran geht bei jeder ihres Namens Etymologie, dann folgen meist einige Notizen über ihr Vorkommen, ihre Produkte und sonstige merkwürdige Eigenschaften, oft auch nichts der Art, am wenigsten eine Beschreibung. Den Beschluss macht aber stets ihre symbolische oder spirituale Bedeutung, die am ausführlichsten behandelt wird Aufgeführt werden, ausser allen in der Bibel genannten, und einigen Gewürzen, fast nur die ge-

meinsten Pflanzen, vornehmlich die der Gärten, von Getreidearten nur Weizen und Gerste. Ob man daraus folgern darf, dass zu Hrabanus Zeit in seiner Gegend kein andres Getreide gebaut ward? Ich glaube es kaum; der ämsig studirende Mönch bekümmerte sich wohl nur nicht um den Feldbau. Charakteristisch ist, dass von den Heilkräften der Pflanzen so wenig gesagt wird, bei den meisten, zum Theil sehr wirksamen, gar nichts; wieder ein Beweis für den tief gesunkenen Zustand der Heilmittellehre wie der gesammten Medicin in jener Zeit.

Das ist des Werkes schmächtiger botanischer Inhalt, und doch ein Fortschritt. Griechische und römische Literatur sahen wir allmälig zusammenschrumpfen zu Enkyklopädien und elenden Excerptensammlungen; hier im Gegentheil beginnt eine neue Epoche mit einem ähnlichen, ja noch ärmlicheren Sammelwerk, in das der Verfasser die ihm zugänglichen spärlichen Ueberreste des Wissens aus der Vorzeit mühselig zusammenscharret; doch nicht ohne eine gewisse Originalität. Urtheile man über die Symbolik des Hrabanus, wie man will, so muss man einräumen, dass sie grossentheils sein Eigenthum ist. Von wie wenigen der spätern Römer und Griechen lässt sich dasselbe rühmen! Der Vorwurf, dass er sich bei Naturgegenständen nur an die Namen, nicht an die Dinge gehalten, trifft auch schon manchen seiner Vorgänger, bis auf Plinius zurück, und noch manchen seiner Nachfolger bis ins sechzehnte Jahrhundert abwärts. Doch wird sich zeigen, wie eben dergleichen grammatisch-philologische Studien später wieder zur Naturbetrachtung selbst zurückführten. Soll aber das Alles nicht gelten, so erwäge man noch Eins. Unstreitig war Hrabanus der gelehrteste Mann seiner Zeit, darüber sind alle Urtheile einig, — und dieser Mann war zugleich d e r e r s t e D e u t s c h e, d e r j e m a l s d i e F e d e r e r g r i f f; welche andre Nation darf den ersten Gelehrten, den sie hervorbrachte, ihm gleichstellen? Darum gönne man ihm den bescheidenen Platz, den ich ihm hier auch unter den Botanikern einräumte, und das geringe Lob, das ich ihm spendete.

§. 62.

Walafridus Strabus.

Eine nicht so imposante, aber anmuthige Erscheinung ist Walafridus Strabus, des Hrabanus Schüler, den Andre lange vor mir in die Geschichte der Botanik einführten. Unter den vielen einander oft widersprechenden Darstellungen seines einfachen Lebens von alten und jungen Schriftstellern finde ich die in der Histoire literaire de la France tom. V, pag. 59 mit den mir selbst zugänglichen Quellen am genauesten übereinstimmend. Doch werde ich auch Andre nicht unbeachtet lassen Möchte er doch einen solchen Biographen wie sein Lehrer finden! Es ist hier noch viel zu thun übrig, und er verdient es.

Ob man ihn besser Strabus oder Strabo nennt, ist ungegewiss; er selbst nennt sich in seinen lateinischen Gedichten, wie es zum Versmaass passt, bald so, bald so; doch einmal [1]) erklärt er sehr bestimmt:

Edidit haec Strabus, parvissima portio fratrum,
Augiae quos vestris insula alit precibus.
Strabonem quamquam dicendum regula clamet,
Strabum me ipse volo dicere: Strabus ero.

Stände fest, was man so oft behauptet hat, dass ihm der Beiname gegeben sei, weil er schielte, so wäre Strabo das Richtige, obgleich man im Mittelalter in gleicher Bedeutung auch strabus sagte. Allein der einzige Beweis, auf den man diese Meinung zu gründen pflegt, nämlich dass er sich selbst einmal hebes nennt, kann eben so gut auf Schwächlichkeit des Körpers überhaupt bezogen werden; und leicht kann die Sage, er habe geschielt, aus dem Namen, den er führte, entstanden sein. Dass er von Geburt ein Schwabe war, bezeugt er selbst, indem er in der Vorrede zum Leben des heiligen Gallus von dem Lande spricht, „quam nos Alemanni vel Suevi

1) Aus dem Gedicht *ad Grimaldum magistrum* abgedruckt bei *Mabillon annal. ord. St. Benedicti II, pag. 495;* auch bei *Reuss* in der gleich anzuführenden Schrift *pag. 3, not. 12,* wo aber im ersten Verse unrichtig Strabo statt Strabus steht. Eben so bei *Choulant.*

incolimus" [1]). Dass er die Schule zu Fulda besucht, leidet keinen Zweifel, da er den Hrabanus Maurus seinen Lehrer nennt [2]); ob er aber vor- oder nachher auch die Schule zu St. Gallen oder die zu Reichenau (Augia dives) besucht habe, wird bestritten [3]). Einer seiner eigenen Schüler, der reichenauer Mönch Ermenricus sagt in der Zueignung seines Buchs von der Grammatik an Grimaldus den Abt von St. Gallen: „Domnus Walhafredus tibi notissimus, quem etiam tu ipse, ut peritus cathegeta, peritum sophistam enutristi" [4]). Das wäre schlagend, wenn fest stände, dass Grimaldus zuvor niemals weder zu Fulda noch zu Reichenau unterrichtet hätte; doch darüber wissen wir, oder weiss ich wenigstens nichts. Aber im Jahr 825 befand sich Walafridus nach kaum vollendetem achtzehnten Lebensjahr zu Reichenau, besang die im Jahr zuvor daselbst vorgekommenen Visionen des Mönches Wetinus, widmete das Gedicht jenem Grimald, und nannte in der Zueignungsschrift nicht diesen, sondern den Hrabanus und den reichenauer Mönch Tatto seine Lehrer [5]). Nach der Histoire literaire de la France empfing er den ersten Unterricht in Reichenau, ging dann nach Fulda, und kehrte von da sogleich nach Reichenau zurück. Hier ward ihm mit vielem Erfolg die Leitung des Unterrichts übertragen, und er darauf im Jahr 842, und im Alter von nur fünf und dreissig Jahren zum Abt erwählt. Schöttgen lässt ihn zuvor noch Decan des Klosters zu St. Gallen sein, ohne eine Quelle anzugeben, oder von Andern unterstützt zu werden. Trithemius [6]) macht ihn gar zum Abt von St. Gallen. Aber einer der ältesten und zuverlässigsten Gewährsmänner, Hermannus Con-

---

1) Abgedruckt von *Schöttgen* im letzten Bande von *Fabricii biblioth. latina mediae et infimae aetatis, voce Walafridus Strabus, VI, pag. 310 editionis Patavinae in 4.*

2) Nach *Mabillon l. c. und Andern.*

3) Man vergleiche die angefuhrte Stelle bei *Schöttgen* für St. Gallen, und *Mabillon l. c.* fur Reichenau.

4) Abgedruckt bei *Schöttgen l. c.*

5) Nach seiner eigenen Dedicationsschrift bei *Mabillon l. c.*

6) *Trithemii scriptor. ecclesiast. cap. 646.*

tractus [1]), von 1043 bis 1054 selbst Mönch zu Reichenau und Verfasser der Chronik seines Klosters, weiss nichts davon. Er sagt nur beim Jahr 842: „Augiae Walahfridus Strabo, vir doctus, abbas duodecimus praefuit annis septem, qui multa ingenii sui monimenta metro et prosa reliquit." Und beim Jahre 849: Augiae Walahfridus Strabo abbas obiit. Eben dies Stillschweigen Hermanns macht auch die freilich aus Handschriften entnommene Nachricht bei Goldast [2]) sehr verdächtig, Walafrid hätte seiner gelehrten Studien wegen die Geschäfte der Verwaltung des Klosters so vernachlässigt, dass er sein Amt als Abt hätte niederlegen müssen, und aus dem Kloster vertrieben wäre. Jedenfalls, versichert die Histoire literaire de la France mit Recht, müsste er denn doch später in sein Amt wieder eingesetzt sein. Denn gewiss ist, dass er Abt von Reichenau war, als ihn König Ludwig der Deutsche im Jahr 849 als Gesandten an seinen Bruder Karl den Kahlen nach Frankreich schickte [3]). Auf dieser Gesandtschaftsreise starb er nicht älter als zwei und vierzig Jahr.

Unter Walafrids Schriften geht uns nur Eine an, sein Hortulus, ein Kranz von fünf und zwanzig Gedichten in überhaupt 444 Hexametern, von denen jedes, ausser dem ersten und letzten, eine Pflanze seines Gartens besingt. Gedruckt ist der Hortulus sehr oft, bald einzeln, bald als Anhang ähnlicher Schriften, bald in grössern Sammlungen theils medicinischer theils kirchengeschichtlicher Schriften. Die neueste und beste Ausgabe ist:

Walafridi Strabi hortulus, carmen, ad cod. ms. veterumque editionum fidem recensitum, lectionis varietate notisque instructum. Accedunt analecta ad antiquitates florae Germanicae

1) *Herimanni Augiensis chronicon*, in *Pertz monimenta Germaniae historica tom. VII (scriptorum tom. V), pag. 104.*

2) *Goldast rerum Alamannicarum scriptores tom. II, pars 1, pag. 12*, nach der *Hist. lit. de la France l. c.*

3) Die Beweisstellen hierfür, wie für seinen Tod während der Gesandtschaftsreise findet man bei *Mabillon annales ordinis St. Benedicti tom. II. pag. 686 sq.* Der Hauptzeuge ist Walafrids Schüler *Ermenricus* in seinem Buch *d grammatica.*

et capita aliquot Macri nondum edita. Auctore F. A. Reuss. Wirceburgi 1834, in 8.

Es ist dazu eine bis auf Kleinigkeiten im Ganzen sehr correcte münchener Handschrift nebst den bessern alten Drucken benutzt, und grossen Fleiss hat der gelehrte Bearbeiter auf Sammlung von Parallelstellen bei Lucretius, Virgilius, Ovidius, Columella, Plinius, Serenus Samonicus und dem sogenannten Plinius Valerianus verwandt, so dass schon daraus die Vertrautheit unsres Dichters mit einem beträchtlichen Theil der ältern Literatur hervorleuchtet. Kurz zuvor hatte Choulant seiner demnächst genauer anzugebenden Ausgabe des Macer Floridus von 1832 als Anhang Walafridi Strabonis hortulum beidrucken lassen, und schon manches zur Berichtigung des Textes gethan. Die andern beträchtlich ältern Ausgaben übergehe ich. Man findet sie sowohl bei Reuss als auch bei Choulant in seinem Handbuch der Bücherkunde der ältern Medicin sorgfältig verzeichnet.

Die besungenen Pflanzen sind:

1. Salvia,	9. Gladiola,	17. Apium,
2. Ruta,	10. Libysticum,	18. Betonica,
3. Abrotanum,	11. Cerefolium,	19. Agrimonia,
4. Cucurbita,	12. Lilium,	20. Ambrosia,
5. Pepones,	13. Papaver,	21. Nepeta,
6. Absinthium,	14. Sclarea,	22. Raphanus,
7. Marrubium,	15. Mentha,	23. Rosa.
8. Feniculum,	16. Pulegium,	

Eigentliche Beschreibungen derselben giebt Walafrid nicht; — dazu, hätte er es auch gekonnt, war er ein zu guter Dichter, — aber lebhaft fasst er die Natur seiner Pflanzen auf, die er nicht bloss dem Namen nach aus Büchern kannte, sondern in seinem Klostergarten täglich vor Augen und unter Händen hatte, und bezeichnet sie durch einzelne kleine Züge oft recht glücklich. Dann folgt die medicinische Anwendung nach alten Mustern, und sogar diesen trockenen Angaben weiss er oft etwas Leben einzuhauchen, so dass er als Dichter meinem Gefühl nach hoch über Serenus Samonicus steht, den er sogar in der Correctheit und dem Wohllaut

der Verse übertrifft. „Ich kann mich nicht genug wundern, sagt Reuss in seiner Vorrede, wie in einem Jahrhundert, welches Baronius an Unfruchtbarkeit im Guten eisern, an Scheusslichkeit des hervorbrechenden Schlechten bleiern, an literarischer Dürftigkeit finster nennt, solch ein Dichter erstehen konnte!“ Er und sein Cardinal haben übersehen, dass wir mit Karl dem Grossen aus der Periode des ab- in die des zunehmenden Mondes der Geistesbildung getreten sind. Las doch noch in demselben Jahrhundert nicht lange nach Walafrid der Günstling König Karl des Kahlen Johannes Scotus Erigena den Platon und Aristoteles im Original, übersetzte den Dionysios Areopagita aus dem Griechischen ins Lateinische, und führte die Philosophie aus dem Orient nach Europa zurück. Bald folgten ihm andere Denker. Die Poesie hörte wieder auf lateinisch zu sprechen, sie ward wieder national bei den Völkern des Abendlandes. Am Schluss des zehnten Jahrhunderts bestieg, als sicherstes Zeichen der Zeit, ein Mathematiker Sylvester II. sogar den päpstlichen Thron. Nur die Medicin, und mit ihr die Pflanzenkunde, schliefen noch.

§. 63.

Macer Floridus.

Diesen Namen führt fast in allen Handschriften, so wie in den ältesten Ausgaben, der Verfasser, ich darf kaum sagen eines Gedichts, — denn von Poesie hält es sich sehr rein, also lieber eines in schlechten Hexametern geschriebenen Buchs de viribus oder de naturis herbarum. Wie beliebt es im Mittelalter und noch später gewesen sein mag, bezeugen, ausser dem häufigen Gebrauch, den schon Vincentius Bellovacensis und Andre davon machten, und ausser den Bearbeitungen in fremden Sprachen, von denen wir wenigstens die dänische durch Henrik Harpestreng, noch werden kennen lernen, schon die zahlreichen Handschriften fast in allen grössern Bibliotheken, und die zwei und zwanzig von Choulant aufgeführten, grösstentheils ältern Ausgaben. Die neueste und beste ist:

Macer Floridus de viribus herbarum, una cum Walafridi Strabonis, Othonis Cremonensis et Joannis Folcz carminibus similis argumenti, quae secundum codd. mss. et veteres editiones recensuit, supplevit et annotatione critica instruxit Lud. Choulant. Accedit Anonymi carmen Graecum de herbis, quod e cod. Vindobonensi auxit et cum Godefr. Hermanni suisque emendationibus edidit Jul. Sillig. Lipsiae 1832, in 8.

Wann, wo und wie der Verfasser lebte, ja welchen Namen er führte, ist alles zweifelhaft oder völlig unbekannt. Der erste, der ihm ein gründliches Studium widmete, und tüchtig aufräumte, war Morgagni[1]); der zweite Choulant[2]), der sich durch seine treffliche Ausgabe des Schriftstellers grosses Verdienst erwarb, in der Lösung jener literarhistorischen Räthsel aber, ungeachtet seiner umfassenden Gelehrsamkeit und angewandten Mühe, wenig weiter kam als sein Vorgänger; der dritte Renzi[3]), der zwar eine ganz neue Ansicht über Macer Floridus aufstellte, doch dieselbe nicht so, wie man wünschen möchte, begründete.

Atrocinianus, der das Buch 1527 neu herausgab, und einige seiner Nachfolger nennen den Verfasser Aemilius Macer, indem sie ihn unbegreiflicher Weise mit dem altrömischen Dichter dieses Namens, von dem ich Band I, Seite 396 sprach, verwechselten. Halten wir uns dabei nicht auf. Beachtungswerther ist folgende Angabe Merula's[4]): „Hic libellus, qui sub Macri nomine circumfertur, non hujus est, sed Odonis cujusdam medici, ut ipse vidi in codice antiquissimo. Verum ut gratior iret in lucem, Macri titulo inscriptus est. Diese Worte passen so genau auf den Titel

1) *Morgagni opuscula miscellania, edit. Veneta in fol. Pars I, pag. 103 sq.*, im ersten Brief über Q. Serenus Samonicus, nicht weit vom Anfang.

2) *Choulant* in der Einleitung zur genannten Ausgabe, und später in seinem *Handbuch der Bücherkunde, 2. Aufl. S. 233.*

3) *Renzi collectio Salernitana, I, pag. 212 sqq.* Mehr über dies Werk sehe man §. 64 zu Anfang.

4) *Gaudent. Merula de Gallorum Cisalpinorum antiquitate et origine, lib. I, cap. 10*, in *Graevii thesaurus antiquitatum Italiae, tom. I, pars I, pag. 93*, oder nach *Choulant* in der Originalausgabe, *Lugduni 1538 in 8., pag. 75.*

eines bamberger Codex, der Schrift nach aus dem dreizehnten Jahrhundert, auf den neuerlich Thierfelder [1]) aufmerksam machte, dass man an der Identität beider oder mindestens an der unmittelbaren Abstammung des einen Codex vom andern nicht zweifeln kann. Der Titel selbst lautet: „De herbarum virtutibus tractatus prosaicus, exerptus ex metrico," und führt am Rande die Bemerkung: „Hic libellus, qui sub Macri nomine circumfertur, non hujus est, sed Odonis cujusdam medici Veronensis incertae aetatis. Verum ut gratior iret in lucem, Macri titulo inscriptus est. Man könnte vermuthen, dieser Odo sollte nur der Verfasser des prosaischen Auszuges aus dem Gedichte sein; allein Choulant [2]) macht uns mit einem dresdener Codex selbst aus dem vierzehnten Jahrhundert bekannt, mit der Schlussschrift: „Odonis Magdunensis [3]) opusculum de naturis herbarum explicit," und setzt, leider ohne Angabe seiner Quelle hinzu: „Andre Nachrichten nennen den Cistercienser Odo Muremundensis (Otto von Morimont im Burgundischen, früher Abt zu Beauprai, gestorben 1161), der aber zu spät dafür gelebt haben möchte. Eine wolfenbütteler Handschrift des Macer aus dem vierzehnten Jahrhundert schliesst: Explicit Macer domini Alberti de Aulica, was aber schwerlich auf den Verfasser geht." Vier verschiedene Handschriften bieten also vier verschiedene Namen dar, Odo Veronensis [4]), Odo

1) *Thierfelder* im Janus, herausgegeben von *Herschel III*, 184., *Seite 372;* und der Titel selbst in *Jaeck* (nicht Janck, wie im Janus steht) *Beschreibung der Bibliothek zu Bamberg, Nürnberg 1831 in 8., I, Seite 111, nr. 872.*

2) *Choulant, Handbuch der Bücherkunde der ältern Medicin, 2. Auflage. Seite 234.*

3) „Aus Meudon", setzt *Choulant* hinzu. Das ist ein Irrthum. Meudon hiess Moldunum oder Modunum, und Magdunum war Mehün.

4) *Haller (biblioth. latina, edit. Ernesti III, pag. 544)* sagt mit Verweisung auf Merula: „Odobonus sive Odo quidam," und wird deshalb mit Recht von *Renzi (collect. Salernit. I, pag. 216)* getadelt, denn Merula giebt den Namen Odobonus nicht. Aber ein weit schlimmeres Versehen macht Renzi selbst an demselben Orte, indem er den Merula nicht von einem unbekannten Odo Veronensis, sondern von dem wohlbekannten Odo Cremonensis sprechen lässt.

Magdunensis, Odo Mnremundensis und Albertus de Aulica; es ergiebt sich daraus mit vieler Wahrscheinlichkeit, dass Macer Floridus nicht des Verfassers Name, sondern des Buches Titel war, und etwa so viel bedeuten sollte wie Aemilius Macer redivivus, ein neuer, neu aufblühender Macer, in gleicher Weise wie der Verfasser eines Kochbuchs, wovon ich im vorigen Bande gesprochen, vermuthlich nicht Apitius hiess, sondern seinem Buche diesen Namen als Titel gab. Allein welchen Namen nun der Verfasser unsres Gedichtes trug, bleibt dabei völlig ungewiss; daher ich vorläufig mit Choulant den bekanntesten Namen Macer Floridus beibehalte.

Hallers[1]) Vermuthung, der Verfasser wäre ein Franzose, weil er Isatis durch Gaisola (in unserm Text steht Gaisdo, was aber keinen Unterschied macht), Solanum durch Maurella übersetzt, theilt auch Choulant, und führt zur Bestätigung noch die Namen Jusquiamus, Paratella und Gingiber an. Renzi bekämpft sie, und hält den Verfasser für einen Salernitaner. Mit Recht wendet er ein, dass jene Pflanzennamen mit geringen Abweichungen eben sowohl italiänisch als französisch sind. Wenn er jedoch grosses Gewicht darauf legt, dass der Verfasser nicht sagt Galli, sondern Latini maurellam dicunt, und der Meinung ist, derselbe hätte dadurch die Italiäner sehr bestimmt bezeichnet, so kann ich ihm nicht beipflichten. Latini nennen sich zn oft lateinische Schriftsteller der verschiedensten Nationen. Es giebt aber andre Gründe, die kräftiger für Renzi's Meinung sprechen. Dahin gehört des Verfassers unverkennbare Kenntniss der griechischen Sprache, die in Frankreich zur Zeit des Mittelalters zu den grössten Seltenheiten gehörte, in Unteritalien zum Theil noch lange die Sprache des Volks und des Gottesdienstes blieb[2]), so wie der Ge-

1) *Haller bibliotheca botanica I, pag. 215.*

2) Das macht bei andern Gelegenheiten auch *Renzi* geltend, unterandern in der *Collectio Salernitana I, pag. 113*, und stellt es als bekannte Thatsache hin, die keines Beweises bedarf. Ich führe nur Einen an, nämlich das Messesingen in lateinischer und griechischer Sprache in einer Kirche unweit Monte Cassino im Jahr 884, nach *Tosti storia della badia di Monte Cassino I, pag. 48*, könnte aber leicht mehrere beibringen.

brauch, den er von seiner Kenntniss macht. Fast bei jeder Pflanze giebt er neben dem lateinischen auch den griechischen Namen an; das wäre in Frankreich leere Affectation gewesen, in Unteritalien hatte es guten Grund. Auch die Krankheiten werden häufig mit griechischen Namen benannt, und selbst andre griechische Ausdrücke, wie z. B. cacostomachon, was den Magen belästigt, kommen vor, Entstellungen griechischer Namen und Wörter, wie Ipocras statt Hippocrates, Jusquiamus statt Hyoscyamos, sciasis statt ischias, incaustum statt encauston (Dinte) u. s. w., die sich bei vielen mittelalterlichen Schriftstellern aller Länder finden, gingen gewiss vornehmlich von da aus, wo sich beide Sprachen lebendig berührten, das heisst von Unteritalien. In Einem Fall bei unserm Macer kann ich das sogar durch ein bestimmtes Zeugniss nachweisen. Vers 1201 heisst es, Caulis werde in griechischer Sprache Brassica genannt. Das klingt wunderlich, da doch Brassica ein alt lateinisches Wort ist. Allein Hesychios[1]) sagt: *Βράσκι*, (nach einer andern Lesart sogar *βρασσίκη*), *κράμβη*, *Ἰταλιῶται*, das heisst: die Grossgriechen in Unteritalien (nicht die Italiäner in unserm Sinn des Worts) nennen den Kohl Braske. Dasselbe vermuthe ich von Elna, angeblich griechischem Synonym von Enula vers. 1489, und Lolium, angeblich griechischem Synonym von Nigella vers. 2015. Sodann zeigt Macer eine Bekanntschaft mit alten sowohl griechischen als auch römischen Schriftstellern, die zu der Zeit, wo er gelebt zu haben scheint, in Frankreich vielleicht niemand besass. Besonders häufig benutzte er den Plinius, zwanzig mal citirt er ihn sogar, einmal auch den Palladius, und von Griechen den Dioskorides, Galenos, Oribasios Andre Schriftsteller mag er zum Theil nach fremden Citaten citiren, von den genannten lässt sich nicht verkennen, dass er sie selbst benutzte. Auch die vielen Beziehungen auf griechische Mythologie müssten uns, meine ich, bei einem Franzosen weit mehr befremden als bei einem Bewohner Unteritaliens, wo man sich der griechischen Literatur nie ganz entfremdete. Wohl zu beachten ist ferner der

1) *Hesychii lexicon, edit. Alberti, I, pag. 760.*

gänzliche Mangel an theologischen Andeutungen in dem Gedicht, woraus ich die Vermuthung schöpfe, der Verfasser habe zu den Laien gehört. Ausserhalb Unteritalien möchte es schwer halten in der Zeit, in welcher der Verfasser gelebt zu haben scheint, einen Arzt weltlichen Standes nachzuweisen; in Unteritalien finden wir dergleichen nicht nur von 900 an in Salerno häufig, sondern einzeln finden wir sie auch an andern Orten. Mein Hauptargument ist aber die Aufnahme so vieler Verse aus unserm Gedicht, in das sogenannte Regimen sanitatis Salerni, welches die salernitanische Schule mit den Anfangsworten:

Anglorum regi scripsit tota schola Salerni,

feierlich für das ihrige erklärt. Denn so augenfällig konnten die salernitanischen Meister das Gedicht nicht plündern, wenn sie dessen Verfasser nicht als einen der Ihrigen betrachteten; und als einen solchen konnten sie ihn nicht betrachten, wenn er nicht, sei es auch vor der Gründung der salernitanischen Schule, entweder zu Salerno selbst, oder in dessen Nähe gelebt hätte. Renzi kehrt die Sache zwar um, und lässt den Macer Floridus das Regimen plündern. Sieht man jedoch, wie die gleichen Verse beider Gedichte bei Macer überall in genauem Zusammenhange mit den übrigen, im Regimen ganz aphoristisch dastehen, und, um die Spuren des eigentlichen Zusammenhangs zu verwischen, oft sogar metrisch verschlechtert sind: so erscheint Renzi's Ansicht, der ausserdem auch die Chronologie im Wege steht, ganz unhaltbar.

Nach seiner Meinung ist das Gedicht zu Anfang des zwölften Jahrhunderts [1]), etwa um 1130 [2]) geschrieben; ich möchte es dagegen ans Ende des neunten Jahrhunderts, kurz vor die Anfänge der salernitanischen Schule stellen, und zwar aus folgenden Gründen. Der jüngste unter den vielen Schriftstellern, die Macer Floridus citirt, ist Walafridus Strabus, gestorben 849. Aelter war Macer Floridus also nicht, darüber sind Alle einig, nur darauf kommt es an, wie viel jünger er war. Nach Renzi ist der jüngste

1) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 213 sq.*
2) *Ibidem pag. 521.*

Schriftsteller, der ihn citirt, wahrscheinlich Matthäus Platearius der Verfasser des sogenannten Circa instans, den Renzi zwischen die Jahre 1130 und 1160 stellt. Dieser erklärt im Artikel Absinthium den Wermuth für ein Schutzmittel der Kleider und des Papiers gegen Motten, und beruft sich dabei unsern gedruckten Ausgaben zufolge auf Dioskorides und Macrobius. Statt des letztern ist jedoch sehr wahrscheinlich Macer zu lesen; denn Macrobius sagt das nicht, wohl aber Macer, und statt des vollen Namens steht in der breslauer Handschrift des Circa instans, der ältesten und besten, die wir kennen, die Abbreviatur Mac., die weit eher Macer als Macrobius bedeuten kann. Allein ein beträchtlich älteres Citat hat Renzi übersehen. Der schon im Jahr 1112 gestorbene Sigebertus Gemblacensis sagt im Büchlein von den kirchlichen Schriftstellern [1]): „Macer scripsit metrico stilo librum de viribus herbarum," und er stellt ihn unter die ältern Schriftsteller; vor Macer stellt er einen Schriftsteller des sechsten, nach ihm gar einen des fünften Jahrhunderts. Man sieht daraus, was auch ausserdem bekannt ist, dass bei den ältern Schriftstellern die Reihenfolge, die er beobachtet, keine Zeitfolge bedeutet; allein so viel wage ich doch daraus zu schliessen, dass der Verfasser des metrischen Kräuterbuchs nicht zu seiner Zeit, noch auch kurz vor derselben gelebt haben kann. Auch das Regimen sanitatis Salerni, wahrscheinlich 1101 bekannt gemacht, muss hiernach jünger sein als Macer Floridus. Nimmt man dazu noch, was Renzi selbst bemerklich macht, dass sich unter den vielen Citaten, mit denen Macer Floridus prunkt, weder ein Araber, noch Constantinus Africanus noch sonst ein Salernitaner befindet, so wird man nicht gut umhin können, ihn für älter als die salernitanische Schule zu halten. Noch ein Argument, was sich später ergeben wird, kann ich vorläufig nur andeuten. In unserm Gedicht, wie unpoetisch es sein mag, lässt sich des Verfassers Streben nach Effect, sein Buhlen um Beifall nicht verkennen, unzweifelhaft war es für die Oeffentlichkeit bestimmt.

1) *Sigebertus Gemblacensis de sciptoribus ecclesiasticis, cap. 13*, abgedruckt unterandern in *Fabricii bibliotheca ecclesiastica, Hamburg 1718 in fol.*, wo diese Stelle *pag. 94* steht.

Bald wird sich zeigen, wie wenig das mit dem Geist der salernitanischen Schule übereinstimmte.

Von dem fast nur praktischen Inhalt des Gedichts brauchten wir Botaniker kaum Notiz zu nehmen, stände es nicht so vereinzelt da in seiner Zeit. Denn Walafrid's Gärtlein lässt sich hinsichtlich des Pflanzenreichthums mit diesem Gedicht gar nicht vergleichen. In 77 Kapiteln handelt es von eben so viel meist wohlbekannten Pflanzen. Ein Verzeichniss derselben ist hier überflüssig, da Choulant in den Prolegomenen seiner Ausgabe pag. 5 ff. ein solches mit vielen literarischen Nachweisungen, und zudem noch ein sorgfältig gearbeitetes Register lieferte. Nur vier vermuthlich nicht früher vorkommende Namen hebe ich aus.

Barrocus, vers. 1641, soll der landesübliche Name des Melissophyllon der Griechen, d. h. unsrer Melissa officinalis sein. Matthäus Sylvaticus hat in seinem Wörterbuch Barocho mit derselben Erklärung.

Elenium und Elna, vers. 1489; so soll von den Griechen die Enula genannt werden, also unsre Inula Helenium; offenbar Corruptionen von Helenion und Helena.

Maurella, nach andern Lesarten Morella oder Maureola, vers 1918, soll der lateinische Name des griechischen Strychnos, *d. h.* unseres Solanum nigrum sein. Matthäus Sylvaticus hat Maurella, und citirt dazu den ganzen Vers unsres Macer. Noch jetzt lebt der Name in Italien eben so wie in Frankreich.

Paratella, vers. 1993, soll der gewöhnliche Volksname für Lapathum, unsern Ampfer sein. Französisch noch jetzt Parelle, spanisch Paradella. Im Italiänischen finde ich ihn nicht angegeben, und das ist der einzige der von Choulant angeführten Namen, die im Französischen fortleben, ohne dass ich sie zugleich im Italiänischen nachweisen kann. Da er jedoch wenigstens zugleich spanisch ist, kann ich auch in ihm keinen Beweis für des Verfassers französische Abkunft erblicken.

Einige Handschriften und Ausgaben des Macer Floridus enthalten noch verschiedene Kapitel, die in ältern Handschriften fehlen, und sich, wie Choulant bemerkt, auch durch die Sprache, den

Versbau und die ganze Behandlung als nachgeahmt und jünger zeigen, welchem Urtheil ich vollständig beitrete. Zwanzig Kapitel der Art liess Choulant selbst als Anhang zu den sieben und siebzig ächten abdrucken. Dazu lieferte Reuss im Anhange zu seinem Walafridus Strabus noch neun aus der sehr seltenen ältesten Ausgabe des Macer, Neapoli 1477 fol., und zehn aus einem wolfenbütteler Codex vom Jahre 1508, die er als ächt, Choulant dagegen, dem ich beistimme, als noch jünger betrachtet. Zwei derselben, eins aus der ältern Ausgabe, eins aus der jüngern Handschrift, behandeln sogar dieselbe Pflanze Quinquefolium, wiewohl auf ganz verschiedene Weise. Eben so verhält sich das Kapitel Sambucus der Handschrift zu dem schon von Choulant gelieferten unächten Kapitel von derselben Pflanze. Doch darf ich nicht unbemerkt lassen, dass unter den Kapiteln, die Choulant abdrucken liess, drei vorkommen, worin man kurze Pflanzenbeschreibungen findet, dergleichen in den ächten Kapiteln nicht vorkommen, namentlich 1. Aaron, 4. Bryonia, 5. Alga palustris sive Nymphaea, wozu im Text noch zwei Synonyme gegeben werden, Cacabus Veneris und Papaver palustre. Erst bei Matthäus Sylvaticus finde ich diese Synonyme wieder, und zwar alle in Einen Artikel zusammengestellt, mit den Worten: „Alga palustris i. Nymphea et est Nenufar. Alio nomine vocatur Caccabus Veneris, vel Papaver palustre.“ Ich gründe darauf die Vermuthung, dass dieser Zusatz zum Macer Floridus doch älter ist als Matthäus Sylvaticus. Unter den Kapiteln aus der alten Ausgabe bei Reuss handelt das letzte de Consolida, und giebt dieser Pflanze, oder vielmehr einer Art derselben das Synonym Consiria. Weder diesen noch jenen Namen finde ich bei Matthäus Sylvaticus, und schliesse daraus, dass er diese Kapitel noch nicht gekannt hat. Aus denen des wolfenbütteler Codex ist nichts anzumerken. Ich halte sie für die jüngsten von allen.

Viertes Kapitel.

Monte Cassino und die Schule der Medicin zu Salerno.

§. 64.

Monte Cassino.

Die Entwickelung der salernitanischen Schule der Medicin gehört zu den merkwürdigsten und einflussreichsten Ereignissen in der Geschichte der Botanik sowohl wie der Medicin Aber spärliche und zum Theil trübe Quellen liessen der Phantasie der Geschichtsforscher in dieser Region einen breiten Spielraum. Jedermann beruft sich auf dieselben Zeugnisse, und zieht daraus andere, denen seiner Vorgänger oft gradezu widersprechende Resultate. Die Hauptdifferenz besteht darin, dass Einige jene Schule als ein Werk der Benedictiner betrachten, und ihre Anfänge in dem nicht fern von Salerno gelegenen, vom heiligen Benedict selbst gestifteten Kloster zu Monte Cassino zu finden glauben; Andre dagegen sie für ein weltliches Institut halten, auf welches die Geistlichkeit wenig oder gar keinen Einfluss geübt habe. Zur Lösung dieses und anderer Zweifel, so weit dieselbe überhaupt noch möglich ist, müssen wir zuvörderst die wirklich historischen Zeugnisse der alten Chronisten von dem, was neuere Schriftsteller hinzufügten, rein absondern, und genau zusehen, was eine gesunde Kritik aus jenen entnehmen kann, was nicht. Dass wir auf diesem einzig richtigen Wege zu weit mehr negativen als positiven Resultaten gelangen werden, liegt in der Natur der Sache. Ich beginne mit Monte Cassino, um von da nach Salerno überzugehen.

Die Hauptquelle für die Geschichte des Klosters überhaupt, und seine culturhistorische Bedeutung ins besondere, ist die Chronica monasterii Casinensis in vier Büchern, angefangen von Leo Marsicanus, einem Mönch des Klosters selbst, späterm seit 1101 Bischofe von Ostia, daher er oft auch Leo Ostiensis

genannt wird (gestorben 1115); und fortgesetzt von Liber III cap. 34 ab durch Petrus Diaconus, gleichfalls Mönch desselben Klosters, und seit dem Jahre 1128 Diaconus zu Ostia. Die neueste und beste Bearbeitung dieses wichtigen Werks lieferte Wattenbach in der grossen von Pertz herausgegebenen Sammlung Monimenta Germaniae historica, tom. IX (scriptorum VII), pag. 551 sqq. Vorher erschien es auch, begleitet von einem weitläuftigen Commentar des Abts von Montecassino (regierte 1665—1669) Angelus de Nuce, in verschiedenen Ausgaben, am besten in Muratori rerum Italicarum scriptores, tom. IV, pag. 151. Doch uns bietet der Commentar nichts Erhebliches dar. — Von geringerer Bedeutung, oft wörtlich die Angaben der Chronik wiederholend, oft manches auslassend, seltner einiges zusetzend, deshalb doch nicht zu übersehen, ist das Buch desselben Petrus Diaconus de viris illustribus Cassinensibus, herausgegeben mit einem weitläuftigen Commentar von Giambattista Mari zu Rom 1655, und mit demselben Commentar mehrmals wiederholt, unterandern in Graevii thesaurus antiquitatum et historiae Italiae tom. IX pars I pag. 329 sqq., welcher Ausgabe ich mich bediene.

Von neuern Werken zur Geschichte von Monte Cassino benutzte ich vor andern folgende. Gattulae historia abbatiae Casinensis. Venetiis 1733. 2 voll. fol., und Ejusdem[1]) ad historiam abbatiae Cassinensis accessiones. Ibidem 1734. 2 voll. fol. Besonders die Accessiones sind eine überaus wichtige Urkundensammlung. — Sodann Tosti storia della badia di Monte-Cassino, divisa in libri nove ed illustrata di note e documenti. Napoli, tom. I, II, 1842, III, 1843, in 8. maximo. Enthält gleichfalls manche neue Urkunde. — Ausserdem ist für unsern Zweck von Wichtigkeit, und von Andern öfter benutzt als genannt, Muratori dissertatio XLIII, de literarum statu neglectu et cultura in Italia post Barbaros in eam invectos usque ad annum Christi 1100, enthalten in seinem grossen Werke Antiquitates Italicae medii aevi, tom. III

1) Auf dem Titel dieser Accessiones nennt sich der Verfasser nicht mehr Gattula, sondern Gattola.

pag. 807 sqq. — Ferner Joh. Chr G. Ackermann Studii medici Salernitani historia, bildet die Einleitung zu seiner Ausgabe des Regimen sanitatis Salerni. Stendal 1790, in 8. War bis vor kurzem die vollständigste Zusammenstellung aller bis dahin bekannten Materialien. — G. Giesebrecht de litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis. Berolini 1845, in 4. Wenige Blätter, aber gehaltreich. — Ausserdem gehören noch hierher, nächst den übrigen schon oft von mir genannten Geschichtschreibern der Medicin, zwei Werke von Salvatore de Renzi, nämlich seine Storia della medizina in Italia. Napoli tom. I, II, III, 1845, IV, 1846, V, 1848, 5 voll. in 8.; und seine Collectio Salernitana, ossia documenti inediti e trattati de medicina appartenenti alla scuola medica Salernitana, raccolti ed illustrati da G. E. T. Henschel, C. Daremberg, Es. de Renzi; premessa la storia della scuola, e pubblicati a cura di Salv. Renzi. Napoli, tom. I, 1852, II (1853? meinem Exemplar dieses Bandes fehlt der Titel und das Ende.), III, 1854. Ein vierter Band soll noch folgen. Des ersten allgemeinern Werks ersten Theil, der die ältere Geschichte betrifft, habe ich gar nicht benutzen können, weil ich das Werk erst seit kurzem kennen lernte. Von nun an werde ich es öfter benutzen. Zu dem zweiten Werk gelangte ich durch die Güte meines Freundes Henschel sogar erst, nachdem dies ganze Kapitel zum Druck bereit lag. Es ist für Salerno von der höchsten Wichtigkeit, indem uns des Verfassers rastloser Fleiss und Eifer einen grossen Reichthum neuer Materialien und Ansichten liefert; aber auch schon für Monte Cassino bieten die ersten Abschnitte des ersten Theils viel Wichtiges dar, und vor allem der Anerkennung werth ist die seltene Freimüthigkeit, mit der der Verfasser früher oft lebhaft verfochtene Meinungen zurücknimmt, sobald er sich vom Gegentheil überzeugt. — Dieser vorläufige Ueberblick der Literatur war hier, und wird eben so beim folgenden Paragraph über Salerno um so nöthiger, je leichtsinniger viele Geschichtschreiber der Medicin bisher die Ergebnisse der ächten Quellen mit den Zuthaten später und trüber Röhrwässer vermengten. Dies zu vermeiden, und nur so viel, wie auf ächt historischen Documenten beruht, als historische Thatsache gelten zu lassen, wird mein Bestreben sein.

Mustern wir jetzt nach diesem Grundsatze die wegen ihrer medicinischen Kenntnisse gerühmten Mönche von Monte Cassino, so begegnet uns zuerst Bertharius, Abt des Klosters von 856 bis 884. Doch von ihm und seiner Receptsammlung sprach ich bereits §. 60, und habe jetzt nur noch ein paar Irrthümer zu berichtigen. Aus den unzähligen Wirkungen der Mittel, die er nach Petrus Diaconus zusammengetragen hatte, machte Mari, des Petrus Commentator, unzählige Krankheiten, über die er geschrieben hätte. Andre versicherten, Petrus selbst sage das. Dergleichen Ungenauigkeiten begegnet man hier Schritt vor Schritt. Sprengel[1]) meint sogar, Bertharius wäre gewiss nicht der erste gewesen, der zu Monte Cassino mündlichen und schriftlichen Unterricht in der Arzneikunde gegeben hätte. Die Quellen wissen von einem solchen im Kloster ertheilten Unterricht zu keiner Zeit das mindeste. — Nach der Zerstörung des Klosters im Jahr 884 durch die Sarazenen, bei welcher Bertharius umkam, blieb das Kloster über zwanzig Jahr lang eine Ruine, und ward erst 915 wieder auferbaut und bezogen. Unterdessen hatten sich benachbarte Fürsten und Andre vieler der so lange ohne Aufsicht gebliebenen Klostergüter angemasst. Als die Mönche zurückkehrten, fanden sie so viel Arbeit, das Verwahrlosete wieder in Ordnung zu bringen, dass sie, wie sich Giesebrecht[2]) ausdrückt, kaum ihren Religionspflichten und den dazu unerlässlichen Studien genügen konnten, und zu wissenschaftlicher Thätigkeit weder Musse noch Lust behielten. Erst unter dem Abt Theobaldus (1022—1035) findet Giesebrecht wieder einige schwache Spuren wissenschaftlichen Lebens überhaupt im Kloster; von Medicin hören wir erst wieder reden unter der langen und glücklichen Regierung des Abtes Desiderius (1058—1086).

Drei Männer kommen jetzt vor andern in Betracht, drei ungefähr gleichzeitige Mönche desselben Klosters, denen es seinen Ruhm in der Geschichte der Medicin verdankt: Desiderius selbst, sein mit ihm zugleich in das Kloster eingetretene Freund Alfanus,

1) *Sprengel, Geschichte der Medicin II, Seite 491.*
2) *Giesebrecht l. c. pag. 28.*

und der erst nach des Desiderius Wahl zum Abt von diesem, wir wissen nicht in welchem Jahr ins Kloster aufgenommene Constantinus Africanus.

Desiderius oder, wie er vor seiner Einkleidung als Mönch hiess, Dauferius, oder wie er zuletzt als Pabst genannt ward, Victor III., von fürstlicher Abkunft, war schon als Jüngling seinen Angehörigen und der ihm wider Willen aufgedrungenen Braut entflohen, um sich in der Stille ganz dem Gebet und strenger Busse zu widmen. Allein durch übertriebenes Fasten und Wachen erschöpft, begab er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Salerno. Hier knüpfte sich ein Band inniger und ausdaurender Freundschaft zwischen ihm und Alfanus, einem jungen Mann, der mit gleicher Neigung zum klösterlichen Leben viel wissenschaftlichen Sinn und medicinische Kenntnisse verband, ein in vieler Hinsicht merkwürdiges Verhältniss, welches Giesebrecht in der angeführten Schrift besonders hervorhebt, und eben so wahr als anziehend darstellt. Beide zugleich wurden im Jahr 1056 auf Empfehlung des Pabstes als Mönche in das Kloster zu Monte Cassino aufgenommen, und schon 1058 ward Desiderius zum Abt des Klosters erwählt. Bis dahin hören wir nichts von seinen wissenschaftlichen Leistungen oder Bestrebungen, und Giesebrecht [1]) meint nicht ohne Grund, er wäre in der frühern Zeit seines Lebens vielmehr ein Verächter als Verehrer weltlichen Wissens gewesen, Zu den ausgezeichneten Verdiensten vielfacher Art, die er sich als Abt erwarb, gehört aber auch seine Sorge für die Klosterbibliothek und die Anregung der Mönche zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Petrus Diaconus [2]) erhielt uns in seiner Chronik ein langes Verzeichniss von Büchern, die Desiderius durch seine Mönche abschreiben liess. Ausser vielen theologischen und einigen höchst wichtigen juristischen Werken, enthält dasselbe auch mehrere lateinische Klassiker und wenigstens Einen Codex medicinalis.

---

1) *Giesebrecht l. c. pag. 33.*

2) *Chronica monasterii Casinensis III, cap. 63*, bei *Pertz l. c. pag. 746 sq.*

ohne Angabe des nähern Inhalts und des Verfassers[1]). Ueber theologische und historische Gegenstände schrieb Desiderius sogar selbst; dass er sich aber jemals mit der Medicin befasst hätte, davon sagen die alten Chroniken kein Wort. Nur Mari[2]), der immer mehr wissen will als sie, nennt ihn medicinae artis peritissimum. Ackermann[3]) stellt ihn wenigstens in die Liste der um die Medicin verdienten Cassinenser, und fügt zu der einfachen Nachricht, Desiderius hätte sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Salerno begeben, aus eigner Bewegung die Worte hinzu: ibique prima medicinae fundamenta hausit. Sprengel[4]) schreibt Mari nach, als ob derselbe zu den sichern Quellen gehörte, und fügt als Beweis hinzu: „er (Desiderius) hinterliess vier Bücher über die medicinischen Wunder, welche der heilige Benedict verrichtet habe." Das sind freilich Worte des Petrus Diakonus, ausgenommen das Wörtlein medicinische, was Sprengel einschiebt. Doch gesetzt, es stände da, was hat die Erzählung von Wunderkuren mit der medicinischen Literatur zu thun? Auch noch Häser[5]) nennt den Desiderius gleich ausgezeichnet als Arzt und Rechtsgelehrten, und erklärt es für ausgemacht, dass er ein auch mit Bädern versehenes Krankenhaus zu Monte Cassino gegründet habe. Dass ersteres wieder ein Nachklang von Mari's Angabe ist, leuchtet ein; wie wenig von dem Krankenhause zu rühmen ist, wird sich bald zeigen. Renzi ist der einzige, der dem Desiderius nichts andichtet, was um so mehr Anerkennung verdient, je geneigter er sich sonst zeigt, die Verdienste der Benedictiner um die Medicin

1) *Renzi* giebt uns in seiner *Collectio Salernitana 1 pag. 39* eine schätzbare Nachricht über zwei noch jetzt zu Monte Cassino befindliche alte medicinische Codices aus dem XI. Jahrhundert, die vielleicht von Desiderius herrühren mögen. Aber den Beweis, den er darin findet, Monte Cassino wäre vom VI. bis X. Jahrhundert ein Asyl nicht nur für wissenschaftliche Bildung überhaupt, sondern ganz besonders auch für das Studium der Medicin gewesen, suche ich vergebens darin.

2) *Marus ad Petrum Diaconum cap. 18* bei *Graevius pag. 362.*

3) *Ackermann l. c. pag. 22.*

4) *Sprengel, Geschichte der Medicin II, Seite 491.*

5) *Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin Seite 278.*

im Allgemeinen zu überschätzen. Mir scheint des Desiderius Verdienst um die Medicin, ausser seiner Begünstigung wissenschaftlicher Studien überhaupt, darin zu bestehen, dass er dem Constantinus Africanus, dem gelehrtesten Arzte seiner Zeit, eine Zuflucht in seinem Kloster gönnte, und seine Macht als Abt, dem die Mönche unbedingten Gehorsam schuldeten, nicht dazu missbrauchte, die dem Klosler früher ganz fremde Art literarischer Thätigkeit, welche der medicinisch tief gelehrte Constantinus darin entwickelte, zu stören. — Ich hätte mir mithin die lange Abschweifung über diesen Abt ganz ersparen können, läge mir nicht daran, einmal an einem eclatanten Beispiele zu zeigen, wie willkürlich man sich die Geschichte der Medicin, was Monte Cassino, und eben so was Salerno betrifft, zurecht gemacht hat. Ich liefe sonst Gefahr, von solchen, die das nicht ahnen, und sich aus vielen Büchern berühmter Schriftsteller einer von der meinigen weit abweichenden Darstellung jener beiden Institute erinnern, ungeprüft verurtheilt zu werden. Die Prüfung scheue ich nicht, und jede begründete Berichtigung soll mir willkommen sein.

War des Desiderius spätere Hinneigung zu den Wissenschaften vielleicht ein Einfluss seines Freundes Alfanus auf ihn? Giesebrecht vermuthet es, und von Alfanus wissen wir[1]), dass er sich, versehen mit medicinischen Büchern, die er von Haus mitgebracht, also wohl vorbereitet auf weitere medicinische Studien, nach Salerno begeben, wo er den damals kranken Desiderius kennen lernte. Wir wissen, dass er in Begleitung seines neuen Freundes den Pabst aufsuchte, dessen Gunst er als ein ausgezeichneter Sänger und geschickter Arzt für sich zu gewinnen hoffte und wirklich gewann; dass er sogar zu dem Zweck viele Arzneien im voraus bereitete und mit sich führte. Er war also Arzt, hatte sich anscheinend zur weitern Ausbildung in seiner Wissenschaft oder Kunst zu Salerno aufgehalten, und hatte es so weit in der Medicin gebracht, dass er als Arzt den Beifall der

1) *Chronicon monasterii Casinensis III pag. 7*, bei *Pertz l. c. pag. 701.*

Grossen zu gewinnen sich schmeicheln durfte, ehe denn er ein Geistlicher ward. Der Pabst nahm die beiden Freunde huldreich auf, lernte sie schätzen, und entliess sie erst nach längerem Aufenthalt in seiner Umgebung auf ihre Bitte mit einem Empfehlungsschreiben an den Abt nach Monte Cassino. Jetzt erst, im Jahr 1056, fanden beide zugleich Aufnahme als Mönche im Kloster. Aber von des Alfanus medicinischer Thätigkeit meldet die Geschichte grade von der Zeit an nichts mehr, weder von seinen Studien noch seiner Praxis. Sicher liess der strebsame Mann die Klosterbibliothek nicht unbenutzt, versagte kranken Brüdern seinen ärztlichen Rath nicht, und ertheilte vielleicht gar diesem oder jenem etwas medicinischen Unterricht; allein für die Geschichte der Medicin kann das alles schon deshalb nicht von Erfolg gewesen sein, weil sein Aufenthalt im Kloster kaum etwas über ein Jahr dauerte. Fürst Gisulfus von Salerno, der ihn von früher her persönlich kennen und schätzen, oder dem er von frühern salernitanischen Bekannten empfohlen sein mochte, berief ihn 1057 zum Abt des Klosters des heiligen Benedict bei Salerno, und machte ihn bald darauf zum Erzbischof von Salerno selbst[1]), wo er 1086 starb. Im Verzeichniss seiner Schriften bei Petrus Diaconus[2]) kommt nichts Medicinisches vor; erst Trithemius[3]) (lebte von 1462—1519), ein für die ältere Zeit und zumal, wenn es sich um weltliche Schriften handelt, oft unzuverlässiger Literarhistoriker, berichtet, Alfanus hätte geschrieben quaedam profundi sensus opuscula, nämlich de unione verbi dei et hominis liber singulus, de unione corporis et animae liber singulus, de quatuor humoribus corporis liber singulus. Genau dasselbe mit denselben Worten, doch ohne Trithemius zu nennen, sagt Mari[4]) mit dem auffallenden Zusatz, jene Bücher hätten unter den Handschriften der Klosterbibliothek im achten

1) *Chronicon monasterii Casinensis cap. 8*, bei *Perzt l. c. pag. 701.*

2) *Petrus Diaconus de viris illustr. Casin. cap. 19*, bei *Graevius l. c. pag. 362.*

3) *Trithemius de scriptoribus ecclesiasticis cap. 323, pag. 83* des Abdrucks in *Fabricii bibliotheca ecclesiastica.*

4) *Marus ad Petrum Diaconum de vir. illustr. Casinensibus, l. c. pag. 364.*

Fach links gestanden; ob noch, das hätte er, fleissiger Erkundigung ungeachtet, nicht erfahren können. Dieser Zusatz aus dem Munde eines an sich nicht sehr zuverlässigen Schriftstellers, wofür anders konnte man ihn halten, als für einen Kunstgriff zur Verdeckung der an sich eben so unlautern Quelle, aus der er stillschweigend geschöpft hatte? Beider Ehre ist für dasmal gerettet durch einen neuen höchst überraschenden Fund[1]. In der Bibliothek zu Avranches in der Normandie, die vor Zeiten mit den normännischen Niederlassungen in Unteritalien in vielfachem Verkehr stand, entdeckte man vor kurzem einen Codex, der unter des Alfanus Namen und unter dem Titel Prennon fisicon (*πρέμνον φυσικῶν*) id est stipes naturalium, eine alte lateinische Uebersetzung des wohlbekannten griechischen Werks des Nemesios von der Natur des Menschen enthält. Ein zweites Exemplar derselben Uebersetzung soll sich gleichfalls in der Normandie, in der Bibliothek der Abtei Le Bec befinden[2]. Nun ist alles klar. Nemesios handelt in seinen beiden ersten Kapiteln von der Seele (des Menschen, und ihrem Ursprunge aus Gott, dem sie sich durch Entsagung aller Sinnesgenüsse sogar anschliessen kann), im dritten von der Verbindung des Körpers mit der Seele, im vierten und den folgenden vom Körper (wobei er ausgeht von den bekannten vier Flüssigkeiten, welche die Alten unterschieden). Das entspricht genau dem Inhalt der drei angeblichen Bücher des Alfanus bei Trithemius und Mari. Es leidet mithin gar keinen Zweifel, dass beide von derselben Uebersetzung des Nemesios sprechen, von der sie vielleicht nur die ersten Kapitel kannten, und worüber Mari leicht einige mündliche Nachricht erhalten haben konnte. Beide schreiben sie unserm oft genannten Alfanus I.

---

1) Im *Journal des savans 1851* erstattet *Renan* Bericht über ein mir unbekanntes Werk unter dem Titel: *Documents inédits pour servir à l'histoire litteraire de l'Italie.* Darin stehen pag. 244 die oben mitgetheilten Nachrichten. Aufmerksam darauf machte mich *Häser* durch sein *Lehrbuch der Geschichte der Medicin S. 279.*

2) Citirt wird zu dieser Nachricht a. a. O.: *Ravaisson, rapport sur les bibliothèques des départements de l'Ouest, pag. 185 et 391.*

Erzbischof von Salerno zu. Es giebt aber noch einen Alfanus II., den unmittelbaren Nachfolger jenes ersten als Erzbischof von Salerno. Beide werden oft verwechselt, Ackermann[1]) verwechselt sie sogar, indem er selbst vor ihrer Verwechselung warnt, und schreibt alles, was er über den ersten sagt, irrthümlich dem zweiten zu. Die Handschriften oder wenigstens unsre Berichterstatter über sie sagen nicht, welcher von beiden der Uebersetzer des Nemesios sei; da wir jedoch den zweiten nur als Dichter kennen, so schreibt auch Renan mit vollem Recht unserm ersten Alfanus die Uebersetzung zu.

Der dritte gelehrte Mönch zu Monte Cassino, von dessen medicinischen Leistungen weit mehr zu berichten ist, als von denen des Alfanus, ist Constantinus Africanus. Doch von ihm handle ich lieber, nachdem wir zuvor die Anfänge der salernitanischen Schule der Medicin werden kennen gelernt haben, in einem besondern Paragraphen. Für jetzt genügt mir gezeigt zu haben, dass in dem beinahe zweihundertjährigen Zeitraum von der Zerstörung des Klosters durch die Sarazenen bis auf Constantinus Africanus, mit dem eine neue Epoche eintritt, in den sichern historischen Quellen nur ein einziger medicinisch gelehrter Mönch genannt wird, nämlich Alfanus, der wenigstens einen grossen Theil seiner medicinischen Kenntnisse sicher nicht erst im Kloster gewann, sondern theils von Hause mitbrachte, theils vermuthlich in Salerno erworben hatte, und der ausserdem, als des Constantinus Zeitgenosse, schon selbst gewissermassen der neuen mit Constantinus beginnenden Periode angehörte.

Aber praktische Aerzte sollen die Mönche von Monte Cassino gewesen sein; das sollen einmal die vielen dem heiligen Benedict zugeschriebenen Wunderkuren, und zweitens das beim Kloster befindliche Krankenhaus beweisen. Auch das wollen wir nicht ununtersucht lassen.

Mit den Wunderkuren ist es eine eigne Sache. Entweder man glaubt daran, wie Renzi zu thun versichert, und dann liegen

1) *Ackermann l. c. pag. 20.*

sie, wie er mit vollem Recht behauptet, weit ausserhalb medicinischer Beurtheilung; oder man hält sie für Täuschung, und dann sind sie so vielfacher Auslegung fähig, dass sie am Ende nichts beweisen als des Zeitalters Leichtgläubigkeit, und die Kunst, womit die Kirche dieselbe ausbeutete. Eins der Hauptwunder, das in der Geschichte der Medicin durch alle Bücher geht, ist der Steinschnitt, den der Geist des heiligen Benedict 1014 an Kaiser Heinrich II. verrichtet haben soll. Er erschien dem Kaiser, der sich an heftigen Steinschmerzen leidend zu Monte Cassino befand, im Traum, gab sich ihm zu erkennen, machte mit einem chirurgischen Instrument, dass er in der Hand hielt, den Steinschnitt, legte den Stein dem Kaiser in die Hand, und heilte die Wunde augenblicks wieder zu. So erzählt ein deutscher Mönch [1]) die Geschichte, und so hat man sie bald gläubig, bald als Beweis der Geschicklichkeit der Mönche zu Monte Cassino in chirurgischen Operationen nacherzählt. Selbst Renzi [2]), wie eifrig er sonst gegen jede medicinische Auslegung solcher Wunderkuren protestirt, meint doch den hohen Ruf dieses Klosters als Heilanstalt dadurch bekräftigen zu können, dass er sagt, Kaiser Heinrich II. habe sich dahin begeben, um sich von seinen Steinschmerzen befreien zu lassen. Er bedenkt nicht, dass, wenn der Kaiser wirklich in der Absicht nach Monte Cassino gegangen wäre, er das nur im Vertrauen auf die Wunderthätigkeit des Heiligen, der dort schon so viel Kranke geheilt haben sollte, gethan haben könnte. Denn von gewöhnlichen durch die Mönche des Klosters verrichteten Kuren wissen wir nichts. Doch nun wollen wir hören, wie Pabst Benedict VIII., des Kaisers Zeitgenosse, dem Schauplatz der Begebenheit so viel näher, und gewiss besser unterrichtet als ein einfacher deutscher Mönch, von demselben Wunder spricht, in einem Schreiben, welches erst Tosti [3]) bekannt machte. Der Heilige, erzählt der Pabst, wäre dem Kaiser im Traum erschienen, und hätte ihm zum sichern Zeichen, dass er wirklich der sei, für den er sich ausgab, geweissagt: beim Er-

1) *Vita Meinwerci*, in *Leipnitz scriptores rerum Brunswicensium, I, pag. 515.*
2) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 49.*
3) *Tosti l. c. I, pag. 251 sqq.*

wachen sollten ihm unter vielen Schmerzen, aber zum letzten mal drei Steine mit dem Harn abgehen, und damit würde er geheilt sein. Das wäre denn auch genau eingetroffen. Wo bleibt nun die Operation, die man so oft und lange auf Rechnung der chirurgischen Geschicklichkeit der Mönche setzte? Ja wo bleibt überhaupt das Wunder? Wie es der Pabst erzählt, so ist es eine der Hauptsache nach historisch durchaus glaubwürdige Thatsache, wobei nur zu fürchten ist, dass sich die sogenannten Griesabgänge doch wohl öfter wiederholt haben werden. Dass sich nicht jede Wunderkur des heiligen Benedict so auflösen lässt, wie diese, liegt in der Natur der Sache; doch uns vor übereilten Schlüssen aus seinen Wunderkuren überhaupt zu warnen, genügt diese Eine Auflösung.

Die urkundlich festgestellte Existenz des zum Kloster gehörigen mit Bädern versehenen Krankenhauses machte erst Häser[1]) geltend als Beweis für die Blüthe der Medicin zu Monte Cassino. Renzi[2]) begnügte sich mit der allgemeinen Versicherung, Hospitäler hätten sich bei allen Kathedralen befunden, ohne dasjenige unsres Klosters besonders auszuzeichnen. Prüfen wir zunächst den Inhalt der drei Urkunden bei Tosti[3]), auf die sich Häser stützt. Im Jahre 1147 bestätigt König Roger von Sicilien dem Abt Rainaldus von Cassino die Besitzthümer des klösterlichen Xenodochiums, und nennt diese Anstalt „unicum egenorum solatium, peregrinorum et necessitatem habentium portum". In einer andern Urkunde ohne Datum bestätigt Pabst Lucius (III, regierte 1181—1185) dem Abt Petrus (II) von Monte Cassino (regierte 1174—1186, und nochmals 1209—1211) den Besitz gewisser Güter, deren Ertrag schon zur Zeit des Abtes Richerius (regierte 1038—1058) für das Infirmarium bestimmt waren. In der dritten Urkunde von 1215 schärft der Pabst dem Kloster die alte Disciplin ein, und eifert gegen eingerissene Missbräuche. Dabei wird unter

1) *Häser, Lehrbuch u. s. w. Seite 278* und *279 Anmerkung 6.*
2) *Renzi collectio salernitana 1 pag. 49* und mehrere Stellen.
3) *Tosti l. c. II pag. 193, 209, 289.*

andern klösterlichen Beamten auch des Infirmarius und des Hospitalarius gedacht, auf welche Benennungen Häser besondres Gewicht legt. Von Bädern steht in den drei Urkunden nichts, und auch da, wo Tosti[1]) von den durch Desiderius ausgeführten Bauten spricht, gedenkt er zwar eines neuen Hospitals am Fuss des Berges, worauf das Kloster liegt, doch nicht der Bäder. Dergleichen sind und waren indess in Unteritalien etwas so gewöhnliches, dass sie unmöglich als ein besonderer Vorzug eines besondern Hospitals betrachtet werden können. Es fragt sich also nur: was bedeutete bei den Klöstern jener Zeit ein Infirmarium oder Infirmitorium? und was ein Xenodochium oder Hospital? Dem Wortsinne nach ist jenes ein Haus für Schwache und Gebrechliche, also eine Verpflegungsanstalt, dieses ein Haus für Gäste, also eine Herberge. Eine Heilanstalt unter ärztlicher Leitung war ursprünglich keins von beiden. Das Infirmarium diente solchen Brüdern des eignen Klosters zum Aufenthalt und zur bessern Pflege, die wegen Schwächlichkeit von der strengen Disciplin des Ordens, den Fasten Vigilien und körperlichen Arbeiten dispensirt waren. Auf eine solche Verpflegungsanstalt bezieht sich die von Häser nicht citirte Urkunde bei Tosti[2]) vom Jahr 951, worin Abt Aligernus von Monte Cassino „den vielen greisen und schwachen Mönchen seines Klosters, die mit ihren Händen nicht arbeiten konnten", die aber in einem besondern Kloster wohnten, einen gewissen Hof nebst allem Zubehör auf ewige Zeiten verschreibt. Der Infirmarius war der Vorgesetzte einer solchen Anstalt. Zur Zeit der Urkunde von 1215 sollte er noch einen ehrsamen Mönch oder Laien unter sich haben, „qui, assiduam in infirmitorio faciens residentiam, die ac nocte infirmorum singulorum et omnium curam gerat"; also einen Krankenwärter. Von einem Arzt ist dabei keine Rede. Gleich darauf folgen die Worte: „Hospitale quoque .... taliter reformetur, ut infirmi et pauperes confugientes ad illud solatia ibi perci-

1) *Tosti l. c. I pag. 341 sq.*
2) *Ibidem I pag. 229.*

piant etc." Demnach könnte man das Hospital für ein öffentliches Krankenhaus halten; allein in derselben Urkunde wird dem Abt zur Pflicht gemacht, für gewöhnlich mit seinen Mönchen zu speisen, und nicht Tag für Tag mit den Hospitibus in Fleischspeisen zu schwelgen. Es diente, wie sich aus zahlreichen Stellen in Dufresne's Glossar ergiebt, znr Ausübung der Gastfreiheit, Aufnahme von Pilgern und Reisenden aller Art, vornehmen und geringen, die zwar, wie wir sehen, wenn sie krank waren, auch Pflege fanden; ob ärztliche Behandlung, bleibt zweifelhaft. Mag nun aus den klösterlichen Hospitälern, mag sogar aus den Infirmitorien später hie oder da eine wahre Heilanstalt entstanden sein: klar ist, dass sich aus dem blossen Vorkommen dieser Namen durchaus noch nicht auf eine Heilanstalt, vielweniger auf einen blühenden Zustand der Medicin schliessen lässt.

So geben uns denn die ächten historischen Quellen nicht allein in dem langen Zeitraum, von der Zerstörung des Klosters durch die Sarazenen bis auf Constantinus Africanus, sondern noch weit darüber hinaus, in mehr als drei hundert Jahren über die praktische Ausübung der Medicin zu Monte Cassino noch viel weniger Auskunft, als über gelehrte Aerzte, nämlich gar keine.

Ich setze noch Eins hinzu: auch von einer Klosterschule zum Unterricht im Trivium und Quadrivium, wie schon Karl der Grosse deren so viele bei den Klöstern seines Reichs stiftete, finde ich zu Monte Cassino vor Desiderius oder vielleicht wenig früher nicht die schwächste Spur. Erst Petrus Damiani soll in einem seiner Briefe [1]) an Desiderius die Schule für Knaben, die er zu Monte Cassino gefunden, deshalb loben, weil sie nicht, wie öfter geschehn, die Strenge der Heiligkeit entnerve. Mir aber scheint die Stelle grade das Gegentheil zu bezeugen, dass Petrus daselbst

---

1) *Petri Damiani epistolarum liber II epist. 17 cap. 16 ad finem*, in *Ejusdem operibus, edid. Cajetanus, tom. III pag. 279 (edit. Paris. 1642 in fol.)*. Die der meinigen entgegengesetzte Auslegung findet man unterandern bei *Tosti storia della badia di Monte Cassino I pag. 356*.

gar keine Knaben fand, sondern nur Greise und würdige Männer. Mögen meine Leser selbst urtheilen. Petrus schreibt: „Inter ceteros autem virtutum flores, quos in illo agro pleno, cui benedixit Dominus, reperi, fateor, hoc mihi non mediocriter placuit, quod ibi scholas puerorum, qui saepe rigorem sanctitatis enervant, non inveni, sed omnes aut senes, cum quibus utique nobilis vir sedebat in portis ecclesiae, aut juvenili vivendi decore laetantes.“

Des Klosters grosses nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst bestand in der Fortpflanzung des wissenschaftlichen Geistes unter den Mönchen überhaupt, und in der Erhaltung und Vervielfältigung altrömischer Classiker, vorzüglich unter Desiderius, vielleicht auch in der Uebersetzung einiger griechischer Werke ins Lateinische zu einer Zeit, in welcher die Kenntniss dieser Sprache ausser Griechenland selbst zu den Seltenheiten gehörte. Dem bis zum Ueberdruss oft wiederholten Einfluss des Klosters auf die Wiedergeburt der Medicin, und der Ableitung der salernitanischen Schule von ihm fehlt jede historische Grundlage. Ich freue mich zu sehen, dass jetzt auch Renzi[1]), früher einer der eifrigsten Vertheidiger des Zusammenhangs beider Anstalten, diesen Zusammenhang verwirft, und zwar aus andern nicht minder wichtigen Gründen, als ich geltend machte, nämlich wegen der viel weitern geographischen Entfernung beider Orte, als wir Nordländer uns einbildeten, und vorzüglich wegen ihrer scharfen politischen Getrenntheit in früherer Zeit. Darauf beschränkt sich jedoch unsre Uebereinstimmung. Das hohe Verdienst Monte Cassino's um die Medicin überhaupt gehört noch fortwährend zu Renzi's Lieblingsvorstellungen.

§. 65.

Die salernitanische Schule der Medicin vor Constantinus Africanus.

Hier verlässt uns unser bisheriger treuester Führer Petrus Diaconus. Das Chronicon Salernitanum eines Ungenannten

1) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 128 sq.*

bei Pertz V (scriptorum III), pag. 467 sqq. bietet uns schon darum wenig Ersatz, weil es, um 978 geschrieben, nicht einmal ganz bis auf dieses Jahr herabreicht. Andre Historiker gleichen oder wenig jüngeren Alters, aus denen man einzelne Nachrichten über salernitanische Aerzte mühsam zusammengesucht hat, werde ich anführen, wenn ich ihrer bedarf. Von Neuern ist hier aber vor allen Antonius Mazza zu nennen, weniger wegen des Werths seiner Schrift, wiewohl ich auch diesen nicht verkenne, als wegen des Missbrauchs, den man mit ihr getrieben. Im Jahr 1681 liess er zu Neapel seine Urbis Salernitanae historia et antiquitates erscheinen, wieder abgedruckt in Graevii thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae, Tom IX, pars IV mit besonderer Paginirung. Sie ist reich an Nachrichten, die man ausser ihr vergebens sucht, muss aber mit grosser Vorsicht benutzt werden; denn unverkennbar war Mazza mehr Chronist als Historiker, mehr Patriot als Kritiker. In Ermangelung eines bessern Werks, und vielleicht getäuscht durch die zahlreichen Inschriften und Documente, die seinem Werke das Ansehen diplomatischer Genauigkeit verleihen, folgte man ihm aber nur zu oft blindlings. Ferner gehört hierher alles, was ich von neuerer Literatur schon zu Anfang des vorigen Paragraphen anführte, vor allem Renzi Collectio Salernitana; dazu zwei kleine, doch äusserst wichtige Arbeiten von Henschel, erstlich; die salernitanische Handschrift, im Janus, Zeitschrift für Geschichte und Literatur der Medicin, herausgegeben von Henschel, Band I, 1846, Seite 40 ff. und 300 ff., und zweitens: de Praxi medica Salernitana commentatio, cui praemissum est Anonymi Salernitani de adventu medici ad aegrotum libellus e Compendio Salernitano saec. XII mss. Vratislaviae 1850 in 4. Endlich noch Häser über die medicinische Lehranstalt zu Salerno und ihr Verhältniss zu den Mönchsschulen des Mittelalters, im Janus, Central-Magazin für Geschichte und Literargeschichte der Medicin u. s. w. (ist die Fortsetzung der erst genannten Zeitschrift), Band I, 1851, Seite 88 ff.

Um nun meinen Lesern die Prüfung des Folgenden im Zu-

sammenhange mit dem Vorhergegangenen zu erleichtern, schicke ich die drei Hauptergebnisse meiner ganzen Untersuchung voraus. Erstlich: die medicinische Schule zu Salerno ging nicht von Monte Cassino aus, sondern war ein auf heimathlichem Boden selbstständig erwachsenes Institut. Die Hälfte des Beweises dafür lieferte ich bereits, indem ich zeigte, dass zu Monte Cassino niemals eine Lehranstalt der Medicin bestand, und dass sogar von medicinischen Studien daselbst vor Alfanus und Constantinus Africanus nichts bekannt ist; des Beweises andre Hälfte wird darin bestehen, zu zeigen, dass die salernitanische Schule viel älter war als die genannten Männer. Zweitens: diese Schule war kein klösterliches, sondern ein weltliches Institut, wiewohl Geistliche daran Theil nehmen konnten. Diese Meinung ist neu, doch nicht mein Eigenthum; sie ward schon 1839 von Huber gelegentlich ausgesprochen, und darauf von Häser und von Renzi, früher dem eifrigsten Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung, adoptirt. Drittens: die salernitanische Schule war bis auf Constantinus Africanus keine öffentliche Lehranstalt, sondern eine Gilde der Aerzte, die ihre Lehre und ihre Mittel geheim hielten, und keine Schriften veröffentlichten; zur Lehranstalt bildete sie sich erst um zur Zeit und durch den Einfluss des Constantinus Africanus. Diese völlig neue Auffassung zu begründen, wird meine Hauptaufgabe sein; auf sie mache ich daher meine Leser im voraus besonders aufmerksam.

Der älteste salernitanische Arzt, den wir kennen, kommt vor in zwei von Renzi[1]) bekannt gemachten Urkunden der Jahre 848

1) *Renzi* lieferte in den drei ersten Theilen seiner *Collectio Salernitana*, von denen mir leider die letzten Blätter des zweiten Theils fehlen, vier Verzeichnisse salernitanischer Aerzte. 1) *Tom. I, pag. 131 sqq.* handelte er ausführlich auf fast 200 Seiten von allen, die ihm schon damals bekannt waren. 2) *Tom. I, pag. 517—526* ist eine chronologische Tabelle mit Verweisung auf die frühern Untersuchungen, aber begleitet mit vielen Anmerkungen, welche die Resultate neuerer Forschungeu des unermüdlichen Verfassers enthalten. 3) *Tom. II, pag. 770—786* muss einige Nachträge zu den beiden frühern Ver-

und 856 über ein Grundstück, welches ein sonst nicht weiter bekannter Josephus medicus gekauft hatte. Ob damals schon eine Schule der Aerzte zu Salerno existirte, und Joseph ihr angehörte, wissen wir freilich nicht; eben so wenig von den nächst folgenden Aerzten.

Im Jahre 855 wird gleichfalls in einer Urkunde bei Renzi [1]) ein Josan (Josua?) medicus genannt.

Nach einer Urkunde von 900 bei Gattola [2]) schenkte Fürst Waimar von Salerno kurz vor seinem Tode (er starb 901) zum Heil seiner Seele, auf Zureden seines Arztes Ragenifrid und seines Beichtvaters (oratoris nostri) des Presbyters Ermenald, dem Benedictinerkloster zu Salerno ein Grundstück. Man sieht daraus, dass der Arzt nicht zugleich des Fürsten Beichtvater, also vermuthlich kein Geistlicher war.

Bald darauf hören wir von einem namenlosen salernitanischen Arzt am Hofe Ludwig des Einfältigen von Frankreich, den Renzi übersehen hat. Richerus [3]), der seine Geschichte von Frankreich um 996 schrieb, erzählt darin gelegentlich folgende Anekdote. Als Deroldus, Bischof von Amiens, noch am königlichen Hofe diente, hielt der König ihn für den geschicktesten Arzt; die Königin dagegen zog einen Salernitaner vor, der sich gleichfalls am Hofe aufhielt. Um beide zu prüfen, legte ihnen der König einst unerwartet medicinische Fragen vor, die der gelehrte Deroldus leichter und anscheinend treffender als der

zeichnissen enthalten, auf welche das gleich zu nennende letzte Bezug nimmt. Diese Blätter sind es, die mir fehlen. 4) Endlich *Tom. III, pag. 323—346* enthält, unter der Aufschrift *Addizione alla storia della scuola di Salerno*, nochmals ein chronologisches Verzeichniss aller salernitanischen Aerzte, 340 an der Zahl, vom Jahre 848 bis 1810, mit Verweisung auf die Stellen des Buchs, worin sie früher vorkamen, und in der ältern Zeit ansehnlich bereichert durch urkundliche Nachrichten aus dem Archiv des Benedictinerklosters zu La Cava. Daraus auch die Nachricht über *Josephus medicus*.

1) *Renzi collectio Salernitana III, pag. 325.*

2) *Gattola ad historiam abbatiae Cassinensis accessiones I, pag. 45.*

3) *Richeri hisor. lib. II, cap. 59*, in *Pertz monimenta tom. V (scriptorum III), pag. 600.*

zwar praktisch höchst tüchtige, doch minder gelehrte Salernitaner beantwortete. Wie darauf erst dieser jenen, dann jener diesen auf wunderliche Weise zu vergiften gesucht, übergehe ich. Deroldus starb nach Richerus 946, sein Bisthum erlangte er 929, in demselben Jahr, in welchem der König starb, nachdem er vier Jahr lang in der Gefangenschaft eines seiner Vasallen geschmachtet hatte. Jener gelehrte Wettkampf muss also vor 924 stattgefunden haben.

Beim Jahr 958 erwähnt die salernitanische Chronik[1]) eines Klerikers und ausgezeichneten Arztes Petrus, der beim Fürsten Gisulfus von Salerno so beliebt war, dass er ihn zum Bischof von Salerno erhob. Er ist der erste bekannte salernitanische Arzt geistlichen Standes.

Im Jahr 986 begab sich Adalbero, Bischof von Verdün, ein äusserst schwächlicher Mann, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Salerno, Er konnte jedoch von den Aerzten nicht hergestellt werden, und starb auf der Rückreise. So berichtet uns bald nach 1047 ein Mönch von Verdün[2]), und von ihm werden zum ersten mal die salernitanischen Aerzte in der Mehrzahl genannt.

In einer Urkunde bei Renzi[3]) von 1005 wird einem jüdischen Arzt Judas des Judas Sohn die Erlaubniss ertheilt, im Judenquartier zu Salerno ein Haus zu erbauen, und seiner so wie eines Arztes namens Joseph, der gleichfalls Jude gewesen zu sein scheint, gedenkt auch eine Urkunde von 1015.

In einer andern Urkunde desselben Jahres 1015 bei Renzi ist von einer Schenkung die Rede, gemacht von Ammeranda

---

1) *Chronicon Salernitanum cap. 163*, bei *Pertz l. c. pag. 552.*

2) *Gesta episcoporum Virdunensium*, *continuatio*, bei *Pertz tom. VI (scriptorum IV)*, *pag. 47.* Dasselbe wiederholt beinahe mit denselben Worten ein späterer Historiker *Hugo Flaviniacensis* bald nach 1102, der als Quelle dieser Nachricht citirt zu werden pflegt. Erst bei *Pertz tom. X (scriptorum VIII)*, *pag. 367* ist diese Stelle, wie alles in *Hugonis chronicon* aus bekannten ältern Werken übergegangen, durch kleinere Schrift kenntlich gemacht.

3) *Renzi collectio Salernitana III*, *pag. 325*, und auf der folgenden Seite die folgenden Nachrichten bis 1035.

uxore Petri clerici filii Adelferii medici. Ich weiss nicht, wie sich Renzi am Ende des zweiten Theils seiner Collectio über diese Worte, die so deutlich von der Frau eines Klerikers sprechen, geäussert haben mag. Sollte nicht beim Sohn wie beim Vater medici statt clerici zu lesen sein?

In einer Urkunde von 1035 bei Renzi ist die Rede von einem Clericus et medicus Petrus, und in zwei etwas spätern von einem Clericus et medicus Hyacinthus, der um dieselbe Zeit gelebt haben muss. In spätern Urkunden wiederholt sich dieselbe Bezeichnung noch mehrmals; doch weit öfter wird des geistlichen Standes der Aerzte nicht gedacht.

Zwei auf die salernitanische Schule bezügliche Begebenheiten, die der Zeit nach jetzt folgen, erzählt Ordericus Vitalis, ein normännischer Historiker, der bald nach 1140 schrieb. Beim Jahre 1059 berichtet er[1]), wie Rodulfus genannt Mala Corona, ein viel gereister, in fast alle Wissenschaften tief eingeweihter Mann, von dem, wie es an einer andern Stelle heisst, die Greise ihren Kindern und Enkeln mit Bewunderung erzählen, nach Salerno kam, und fährt fort: „Physicae quoque scientiam tam copiose habuit, ut in urbe Psaleritana, ubi maximae medicorum scholae ab antiquo tempore habentur, neminem in medicinali arte praeter quandam sapientem matronam sibi parem invenerit. Das ist die älteste bekannte Erwähnung der salernitanischen Schule, so wie einer gelehrten Salernitanerin. Später kommen die Mulieres Salernitanae häufig, Eine derselben Trotula sogar als bekannte medicinische Schriftstellerin vor.

Ein andermal erzählt derselbe Historiker[2]) beim Jahr 1084 folgende Geschichte. Zur Heilung einer in der Schlacht empfangenen Wunde schickte Robert Guiskard Herzog von Calabrien und Apulien, der damals auch schon Salerno erobert hatte, seinen

1) *Orderici Vitalis historiae ecclesiasticae liber III*, in *Du Chesne historiae Normannorum scriptores, Lutet. Paris. 1619 in fol., pag. 477.* Die folgende Stelle *pag. 464.*

2) *Ibidem liber VII. pag. 644.*

Sohn erster Ehe Boemund zu den salernitanischen Aerzten, „quorum fama per orbem admodum divulgata est excellentia medicinalis peritiae.“ Des Herzogs zweite Gemalin, eine Schwester des Fürsten Gisulfns von Salerno, Sichelgaita, aufgewachsen unter den salernitanischen Archiatern, und von ihnen in der Kunst des Giftmischens unterrichtet, bereitete ihrem gehassten Stiefsohn eigenhändig einen Gifttrank, und übersandte denselben jenen Archiatern. Sogleich begriffen dieselben die Absicht ihrer Herrin und Schülerin, und brachten dem Prinzen, den sie heilen sollten, das tödtliche Gift bei. Allein der Vater, benachrichtigt von dem plötzlich veränderten Gesundheitszustande seines Sohnes, schöpft Verdacht, und drohet, an demselben Tage, an welchem Boemund stürbe, Sichelgaita zu ermorden. Diese, dadurch eingeschüchtert, bereitet wiederum selbst ein Gegengift, und bittet und beschwört die Aerzte den Prinzen zu retten, was ihnen denn auch mit vieler Kunst und Mühe gelingt. Doch Sichelgaita, in banger Besorgniss um den Erfolg ihrer zweiten Sendung und um ihr eignes Leben, wenn der Ausgang sie täuschte, vergiftet nun ihren eignen Gemal, und geht, sobald sie sich von der Wirkung ihres Giftes überzeugt hält, mitten in der Nacht mit allen ihren Longobarben und sonstigen Anhängern zu Wasser nach Salerno, um selbst den Prinzen zu tödten, lässt aber zugleich alle übrigen Schiffe im Hafen verbrennen, um sich gegen Verfolgung der Normannen ihres Gemals zu sichern. Demungeachtet wird der Prinz gewarnt, und hat noch Zeit zu einem andern Normannenfürsten zu flüchten. — So weit Ordericus. Andre Historiker wissen nichts von diesen Giftmischereien, sie kennen nur den Heldenmuth, mit dem Sichelgaita in Schlachten an der Seite ihres Gemals focht, und lassen diesen in Gegenwart seiner Gemalin an einer ansteckenden Krankheit sterben, die in seinem Heere wüthete. Die Vergiftung des grossen Normannen-Herzogs wäre auch das verkehrteste Mittel gewesen, das Sichelgaita ergreifen konnte, um ihrem eignen Sohne Robert die Gunst der Normannen und dadurch die Thronfolge zu gewinnen. Gleichwohl folgte derselbe seinem Vater, und Boemund, geboren vor des Vaters Thronbesteigung von einer nachher ver-

stossenen Frau niedern Standes, liess sich mit einer kleinern Herrschaft abfinden. Robert Guiskard starb 1085, in demselben Jahr mit Pabst Gregor VII, welchem Abt Desiderius als Victor III folgte. Wir stehen also an der Grenze, bis wohin wir die Zeugnisse für die salernitanische Schule in diesem Paragraphen bedürfen.

Ausser diesen Zeugnissen über Thatsachen aus bestimmten Jahren, liessen sich für das Alter und den Ruhm der Schule überhaupt ohne Zeitbestimmung noch viele aufzählen. Nur zwei derselben will ich ihres eignen Alters und ihrer Bedeutsamkeit wegen nicht übergehen. Schon im vorigen Paragraphen machten wir die Bekanntschaft mit Alfanus I, Erzbischof von Salerno, früher Mönch zu Monte Cassino, noch früher und noch als Laie, wahrscheinlich zur Vervollständigung seiner schon von Haus mitgebrachten medicinischen Kenntnisse, zu Salerno. Auch als Dichter ist er bekannt, und neuerlich vor Allen von Giesebrecht in seiner oft angeführten Schrift de litterarum studiis apud Italos gefeiert. Eins seiner Gedichte, welches Renzi [1]) in seine Collectio Salernitana aufnahm, schildert den Zustand Salerno's vor des Guaimarus II glorreicher Regierung, also mindestens vor 908, wenn nicht eine noch frühere Zeit gemeint ist, unterandern in folgenden Versen:

Tum medicinali tantum florebat in arte,
Posset ut hic nullus languor habere locum.

Das andre Zeugniss, die sogenannte Chronik des Rabbi Helinus, bedarf einer genauern Erörterung, die ich erst etwas später vornehmen kann.

Prüfen wir nun den Gehalt der beigebrachten Zeugnisse, so ist das erste, was uns auffällt, das hohe Alter der salernitanischen Schule. Des Ausdrucks Schule bedient sich zwar erst Ordericus Vitalis, allein von den salernitanischen Aerzten in der Mehrzahl, deren Ruf den Bischof Adalbero zu der damals höchst beschwerlichen Reise von Verdün bis nach Salerno vermochte, spricht schon der Mönch von Verdün, und nach des Alfanus Zeugniss dürfen wir den Ruhm der Schule sicher schon um 900 als fest begründet

1) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 95* in der Anmerkung.

ansehen. Weil aber niemand ihrer Gründung, ihres Anfangs gedenkt, so müssen wir voraussetzen, sie hätte klein und unscheinbar begonnen, und sich erst allmälig empor geschwungen. Eine Bestätigung dieser Vermuthung erblicke ich in den vielen salernitanischen Aerzten frühester Zeit, von denen wir zwar nicht behaupten können, dass sie Mitglieder der Schule waren, deren Menge jedoch zur Kleinheit der Stadt in einem sonderbaren Missverhältniss stände, wenn die Schule noch nicht existirt hätte. Demnach scheint mir die Vermuthung nicht zu gewagt, angefangen hätte die Schule etwa um 850, und gegen 900 hätte sich ihr Ruf bereits so weit umher verbreitet, dass zu Salerno mehr Aerzte als in andern Städten gleicher Grösse ihr Brod fanden. Ist das richtig, so können die Benedictinerklöster zu Salerno keinen Antheil an der Gründung der Schule gehabt haben. Man kennt deren drei, welche Mabillon[1]) in folgender unchronologischer Reihe aufzählt: 1) das des heiligen Benedict, durch Angelarius Abt von Monte Cassino am Ende des zehnten Jahrhunderts aufs Neue eingerichtet (restruxit); 2) das des heiligen Maximus, erbaut durch Gauferius Fürsten von Salerno am Ausgange des neunten Jahrhunderts, und 3) das des heiligen Petrus von Nursia, errichtet vom Bischof Petrus vor dem Jahre 958. Nach Gattola[2]) waltet dabei jedoch ein Irrthum. Das erst genannte Kloster war das älteste, und gehörte ursprünglich zum Kloster Monte Cassino, war ihm aber lange Jahre hindurch gewaltsam entzogen, und ward erst im Jahre 993 wieder hergestellt, und den rechtmässigen Eigenthümern zurückgegeben durch einen gewissen Angelarius, doch nicht den Abt von Monte Cassino gleiches Namens, der von 884 bis 889 während des Exils zu Teano dem Kloster vorstand.

Bestand aber zwischen Monte Cassino und der salernitanischen Schule kein Zusammenhang, so ist kein Grund sie für ein geistliches Institut zu halten; denn darauf allein beruhete die Behauptung. Auf die Benedictiner, sagte man, beschränkte sich damals

1) *Mabillon annales ordinis S. Benedicti III, pag. 463.*
2) *Gattola historia abbatiae Casinensis I, pag. 219 sq.*

fast alle Gelehrsamkeit, bei denen von Monte Cassino blühete vorzüglich die Medicin, diese besassen Filialklöster zu Salerno, folglich müssen die hochberühmten salernitanischen Aerzte Benedictiner gewesen sein. Eine gar schwache Schlussfolge aus noch schwächeren Prämissen. Mit weit besserm Recht könnte man so schliessen: grade in Italien beschränkte sich das Wissen am wenigsten auf die Geistlichkeit, grade dort erhoben sich Bologna und andere Universitäten als rein weltliche Institute, warum nicht auch Salerno? „Der Unterschied (italiänischer und andrer Universitäten), sagt Huber[1]), lag von vorn herein darin, dass die cismontanischen Universitäten sich aus und an den alten Kloster- und Domschulen entwickelten, die ultramontanischen dagegen an Instituten, welche von der Kirche ganz unabhängig waren. Bei jenen war Speculation, bei diesen praktische Studien von vorn herein vorherrschend. Hier ist natürlich nur die Rede von den ältern, Bologna, Padua, Salerno, und es ist damit nicht gesagt, dass sich nicht andere italiänische Universitäten in ähnlicher Weise entwickelten, wie dies diesseits der Alpen der Fall war. Von diesen ist nicht die Rede, und eben so wenig von einer so isolirten Erscheinung diesseits der Alpen, wie Montpellier, welches ursprünglich wohl nur mit Salerno eine bestimmte Analogie darbietet. Der Ausdruck italiänische Universitäten soll im Grunde weniger einen geographischen als einen organischen Unterschied andeuten, und eben die nicht-scholastischen Universitäten bezeichnen. Bleiben wir nun bei den beiden ältesten und bedeutendsten, Bologna und Salerno stehen, so brauchen wir uns nur auf bestimmte Thatsachen zu berufen, um deutlich zu machen, dass hier von einem scholastischen, und in so fern kirchlichen Ursprung nicht die Rede sein kann. Was Salerno betrifft, so haben wir dafür freilich kein ganz positives Zeugniss; aber keiner von allen Zügen, woraus wir uns ein Bild der ältern Zustände dieses merkwürdigen und zum Theil noch immer räthselhaften Instituts zusammenzusetzen haben, verträgt sich mit der Annahme, dass es von irgend einer kirchlichen An-

1) *Huber, die englischen Universitäten. Band I, Cassel 1839, Seite 14 f.*

stalt abhängig sich entwickelt hätte." Das ist zwar kein Beweis, und soll es auch nicht sein, aber mir wenigstens einleuchtender als alles, was man für den angeblich klösterlichen Charakter der salernitanischen Schule vorgebracht hat.

Doch gehen wir lieber ins Specielle. Petrus des Fürsten Gisulfus Arzt um 958 wird ein Kleriker genannt, eben so ein anderer Petrus und ein Hyacinthus im Jahre 1035. Das sind in fast zwei hundert Jahren die einzigen salernitanischen Aerzte, von denen wir mit Sicherheit wissen, dass sie Kleriker waren; von Andern wissen wir mit Sicherheit das Gegentheil, und schon der bei jenen gebrauchte Ausdruck Clericus et medicus begründet die Vermuthung, dass alle nicht so bezeichneten Aerzte nicht zum Clerus gehörten.

Noch mehr: auch einen jüdischen Arzt lernten wir unter den Salernitanern kennen, den Judas im Jahre 1005, und der im Jahre 1015 mit ihm zugleich genannte Arzt Joseph scheint gleichfalls Jude gewesen zu sein. Dasselbe dürfen wir von Josua im Jahre 855 vermuthen, und eine Bestätigung der Annahme, dass überhaupt auch Juden Mitglieder der Schule sein konnten, wird sich uns später in der sogenannten Chronik des Rabbi Helinus darbieten, von der ich erst gegen Ende des Paragraphen sprechen kann. Ich kann zwar nicht beweisen, dass die genannten weltlichen und gar auch die jüdischen Aerzte der Schule wirklich als Mitglieder angehörten; es konnten ja ausserhalb der Schule noch andre Aerzte in Salerno leben. Allein wie unwahrscheinlich das sei, leuchtet auf den ersten Blick ein; wie hätten sie in der kleinen Stadt neben der berühmten Schule ihren Unterhalt finden sollen? Und umgekehrt lässt sich eben so wenig beweisen, dass irgend einer der genannten geistlichen Aerzte wirkliches Mitglied der Schule war, wiewohl ich es keineswegs bezweifle.

Gehen wir in eine etwas spätere Zeit, so begegnen uns nicht nur reiche, sondern sogar verheirathete salernitanische Aerzte und Aerztinnen, von denen ausdrücklich gesagt wird, dass sie zur Schule gehörten. Nicolaus Präpositus, einer der bedeutendsten Aerzte und Schriftsteller der Schule zu Anfang des zwölften

Jahrhunderts, war nach Christophorus de Honestis[1]) ein reicher und vornehmer Mann, „plenus divitiis et ex nobili sanguine procreatus. Von einem andern berühmten salernitanischen Meister, namens Maurus, der gegen Ende desselben Jahrhunderts blühete, singt Aegidius Corboliensis[2]), nachdem er kostbare, dem Armen versagte, aus ächten Perlen bereitete Arzneimittel beschrieben, und sich dann tröstend an die Armen selbst wendet:

An quia deficiunt species et aromata desunt,
Codrizat tua, Codre, salus? Dejecta fatiscit
Corporis integritas, quia te praesentia Mauri
Splendida non recreat, multo spectabilis auro?

Das Gelübde der Armuth band also die salernitanischen Aerzte nicht, eben so wenig das der Keuschheit. Das beweist augenscheinlich die Familie der Platearier, von der wenigstens drei Generationen nach einander, Männer und Frauen, Väter Mütter und Söhne[3]), zu den salernitanischen Meistern und Meisterinnen gehörten. Dasselbe beweist folgende Nachricht, die uns Mazza[4]) liefert, und der wir, da sie einer Urkunde entnommen ist, vollständigen Glauben schenken dürfen. Er sagt: „Laurea etiam Doctoralis Constantia Calenda, filia Salvatoris Prioris Salernitani et Neapolitani Collegii, fuit insignita, quae nobilis et erudita mulier cum Baldassere de Sanctomango de Salerno nupta fuit, ex Registro Regiae Siclae sub Joanna II, sign. 1423, fol. 20 at., ut refert Toppius.“ Da haben

1) *Christophori de Honestis expositio in antidotarium Mesues, praefatio, in Mesuae opera, Venetiis apud Valgrisium 1562 in fol., fol. 92 A.*

2) *Aegidii Corboliensis de laudibus et virtutibus compositorum medicaminum liber II, vers. 99 sqq.*, in *Ejusdem carmin. medic., edid. Choulant, Lipsiae 1826, pag. 79.*

3) Die Verwandtschaftsverhältnisse der Platearier. die sich aus den Citationen zweier, deren Schriften wir noch besitzen, ableiten lassen, wurden gleichzeitig von *Henschel* und *Renzi* nntersucht, und etwas verschieden aufgefasst. Beide Auffassungen stellte *Renzi* in seiner *Collectio Salernitana I, pag. 230 sqq.* zusammen. Für nnsern gegenwärtigen Zweck ist das Eingehen in diese Untersuchung überflüssig.

4) *Mazza*, in *Graevii thesaurus tom. IX, pars IV, pag. 63.*

wir also einen verheiratheten Prior, Vorsteher der salernitanischen Schule[1]); denn als promovirte Doctorin musste seine Tochter nothwendig aus legitimer Ehe entsprungen sein; — und die Tocher selbst, eine jener viel besprochenen salernitanischen Frauen, keine Nonne, sondern gleichfalls verheirathet. Man wende nicht ein, diese Beispiele gehörten einer spätern Zeit an als die, auf welche ich für jetzt die Untersuchung beschränken wollte. Es ist wahr, die Platearier reichen aus dem ölften bis tief ins zwölfte Jahrhundert herab, und die Königin Johanna von Neapel, zu deren Zeit Constantia Calenda lebte, regierte gar erst 1343—1382. Allein was die Kirche einmal besitzt, hält sie fest; war die salernitanische Schule in dieser spätern Zeit ein weltliches Institut, so muss sie es von je her gewesen sein; eine Säcularisation derselben, hätte sie jemals stattgefunden, hallte sicher wieder aus allen Chroniken nicht nur, sondern selbst aus päbstlichen Bullen. Wer noch mehr Bestätigung verlangt, findet sie in Häsers zu Anfang des Paragraphen nachgewiesener Abhandlung. War Huber der erste, der die Behauptung aufstellte, die salernitanische Schule wäre eine weltliche Anstalt gewesen, so gebührt Häsern das Verdienst, den Beweis dazu geliefert zu haben; und fand seine Arbeit nicht ganz den Beifall, den sie verdiente, so lag der Grund wohl nur darin, dass er den starken zu viel schwache Gründe voranstellte. Auch Renzi, früher einer der eifrigsten Anhänger der entgegengesetzten Meinung[2]), unterzog den Gegenstand, sobald er von Häsers Arbeit gehört, doch ohne sie selbst zu kennen, einer neuen Prüfung, und erklärte sich mit wenigen Worten ungefähr aus denselben Gründen, die ich geltend machte, für den weltlichen Charakter der Anstalt.

Ich komme jetzt zum Beweise meiner dritten Behauptung: eine öffentliche Lehranstalt war die salernitanische

1) Nach *Renzi, collect. Salern. I, pag. 371 sq.* war der Vater zwar früher Mitglied der salernitanischen Schule, ging aber nach Neapel, und ward dort erst Prior des medicinischen Collegiums dieser Stadt. Gleichwohl zählt ihn Renzi *pag. 412* auch zu den Prioren der salernitanischen Schule.

2) *Renzi storia della medicina in Italia II, pag. 82*; *collectio Salernitana I, pag. 119*, und an mehrern Stellen beider Werke. Vergl. *Collect. III. p. 519.*

Schule vor Constantinus Africanus nicht. Dass man sie dafür hielt, ist, näher betrachtet, ein lediglich aus dem Ausdruck Schola entsprungenes Vorurtheil, das durch Thatsachen zu begründen nicht einmal versucht ward, geschweige denn gelang. Man darf jedoch das Wort Schola nur in Du Fresne's glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis nachschlagen, um sich zu überzeugen, dass es, wie schon in der spätern Kaiserzeit, so das ganze Mittelalter hindurch vorzugsweise das bedeutete, was man sonst auch Fraternitas nannte, in früherer Zeit Collegium, was wir Deutsche noch jetzt eine Gilde oder Innung nennen, eine Vereinigung freier Personen zur Förderung gemeinsamer Interessen. Wer sich darüber genauer unterrichten will, lese Wilda, das Gildenwesen im Mittelalter, Halle 1831 in 8. Hier nur soviel, wie wir zur Beurtheilung der salernitanischen Schule bedürfen. Das Corporationswesen wurzelte tief in der alten römischen Municipalverfassung [1]), die sich in Italien auch unter den wechselnden Fremdherrschaften, namentlich auch der der Longobarden, lange fast ungestört erhielt [2]). Corporationen zumal waren den Gothen Vandalen Longobarden Normannen nichts Neues, sie hatten keinen Grund dagegen einzuschreiten. Die Zwecke der Gilden waren höchst mannichfach; nicht bloss Männer desselben Gewerbes, mochte es ein Handwerk sein oder nicht, z. B. Kaufleute, Briefschreiber u. s. w. vereinigten sich zu Gilden; es gab auch Schutzgilden gegen Angriffe jeder Art; selbst Klöster verbanden sich zu besserer Wahrung ihrer Rechte unter einander zu Gilden. Es konnten also, wie man sieht, nicht nur Geistliche an einer Gilde Theil nehmen, sondern dieselbe konnte sogar aus lauter Geistlichen bestehen, ohne deshalb ein kirchliches Institut zu sein; das heisst, die Gilde beruhete gleichwohl auf bürgerlichem, nicht auf kanonischem Recht. Wie jedoch fast alles zu jener Zeit,

1) *Dirksen, civilistische Abhandlungen, Band II, Berlin 1820*, und darin *die Abhandlung I: historische Bemerkungen über den Zustand der juristischen Personen nach römischem Recht.*

2) *Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Zweite Auflage, I, Heidelberg 1834, §. 120 ff.*

so hingen auch die Gilden mit der Kirche auf mehrfache Weise zusammen. Sie pflegten einen besondern Schutzheiligen zu verehren, und ihre Zusammenkünfte, sogar Trinkgelage, mit religiösen Feierlichkeiten zu eröffnen. Von der salernitanischen Schule wissen wir nichts der Art, fände es sich aber, es thäte meiner Hypothese nicht den geringsten Eintrag. Ein zweites Beispiel einer medicinischen Gilde weiss ich zwar nicht anzugeben; sie mochten selten vorkommen, weil damals gewiss selten viele Aerzte an demselben Orte lebten, und wenn es der Fall war, einer den andern vielleicht lieber mied, als suchte. Dass aber die salernitanischen Aerzte eine solche Gilde bildeten, hat nun schon die Präsumtion für sich, und sollte billig nicht erst bewiesen, sondern von denen, die es nicht zugeben wollen, widerlegt werden. Doch ich scheue den Antritt des Beweises nicht.

Ich mache zuvörderst darauf aufmerksam, wie unsre sämmtlichen Zeugen bis auf Einen, die salernitanischen Aerzte nicht als Gelehrte oder gar Lehrer, sondern als Praktiker rühmen. Die einzige Ausnahme macht Ordericus Vitalis, wenn er seinen grundgelehrten Rodulfus zu Salerno eine noch gelehrtere Matrone finden lässt. Doch wir kennen ihn ja als Freund von Ausschmückungen; dem Hochgelehrten eine noch gelehrtere Dame entgegen stellen, war piquant. In der andern Stelle rühmt auch er gleich allen Andern, nicht die Gelehrsamkeit, sondern um seine eignen Worte zu gebrauchen, die Excellentia medicinalis peritiae der Salernitaner. Doch gesetzt, sein erstes Zeugniss wäre ganz unverdächtig, ein Beweis, dass die Schule Lehranstalt war, liegt keinesfalls darin.

Wichtiger ist der hier vollkommen berechtigte negative Beweis. Eine weit und hochberühmte Lehranstalt, Jahrhunderte lang die einzige ihrer Art, hätte sich bethätigen müssen durch ihre Leistungen; sie hätte Schüler herbei gezogen und wieder ausgesandt in alle Länder, ihr Lob zu verkündigen, ihre Lehre zu verbreiten. Wo sind sie? was haben sie gewirkt? Nicht einen einzigen kennen wir vor Constantinus Africanus auch nur dem Namen nach. Kranke, wie Adalbero, machten die damals beschwerliche Reise von Frankreich bis nach Unteritalien, um Genesung

zu finden in Salerno; kein uns bekannter Mann oder Jüngling ging dahin zur Erlernung der Kunst, ausser Alfanus, der aller Wahrscheinlichkeit nach sich selbst in die Schule aufnehmen liess. Nicht einmal die Lehrer kennen wir, die vor Constantinus den Ruf der Schule begründeten und trugen, da doch bei einer Privat-Lehranstalt nothwendig alles von der hervorragenden Persönlichkeit einzelner Lehrer abhing. Der einzige salernitanische Schriftsteller vor Constantinus, den wir kennen, Gariopontus, verfasste sein Hauptwerk, eine Compilation aus ältern Schriften, nicht selbständig, sondern er und seine Genossen nebst einem gewissen Albicius waren dabei betheiligt; es war ein Werk der Schule, nicht sein eignes. Doch davon nachher. Constantinus tritt auf: plötzlich verändert sich alles, die Namen berühmter salernitanischer Aerzte drängen sich, zahlreiche Werke bezeugen ihre Thätigkeit, Schüler (Aegidius Corboliensis) singen ihr Lob und verbreiten ihre Lehre bis nach Paris. Lässt sich da zweifeln, ob Salerno vor Constantinus schon öffentliche Lehr-, oder nur Heilanstalt war? Und so weit ich mich umsehe, ich erblicke nichts, was meiner Behauptung entgegenstände, ausgenommen den bei Mazza schon in sehr früher Zeit der Schule beigelegten Namen: Studium Salernitanum, der allerdings eine Lehranstalt anzeigen soll. Allein grade Mazza ist es, gegen den ich, ohne ihn zu nennen, von Anfang an kämpfte. Daher so viele Gespenster in der Geschichte der salernitanischen Schule, weil man diesen späten und kritiklosen Panegyriker seiner Vaterstadt leichtsinniger Weise als historische Quelle behandelte. Ackermann thut es oft noch mit diesen und ähnlichen Zusätzen: „si fides Antonio Mazzae, qui patriam suam urbem non raro nimiis extollit laudibus.“ Sprengel und Andre bedienen sich nicht einmal mehr solcher Warnungszeichen, ihnen gilt, was Mazza fabelt, für Thatsache. Doch dass man mich nicht missverstehe. Dankbar erkenne ich an, was Mazza's Fleiss gesammelt hat; es kann und soll gebraucht, nur nicht ohne Kritik gemissbraucht werden.

Doch noch eine wichtige Folgerung zu machen bleibt uns übrig. Eine Corporation praktischer Aerzte von ausgebreitetem

Ruf, beschränkt auf die Mauern einer kleinen Stadt, immer fest verbunden, und Jahrhunderte lang die einzige ihrer Art, konnte unmöglich bestehen ohne ein kräftiges Band, das sie zusammenhielt, und vor äusserer Concurrenz, innern Zerwürfnissen sicherte. Sie musste nothwendig nicht nur ungewöhnliche Kenntnisse und bewährte Methoden besitzen, — wir wissen, dass beides der Fall war, — sondern auch eine auf jenen Zweck gerichtete eigenthümliche Verfassung. Von andern Gilden ist bekannt, dass sie mit besondern Statuten versehen zu sein pflegten, dass sie, wiewohl unter republicanischen Formen, doch streng auf Subordination hielten, und ihre Mitglieder zur Wahrung der gemeinsamen Interessen nicht selten eidlich verpflichteten, bis später die Regierungen, die daraus entspringende Gefahr erkennend, solche Eide streng untersagten[1]). Keine Gilde hatte mehr Grund dazu als die unsrige; nicht zehn Jahre lang konnte sie bestehen, ohne die kräftigen Bindungsmittel eines Eides, einer Geheimlehre, und der davon unzertrennlichen Gliederung in Meister Gesellen und Lehrlinge, die durch Ueberlieferung von Mund zu Mund almälig tiefer in die Geheimnisse der Schule eingeweiht wurden. Directe historische Zeugnisse für das alles, den Eid der Gildenmitglieder, ihre Abstufung und ihre Geheimlehre, kann ich zwar nicht beibringen, betrachte es aber als eine unabweisliche Folge aus der Natur der Sache. Schon das tiefe Schweigen aller Historiker und salernitanischen Meister selbst über die innere Einrichtung der Schule deutet auf ein Mysterium, und einmal vertraut mit dieser Vorstellung, bemerkt man noch manches, was sie bestätigt, und was nur darum bisher unerklärlich oder gar unbeachtet blieb, weil man sich eine ganz irrige Vorstellung von der Schule gebildet hatte.

Daher also die Armuth der Schule an Schriftstellern vor, ihr Reichthum daran nach Constantinus, das heisst nach ihrer Erhebung zur öffentlichen Lehranstalt. Nicht dass es ihr in früherer Zeit an schriftlichen Hülfsmitteln gänzlich gefehlt hätte,

1) *Wilda, das Gildenwesen im Mittelalter, Seite 39 ff.*

im Gegentheil, manches Bruchstück altgriechischer und römischer Literatur der Medicin mag grade durch sie sich erhalten haben; sie selbst veranstaltete grosse Compilationen aus älteren Werken, die wir, wenn ich zu Gariopontus komme, noch näher werden kennen lernen, doch sicher nicht zu öffentlicher Bekanntmachung, sondern zum geheimen Gebrauch der Gildenmeister. Daher die sonst unbegreifliche Gewohnheit, schriftstellerische Arbeiten nicht als Werke Einzelner, sondern der ganzen Gilde zu betrachten; so z. B. das des Gariopontus, dessen ich schon erwähnte, und auf das ich zurückkommen werde, oder aus späterer Zeit das bekannte diätetische Gedicht, das mit den Worten anhebt:

Anglorum regi scribit tota schola Salerni.

In der Schlussschrift eines alten Codex dieses Gedichtes[1]) heisst es zwar: „Explicit tractatus, qui dicitur flores medicinae, compilatus in studio Salerni a magistro Joanne de Mediolano, instructi medicinalis doctore egregio"; sie schreibt also einem Einzelnen das Geschäft der Compilation zu, fügt aber gleich noch hinzu: „compilationi hujus concordant omnes magistri hujus studii." Auch fürchte ich nicht zu irren, wenn ich zu den anonymen Producten der salernitanischen Schule aus früherer Zeit zwei Werke rechne, welche Simon Januensis in der Vorrede seiner Clavis sanationis aufzählt und im Werke selbst öfter benutzte: das Antidotarium universale, womit weder das des Constantinus, noch das des Nicolaus Präpositus gemeint zu sein scheint, und den von ihm sogenannten Butanicus. Daher noch nach Constantinus der nicht sogleich völlig verschwindende Unterschied exoterischer und esoterischer Bücher der Schule, den zuerst Henschel[2]), völlig frei von dem vorgefassten Gedanken einer gildenhaften Einrichtung der Schule, nicht nur scharfsinnig herausfühlte, sondern auch an verschiedenen Büchern seiner Breslauer Handschrift unverkennbar nachwies. An Einem dieser Bücher, welches er in seiner angeführten Commenta-

1) *Regimen sanitatis Salerni, edid. Ackermann, pag. 41.*

2) *Henschel de praxi medica Salernitana pag. 14 sqq.*

tion vollständig abdrucken liess, an dem Libellus de adventu medici ad aegrotum, spricht sich der esoterische Charakter sogar handgreiflich aus, indem darin all die kleinen Charlatanerien, wodurch sich der Arzt beim Kranken und dessen Angehörigen in Ansehen setzen soll, förmlich docirt werden. Daher in noch späterer Zeit, als sich bereits mehrere Städte, wie Montpellier und Paris öffentlicher Lehranstalten der Medicin erfreuten, und der geheimnissvolle Schleier der salernitanischen Schule längst zerrissen war, der merkwürdige Eingang, womit einer ihrer Schüler, Aegidius Conboliersis, seine metrische Exposition des salernitanischen Antidotariums eröffnete [1]):

Quae secreta diu noctis latuere sub umbra
Clausa, verecundi signo celata pudoris,
Gesta sub involucro mentis, clarescere quaerunt,

und so fort bis zum Schluss des Gedankens:

Mysticus erumpit verborum vortice sensus.

Das ist, wie auch Henschel hervorhebt, mit Bezug auf die frühere salernitanische Geheimlehre klar und sinnig, ohne die Beziehung ein leerer Wortschwall.

Zum Schluss und nicht ganz zum Ueberfluss, wie es auf den ersten Blick vielleicht erscheint, noch einiges über das alte schon im Vorbeigehen erwähnte Schriftstück, welches Mazza einige mal benutzte, und andre Gläubige nach ihm. Er nennt es die Chronik des salernitanischen Lyceums, verfasst durch Rabbi Helinus (Elias), den ersten, der die Medicin zu Salerno in hebräischer Sprache lehrte. Dieser sogenannten Chronik zufolge kam Sem, Noahs Sohn, nach Unteritalien, nannte das Land Apulia, und gründete darin vier mit dem Buchstaben S anfangende Städte, darunter Salerno. Weiterhin, im neunten Kapitel: „über das uralte salernitanische Studium und dessen hippokratisches Collegium," sagt Mazza wörtlich also: „Cujus antiquissimi Salernitani studii primaevi fundatores fuere Rabinus Elinus Hebraeus, qui primus Salerni medicinam Hebraeis de.

1) *Aegid. Corbol l. c. lib. I, vers. 1—28, edit. Choulant pag. 49.*

litera Hebraica legit; Magister Pontus Graecus de litera Graeca Graecis; Adala Saracenus Saracenis de litera Saracenica; Magister Salernus Latinis medicinam de litera Latina legit; cum ob loci amoenitatem Salerni convenissent, ut nonnulli referunt, et in antiqua Chronica civitatis habetur." Man sieht, es ist dieselbe Chronik, die Mazza früher die des Lyceums, und den Rabbi Helinus ihren Verfasser nannte. Die Abschrift, die er vor sich hatte, war durch einen Notar förmlich beglaubigt. Ausser Mazza kannte lange Zeit niemand die mysteriöse Schrift, bis es Renzi's unermüdlichen Forschungen sie wieder aufzufinden gelang, worauf er so viel oder mehr, als zu ihrer Beurtheilung vollständig genügt, aus ihr abdrucken liess[1]). Die Ueberschrift lautet: „Incipit cronica de civitate Salerni, quomodo fuit aedificata et constructa." Geschrieben ist sie frühestens zur Zeit des Königs Manfred von Sicilien (regierte 1258—1266), dessen darin Erwähnung geschicht, wenn nicht später; aber den Inhalt will der Schreiber entlehnt haben aus einer viel ältern Chronik, welche Rabbi Helinus, der angebliche Stifter der Schule, nebst seinen drei ersten Gehülfen, die hier abweichend von Mazza, Pontus Salernus und Primus genannt werden, irgendwo gefunden haben soll. Ich vermuthe mehrere durch Zusätze nach und nach bereicherte Redactionen aus verschiedenen Zeiten. Zusammengesetzt ist das Ganze, so weit ich es kenne, aus zerstreuten willkürlich aufgegriffenen historischen Momenten und eigner Erfindung zum Zweck der Erhebung Hetruriens über alle Länder, Salerno's über alle Städte, und der dortigen Schule der Medicin über alles, was die Stadt sonst darbieten mag. Sem und die übrigen Söhne Noahs, Homeros im Gespräch mit Platon, Aeneas und andre bekannte Personen werden darin mit den ersten salernitanischen Meistern in die abenteuerlichste Verbindung gebracht. Gleichwohl möchte ich dem wunderlichen Actenstück in Bezug auf die salernitanische Schule nicht allen historischen Gehalt absprechen. Folgende Probe daraus diene zur Charakteristik des Ganzen; „Completis diebus

1) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 106 sqq.* in der Anmerkung.

venerunt (nämlich die drei Meister Primus Pontus und Salernus, nachdem sie andre Städte der Umgegend besucht und ungesund erfunden hatten,) apud civitatem nobilem Salerni, et permanserunt per duos annos (in jeder der andern Städte hatten sie sich nur wenige Tage verweilt). Tunc congregaverunt philosophos et discretos homines, et tunc congregaverunt magistri (hier scheint etwas zu fehlen, vielleicht omnes maneres, das heisst species) foliorum radicium et erbarum, numero erat centum quinquaginta, et congregaverunt alias res, quae venerunt a regnio Paganorum, numero erat centum generationes spetierum (Gewürze), et tunc judicaverunt de quinque maneribus Mirobalanorum et de tribus maneribus Sannali (santali) sive Albei et Cetrini et Sannali ochilitri (? die Araber und eben so Matthäus Platearius im Circa instans unterscheiden das weisse gelbe und rothe), et istam radicem pauci invenerunt qui cognovissent, et congregaverunt omnes libros medicinales, quos composuit Aristoteles et Galenus et alii philosophi, et tunc temporis isti fuerunt, qui acceperunt conventum in medicina supradictis magistris. Primus fuit mag. Guglielmus de Bononia; secundus fuit Michael Stortus (Scottus?) qui fuit de civitate Salerni, tertius fuit mag. Guglielmus de Ravengna, quartus fuit mag. Enricus de Padua, quintus fuit mag. Tetulus Graecus, sextus fuit mag. Solonus Ebraeus, septimus fuit mag. Abdana (bei Mazza Adana), Saracenus, unde tunc temporis fecerunt et composuerunt librum, qui vocatur Antrorarium (antidotarium?) etc.

Gehört dies Antidotarium (denn so zu lesen gebietet der Zusammenhang), das Werk der genannten sieben Meister, nicht zu des Schreibers eignen Erfindungen, so scheint es älter zu sein als das des Nicolaus Präpositus und das des Constantinus Africanus, und zu den esoterischen Schriften der Schule gehört zu haben. Dann ist es vermuthlich dasselbe, welches Simon Januensis, wie schon bemerkt, das Antidotarium universale nennt. Noch weniger möchte ich entscheiden, ob die Namen der Meister von bestimmten Personen entlehnt, oder rein aus der Luft gegriffen sind; doch finde ich am wahrscheinlichsten, dass dem Schreiber, wenn

nicht bei allen, doch bei den meisten Namen alte verworrene Erinnerungen aus der Geschichte der Schule vorschwebten, die er ohne Rücksicht auf Zeitfolge verknüpfte. Einen Salernus kennen wir unter den salernitanischen Meistern; Renzi stellt ihn zum Jahr 1160. Den Meister Pontus hielt man längst für eine Abkürzung von Gariopontus. Im Rabbi Helinus sucht Henschel[1]) vielleicht etwas zu weit einen Juden Eli Koph, und hält denselben für den unter dem Namen Copho bekannten salernitanischen Schriftsteller um 1090, von dem sonst nicht bekannt ist, dass er ein Jude war; näher liegt Renzi's Vermuthung, die alte salernitanische Porta Elina, das Eliasthor möchte den Namen suppeditirt haben; denn der Chronik nach soll das Thor nach dem Meister benannt sein. Der Saracene Aldana oder bei Mazza, der ihn gleich vorn als Lehrer in saracenischer Sprache auftreten lässt, Adana, vielleicht eine Entstellung aus Abdallah, machte Renzi'n, so lange er noch den klerikalen Charakter der Schule festhielt, viel Noth, und allerdings ist schwer zu glauben, die Toleranz der Schule hätte sich bis zur Zulassung eines Moslimen erhoben; doch warum könnte er nicht ein morgenländischer Christ, oder getaufter Moslim sein? Machte uns doch Renzi selbst[2]) mit einem Magister Thomasius Saracenus clericus Salernitanus doctor in physica bekannt, der um 1200 gestorben. Der einzige vielleicht bekannte unter den sieben Compilatoren des Antidotariums ist aber Michael Stortus, und ich wundre mich, dass nicht schon Renzi in ihm den bekannten britischen Astronomen und Zauberer Michael Scotus begrüsste, der, nachdem er lange in Toledo verweilt, am Hofe Kaiser Friedrich's II zu Neapel lebte, und von vielen Italiänern, denen sich Renzi[3]) selbst zuneigt, für einen Salernitaner gehalten wird.

Doch die Richtigkeit all dieser Deutungen vorausgesetzt, wozu führen sie bei des Schreibers gänzlicher Nichtachtung aller Chronologie? Und nun vollends bei ihrer Unsicherheit, wo liegt da der

1) *Henschel de praxi medica Salernitana pag. 12.*
2) *Renzi collectio Salernitana III, pag. 332 nr. 64.*
3) *Ibidem I, pag. 292, III. pag. 333 nr. 73.*

historische Gehalt des ganzen Machwerks? — dem Geiste nach ähnliche Geflechte aus einzelnen historischen Momenten, bleicher Sage und reiner Erfindung ohne alle Chronologie finden sich bekanntlich bei vielen Corporationen, zumal solchen, die sich einer Geheimlehre rühmten, wie bei den Tempelherren, den englischen Logen der Architekten, die man für die Vorläufer der Freimaurer zu halten pflegt, hin und wieder sogar bei unsern gewöhnlichen Handwerkergilden. Was in aller Welt könnte unsre wunderliche Chronik sein, wenn nicht ein geheimes Actenstück aus dem Archiv der medicinischen Gilde zu Salerno? Wozu sonst die Beglaubigung durch den Notar? Bei den Abschriften gewöhnlicher Chroniken bedient man sich solcher Förmlichkeiten nicht, bei der vermeinten Stiftungsurkunde einer alten und wichtigen Corporation war sie am Ort. Wozu sonst die Zurückführung des Antidotariums auf die Versammlung der sieben Weisen, wenn nicht zu dem Zweck das Buch dem jungen Gesellen im Licht der Heiligkeit erscheinen zu lassen? Leicht liessen sich noch mehr solcher Beziehungen nachweisen, doch es bedarf dessen nicht. Wer das ganze Fragment bei Renzi mit klaren Augen scharf ansieht, dem sagt jede Zeile, es sei eins der Mysterien der medicinischen Gilde zu Salerno; und wer sich von dem Vorhandensein der Geheimlehre noch nicht überzeugen konnte, den wird dies Fragment überzeugen. Er wird ferner die Ueberzeugung daraus gewinnen, dass die Schule einen hohen Grad von Toleranz ausübte, dass sie sogar Juden, wenn auch vermuthlich unter gewissen Beschränkungen unter sich duldete, sogar gegen Moslimen nicht den sonst allgemein zu jener Zeit verbreiteten Hass nährte, kurz dass sie kein geistliches Institut sein konnte. Und so bestätigt die seltsame Urkunde fast alles, was wir bereits auf anderm Wege gefunden hatten.

§. 66.

Constantinus Africanus.

Erst durch den Einfluss dieses merkwürdigen Mannes erhielt die salernitanische Schule, wie mich dünkt, einen andern Charak-

ter, und zwar zunächst den einer Privat-Lehranstalt der Medicin.

Die wichtigste und beinahe einzige Quelle der Geschichte seines Lebens ist Petrus Diaconus in der schon §. 64 angezeigten Chronica monasterii Casinensis, lib. III, cap. 35, bei Pertz IX, pag. 728, und in seiner ebendaselbst angezeigten kleinern Schrift de viris illustribus Casinensibus cap. 23, bei Graevius IX pars I, pag. 368. — Zu Karthago ohne Zweifel als Christ geboren, da er später Mönch ward, und von seinem Religionswechsel nichts verlautet, widmete er sich der Medicin, und machte zu dem Zweck nach arabischer Sitte grosse Reisen durch den Orient. Petrus Diaconus lässt ihn in der Chronik neun und dreissig, in der andern Schrift vierzig Jahr lang in Babylonien Indien Aethiopien und zuletzt in Aegypten sich aufhalten, und die Wissenschaften der Grammatik Dialektik Geometrie Arithmetik Mathematik Astronomie Nekromantie Musik und Physik auf diesen Reisen vollständig sich zu eigen machen. Er erschöpft sich in seinem Lobe; ihm ist er „philosophicis studiis plenissime eruditus, Orientis et Occidentis magister, novusque effulgens Hyppocrates.“ Wie viel davon wahr sei, wollen wir für jetzt nicht untersuchen, genug, dass es ein namhafter Historiker, welcher der Zeit des Constantinus so nahe stand, für wahr halten konnte. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, so erzählt Petrus weiter, trachteten ihm seine Landsleute, eben seiner bewundernswürdigen Kenntnisse wegen, die sie für übernatürlich halten mochten, nach dem Leben, was ihn zur Flucht nach Salerno bewog. Lieber möchte ich mit Renzi [1]) glauben, der Ruhm der salernitanischen Schule hätte ihn angezogen, und ihm den Entschluss eingegeben, auch sie kennen zu lernen. Zu Salerno lässt ihn Petrus in verstellter Armuth eine Zeit lang sich verbergen, bis der Bruder des Königs von Babylon dahin kam, ihn erkannte und hervorzog. Von der Zeit an hielt ihn Robert Guiskard, Herzog von Calabrien und Apulien, seit 1075 auch Fürst von Salerno, in hohen Ehren.

---

1) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 165,*

Von einem Aufenthalt des Constantinus in Griechenland weiss Petrus nichts. Indess übersetzte Constantinus ein medicinisches Werk, das wir in seiner lateinischen Uebersetzung unter dem Titel Viaticum gedruckt besitzen, aus dem Syrischen auch ins Griechische, und konnte sich die dazu nöthige Sprachkenntniss wohl nur unter Griechen angeeignet haben. Drei Handschriften dieser Uebersetzung, zwei wiener [1]) und eine florentiner [2]), führen auf dem Titel die Worte: παρα`Κωνσταντίνου Ἀσηκρήτου τοῦ Ῥηγίνου, von Konstantinos dem Secretär, dem Reginer, woraus Tosti [3]) wie ich meine, mit vollem Recht schliesst, Constantinus hätte sich von Karthago erst nach Reggio, und von dort aus später, wir wissen nicht wann, nach Salerno begeben. Nach Mannert [4]) erhielt sich der Gebrauch der griechischen Sprache in Reggio besonders lange. Auf eine längere Dauer seines Aufenthalts daselbst lässt auch der ihm von der Stadt gegebene Beiname schliessen; und der Titel Secretär, den er grade auf den griechischen Handschriften führt, macht es mir sehr wahrscheinlich, dass Robert Guiskard ihn schon hier kennen lernte, und seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse zu Staatsgeschäften benutzte.

Eben so wenig wissen wir von der Zeit und Dauer seines Aufenthalts zu Salerno, und von seinem Verhältniss zur dortigen Gilde der Mediciner. Petrus Diaconus [5]) giebt ihm unter den berühmten Cassinensern zwei Schüler. „Atto, Constantini Africani auditor, et Agnetis imperatricis capellanus, ea, quae supradictus Constantinus de diversis linguis transtulerat, cothurnato sermone in Romanam linguam (ins Romanische, in die Volkssprache) transtulit," Und: „Joannes medicus, supradicti Constantini Africani discipulus et Casinensis monachus,

---

1) *Lambecii commentarii etc. VI, pag. 125 sqq.*

2) *Bandini catalogus codd. mss. Graecor. bibliothec. Laurentianae III, pag. 142*, wie *Tiraboschi* und *Renzi*, oder 124, wie *Tosti* citirt. Mir steht das Werk nicht zu Gebot.

3) *Tosti storia della badia di Monte Cassino I, pag. 344.*

4) *Mannert, Geographie der Griechen und Römer IX, Abth. II, S. 182,*

5) *Petrus Diaconus de viris illustr. Casinens. cap. 24 et 35.*

vir in physica arte disertissimus, post Constantini sui magistri transitum aphorismum edidit physicis satis necessarium. Fuit autem supradictis imperatoribus (sc. Alexii, Henrici, Joannis temporibus). Obiit autem apud Neapolim, ubi omnes libros Constantini sui magistri reliquit." Das, meint Renzi[1]), wären seine beiden einzigen bekannten Schüler, aus Salerno werde kein solcher erwähnt, und er findet darin den unzweifelhaften Beweis, dass Constantinus keine seiner Schriften zu Salerno, sondern alle erst zu Monte Cassino geschrieben habe. Ich finde das nicht darin, und kann wenigstens noch Einen seiner Schüler unter den salernitanischen Meistern nachweisen, den erst durch die oft genannte breslauer Handschrift bekannt gewordenen Afflacius, der darin eine sehr bedeutende Rolle spielt, und wie Henschel[2]) ausdrücklich hinzufügt, stets den Ehrentitel Constantini discipulus führt. Wüssten wir aus andern Nachrichten, dass zu Monte Cassino eine Schule der Medicin existirt hätte, so möchte vielleicht Afflacius seinen Meister dort gehört haben; allein davon wissen wir nichts. Wohl wissen wir dagegen von der eben durch Constantinus eröffneten Schule zu Salerno, weshalb es sehr wahrscheinlich ist, dass auch Atto und Joannes dort, vielleicht noch vor ihrem Eintritt ins Kloster, den Unterricht des Constantinus genossen. Hier verdient auch das Schreiben erwähnt zu werden, womit Constantinus seine kleine Schrift über Unterleibsbeschwerden dem Erzbischof Alfanus I von Salerno widmete[3]). Dieser selbst medicinisch gebildete hohe Geistliche hatte ihn wegen seiner Unterleibsleiden consultirt, und Constantinus schrieb sein Buch nicht bloss für ihn, sondern er machte es öffentlich bekannt. „Hunc libellum, sagt er, sub tuo nomine in publicum edidi." Er prakticirte und schrieb also schon zu Salerno, und schrieb nicht bloss, wie wir von seinen Vorgängern annahmen, für die Mitglieder der Gilde, sondern für die Oeffentlichkeit, daher er ver-

1) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 166.*
2) *Henschel im Janus a. a. O., Seite 62.*
3) *Constantini Africani opera, I, pag. 215.*

muthlich auch den mündlichen Unterricht öffentlich ertheilte. Konnte er das, wenn er sich der Gilde angeschlossen hatte, von der wir anzunehmen Grund fanden, dass sich die Mitglieder sogar eidlich zur Verschwiegenheit verpflichten mussten? Ich sehe nur zwei Auswege: entweder er trat ein, unterwarf sich den Gebräuchen der Gilde, und bewog sie durch seine Beredtsamkeit dieselben aufzugeben; oder er stand ausserhalb der Gilde, imponirte ihr aber durch Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit in solchem Maass, dass sie selbst ihn, mit Aufopferung jener Gebräuche an sich heranzog. Der Erfolg war in beiden Fällen derselbe, die auf ihre Geheimlehre beschränkte Gilde verwandelte sich durch seinen Einfluss, wenn sie auch noch eine gewisse esoterische Lehre beibehielt, in eine öffentliche Lehranstalt der Medicin.

Von Salerno, so erzählt Petrus Diaconus weiter, kam Constantinus zur Zeit des Abts Desiderius nach Monte Cassino, ward Mönch, und brachte dem Kloster die ihm von Richard I Fürsten von Capua überlassene Kirche der heiligen Agathe zu Aversa zu[1]). Diesen einfach klaren Satz, dessen Inhalt durch eine gleich zu erwähnende Urkunde bestätigt wird, hat Renzi[2]) völlig missverstanden. Er lässt den Constantinus, um auszuruhen, sich zuerst in das Kloster der heiligen Agathe noch Aversa zurückziehen, und von da nach Monte Cassino übersiedeln. Die Geschichte kennt weder ein solches Kloster[3]), noch den Eintritt des Constantinus in irgend ein anderes Kloster als das zu Monte Cassino. Dass er aber in letzterm die meisten seiner zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten verfasste, ist nicht nur an sich wahr-

1) Dies letztere erzählt *Petrus Diaconus* nochmals in der *Chronica Salernitana III, cap. 56, pag. 743* bei *Pertz*.

2) *Renzi l. c.*

3) Auch die Urkunde vom Jahr 1098, worin Richard II. von Capua die durch seinen Grossvater Richard I. dem Kloster Monte Cassino gemachten Schenkungen bestätigt, bei *Gattola ad historiam abbatiae Casiniensis accessiones I, pag. 210 sqq.*, nennt nur die Kirche, kein Kloster, der heil. Agathe, gelegen an den Mauern der Stadt Aversa.

scheinlich, sondern wird auch von Petrus Diaconus ausdrücklich behauptet. „In hoc vero coenobio positus, transtulit de diversarum gentium linguis libros quamplurimos;" worauf ein Verzeichniss der Werke folgt.

Zum Schluss sagt sein Biograph noch, er hätte geblüht unter denselben Kaisern wie Victor (Desiderius), das heisst unter Michael (VII, Parapinakes, regierte 1071—1078), Constantinus (X, Dukas, Michaels Vorgänger, 1059—1067), Alexius (I, Bombakorax, Michaels Nachfolger, 1081—1118) und Heinrich (V, 1106—1125, und wäre zu Monte Cassino begraben. Daraus ergiebt sich für des Constantinus Blüthenzeit, worunter wir seinen Aufenthalt in Italien zu verstehen haben, zum mindesten der weite Spielraum von 1067—1106. Zählen wir zu diesen 39 Jahren die 39 Jahre, die er auf Reisen im Orient zugebracht haben soll, und nehmen wir an, er hätte seine Reisen schon im 18. Jahre seines Lebens angetreten, so ergiebt sich die Summe von 96 Jahren, das Geburtsjahr 1018, das Sterbejahr 1106. Die ganze Beschaffenheit dieser Zeitangaben lässt aber keine Genauigkeit voraussetzen. Die einzige sichere, und doch zugleich um 30 Jahr schwankende Zeitbestimmung aus seinem Leben ist die seines Eintritts ins Kloster zur Zeit des Abts Desiderius, also zwischen 1058 und 1087. Dieser weite Zeitraum lässt sich jedoch mit grosser Wahrscheinlichkeit nach beiden Seiten verengern. Richard I. von Capua starb 1078 [1]); ohne Zweifel schenkte er dem Constantinus die Kirche zu Aversa, vielleicht zum Lohn für eine gelungene Kur, in der Absicht, dass derselbe sie dem Kloster bei seiner Einkleidung zubringen sollte, welche folglich vor des Fürsten Tode stattgefunden zu haben scheint. Andrerseits sahen wir, dass Constantinus wahrscheinlich nicht vor 1067 nach Italien kam, erst zu Reggio, darauf zu Salerno lebte schriftstellerte und ein öffentliches Amt bekleidete, schwerlich kann er daher vor dem Jahre 1070 ins Kloster getreten sein. Genauer bestimmte Lambecius [2]) den Zeitpunkt seines Eintritts, und zwar

1) *Petrus Diaconus in chronic. Casin. III, cap. 45, pag. 735 apud Pertz.*

2) *Lambecii commentarii de bibliotheca caesarea Vindobonensi lib. VI, pag. 128, not. 2.*

nach der feierlichen Einweihung der durch Desiderius neu erbauten Klosterkirche zu Monte Cassino im Herbst 1071, und vor dem Tode des Pabstes Alexander II. im Frühling 1073, also im Jahr 1072. Was ihm die erste Zeitbestimmung an die Hand gab, erkennt man leicht: Die Chronik von Monte Cassino spricht von Constantinus erst nach jener Feierlichkeit. Allein sie sagt nicht: „um dieselbe Zeit“, sondern: zur Zeit desselben Abtes kam auch Constantinus nach Monte Cassino.“ Nicht besser steht es um die zweite Zeitbestimmung. Gleich nach dem Verzeichniss der Schriften des Constantinus fährt der Chronist fort: „Sequenti tempore supradictus papa Alexander, Urbem egrediens, venit ad hoc monasterium.“ Aber es ist klar, dass sich die Worte „sequenti tempore“ nicht auf Constantinus, von welchem gleichsam nur in parenthesi gesprochen worden, sondern auf die Kirchweihe beziehen. Baronius, den Lambecius citirt, sagt nichts über Constantinus; er bestätigt nur die beiden Jahreszahlen der Kirchweihe und des Pabstwechsels. Sein Kritiker Pagius[1]) sagt beim Jahr 1087; ohne nähere Begründung: „Floruit sub Desiderio, tam abbate quam postea pontifice Romano, Constantinus Afer.“ Neuere Literarhistoriker adoptiren bald diese Jahrszahl, bald die des Lambecius, bald setzen sie willkürlich voraus, Robert Guiskard hätte den Constantinus erst nach der Eroberung Salerno's, also nach 1075, daselbst kennen gelernt, und in Dienst genommen, so dass des letztern Eintritt ins Kloster erst einige Jahre darauf erfolgt sein könne, oder sie begnügen sich mit Angabe irgend einer runden Zahl.

Von seinen Werken, von denen Petrus Diaconus ein langes, doch nicht vollständiges Verzeichniss liefert, gingen einige verloren, andre liegen noch ungedruckt, und unter denen, welche die gedruckte Sammlung seiner Werke ihm beilegt, sind nicht alle ächt[2]). Diese Sammlung erschien in zwei Bänden unter zweierlei

1) *Antonii Pagi critica historico-chronologica in universos annales ecclesiasticos Baronii, tom. IV, pag. 298 edit. Coloniae Allobrogum 1705.*

2) Man sehe dazu merkwürdige Belege bei *Henschel* in der bereits angeführten Abhandlung im *Janus I, S. 300 ff.*

verschiedenen Titeln und ohne irgend eine ausgesprochene Beziehung derselben auf einander.

Constantini Africani post Hippocratem et Galenum, quorum Graecae linguae doctus sedulus fuit lector, medicorum nulli prorsus multis doctissimis testibus posthabendi, opera conquisita undique magno studio, jam primum typis evulgata praeter paucula quaedam, quae impressa fuerunt, sed et ipsa a nobis ad vetustissimorum exemplarium manuscriptorum veritatem tanta cura castigata, ut etc. Basileae apud Henricum Petrum. — Eben so die Schlussschrift mit der hinzugefügten Jahrszahl 1536.

Summi in omni philosophia viri Constantini Africani medici operum reliqua hactenus desiderata, nunc primum impressa ex venerandae antiquitatis exemplari etc. — Mit demselben Ort und Drucker auf dem Titelblatt und am Ende, wo noch die Jahrszahl 1539 hinzukommt. Beide Theile bilden zusammen einen mässig starken Folioband.

Das Urtheil über den Werth dieser Werke ist schwer, und liegt, da sie fast nur praktische Medicin betreffen, ausser meiner Befugniss. Es sind vielleicht ohne Ausnahme theils Compilationen mit wenigen eignen Bemerkungen theils ziemlich missrathene Uebersetzungen griechischer und arabischer Werke, einige der letztern ohne Angabe ihres wahren Verfassers, so dass uns der Uebersetzer, wenn wir nicht annehmen wollen, die ursprünglichen Titel und Vorreden seien verloren gegangen, als Plagiator erscheint. Auch findet man schon früh, unterandern bei Simon Januensis und Petrus von Apono, sehr geringschätzige Urtheile über Constantinus. Ein einziges Verdienst machte ihm noch niemand streitig: er war der erste, der die medicinische Literatur der Araber ins Abendland verpflanzte. Doch nur ihre Literatur, nicht ihre Praxis; bis diese neben der galenischen aufkam, verging noch eine geraume Zeit; bei den Salernitanern bald nach ihm, ist davon noch wenig zu spüren. Ein zweites Verdienst wird ihm von den Meisten zuerkannt, von Renzi gänzlich abgesprochen: der ausserordentliche Ruf seiner Gelehrsamkeit und me-

dicinischen Kunst soll einen neuen Glanz über die salernitanische Schule und das Kloster Monte Cassino verbreitet haben. Schon Petrus Diaconus bezeugt es, Andre sprechen es ihm nach. Allein wie war das möglich, fragt Renzi nicht ohne Grund, wenn er mit seiner arabischen Medicin nicht durchdrang? Bei der gewöhnlichen Ansicht von der salernitanischen Schule erscheint mir dieser Knoten in der That unauflösbar. Ich meine ihn aber glücklich zu lösen, wenn ich wiederhole, was ich bereits aussprach: das war des Constantinus grosse That, dass er die längst wohlbegründete und hochberühmte salernitanische Schule vermochte, sich der gildenmässigen Geheimnisskrämerei zu entschlagen, und zur offenen Lehranstalt zu erheben. Ich stütze diese Behauptung auf folgende Gründe.

1. Vor Constantinus fanden wir nicht die leiseste Spur einer Lehranstalt der Medicin weder zu Salerno, noch zu Monte Cassino, nicht einen einzigen berühmten Lehrer oder Schüler derselben.

2. Vor Constantinus eine gegen den spätern Reichthum auffallende Armuth an salernitanischen Schriftstellern. Mit Sicherheit kennen wir nur Einen, den Gariopontus, von dem sich einiges erhielt, und von dem ich noch in einem besonderen Paragraphen sprechen werde. Auf einen zweiten machte erst Renzi [1]) aufmerksam. Ein jüngerer Salernitaner, Copho, den wir noch besitzen, und der zwischen 1085 und 1100 schrieb, spricht von Arzneiformeln, die er erhalten hätte ex Cophonis ore ejusque et sociorum scriptis. Es muss also einen ältern Copho gegeben haben, der auch Schriftsteller war, und den der jüngere noch gekannt hatte. Vielleicht gingen, wie Renzi vermuthet, einige Abschnitte aus des Aeltern Werk in das noch vorhandene des Jüngern über. Ein dritter ist nicht bekannt. Denn dass auch Trotula, deren Werk wir noch im Auszuge besitzen, älter als Constantinus, dass sie die Mutter des Joannes Platearius und zugleich jene gelehrte Salernitanerin gewesen sei, die nach Ordericus Vitalis die Gelehrsamkeit des Rodulfus Mala Corona noch übertroffen haben soll, wie

1) *Renzi collectio Salernitana I. pag. 162.*

Renzi [1]) gezeigt zu haben meint, kann ich weder als erwiesen noch wahrscheinlich betrachten. Sie selbst [2]) citirt Kapitel 57 zweimal die salernitanischen Weiber, das heisst Aerztinnen, es gab deren also schon vor ihr, und ich sehe nicht ein, mit welchem Recht Renzi alle Gelehrsamkeit salernitanischer Weiber auf die einzige Trotula zusammenhäuft. Auch den Copho citirt sie Kapitel 17. Mag es der ältere sein, wiewohl wir keinen Grund haben, das zu vermuthen, so konnte sie gleichwohl nicht viel älter sein als Constantinus. In einem der Werke des breslauer Codex, worin über jede Krankheit mehrere medicinische Schriftsteller, und zwar, wie es scheint nach der Altersfolge, verhört werden, tritt immer zuerst Platcarius auf, dann Copho (der jüngere), dann Petronius, dann Joannes Afflacius des Constantinus Schüler, dann Bartholomäus, dann Ferrarius, lauter jüngere als Constantinus, und zuletzt Trotula. Wie Renzi sogar darin eine Bestätigung seiner Meinung über das Alter der Trotula erblicken konnte, begreife ich nicht. Ich folgere daraus im Gegentheil, dass Trotula jünger als einer der Schüler des Constantinus war.

3. Das Werk des Gariopontus, das einzige der Schule vor Constantinus, das wir noch besitzen, gehörte unverkennbar zu den esoterischen Schriften der Schule. Den Beweis dafür finde ich in der unverholenen Empfehlung lüsterner Bücher, schöner Frauen Mädchen und sogar Knaben zur Stärkung des männlichen Vermögens am Ende des vierten Buchs. Auch wird sowohl dieses Werk wie das verloren gegangene des ältern Copho nicht einem einzelnen Verfasser, sondern mehrern zugleich zugeschrieben, so dass Gariopontus und Copho nur als die Redactoren derselben erscheinen. Denn so sind die angeführten Worte des jüngern Copho, worin er den ältern citirt, „ex ejus et sociorum scriptis“, zu verstehen; und bei Gariopontus wird sich dieselbe Thatsache noch deutlicher ergeben. Diese merkwürdige Sitte der Schule,

---

1) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 149 sqq.*

2) Ich bediene mich des Abdrucks im *Experimentarius medicinae, Argentorati apud Jo. Schottum 1544 fol.*, die eine andere Kapiteleintheilung als die von *Renzi* benutzte Ausgabe zu haben scheint.

ihre Schriften, wie ich meine, von dazu erwählten Commissionen verfassen, das heisst compiliren zu lassen, und nicht zu veröffentlichen, sondern als Geheimniss zu verwahren, stimmt mit dem Wesen einer Gilde eben so sehr überein, wie sie dem Wesen einer offenen Lehranstalt widerspricht. Zwar stossen wir auch nach Constantinus noch einmal auf eine von der Gesammtheit der Schule herausgegebene Schrift, das sogenannte Regimen sanitatis Salerni; das war indess nur eine Ausnahme unter vielen Werken einzelner Verfasser, bestimmt zu einem ganz besondern Zweck, gleich den Programmen und Gratulationsschriften heutiger Facultäten oder Universitäten, die noch immer im Namen der Corporation zu erscheinen pflegen. Vor Constantinus müssen wir es als die Regel betrachten, selbst bei streng wissenschaftlichen zum Unterricht bestimmten Werken.

4. Wie dagegen Constantinus das kleine dem Alfanus gewidmete Buch gradezu für die Oeffentlichkeit geschrieben, und allein unter seinem Namen bekannt gemacht, zeigte ich bereits. Beides gilt auch von seinem grossen Werk Pantechnum, welches in der baseler Ausgabe seiner Werke beinahe den ganzen zweiten Band füllt, doch unter dem falschen Titel: de communibus medico cognitu necessariis locis, obgleich der Verfasser selbst pag. 2 den wahren Titel genau so ausspricht, wie ihn schon Petrus Diaconus verzeichnet hatte. Dies Werk schrieb Constantinus, als er bereits Mönch war [1]), und widmete es seinem Abt Desiderius unter seinem eignen Namen. In der Zueignung sagt er, er hätte es aus vielen Büchern zusammengeschrieben, weil nicht jeder jedes Buch kaufen könne. Es war folglich ein käufliches.

5. Dann gehört hierher die Erwähnung der schon früher ge-

1) Aus der gedruckten Ueberschrift der Dedication ergiebt sich das nicht, aber aus der einer hannöverschen Handschrift in *Pertz monimenta etc. IX (scriptorum VII) pag. 729, nota 50.* Sie lautet: *„Domino suo Montis Casinensis abbati Desiderio, reverentissimo patrum patri, immo totius ordinis ecclesiastici gemmae prenitenti, Constantinus Africanus, indignus, suus tamen monachus, oculatis intus et exterius, celi ascribi animabus.*

nannten drei Schüler des Constantinus, der ersten, von denen bei einem salernitanischen Arzt die Rede ist.

6. Unmittelbar nach Constantinus steigt auch die Zahl der salernitanischen Schriftsteller bedeutend, und die meisten, wenn nicht alle, schrieben für die Oeffentlichkeit.

7. Im Jahr 1231 erhob Friedrich der Zweite die salernitanische Schule zur Staatsanstalt für das Studium der Medicin, die Prüfung der Aerzte und Beaufsichtigung der Apotheker. Zu irgend einer frühern Zeit muss folglich ihre Umbildung aus der Gilde zur offenen Lehranstalt eingetreten sein, und wir wissen keine Zeit in der diese Verwandlung wahrscheinlicher vor sich gegangen, kein anderes Moment, wodurch sie wahrscheinlicher hätte bewirkt werden können, als die Zeit und das Auftreten des Constantinus.

8. Endlich erklärt nur diese Ansicht die überschwänglichen Lobsprüche, die Petrus Diakonus dem Constantinus ertheilt. Petrus war kein Arzt, seine Worte können nur der Wiederhall salernitanischer Aerzte sein. Auf die Lehre und Praxis derselben wirkte Constantinus, wie wir fanden, wenig ein; er muss daher auf andre Weise auf die Schule eingewirkt haben. Ich wüsste nicht wie, wenn nicht auf die angegebene Art.

Des Constantinus eigne Leistungen als Schriftsteller kommen für Heilmittellehre und Pflanzenkunde wenig in Betracht. Erst spätere Salernitaner machten sich um diese Zweige des medicinischen Wissens verdient. Würden sie es jedoch vermocht haben ohne Constantinus und seine Reform? Petrus Diaconus schreibt ihm ein Buch zu de simplici medicina, was wir wenigstens unter diesem Titel nicht kennen, und ein andres duodecim graduum, was auch Simon Januensis im Artikel Syche Armenum als liber graduum citirt. Dies steht am Ende des ersten Theils seiner Werke unter dem Titel: de gradibus quos vocant simplicium. Es enthält etwas über 200 Heilmittel, geordnet nach den angeblichen Graden ihrer vier Hauptqualitäten. Sehr wenige werden kurz beschrieben. Hatte Constantinus nun noch ein andres Buch über die einfachen Heilmittel verfasst? Ich vermuthe stark, dass uns Petrus Diaconus dasselbe Buch unter zweierlei Titeln

zweimal vorführt; denn die freilich sehr corrumpirten Anfangsworte des noch vorhandenen Buchs lassen sich kaum anders deuten als so: „Im Begriff über die einfachen Heilmittel zu schreiben, deren Wirksamkeit nach vier Graden verschieden ist, muss ich zuvörderst erklären, was die Alten unter den Graden verstanden." Diese Erklärung giebt Constantinus nun in der Vorrede, und geht darauf sogleich zu den einzelnen Heilmitteln über. Doch wie dem sei, ohne Zweifel nahm er in dieses Buch seinen ganzen Arzneischatz auf. Es enthält ausser den mineralischen Mitteln 168 Artikel über eben so viel meist längst vor ihm bekannte Pflanzen oder Pflanzenstoffe; doch kommen mitunter auch mehrere Pflanzen als Sorten in demselben Artikel vor. Nur zehn erst von den Arabern eingeführte, im Abendlande von Constantinus zuerst empfohlene Pflanzen, nebst vier andern, die ich unter denselben Namen bei keinem Frühern finde, und nicht zu deuten weiss, hebe ich aus.

I. Arabische, im Abendlande bei Constantinus zuerst vorkommende Heilmittel.

Anacardi	pag. 382.	Myrobalani	pag. 345.
Cacollae (grana paradisi)	„ 347.	Rheum Indicum . .	„ 354.
Cubebae	„ 349.	Sandalum	„ 369.
Emblici	„ 345.	Turbith	„ 366.
Kebuli	„ „	Zedoar	„ 374.

II. Unbekannte Pflanzen bei Constantinus.

Beronici sunt radices albae et subtiles in India nascentes, quae calidi et sicci in tertio gradu, pag. 373. Hiernach und nach der Anwendung gegen Flatulenz und Schlangenbiss vermuthlich eine stark aromatische Wurzel. Simon Januensis erklärt Beronice für synonym mit Vernix. Das gehört also nicht hierher, und ausserdem finde ich den Namen nicht.

Kecabre pag. 348, ohne Beschreibung, finde ich nirgends, und bin nicht einmal sicher, ob es eine Pflanze ist. Simon Januensis hat Karabe vel, ut quidam, Kakabre, und erklärt es für Bernstein.

Oculcea est herba super terram duobus brachiis saliens, cujus frondes breves et subtiles, quasi frondes chamomillae. Spinam (spicam?) etiam modicam viridem et florem violaceum (habet) Rami ejus multos nodos habent, pag. 352. Wo die Pflanze wächst, wird nicht gesagt. Spätere Schriftsteller wie frühere übergehen sie.

Syche species est abrotani in Armenia nascentis, pag. 360, ohne Beschreibung. Darüber finde ich folgenden kurzen Artikel in des Simon Januensis Wörterbuch, mit der Citation des Constantinus: Siche Armenum, liber graduum, est Abrotanum agreste. Sonst nichts.

Im Pantechnum lib. V, cap. 15–20 handelt Constantinus auch von den gewöhnlichen vegetabilischen Nahrungsmitteln in diätetischer Rücksicht. Ich finde darin nichts der Erwähnung werth.

§. 67.

Gariopontus.

So pflegt man diesen Schriftsteller jetzt zu nennen, weil er so auf dem Titel des einzigen unter seinem Namen gedruckten Werks genannt ist. Andre schreiben Guaripontus, Varimpontus, oder geben ihm die Endung potus statt pontus u. s. w. Nur um den Zusammenhang dessen, was über die Entwickelung der salernitanischen Schule zu sagen war, nicht zu unterbrechen, schob ich ihn zurück, wiewohl er etwas älter als Constantinus Africanus zu sein scheint. Denn Petrus Damiani, Bischof von Ostia, geboren 1007, gestorben 1072, nach Andern erst 1080, spricht ohne Zweifel von ihm, wenn er in einem seiner Briefe [1]) sagt: „Dicam, quod mihi Guarimpontus senex, vir videlicet honestissimus et apprime literis eruditus medicus, retulit.“ Da wir jedoch nicht genau wissen, in welchem Alter Petrus diese Worte schrieb [2]), so ergiebt sich

1) *Petri Damiani epistolarum liber V, epist. 16, cap. 5*, in *Ejusdem opp. edid. Cajetanus, tom. III (Parisiis 1642) pag. 304.*

2) Jedenfalls schrieb Petrus den Brief nach 1059, vielleicht erst viele Jahre nachher; denn er ermahnt zur Erfüllnug eines in jenem Jahre gemachten, und nicht ausgeführten Gelübdes.

aus ihnen nur, dass Gariopontus nicht viel jünger, sondern vermuthlich älter war als jener, aber keineswegs, was Renzi, der diesem Schriftsteller ein langes Kapitel widmet[1]), daraus folgert, er müsse wenigstens 20 Jahre älter gewesen sein, und hätte den Constantinus nicht mehr gekannt. Seine longobardische Abkunft verräth sein Name, und den Salernitaner bezeugt nicht nur Simon Januensis in der Vorrede zu seiner Clavis sanationis, sondern auch der von Renzi bekannt gemachte merkwürdige Titel einer baseler Handschrift in folgenden Worten: Passionarium (man lese Passionarius) seu practica morborum Galeni, Theodori Prisciani, Alexandri et Pauli, quem Gariopontus quidam Salernitanus ejusque socii una cum Albicio emendavit, ab erroribus vindicavit, et in hunc ordinem redegit. Dieselben Nachrichten wie dieser Titel gab auch Moreau im zweiten Kapitel der Einleitung zu seiner Ausgabe der Schola Salernitana oder, wie es sonst genannt zu werden pflegt, des Regimen sanitatis Salerni, ich weiss nicht, ob aus einem gedruckten oder nur handschriftlich von ihm benutzten Buch unter dem Titel: Ecloga Oxonio-Cantabrigiensis, libro posteriore, worin es heisst, mit Unrecht hätte man den Passionarius für ein Werk des Galenos gehalten; Theodorus Priscianus nebst Andern oder, wie Einige meinten, Paulus hätte ihn aus verschiedenen Schriftstellern zusammengetragen. „Sed sive hi sive illi composuerunt, Warmipotus quidam medicus Salernitanus, videns eum in multis esse falsum, in plurimis verum, utpote in omnibus inordinatum, cum quibusdam clericis optimis sibi adhibitis hunc librum . . . . emendavit etc.“ Es leuchtet ein, dass dieser Nachricht ein ähnlicher Titel einer Handschrift des Werks wie der mitgetheilte, wenn nicht gar derselbe, zum Grunde liegt. Das Bemerkenswertheste sind in beiden Nachrichten die Genossen des Gariopontus, grade so wie bei dem Werke des ältern Copho. Dass sie in der zweiten Stelle Kleriker genannt werden, kann leicht eine unschuldige Interpolation des Schreibers sein, der alle salernitanischen Meister für Kleriker halten mochte. Den

1) *Renzi collectio Salernitana 1, pag. 137 sqq.*

Namen Albicius finde ich in Renzi's weitläuftigem Verzeichniss der salernitanischen Meister noch nicht.

Das ist das Werk, welches zuerst 1526 zu Lyon unter dem falschen Titel: Galeni passionarius, darauf 1531 zu Basel unter folgendem Titel erschien:

Gariopont i, vetusti admodum medici, ad totius corporis aegritudines remediorum πραξέων libri quinque etc.

Es ist bis auf wenige Stellen aus den auf dem Titel der baseler Handschrift genannten Schriftstellern, zumeist aus dem geringsten unter ihnen, dem Theodorus Priscianus compilirt. Nur wenige leichte Abänderungen und Zusätze lassen sich dem Compilator und seinen Genossen selbst zuschreiben. Ganz anders lautet freilich Renzi's Urtheil, der sich diesem Gariopontus mit besonderer Vorliebe zuneigt. Für uns kommt dieses Werk, als ein rein praktisches, nicht weiter in Betracht.

An sich eben so wenig bieten uns die zwei Bücher de Dynamidiis dar, die sich gedruckt unter den sogenannten Operibus spuriis Galeni [1]) befinden, und die man gleichfalls dem Gariopontus beilegt, seitdem Reinesius [2]) zeigte, wie oft sie im Passionarius als eine Arbeit desselben Verfassers citirt werden. Nur als den Faden, der zu weitern Entdeckungen führte, übergehe ich sie nicht.

Unter demselben Titel: Dynamidiorum libri duo, liess Cardinal Maï [3]) ein ganz andres medicinisches Werk eines unbekannten Verfassers aus ungewisser Zeit abdrucken; doch sind sich beide Werke, wie Renzi hervorhob, nicht nur in Sprache und Behandlung auffallend ähnlich, sondern eins ergänzt zugleich das andre, so dass er sie, und ich glaube mit Recht, für integrirende Theile eines und desselben Werks hält.

---

1) Ich benutze die lateinische Ausgabe der *Opera Galeni ex tertia Juntarum editione, Venetiis 1556 fol.*, wo diese Schrift in der Abtheilung *Galeno adscripti libri etc. folio 18 B. sqq.* zu finden ist.

2) *Reinesii variarum lectionum libri tres, lib. III, cap. 12, pag. 528.*

3) *Classicorum auctorum e Vaticanis codd. editorum tomus VII. Curante A. M. Romae 1835 in 8., pag. 397 sqq.*

Unter den Spuriis Galeni[1]) befindet sich ferner ein Buch de Simplicibus medicaminibus ad Paternianum. Dieselbe Person redet der Verfasser der pseudogalenischen Dynamidien im Eingange des sogenannten ersten Buches an, von dem sich überhaupt nur der Prolog erhalten hat. Auch darin erblickt Renzi einen Theil der Libri Dynamidiorum aus denselben Gründen wie bei der vorigen Schrift; und in der That gleicht sich die Physiognomie aller drei aufs Haar, und dem Inhalt nach ergänzt eine die andre, nur nicht so vollständig, dass wir das ganze Werk zu besitzen uns rühmen dürfen.

Das Buch de Simplicibus ad Paternianum bildet zugleich ein Ganzes für sich, es ist eine Aufzählung der einfachen Heilmittel nach dem Alphabet mit einem kurzen Prolog und Epilog. Viele nicht sehr bekannte Mittel werden darin kurz beschrieben, ihre Herkunft angegeben, ihre Wirkungen bezeichnet. Hauptquelle ist Dioskorides, obgleich im ganzen Buch kein Schriftsteller citirt wird. Seltener scheinen Plinius und Apulejus Platonicus benutzt zu sein. Andre Quellen, die ich voraussetze, kann ich nicht nachweisen. Zuweilen stossen wir auf Abweichungen von Dioskorides, die des Compilators Eigenthum sein können. Einige Pflanzen kenne ich dem Namen nach nur aus diesem Buche.

Ihm schliesst sich das sogenannte erste Buch de Dynamidiis unter den unächten galenischen Werken schon dadurch an, dass darin ebenfalls Paternianus angeredet wird. Es ist aber ein blosses kaum eine Druckseite füllendes Fragment, ohne Anfang und Ende, dessen unbedeutender Inhalt uns nicht weiter berührt.

Was dem ersten Buche mangelt, hat das zweite zu viel, nämlich zweierlei Anfänge. Das erste Kapitel, welches de Humoribus handelt, beginnt mit den Worten: Libellum, quem roganti tibi promisi, omni cura adhibita descriptum misi. Genannt wird der, dem das Buch geschickt ist, nicht; es muss aber eine vornehme Person aus der Kaiserzeit gemeint sein, denn es kommen die Worte vor: sicut proxime te interposito Caesari nostro fecimus.

---

1) *Galeni opera edit. laudat. fol. 79 E.*

Das zweite Kapitel schliesst sich dem ersten an, aber das dritte ist wieder ein Prolog offenbar eines ganz andern Werks, so dass sich die beiden ersten Kapitel als Bruchstücke eines besondern Buchs darstellen. In dem neuen Prolog redet der Verfasser seinen amicissimus Maecenas an, und spricht wieder von Caesare nostro, auch Augusto nostro. Allein dem Zeitalter, das diese Namen andeuten, widerspricht die mittelalterliche Sprache durchaus. Nun erst folgt, was der Titel ankündigt, eine Abhandlung über die Wirkungen der Heilmittel. Ein Kapitel über ausleerende Mittel überhaupt geht voran; darauf werden dieselben eingetheilt nach den Säften, welche sie ausleeren sollen, als rothe Galle, schwarze Galle, Phlegma u. s. w. Nach ihnen folgt ein langes Verzeichniss von Krankheiten und unter jeder ein oft eben so langes der Mittel, die man dagegen gebrauchen soll. Dies letztre mag dem Verfasser eigenthümlich oder vielleicht richtiger aus sehr verschiedenen Quellen zusammengeschrieben sein; was er aber von den ausleerenden Mitteln im Allgemeinen sagt, ist grösstentheils aus Aëtios genommen.

Die beiden von Maï herausgegebenen Bücher hängen wieder mehr in sich selbst zusammen, und handeln hauptsächlich von den medicinischen Wirkungen der Nahrungsmittel. Dazu wird aber nicht allein alles, was als Gewürz dienen kann, gerechnet, sondern nicht selten wird auch die Grenze zwischen Gewürzen und blossen Heilmitteln überschritten. Das Ganze zerfällt in vier Abtheilungen, die jedoch im Druck so wenig hervortreten, dass man sie leicht übersieht, und um so leichter, weil der ersten die Ueberschrift fehlt, die ich hinzufüge: Lib. I, cap. 4—19 (de frumentis et leguminibus); 20—64 de oleribus hortensibus; Lib. II, 1—8 de oleribus agrestibus; 9—125 de herbis agrestibus. Beendigt zu sein scheint das Werk damit noch nicht, man vermisst ein drittes Buch von den Baumfrüchten, und kein Epilog kündigt den Schluss an. Im ersten Buch gehen aber auch wieder zwei Kapitel, eins von den Gegenden, das zweite von den Winden, beides in Bezug auf Salubrität, dem Prologe voran. Genannt, oder auch nur angeredet wird niemand in dem Prolog.

Diese beiden Bücher sind besonders reich an Synonymen. Die meisten, wiewohl oft sehr entstellt, erkennt man in denen des Dioskorides oder des Apulejus Platonicus wieder; viele haben aber ganz das Ansehen volksthümlicher Namen, die sich vielleicht noch jetzt in Unteritalien im Munde des Volks wieder auffinden liessen. Seltner kommen Beschreibungen vor, ausser bei solchen Pflanzen, von denen mehrere Arten oder Abarten unterschieden werden, dann aber oft eigenthümliche. Die Hauptsache ist überall die medicinische Wirkung. Benutzt zu haben scheint der Verfasser, doch vielleicht nicht einmal unmittelbar, die galenischen Bücher von den Nahrungsmitteln. Bei Gewürzen und Heilmitteln ist wieder Dioskorides, noch öfter Apulejus Platonicus, seltener Plinius geplündert; aber auch dazu müssen noch andre unbekannte Quellen benutzt sein.

Denken wir uns nun das Alles als Theile Eines Werks, so steht ihm der Titel de Dynamidiis, von den medicinischen Wirkungen sowohl der Heil- wie der Nahrungsmittel, wohl an. Die Heilmittel werden zweimal durchgenommen, erst mehr naturhistorisch hauptsächlich nach Dioskorides, aber in alphabetischer Ordnung; zum andern mal gewissermassen systematisch geordnet nach den Hauptwirkungen, die man ihnen zuschrieb, und den vornehmsten Krankheiten, gegen die man sie anwandte, wobei Aëtios zum Grunde liegt, und, wie der Prolog andeutet, ein vielleicht dem Musa oder sonst einem Arzt der augusteischen Zeit untergeschobenes Werk benutzt ward. Bei den Nahrungsmitteln genügte, sie einmal durchzugehen. Vielleicht kam noch ein Buch über verschiedene andre Einflüsse auf den gesunden und kranken Körper hinzu, zu welchem die den Prologen voranstehenden Kapitel und als Eingang das angebliche erste Buch de Dynamidiis, welches auch ad Paternianum gerichtet ist, gehören mochten. Doch das zu begründen, setzte eine genauere Untersuchung voraus, als ich diesem Gegenstande hier widmen kann. Nur Eins muss ich noch hinzufügen. Die Vorstellung, die sich Renzi vom Zusammenhange des ganzen Werks macht, halte ich nicht nur an sich für irrig, sondern auch für unvereinbar mit der Annahme, Gariopontus sei sein Verfasser oder Redacteur. Das Fragment des sogenannten

ersten Buchs de Dynamidiis bei Galenos beginnt nämlich mit den Worten: „Verum haec est virtutis demonstratio omnium medicamentorum, quae ad artis medicinae scientiam pertinet etc. . . . . In principio ergo omnium elementorum vel humorum atque urinarum sive pulsuum atque phlegmonarum fere composui confectionem ad Glauconem conscriptam. In secundo tibi, clarissime[1]) Paterniane, omnium pigmentorum intellectum et qualitatem et defectum posui. Nunc vero dynamidiam eorum nominum exponere institui, quae multis generibus et ex dissimilibus rationibus constat etc." Damit, meint Renzi, hätte Gariopontus selbst seinen Plan deutlich ausgesprochen. Sein erstes Buch sei nicht mehr vorhanden, das de Simplicibus ad Paternianum bilde das zweite, und mit den angeführten Worten schliesse sich das dritte ohne Lücke genau an das zweite. Dagegen finde ich dreierlei zu erinnern. Erstlich passt der Titel de Dynamidiis, den doch das ganze Werk führen soll, nicht auf den hier angegebenen Inhalt des zweiten Buchs de elementis, humoribus etc.; zweitens lässt diese Eintheilung gar keinen Raum für die Bücher von den Nahrungsmitteln, die doch Renzi selbst für einen integrirenden Theil des Werks hält; und drittens hat Renzi die bedenklichen Worte ad Glauconem conscriptam ganz übersehen, durch die sich der Verfasser der Bücher ad Paternianum offenbar zugleich für den Verfasser der bekannten Therapeutica ad Glauconem, das heisst für Galenos ausgiebt. Sollen wir nun annehmen, Gariopontus hätte das geschrieben? er hätte das Werk de Dynamidiis dem Galenos untergeschoben, obgleich er es in seinem Passionarius als sein eigenes citirt oder zu citiren scheint? Das würde Renzi selbst, der den Gariopontus so hoch stellt, am wenigsten zugeben. Ausserdem weiss ich mir die Sache nur so zu erklären. Wie Gariopontus seinen Passionarius aus den Werken des Theodorus Priscianus und Anderer zusammengestoppelt, ist bekannt. Auch das Werk de Dynamidiis trug er, wie

1) Man lese carissime, denn im Buche de Simplicibus wird Paternianus zweimal carissime und frater carissime angeredet. Wenn aber Renzi aus diesen Anreden auf des Verfassers geistlichen Stand schliesst, so erinnere ich dagegen an den so gewöhnlichen Ausdruck Fraternitas für Gilde.

wir sahen, zusammen aus Dioskorides, Plinius, Aëtios, Apulejus Platonikus, aus einem vermuthlich dem Musa und —, setze ich jetzt hinzu, aus einem dem Galenos untergeschobenen Werke ad Paternianum, woraus er mindestens das ganze Buch de Simplicibus und den Prolog eines andern Buchs seinem Werke gradezu einverleibte, so dass er, wie beim Passionarius, im Grunde wieder nicht als Verfasser, sondern nur als Redacteur des Werks zu betrachten ist. Ich setze hierbei voraus, dass er wirklich einigen Antheil an dem Werke hatte; als erwiesen kann ich indess selbst das nicht einmal betrachten. Wir sahen, wie gedankenlos das Werk compilirt ist, indem lange Sätze, ja ein ganzes Buch anderer Verfasser, in deren Prologen diese von sich selbst sprechen, so abgeschrieben sind, als spräche der Redacteur darin in eigner Person. Wie, wenn sich das beim eben so nur compilirten Passionarius eben so verhielte? wenn alle die Stellen desselben, in denen das Werk de Dynamidiis citirt wird, gar nicht Eigenthum des Gariopontus, sondern eines ältern Schriftstellers wären? Die Möglichkeit ist unbestreitbar. Man sieht, die Untersuchung über die räthselhaften Werke des Gariopontus ist eingeleitet, allein noch lange nicht geschlossen. Wir aber wollen diesen Zweifeln für jetzt keinen Raum geben. Dass das Buch de Simplicibus, weil es ad Paternianum gerichtet ist, älter als Gariopontus sei, haben wir erkannt, wie viel älter, wissen wir nicht. Untersuchen wir jetzt seinen botanischen Gehalt, darauf den der von Maï edirten Bücher über die Nahrungsmittel [1]), mit Uebergehung alles Unerheblichen.

---

1) Die dem Galenos zugeschriebenen Dynamidia übergehe ich hier, weil sie uns nichts Botanisches darbieten. Aus demselben Grunde schwieg ich ganz von zwei andern dem Galenos untergeschobenen Büchern, die *Renzi* noch obendrein als besondre Werke seinem Liebling vindicirt, das Bnch *de Catharticis* (in der von mir benntzten *Editio Juntarum tertia fol. 94 B*), und die *Medicinalis experimentatio (daselbst fol. 103 F.)*. In jenem liest man am Ende des vorletzten Kapitels: *sicut in dynamidiis continetur.* Daraus folgt, dass dies Werk dem Schreiber jenes bekannt, doch nicht, wie *Renzi* will, dass es von ihm verfasst war. Am wenigsten möchte ich es dem Verfasser, wer er anch sei, znr Ehre rechnen, etwas so Unbedeutendes geschrieben zu haben.

Botanische Bemerkungen aus und zu dem angeblich galenischen Buche de Simplicibus medicaminibus ad Paternianum.

Acorus fol. 81 A. Die Beschreibung ist merkwürdiger Weise beinahe wörtlich dieselbe, welche Serapion pag. 172 D. und Ibn Baithâr II, Seite 580 übereinstimmend aus ihrem arabischen Dioskorides lieferten, und welche von dem Text unsres griechischen Dioskorides I, cap. 2 gänzlich abweicht. Unser Dioskorides scheint mir wirklich unsern Acorus Calamus zu beschreiben; jener Dioskorides beschreibt deutlich Iris Pseudacorus.

Agaricum fol. 80 E. Recht gute Beschreibung aus unbekannter Quelle.

Ammoniacum 79 H. Nach Dioskorides, doch nicht ohne Zusatz.

Anisum optimum est Creticum, deinde Aegyptiacum, Gallicum incertissimum, veruntamen habet vires relaxantes . . . . Et est semen ejus simile Cicutae fol. 80 D. Die ersten Worte aus Plin. XX. sect. 73. Aber das Gallicum und alles Folgende hat derselbe nicht.

Ardacha nascitur in Gallia etc. fol. 80 H. — Ist Adarce Diosc. V, 136 wörtlich wiederholt. Aber Gallia ist aus Galatia entstanden.

Argemone, . . . hujus radicem Graeci Eupatorium dicunt. 80 D.

Artemisia herba est subsimilis Absinthio, sed per omnia vastior, in foliis latior, ramis altior et fortior, sed aspectu et colore humidis (lego similis) 80 F.

Asarum 80 H. Eigenthümliche Beschreibung. Gallia scheint wieder aus Galatia entstanden zu sein.

Bulbus erraticus 81 F. Lange und eigenthümliche, aber durch falsche Lesarten entstellte Beschreibung des Crocus. Doch sehe man Colchicum.

In der zweiten Schrift aber herrscht eine so thörichte Affectation geheimer Weisheit, wie ich deren den Gariopontus, wie gering ich ihn schätze, doch nicht für fähig zu halten mich berechtigt finde.

Chamaepitys 85 E. Dioskorides unterscheidet zwei, hier werden drei Arten unterschieden und beschrieben.

Chitran 81 F. führe ich nur an, weil es ein arabisches Wort ist, قطران, Pix liquida nach den Wörterbüchern, womit unser Text übeinstimmt: lacticinium est quamplurimarum arborum. Omnibus notum est etc. Renzi meinte bei Gariopontus noch keine Spur arabischer Einflüsse wahr zu nehmen. Ganz sind sie nicht zu leugnen, doch sie sind schwach.

Cnicum 83 B. mit der Beschreibung des Carthamus Diosc.

Colchicon vel Ephemerum. Hanc ipsam herbam aliqui Bulbum erraticum dicunt 83 B.

Comum, herba omnibus nota 81 G. Vielleicht Conium?

Costum 82 D. Davon fünf Sorten, sollen der Güte nach so folgen: Creticum, Aegyptiacum, Arabicum, Indicum, Syricum. Dioskorides kennt nur die drei letzten.

Cridrium radicula est plerumque pusilli digiti, colore humaceo idest terreo, maxime penitus 82 E. Mir sonst nicht vorgekommen.

Cuculus graece Cinenon dicitur, allii Strychnon vocant etc. 83 C. Es ist Solanum nigrum. Das Synonym Cucullum hat Apulejus Platonicus.

Cucurbita sylvatica 82 A. ist Colocynthis Diosc., mit dem Zusatz: nascitur maxime in Aegypto.

Dictamnum 83 D. Scheint Origanum Dictamnus zu sein, mit weitläuftiger eigenthümlicher Beschreibung.

Elelisphacos 84 A. Eigne, nicht üble Beschreibung der Salvia officinalis.

Epithymum est flos herbae assimilis setae subviridis et nauseosus, qui ventrem temperat et vomitum facit 84 A. Das ist ohne Zweifel unsre Cuscuta Epithymum. Die gleichnamige Pflanze des Dioscoridis unterscheidet der Verfasser aber ohne Grund von der seinigen.

Erice assimilis Hiricae 84 B. Nach Dioskorides. Folglich ist Myricae zu lesen.

Erificium 83 H. Lange Beschreibung, zwar in vielen Punkten abweichend, doch ohne Zweifel nur durch Missverständnisse,

aus der des Περιστερεὼν ὕπτιος des Dioskorides, und der Name entstellt aus Erigenion, einem Synonym derselben Pflanze. Also Verbena supina.

Euphorbium 83 E. Saft einer mauritanischen Pflanze, wie bei Dioskorides, doch mit dem Zusatze: nascitur, ut aliqui volunt, etiam in partibus Italiae, quae Galliae adjacent.

Herbum 85 B. statt Ervum, dem Orobus bei Dioskorides.

Lipsiani comesti Lupinis minores, sed virtute similes, tum optimi sunt, cum majores sunt, 86 C. Sollen durch ihre Bitterkeit die Würmer tödten und die Geburt beschleunigen. Den Namen finde ich sonst nicht; die Pflanze scheint Cicer (ἐρέβινθος Diosc.) zu sein, dem die letzte Wirkung auch zugeschrieben wird.

Myrice 87 G. ist Tamarix mit der sehr verstümmelten Beschreibung des Dioskorides I cap. 116.

Olivae olea mit dem Synonym Ebeas drachi 83 F., offenbar Elaias dacry, lacrima Oleae.

Pelecinus vel Cepa canina 89 A. Der erste Name, die Wirkung und ein Theil der Beschreibung stimmt mit Diosc. III cap. 136 überein, wo jedoch Hedysarum voransteht, und Pelecinus als Synonym folgt; ein andrer Theil der Beschreibung weicht ab, und scheint gar nicht zu derselben Pflanze zu gehören, noch weniger gehört der zweite Name dazu. Matthäus Sylvaticus gesteht ehrlich, man wisse nicht, was Pelecinus Diosc. sei. Minder gewissenhaft hatte wahrscheinlich das alte nicht mehr vorhandene salernitanische Antidotarium universale denselben Namen auf irgend eine andre Pflanze übertragen. Denn Simon Januensis hat Pelecinus in zwei abgesonderten Artikeln. Im ersten heisst es Pelecinus Diosc., und wird nach dem Antidotarium universale in der Hauptsache übereinstimmend mit unserm Verfasser, nur mit kleinen Zusätzen und Auslassungen beschrieben „Videtur ex descriptione, setzt Simon hinzu, quod sit quaedam planta, quae vocatur Lupinaria“. Das Synom Cepa canina fehlt aber. Im zweiten heisst es Pe-

lecinus in vero Dioscoride, und nun folgt genau die Beschreibung des Dioskorides.

Salvicula 89 H. ist Saliunca Plin. XXI cap. 7 sect. 20, unsre Valeriana Celtica. Auch davon giebt Simon Januensis unter dem minder entstellten Namen Salvincha zwei Beschreibungen, wiewohl in demselben Artikel, die erste nahezu übereinstimmend mit der unsers Verfassers, also wahrscheinlich wieder aus dem Antidotarium universale, die zweite wörtlich nach Plinius.

Syrum nascitur in Africa et India, optimum tamen habetur Arabicum etc. 90 H. Entspricht ganz dem Schoenus Diosc.

Vella herba est foliis quidem minor quam Eruca, sed non dissimilis, flore violaceo. Semen habet velut in folliculis oblongis, ordinis stipati prout Nasturtii, et gustu calefactoria est, submordens etc. 92 A. Dies ist die erste sehr kenntliche Beschreibung unsrer Carrichtera Vella, die erst Anguillara (dei semplici, pag. 180) wieder auffand und richtig deutete.

Botanische Bemerkungen aus und zu den von Maï edirten libris Dynamidiorum.

Amilia hoc est Carduus fullonicus pag. 453. Ein sonst völlig unbekannter Name des bekannten Dipsacus fullonum.

Ampeloprasum i. e. Aritillum pag. 446. Gleichfalls unbekanntes Synonym.

Ancesta i. e. Croxentella h. e. Sclataollas pag. 438. Die Wurzel gegen Dysenterie empfohlen. Sonst nichts. Drei mir unbekannte Namen.

Aristolochiae i. e. Falternae i. e. Raiae, genera sunt tria, i. e. nodosa, longa ct rotunda etc. p. 441. Die Synonyme unbekannt.

Artemisiae h. e. Zygiberis genera sunt tria, monoglossa, tagantes, leptophylla p. 440. Schon Dioskorides unterscheidet drei Arten polyklonos, monoklonos und leptophyllos, und bei Apulejus Platonicus heisst die erste derselben traganthes. Wie aber Zygiberis hierher kommt, errathe ich nicht

Butracion h. e. Apium agreste sive Apium risus p. 438. Aus den Synonymen ergiebt sich, dass Batrachion zu lesen ist.

Bryonia i. e. Vitis alba sive Avena h. e. Nossa alba efficax p. 443. Dazu kommen:

Bryonia, quam quidam dicunt Rosam asinariam, eadem et Glycis ob dulcem saporem, longos ramos de se in diversa mittens. Masculus habet folia in modum nucis, semen quasi Olusatri, grana habet rosea, aliqua nigra, radicem candidam similem digitis longis, gusto styptico, unde quibusdam Dactylus dicitur a digitorum similitudine: vocatur et Pentarupina a numero granorum quinque. Balani sementes mittit quasi Albucius p. 456. Und endlich:

Bryonia a Graecis dicitur ἄμπελος λευκή, a Romanis Abutaminium, ab Italis Vitis alba p. 458. — Also dreimal derselbe Hauptname, jedesmal mit verschiedenen Synonymen. Der erste und letzte bezeichnen vielleicht dieselbe Pflanze, wenn nicht das erste mal unsre Bryonia alba, das letzte mal unsre Br. dioica zu verstehen ist, bei der in unserm Dioskorides als Synonym Uva taminea steht, woraus Abutaminium gemacht zu sein scheint. Wie aber Avena hierher kommt, und was Nossa sein soll, weiss ich nicht. — Die zweite Broyonia ist, wie aus der Beschreibung und den Synonymen erhellt, Paeonia. Statt Rosa asinaria hat Apulejus wenigstens Rosa fatuina; statt Glycis hat Dioskorides Glykyside. Auch Dactylos Idaeos hat derselbe. Statt Pentarupina ist Pentorobon zu lesen, wie bei Plinius richtig steht, wofür bei Dioskorides fälschlich Pentoboron.

Buglossa i. e. Lingua bovis i. e. Sibissisone p. 442. Das letzte Synonym sonst unbekannt.

Calamos agrios i. e. Calamus agrestis i. e. Ferca (cod. al. Ferta) p. 451. Halte ich für die Arundo farcta (κάλαμος ναστός), e qua sagittae conficiuntur, des Dioskorides, und lese auch farcta statt Ferca. Es ist unsre Arundo (Donax) Pliniana, über die Bertolini flora Italica I, p. 734 zu vergleichen.

Camila agrestis p. 446 halte ich für Cunila, das heisst Thymbra Diosc., unsre Saturija Thymbra.

Camilia h. e. Turbiscum ... Semen ejus siccum Cucunidim dicitur p. 453. Ich lese Chamelaea, und den Namen der Frucht Coccocnidium. Turbiscum weiss ich aber nicht zu enträthseln, da Turbith nicht hierher gehört.

Caulium genera sunt quinque, Cumanus, Pompejanus, Aricinus, Sabellicus Brutius, p. 410. Daraus folgerte Renzi (collect. Salern. I p. 144), Gariopontus hätte in Unteritalien gelebt, und bis ins ölfte Jahrhundert hätte sich die Erinnerung an Pompeji's Untergang nicht verloren, man hätte den Namen der Stadt auf die Umgegend übertragen. Nur schade, dass schon Plinius XIX sect. 41 fast mit denselben Worten dieselben Kohlarten unterscheidet.

Chamaepetys h. e. Cucurbitatis, quod ex parte odorem Cucurbitae referat, p. 434. Muss also Cucurbitalis heissen; ein mir unbekanntes Synonym.

Glyconii h. e. Pulegii masculi rubeus, foeminae flos albus, p. 428. Später p. 438 bildet Pulegium ohne Synonym eins der längsten Kapitel, worin umgekehrt der männlichen Pflanze eine weisse, der weiblichen eine rothe oder purpurne Blume zugeschrieben wird. Dies letzte Kapitel ist bald reine Abschrift, bald Paraphrase des gleichnamigen bei Apulejus (cap. 92 pag. 255 edit. Humelberg), der selbst wieder das Meiste von Plinius genommen. Woher das erste, weiss ich nicht; doch scheint Glyconium aus dem griechischen Glechon des Dioskorides entsprungen zu sein.

Hinula campa agrestis, dicitur Parachironia, ab aliis Centaurea, Panachilinion, Helena, p. 443. Dieselben Synonyme, nur sehr entstellt, wie bei Apulejus unter Inula campana (cap. 95 pag. 261 ed. ejusd.), d. i. unsre Inula Helenium.

Horminum h. e. Faba p. 405. Ein mir unerklärliches Synonym, zumal da ein Kapitel de Faba unmittelbar voran geht.

Hynia h. e. Tubera p. 452. Also Hydna.

Jusquiamum. Davon zwei Kapitel. Pag. 428 wird ihm, ausser

dem bekannten Symphoniaca, auch das Synonym Gingaralis gegeben, was aus dem angeblich punischen Gingan bei Apulejus gebildet zu sein scheint. Das andre Kapitel pag. 440 mit dem einzigen Synonym Insana ist von Dioskorides entlehnt, doch nicht ohne Irrthümer. Aus ἄνθη μηλινοειδῆ, quittengelbe Blumen der zweiten Art, macht unser Verfasser unterandern florens ut Malva; er las also μαλαχοειδῆ.

Lathyris i. e. Septigrania p. 448. Unbekanntes Synonym.

Myriophyllum, quod et Balasticon seu Centifolium p. 443. Zwei unbekannte Synonyme unsrer Achillea Millefolium, dem Hauptnamen nach zu urtheilen.

Origanum h. e. Colena p. 429. Wenn auch aus dem Griechischen Conile (lateinisch Cunila) entstanden, doch von Simon Januensis schon aus seinem Liber antiquus de simplici medicina und dem Antidotarium angeführt.

Panagorace p. 415. Eine mir unbekannte Pflanze. Soll heiss und kaustisch sein.

Pentaphyon i. e. Gudubal, qui et Pes leonis dicitur, simulat Millefolium, p. 438. Entspricht ganz dem Kapitel 7 vom Leontopodium bei Apulejus, bei dem Gudubbal ein punisches Synonym ist. Aber der Name Pentaphyon ist unserm Schriftsteller eigen. Das Leontopodium Diosc. hält man mit gutem Grunde für unser Gnaphalium Leontopodium. Das des Apulejus, und folglich auch dieses, muss aber der Beschreibnng des Apulejus nach eine ganz andre Pflanze sein, die unter dem Getreide wächst, ob eine Filago? Diente nur zur Zauberei.

Polygonus h. e. Sanguinaria sive Spinatia h. e. Centinodia sive Sensur, p. 435. Ist Polygonum oder Sanguinaria Plin. XXVII sect. 91, doch weicht manches ab. Wie Plinius unterscheidet auch unser Verfasser vier Arten. Die erste nennt er gleich vorn Sensur, hernach Sunsur; Plinius nennt sie die männliche. Der zweiten, nach Plinius der weiblichen, giebt er keinen besondern Namen. Die dritte heisst bei beiden Orion. Quartum genus, sagt Plinius, silvestre appellatur; unser Verfasser sagt: quartum genus hylicum appellatur, hoc est silvestre, was

beinahe vermuthen lässt, dass er den Plinius nicht unmittelbar, sondern nach einem griechischen Vermittler benutzt habe. Das vorn stehende Spinatia ist mir hier völlig dunkel.

Radiolum i. e. Felicina cum punctis aureis p. 448. Entspricht dem Kap. 83 bei Apulejus, der deutlicher sagt: habens in foliis singulis binos ordines punctorum aureorum. Unser Polypodium vulgare.

Rhododaphne i. e. Librace p. 454. Das erste ist das bekannte Synonym unsres Nerium Oleander, das zweite kommt sonst nicht vor.

Rosa Germanica p. 418, ohne Synonym und ohne Beschreibung völlig unerklärbar.

Satyrion, Romani Priapiscum dicunt, quod et Tentaticon i. e. Mazicinum, quam vulgus Extingun vocat, alii Gartcolon, p. 441. Entspricht dem Kap. 15 bei Apulejus. Tentaticon statt Entaticon kann eben sowohl durch falsche Ableitung von tendere, wie durch falsche Lesung entstanden sein. Aber Mazicinum weiss ich nicht zu deuten. Auch die beiden letzten angeblichen Volksnamen sind unserm Verfasser eigen.

Serphyllum a Graecis dicitur Gigus, ab aliis Polion, ab aliis Cicer erraticum, p. 444. Dazu kommt später p. 449: Herpyllum i. e. Cicer agreste. Ersteres entspricht ganz dem Kap. 99 bei Apulejus, woraus erhellt, dass Gigus statt Zygis steht. Statt Cicer erraticum steht bei Dioskorides κερηλάτικουμ, was Marcellus Vergilius gradezu Cicer erraticum übersetzt. Auch bei unserm Schriftsteller zeigt sich an einem andern Ort ein Analogon jener Verwechselung, indem unter Irius p. 431 das Synonym Lilium ceretrum statt erraticum vorkommt.

Silion h. e. Puligaduria p. 455. Mir räthselhaft.

Solagi genera sunt duo, majus et minus p. 451. Beide hat schon Apulejus unter etwas anderm Namen. Solago minor bildet die Ueberschrift von cap. 63; Solago major kommt vor cap. 49 §. 3, als Synonym von Heliotropium. Jenes hält man für Heliotropium Europaeum, dieses für Croton tinctorium.

Tridacon lagion h. e. Lactuca leporina i. e. Piligis p. 449. Eine Lactuca leporina hat Apulejus, doch ohne Synonyme und ohne die dieser Pflanze zugeschriebene Wirkung gegen Brandwunden. Anguillara hält sie für die Cazzalepre (Hasenlöffel) der Italiäner, d. h. unsern Leontodon autumnalis. Indess kann hier nur eine Pflanze mit saftigen Blättern gemeint sein.

Uridia p. 408, steht neben dem Leinsamen unter den essbaren Hülsenfrüchten. Mir unbekannt.

§. 68.

Das Regimen sanitatis Salerni.

Was von literarischen Producten nach Constantinus Africanus den Ruf der salernitanischen Schule am meisten hob, am weitesten verbreitete, am längsten unterhielt, und lange Zeit beinahe für ihre einzige oder doch vornehmste Leistung galt, das ist ein Complex unznsammenhängender meist leoninischer Verse diätetischen Inhalts, wie das bekannte:

Cur moriatur homo, cui salvia crescit in horto?
Salvia salvatrix naturae conciliatrix.

Uns stösst diese Geschmacklosigkeit der Form zurück, nnd der wissenschaftliche Gehalt des Gedichts, wenn man es so nennen darf, lässt uns vollends unbefriedigt. Doch seine Bedeutung für seine Zeit bleibt unverkennbar. Die populäre Darstellung, der Inhalt, der dem, welcher sich die Regeln zu eigen machte, ein langes Leben verhiess, sprachen an; die leoninische Form liebte und bewunderte man und überbot sich in künstlich verschlungenen Reimen, wovon folgende Fuss für Fuss gereimten Verse bei Ackermann, ich weiss nicht, woher genommen, ein glänzendes Muster darbieten:

Quos anguis dirus tristi mulcedine pavit,
Hos sanguis mirus Christi dulcedine lavit.

Bei besonderm Anlass war das Büchlein hoher Protection pomphaft empfohlen, und galt gleichsam für die Quintessenz salernitani-

scher Weisheit. Ja lange nach seiner Entstehung scheint es in Montpellier und Paris Neider und Nachahmer gefunden zu haben, denn heftig fährt Aegidius Corboliensis [1]) die Pharmakopolen zu Montpellier an,

> Quos facit artifices attritae frontis egestas,
> Quos gula, quos stimulat et cogit avara dolosi
> Ambitio nummi Carmen ructare Salernum etc.

Und statt des ersten Verses des salernitanischen Gedichts:

> Anglorum regi scripsit tota Schola Salerni,

lesen einige neuere Handschriften, gewiss nicht zufällig,

> Francorum regi etc.; andere dagegen Roberto regi etc.

Wer der englische König sei, dem die Schule das Gedicht überreichte, ward lange bezweifelt; neuere Kritiker bis auf Renzi erklärten sich einmüthig für den Prinzen Robert den Sohn Wilhelm des Eroberers und ältern Bruder Wilhelm des Zweiten, welcher sich, durch seinen Vater ausgeschlossen von der Regierung, an einem Kreuzzuge betheiligte, und bei seiner Zurückkunft einer empfangenen Wunde wegen zu Salerno verweilte, bis ihn die Nachricht von seines Bruders Tode nach England abrief. Zwar den Thron zu besteigen gelang ihm nicht, das Glück der Waffen entschied gegen seinen wohlbegründeten Anspruch; doch ohne Zweifel dünkte er sich dem Recht nach, und nannte er sich schon in Italien König, so dass ihm die Schule bei seiner Abreise ohne Schmeichelei denselben Titel geben konnte und musste; und ich begreife nicht, wie Renzi [2]) darin Bedenken findet, zumal da ihm nicht gelungen ist, einen wirklichen König von England, dem das Gedicht mit einiger Wahrscheinlichkeit gewidmet sein könnte, nachzuweisen.

Ich durfte diesen Streitpunkt nicht unberührt lassen, weil er mit zwei wichtigen Fragen, mit der nach der Aechtheit oder Unächtheit vieler Verse das Gedicht, und mit der nach dem Zeitalter der ächten innig zusammenhängt. — Die Zahl der zum Gedicht

---

1) *Aegidii Corboliensis de laudibus et virtutibus compositorum medicaminum liber IV vers. 742 sqq., pag. 170 edit. Choulant.*

2) *Renzi collectio Salernitana I pag. 207 sqq.*

gerechneten Verse variirt in verschiedenen Handschriften und Ausgaben von kaum 200 bis weit über 2000. Der Handschriften giebt es eine ausserordentliche Menge, doch leider ist keine darunter so alt und zuverlässig, dass sie der Kritik zur Richtschnur dienen könnte; viele entstanden erst lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst, obgleich auch diese sich des Gedichts sehr bald bemächtigte. Dafür bietet sich der Kritik ein andres Hülfsmittel dar. Arnaldus de Villanova, der sich in seinen spätern Jahren bald zu Rom bald zu Neapel bald zu Palermo aufhielt und 1313 starb, der also der Zeit und dem Schauplatz der Entstehung des Gedichts näher stand, hinterliess einen ausführlichen Commentar darüber, welchem er die ihm bekannten Verse selbst einflocht. Mit gutem Grunde erklärte daher Ackermann alle Verse, die sich in des Arnaldus Recension nicht finden, für unächt, und lieferte deshalb in seiner Ausgabe nur 364 Verse. Vielleicht hätte er die unächten Verse nicht ganz vernachlässigen, sondern als Anhang zu den ächten sollen abdrucken lassen; ihre Ausscheidung aber foderte die Kritik, denn nur dadurch erhielten wir endlich wieder einen Text, der, wenn nicht an sich, so doch als historisches Document einer bestimmten Zeit von Werth ist. Den grade entgengesetzten Weg schlägt Renzi ein. Weil er glaubt, dem Prinzen Robert, der niemals König ward, könne das Buch nicht gewidmet sein, eben so wenig einem wirklichen Könige von England oder Frankreich, oder es lasse sich eine solche Zueignung an eine bestimmte Person wenigstens nicht beweisen: so sei, folgert er weiter, dieselbe überhaupt nicht zuzugeben, und dem ganzenProd uct weder ein bestimmter Verfasser noch eine bestimmte Zeit anzuweisen, sondern man müsse annehmen, es wäre nach und nach zusammengetragen und durch Zusätze bereichert. Diese Hypothese fände in der Beschaffenheit des Gedichtes selbst ihre Bestätigung, und löse ihrerseits alle Zweifel. Daher habe man sich vergebens bemüht den Verfasser, die Person, der es gewidmet, und die Zeit, in der dies geschehen, zu erforschen. Das Gedicht könne füglich zu verschiedenen Zeiten, bald kürzer bald umfangreicher, verschiedenen hohen Personen, denen die Schule eine

Aufmerksamkeit erzeigen wollte, überreicht sein, dem Prinzen Robert, einem wahren Könige von England und einem Könige von Frankreich, was die Varianten des ersten Verses in den Handschriften erkläre. Von diesem Gedanken geleitet, trug Renzi alle jemals für salernitanisch ausgegebenen Verse zusammen, 2130 an der Zahl, ordnete den Zuwachs ganz wlilkürlich nach Materien, und schuf auf solche Art eine ihm eigenthümliche umfang- und inhaltreichere, aber historisch völlig werthlose Anthologie unpoetischer Blumen. Der Grundgedanke, die allmälige Entstehung des Regimen sanitatis aus zusammengerafften Lappen, lässt sich freilich nicht bezweifeln, und ward von keinem Kritiker bezweifelt. Auch wir sahen schon früher, wie vieles aus Macer floridus ins Regimen sanitatis überging. Von einem Verfasser desselben kann folglich wieder nicht die Rede sein, sondern nur von einem Redacteur; und da die Schule als Corporation das Gedicht überreichte, so hatte sie Grund genug, den Namen des Redacteurs zu verschweigen. Erst eine Handschrift aus unbestimmt späterer Zeit, die einer der Herausgeber des Gedichts, Sylvius[1]), benutzte, nennt als Redacteur (compilator) einen uns sonst unbekannten Joannes de Mediolano. Allein die Ueberreichung des Gedichts im Jahre 1101 an den englischen Kronprätendenten Robert zu bezweifeln, haben wir gar keinen Grund, und als historisches Document dieser Zeit kann kein Vers gelten, den noch nicht einmal Arnaldus de Villanova kannte.

Auch des Buches Titel variirt sehr in den Handschriften und Ausgaben. In manchen Handschriften lautet der Schlussvers:

Hoc opus optatur, quod Flos medicine vocatur.

---

1) Ackermann sagt *pag. 94* seiner Ausgabe: *„In calce Tulloviani codicis, cujus titulum Zacharias Sylvius ex Curtii praeclaro opere de scriptoribus medicis Mediolanensibus citavit, expresse legitur etc.“* Das ist ein Irrthum. Corte *(notize istoriche intorno a' medici scrittori Milanesi etc. Milano 1718 in 4. pag. 9)* giebt umgekehrt den Titel der Handschrift, die ich bereits §. 65 Seite 464 lieferte, nach *Sylvius*, dessen Redaction des Gedichts zuerst 1649 erschien, und in der Ausgabe von 1667 vor mir liegt, und ich finde bei *Corte* so wenig wie bei Andern die mindeste Aufklärung über den angeblichen *Joannes de Mediolano.*

Daher bei Renzi des Gedichtes Titel: Flos medicinae scholae Salerni. Aber Arnaldus hat diesen Vers noch nicht, und er selbst nennt das Gedicht Regimen sanitatis Salernitanum oder Salerni, wie daher auch Ackermann thut. Andre Ausgaben führen den Titel Schola oder Medicina Salernitana, oder Conservandae bonae valetudinis praecepta etc. Unter diesen verschiedenen Titeln zählt Choulant in seinem Handbuch der Bücherkunde 116 Ausgaben des Textes und 23 Uebersetzungen ohne Abdruck des Textes auf, Renzi, ausser seiner eignen, 119 Textausgaben und 26 Uebersetzungen, gleichwohl besitze ich selbst unter nur 10 verschiedenen Ausgaben Eine, die sowohl bei Choulant wie auch bei Renzi fehlt; wie viel mögen daher überhaupt nach nachzutragen sein! Mag der Titel dieser Ausgabe hier Platz finden:

> Le régime de santé de l'eschole de Salerne. Traduit et commenté par M. Michel Le Long, Prouinois, Docteur en medicine. Avec l'Epistre de Diocle Carystien, touchant les presages des maladies à Antigon roi d'Asie, et le serment d'Hippocrate, mis de prose en vers François par le meme. A Paris, chez Nicolas et Jean de la Coste etc. 1633. Avec privilege du Roy. — 1 Vol. 700 pagg. und vorn 18, hinten 8 Blätter (das Register) ungezählt, in kl. 8.

Anderer Ausgaben wegen verweise ich vorzüglich auf Choulant, der sie zweckmässig nach den Bearbeitern eintheilt in 1) die ältern ohne Namen des Bearbeiters, 2) die von Curio und Crell, zuerst 1545, dann öfter gedruckt, 3) die von Moreau, zuerst 1625, dann öfter gedruckt, 4) die von Sylvius, zuerst 1649, dann öfter gedruckt, 5) die von Ackermann, nur einmal gedruckt 1790, wozu noch 6) eine mir unbekannte, von Renzi viel benutzte Ausgabe von Baudry de Balzac, Versaliis 1842, und 7) die von Renzi von 1852 kommt. Nur den Titel der Ackermannschen gebe ich noch vollständig:

> Regimen sanitatis Salerni sive scholae Salernitanae de conservanda bona valetudine praecepta. Edidit, studii medici

Salernitani historia promissa, Jo. Christ. Gottl. Ackermann. Stendal 1790, in 8.

Schon dieser Ueberfluss an Ausgaben beweist, wie ungemein beliebt das Büchlein bis tief ins siebzehnte Jahrhundert herab gewesen sein muss.

Von Pflanzen kommen in den ächten Versen sehr wenige, nur allgemein bekannte, unter den gewöhnlichen Namen vor, die einzige Morella vers 350 bei Ackermann ausgenommen, die wir jedoch auch schon als Maurella bei Macer Floridus kennen lernten. Gesagt wird von den Pflanzen nichts, was hier ausgezeichnet zu werden verdiente. Doch als feste Marke der Zeit, namentlich in Bezug auf Macer Floridus durfte das Gedicht hier nicht übergangen werden.

Von den unächten Versen bei Renzi wäre, wenn es lohnte, desto mehr zu sagen. Ich beschränke mich auf wenige Bemerkungen über sie. Artikel 9, oder Vers 411—499 nach Renzi's Anordnung, handelt de Herbis eduliis (sic!), und eine Pars secunda, als Materia medica bezeichnet, handelt im ersten Kapitel, oder Vers 500—782, de Simplicium virtutibus, und zwar in 90 Paragraphen von beinahe eben so viel Pflanzen. Unter den 88 erstgenannten Versen kommen doch noch 33, unter den 283 letztgenannten nur 50, also verhältnissmässig weit weniger ächte Verse vor, die Renzi durch vorgesetzte Häkchen auszeichnet. Manche der unächten mögen wenig jünger oder gar älter sein als die salernitanische Sammlung, wie denn auch in ihnen Macer Floridus wieder stark geplündert ist; andere verrathen durch Plumpheit ihre späte Geburt, wie z. B. Vers 415 sq.:

Atriplices malvae lactucae portuque laccae
Sunt apium rapa, sic basia pastique naca;

wetteifernd mit dem bekannten:

Deficiente pecu-, deficit omne nia,

nur mit dem Unterschiede, dass man dem Scherz manches hingehen lässt, was man dem Ernst nicht verzeiht. Von beschreibenden Zügen nichts. Unbekannte Pflanzennamen kommen zwar vor, scheinen jedoch meist auf falschen Lesarten zu beruhen, oder nur des

Versmaases wegen beschnitten und gemodelt zu sein, wie Nastur statt Nasturtium, Melangia statt Melanthium. Renzi's botanische Erläuterungen sind nicht immer treffend.

§. 69.

Nicolaus Präpositus und Matthäus Platearius.

Was Celsus von der griechischen Medicin berichtet, sie hätte sich zur Zeit des Herophilos nach drei Hauptrichtungen in Theile gesondert, dasselbe begegnete der salernitanischen Schule im zwölften Jahrhundert. Neben solchen Meistern, die durch Anordnung der ganzen Lebensweise auf die Kranken zu wirken suchten, traten andre auf, die sich vorzugsweise um die Heilmittellehre, und wieder andre bald nach jenen, die sich vorzugsweise um die Chirurgie verdient machten. Ein Antidotarium besass die Schule, wie wir sahen, von Alters her, Nicolaus Präpositus unterzog es einer neuen Bearbeitung; sein Nachfolger Matthäus Platearius schrieb, nach einem Buch de simplici medicina, auch einen Commentar oder Glossae super antidotarium Nicolai. Das Buch de simplici medicina beginnt mit den Worten: „Circa instans negotium de simplicibus medicinis nostrum versatur propositum,“ und pflegt daher sonderbarer Weise das Buch Circa instans genannt zu werden. Diese drei Werke, 1) Nicolai antidotarium, 2) Platearii circa instans, 3) desselben Glossae super antidotarium, erhielten sich, und sind für uns Botaniker, die wichtigsten Erzeugnisse der salernitanischen Schule. Bevor wir sie selbst in Betracht ziehen, wollen wir uns jedoch über ihre Verfasser etwas näher unterrichten. Ich werde mich dabei vornehmlich an Choulant [1]) halten, den ersten, der neuerlich dieser Partie die Literargeschichte eine

1) *Choulant historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. Erster Jahrgang 1838.* Darin *S. 89 Nicolaus Präpositus*, und *S. 96 Platearius*. Beide Artikel jedoch noch erweitert im *Handbuch der Bücherkunde der ältern Medicin, zweite Auflage 1841, S. 282 und 291 ff.*

gründliche Prüfung widmete, und in kurzen, aber gemessenen Worten eine Reihe alter Irrthümer berichtigte. Neue Hülfsmittel setzten Henschel [1]) und Renzi [2]) in den Stand, noch einiges zu vervollständigen; mir liessen sie nur das Geschäft des Berichterstatters übrig.

Diesmal werden wir rückwärts gehend am sichersten und schnellsten vorwärts kommen. Die schon mehrmals citirten vier Bücher des Aegidius Corboliensis de Laudibus et virtutibus compositorum medicaminum sind, wie der Verfasser in seiner Vorrede dazu [3]) ausdrücklich ausspricht, und die Bücher selbst bestätigen, nichts als eine metrische Umarbeitung von des Matthäus Platearius Glossen zum Antidotarium (des Nicolaus). „Substramentum, sagt er, et materiam nostrae expositionis sumentes Glossas super Antidotarium a magistro Matthaeo Plateario editas.“ Dasselbe wiederholt er zu Anfang des Gedichts [4]) selbst in folgenden Versen, aus denen zugleich erhellt, dass Platearius nicht mehr lebte, als Aegidius schrieb:

Vellem, quod medicae doctor Platearius artis
Munere divino vitales carperet auras!
Gauderet metricis pedibus sua scripta ligari,
Et numeris parere meis.

Und dieser Aegidius, ein Zögling der salernitanischen Schule, war Leibarzt des Königs Philipp August von Frankreich (regierte 1180—1223), starb im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Hiernach lässt sich Matthäus Platearius nicht wohl unter die Mitte, Nicolaus Präpositus unter den Anfang des zwölften Jahrhunderts herabsetzen. Aber auch nicht höher hinauf, denn Nicolaus, wiewohl er nicht einen einzigen Schriftsteller in seinem Antidotarium citirt, nennt darin doch einige Composita nach

---

1) *Henschel* in der oft citirten Abhandlung im *Janus I 1846*, und in *Renzi collectio Salernitana I pag. 229 sqq. in der Note.*

2) *Renzi l. c. pag. 217 und 228 sqq.*

3) *Aegidii Corboliensis carmina medica, edid. Choulant, pag. 48.*

4) *Ibidem pag. 57 vers. 110 sqq.*

ihren Erfindern, und so unterandern ein Electuarium Cophonis[1]), schrieb also später als dieser, der selbst wieder nicht nur den Constantinus Africanus citirt, sondern nach Renzi[2]) auch das Electuarium Ducis anwandte, welches nach der Versicherung des Nicolaus Präpositus (nicht erst seines Glossators Platearius, wie Renzi sagt) so benannt war, „quia abbas de Curia illud composuit ad opus Ducis Rogerii, filii Roberti Viscardi". Dieser Roger aber ward auf Anstiften seiner Mutter, der schon erwähnten Sichelgaita, Herzog von Apulien im Jahr 1085. Folglich kann Copho nicht füglich vor dem Ende des ölften, wenn nicht erst auf der Schwelle des zwölften Jahrhunderts gelebt haben, und Nicolaus Präpositus und Matthäus Platearius sind mit Sicherheit ins zwöfte Jahrhundert zu stellen.

Nicolaus Präpositus soll zwei Antidotarien, ein grösseres und ein kleineres geschrieben haben; jenes soll nicht in Gebrauch gekommen, dieses das noch vorhandene sein. So versichern zwei Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, Saladinus Asculanus und Christophorus Georgius de Honestis. Indess scheint diese Nachricht auf einer Verwechselung des Salernitaners Nicolaus Präpositus mit dem weit jüngern Alexadriner Nicolaus Myrepsus, von dessen allerdings weit umfangreicherem Antidotarium ich §. 55 gesprochen habe, und wovon man eine alte lateinische Uebersetzung besass, zu beruhen[3]). Denn weder Nikolaus selbst in seinem angeblich kleinern Antidotarium, noch sein Glossator Matthäus erwähnen des grössern, und bei keinem Schriftsteller vor den beiden genannten findet sich eine Spur desselben. Es giebt zwar ein öfter gedrucktes Werk unter dem Titel Dispensarium

1) *Nicolai antidotarium, in Mesuae operr., Venetiis apud Valgrisium 1562, fol. 380 G.* — Das *Electuarium frigidum Cophonis ibidem fol. 381 G.*

2) *Renzi collectio Salernitana I pag. 190.*

3) Mehr darüber sehe man bei *Choulant* a. a. O., wo man auch die darauf bezüglichen Stellen der beiden genannten Schriftsteller bequem zusammengestellt findet.

magistri Nicolai prepositi ad aromatorios[1]), welches Ackermann[2]) für das Antidotarium majus hielt, was aber, wie Choulant auf Grund der darin citirten Schriftsteller behauptet, erst im funfzehnten Jahrhundert compilirt sein kann, und folglich dem Nicolaus untergeschoben ist. Das ächte Antitotarium erschien, ausser in einigen alten seltenen Separatausgaben, verbunden mit den Glossen des Matthäus Platearius fast in allen Ausgaben der Opera Mesuae, unterandern in der schon öfter angeführten und sehr correct gedruckten Venetiis apud Valgrisium 1562 fol.

Dies Buch gewährt nun zwar dem, der sich die Mühe giebt, die darin genannten Pflanzen und Pflanzenproducte zusammen zu stellen, eine ziemlich gute Uebersicht des damaligen Umfangs der Pflanzenkunde; ausser den Namen aber nichts Botanisches. Weit mehr bieten uns schon des Matthäus Platearius Glossen dar, indem sie die Bestandtheile der im Antidotarium vorgeschriebenen Zusammensetzungen einzeln durchgehen und erläutern. Bequemer findet man jedoch beinahe dasselbe, und oft noch etwas mehr in desselben Verfassers Circa instans, welches die Simplicia wenigstens so weit alphabetisch geordnet abhandelt, dass die mit demselben Buchstaben anfangenden ohne weitere Ordnung beisammen stehen. Beschreibungen sucht man zwar auch hier vergebens, doch geben die Zeichen der Aechtheit, die Nachrichten über das Herkommen, die Unterscheidung verschiedener Sorten desselben Mittels u. dgl. m. dem Botaniker wenigstens brauchbare Winke bei historischen Nachforschungen. Kommt es darauf an, die

---

1) Es ist eine Anweisung für Apotheker in drei Büchern. Buch I handelt von den einfachen, Buch II von den zusammengesetzten Heilmitteln; Buch III enthält ein Verzeichniss der wichtigsten Synonyme derselben. Drei Ausgaben, denen das *Circa instans des Matthäus Platearius* angehängt sein soll, werde ich bei diesem nach *Choulant* näher bezeichnen, eine ältere, die ich selbst besitze, der aber das *Circa instans* fehlt, ist gedruckt *Lugduni 1505 in 4.*

2) *Ackermann institutiones historiae medicinae, Norimbergae 1792, 8., pag. 345—347.*

Kunde von einer Pflanze aus früherer in spätere Zeit zu verfolgen, so leistet das Circa instans oft gute Dienste.

Leider sind alle Ausgaben dieses Buchs selten, und da es stets nur als Anhang anderer Werke gedruckt ward, so übersieht man es leicht, wenn es einmal vorkommt. Aus dem Grunde führe ich ausnahmsweise alle Ausgaben an, deren Choulant gedenkt, und bezeichne die beiden einzigen, die ich selbst kenne, mit einem Sternchen. Zuerst und am häufigsten erschien es verbunden mit

Serapionis practica sive breviarium, namentlich in den Ausgaben 1) Ferrariis 1488 fol., 2) * Venetiis 1497 fol., 3) Ibidem 1499 fol., 4) Ibidem 1530 fol., 5) * Lugduni 1525 fol. min. (nach Choulant; ich möchte es 4. nennen. Je 8 Blätter machen eine Lage, und haben denselben Custos). — Sodann erschien es als Anhang zum untergeschobenen

Dispensarium Magistri Nicolai prepositi ad aromatarios in den Ausgaben 6) Lugduni 1512 in 4., 7) Ibidem 1536 fol. min., und 8) Parisiis 1582 in 4.

Es leidet wohl keinen Zweifel, dass all diese Ausgaben als Nachdrücke der ersten Ausgabe von Ferrara zu betrachten sind. Die beiden mit einem Sternchen bezeichneten Ausgaben habe ich genau verglichen; sie stimmen völlig überein.

Einen vielfach abweichenden Text enthält aber unter dem Titel: Liber simplicium medicinarum, doch ohne des Verfassers Namen, der von Henschel entdeckte und am oft angeführten Ort[1]) ausführlich beschriebene salernitanische Codex zu Breslau aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts, also vermuthlich nicht lange nach des Verfassers Tode geschrieben. Schon seines Alters wegen, aber auch an sich selbst scheint er mehr Vertrauen zu verdienen als der gedruckte Text. Der letztere enthält 273 meist vegetabilische Heilmittel, 14 derselben fehlen im Codex, dagegen hat derselbe 185, die dem gedruckten Text fehlen, ist also um 171 Artikel reicher. Auch die in beiden Texten gleichnamigen Artikel stimmen, wie Henschel versichert, und durch Pro-

---

1) *Janus I 1846*, und über dies Buch besonders *Seite 66 ff.*

ben belegt, oft nicht ganz überein. Bald hat dieser, bald jener etwas, was den andern fehlt; und wo sie wirklich gleichen Inhalts sind, weicht oft wenigstens der Ausdruck in der Art ab, dass der Codex kürzer und körniger spricht. Mit gutem Grunde hält Henschel demnach den Text des Codex für den ächten, den der gedruckten Ausgaben für einen durch spätere Zusätze und Auslassungen entstellten; er hat unsre Erwartung von dem Urtext, unser Verlangen darnach hoch gespannt, nur leider nicht befriedigt. Auch Renzi, der uns im zweiten Bande fast nur Abdrücke aus dem breslauer Codex gab, die für den Arzt wichtiger sein mögen, den Botaniker unberührt lassen, überging grade dieses für uns so werthvolle Buch. Möchte sich doch bald ein andrer Herausgeber finden!

Einer kleinen das Circa instans betreffenden Entdeckung darf ich mich auch rühmen, bin aber weit entfernt, sie der von Henschel gemachten an die Seite stellen zu wollen. Kein Literator gedenkt einer französischen Uebersetzung des Buchs, gleichwohl existirt eine solche, und ist, obschon unter ganz anderm Titel wenigstens sechsmal gedruckt. Vier Ausgaben derselben notirte Pritzel in seinem Thesaurus literaturae botanicae pag. 343 unter nr 11664 †, zwei andre, von denen wenigstens die eine noch älter ist, schon Haller in seiner Bibliotheca botanica I pag. 242 §. 198. In der ältesten der von Pritzel angezeigten Ausgaben, welche ich selbst besitze, heisst der Titel vollständig so:

Le grant Herbier en francoys: Contenant les qualitez: vertus: et proprietez des herbes: arbres: gommes: semences: huylles: pierres precieuses: extraict de plusieurs traictez de medecine: comme de Avicenne: Rasis: Constantin: Isaac: Plataire et ypocras. Selon le commun usaige. Imprime nouvellement a Paris. — On les vend a Paris en la rue neufve notre Dame a lenseigne de lescu de France. — Die Schlussschrift wiederholt mit einigen unbedeutenden Abweichungen (St. Plataire, und mit Auslassung von ypocras) denselben Titel vollständig, nennt aber noch den Drucker Alain Lo-

trian, woraus erhellt, dass der Druck um 1530 statt gefunden habe. 176 Blätter in 4. minore.

Auch die andern Ausgaben sind undatirt, so dass sich ihr Alter nur nach den Druckern bestimmen lässt, die, welche Pritzel beschreibt, in 4., die beiden hallerschen in fol., die erste vom Drucker Pierre Caron, der noch ins funfzehnte Jahrhundert gehört. Alle sind von zahlreichen äusserst rohen, sich oft wiederholenden und willkürlich vertheilten Holzschnitten begleitet.

Eine saubere Handschrift desselben Werks in gross Quart, den Schriftzügen nach aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, und wahrhaft geziert mit saubern grossentheils nach der Natur gezeichneten Pflanzenabbildungen, erwarb vor kurzem die hiesige königliche Bibliothek. Statt des weitläuftigen Titels führt sie nur die Schlussschrift: „Cy est la fin de ce livre en quel sont contenus les secres de salerne. Diese Worte führten mich zur Vergleichung mit dem Circa instans, woraus sich folgendes ergab. In beiden derselbe Prolog und gröstentheils genau dieselben Artikel in derselben Reihenfolge[1]) mit dem einzigen Unterschiede, dass die Uebersetzung dem lateinischen den französischen Namen hinzufügt. Nur am Ende mancher Buchstaben fehlen der Uebersetzung oft einige Artikel des Originals, und andere treten an ihre Stelle. Die des breslauer Codex sind es leider nicht. Der Behandlung nach erinnern sie lebhaft an Apulejus Platonicus; näher betrachtet, sind es meist Auszüge aus Dioskorides

1) Beiläufig sei mir hier folgende Bemerkung erlaubt. Die von *Bertolini* in seiner *Flora Italica IV pag. 156* ausgesprochene Vermuthung, die *Agave* Unteritaliens möchte wohl von der amerikanischen specifisch verschieden, und in Unteritalien ursprünglich einheimisch sein, findet im Text des *Circa instans* und in einer Abbildung unsrer *Secres de Salerne* eine merkwürdige Bestätigung, gewiss der Aufmerksamkeit der Botaniker werth. *Matthäus Platearius* sagt von der Aloe: *„Haec autem herba non solum in India Persia et Graecia, verum etiam in Apulia reperitur"*; und unser Codex, jedenfalls beträchtlich älter als die Eroberung Mexico's, giebt dazu eine Abbildung der zwar nicht blühenden Pflanze, in welcher sich jedoch die *Agave* gar nicht verkennen lässt.

mit abgekürzter oft ganz übergangener Beschreibung, und oft noch bereicherter Synonymie, also völlig werthlos.

Ein Verzeichniss aller Artikel des gedruckten lateinischen Circa instans gab Choulant in seinem Handbuch der Bücherkunde der ältern Medicin Seite 298, ein gleiches der dem breslauer Codex eigenthümlichen Artikel Henschel im Janus II 1846 Seite 66; beide hier nochmals abdrucken zu lassen, scheint mir überflüssig. Man muss das Buch selbst benutzen, es ist bis auf seine Zeit nächst Plinius und Dioskorides die reichste und botanisch wichtigste Heilmittellehre des Abendlandes.

Fünftes Kapitel.

Die Pflanzenkunde im zwölften Jahrhundert diesseits der Alpen.

§. 70.

Schulen der Medicin und medicinische oder georgische Schriftsteller in Frankreich und England.

Oede war es um dieselbe Zeit, als jenseits Salerno blühete, diesseits der Alpen. Gingen auch die Keime wissenschaftlichen Lebens, die Karl der Grosse ausgestreut und gepflegt hatte, nicht ganz verloren, so zeigten sie doch, dieser Pflege beraubt, nicht mehr den kräftigen Trieb des ersten Aufstrebens. Nur die kirchliche Theologie und in stetem Wetteifer und Kampf mit ihr die scholastische Philosophie entwickelten sich, besonders zu Paris, zu einer alles übrige Wissen überragenden Höhe; Medicin und Naturwissenschaft überhaupt, nahm am wenigsten Theil daran. Um welche Zeit Paris ein medicinisches Studium erhielt, ist zweifelhaft. Die Kathedralschule daselbst, hervorgegangen aus Karls des Grossen Hofschule, bestand fort, diente jedoch unter kirchlicher Leitung lange Zeit hindurch nur kirchlichen Zwecken

Neben ihr erhob sich eine beträchtliche Anzahl andrer Schulen, gestiftet und getragen durch einzelne hervorragende Lehrer, doch deshalb von kürzerer Dauer. Einige gingen unter, andre verschmolzen mit jener. Eine Schule der Medicin wird unter ihnen nicht genannt. Hugo Physicus unterrichtete in den freien Künsten, wandte sich darauf zur Medicin, erwarb sich als Arzt grossen Ruhm, und starb 1199; ob er in der Medicin auch unterrichtet habe, wissen wir nicht Obizo, Leibarzt König Ludwigs des Dicken (regierte 1108—1137), und der uns schon öfter vorgekommene Aegidius Corboliensis, Leibarzt bei Philipp August (regierte 1180—1223) gehörten beide als Canonici zur pariser erzbischöflichen Geistlichkeit, ob auch als Lehrer zur Schule, ist ungewiss. Nach der Histoire literaire de la France [1]) lehrte man in Paris die Medicin öffentlich seit dem Ende der Regierung Ludewig des Jungen (starb 1180), und unwahrscheinlich ist das nicht, doch weiss ich nicht, worauf sich die Nachricht stützt.

Die Schule der Physik, das heisst nach damaligem Sprachgebrauch die der Medicin zu Montpellier, die sich im Gegensatz gegen die pariser nach dem Muster der salernitanischen als ein Laieninstitut gebildet zu haben scheint, tritt schon in einer Urkunde von 1180 auf, und zwar in folgenden Worten [2]): „Ego Guillelmus D. G. Monspessulani dominus. . . . concedo . . . . quod ego . . . . non dabo concessionem seu praerogativam aliquam alicui personae, quod unus solus tantummodo legat seu regat in Montepessulano scholas in facultate physicae disciplinae; quia acerbum est nimium et contra fas, uni soli dare monopolium in tam excellentl scientia . . . . et ideo mando et volo . . . . quod omnes homines, quicunque sint, vel undecunque sint, sine aliqua interpellatione regant scholas de physica in Montepessulano.“ — Von den Leistungen sowohl dieser wie auch der pariser Schule der Medicin in so früher Zeit ist uns jedoch nichts bekannt. Aegidius Corboliensis,

1) *Hist. liter. de la France IX pag. 191.*

2) Abgedruckt in *Savigny Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, III. zweite Aufl. Seite 376*, aus *d'Egrefeuille histoire de la ville de Montpellier, à Montpellier II 1739 in fol. pag. 342.*

aus Corbeil, wenige Meilen von Paris, hatte die Medicin zu Salerno studirt; wie geringschätzig er sich über die Schule zu Montpellier ausspricht, vernahmen wir bereits, und selbst wenn er sein zu Paris geschriebenes Gedicht seinem salernitanischen Gönner Romuald empfehlen will, stellt er Paris nicht etwa neben Salerno, sondern entschuldigt gleichsam die von dort ausgehenden medicinischen Versuche mit den anerkannten Verdiensten der Pariser in andern Fächern, in der Logik und den freien Künsten [1]):

Ipse novo faveat operi, nec Parisianas
Aestimet indignum physicam resonare Camoenas.
Nam logices ubi fons scaturit, ubi plenius artis
Excolitur ratio, sibi physica figere sedem
Gaudet, et ancillis non dedignatur adesse.

Als französische Schriftsteller dieses Jahrhunderts über Heilmittellehre wäre hier nun derselbe Aegidius Corbolicnsis näher zu betrachten, wüssten wir nicht schon, dass er sich auf die Lehre von den zusammengesetzten Arzneimitteln beschränkt, und des Nicolaus Antidotarium und des Matthäus Glossen dazu nur in eine andere Form umgegossen hätte, ohne selbst etwas Neues hinzu zu thun.

So gehe ich denn gleich zu den Engländern über. Ihre öffentlichen Bildungsanstalten standen den französischen kaum nach, und bewegten sich sogar, entfernter von Rom weniger durch die hierarchische Aufsicht beengt, obgleich sie kirchliche Anstalten waren, mit grösserer Freiheit Ihre ersten Anfänge führt ihr neuester Geschichtschreiber Huber, wenn gleich nur durch indirecte, doch sehr überzeugende Beweise viel weiter zurück, als von Andern in neuerer Zeit zu geschehen pflegte; die Anfänge der Universität Oxford bis auf Alfred den Grossen; die der Universität Cambridge über die von Oxford aus im Jahr 1209 erfolgte Einwanderung hinaus. Zumal von Oxford zeigt er, wie

1) *Aegidii Corboliensis de laudibus composit. medic. lib. I vers. 140 sq.*, in *Ejusdem carminn. medicc. edid. Choulant pag. 53.*

2) *V. A. Huber, die englischen Universitäten, Band I Cassel 1839.* Die daraus gleich vorkommenden Worte *Seite 72.*

daselbst schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts neben den sogenannten artistischen Studien auch das Civilrecht gelehrt ward, und fügt hinzu: „dasselbe gilt von den physischen und medicinischen Studien, welche noch vor dem Ende des Jahrhunderts von Giraldus Cambrensis, Roger Infans, Morlaeus und Andern in Oxford betrieben wurden.“ Ich habe über diesen Zusatz kein Urtheil, weil mir die Quellen fehlen, aus denen sich die Thätigkeit der genannten Männer in Oxford ergeben soll, Wood und Ward; doch darf ich nicht unbemerkt lassen, dass Daniel Morlay seine mathematisch-astronomischen Kenntnisse zu Toledo bei den Arabern erworben hatte, und dass mir von medicinischen Leistungen der Genannten nichts bekannt ist. Auch von andern englischen Schriftstellern vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts verdient höchstens einer hier genannt zu werden wegen einer Schrift, die vielleicht schon ins folgende Jahrhundert fällt, und über die wir, da sie nur handschriftlich zu Cambridge existirt, nicht urtheilen können. Der als Dichter rühmlich bekannte Galfridus de Vino salvo (Vinesauf), auch Anglicus genannt, weil er, ein Normann von Geburt, doch sein Leben in England zubrachte, soll einen Tractat in Prosa de Plantatione arborum et conservatione fructuum[1]) geschrieben haben, und soll darin handeln de modo inserendi arbores aromaticas, fructus conservandi, vites et vina cognoscendi, vina inversa (umgeschlagene, sauer gewordene Weine) seu deteriora reformandi. Sind diese Angaben richtig, so ist von Palladius bis auf Petrus de Crescentiis, das heisst vom fünften bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts dieser Galfrid vielleicht der einzige georgische Schriftsteller lateinischer Zunge. Bei seinem Aufenthalte in Rom widmete er dem Pabst Innocentius III., welcher 1178—1180 regierte, ein Gedicht, soll jedoch 1245 noch am Leben gewesen sein. In welchem Lebensalter er den genannten Tractat geschrieben, ist unbekannt.

1) *Fabricii bibliotheca latina med. et infim. aetatis, edid. Mansi, tom. III pag. 13.*

§. 71.

In Deutschland die heilige Hildegardis.

Deutschland besass um dieselbe Zeit wohl einige Dom- und Klosterschulen, die sich vor andern auszeichneten, doch keine derselben verdiente schon damals den Namen eines Studium generale, nnd liess sich auch nur von fern mit den englischen französischen oder italiänischen Anstalten der Art vergleichen. Aber einer Schriftstellerin rühmt es sich, die sich, wie man auch sonst über sie urtheilen mag, nach ihrer Kenntniss der Natur- und Heilkunde den salernitanischen Frauen dreist gegenüber stellen darf.

Geboren 1099 zu Bechelheim an der Nahe und von ritterlicher Herkunft, lebte Hildegard seit ihrem achten Jahre im Kloster der Benedictinerinnen zu Disibodenberg, nahm hier später den Schleier, und ward 1136 zur Aebtissin des Klosters erwählt. Im Jahr 1148 bezog sie mit einigen ihrer Schwestern ein auf ihren Antrieb neu erbautes Kloster auf dem St. Ruprechtsberge bei Bingen, und hier beschloss sie 1179 ihr äusserlich still dahin geflossenes Leben, daher sie auch oft Hildegardis de Pinguia genannt wird. Innerlich war ihr Leben gewiss desto bewegter. Schon früh kam sie in den Ruf besonderer Heiligkeit, und soll all ihr Wissen, sogar die Kenntniss der lateinischen Sprache, nicht erlernt, sondern durch Eingebung empfangen haben. Auch wunderbare Visionen und die Gabe der Weissagung schreibt man ihr zu, und weltliche und geistliche Fürsten, Kaiser und Päbste wechselten, besonders in Gewissensangelegenheiten, Briefe mit ihr, die noch vorhanden und gedruckt sind. Vornehmlich soll sie jedoch ihren Ruhm den unter dem räthselhaften Titel Sciviae erschienenen drei Büchern ihrer Visionen verdanken. Einige andre theologisch-mystische Werke von ihr liegen noch ungedruckt. Von dem allen, ich gestehe es, kenne ich nichts.

Aber als ehrwürdiges Denkmal des Alterthums und einer zu jener Zeit nicht gemeinen Naturkenntniss empfehlen sich zumal deutschen Naturforschern ihre vier Bücher der Physica.

Leider ist dies Werk, obgleich zweimal gedruckt, so selten, dass Haller [1]) es nicht einmal kannte, und eine der beiden Ausgaben für ein besonderes über die Physik unsrer Aebtissin geschriebenes Werk hielt; sonst wäre auch die geringe Aufmerksamkeit, die man bis vor kurzem der jedenfalls höchst merkwürdigen Frau widmete, kaum begreiflich. Denn nicht nur der deutsche Botaniker und Zoologe finden in ihrer Physik fast die ersten rohen Anfänge vaterländischer Naturforschung, auch dem Arzt bietet sie eine für jene Zeit überraschende Erscheinung dar, eine nicht von Dioskorides abgeleitete, sondern unverkennbar aus der Volksüberlieferung geschöpfte Heilmittellehre; und der Sprachforscher stösst im lateinischen Text beinahe Zeile um Zeile auf deutsche Ausdrücke seltener Sprachformen.

Gedruckt ist die Physica nur in den beiden Ausgaben der von dem strasburger Buchdrucker Joannes Schott veranstalteten Sammlung medicinischer Schriften, deren weitläuftigen Titel ich Band II, Seite 271 mittheilte; handschriftlich soll sie nur in einem schon von Haller angezeigten pariser Codex vorhanden sein. Sehr dankenswerth ist daher die Mühe, welche F. A. Reuss auf die Auslegung erst des botanischen Theils, dann der ganzen Physik der Hildegardis verwandt hat und verwendet. Schon im Anhange zu seiner Ausgabe des Walafridus Strabus lieferte er, wie vor ihm Sprengel in der Geschichte der Botanik, ein Verzeichniss der von Pflanzen handelnden Kapitel mit kurzen Erläuterungen, Ein Jahr darauf erschien folgende kleine Schrift, die nach einer kurzen Biographie und Literatur ein Verzeichniss aller, auch der nicht botanischen Kapitel der Physik nebst Interpretation der Ueberschriften, und bei vielen einen bald kürzern bald längern Auszug aus dem Text enthält:

F. A. Reuss de libris physicis St. Hildegardis, commentatio historico-medica. Wirceburgi 1835. 8.

Zugleich versprach uns der Verfasser darin eine neue vollständige Ausgabe der Physik, auf die wir bis jetzt vergebens hofften, die

1) *Haller bibliotheca botanica I pag. 218.*

jedoch nun, wie ich zu meiner Freude vernehme, gestützt auf eine sorgfältige Collation der pariser Handschrift, recht bald erscheinen soll. Auch Choulant widmete der heiligen Hildegardis in der zweiten Ausgabe seines Handbuchs einen ausführlichen Paragraphen, neigte sich jedoch denen zu, die schon früher die Aechtheit der Physik bezweifelten. Ich kann so wenig wie Reuss diese Meinung theilen. Beleuchten wir die Gründe, worauf sie sich stützt.

Simmler[1]) war der erste, der offenbar nur aus Unkenntniss eine heilige Hildegardis de Pinguia als Verfasserin der *Physica* von Hildegardis, der Aebtissin des Klosters des heiligen Rupertus, unterschied. Er wusste nicht, dass dasselbe Kloster, weil es neben Bingen liegt, den Namen St. Ruperti in Pinguis oder de Pinguia führte. Darauf ist also nichts zu geben. Aber Trithemius[2]), der ein Verzeichniss der Schriften unsrer Aebtissin lieferte, kennt die vier Bücher ihrer Physik nicht, und schreibt ihr dagegen Ein Buch von den einfachen, Eins von den zusammengesetzten Heilmitteln zu, die wir nicht kennen. Das ist das einzige scheinbar bedeutende Argument der Gegner. Indess sind des Trithemius Angaben, besonders bei nicht theologischen Schriften, bekanntlich nicht selten ungenau. Einfache und zusammengesetzte Heilmittel nach einander abzuhandeln, war der gewöhnliche Zuschnitt solcher Werke; Hildegardis spricht bei Gelegenheit der einfachen auch von vielen zusammengesetzten Mitteln; die Verwechselung konnte daher bei etwas unvollständiger Nachricht leicht genug eintreten. Es bedurfte stärkerer Beweismittel, und man brachte nur noch schwächere vor. In ihren Briefen soll Hildegardis ihrer Physik gar nicht erwähnen. Wie konnte sie das, wenn sich dieselben fast nur mit Gewissensangelegenheiten vornehmer Personen beschäftigten? Wie leicht wiegt überhaupt ein negativer Beweis solcher Art! Und dann übersahen die Gegner, dass dies Argument das vorhergehende nicht nur nicht bekräftigte,

1) *Bibliotheca instituta et collecta primum a Conr. Gesnero, deinde in Epitomen redacta . . . . per Josiam Simlerum. Tiguri 1574 in fol., pag. 301.*

2) *Trithemius de scriptoribus ecclesiasticis, cap. 405*, unterandern in *Fabricii biblioth. eccles. pag. 102.*

sondern aufhob. Soll des Trithemius Zeugniss irgend etwas bedeuten, so steht fest, dass Hildegardis eine Heilmittellehre geschrieben; soll ihr Schweigen davon in ihren Briefen das Gegentheil beweisen, so muss des Trithemius Zeugniss vollständig verworfen werden; wer gegen, der muss auch für die Sache zeugen dürfen. Den aller geringsten Werth lege ich endlich auf die von den Gegnern urgirten angeblich obscönen Ausdrücke in der Physik, die einer fast heiligen Frau unwürdig sein sollen, und ich freue mich zu sehen, dass Choulant dies Argument nicht einmal der Erwähnung werth achtete. Wie man in medicinischen Schriften durchaus würdiger Haltung das Besprechen natürlicher Dinge obscön finden kann, begreife ich nicht, vollends zu jener Zeit, da man sich noch nicht an lasciven Balletsprüngen ergötzte, aber auch noch nicht erröthete vor dem unschuldigen Wörtlein Hose. Sieht man näher zu, so bemerkt man in der Physik unsrer Hildegardis, statt der vielen Aphrodisiaka griechischer römischer und arabischer Aerzte, eine Reihe von Mitteln zur Abstumpfung des Geschlechtstriebes und Förderung der Keuschheit, deren Empfehlung einer Klosterfrau gar wohl ansteht. Von der andern Seite sprechen für die Aechtheit der Physik, ausser des Trithemius halbem Zeugniss, das sowohl der alten Ausgaben als des pariser Codex und, was Reuss als gründlicher Kenner aller Werke der Verfasserin besonders betont, die Uebereinstimmung der Physik mit den übrigen Werken der Hildegardis im Geist des Mysticismus und der Eigenthümlichkeit der Sprache. Gesetzt aber, Hildegardis wäre dennoch nicht die Verfasserin der Physik, so würde dadurch des Werkes Zeitalter, worauf sein Werth für uns beruht, doch nicht erschüttert, die zahlreich darin vorkommenden deutschen Wörter stehen genau auf der Grenze des Altdeutschen und Mitteldeutschen, das heisst, sie entsprechen dem Zeitalter der Aebtissin Hildegardis, wie einer der gründlichsten Kenner unsrer alten Sprache Hoffmann von Fallersleben wiederholt anerkannt hat. Das genügt uns.

Die vier Bücher des Werks führen folgende Titel: Liber I, elementorum, fluminum aliquot Germaniae, metallorumque naturae

et effectus; Liber II, de naturis et effectibus leguminum, fructuum et herbarum; Lib. III, de naturis et effectibus arborum arbustorum et fruticum, fructuumque eorundem; Lib. IV, de naturis et effectibus piscium volatilium et animantium terrae. Diese Titel könnten den Leser das Ganze für eine wahre Naturgeschichte zu halten verleiten; in der That ist es jedoch nur eine Heilmittellehre, und selbst die im ersten Buch aufgeführten Gewässer, der Bodensee, Rhein, Main, die Donau, Mosel, Nahe und Glan, werden nur in so fern betrachtet, als ihrem Wasser oder ihren Fischen ein verschiedener Einfluss auf die Gesundheit des menschlichen Körpers zugeschrieben wird. Für uns kommen nur das zweite und dritte Buch in Betracht, jenes aus 113, dieses aus 53 Kapiteln über verschiedene Pflanzen bestehend. Sie alle aufzuzählen, überhebt mich die angeführte leicht zugängliche Schrift von Reuss; ich beschränke mich auf die Deutung der zweifelhaften Pflanzennamen, bei denen ich bald von Sprengel, bald von Reuss, den einzigen, die sich bisher an dieser Aufgabe versuchten, oft auch von beiden abweichen zu müssen glaube. Wer die Schwierigkeit ihrer Lösung kennt, wird sich nicht wundern über die dabei zu Tage kommende Verschiedenheit der Meinungen. Beschreibungen fehlen, bekannte Schriftsteller werden weder citirt, noch stillschweigend benutzt, die empfohlene Anwendung weicht von der sonst üblichen meist weit ab; es kommt darauf an, bei Andern eine Erklärung der zweifelhaften Namen zu entdecken oder gar nur aus des Namens Klang seine Bedeutung zu diviniren. Das vornehmste Hülfsmittel dazu bieten die zahlreichen botanischen Glossarien des Mittelalters dar, die meine Vorgänger noch unbenutzt liessen, und unter denen ich vor andern folgende sehr brauchbar fand, und unter den anzugebenden Abkürzungen citiren werde.

1. Aus Eckharti commentarii de rebus Franciae orientalis:
Gl W. — Glossa Wirceburgensis, Tom. II, pag. 980. (Stehen auch in Reuss Anhange zu seiner Ausgabe des Walafridus Strabus pag. 73, wo sie jedoch in die Noten verwiesen sind) Sie sollen dem IX. Jahrhundert angehören.

Gl. Fl. — Glossa Florentina, daselbst pag. 981 sqq. Von unbestimmtem Alter.

Gl. Hamb. — Glossa Hamburgensis, ex mss. Lindenbrogii daselbst pag. 991 sqq. Aus dem X. Jahrhundert.

2. Aus Mone's Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, ausser einigen andern, die mir nichts Erhebliches darboten:

Gl. Anon. — Glossarium anonymum, Jahrgang 1835 Seite 93. Aus dem XIII. Jahrhundert.

Gl. C. — Botanisches Glossar aus einer Handschrift von St. Peter zu Karlsruh, daselbst S. 239 ff. Aus dem Ende des XIII. oder Anfang des XIV. Jahrhunderts. Sehr reichhaltig.

3. Aus Graff's Diutiska.

Gl. Z. — Glossarium botanicum saeculi XIII, aus der Wasserkirchbibliothek zu Zürich, Band II, Seite 273 ff.

Die wiener Glossen desselben Werks befinden sich vollständiger und mehrfach berichtigt im folgenden Werke.

4. Aus Hoffmann von Fallersleben Sumerlaten. Wien 1834. Da diese kleine Schrift lauter Glossen der wiener Hofbibliothek enthält, so citire ich die verschiedenen Glossen darin nach den ihnen von Hoffmann gegebenen Nummern I—VII. unter dem Buchstaben S. Am wichtigsten ist: S. V. — Sumerlaten nr. V, pag. 53. Aus dem XIII. Jahrhundert.

5. Ich selbst lieferte im zweiten Bericht über das naturwissenschaftliche Seminar bei der Universität zu Königsberg, 1837 in 4., und citire unter

Gl. R. — Glossae Regimontanae, eine vergleichende Erklärung eines bis dahin ungedruckten Pflanzenglossars aus dem königsberger geheimen Archiv. Es ist vom Ende des XIII. Jahrhunderts [1]).

6. Die wichtigsten Dienste leisteten mir aber die

Syn. Helmst. — Synonyma simplicium Helmstadiensia. Mit diesem Titel bezeichnete ich selbst die buchstäbliche Ab-

1) In dem Pflanzenverzeichniss am Schluss von §. 58 unter Sisymbrium sprach ich bereits davon.

schrift eines ehemaligen helmstädter, jetzt wolfenbütteler Pergamentcodex ohne Titel und Schlussschrift, nach den Schriftzügen zu urtheilen aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts, und dem Bibliothekszeichen Helmst. nr. 363. Es ist dasselbe Werk, dessen Original Bruns in seinen Beiträgen zu den deutschen Rechten des Mittelalters, Helmstädt 1799 in 8., ausführlich beschrieben hat, und das von Anton, der es nicht ganz treffend ein naturhistorisches Wörterbuch nennt, und von mir[1]) zur Erläuterung von Caroli Magni capitulare de villis fleissig benutzt ward. Es enthält nur Namen, die lateinischen Synonyme jedes Heilmittels unter sich, und dann die Reihen der Synonyme im Ganzen alphabetisch geordnet, am Ende jeder Reihe den deutschen Namen, oft auch deren mehrere. Bald nachdem ich die Abschrift genommen, erhielt ich durch einen Antiquar einen im Jahr 1456 zu Speier auf Papier geschriebenen Codex, dessen 11 erste Blätter unter der Bezeichnung Herbarium Wilhelmi Gralap die drei ersten Buchstaben derselben Synonyma enthalten; das ist mehr als die Hälfte, da sich die Pflanzen, unter deren Synonymen auch nur ein einziges mit einem frühern Buchstaben beginnt, unter den spätern nicht wiederholen, so dass jeder folgende Buchstabe ärmer an Pflanzen wird. Hin und wieder bietet dieser Codex bemerkenswerthe Varianten dar. Unstreitig bezeichnet der Name jedoch nur den Abschreiber von 1456.

Die Zahlen hinter den Namen in folgendem Verzeichniss beziehen sich auf die Kapitel, und zwar die einfachen auf die des zweiten, die mit einem Sternchen bezeichneten auf die des dritten Buchs, die eingeklammerten auf Pflanzennamen, die nur beiläufig in einem Kapitel von einer andern Pflanze vorkommen. Der letztern sind nicht wenige, und weder Sprengel noch Reuss haben sie zu deuten versucht. Spr. bedeutet mir Sprengel, Rss. Reuss. Sollte es einigen meiner Leser scheinen, als gehörte nachstehendes Verzeichniss gar nicht hierher, so bitte ich zu bedenken, dass ich deutsch, also für Deutsche schreibe, und

1) Ich sprach auch davon in demselben Paragraphen S. 402.

dass es sich hier um die Anfänge unsrer Flora handelt, denen wir nicht zu viel Sorgfalt widmen können, und auf deren hohes Alterthum wir stolz zu sein Grund haben. In seiner Historia rei herbariae I, pag. 226 sagt Sprengel bei einer Pflanze der Physik, die er gänzlich missdeutet: „Bona Abbatissa, quae nunquam plantas viderat, exscribit alios transscriptores.“ Wer das folgende Verzeichniss auch nur flüchtig durchläuft, wird sich von der Grundlosigkeit dieses Vorwurfs überzeugen. Hätte sie ihre meisten Pflanzen nicht selbst in Wald und Flur aufgesucht, wie wäre sie zur Kenntniss so vieler volksthümlicher Namen, die noch in keiner Schrift standen, gelangt?

Zur Erläuterung zweifelhafter Pflanzen in der Physik der Aebtissin Hildegardis.

Alentidium 132, kenne ich so wenig, wie meine Vorgänger, vermuthe jedoch eine Entstellung aus Alant, Inula Helenium. Die Syn. Helmst. unter A. 167 bieten dergleichen mehrere dar, wie Aliana, Elempinum etc., wiewohl jene nicht

Asarum (31. 36) und Aserum 116 (123), kann dem davon gemachten Gebrauch nach nicht Asarum Europaeum sein, wie Rss. meint. Im Text von cap. 31 wird Asarum sogar als herbula suavis bezeichnet, und unser Asarum kommt ausserdem unter seinem bekannten deutschen Namen Haselvurtz 95. vor, den Rss. unerklärt lässt. Ich halte es für Glechoma hederacea, in den Glossen gewöhnlich Acer, Gundereba, in S. II, p. 21, nr. 24 Acera. Die Syn. Helmst. unter A. 91 stellen Acer, Acera, Azarum, Edera terrestris zusammen, und übersetzen Gundeleve oder Gundelrave (wo mein Codex Gondram, das jetzt gewöhnliche Gundram hat).

Aspim (102), ist Pluralis für Espe, Populus tremula, die 36* unter dem lateinischen Namen Tremulus vorkommt.

Bachenia (23*), ohne Zweifel falsche Lesart statt Bathonia, dem damals üblichen deutschen Namen für Betonica officinalis. Den lateinischen Pandonia werden wir später bekommen.

Basilia (116) und Basilica (68. 23*), jenes der deutsche, dieses der lateinische Name für Ocimum Basilicum. Aber

Basilisca 138. gehört nicht dazu, wie Rss. meint. Denn diese Pflanze wird eine kalte genannt. S. V, p. 54, nr. 64 erklärt Basilisca durch Natterwurz, d. i. Calla palustris. Bei Albertus Magnus de vegetabilibus lib. VI, tract. II, cap. 3 scheint Basiliscus (edit. Jammy) oder Basilica (cod. Argent.) Arum maculatum zu sein. Draguntea und Serpentaria werden als Synonyme dazu gestellt.

Benedicta 162. hält Rss. für Geum urbanum. Ich vermuthe Cnicus Benedictus, weil ich Rustica 152 für Geum urbanum halte.

Birchvurtz 167. erklärt Spr. mit Recht für Tormentilla erecta. Dieselbe Erklärung giebt sogar auch Grimm's Wörterbuch. Rss. meint Potentillae spec., ohne Zweifel weil er Dornella 158 für Tormentilla hält. Allein das scheint irrig zu sein.

Blandonia 131 (111), nach Rss. Verbascum Thaphus, was unterstützt wird durch S. II, p. 21, nr. 41: Blandonica, Vullina, S. V, p. 55, nr. 22: Blandonia, Williue, S. VI, p. 61, nr. 44: Blandonia, Vullina, Gl. Z: Blandonia vel Lanaria, Vullina, welche Namen wir auch hier noch finden werden, doch nicht in besondern Kapiteln. Nur die Syn. Helmst. haben unter B. 31 eine andre Blandonia mit den Synonymen Cuscuta, Rasta lini etc. und der Uebersetzung Vlassyde (Flachsseide), und lassen bei Verbascum den Namen Blandonia aus. Vergl. Lanaria.

Bluothvurtz (177), nach Grimm's Wörterbuch bald Tormentilla, die wir jedoch schon unter Birchvurtz fanden, bald Geranium sanguineum, was hier gleichfalls unwahrscheinlich ist, weil ein besondres Kapitel 150 de Kranchsnabel handelt, was ich lieber für ein grösseres Geranium, als mit Rss. für Erodium cicutarium halten möchte. Nach den Syn. Helmst. ist es Capsella Bursa pastoris, und dafür spricht, dass diese Pflanze in den Glossarien gewöhnlich unter Sanguinaria vorkommt.

Boncitherus arbor, in qua Boncitherim crescunt 18*, gewiss

nicht Rhus, wie Rss. meint, sondern gebildet aus Poma citrina; also Citrus Medica.

Brachvurtz (163) und Brochvurtz (32), nach einem alten Vocabularius, den Grimms Wörterbuch citirt, Esula minor; also Euphorbia Peplus und Helioscopia, die unter ihrem lateinischen Namen Esula das Kapitel 100 bilden.

Brunncrassim (146) und Brunnecrassum 39, Sisymbrium Nasturtium Spr. und Rss.

Cardus 176; dazu

Cardus lenis et hirsutus 108; dazu

Cardus niger 98 (159). Vier Pflanzen, von denen Rss. die erste für eine unbestimmte Art von Carduus, die zweite für Eryngium campestre, die dritte für Cnicus Benedictus, die vierte für Carlina acaulis hält. Ich halte die erste entschieden für Dipsacus fallonum, die durchs ganze Mittelalter bald Cardo bald Cardus hiess. Andre Disteln pflegen durch Zusätze unterschieden zu werden. Von der vierten Art heisst es im Text Cardus niger venenum dicitur. Das passt nicht auf Carlina acaulis, deren Wurzel genossen wird, sondern lässt Carlina vulgaris vermuthen, die man lange vor Tragus für das Chamaeleon nigrum Dioscor., und deshalb für giftig hielt. Die Syn. Helmst. verbinden unter A. 116: Cardo, Cardus albus, domesticus, etc. Tam Karte (zahme Karde, also Dipsacus), und unter A. 117: Cameleonta nigra, Cardus niger, asininus, agrestis etc. Wilt Karte (sicher Carlina vulgaris). Ueber die zweite und dritte Art wage ich gar keine Vermuthung, glaube nur, weil sie beisammenstehen, dass sie einander ähnlich sind.

Cedrus 10* (102), hier nicht Juniperus Phoenicea, sondern Jun. communis. Denn Laub und Früchte sollen frisch angewandt werden. Die Syn. Helmst. verbinden unter C. 65: Cedrus, Juniperus etc., Cederbom, Wachchandelbom (Wacholderbom, mein Codex).

Centaurea 133, nach Spr. und Rss. Centaurea montana. Der Name kann auch Erythraea Centaurium bedeuten, was ich

hier vorziehe, weil ich Febrifuga, die Rss. dafür hält, anders deuten zu müssen glaube.

Cephania (167), gänzlich unbekannt.

Ciclim (48*), id est flores ejus, nämlich des Holderboum, also der Sambucus nigra.

Cicula 159 (im Text des Kapitels steht einmal Circula, gewiss ein Druckfehler), nicht Cicuta, wie Spr. will, denn davon handelt unter richtig geschriebenem Namen ein besonderes Kapitel 86; sondern Beta Cicla. Beta Sicula, nunc Cicla Practicis, sagt Casp. Bauhin pin. pag. 117. Doch vergleiche man Roemesgrasz.

Citocatia 141 (19. 161. 23*) kommt schon bei Isidorus Hispalensis und Apulejus Platonicus vor, und ist unsre Euphorbia Lathyris, wie auch Rss. hier und selbst Spr. beim Isidorus richtig angeben. Gleichwohl erklärt Spr. die Pflanze hier ohne allen Grund für Solanum Dulcamara.

Citterwurtz album calidum est, et naturam nigri habet, excepto quod nigrum acerbius est albo 137. Ist nicht, wie Spr. meinte, Zedoaria, die wir unter Zitvar finden werden, sondern nach den Kräuterbüchern und neuern Floren der deutsche Name für Rumex, sect. Lapathum. Hier werden aber zwei Pflanzen unterschieden, weshalb die Deutung auf Rumex acutus bei Rss nicht genügt. Unter Lapathum nigrum versteht wenigstens Dodonäus unsern Rumex sanguineus. Die zweite Art wage ich nicht zu deuten.

Dactilosa 137, eine planta ignea, vorzüglich gegen Ungeziefer des Kopfes empfohlen; daher gewiss nicht Panicum Dactylon, wie meine Vorgänger meinen, sondern wahrscheinlich Delphinium Staphisagria, wiewohl ich den Namen nirgends finde. Stände Plionia nicht im Wege, so würde ich auf Paeonia rathen, die in den Dynamidiis des Gariopontus unter dem Namen Bryonia vorkommt mit dem Zusatz: a quibusdam Dactylus dicitur a digitorum similitudine. Vergl. Seite 496.

Devurtz 99. Spr. erklärt es witzig aber unzulässig, für Rheum Raponticum, indem er den Namen theilt, de Vurtz (die Wurzel). Rss. übersetzt Leontodon Taraxacum. Auch dafür finde ich keinen bestimmten Grund, und lasse die Pflanze lieber unbestimmt.

Dornella 158, sicher nicht Dorella Caesalp., d. i. Alyssum sativum, die Spr. hierher zog, sondern vermuthlich entweder Tormentilla, welche die Gl. W. durch Turnella erklärt, oder eine Euphorbia, weil die Syn. Helmst. unter ihren zahlreichen Synonymen der Wolfsmilch neben Tithimalus auch Tornella major anführen. Ausserdem finde ich nur noch S. VI, pag. 63, nr. 49 die mir ganz unverständliche Glosse Ratilla, Turnella. Da nun Tormentilla schon unter dem Namen Birchvurtz vorkommt, so halte ich die Pflanze für Euphorbia Cyparissias, die mit ihrer zierlich spiralen Blattstellung auch der Etymologie des Namens von tornare, drehen, wohl entspricht.

Dorth 175, ein vieldeutiger Name. Mattuschka in seiner flora Silesiaca stellt ihn zu Bromus secalinus, Lolium perenne und Myagrum sativum; Spr. erklärt die Pflanze für Avena fatua, Rss. für Myagrum sativum. Ich weiss nicht, was es hier ist. Der Begriff der Dürre, Trockenheit liegt zum Grunde.

Erdpeffer 168 (29*), nach Spr. Capsicum annuum ohne allen Grund, nach Rss. Polygonum Hydropiper, was aber bei Mattuschka und Andern Wasserpfeffer heisst. S. V, pag. 56, nr. 19 steht Crassula major, Erdpheffer, und Gl. R. nr. 63 Raffanus, Ertpeper. Ich halte es demnach entweder für Sedum acre oder für Cochlearia Armoracia, und entscheide mich, weil Raphanus noch in einem besondern Kapitel vorkommt, für ersteres.

Fefrifuga 125 (70), nach Rss. Erythraea Centaurium, und wirklich stellen die Syn. Helmst. Febrifuga, Fel terrae, Centaurea und den deutschen Namen Aurine zusammen. Allein mir scheint Hildegardis diese Pflanze unter Centaurea zu verstehen, und alle mir sonst bekannte Glossen übersetzen Febrifuga durch Matere oder Metere (Mutterkraut) d. i. Pyrethrum Parthenium.

Frasica 89, kalt und sehr giftig, mir unbekannt; nach Spr. Ranunculus Thora, den Hildegardis schwerlich kannte, nach Rss. Pedicularis palustris, leider ohne Angabe des Grundes. Gl. C. hat Frasia, Wormwort, ein vieldeutiger Name, der aber keiner Giftpflanze zukommt.

Garchsleni (27*), eine Pflaumenart, vermuthlich verschrieben statt Garthsleni; das würde Gartenschlehen, Prunus insititia sein. Doch vergleiche man Krichim.

Gelisia 153, Spr. orakelt wieder, man begreift nicht wie, Amaranthus tricolor. S. VI, pag. 62, nr. 21 hat Gelisia, Nessevurz, Gl. Anon. Gelisia, Nessivurz, Gl. C. Genisia (statt Gelisia) Notelof, doch ist e für o corrigirt, also Netelof (Nessellaub), Gl. Z. Gelisia, Nieswurz (vielleicht nur Lesefehler statt Nesselvurz), Gl. R. Gelisia, Nedervurt. Das alles geht auf Nessel, ohne Brennessel und taube Nessel unterscheiden zu lassen. Nur die Syn. Helmst. stellen unter A. 74, ausser einigen ganz fremden, nur die zu Urtica urens gehörenden lateinischen und den deutschen Namen Hedernettel (Heiternessel oder Brennessel). Da Hildegardis aber ein besonderes Kapitel 111 de Urtica hat, und darin, wie auch sonst (36. 17*) bald urens bald ardens dazu setzt, so glaube ich hier eine taube Nessel verstehen zu müssen, vermuthe aber, weil die Pflanze gegen Gelbsucht dienen soll, eine gelbblühende, also nicht Galeopsis Tetrahit, wie Rss. meint, sondern Galeobdolon luteum.

Gerla 62, ein Nahrungsmittel, nach Spr. und Rss. Sium Sisarum. Der neudeutsche Name Girlein oder Görlein, klingt an, nur finde ich den alten nirgends.

Gith 154 und Githerut (17) sind schwerlich verschieden. Die Syn. Helmst. haben unter A. 151 neben Gith auch Githirun und Gittiris. Git kommt bekanntlich schon bei Plinius vor, und pflegt bei den Deutschen Agrostemma Githago zu bedeuten, wofür es hier auch Rss. früher nahm. Später erklärte er es hier für Nigella arvensis, die freilich denselben Namen führt, z. B. in Caroli M. capitulare de villis.

Humela 94 und die Pluralform Humelin (116) kann nicht Humulus Lupulus sein, wie Spr. meinte; denn cap. 73 handelt besonders de Humulo. Rss. lässt es zweifelhaft, ich auch. Kumela, Kümmel zu lesen, wage ich nicht.

Irsillirica (32), scheint aus Iris Illyrica gebildet

Krichim (25*), eine Pflaumenart, noch jetzt Krieche, niederdeutsch

Kreike genannt. Bedeutet gewöhnlich Prunus insiticia, muss aber hier, wenn meine Erklärung von Garchsleni richtig ist, Prunus spinosa bedeuten.

Lanaria (33. 47*), bedeutet zwar in den Kräuterbüchern verschiedene zum Waschen dienende Pflanzen, unterandern auch Saponaria officinalis; die ältern Glossen übersetzen es jedoch fast durchgängig Vullina, und die Syn. Helmst. setzen, um keinen Zweifel zu lassen, noch den zweiten deutschen Namen Konigghekerse (Königskerze) hinzu, das ist Verbascum Thapsus. Vergl. jedoch Blandonia.

Lungvurtz 79 (68), nach Rss. Pulmonaria officinalis; eben so die Syn. Helmst. unter G. 1.

Megilana 157. Spr. räth auf Solanum Melongena, Rss. lässt die Pflanze unbestimmt, ich auch.

Merlinsen (19) Lemnac.

Mettra (119) halte ich für das deutsche Metere, was wir schon unter Febrifuga fanden.

Mirica 52*, nicht Tamarix Germanica, wie Rss. meint, sondern Calluna vulgaris. S. V, pag. 58, nr. 2 übersetzt Mirica durch Heide, S. VI, pag. 63, nr. 9 durch Heidun, S. IV, pag. 46, nr. 14 durch Heidache, die Gl. R. hat M. nr. 3 Merica, Heyde. Nur S. III, pag. 27, nr. 71 hat Mirice, Phrimmen (d. i. Genista), Albertus Magnus gebraucht es als synonym mit Fibex d. i. Betula, und Gl. Hamb. begnügt sich mit der Erklärung infructuosum lignum.

Nimolum (19) mit einem Circumflex über dem i, was eine dem Drucker unverständliche Abkürzung in der Handschrift andeutet, soll einem andern Heilmittel zugesetzt werden, wenn es an schwarzem Pfeffer fehlt. Ich vermuthe daher Piper longum.

Oerlen (127), vermuthlich Erle, Alnus glutinosa.

Oesch (37*), die Esche, Fraxinus excelsior.

Pandonia 135 (45), nicht Chelidonium, wie Spr., durch Tabernämontanus verleitet, glaubte, sondern Betonica officinalis. Schon Apulejus Platonicus nennt sie Pandiona, und die Syn. Helmst.

verbinden Bethonica, Cestron, Pandonia, deutsch Batonie. Man vergleiche Bachenia.

Parsicus (15), nur falsche Lesart für Persicus 23*, Pfirsiche.

Pefferkraut (114) und Peffertruch 26 oder Pfeffertruch (17). Ersteres übergehen meine Vorgänger, wie alle Pflanzen, die kein besonderes Kapitel ausmachen, letzteres erklären sie für Lepidium latifolium, sehr richtig, wenn beide Namen dieselbe Pflanze bedeuten; wo nicht, so kommt dem lateinischen der erste deutsche Name zu, den die Pflanze noch führt, und der zweite bleibt unbestimmt.

Planza (50), soll hohl sein, wie Porrum concavum. Die Gl. Fl. hat Cepe, Phlanza; also Allium Cepa, wovon das vorhergehende Kapitel handelt, ohne den deutschen Namen zu nennen.

Plionia 171, halten Spr. und Rss. für Paeonia officinalis, die in den Glossarien Pionia zu heissen pflegt. Eine bessere Deutung finde ich auch nicht.

Porrum concavum 55 in der Ueberschrift, im Text Dume Porrum (dumınes, d. h. schwaches Porrum) mit hohlem Stengel, Allium fistulosum, wie schon Rss. sagt.

Priseloch (50) oder Priselouche (115), gleichfalls hohl, wie das vorige. Kann der deutsche Name des gemeinen Porrum sein, der sein eignes Kapitel 48 hat, wenn des Wortes erste Hälfte preislich, preiswürdig bedeutet.

Quenela (136), kommt in vielen Glossarien vor, ist aus Cunila gebildet, und entspricht bald unserm Quendel, Thymus vulgaris, bald dem niederdeutschen Kölle, Satureja hortensis.

Radix 58 ist Raphanus sativus, und das folgende

Raphanus 59 ist Cochlearia Armoracia. Das bedarf des Beweises, weil Rss. grade das Gegentheil behauptet. Schon Albertus Magnus de vegetabilibus lib. VI, tract. II, cap. 16 stellt beide Pflanzen neben einander, und beschreibt sie deutlich genug so, wie ich sie verstehe. Noch deutlicher Petrus de Crescentiis ruralium commodorum lib. VI, cap. 98. 99 (nach der Zählung der neuern Ausgabe der italiänischen Uebersetzung Milano 1805 in 8, da den alten lateinischen die Kapitelzahl fehlt),

indem er ihre Cultur lehrt. Raffanum (als planta perennis) soll ihm zufolge durch Wurzelstücke vermehrt, Radix (als planta biennis) im Juni und Juli gesäet werden. Damit stimmen die meisten Glossarien genau überein. Folgende haben beide Pflanzen, und übersetzen Radix durch Rettich, Raphanum durch Merrettich: S. I, pag. 14, nr. 73 und 74, S. III, pag. 40, nr. 3 und 4, und die Gl C. Die Gl. R. nr. 462 und 463 weicht nur darin ab, dass sie Raffanus, Ertpeffer übersetzt, die Syn. Helmst. unter F. 7 und R. 7 dadurch, dass sie Raphanus bloss Pepere übersetzen. Die Gl. Hamb. und S. II, pag. 23, nr. 33 übersetzen Raphanum gleichfalls durch Merretich, lassen aber Radix aus. Die einzige mir bekannte Ausnahme bietet S. VI, pag. 63, nr. 48 dar, welche auch nur Raphanum hat, mit der Uebersetzung Ratich. Dieselbe Nomenclatur beobachteten die alten deutschen Kräuterbücher. Doch es scheint überflüssig, die Sache noch weiter zu verfolgen.

Razela 174 erklären Spr. und Rss. für Polygonum Persicaria, wahrscheinlich verleitet durch den entstellten Namen dieser Pflanze Rassel bei Tragus. Bei Tabernämontanus lautet er Ressel, bei Mattuschka sogar Roetschel. Seinen Ursprung verrathen aber die Glossarien. Die Gl. C. nr. 502 übersetzt Persicaria durch Rudich, die Gl R. nr. 425 durch Rudic (was ich bei der Herausgabe fälschlich für Hydropiper genommen hatte) Der Name ist also von räudig abzuleiten. Razela scheint dagegen von rasseln abzustammen, weshalb ich die Pflanze für Rhinanthus Crista galli halte, deutsch gewöhnlich Klapper, und in gleicher Bedeutung niederländisch bei de Lobel Kruydtboedt pag. 626 Ratelen.

Rifelbire (70) kenne ich nicht.

Roemesgrasz (52) siehe unter Veggrasz.

Rubea 163 erklärt Rss. für Geranium Robertianum. Ich sehe nicht ein, warum nicht Rubia tinctorum nach der althergebrachten Bedeutung des Namens.

Russeprumin (25*), eine mir unbekannte Pflaumenart. Ob etwa Rosspflaumen?

Rustica 152, lassen meine Vorgänger unbestimmt. Auch ich

finde den einfachen Namen sonst nirgends, vermuthe aber eine Abkürzung von Nardus rustica, das ist Geum urbanum. Doch vergleiche man Benedicta.

Saxifrica 143 (17. 33. 34. 160) hält Rss. für Asplenium Ruta muraria. Der Name ist vieldeutig. Die Glossarien des Mittelalters übersetzen durch Steinbrech, verstehen also unter Saxifraga und Saxifrica, was sie nicht unterscheiden, bald Bruscus oder Ruscus, d. i. Ilex Aquifolium, bald Filipendula, d. i. Spiraea Filipendula, bald Scolopendria, d. i. entweder Scolopendrium officinarum oder Asplenium Ruta muraria, bald Milium solis, d. i. Lithospermum officinale. Am deutlichsten zeigen das die Syn. Helmst., die nur Bruscus übergehen, aber unter A. 118 Saxifraga und Colopendria, unter A. 119 Saxifraga alba und Milium solis, unter F. 11 Saxifraga rubea und Filipendula zusammenstellen. Da nun Hildegardis besonders die Samen ihrer Pflanze empfiehlt, so meint sie vermuthlich Lithospermum officinale.

Seuvurtz (28), nach Tabernämontanus Scrophularia nodosa.

Simez 180 soll Spr., wie Rss. sagt, für Stellaria media erklären. Das ist ein Versehen. Für Stellaria media erklärt Spr. ganz richtig, wie Rss. selbst, Hunesdarm 179, und lässt Simez unerklärt. Ich vermuthe das jetzige deutsche Simse, Juncus. Die Gl. C. nr. 369 schreibt Semede.

Stignus 97, statt Strychnos, wird als ein starkes Narcotikon geschildert, und ist folglich weder Solanum Dulcamara, wie Rss., noch Solanum insanum (d. h. esculentum Dunal), wie Spr. will, sondern entweder Solanum nigrum oder, was mir noch wahrscheinlicher, Atropa Belladonna.

Stur 54 (68), nach Rss Amarantus Blitum, ich vermuthe Blitum capitatum, was wir schon in Caroli M. capitulare de villis fanden. Die Syn. Helmst. haben unter B 17: Blitus, Olus jameni, Stuer, die Gl. R. unter nr. 76: Blitus, Stur, eben so die Gl. C. nr. 116, nur dass da Blirus statt Blitus steht.

Stutgras 53 kann, da es als Nahrungsmittel, wiewohl schlechtes, beschrieben wird, weder Triticum repens sein, wie Spr., noch

eine Carex, wie Rss. wollte. Ich kenne es nicht. Doch vergleiche man Weggrasz.

Suregrasz (52) sehe man unter Weggrasz.

Surrigo (50) soll hohl sein, wie Dume Porrum, Priseloch und Planza, ist folglich eine mit Allium Porrum verwandte Art.

Tribulus 53* erklärt Rss sehr richtig für Crataegus Oxyacantha, ich will den Beweis dazu liefern. Die Gl. Hamb. hat Tribulus, Hiffa, dasselbe Wort erklärt S. I, pag. 18, nr. 35 durch Hieffaldra, S. III, pag. 39, nr. 49 durch Hiephalter; nach Benecke's mittelhochdeutschem Wörterbuch bedeutet aber Hiefe und Hiefalter die Hagebutte.

Ugera 144 scheint ein deutscher Name zu sein, denn es ist sowohl der Singular (Ugera valde calida est) als auch der Plural (Ugera tunduntur). Seine Bedeutung ahne ich so wenig wie Rss., weiss auch nicht, wie Spr. auf Colchicum autumnale kam.

Vehdystel 110, nach Spr. Centurea Calcitrapa, nach Rss. Carduus Marianus, was nicht nur der Abstammung des Namens von Vehe (in Adelungs Wörterbuch Fehe), d. i Hermelin, entspricht, sondern auch durch die spätere Benennung Fechdistel bei Otto Brunfels, Vehdistel bei Tragus bestätigt wird.

Vibex 42*, nicht Vitex Agnus castus, wie Spr. meinte, sondern nach Rss. ganz richtig Betula alba. Den Namen Betula finde ich im Mittelalter gar nicht. Schon Albertus Magnus de vegetabilibus lib. VI tract I cap. 20 nennt die Birke Fibex, die Glossarien haben meist wie Hildegardis Vibex.

Vichbona 9. Ich muss auch hier gegen Spr. der auf Phaseolus rieth, und mit Rss. für Lupinus albus stimmen. Die Syn. Helmst. stellen unter A. 172 Faba lupina, Lupinus, Vyk bone etc. zusammen. Eben so andre Glossen.

Vinum Franconicum et Hunonicum (55*) werden im Kapitel de Vite unterschieden. Jenen soll man seiner Stärke wegen mit Wasser verdünnt trinken; dieser soll von Natur wässrig genug sein. Man hüte sich dabei an französische und ungrische Weine zu denken. Beide Sorten werden in Urkunden aus der Rheingegend oft neben einander genannt, wenn von Abgaben in

Wein oder Festgelagen die Rede ist [1]). Jenes ist Frankenwein, dieses Rhein- oder Moselwein; denn der Pagus Hunonicus (wovon noch der Hunsrück den Namen führt) lag zwischen Rhein Mosel und Nahe [2]).

Viscum piri (116. 170. 20*), unser Viscum album. Es ist aber merkwürdig, dass das berühmte Viscum quernum gar nicht, sondern nur das des Birnbaums vorkommt.

Visela 11, eine Hülsenfrucht. Rss. hält sie für Ervum Ervilia. Sollte es nicht Phaseolus vulgaris sein? Unter dem lateinischen Namen kommt er schon in Caroli M. capitulare de villis vor.

Vullena (70), in den Glossarien öfter Vullina, der gewöhnliche deutsche Name für Verbascum Thapsus. Vergl. Lanaria.

Walbere 179, nach Rss. Vaccinium Myrtillus. Ist möglich, doch einen Beweis dafür finde ich nicht.

Weggrasz 52. Damit zugleich werden Suregrasz und Roemesgrasz als schlechte Nahrungsmittel genannt. Vermuthlich sind es wildwachsende Pflanzen, die man zum Kohl sammelte. Weggrass wird in den alten Kräuterbüchern und neuern Floren bald Armeria vulgaris, bald Polygonum aviculare genannt; Spr. entscheidet sich für jenes, Rss. für dieses, und ich glaube mit Recht. Suregrasz übergehen meine Vorgänger; ich halte es für Rumex Acetosella, da Acetosa unter dem Namen Acitula ihr eignes Kapitel hat. Roemesgrasz hält Rss. für Beta Cicla, weil dieser Pflanze in der Flora Francica von Frank von Frankenau die Namen römischer Kohl und Romgrass beigelegt werden. Aus demselben Grunde deutete ich bei Erläuterung der Gl. R. nr. 85 Brassica, Remescol, auf Beta Cicla, wiewohl nicht ohne Zweifel. Jetzt vermuthe ich die jungen zum Frühlingskohl gebräuchlichen Pflanzen von Bras-

---

1) *Anton, Geschichte der teutschen Landwirthschaft III S. 310.*

2) *Juncker, Anleitung zu der Geographie der mittlern Zeiten, Jena 1712 in 4. pag. 248.*

sica Rapa oder Napus, und werde darin bestärkt durch Henrik Harpestreng, der Caulis romana durch Kaal, d. h. Kohl, übersetzt. Beta fanden wir schon unter Cicula.

Weich 165, nach Spr. Holcus lanatus, nach Rss. Galium Mollugo mit Berufung auf Tabernämontanus, bei dem ich aber den Namen nicht finde. Mattuschka hat bei Saponaria Vaccaria Erdweich und Lydweich. Die Syn. Helmst. dagegen übersetzen unter A. 229 Ciclamen durch Erdwicke, und das passt hier, weil Hildegardis ihrer Pflanze ein frigus acutissimum zuschreibt. Also Cylamen Europaeum.

Wendelkoel (51), vermuthlich unser Wirsing, Brassica oleracea capitata bullata.

Wichim 11 ist das deutsche Wicken, steht unter den Hülsenfrüchten, soll aber nur zum Viehfutter taugen: also Vicia sativa, wie auch Rss., Ervum Ervilia, wie Spr. will.

Wilde lachdete (9*), scheint falsche Lesart zu sein statt Ladeche, wilder Lattich, vielleicht Lactuca Scariola.

Yffa 49*, wäre leicht zu verstehen, wenn nicht ein besonderes Kapitel 40*, vom Taxus handelte. Der Name ist unverkennbar das französische If, das deutsche Eibe, in ältern Glossarien gewöhnlich Iwa oder Iwinbom genannt. Eine der beiden Pflanzen kann nur Taxus baccata, und was kann die andre sein?

Zizania 75, nach Rss mit Bezug auf Petrus de Crescentiis Agrostemma Githago. Allein sowohl dieser ruralium commodorum lib. III. cap. 12, als auch Albertus Magnus de vegetabilibus lib. VI. tract. II. cap. 21, den jener copirt, erklären Zizania und Lolium für synonym, und verstehen darunter unverkennbar Lolium temulentum, wofür sich mit Recht auch bei Hildegardis schon Spr. ausspricht.

Zitvar (19. 24. 68. 126. 146) und Zytvar 18, kann der Anwendung nach nicht Artemisia Santonica sein, wie Spr. meinte, sondern ist, wie auch Rss. anerkennt, Zedoaria, was schon die diesem Mittel gegebene Stelle zwischen Galanga und Cinnamomum verräth.

§. 72.

In Dänemark, Henrik Harpestreng.

Wiewohl erst 1244 gestorben, also schon ins dreizehnte Jahrhundert hinübergreifend, mag er doch hier genannt werden, nicht gar zu fern von Macer Floridus (§ 63), den in die dänische Literatur eingeführt zu haben sein Verdienst ist. Erschienen ist sein Werk unter folgendem Titel:

Henrik Harpestrengs danske Laegebog fra det trettende Aarhundrede, foerste Gang udgivet efter et Pergamentshaandskrift i det store Kongelige Bibliothek, med Indledning, Anmaerkninger og Glossarium, af Christian Molbech. Kioebenhavn 1826, in 8.

Ich verdanke dies ausserhalb Dänemark seltene Buch, wovon nur 220 Exemplare gedruckt sein sollen, der Güte meines verstorbenen Freunde Etatsrath Hornemann in Kopenhagen, halte mich aber bei meiner sehr geringen Kenntniss der neuern und gänzlichen Unkenntniss der altdänischen Sprache so nahe wie möglich an die ausführliche Nachricht, die Choulant davon gegeben, zuerst in seinem historisch-literarischen Jahrbuch für die deutsche Medicin, Jahrgang II 1839 Seite 125 ff, dann etwas abgekürzt auch in der zweiten Auflage des Handbuchs.

Von des Verfassers Leben weiss man, nächst seinem Todesjahr, nur noch, dass er Canonicus des Stiftes Roeskilde war, beides aus seiner Grabschrift. Von seinen zum Theil zweifelhaften Werken gehören hierher nur zwei dem Inhalt nach verschiedene, der Behandlung nach ganz gleiche Bücher, die sogar jedes denselben Titel Yrtebook, Kräuterbuch führen, und eins das andere ergänzen. Wir wollen sie als das erste und zweite Buch bezeichnen. Als Hauptquelle für die vegetabilischen Artikel benutzte der Verfasser den Macer Floridus meist so wörtlich, dass Molbech das Werk geradezu eine Uebersetzung desselben nennt; doch ist es in Prosa geschrieben, und unterscheidet sich durch mannichfache Zusätze und Auslassungen. Zwar handelt Harpestreng von allen bei Macer vorkommenden Pflanzen, ausgenommen

Gaisdo (Isatis), hat also 76 vegetabilische Heilmittel mit jenem gemein; allein ausserdem hat er noch 39 vegetabilische und 18 mineralische und animalische Mittel, die man bei Macer vermisst, und erlaubt sich selbst in den gleichnamigen Kapiteln nicht selten beträchtliche Abweichungen von seinem Vorbilde. Beschreibungen fehlen gänzlich, Synonyme kommen selten vor, meist nicht einmal die, welche Macer beibrachte; doch bildet gewöhnlich der dänische Name des Kapitels Ueberschrift, und mit dem lateinischen des Macer beginnt der Text. Ich begnüge mich mit einer Aufzählung derjenigen Pflanzen oder Pflanzenproducte, die Macer entweder gar nicht, oder nicht unter demselben Namen hat. Bemerkenswerth ist unter jenen die grosse Menge exotischer Mittel.

Im ersten Buch.

Anisum.
Amigdala.
Berberis.
Balsamus.
Bacca (sc. Lauri) Lauaerbaer.
Bastugh, und als Ueberschrift Bastuf (?).
Carvi, mit der Ueberschrift Danst kumyn, was doch wohl dansk, dänisch heissen soll, im Gegensatz gegen Cyminum, thythest kumyn, deutsches Kumin.
Cardemomum.
Cobebae.
Crocus.
Camphora.
Cassia.
Eupatorium.
Eruca, Akerkaal.
Lyquericia, Lykrizza.
Mastix.
Matae, Muscatanblomae.
Mirra.
Nux muscata.
Petrosilinum.
Pix liquida.

Im zweiten Buch.

Asa (sc. foetida).
Boraga.
Basilisca seu Gentiana, Skaersetae.
Calamus.
Cipressus.
Diptannum.
Fumus terre (Fumaria).
Ligustrum.
Lupinus.
Marochus, Myothyrt (d. h. wörtlich Honigkraut, vom jetzigen Miod, Meth). Es ist dieselbe

Pflanze, die Macer Floridus in der Landessprache Barrocus, griechisch Melissophyllum nennt, also unsere Melissa officinalis, deutsch Biensauge.
Mirtus, Pors (also unser Ledum palustre).
Rampnus.
Raphanum, Pipaerroot (Pfefferwurz).
Sambuca.
Salix.
Tapsia, Liusaebrand (Läusebrand).
Titimallus.
Virga pastoris.

Den beiden Kräuterbüchern lässt Molbech eine dänische Bearbeitung von Marbodi liber lapidum und ein kurzes Kochbuch folgen. Jene scheint gleichfalls Harpestrengs Arbeit zu sein, dieses nicht. Es lehrt nur animalische Speisen zubereiten, geht uns also nicht an.

§. 73.

Reisen in unbekannte Länder.

An der bei den Orientalen so lebhaften und häufigen Reiselust nahmen die europäischen Völker im Ganzen wenig Theil, doch fehlte es auch ihnen nicht an Pilgern und Kreuzfahrern, die das Grab des Erlösers anzog, an Missionarien, die sich, ihn zu verkünden, unter die Heiden wagten, und Normannen umschwärmten, bald plündernd, bald erobernd, bald nur auf Abenteuer ausgehend, alle Küsten vom Mittelmeer bis an das Eismeer. Die dadurch gewonnene Erweiterung geographischer Kenntnisse zu betrachten, ist hier nicht der Ort; was die Pflanzenkunde dabei gewann, lässt sich sehr kurz zusammenfassen. Ueber die meisten jener Reisen besitzen wir zudem nicht die Berichte der Reisenden selbst, sondern nur kurze Angaben Anderer, wie z. B. die Nachrichten über die beiden Reisen der Normänner, Other's von Norwegen aus um das Nordkap herum bis zur Düna, und Wulfstan's von Schleswig aus nach der preussischen Küste, welche Alfred der Grosse seiner angelsächsischen Uebersetzung des Orosius[1]) einfügte, oder die in den Biographien mancher Heiligen vorkommenden Pilgerfahrten nach dem heiligen Grabe.

1) *Periplus Otheri Norvegi et Wulfstani*, angelsächsisch und lateinisch nebst schätzbarem Commentar abgedruckt in *Jac. Langebek scriptores rerum*

Was sich von normännischen Reisen erhielt, zeichnet sich aus durch eine den meisten Seemännnern eigenthümliche Frische der Auffassung. Pouchet widmet ihnen in seiner Histoire des sciences naturelles au moyen âge, Paris 1853, einem Werk, auf das ich mich im nächsten Bande öfter beziehen werde, ein besonderes Kapitel unter der Aufschrift Ecole Scandinave. Die Gegenstände des Fischfangs und der Jagd wurden darin mit besonderer Vorliebe behandelt, und wenn auch zuweilen mit wilder Phantasie vermengt, so doch meist naturgetreu geschildert. In dem isländischen Königsspiegel[1]) aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts ward denen, welche fremde Länder besuchen wollen, sogar schon empfohlen, auf die Bewegungen der Gestirne und andre Himmelserscheinungen, auf die Gestalt der Küsten, die Zeiten der Fluth und Ebbe, die Erzeugnisse der Länder und die Sitten und Sprache der Eingeborenen zu achten. Aber das Pflanzenreich des hohen Nordens bot den Normannen nichts ihnen Bemerkenswerthes dar. Man erdichtete dafür grönländische Eichen, deren Früchte so gross wie Aepfel wären[2]). Erst als der Isländer Biarn Herjolfson, auf der Fahrt nach Grönland durch Sturm verschlagen, das nordamerikanische Festland entdeckte, und bald nach seiner Rückkehr dasselbe Land in Begleitung des Leif Erikson zum zweitenmal besuchte und genauer durchforschte, überraschte ihn, wie man meint, nicht fern von der Mündung des Lorenzstromes, die üppige Vegetation des Landes. Ein die Normannen begleitender Deutscher namens Türker glaubte sogar den Weinstock und den

---

Danicarum, Tom. II Hafniae 1773 fol., pag. 166 sqq., andrer Ausgaben nicht zu gedenken.

1) *Kongs-Skugg-Sio. Speculum regale. Det Kongl. Speil. Islandice, cum interpretatione Danica et Latina notisque edidit Halfdanus Einersen. Soroe 1768, 4.* — Mir steht das Werk nicht zu Gebot, ich entlehnte die daraus gegebenen Nachrichten von *Pouchet a. a. O. pag. 14*, der sich wieder auf *d'Orbigny* bezieht. Mehr über dies merkwürdige Buch findet man unterandern in *Marmier, lettres sur l'Islande. Bruxelles 1837, 9. pag. 324 sqq.*

2) *Torfaei Groenlandia antiqua, Havniae 1706, 8. pag. 105*, nach *M. Chr. Sprengel Geschichte der geogr. Entdeckungen S. 215.*

Weizen dort wildwachsend zu erkennen, was Veranlassung gab, das neu entdeckte Land Winland, Weinland, zu nennen. Was unter dem Weinstock zu verstehen, leidet keinen Zweifel: in der That gehören zur Flora jener Gegend, wie bekannt, mehrere Arten der Gattung Vitis, nur nicht unsre Vitis vinifera. Ueber den angeblichen Weizen sagt Alexander von Humboldt in einer Anmerkung zu Band I Seite 357 seiner kritischen Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt, übersetzt von Ideler: „Zugleich mit dem Weinstock fand man eine grosse Graminee mit dicken Körnern, worin man den Mais zu erkennen geglaubt hat. Vergl. Schröder, om Scandinavernes Fordaa upptacktsresor till Nordamerika, in der Swea (1818) H. I S. 211.“ Leider steht mir weder diese Zeitschrift noch die Hauptquelle für den Gegenstand, Torfaei Vinlandia antiqua, Havniae 1705, 8., jetzt zu Gebot. Als ich aber vor einer Reihe von Jahren damals zu Göttingen an meinen drei Büchern de plantis Labradoricis arbeitete, veranlasste mich der Name wilder Weizen, unter welchem mir der Herrenhuter-Missionar Herzberg Exemplare von Elymus Europaeus aus Labrador übersandt hatte, das genannte sehr seltene Buch des Torfäus zu Rath zu ziehen, und ich gewann damals die Ueberzeugung, der von den Normannen in Vinland angeblich gefundene Weizen gehöre gleichfalls zur Gattung Elymus. Jetzt, von allen Hülfsmitteln entblösst, wage ich nicht zu entscheiden, welcher Meinung der Vorzug der grösseren Wahrscheinlichkeit gebührt.

Unter den Europäern, die in der Zeit, bei der wir noch stehen, aus eigener Anschauung über den Orient geschrieben, scheint mir der einzige Jacobus de Vitriaco (aus Vitri unweit Paris) der Anführung werth. Nachdem er in seinem Vaterlande verschiedene andere geistliche Aemter verwaltet hatte, ging er, man weiss nicht genau wann, nach Palästina und ward daselbst Bischof von Acre (St. Jean d'Acre), 1220 von da zurückgekehrt, erhob ihn der Pabst 1227 zum Cardinal und Bischof von Frascati, welche Aemter er bis an sein Ende im Jahr 1244 bekleidete. Unter andern

weniger bedeutenden Schriften hinterliess er auch eine Historia Hierosolimitana in drei Büchern, abgedruckt in der von Bongars herausgegebenen Sammlung

Gesta Dei per Francos, sive Orientalium expeditionum et regni Francorum Hierosolimitani historia. Tom. I pars II, Hanoviae 1611 fol., pag. 1047 sqq.

Darin enthalten Kapitel 83—89 eine naturgeschichtliche Beschreibung des Morgenlandes, und Kapitel 85 (pag. 1099 sq.) die des Pflanzenreichs.

Gross ist die Erndte botanischer Kenntnisse nicht, welche der Bischof aus Palästina zurückbrachte. Sehen wir ab von den Gewürzen und andern vegetabilischen Producten des auswärtigen, besonders indischen Handels, die er aufzählt, und von denen er manche fabelhafte Nachricht giebt, so bleiben noch wenige und sehr bekannte syrische Culturgewächse übrig, wie die Dattelpalme, der sogenannte Paradiesapfel aus der Familie der Aurantieen, die Limone, Ficus Sycomorus, die Orange (ich befolge die Ordnung des Verfassers selbst), ausgezeichnet grosse Gurken Melonen und Kürbisse, ferner die Baumwollenstaude u. s. w. Wie bunt er seine Nachrichten zusammen gewürfelt, verräth unterandern die Mandragora, Männlein und Weiblein, und die auf Sardinien wachsende Giftpflanze, von der das sardonische Lächeln seinen Namen empfing, mitten unter den indischen Pflanzenproducten. Vom Juniperus erzählt er, seine Kohle bliebe unter ihrer eigenen Asche ein volles Jahr lang in Gluth. Ich denke, diese Proben genügen. Und somit schliesse ich diesen schon zu stark gewordenen Band, um den nächsten mit der bedeutsamen Erscheinung unsres Albertus des Grossen zu eröffnen.

Register.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Berichtigung einiger Schreib- und Druckfehler.

Seite	8	Zeile	3	von	oben	statt	Ali lies Abi
„	8	„	4	„	„	„	Jasía lies Jabia
„	29	„	21	„	„	„	vor lies von
„	29	„	4	„	unten	„	Ozxaibiah lies Oszaibiah
„	31	„	14	„	oben	„	Ali lies Abi
„	41	„	20	„	„	„	Masir lies Mahir
„	129	„	19	„	„	„	Vafid lies Wafid
„	135	„	9	„	unten	„	Ish'aq Ben H'onain lies umgekehrt H'onain Ben Ish'aq
„	146	„	14	„	oben	„	Raschid lies Roschid
„	172	„	1	„	unten	„	Harifadt lies H'anifadt
„	239	„	9	„	„	„	Atkotbi lies Alkotbi
„	339	„	1	„	„	„	Allotius lies Allatius
„	415	„	17	„	oben	„	Rhabanus lies Hrabanus
„	464	„	8	„	„	„	Goniopontus lies Gariopontus

„ 469 bis 470 sind die Namen Adala bei Mazza und Aldana bei Renzi einigemal in Adana und Abdala verunstaltet.

„ 517 und noch einige mal steht die heilige Hildegardis statt Aebtissin Hildegardis. Es ist viel um ihre Heiligsprechung verhandelt, erfolgt ist sie aber nie.

Minder bedeutende Fehler werden billige Leser übersehen.

GESCHICHTE

DER

BOTANIK.

STUDIEN

von

ERNST H. F. MEYER.

VIERTER BAND.

KÖNIGSBERG,

VERLAG DER GEBRÜDER BORNTRÄGER.

1857.

Vorrede.

Nicht ohne Anstrengung gelang es mir diesen Band der Verheissung gemäss noch in diesem Jahre, also in vier Jahren vier Bände zu liefern; und es gelang mir nur dadurch, dass ich keinen Band in die Druckerei gab, bevor der folgende in der Handschrift entweder ganz oder grossentheils fertig war. Jetzt ist der fünfte Band kaum angefangen, er wird daher schwerlich vor Ostern oder Michaelis 1859 erscheinen, noch weniger, wie ich früher hoffte, das Werk bis auf Robert Brown herab führen können.

Um dem Reichthum der Geschichte unsrer Wissenschaft auch nur annähernd zu genügen, ist ein sechster Band unvermeidlich; ja in gleicher Ausführlichkeit wie bisher würde ich auch damit bei weitem nicht ausreichen. Doch je grösser von Jahr zu Jahr die Menge der Schriftsteller wird, desto merklicher wird zugleich der Unterschied der wahrhaft Berufenen und Unberufenen, der Meister, welche ihrer Wissenschaft einen neuen oder wenigstens stärkern Impuls gaben, und der Handlanger, die jenen nur folgten. Die Literargeschichte eines Fachs soll keinen Schriftsteller auslassen, die Geschichte der Wissenschaft würde dadurch sich selbst verdunkeln. Konnte ich diesem Fehler in den vier vorliegenden Bänden, wie man mir mit Recht zum Vorwurf gemacht, nicht ganz entgehen, so habe ich mich in den folgenden, je grösser die Gefahr wird, um so mehr davor zu hüten.

Ist das Werk fertig, so werden nahezu je zwei Bände desselben die alte, die mittlere, die neuere Geschichte enthalten. Sehr passend, wie mir scheint, will daher der Herr Verleger das ganze Werk durch Nachlieferung zweiter Titel in drei Theile gliedern, in eine Geschichte der Botanik des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit. Vermuthlich wird er dadurch dem Wunsche Vieler entgegenkommen.

Hochgeehrt fühle ich mich durch die wohlwollende Aufnahme auch des dritten Bandes, der offenbar am meisten hinter meiner Absicht zurückblieb. Im Allgemeinen tadelt man daran, wie auch an den früheren Bänden, nur Eins, zahlreiche Längen und Breiten. Ich fürchtete das. Mich dagegen zu verwahren, nannte ich meine Arbeit Studien. Dem Leser ist dadurch freilich nicht geholfen; Studien, kann man sagen, mache jeder für sich; was in die Welt tritt, soll ein Fertiges sein. Das gilt von Kunstwerken unbedingt. In der Wissenschaft, wo Punkt für Punkt wiederholter Prüfungen gewärtig sein muss, genügen Resultate allein nicht; man will wissen, wie sie erlangt wurden. Die Frage konnte also nur sein: sollte ich die kritische Begründung der auszusprechenden Thatsachen in den Text verweben? oder sollte ich sie, um die Darstellung nicht zu trüben, in Anmerkungen verweisen? Letzteres ist jetzt zumal in Frankreich, wo man am meisten auch bei rein wissenschaftlichen Werken auf Eleganz der Form hält, vorwaltende Sitte. Ich verkenne ihre Vorzüge nicht, aber ich finde auch an ihr eine Schattenseite. Flüchtigen Lesern, denen die Form mehr gilt als der Gehalt, sagt sie zu; solchen, die tiefer eindringen und selbst prüfen wollen, ist das fortwährende Hin- und Herblättern lästiger als ein etwas verwickelter Gang der Untersuchung. Jene Methode zerstreut, diese ermüdet zwar auf die Dauer, hält jedoch die Aufmerksamkeit stets gespannt.

Die wenigen speciellen Erinnerungen meiner Recensenten gegen den dritten Band erkenne ich dankbar an, und werde sie, sobald sich Gelegenheit dazu darbietet, gewissenhaft benutzen. Einige scheinen auf Missverständnissen zu beruhen, welche zu erörtern hier zu weit führen würde. Nur einen entschiedenen Fehler, den

mir mein verehrter Freund, Herr Dr. Jessen zu Eldena brieflich nachwies, darf ich nicht unberichtigt lassen. Alles, was Rhabanus Maurus über Pflanzen sagt, ausgenommen die daran geknüpften mystisch-moralischen Betrachtungen, ist von Isidorus Hispalensis wörtlich abgeschrieben.

Endlich freue ich mich sagen zu können, dass die von mir Seite 519 besprochene neue Ausgabe der Physik der Hildegardis im Lauf des Sommers erschienen ist. Sie führt jetzt den Titel:

S. Hildegardis abbatissae subtilitatum diversarum naturarum creaturarum libri novem. Ex antiquo bibliothecae Imperialis Parisiensis codice ms. nunc primum exscripti. Accurante Dr. C. Daremberg biblioth. Mazar. praefecto etc. Accedunt prolegomena et annotationes Dris F. A. Reuss professoris Wirceburgensis.

Sie ist aber nicht selbstständig erschienen, sondern in der immensen Sammlung:

Patrologiae cursus completus etc. Accurante J. P. Migne. Excudebatur et venit apud J. P. Migne editorem. Vol. CXCVII. Lutet. Paris. 1857. — in Lexikonformat, Pag. 1117—1352.

Zum Glück wird jeder Band der Sammlung einzeln verkauft, und der Preis ist mässig. Ueber das Werk selbst und seine botanische Abtheilung wäre viel zu sagen, worauf ich mich jetzt nicht einlassen darf. Nur das bemerke ich, dass der hier abgedruckte pariser Codex von demjenigen, welcher den beiden ältern Ausgaben zum Grunde liegt, sehr abweicht, und vieles enthält, was den ältern Ausgaben fehlt.

Königsberg, den 29. October 1857.

Ernst Meyer.

Inhalt des vierten Bandes.

Zwölftes Buch.

Die Botanik unter dem erneuerten Einfluss aristotelischer Naturphilosophie.

§. 1.

Einleitung.

Wir treten ins dreizehnte Jahrhundert, in die Zeit Friedrichs II. des grossen Hohenstaufen und seines verzweifelten Kampfes mit dem Pabstthum; in die Zeit der letzten Kreuzzüge voll religiöser Begeisterung, ritterlichen Edelmuths, zarten Minnesanges und — tiefer Barbarei, in welcher Christen und Moslimen einander bald blutdürstig zu vernichten strebten und bewunderungswürdige Heldenthaten verrichteten, bald wieder bei näherer Bekanntschaft friedlich mit einander verkehrten, beisammen wohnten, und Waaren, Sitten, Kenntnisse austauschten; in die Zeit des Aufblühens der Universitäten, und des Umsichwucherns der mit fanatischen Bettelmönchen besetzten Ketzergerichte. Im Allgemeinen ist diese von grossartigen Gegensätzen wunderbar erregte Zeit zu bekannt, um hier einer nähern Schilderung zu bedürfen [1]. Nur Ein Moment hebe ich hervor, eins der merkwür-

1) Unter vielen trefflichen Arbeiten über diese Periode erinnere ich nur an die vornehmste, an *Fr. von Raumer's Geschichte der Hohenstaufen, zweite Auflage, 6 Bände, 1840—42 in 8.* Hierher gehören Band III und IV als eigentliche Geschichte, Band V und VI als Darstellung allgemeiner Zustände damaliger Zeit.

digsten an sich selbst nicht nur, sondern zugleich das einflussreichste auf den Entwicklungsgang der Wissenschaft überhaupt, besonders auch der Botanik, die jetzt plötzlich einen unerwarteten Aufschwung nimmt, um nur zu bald wieder zu erlahmen: Ich meine das Bekanntwerden der physischen und metaphysischen Werke des Aristoteles im christlichen Abendlande.

Von des Aristoteles logischen Schriften besass man seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts, also von der Zeit an, da die Kenntniss der griechischen Sprache im Abendlande allmälig erstarb, des Boëthius lateinische Uebersetzung. In den bessern Schulen ward dieselbe fortwährend gelesen; und als Erfinder der Dialektik, deren man sich bei spitzfindigen theologischen Disputationen eifrigst bediente, stand ihr Verfasser in hohem Ansehen. An seine physischen und metaphysischen Werke dagegen war fast jede Erinnerung erloschen, als sich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erst einige derselben, bald fast alle in lateinischer Uebersetzung mit reissender Schnelligkeit über das Abendland verbreiteten, und gleich einer plötzlich hereinbrechenden Naturgewalt eine unwiderstehliche Wirkung ausübten.

Man hat lange gestritten, ob diese Uebersetzungen in Spanien aus dem Arabischen, oder ob sie unmittelbar aus den griechischen Originalen gemacht wären, die man bei Gelegenheit der Kreuzzüge in Konstantinopel oder sonst wo kennen gelernt hätte, bis endlich Jourdain[1]) eine grosse Anzahl jener zum Theil noch ungedruckten, in den Handschriften der pariser Bibliothek vorhandenen Uebersetzungen einer speciellen Kritik unterwarf, und dadurch nicht allein die gleiche Berechtigung beider Ansichten und ihre Grenzen nachwies, sondern uns zugleich mit einem sinnreich einfachen Unterscheidungszeichen für beide Arten der Uebersetzung bekannt machte. Es zeigte sich nämlich, dass die ältern Uebersetzer, ihrer Aufgabe wenig gewachsen, gar

1) *Jourdain, Geschichte der aristotelischen Schriften im Mittelalter. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt, mit einigen Zusätzen, Berichtigungen und einem Namenregister, von Ad. Stahr. Halle 1831, 8.*

häufig ihnen unverständliche Ausdrücke unübersetzt beibehielten, aus denen sich leicht abnehmen lässt, ob sie nach einem griechischen oder nach einem arabischen Texte arbeiteten. Es ergab sich ferner aus Jourdain's Untersuchungen, dass die ersten lateinischen Uebersetzungen aller aristotelischen Werke, die logischen ausgenommen, in den kurzen Zeitraum von 1220 oder gar 1225 bis 1272, dem Todesjahr des Thomas von Aquino, zusammenfallen; dass es schon um dieselbe Zeit von den meisten seiner Werke mehrere Uebersetzungen gab, gewöhnlich zwei, welche in den Handschriften und den Citaten der Scholastiker als Translatio vetus und nova unterschieden zu werden pflegen; dass in der Regel, von der es jedoch einige Ausnahmen giebt, die ältere aus dem Arabischen, die nenere aus dem Griechischen gemacht war, indem die Unzulänglichkeit jener zur Anfertigung dieser auffoderte, sobald man sich in den Besitz eines griechischen Originals gesetzt hatte. Man kann sich auch von der Beschaffenheit jener ersten Art der Uebersetzungen leicht eine Vorstellung machen, wenn man hört, wie sie verfertigt zu werden pflegten. Abgesehen davon, dass die Araber selbst schon höchst unzuverlässige Uebersetzer waren, so kannten diejenigen, welche eine Uebersetzung aus dem Arabischen ins Lateinische unternahmen, jene Sprache fast niemals selbst, sondern sie begaben sich nach Toledo, seit 1085 den Moslimen wieder entrissen, und zur Hauptstadt des christlichen Königreichs Castilien erhoben, zugleich dem Hauptsitz maurischer Gelehrsamkeit im christlichen Spanien; hier liessen sie sich den arabischen Text des zu übersetzenden Werks durch einen getauften Juden oder Mauren in der Landessprache (also spanisch) vorlesen, und schrieben das Gehörte lateinisch nieder. Die bessern aus dem Griechischen gemachten Uebersetzungen verdankte man vornehmlich erst dem Eifer, womit sich Thomas von Aquino dergleichen hervorzurufen bemühete.

Den Enthusiasmus für Aristoteles hatten indess schon die

1) *Jourdain a. a. O. Seite 102* des Originals, dessen Paginirung sich am Rande der Uebersetzung angegeben befindet.

ältern Uebersetzungen, wie sie gerathen sein mochten, nebst arabischen Commentaren über verschiedene seiner Werke entzündet, denn die Zeit begünstigte sie. Längst hatte sich bei begabteren Männern das Bedürfniss geregt, vernünftig zu begreifen, was zu glauben die Kirche gebot, und ein lebendiges religiöses Gefühl sich gern aneignete. Längst war auch unter den Scholastikern der Streit der sogenannten Nominalisten und Realisten entbrannt, die sich beiderseits, ohne mehr als die logischen Schriften des Aristoteles zu kennen, die ächten Peripathetiker dünkten. Daher die Begierde, mit der man seinen übrigen Schriften nachfragte, der Eifer, mit dem man sie ergriff, die unerhörte Wirkung, die sie hervorbrachten. Die Meisten, des eigenen Denkens entwöhnt, staunten wie über ein Wunder über die Kühnheit und Sicherheit der Forschung, ja über die Möglichkeit, dass der menschliche Geist auch ohne Offenbarung Wahrheit zu erkennen fähig sei. Die wenigen Selbstdenker erkannten doch mit hoher Befriedigung in Aristoteles ihren Meister. Auf einmal liess sich zwar das gewohnte Gängelband der Auctorität nicht abwerfen. Offenbarung und Kirchenlehre, welche man kaum unterschied, galten auch den verwegensten Denkern als Kanon der Wahrheit, und unbedenklich erwartete man von der Philosophie dieselben Resultate, zu welchen die Kirche gelangt war. So geschah es, dass man den Aristoteles, den unübertrefflichen Philosophen, als zweite fast gleich berechtigte Auctorität neben die der Kirche stellte, und in seiner Speculation die philosophische Bestätigung des katholischen Dogmas zu finden meinte.

Gleichgültig gegen solche Neuerungen verhielt sich die Kirche selbst nicht, sie trat ihnen zumal in Paris, dem Haupttummelplatze theologisch-scholastischer Disputationen, den sie vor andern stets im Auge behielt, mehrmals schroff genug entgegen: sie zu unterdrücken, war sie, vor welcher Kaiser und Könige zitterten, trotz Interdicten und Scheiterhaufen zu schwach. Jean de Launoy, der gelehrte Vertheidiger der gallicanischen Kirche, von dem man sagte, seine Kritik merze alle Jahr einen Heiligen aus, widmete diesem Gegenstande vor zwei hundert Jahren eine eigene

Schrift [1]), die, fünf Mal gedruckt, und vielfältig benutzt, doch erst vor hurzem durch Jourdain eine wesentliche Berichtigung erfuhr. Im Jahr 1209 hatte eine durch den Erzbischof von Sens zu Paris gehaltene Provincialsynode gegen verschiedene Ketzer und ketzerische Schriften ein sehr hartes Urtheil gefällt, worin unterandern die Worte vorkommen: „nec libri Aristotelis de naturali philosophia, nec commenta legantur Parisiis publice vel secreto. Et hoc sub poena excommunicationis inhibemus.“ So lautet das Original [2]). Launoy, der dasselbe nicht kannte, hielt sich an die Zeugnisse zweier fast gleichzeitiger Geschichtsschreiber, deren einer, Rigord, sich also ausdrückt: „In diebus illis (1209) legebantur Parisiis libelli quidam de Aristotele, ut dicebantur, compositi, qui docebant Metaphysicam, delati de novo a Constantinopoli et a Graeco in Latinum translati, qui, quoniam non solum haeresi (Almarici) sententiis subtilibus occasionem praebebant, immo et aliis nondum inventis praebere poterant, jussi sunt omnes comburi, et sub poena excommunicationis cautum est in eodem Concilio, nequis eos de cetero scribere et legere praesumet, vel quocunque modo habere.“ Der andere, Hugo, nennt dagegen die Bücher des Aristoteles: „qui de naturali philosophia inscripti sunt, et ante paucos annos Parisiis coeperant lectitari,“ und lässt sie nur auf die Zeit von drei Jahren verbieten. Diese Abweichungen der beiden Berichterstatter von einander führten zu mancherlei Auslegungen, bis Jourdain das ganz vernachlässigte Original wieder hervorzog, und den Beweis lieferte, dass jenes Urtheil des pariser Concils gar kein ächtes aristotelisches Werk, sondern das ihm untergeschobene von Alfarabius ins Arabische, später ins Lateinische übersetzte Werk de causis [3]), nebst dem Commentar des Avicenna über des Aristoteles Physika und Metaphysika getroffen habe, worin man freilich ächt aristotelische

1) *Jo. de Launoy de varia Aristotelis fortuna in academia Parisiensi. Paris 1653 und 1662, Hagae-Comitum 1656, Wittemberg 1720*, und in der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke *Colon. Allobrog Tom. IV, 1731.*

2) *Martene et Durand thesaurus novus anecdotorum. Tom. IV, pag. 163.*

3) Darüber sehe man *Jourdain Seite 297 ff.*

Philosophie zu besitzen sich einbildete [1]). — Sechs Jahre darauf erneuerte ein päbstlicher Legat bei Revision der pariser Hochschule zwar dasselbe Verbot, doch in etwas milderer Form, und verbunden mit der ausdrücklichen Verordnung, die Dialektik des Aristoteles (statt welcher man sich bis dahin an die des heiligen Augustinus gehalten hatte) solle zu Paris gelesen werden [2]). Allein auch dabei blieb es nicht: wieder sechzehn Jahr später, 1231, erklärte sogar Pabst Gregorius IX., sonst eben nicht wegen Milde und Nachgiebigkeit bekannt, der Naturbücher (libri naturales), welche durch das Provincialconcil verboten wären, sollten sich die pariser Magister so lange enthalten, bis sie geprüft und von allem Verdacht der Irrlehre gereinigt wären; und den Dawiderhandelnden drohte er nicht mehr mit dem Interdict, sondern mahnte sie nur an den Unwillen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus, den sie sich zuziehen würden [3]). Nachdem darauf 1256 ein Legat des Pabstes Clemens IV. die strengere Verordnung von 1215 noch einmal erneuert hatte, verordneten endlich 1366 zwei von Pabst Urban X. zur Visitation der pariser Hochschule abgesandte Cardinäle, dass daselbst niemand die Veniam legendi erhalten solle, der nicht, ausser andern genannten Büchern, auch librum Physicorum, de Generatione et corruptione, de Coelo et mundo, die sogenannten Parva naturalia, und die Metaphysik (des Aristoteles) gehört hätte.

Verräth nun auch diese allmälig steigende, zuletzt in ihr Gegentheil umschlagende Nachgiebigkeit, wie wenig jene frühere Strenge der Erwartung entsprochen habe, so bleibt es doch immer merkwürdig, wie entschieden und öffentlich viele angesehene Geistliche, schon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, den ganzen Aristoteles benutzten und seine Lehre verbreiteten. Noch stand der Beschluss der pariser Provincialsynode in voller Kraft, als

---

1) Man sehe darüber bei *Jourdain* das ganze fünfte Kapitel, *Seite 202 ff.* Auf Avicenna bezieht er den im Verbot gebrauchten Ausdruck *Commenta.*

2) *Launoy, l. c. cap. 4 et 5.*

3) *Ibidem cap. 8.*

4) *Ibidem cap. 9.*

Albert der Grosse alle ächten oder damals für ächt gehaltenen Schriften des Aristoteles auf seine Weise überarbeitet und erläutert herausgab, und sein Schüler Thomas Aquinas ausführliche Commentare darüber bekannt machte. Beide, sagt man, hätten in Köln gelebt, und sich an die zunächst für Paris erlassenen Vorschriften nicht verbunden geachtet. Aber auch Vincentius Bellovacensis, der Lector des Königs von Frankreich, excerpirt den Aristoteles in seinem Speculum naturae fast Blatt für Blatt mit der einzigen Vorsicht, dass er sagt[1]), er selbst hätte dessen Schriften keineswegs excerpirt, sondern die Excerpte daraus von einigen seiner Ordensbrüder empfangen. Dieses Räthsel meinte Jourdain durch seine Entdekung gelöst zu haben, dass das pariser Verbot gar nicht auf die ächten Werke des Aristoteles zu beziehen wäre; man hätte sich nach jenem Verbot um so mehr bestrebt, aus den ächten den Pantheïsmus jener unächten Schriften zu widerlegen. Allein Albert der Grosse sowohl als auch Thomas Aquinas erklärten beide auch das unächte Werk de Causis, welches nach Jourdain das verbotene war, ohne es für unächt zu halten Ich sehe also in der That keinen Ausweg, diese und andre Theologen jener Zeit vor dem Vorwurfe des Ungehorsams gegen das Kirchenregiment zu schützen, und finde ihre einzige Entschuldigung in der unwiderstehlichen Macht des aristotelischen Geistes, der ich es zugleich zuschreibe, dass die Kirche auf ihr eigenes Gebot nicht nachdrücklicher hielt.

Nun leuchtet aber auch ein, welchen Einfluss die aristotelischen Werke auf die damals allgemein verbreitete verächtliche Vorstellung von der Natur ausüben musste. Nur die frühern, dem klassischen Alterthum noch näher stehenden Kirchenväter, wie vor allen, doch nicht allein, Basilios der Grosse, hatten die Natur als einen Spiegel göttlicher Weisheit angesehen und in ihren homiletischen Schriften dargestellt; den spätern erschien sie mehr und mehr im trüben Widerschein ihrer Teufelslehre als ein

---

1) *Vincentii Bellovacensis speculum naturale. Prologus, cap. 10. Apologia de modo excerpendi ex quibusdam libris Aristotelis.*

Zerrbild ihres phantastisch ausgeschmückten Paradieses, nur geeignet die lediglich für eine höhere Welt erschaffenen Menschen durch Sinnenlust zu umstricken und in Verdammniss zu stürzen. Bei ihnen stand daher jeder Arzt Philosoph oder einfache Freund der Natur im Verdacht der Zauberei. Wie dagegen Aristoteles die Welt darstellte, so war sie ein wundervoll harmonisches Geflecht vernünftiger Mittel und Zwecke, und die Erforschung derselben erschien als des denkenden Menschen würdigste Aufgabe. Gar seltsam musste der plötzliche Uebergang von jener zu dieser Ansicht edlere Gemüther aufregen; er hätte sie vielleicht in das entgegengesetzte Extrem geworfen, wäre ihnen nicht die lange Gewohnheit geistiger Zucht zu Hülfe gekommen, sie vor Ueberstürzung zu bewahren Weit entfernt, sich an der Hand des Aristoteles von der Fessel des strengen Kirchenglaubens los zu machen, setzte man sich selbst in ihm einen zweiten Zuchtmeister, dem man sich freiwillig unterwarf. Zeigten sich auch unverkennbare Verschiedenheiten unter seiner Lehre und der der Kirche, so zweifelte man doch nicht, dass sie nur auf Missverständnissen beruheten, welche aufzuklären nun die Aufgabe der Wissenschaft sei.

Wann wo und bei wem zuerst der Funke aristotelischer Naturphilosophie gezündet, wie sich das anfangs heimliche Feuer allmälig fortgepflanzt genährt und Luft gemacht, ist schwer nachzuweisen; in helle Flammen schlug es zuerst aus bei Albert dem Grossen, dem wir schon deshalb, und noch mehr, weil er sich grade um die Wiedererweckung wissenschaftlicher Pflanzenkunde ein besonderes lange verkanntes Verdienst erworben, die grösste Aufmerksamkeit schuldig sind.

Man könnte einen Schritt weiter zurück gehen, bis auf die Uebersetzer der naturwissenschaftlichen Werke des Aristoteles theils aus dem Arabischen theils aus dem Griechischen. Allein ich besitze dazu weder die Hülfsmittel noch die Gelehrsamkeit, mit denen Jourdain diese Untersuchung so meisterhaft geführt hat, dass ich mich begnügen darf auf sein schon genanntes Werk zu verweisen. Das Wenige, was hier etwa noch ins Besondre von Alfredus de Sarchel, dem Uebersetzer des Pseudo-Aristoteles,

von den Pflanzen zu sagen wäre, besprach ich bereits im ersten Bande meines Werks Seite 326, und werde desselben später bei Bartholomäus Anglicus nochmals gedenken.

Aber neben Albert stehen noch drei Männer derselben Zeit gleich ihm, wenn auch minder lebhaft, ergriffen von Aristoteles, und auf die Verbreitung seiner Naturansicht vielleicht von noch grösserem Einfluss: der eben genannte Bartholomäus Anglicus, Thomas Cantipratanus und Vincentius Bellovacenses. Ihnen sei, ausser Albert selbst, unser zwölftes Buch gewidmet.

Erstes Kapitel.

Albert der Grosse.

§. 2.

Sein Leben.

Oft genug und schon frühzeitig ist es beschrieben, zuerst von dem spanischen Dominicaner Ludovicus de Valleoleti (aus Valladolid), gestorben 1436 oder bald darauf [1]), in seiner noch ungedruckten, in der pariser Bibliothek aufbewahrten, und von dem gleich näher anzuführenden Echard und Andern vielfältig benutzten Schrift: Tabula quorundam Doctorum ordinis Praedicatorum; nicht lange darauf von einem andern, übrigens unbekannten Dominicaner Petrus de Prussia, der kurz nach 1483 ein ziemlich weitläuftiges Buch über Alberts Leben schrieb, worin er selbst sagt [2]) in jenem Jahre wären neulich Alberts Gebeine wieder aufgefunden. Nach Echard [3]) ist diese Biographie zweimal gedruckt, zuerst in Deutschland um 1490; doch hat er selbst diese Ausgabe

1) *Echard*, in dem gleich anzuzeigenden Werke *I, pag. 789.*

2) *Petrus de Prussia cap. 21, pag. 186.*

3) *Echard pag. 866.*

offenbar nicht gesehen, und weder Panzer noch Hain kennen sie, weshalb ich, wenn auch nicht ihre Existenz, doch ihre Erscheinung vor 1500 bezweifeln; zum zweiten mal in Verbindung mit einem kleinen Erbauungsbuche unsres Albert. Auch diese Ausgabe, welche Echard benutzte, ist äusserst selten. Ich erhielt sie endlich durch die Güte des Herrn Hofrath Höst, aus der göttinger Bibliothek zur Benutzung, und gebe ihren vollen Titel, da ich denselben bei keinem Bibliographen genau angezeigt finde:

B. Alberti doctoris magni ex ordine praedicatorum episcopi Ratisbonensis de adhaerendo deo libellus. Accedit ejusdem Alberti Vita, Deo adhaerentis exemplar. Antverpiae ex officina Plantiniana, apud Balthasarum Moretum, et Viduam Joannis Moreti, et Jo. Meursium. 1621. — Ausser dem Index 341 Seiten in 12. Die Vita beginnt pag. 61 unter dem besondern Titel:

Vita B. Alberti doctoris magni ex Ordine Praedicatorum episcopi Ratisponensis, compilatore R. Petro de Prussia ejusdem ordinis Theologo. — Sie füllt also 280 Seiten.

Sie hat den grossen Vorzug, ihre Quellen genau anzugeben und zum Theil wenigstens aus den besten Quellen, aus Alberts eigenen Werken und denen seiner Schüler und Zeitgenossen zu schöpfen. Auch kritisch verfährt sie öfter, und verwirft schon manche von Spätern wieder aufgewärmte Fabel. Gleichwohl bedarf sie selbst, wie Echard gezeigt, hie und da der Kritik, und übergeht vieles, was wir in ihr erwarten dürften, während lange Kapitel eigentlich nichts zur Sache gehöriges enthalten.

Unbekannt ist mir Rudolphi de Novimagio legenda Alberti Magni. Coloniae. 1490, in 4., bibliographisch näher beschrieben von Hain im repertorium bibliographicum, nr. 11915. Nach dem zu urtheilen, was Andre daraus schöpften, eine werthlose Arbeit, reich an Fabeln, arm an Thatsachen. — Besser ist unstreitig die kurze Biographie, welche Jammy seiner Sammlung der Werke Alberts vorausgeschickt, wiewohl auch von geringer Bedeutung. — Weit mehr enthalten einige der Geschichtschreiber

des Dominicanerordens und der Kirche. Nur je Einen aus jeder der beiden Klassen führe ich als die wichtigsten an.

Joannes Trithemius, dem die Literargeschichte so viel verdankt, handelt auch von Albert, nicht nur im Catalogus illustrium virorum Germaniam suis ingeniis et lucubrationibus exornantium, wie im Liber de scriptoribus ecclesiasticis, sondern auch in der Chronica Hirsaugiensis. Alle drei Werke findet man beisammen in der von Freher besorgten Ausgabe seiner Werke, die beiden ersten im ersten, das dritte im zweiten Theil, erschienen Francofurti 1601 in fol.

Niemand aber hat Alberts Leben ausführlicher unbefangener und gründlicher behandelt als Echard in dem bekannten Werke:

Scriptores ordinis praedicatorum recensiti, notisque historicis et criticis illustrati etc. Inchoavit Jac. Quetif, absolvit Jac. Echard. Lutet. Paris. tom. I, 1719 fol. pag. 126 sqq. (vol. II, ibidem 1721).

Jedem Schriftsteller ist ein besonderer Artikel in chronologischer Folge gewidmet. Daneben steht, wenn Quetif den ganzen Artikel schrieb, kein Zeichen, wenn Echard, ein Sternchen, wenn beide Theil daran hatten, ein Kreuz.

Andre, wie Fabricius, Brucker (in seiner Historia philosophiae), Bayle u. s. w., benutzten fast nur die vorgenannten Arbeiten, einige besser, andre flüchtiger. Tüchtiger Forschung begegnen wir erst wieder bei Jourdain, ohne Zweifel dem gründlichsten Kenner der eignen Werke Alberts und seiner bedeutenderen Zeitgenossen in neuerer Zeit. — Eine ausführliche Biographie soll Franz Joseph von Bianco, der gelehrte Historiograph der Universität Köln, lange vorbereitet haben: erschienen ist sie noch nicht.

Ueber Albert als Botaniker lieferte ich selbst ein paar Aufsätze in von Schlechtendals Linnäa X, 1836. S. 631 ff. und XI, 1837. S. 545 ff. Was ich darin aber von Alberts Leben gesagt, bedarf, weil mir die Hauptquellen damals noch fehlten, vieler Berichtigungen. — Dasselbe gilt zum Theil auch von Choulants biographischen Angaben in seinem Aufsatz: Albertus

Magnus in seiner Bedeutung für die Naturwissenschaften, historisch und bibliographisch dargestellt, in Henschel's Janus I, 1846, S. 127 ff. Doch ist der bibliographische Theil dieser Arbeit, zumal in Betreff einiger dem Albert untergeschobenen Schriften, ausgezeichnet. — Hier ist nicht der Ort für eine ausführliche Biographie, nur die Hauptmomente aus Alberts Leben hebe ich hervor, und zwar, so weit meine Hülfsmittel reichen, keins ohne eigene Prüfung. Halte ich mich dabei doch länger auf, als bei Andern, so entschuldige mich des Mannes hohe Bedeutung für unsre Wissenschaft.

Albert Graf von Bollstädt war sein voller Name. Den Beinamen des Grossen ertheilte ihm die Nachwelt, und Heumann[1]) bemühete sich umsonst, ihm denselben als Ehrentitel dadurch zu entziehen, dass er nachwies, das Geschlecht der Herren von Grote, die sich in Urkunden oft auch Magnus nannten, hätte schon um 1220 am Rhein existirt. Er hätte zeigen müssen, dass Albert den Namen Magnus von Jugend auf geführt, oder dass das Geschlecht der Grote nur eine Seitenlinie des gräflich bollstädtschen wäre. Keins von beiden hat er geleistet. Geboren ward Albert zu Lauingen in Schwaben 1193. Diese Zeitbestimmung beruht auf dem einstimmigen Zeugniss des Bartholomäus de Luca (bei Echard pag. 169), eines Zeitgenossen Alberts, des Ludovicus de Valleoleti, des Petrus de Prussia und des Joanes Trithemius[2]), welche ihn alle 1280 im 87. Jahre seines

1) *C. A. Heumann conspectus rei publicae literariae. Edit. VI Hannoverae 1753, pag. 135 sq.*, mit Bezugnahme auf seine frühere Abhandlung in den *Act. philos. III, pag. 756*, und auf *Brucker hist. philos.*, der ihm jedoch nicht beistimmt.

2) In der *Chronica Hirsaugiensis* notirt *Trithemius* die Geburt Alberts beim Jahr 1193, seine Erhebung zum Bischof im 66sten Lebensjahr beim Jahr 1259, und seinen Tod im Alter von 87 Jahren beim Jahr 1280. Dasselbe Todesjahr giebt er ihm im *Catalogus illustr. viror.* und im *liber de scriptoribus ecclesiasticis (oper. I, pag. 141 und 293)* an beiden Stellen genau mit denselben Worten, lässt jedoch seinen Tod erfolgen *aetatis suae anno LXXX*. Es ist klar, dass diese Zahl nach der *Chronica Hirsaug.* in *LXXXVII*, verwandelt werden muss.

Lebens sterben lassen. Erst Jammy setzt ohne Angabe des Grundes seine Geburt um das Jahr 1205, lässt ihn zwar auch 1280 sterben, verschweigt jedoch das Alter, das er erreicht hatte. Die Veranlassung dazu ist wahrscheinlich diese: nach einer der am meisten verbreiteten Sagen über Albert, erschien ihm in seinem sechzehnten Jahr die Mutter Maria, und befahl ihm den Eintritt in den Orden der Dominicaner. Das passt nicht zum Geburtsjahr 1193. Denn danach war Albert schon 23 Jahr alt, wie Echard (pag. 163) gemerkt, bevor der Orden begründet und bestätigt ward. Die Vision, setzt er hinzu, muss folglich, wenn sie stattfand, in eine spätere Zeit versetzt werden. Jammy wählte den entgegengesetzten Ausweg, seine Geburt zu verspäten, allen ächt historischen Zeugnissen und Alberts ganzem fernern Lebenslaufe zum Trotz. Unbegreiflich ist daher, wie die Meisten nach Echard das wahre Geburtsjahr Alberts noch immer zweifelhaft finden können. Die Besonneneren, wie Brucker, die Verfasser der Histoire litteraire de la France (vol. XIX, 1838. pag. 363) und wenige Andre haben Jammy's Meinung längst verworfen.

Zu den Fabeln, womit man Alberts Leben durchflocht, gehört auch die, er sei so kleiner Statur gewesen, dass ihm der Pabst einst befohlen habe sich von den Knien zu erheben, nachdem er längst wieder aufrecht vor ihm gestanden [1]). Das ist alles, was ich über seine körperliche Bildung angegeben finde. War er wirklich von sehr zartem Bau, so ist kein Grund mit Jammy anzunehmen, man hätte gezweifelt, ob man ihn dem Waffenhandwerk oder den Wissenschaften widmen solle; und Petrus de Prussia sagt (cap. 1) gradezu, er wäre von frommen Aeltern von Jugend auf den Weg des Herrn geführt, und den Wissenschaften übergeben worden. Ich vermuthe indess, man habe ihn ursprünglich nicht für die Theologie, sondern für die Jurisprudenz bestimmt. Denn zu seiner Ausbildung finden wir ihn weder auf einer deutschen Klosterschule, noch zu Paris, wohin damals junge Theologen aller Länder, besonders Deutsche, zusammenströmten; sondern

1) *Petrus de Prussia, cap. 52, pag. 320.*

zu **Padua** (nicht Pavia, wie man hin und wieder, sogar auch bei Jourdain, irrthümlich liest), der um 1222 gegründeten, schnell und kräftig aufblühenden Rechtsschule, die so viele vornehme Deutsche anlockte, und ihnen als bevorzugter Nation sogar besondre Privilegien ertheilte. Dass Albert zuvor wirklich auch Paris besucht habe, ist eine von Joh. Heinr. Heister ersonnene, von Echard[1]) nicht unwahrscheinlich gefundene Hypothese, die durch nichts unterstützt wird als dadurch, dass viele Theologen dahin gingen, und daher voraussetzt, was erst zu beweisen wäre, dass Albert von Haus aus zur Theologie bestimmt gewesen. Wir finden ihn ferner zu Padua in Begleitung eines Oheims, der sich seinem Eintritt in den Orden der Dominicaner längere Zeit hindurch hartnäckig widersetzte. Auch das bestärkt mich in meiner Vermuthung.

Schon hier scheint indess sein Geist die naturwissenschaftlich philosophische Richtung angenommen und die enthusiastische Neigung zum Aristoteles gefasst zu haben, die ihn später so gross machten[2]); und man bilde sich nicht ein, dass es auf der jungen Rechtsschule an Hülfsmitteln und Vorbildern dazu gebrach. Denn wenn gleich Scholaren und Baccalaureen der freien Künste daselbst vor 1262 nicht vorkommen[3]), so folgt daraus nicht, dass sie noch nicht existirten, sondern nur, dass sie noch keine von der juristischen abgesonderte Corporation oder Universität nach damaligem Sprachgebrauch bildeten, sondern noch der juristischen Universität zugerechnet wurden. Albert selbst nennt Padua eine Stadt, worin das Studium der Wissenschaft seit langer Zeit geblüht habe[4]). Er selbst

1) *Echard pag. 163* mit Bezugnahme auf *Jo. Henr. Heister syntagma suffraganeorum Coloniensium. Coloniae 1641 in 8.* Ich kenne dies Werk nicht, *ubi Alberti nostri aetatem et acta varios in annos digesta melioribus conjecturis ad legitimam satis chronologiam revocat*, wie *Echard* sagt.

2) Dasselbe vermuthet aus andern Gründen schon *Tennemann, Geschichte der Philosophie VIII, S. 485.*

3) *Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter III, S. 276 ff. der zweiten Ausgabe von 1834.*

4) *Albertus Magnus de natura locorum tractat. III, cap. 2 (opp. V, pag. 286): „in qua multo tempore viguit studium literarum."* Etwas anders lautet

theilt uns sogar drei naturwissenschaftliche Beobachtungen mit, welche er die eine ohne nähere Ortsbezeichnung in der Lombardei, die zweite in Padua, die dritte bei einem Aufenthalt in dem benachbarten Venedig machte. Aus der Lombardei beschreibt er ein lange anhaltendes weit verbreitetes Erdbeben [1]). Aus Padua erzählt er von einem Brunnen, worin zwei Männer, die nach einander hinabstiegen, erstickten, und von dem ein dritter, der sich nur überlehnte, um nach den andern zu sehen, betäubt ward [2]). In Venedig fand man beim Zersägen eines Marmorblocks eine Zeichnung im Stein wie ein gekröntes langbärtiges Menschenhaupt. Nur die Mitte der Stirn erstreckte sich zu hoch nach oben. Ihn fragte man nach der Ursache dieses Phänomens, er musste also schon in einem gewissen Ruf als Naturforscher stehen. Er antwortete, der Stein habe sich aus coagulirtem Dampf gebildet, welcher in der Mitte durch übermässige Hitze zu hoch empor getrieben sei [3]). Diese Antwort, deren Werth auf sich beruhen mag, schmeckt so unverkennbar nach peripatetischer Naturdeutung, dass ich daraus schon um diese Zeit auf Alberts Bekanntschaft mit ächten oder unächten aristotelischen Schriften schliessen möchte, vielleicht mit den Meteoren, vielleicht auch nur mit des Nikolaos, damals noch für aristotelisch gehaltener Schrift von den Pflanzen, deren zweites Buch gelegentlich auch von der Steinbildung handelt. Ja was noch mehr, schon Petrus de Prussia, der in Albert hauptsächlich nur den Theologen und Heiligen bewundert, versichert gleichwohl, nach kurzem Aufenthalt zu Padua hätte Albert all seine Zeitgenossen, d. h. Mitschüler, durch seine Studien so weit übertroffen, dass man ihn schlechthin den Philosophen zu nennen pflegte.

Bei dieser Geistesrichtung konnte ihn das Studium der Rechte

---

dieselbe Stelle bei *Petrus de Prussia cap. 2, pag. 81: „in qua floruit studium ante parvum tempus.* Vermuthlich citirte er sie nach dem Gedächtniss.

1) *Alberti Magni meteoros. lib. III, tractat. II, cap. 9 (opp. vol. II, pag. 95).*

2) *Ibidem cap. 12 (pag. 97.)*

3) *Ejusdem de mineralibus lib. II, tractat III, cap. 1 (opp. ibidem pag. 238).*

nicht befriedigen, es gab nur zweierlei Stellungen im damaligen bürgerlichen Leben, die ihm zusagen konnten, die des Arztes oder die des Mönches. Letztere war ehrenvoller und in vieler Hinsicht vortheilhafter. Der kaum gegründete Orden der Dominicaner, der den Unterricht in weitestem Umfange zu seinem Hauptgeschäft machte, musste seiner Neigung vollkommen entsprechen; die persönliche Bekanntschaft mit dem ausgezeichneten Ordensgeneral Bruder Jordan, der alles aufbot bedeutende Geisteskräfte für den Orden zu gewinnen, mag seinen Entschluss entschieden haben, ohne dass es dazu dämonischer Einflüsse bedurfte. Erzählt wird, ein teuflischer Traum hätte ihn vom Eintritt in den Orden zurückgeschreckt, und am Tage darauf hätte er eine Predigt des Pater Jordan gehört, worin derselbe, ohne von jenem Traum zu wissen, des Teufels Kunstgriffe durch solche Träume vom geistlichen Stande abzuhalten, so lebhaft geschildert, dass eine göttliche Fügung darin unverkennbar gewesen sei. Genug Albert ward durch Pater Jordan selbst in den Orden aufgenommen.

Man pflegt dies Ereigniss in das Jahr 1221 zu setzen, Echard zeigt, dass es erst 1223 eingetreten sein kann, weil Pater Jordan im Jahr 1221 noch nicht Ordensgeneral, im folgenden Jahre aber nicht in Italien war. Albert zählte also bei seinem Eintritt in den Orden 30 Jahr. Wäre er, wie Jammy will, 13 Jahr später geboren, so liesse sich eine so frühe Aufnahme in den Orden und ein so früher Ruf philosophischen Wissens kaum begreifen. Jetzt gehörten theologische Studien, wie sich von selbst versteht, zu seinem Beruf, und wie sehr er sich bald auch als Theologe auszeichnete, und wie zahl- und umfangreich auch seine theologischen Schriften sind, ist bekannt genug. Wir haben es nur mit dem Naturforscher zu thun. Jammy lässt ihn auch schon zu Padua als L e h r e r d e r P h i l o s o p h i e (ut abstrusissima quaeque aperiret) auftreten, und Wahrheitsuchende von allen Seiten zu ihm herbeiströmen. Petrus de Prussia weiss davon noch nichts. Eine andre Frage ist, ob nicht einige seiner philosophisch-naturwissenschaftlichen Werke bereits in Padua entstanden; auch daran zweifle ich, verspare aber die Gründe meiner Vermuthung auf den nächsten Paragraph.

Wenige Jahre nach seinem Eintritt in den Orden, wie Petrus ohne nähere Zeitbestimmung sagt (cap. 5, pag. 90), sandten ihn seine Obern, um mit ihres Bruders Pfunde zu wuchern (ut sol ille pluribus illucesceret, Jammy) als Lector, d. h. Lehrer, nach Deutschland, und zwar von Kloster zu Kloster, zuerst nach Köln, von da in das im Jahr 1233 neu errichtete Kloster zu Hildesheim, von da nach Freiburg im Breisgau, dann auf zwei Jahr nach Regensburg, zuletzt nach Strasburg. Von hier aus kehrte er endlich wieder nach Köln zurück, wo er von nun an, den grössern Theil seines Lebens zubrachte, und zahlreiche zum Theil ausgezeichnete Schüler bildete. Ich nenne nur einige der bekannteren, den Thomas Brabantinus oder de Cantiprato, der uns im nächsten Kapitel als Verfasser des Buchs de naturis rerum, was Einige auch dem Albert zuschreiben wollten, beschäftigen wird; den Thomas de Aquino, der als speculativer Philosoph seinen Lehrer bald noch überragte; den Ulricus Engelberti de Argentina, bekannt als Theologe und Naturphilosoph, obgleich seine Werke noch ungedruckt liegen. Von seinem Meister sagt derselbe (bei Petrus cap. 3, pag. 87): adeo divinus fuit Albertus, ut congrue nostro tempore stupor et miraculum dici possit.

In den Anfang dieser Periode, etwa in die Jahre 1230—1232, legt Echard wieder eine rein hypothetische Reise Alberts nach Paris und einen einjährigen Aufenthalt daselbst, aus zwei Gründen, einmal weil der Orden jährlich aus jeder seiner Provinzen drei der am meisten versprechenden jüngern Brüder zum Zweck höherer theologischer Ausbildung nach Paris zu senden pflegte, und dann auch weil Thomas de Cantiprato [1]) von einer Vision spricht, die Albert in Paris gehabt habe, und die er, wie Echard meint, nur in seiner Jugend gehabt haben könne. Albert selbst soll seinem Schüler erzählt haben, es sei ihm zu Paris ein Dämon in der Gestalt eines Ordensbruders erschienen, und habe ihn in Versuchung geführt, den Studien zu entsagen: Das, meint Echard, passe nicht zu der Zeit seines spätern pariser Aufenthalts, von dem sogleich

1) *Thomae de Cantiprato bonum universale de apibus II, cap. 57. §. 34*

die Rede sein wird. Denn damals hätte er nicht mehr studiren, sondern die Früchte langer Studien erndten wollen, nämlich die theologische Doctorwürde, die sich Albert in den Jahren 1245—1248 zu Paris erwarb. Mir scheint dagegen nichts natürlicher, als dass ein Mann von mehr als funfzig Jahren, der sich noch einmal einer öffentlichen Prüfung seines Wissens und seiner Gewandtheit im Disputiren unterwerfen soll, einen Augenblick zagt und schwankt, ob er nicht besser thäte zurückzutreten. Ich kann daher diesen vermeinten zweiten Aufenthalt Alberts in Paris so wenig zugeben, wie den ersten, und fürchte, dass sich Echard in diesem Fall durch das bei ihm öfter hervortretende Bestreben, sein Paris zu verherrlichen, bestechen liess.

Gleich darauf aber bewährt er wiederum seine gewohnte Kritik, wenn er die, wie es scheint von Leander Alberti [1]) ausgegangene Sage verwirft, Albert wäre im Jahr 1236, als Jordan seine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande antrat, zum Generalvicar des Ordens ernannt, hätte 1238 nach Jordans Tode dem zu Bologna gehaltenen Kapitel zur Wahl eines neuen Generals beigewohnt, und beim ersten Scrutinium die Hälfte aller Stimmen erhalten. Ich übergehe seine Gegengründe, da sie sich nicht kurz wiedergeben lassen; sie sind aber schlagend.

Eben so gründlich zeigt sich Echard wieder in der Bestimmung der Zeit, da Albert seiner Meinung nach zum dritten oder, wie ich mit Petrus de Prussia annehme, zum ersten mal Paris besuchte, um die Doctorwürde zu erwerben. Vor 1244 kann er die Reise nicht angetreten haben, wahrscheinlich erst 1245. Denn im Jahr 1244 kam Thomas de Aquino nach Köln, und studirte, wie Thomas de Cantiprato bezeugt, daselbst unter Alberts Leitung so lange, bis dieser berühmte Lector nach Paris versetzt ward, und wegen seiner unvergleichlichen Wissenschaft den theologischen Lehrstuhl (der Dominicaner daselbst) einnahm. Den muthmaasslichen Anlass zu seiner Sendung nach Paris gab das

1) *Leander Alberti de viris illustribus ordinis Praedicatorum. Bononiae 1517 in fol.* Ich kenne das Buch nicht. Vergl. *Echard pag. 164* und besonders *pag. 107.*

zu Anfang des Jahrs 1245 zu Köln gehaltene Generalkapitel des Ordens. Denn dass er dahin geschickt ward, und nicht aus freiem Entschluss ging, versteht sich bei einem einfachen Ordensbruder von selbst. Albert erzählt uns [1]) von einem castilianischen Prinzen, der zu seiner Zeit des Studiums wegen nach Paris gekommen sei, und ihm dort eine naturhistorische Merkwürdigkeit mitgetheilt habe. Ein directes Zeugniss für die Zeit der Ankunft des Prinzen in Paris fehlt, dass er aber 1245 daselbst studirte und einen Besuch des Erzbischofs von Toledo empfing, dafür fand Echard das Zeugniss eines spanischen Historikers auf. Ferner beweist er aus einer Urkunde (pag. 166), worin Albert schon Magister und Theilnehmer an einer geistlichen Berathung genannt wird, dass sich derselbe im Mai 1248 noch zu Paris befand. In den ersten Tagen des folgenden Jahrs werden wir ihm schon wieder zu Köln begegnen Folglich bleiben für seinen Aufenthalt in Paris nur die drei Jahr 1245—1248 offen, und drei Jahr lang währte damals der Cursus zur Erlangung der akademischen Würden der Theologie zu Paris. Nicht ganz fest steht, wo Thomas de Aquino diese Zeit zubrachte. Nach der gewöhnlichen von Jammy angenommenen Meinung ging Albert nicht ehr nach Paris, bis er an seiner statt seinen Lieblingsschüler als Lector zu Köln zurücklassen konnte, und dieser besuchte Paris zu gleichem Zweck erst nach seines Lehrers Rückkehr von dort. Echard macht es beinahe gewiss, dass Thomas seinen Lehrer nach Paris begleitete und unter ihm daselbst fortstudirte, wiewohl er die akademischen Würden erst später daselbst erlangte. Ueber den Ruhm, den sich Albert zu Paris erwarb, herrscht nur Eine Stimme; wenn jedoch Petrus (cap. 6, pag. 96) den Zudrang zu seinen Vorträgen so gross sein lässt, dass er sich genöthigt gesehen, sie unter freiem Himmel auf der Platea Magni Alberti, jetzt Place Maubert [2]), zu halten, so gehört das wieder zu den Ausschmückungen seines Lebens, die

1) *Albertus Magnus de mineralibus II tractat. III. cap. 1 (opp. vol. II, pag. 238).*

2) Nicht Place Aubert, wie *Bianco* in seiner *Geschichte der Universität zu Köln, Band I, Seite 4* irrthümlich den Platz nennt.

Echard so unerbittlich zerstört. Der Platz führt seinen Namen von einem alten Lehne gleiches Namens, und ward willkürlich auf unsern Albert umgedeutet.

Am 6ten Januar 1249 feierte der durch päbstlichen Einfluss zum Gegenkaiser gegen Friedrich II. erwählte, und bereits als deutscher König gekrönte Graf Wilhelm von Holland das Fest seiner Schutzheiligen, der heiligen drei Könige, zu Köln. Albert soll einen Besuch von ihm erhalten, und ihn darauf bis Utrecht zur Gründung eines neuen Dominikanerklosters begleitet haben; so erzählt Johannes de Beka[1]), ein Chronist des XIV. Jahrhunderts, in seiner Geschichte der Bischöfe von Utrecht und Grafen von Holland; man hat daher keinen Grund an der Richtigkeit dieser Angaben zu zweifeln; wenn er nur nicht noch mehr erzählte! Albert, gross als Magiker, grösser als Philosoph, am grössten als Theolog, hätte dem Könige ein grosses und prächtiges Gastmal gegeben, und zwar mitten im Winter bei starkem Frost, in einem Garten beim Kloster. Indem sich der König niedergelassen, wäre plötzlich Sommerwärme eingetreten, der Rasen grün geworden, die Bäume hätten sich belaubt, mit Blüthen und Früchten geschmückt, und Vögel in ihren Zweigen gesungen; unbekannte Jünglinge von ausnehmender Schönheit hätten die Speisen gereicht u. s. w.; so wie sich aber der König erhoben, wäre alles verschwunden, und der strenge Winter wieder eingetreten. Das ist eine der Hauptfabeln aus Alberts Leben, worüber man mehr geschrieben gezankt gewitzelt oder gar ernsthaft zu Gericht gesessen hat, als über alles, was er wirklich geleistet. Selbst ernsthafte Männer unter den Neuern wollen die Thatsache festhalten; Brucker zum Beispiel macht aus dem offenen Garten ein Treibhaus, und meint damit alles erklärt zu haben; Jourdain nennt die Sache ein Factum, welches, noch in unsern Tagen aussergewöhnlich, damals als Zauberei erscheinen musste, obschon dasselbe weniger für des Gelehrten Künste der Magie, als für seine Kenntnisse in der Physik Zeugniss gebe.

1) *Jo. de Beka chronicon episcoporum Ultrajectensium et comitum Hollandiae. Frankerae 1612 in 4., et 1643 in fol.* Und daraus übergegangen in *Trithemii chronicon Sponheimense (opp. II, pag. 281)*, wo es aber beim Jahr 1254 erzählt wird.

Zum Glück war Jourdain selbst kein Naturforscher, und hatte die Beschreibung des Zauberfestes im Original vermuthlich nicht gelesen, sonst wäre dies Urtheil schwer zu begreifen. Auch Bruckers Deutung finde ich durch Alberts siebtes Buch de vegetabilibus, welches von der Pflanzencultur handelt, nicht im geringsten unterstützt; von Glashäusern steht nichts darin. Aber an einem andern Ort (lib. IV, tractat. IV, cap. 3) sagt Albert, wenn man Pflanzen, z. B. eine Rosenknospe zeitig unterbinde, und sie im Herbst wieder löse, so blühe sie bei klaren Herbsttagen auf. Nach Hermes solle sie sogar, auf dieselbe Weise behandelt und überdies mit Menschenblut begossen, bei gelindem Feuer mitten im Winter aufblühen. Er selbst habe dieses nicht versucht, aber jenes bestätige die Erfahrung. Dasselbe wiederholt er, ohne des Menschenbluts zu gedenken, nochmals bei der Beschreibung der Gartenrose (lib. VI, tract. I, cap. 32 de vegetabilibus). Liegt darin vielleicht der Keim der ganzen Erfindung? Thomas de Cantiprato, der in seinem Bonum universale de apibus so viel von Teufelskünsten spricht, und so manches von seinem verehrten Lehrer Albert zu erzählen hat, weiss noch nichts davon; eben so wenig die ältern Chronisten. Petrus de Prussia widmet viele Kapitel seiner Biographie theils den Wundern, welche man Alberten angedichtet, theils denen, die er wirklich verrichtet habe; dies Wunder kennt er nicht. Niemand kennt es bis auf Johannes de Beka, und so wollen wir es ihm allein überlassen.

Im Jahr 1254 erwählte ein zu Worms gehaltenes Provincialkapitel unsern Albert zum Provincial der Provinz Teutonia, welche Oesterreich, Baiern, Schaben, Elsas, die Rhein- und Moselgegend bis nach Brabant, ferner ganz Sachsen, Meissen, Thüringen, Westphalen, Holland und Holstein umfasste, und sich nördlich bis Lübek erstrekte. Es war nun seine Pflicht, die Klöster seiner Provinz von Zeit zu Zeit persönlich zu visitiren; und den ganzen Sprengel durchwanderte der junge Provincial, obgleich an Jahren kein Jüngling mehr (er zählte bei seiner Erwählung schon 61 Jahr), sein Brod an den Thüren betteld, zu Fuss. Denn es gehörte zu den Ordensregeln, dass die Dominicaner auf ihren Reisen weder Geld

bei sich führen, noch mit Ausnahme dringender Fälle sich eines Wagens oder Pferdes bedienen durften, und auf beides hielt Albert aufs Strengste. Das Gelübde der Armuth erstreckte er sogar auf die Bücher seiner eigenen Hand, so dass er, was er auch schrieb, da, wo es geschrieben war, zurückliess (Petr. de Pr. cap. 16 und 17). Man bilde sich daher nicht ein, das klösterliche Leben hätte ihn von der Natur abgeschlossen; im Gegentheil hatte nicht leicht jemand mehr Gelegenheit sich mit der Natur vertraut zu machen als er, und wie er sie benutzt hat, bezeugen seine Schriften. Rudolphus de Novimagio [1]) lässt ihn sogar zu dieser Zeit vom Pabste nach Polen senden, damit er die barbarische Sitte missgestaltete Kinder und schwache Greise zu tödten, abschaffe. Petrus de Prussia weiss indess von dieser Sendung nichts, und auch Echard erwähnt ihrer nicht.

Um diese Zeit brach der längst im Stillen genährte Hass der Universität zu Paris gegen die dortigen, sich ihr immer mehr aufdrängenden, immer mehr Rechte in Anspruch nehmenden, und an geistiger Kraft ihr damals weit überlegenen Dominicaner und Franciscaner in helle Flammen aus. Hier ist nicht der Ort die Anfänge und den Verlauf dieses langjährigen und nicht unblutigen Kampfes zu untersuchen [2]), nur so viel bemerke ich, dass die genannten Bettelmönchsorden, ohne sich der Universität unter zu ordnen, völlige Unterrichtsfreiheit, also eine Universität neben der Universität bilden zu dürfen verlangten, während die Universität ihre wirklichen und angemassten Rechte, ein Monopol des öffentlichen Unterrichts, aufs äusserste gegen sie geltend zu machen suchte, wobei man es auch an gegenseitigen Beschuldigungen der Ketzerei nicht fehlen liess. Mehrmals ward die Sache vor den Pabst gebracht. Innocentius IV. neigte sich auf die Seite der Universität, sein Nachfolger Alexander IV. um so mehr auf die andre Seite. Abgeordnete beider Parteien gingen endlich 1256

1) *Rudolph. de Novimagio cap. 12,* nach Jammy.

2) Sehr ausführlich, doch mit entschiedener Parteinahme für die Universität, erzählt ihn *Du Boulay, historia universitatis Parisiensis. III, Parisiis 1666 in fol., pag. 248 sqq.*

nach Rom, unter ihnen auch Albert, und seiner Beredtsamkeit soll es gelungen sein, wie sein Schüler und Ordensbruder Thomas de Cantiprato versichert, den Sieg zu erringen, während der Geschichtschreiber der Universität Du Boulay das Urtheil durch eine Kabale vor Ankunft der Universitätsmänner fällen lässt. Die päbstliche Entscheidungsbulle (bei letzterm III, pag. 310) ist datirt vom November 1256; es ist also ein kleines Versehen, dass Echard Alberts Reise oder, wie er sagt, Berufung durch den Pabst nach Rom in das Jahr zuvor setzt. Uebrigens ward Albert bei dieser Gelegenheit zum Magister Palatii ernannt, das heisst zum Lehrer der Theologie bei der päbstlichen Curie.

Lange kann er indess dies Ehrenamt nicht verwaltet haben, denn schon 1259 wohnte er wieder einem zu Valenciennes gehaltenen Kapitel seines Ordens bei, ward von demselben nebst drei andern pariser Magistern mit der Revision der Gesetze für das Studium der Dominicaner zu Paris, welche der Streit mit der Universität nöthig gemacht hatte, beauftragt, und dagegen des mühseligen Amts eines Provincials enthoben So kehrte er nach Köln in sein Lieblingskloster zurück, und lehrte und schriftstellerte daselbst, ohne nach einer höhern Würde als der des Lectors, die er bekleidete, zu streben.

Da ward das Bisthum Regensburg erledigt, die dortige Geistlichkeit konnte sich in der Wahl eines neuen Bischofs nicht einigen, sie bat den Pabst um Ernennung desselben, und dieser, Alexander IV., ernannte im Jahr 1260 Albert zum Bischof von Regensburg. Jammy lässt das geschehen, während sich Albert grade bei einem Generalkapitel des Ordens zu Strasburg befand, wo er als Diffinitor fungirte. Davon wissen Petrus de Prussia und die Bessern unter den Neuern nichts. Diesmal fügte sich Albert jedoch nicht so bereitwillig, wie sonst in jeden ihm ertheilten Auftrag. Deutschland befand sich seit Kaiser Konrads IV. Tode (1254) in der grössten Verwirrung, auch die geistlichen Fürsten handhabten fast alle, theils nothgedrungén, theils aus eigenem Gelüst, statt des Breviers die Politik, statt des Hirtenstabes das Schwerdt. Das stimmte nicht zu Alberts Neigungen, dem noch

dazu sein verehrter Ordensgeneral Pater Humbert die Annahme des Krummstabes ernstlich widerrieth. Er sträubte sich daher, musste jedoch dem entschiedenen Willen des Pabstes endlich nachgeben, und empfing, wie Petrus (cap. 35, pag. 262) berichtet, zu Rom vom Pabste selbst die bischöfliche Weihe. Andre gedenken dieser seiner zweiten römischen Reise nicht. Es gelang ihm, sein Bisthum zwei Jahr lang friedlich zu verwalten, und die zerrütteten Finanzen desselben zu ordnen. Von Prunksucht hielt er sich fortwährend so fern, dass er seinen Sprengel, wie Petrus versichert, nie anders als zu Fuss durchzog, begleitet von einigen Geistlichen und gefolgt von einem mit dem bischöflichen Ornat beladenen Maulthier. Dabei behielt er, ungeachtet der äussersten Pflichttreue in allen Geschäften, doch noch Zeit, in Regensburg eins seiner grössern theologischen Werke zu schreiben. Doch lange trug er diese ihm ungewohnte Bürde nicht. Nach Alexanders Tode erbat er sich und erhielt von dessen Nachfolger Urban IV. die Erlaubniss, den Hirtenstab niederlegen und wieder als einfacher Lector nach Köln zurückkehren zu dürfen. Echard erwähnt (pag. 168) eines seiner Briefe vom Jahre 1263, worin er sich bereits als vormaliger Bischof unterzeichnet. Dadurch widerlegt sich, was Petrus (cap. 37, pag. 267) behauptet, Albert hätte die Erlaubniss abzudanken von Clemens IV. erhalten, der den päbstlichen Thron erst 1265 bestieg. In seinem kürzlich wieder aufgefundenen Testament, beruft sich Albert auf die ihm vom Summus pontifex ertheilte Dispensation vom Gelübde der Armuth; ich wüsste nicht, wann ihm dieselbe wahrscheinlicher ertheilt sein könnte, als bei Gelegenheit seiner Abdication von einem mit reichen Einkünften versehenen Amte, dessen Schimmer nie ganz erlosch.

Denn hochgeehrt von seinem Erzbischof von Köln, wie von den Bischöfen von Strasburg und Basel, ward er bald hier bald dorthin berufen, um neue Altäre Kirchen Klöster einzuweihen, oder zu ähnlichen Geschäften, denen die Würde der Persönlichkeit zu statten kam; und er verrichtete dergleichen Geschäfte nach dem Wunsch des Erzbischofs stets in Pontificalibus. Zweimal ward ihm auch in den Streitigkeiten des Erzbischofs mit der kölner

Bürgerschaft das Schiedsrichteramt übertragen, und das sogar wusste er zur Zufriedenheit beider Parteien zu verwalten. Gegen 1270, sagt man, hätte er vom Pabst wieder den Befehl erhalten und ausgeführt, durch ganz Deutschland und Böhmen das Kreuz zu predigen; Jammy citirt zu dieser Angabe buchstäblich und wie öfter etwas flüchtig also: „Joan. Molitoris p. 6, fol. 295, Prussia c. 53, Rodulphus p. 2, c. 1." Den ersten kenne ich nicht, der zweite, worunter Petrus de Prussia zu verstehen ist, erwähnt die Sache weder in dem citirten Kapitel noch in seinem ganzen Buche; so scheint sie denn zu den vielen unverbürgten Nachrichten zu gehören, die Rudolphus de Novimagio zuerst verbreitete.

Die Acta sanctorum[1]) erzählen, es habe sich zu Köln das Gerücht verbreitet, dass die Schriften seines geliebten, zu früh verstorbenen Schülers Thomas von Aquino zu Paris (ohne Zweifel von Seiten der den Dominicanern feindseligen Universität) angefochten wären. Sogleich hätte sich Albert, ungefähr zwei Jahr vor seinem Ende, ungeachtet der dringenden Abmahnungen seiner Brüder, dahin aufgemacht, seinen Schüler in öffentlicher Versammlung siegreich vertheidigt, und wäre darauf nach Köln zurückgekehrt. Unwahrscheinliches liegt nicht darin, doch die ältern Nachrichten schweigen davon.

Wichtiger und nicht ohne Grund, wiewohl auch von ältern Zeugnissen entblösst, scheint mir die Vermuthung vieler Neuerer, Albert hätte bedeutenden Antheil an dem Plan zur Erbauung des kölner Doms genommen. Bianco[2]), dem hier das sicherste Urtheil zusteht, spricht sich folgendermassen darüber aus: „Dem Albertus Magnus, dem Freunde und Rathgeber des Erzbischofs Conrad von Hochsteden, wird von Wallraf und Andern ein grosser Antheil an dem Plan zum hiesigen Dom zugeschrieben. Betrachtet man die grossen Eigenschaften dieses hier in Köln wohnenden, mit dem

---

1) *Bollandii acta sanctorum. Tom. 1, Martii pag. 714, nr. 82, in actis canonisationis St. Thomae de Aquino*, — nach *Echard I, pag. 169.*

2) *Bianco, Versuch einer Geschichte der ehemaligen Universität und der Gymnasien der Stadt Köln u. s. w. Theil I, Köln am Rhein 1833, in 8., Seite 5.*

Erzbischof so vertrauten und in allen wissenschaftlichen Fällen zu Rathe gezogenen Mannes: so scheint es wirklich unglaublich, dass ein solcher nicht Antheil an der Errichtung des Plans zum kölnischen 1248 angefangenen Doms gehabt, und auch hier, wie zu Rom die Gelehrten bei dem Bau der St. Peterskirche, in der Angabe sowohl der theologischen und philosophischen Symbolik, als auch in der architektonischen Musik dieses Tempels grossen Beistand geleistet habe. Man erwäge nur, wie oft die Anwendung biblischer und theologischer Kenntnisse bei diesem Gebäude vorkommen, welche man auch bei dem geschicktesten praktischen Baumeister nicht suchen darf. Zudem war die Baukunst dem Albertus nicht fremd. Gewiss ist es, dass er den hohen und grossen Chor seiner Klosterkirche, in einem mit dem Domchore verwandtem Style hat erbauen lassen; gewiss ist es auch, dass er den Plan dazu verfertigt hat. Vincentius Justinianus schrieb im XVI. Jahrhundert also: Albert als der geschickteste Architekt liess den Chor der Predigerkirche zu Köln, ganz nach den Regeln der Baukunst in der Gestalt, wie sie jetzt zu sehen, aufführen. Eine alte Handschrift in der Bibliothek der heil. Sabina zu Rom sagt: Albert liess auf seine Kosten in dem kölnischen Kloster den Chor bauen, in welchem das Lob Gottes gesungen wird, und er gab den Bauleuten den Plan zum Baue nach der wahren Messkunst eingerichtet. Auch die kölnische Chronik scheint im Sinne der vorbenannten Autoren zu schreiben: he wart umb synre groisser Kunst wille genoempt der groisse Albert . . . Jnd he dede meysterlich buwen den choir nu zer zyt is." — Das sicherste Zeugniss aber giebt uns Alberts eigenes Testament, welches Mone vor kurzem in einer münchener Handschrift wieder aufzufinden das Glück hatte [1]). Darin heisst es: „Cum sit omnibus manifestum, et non possit in dubium aliquatenus devenire, me posse in rebus temporalibus propria possidere, ratione exemptionis ab ordine a

1) Abgedruckt aus dem *Cod. lat. Monac. nr. 4384 von 1385*, in den *münchener gelehrten Anzeigen, 1850, nr. 5, Seite 45 ff.*, welche mir Herr von Martius sogleich mitzutheilen die Güte hatte.

summo pontifice mihi factae, et pro voluntatis meae arbitrio possessa, prout mihi placuerit, dispensare: cogitavi et statui de rebus meis vivens sanus et incolumis ordinare etc." Nach dieser Einleitung verordnet er: „Quia igitur fratres domus Coloniensis, apud quos mansi et docui pro majori tempore vitae meae, erga me promeruerunt beneficiis et obsequiis pluribus et diversis, ut ipsorum affectum pariter et officium merito prosequi debeam speciali gratia et favore, quapropter etiam apud ipsos eligo sepulturam, universa, quae habeo, do et lego conventui memorato, ipsa tripharie dividendo: scilicet libros meos universos librariae communi, ornamenta mea omnia sacristiae, aurum vero et argentum et gemmas, quae possunt in argentum commutari, ad perficiendum chorum domus ejusdem, quem ego de pecunia mea fundavi et a fundo erexi; nec volo, quod ad usus alios convertantur etc."

Dürfen wir annehmen, dass Albert dies Testament kurz vor seinem, den 15. November 1280 erfolgten Tode geschrieben, so liegt auch darin eine Widerlegung der oft wenigstens halb gläubig nacherzählten Fabel, er wäre durch besondere Gunst der Mutter Maria die drei letzten Jahre seines Lebens hindurch stumpfsinnig gewesen, um in Vergessenheit aller Philosophie desto sicherer selig zu werden. Den ersten Keim dieser Sage findet Echard in Valleoleti's Erzählung, wie Albert einst bei einem Vortrage vor einer zahlreichen Versammlung, von seinem sonst so treuen Gedächtniss einige mal verlassen, und in Verwirrung gerathen, den Entschluss gefasst und sogleich ausgesprochen habe, fernerhin keine Vorträge mehr halten zu wollen. Dieselbe Geschichte erzählt Petrus nur mit dem Unterschiede, dass er Alberten selbst die Erklärung aller der Wunder, welche die Mutter Maria von seiner Kindheit an und jetzt aufs neue an ihm vollbracht habe, in den Mund legt. So entstellte der Eifer seiner eigenen Verehrer nach und nach den klaren Strom seines Lebens.

§. 3.

Alberts ächte philosophisch naturwissenschaftlichen Werke.

In eines Schriftstellers Leben tritt jede ihn berührende äussere Begebenheit weit zurück hinter seine Schriften. Sie sind seine Thaten, der Spiegel seines innern Lebens. In Alberts Schriften erkennen wir, ausser dem grundgelehrten Theologen, der uns nicht angeht, vor allem ein entschiedenes Talent der Naturforschung, offenen Sinn, hellen Verstand, liebevolle Hinneigung gegen die Natur, unermüdlichen Drang das zerstreut Wahrgenommene in seinem Zusammenhange zu fassen, seinen Gründen nach zu begreifen, das alles verbunden mit einem kindlich frommen, seiner Kirche in gläubigem Vertrauen zugethanen Gemüth. Welchen Eindruck mussten auf einen solchen Mann die zu seiner Zeit rasch nach einander in lateinischen Uebersetzungen dem Abendlande wiederaufgehenden Schriften des Aristoteles machen! Fest im Glauben, war er so weit entfernt, sich durch sie in seinen religiösen Ueberzeugungen erschüttern zu lassen, dass er vielmehr gegen den Wunsch der Seinigen in einen geistlichen Orden trat und sich ganz der Theologie widmete; doch zugleich ergriffen von staunender Bewunderung eines, nach seinem eigenen Gesetz frei sich bewegenden, alle Tiefen der Speculation durchforschenden Geistes, der ihm auf einmal so manches Räthsel löste, und ihn unerwartet in das seiner eigenen Natur zusagende Element versetzte, konnte er dem Drange des philosophischen Denkens und einer freieren Auffassung der ihn umgebenden sinnlichen wie sittlichen Welt unmöglich widerstehen. Allein zweierlei sich widersprechende Wahrheiten gehen nicht in Eines Menschen Hirn. Lehrte Aristoteles in der That die wahre Philosophie und Naturbeschaffenheit, so musste sie nothwendig mit seines Glaubens unmittelbarer Gewissheit übereinstimmen, ihr nicht Gefahr bringen, sondern umgekehrt jede Gefahr des Zweifels und ketzerischer Verirrung abwenden. So begreift man, wie er dazu gelangte, die Darstellung der aristotelischen Philosophie und Naturauffassung, nicht

im Gegensatze, sondern in reiner Identität mit der katholischen Orthodoxie, zur Aufgabe seines Lebens zu machen, die er mit eiserner Beharrlichkeit bis ans Ende seines langen Lebens verfolgte. Zu wahrer Freiheit des Denkens durchzudringen, vermochte er noch nicht; er setzte nur eine Autorität neben die andere; doch übte er wenigstens in der Wahl derselben schon gesunde Kritik. Aus einer seiner theologischen Schriften, die leider nicht genau genug bezeichnet ist, führt Petrus (cap. 43, pag. 288) folgende in damaliger Zeit merkwürdige Stelle an: „Sciendum tamen, quod Augustino in his, quae sunt de fide et moribus, plus quam philosophis credendum est, si dissentiunt. Sed si de medicina loqueretur, plus ego crederem Galeno vel Hippocrati; et si de naturis rerum loquatur, credo Aristoteli plus quam alii, experto in rerum naturis." Und überhaupt liess sich die Aufgabe, die er sich gestellt, nicht lösen, ohne mancherlei wunderliche Deuteleien und Spitzfindigkeiten. Gebe er sich jedoch als Philosoph und Theolog noch so viele Blössen, was zu beurtheilen ausser meiner Sphäre liegt, sein Ringen nach Wahrheit wird uns bei unbefangener Betrachtung stets ehrwürdig bleiben; und selbst in der Erhebung des Aristoteles zu einer zweiten unfehlbaren Auctorität neben der der Kirche, lässt sich der nothwendige Durchgang aus völlig einseitiger Gebundenheit zu freier Bewegung des Geistes nicht verkennen.

Eigenthümlich ist Alberts M e t h o d e. Ueber alle Gegenstände, über welche er aristotelische Schriften besass, hat auch er geschrieben, jenen sich genau anschliessend, aber ausführlicher, Dunkelheiten aufzuklären, Zweifel zu lösen, Fehlendes zu ergänzen bemüht. Die Ueberschriften seiner Bücher, Tractate und Kapitel, in die er nach Art der Araber einzutheilen pflegt, bieten meist eine genaue Disposition des entsprechenden aristotelischen Werks dar, untermengt mit sogenannten D i g r e s s i o n e n, das heisst solchen Kapiteln Tractaten oder ganzen Büchern, in denen er die Dinge auf seine Weise, zwar immer, wie er sich wenigstens einbildet, aristotelischen Grundsätzen gemäss, doch ohne den Leitfaden eines aristotelischen Textes behandelt. Konnte er sich ein Werk des Aristoteles, das als Glied in der Kette nicht fehlen

durfte, nicht verschaffen, so schrieb er es selbst, wie der Schulmeister in Katzenbergers Badereise, nur mit dem Unterschiede, dass er wenigstens ungefähr wusste, wie Aristoteles den Gegenstand behandelt haben möchte. Gelangte er später in den Besitz des vermissten Werks, so schrieb er es wohl gar zum zweiten mal, wie z. B. das Buch de principiis motus progressivi nach dem de motibus animalium. Anderes, was Aristoteles gar nicht geschrieben, schaltete er ein, wie die Bücher de mineralibus. Seinem Werke **de vegetabilibus** legte er die gleichnamige pseudo-aristotelische Schrift zum Grunde, an deren Aechtheit er nicht zweifelte.

Derselbe innere Zusammenhang, der des Aristoteles Schriften verknüpft, herrscht daher auch, und zwar noch vollständiger, in Alberts entsprechenden Schriften, und er selbst pflegt in den Prologen und Epilogen zu sagen, welche Schriften vorausgegangen, welche nun folgen sollen. Die **Reihenfolge** aller lässt sich daher mit wenigen Ausnahmen leicht und sicher nachweisen. Es ist folgende, wenig abweichend von der, welche Jourdain (pag. 34 f.) aufstellte; doch fehlt bei diesem die Angabe der Gründe für die angenommene Ordnung.

I. **Physicorum libri.**

II. **De coelo et mundo**, mit Bezug auf I.

III. **De natura locorum**, mit Bezug auf I und II, und unter Verheissung der Nummern VI (pag. 262, 272 der Ausgabe von Jammy) XVIII, XIX und einem Buche **de numeris**, welches jedoch nicht bekannt ist (pag. 280). Das genannte ist ein Abriss der physischen Geographie. Zum Grunde liegt ihm vermuthlich eine kleine, dem Aristoteles untergeschobene Schrift.

IV. **De causis proprietatum elementorum.** Darin werden häufig citirt I, II, III, und mehrmals hingewiesen auf V, unter andern am Schluss, wo überhaupt vom Zusammenhange der gelieferten und noch zu liefernden Schriften gehandelt wird.

V. **De generatione et corruptione**, mit Bezug auf I und II.

VI. Meteora. Damit beginnt, wie Albert sagt, der zweite Theil der ganzen Naturphilosophie. Gleich vorn spricht er wieder von allen vorausgegangenen und noch zu schreibenden Büchern, namentlich auch von V nnd VII, und am Ende des Werks verheisst er ausdrücklich VII, XVIII, und XIX.

VII. De mineralibus. Von ihnen, sagt Albert, sei nach den Meteoren zu handeln. Eine aristotelische Grundlage fehlt.

VIII. De anima. Der Prolog erwähnt kurz der vorangegangenen Schriften.

IX. De nutrimento et nutribili, mit Bezug auf VIII. Des Aristoteles gleichnamiges Werk kannte Albert noch nicht.

X. De sensu et sensato, mit Bezug auf IX, und unter Verheissung vieler der folgenden.

XI. De memoria et reminiscentia, mit Bezug auf X.

XII. De intellectu et intelligibili. Citirt werden IX und X, verheissen XIII und XVII.

XIII. De somno et vigilia, mit Bezug auf XII, und Verheissung von XIX.

XIV. De juventute et senectute. Citirt wird am Schluss XIII, verheissen XVII.

XV. De spiritu et respiratione Es wird gezeigt, dass dies Werk dem folgenden vorangehen müsse.

XVI. De motibus animalium. Nicht namhaft citirt, doch als vorausgegangen angedeutet wird XV in den Anfangsworten. Oefter verheissen wird XIX. Das gleichnamige Werk des Aristoteles kannte Albert noch nicht. Vgl. XXIV.

XVII. De morte et vita. Dies nennt Albert das letzte der Bücher von den Werken der Seele, wodurch ihm sein Platz in der Reihe angewiesen ist.

XVIII. De vegetabilibus. Citirt werden alle vorstehenden Werke, ausgenommen IV und XI. Verheissen wird das folgende. Zum Grunde liegen die Bücher gleiches Na-

mens von Nikolaos Damaskenos, die Albert für aristotelisch hielt.

XIX. De animalibus. Das, sagt Albert, mache den Beschluss der Naturwissenschaften. Doch folgt noch:

XX. De natura et origine animae. Citirt werden darin, ausser mehrern frühern, auch XVIII und XIX, und am Schluss wird dies Werk gleichsam als ein Complement der frühern dargestellt. Deshalb gebe ich ihm diesen Platz; Jourdain stellt es dem folgenden nach.

XXI. Metaphysica. Citirt wird häufig XIX.

XXII. De causis et processu universitatis. Citirt wird häufig XXI als Philosophia prima.

Zweifelhaft bin ich über den Platz, welcher folgenden Schriften in der Reihe gebührt:

XXIII. De unitate intellectus contra Averroem. Citirt werden VIII und XII. Die Schrift selbst wird aber erst in XX citirt. Ich vermuthe, dass sie zwischen XVI und XIX fällt. Jourdain übergeht sie in der chronologischen Reihe ganz.

XXIV. De principiis motus progressivi. Ist, wie schon bemerkt, eine zweite Behandlung des in XVI behandelten Gegenstandes. Das erste Kapitel schliesst mit den Worten: „De modo hujus motus licet jam in libro de motibus animalium hoc, quod nos sensimus, tradiderimus: tamen quia in Campania nobis juxta Graeciam iter agentibus pervenit ad manus nostras libellus Aristotelis de motibus animalium, et hic ea, quae tradidit, interponere curavimus, ut sciatus, si in aliquo ea, quae de proprio ingenio diximus, deviant a Peripateticorum principis subtilitate. Albert schrieb folglich dies Buch nach seiner römischen Reise, das heisst nach 1255, wenn nicht seine zweite etwas zweifelhafte römische Reise im Jahr 1260 gemeint ist. Das vorige Werk, XXIII, schrieb er in Rom selbst, wie er uns an einer andern Stelle belehrt, also höchst wahrscheinlich früher als dieses; denn zu

Schriftstellerarbeiten liess ihm die zweite Reise, wenn sie auch stattfand, gewiss keine Zeit. Ich möchte sie gleichfalls zwischen XVI und XIX stellen. Jourdain lässt sie erst auf XXII folgen.

XXV. und XXVI. Ethica und Politica. Jourdain stellt diese beiden Werke ganz ans Ende der Reihe. Ich habe sie nicht genau genug untersucht, um ihnen eine sichere Stelle anzuweisen. Ich bemerke nur, dass die Ethika schon in XXI citirt werden (lib. I, tractat. I, cap. 5), also jünger sein müssen.

Viel ungewisser als die relative ist die positive Entstehungszeit der meisten dieser Werke. Das wenige, was ich darüber sagen kann, verdanke ich grösstentheils Jourdain. Doch finde ich auch einiges zu berichtigen.

Sicher schrieb Albert schon I nicht vor seinem Eintritt in den Orden, sondern erst mehrere Jahre darauf. Denn ausdrücklich fängt er schon I mit den Worten an: „Itentio nostra in scientia naturali est, satisfacere pro nostra possibilitate fratribus ordinis nostri, nos rogantibus ex pluribus jam praecedentibus annis, ut talem librum de physicis eis componeremus.“ Dazu kommt, dass Alberts logische Schriften den physischen, denen sie im Anschluss an Aristoteles ganz gleichkommen, vorausgegangen zu sein scheinen. Diese mag er zum Theil noch in Padua geschrieben haben, die physischen höchst wahrscheinlich erst in Deutschland.

Nr. III schrieb er seiner eigenen Aussage nach (tractat III, cap. 2) zu Köln.

In Nr. IV spricht er (lib. II, tractat. I, cap. 10), wie es scheint, als Augenzeuge von Versteinerungen aus der Umgegend von Paris. Dorthin ging er 1245, und kehrte 1248 nach Köln zurück. Vermuthlich schrieb er daher dies Werk nicht vor 1249, das heisst seinem sechs und funfzigsten Lebensjahre.

Bald darauf mag auch VI entstanden sein. Dass es nach der pariser Reise geschrieben ward, geht jedoch nicht, wie Jourdain (S. 287 f. der Uebersetzung) in Folge eines doppelten Versehens

meint, aus historischen Angaben des Werks selbst hervor, sondern nur aus der Stelle, die es in der Reihenfolge nach IV einnimmt. Albert spricht in diesem Werke (meteor. lib. I, tractat. I, cap. 5) von einem Cometen, den er in Sachsen beobachtet habe, nach Jourdain im Jahr 1248; in den beiden gedruckten Ausgaben steht aber 1240. Und wirklich ist der Comet dieses Jahrs berühmt, er ward sogar in China beobachtet. Aus jenem Jahr ist gar kein Comet bekannt [1]). Das zweite Versehen besteht darin, dass Jourdain in VI, in den Meteoren, stehen lässt, was vielmehr in VII, de mineralibus (lib. II, tractat. III, cap. 1) steht, die Erzählung von der Ankunft eines castilianischen Prinzen in Paris, während Albert sich dort aufhielt. Die Thatsache, dass dieser Prinz 1245 wirklich zu Paris einen Besuch des Erzbischofs von Toledo empfing, theilte ich schon im vorigen Paragraphen nach Echard mit.

Nr. XVI ist allem Anschein nach vor 1255 geschrieben. Denn in diesem Jahr machte Albert die italienische Reise, die er ohne Zweifel im Sinn hat, wenn er in XXIV von der Entdeckung der kleinen aristotelischen Schrift de motibus animalium spricht, die ihm, als er XVI schrieb, noch fehlte.

Die grösste Schwierigkeit macht XIX. Mit Recht spricht Jourdain (a. a. O.) seine Verwunderung darüber aus, dass Alberts Thiergeschichte, die nicht füglich früher als in den Jahren 1255 — 1266 geschrieben sein kann, von Vincentius Bellovacensis in seinem Speculum naturale (offenbar nur aus Versehen sagt Jourdain Speculum morale; denn er weiss recht gut, dass dies letztere Werk unächt und beträchtlich jünger ist) so häufig benutzt werden konnte, da doch Vincentius sein Werk (nach lib. ult. cap. 103) schon 1250 beendigt haben will. Ich theile ganz Jourdains Vermuthung, die Jahrszahl möge sich wohl nur auf den Schluss der Materialiensammlung zu der weitläuftigen Compilation des Vincentius, und auf deren Redaction beziehen, bei der wohl noch einiges hinzugekommen sein könne. Jedenfalls aber müsse XIX vor 1264, dem Todesjahr des Vincentius erschienen sein.

1) *Pingré cometographie. Tom. I, Paris 1783 in 4., pap. 403.*

Nr. XXIII ist weit älter. Albert schrieb es nach seiner eigenen Angabe in einem seiner theologischen Werke, das schon Petrus de Prussia citirt, in Rom, also genau im Jahre 1255 oder, wenn sich sein dortiger Aufenthalt etwas verlängerte, kurz darauf.

Nr. XXIV endlich entstand nach der schon mitgetheilten Stelle erst nach der Reise durch Campania, folglich, wenn wir nur Eine römische Reise annehmen, oder die zweite als sehr flüchtig betrachten, nach 1255.

Mehr habe ich bis jetzt zur Zeitbestimmung all dieser Werke nicht auffinden können. Ob ein genaueres Studium seiner sämmtlichen, auch theologischen Werke neue und nähere Bestimmungen darbieten würde? Ich glaube kaum. Denn Jourdain hat sie studirt, und doch nichts zur Zeitbestimmung aufgefunden, was nicht schon Echard oder gar Petrus de Prussia beigebracht hätten.

Gedruckt sind Alberts Werke einzeln zum Theil sehr früh und mehrmals, sein Pflanzenwerk, was uns zumeist, wo nicht allein näher angeht, überhaupt nur zweimal und keinmal für sich allein, sondern zuerst in der Sammlung seiner sogenannten Parva naturalia unter dem Titel:

Tabula tractatuum parvorum naturalium Alberti Magni episcopi Ratispon. de ordine predicatorum. — De sensu et sensato. — De memoria et reminiscentia. — De Somno et vigilia. — De motibus animalium. — De etate sive de juventute et senectute. — De spiritu et respiratione. — De morte et vita. — De nutrimento et nutribili. — De natura et origine anime. — De unitale intellectus contra Averroem. — De intellectu et intelligibili. — De natura locorum. — De causis et proprietatibus elementorum. — De passionibus aëris. — De vegetabilibus et plantis. De principiis motus progressivi. — De causis et processu universitatis a causa prima. — Speculum astronomicum de libris licitis et illicitis. —

Adrianus Cadubriensis Regularis
Canonicus ad Lectorem.

Alberti nunquam Moritura volumina Magni
Condiderat tetro Bibliotheca situ,

Edidit hec nuper: studiose Magna juvente
Fautrix: Canonici Candida turba chori.
Lector emes modico preciosos ere libellos:
Dogmata qui parvo Magna labore dabunt.
Jam modo nanque tuis ne quid profectibus obstet:
Emendata probe sunt tibi cuncta Vale.

Am Schluss: Venetiis impense heredum quondam domini Octaviani Scoti civis Modoctiensis: ac sociorum. Die. io. Martii. 1517. — folio.

Man kann diesen Band als Theil einer grössern Sammlung der philosophisch-naturwissenschaftlichen Werke Alberts betrachten, welcher nur der allgemeine Titel fehlt. Denn aus derselben Officin, in demselben Format und unter Mitwirkung desselben Gelehrten Marcus Antonius Zimara, der sich in dem so eben beschriebenen Bande, zwar nicht auf dem Titel, doch in einem vorgedruckten Schreiben nennt, erschienen auch die beiden folgenden Bände:

Divi Alberti Magni etc. naturalia ac supranaturalia opera per Marcum Antonium Zimaram etc. nuper castigata etc. feliciter incipiunt. Que sunt heç. videlicet De physico auditu lib. VIII. — De celo et mundo lib. IIII. — De generatione et corruptione lib. II. — De methouris (sic!) lib. IIII. — De mineralibus lib. IIII. — De anima lib. III. — De intellectu et intelligibili lib. II. — De metaphysica lib. XIII.

Die Einrichtung der des vorigen Bandes gleich, ausgenommen, dass Druck und Paginirung mehrmals unterbrochen sind. Nach dem Titel und Inhaltsverzeichniss, was zehn Blätter füllt und sich über den ganzen Band erstreckt, geht die erste Paginirung bis 103, wo de physico auditu schliesst, und Druckort Drucker Datum Lagenregister und Anagramm wie zu Ende des ersten Bandes stehen, doch das Datum 19. Februarii 1517. Mit de mineralibus schliesst wieder die Paginirung bei 150, und das Datum des beendigten Drucks ist 29. Maji 1518. Die dritte Paginirung geht bis zu Ende des Bandes, schliesst mit 174, und hat das Datum 15. Januarii 1518. Dieses frühern Datums ungeachtet, werden hier nochmals die Lagenregister aller drei Abtheilungen wiederholt.

Divi Alberti Magni de animalibus libri XXVI emendati per Marcum Antonium Zimaram. 1519. — Genauer habe ich mir den Titel dieses Bandes, den ich eine Zeit lang benutzte, doch jetzt nicht mehr zur Hand habe, nicht notirt. — Weit später erschien endlich eine neue Sammlung:

Beati Alberti Magni, Ratisbonensis episcopi, ordinis praedicatorum opera, quae hactenus haberi potuerunt etc. Studio et labore R. A. P. T. Petri Jammy. Lugduni 1651. XXI volumina in fol.

Davon enthalten tom. I die logischen Schriften, — II. de physico auditu, de coelo et mundo, de generatione et corruptione, de meteoris, de mineralibus, — III. de anima, metaphysica, — IV. ethica, politica, — V. parva naturalia, und zwar genau in derselben Folge wie bei Zimara, also auch de vegetabilibus et plantis libri VII. pag. 342—507, — VI. de animalibus, — VII.—XX. enthalten die theologischen Werke, — XXI. miscellanea.

Beide Ausgaben sind selten, letztere ihres Umfangs wegen kostbar, und für den Botaniker die eine fast so unbrauchbar wie die andre. Zimara hat die sieben Bücher de Vegetabilibus ohne alle Kritik, nach einer einzigen oft fehlerhaften oft lückenhaften oder stellenweis unleserlichen Handschrift genau abdrucken lassen. Dazu ist der Druck schlecht und so voller Abbreviaturen, dass er sich ohne Uebung schwer lesen lässt. Jammy legte wenigstens bei den Büchern de vegetabilibus Zimara's Text zum Grunde, und suchte nur manche der ganz offenbar verdorbenen Stellen durch Conjecturalkritik lesbar, das heisst grammaticalisch zusammenhängend zu machen; denn ob der daraus hervorgehende Sinn der Sache angemessen war oder nicht, kümmerte ihn nicht, so dass er den armen Albert nicht selten etwas ganz anderes oder auch das grade Gegentheil von dem sagen lässt, was er, wie ich aus Handschriften nachweisen kann, wirklich gesagt hat.

In diesem Augenblick bin ich wahrscheinlich der Einzige, der das genannte Werk bis auf wenige Stellen so correct, wie es aus Alberts Händen kam, besitzt; doch bis jetzt nur in einer berichtigten Abschrift der Ausgabe von Jammy. Ich habe dazu folgende

Hülfsmittel benutzt: 1. einen trefflichen baseler Codex des XIV. Jahrhundert, der indess nur die fünf ersten Bücher enthält; 2. einen minder guten, doch fleissig corrigirten strasburger Codex aus dem XV. Jahrhundert, der alle sieben Bücher umfasst; 3. die sehr genaue Collation der beiden letzten, im baseler Codex fehlenden Bücher nach zwei pariser Handschriften, einer aus dem XIV., einer aus dem XV. Jahrhundert; 4. sorgfältige Vergleichung derjenigen Schriftsteller, die bald nach Albert sein Werk benutzten und theilweise abschrieben, vornehmlich des Petrus de Crescentiis. Ob der dadurch berichtigte Text gedruckt erscheinen kann, wird davon abhängen, wie mir die nächst folgenden Paragraphen gelingen, und wie viel Theilnahme für meinen Liebling sie erregen werden[1]).

§. 4.

Alberts generelle Botanik.

Des Aristoteles ächtes Werk von den Pflanzen besitzen wir bekanntlich nicht, das kleine gleichnamige Werk des Nikolaos Damaskenos, worüber ich schon im ersten Bande dieser Geschichte sprach, galt für das seinige. Dieselbe aus dem Arabischen abgeleitete lateinische Uebersetzung von Alfredus de Sarchel, die wir noch besitzen, kannte Albert, hielt das Werk für ein ächt aristotelisches, und bearbeitete es auf seine Weise gleich seines Meisters übrigen Werken. Wie wenig es ihn indess befriedigte, werden wir bald erfahren, und wie viel des Seinigen er hinzufügte, ergiebt sich schon aus dem Umfange seines Werks. Das des Nikolaos besteht aus zwei sehr kurzen, das seinige aus sieben ziemlich umfangreichen Büchern. Die fünf ersten Bücher enthalten generelle, das sechste specielle, das siebte ökonomische Botanik. Eine Uebersicht der fünf ersten Bücher, und des ersten Tractats des sechsten, der von den Bäumen handelt, lieferte ich in meiner frühern Abhandlung über Albert den Grossen.

1) Man sehe die Subscriptionsanzeige am Schluss dieses Bandes.

und werde dieselbe hier mit einigen Berichtigungen und sonstigen nützlich scheinenden Veränderungen wiederholen; das Fehlende werde ich neu hinzufügen. Stossen wir dabei auf allerlei sonderbare, jetzt fast kindisch erscheinende Theorien, so bitte ich die vielen gelungenen Partien dagegen auf die Wage zu legen, und vor allem des Zeitalters nicht zu vergessen. Noch fehlten die beiden wichtigsten Mittel zur Erforschung der Pflanzennatur, das Mikroskop und die Chemie; noch fehlte der Hauptschlüssel zur Ergründung aller Naturphänomene, die Kunst des Experimentirens. Zieht man ab, was die Botanik diesen drei mächtigen Werkzeugen verdankt, so wird wenig übrig bleiben, was Albert nicht eben so gut oder besser gesehen und gedeutet hat, wie die meisten seiner Nachfolger für lange Zeit. Ich gebe zu, dass vor ihm Aristoteles und Theophrastos ihn weit überragten, nach ihm Andrea Cesalpini einiges besser beobachtet, richtiger beurtheilt hat als er; doch wer, frage ich dreist, ausser diesen dreien, kann sich bis auf die Zeit des letztern, das heisst in einem Zeitraume von mehr als zwei tausend Jahren auch nur entfernt mit ihm vergleichen?

Ein neuerer Schriftsteller, welcher Albert den Grossen zum Mittelpunkt seiner Geschichte der Naturwissenschaft im Mittelalter machte [1]), erhebt sein Verdienst noch höher. Zwei Epochen der Naturwissenschaft unterscheidet er im Alterthum, die griechische mit Aristoteles an der Spitze, die der Beobachtung; die römische, durch Plinius repräsentirt, die der Gelehrsamkeit; ihnen, sagt er, fügte das Mittelalter eine dritte hinzu, die des Experimentirens, und Albert der Grosse und Roger Bacon, vornehmlich aber der erste, waren die Erfinder der Kunst desselben. Wie gern sähe ich auch diesen Kranz wohlverdient auf meines Lieblings Haupt! Allein ich fürchte, man wird ihm denselben nicht lange gönnen, und ihm wohl gar mit diesem auch

1) *F. A. Pouchet, histoire des sciences naturelles au moyen âge, ou Albert le Grand et son époque, considéré comme point de départ de l'école experimentale. Paris 1853, in 8.* Man sehe nur *pag. 203 ff.*

den, der ihm wirklich zukommt, streitig machen. Besser, wir weisen, was ihm nicht gebürt, sogleich zurück. Roger Bacon kenne ich zu wenig, um mir ein eigenes Urtheil über ihn anmaassen zu dürfen. Zudem kommt er, da er die Botanik nicht einmal berührte, hier nicht in Betracht. Albert den Grossen kenne ich so ziemlich, und achte ihn überaus hoch; allein einen Versuch, den er angestellt hätte, in der sich klar bewussten Absicht, und mit den zweckmässigsten der ihm zu Gebot stehenden Mittel, um ein physiologisches oder physikalisches Problem zu lösen, kenne ich nicht; seine Bücher von den Pflanzen enthalten sicher nicht einen einzigen Und gleichwohl, ich wiederhole es, ragten in mehr als zwei Jahrtausenden kaum drei Botaniker über ihn hinaus. Ja noch mehr: von Aristoteles, dem Schöpfer wissenschaftlicher Botanik bis auf seine Zeit, sank diese Wissenschaft je länger, desto tiefer: mit ihm erstand sie wie der Phönix aus seiner Asche. Das, meine ich, ist des Ruhms genug, und diesen Kranz soll ihm niemand entreissen.

Ich gebe nun in diesem Paragraph zunächst die Ueberschriften der fünf ersten Bücher und der darin enthaltenen Tractate und Kapitel, wie sie den Handschriften nach von Albert selbst herrühren, bald sie allein, bald mit kürzern oder längern Auszügen, auch wohl Urtheilen und andern Bemerkungen durchwebt.

Liber primus.

De vegetabilibus.

Tractatus primus.

An planta vivat?

Caput 1, et est digressio, declarans modum et ordinem et materiam hujus libri. — Alberts Commentar zu des Aristoteles Büchern von der Seele war vorausgegangen; an diesen knüpft er die Untersuchung über die Natur der Pflanze an. Denn die Seele sei das vornehmste Princip (potissimum principium. Cod. Basil.) der Erkenntniss aller besondern lebendigen Körper und ihrer Theile, gleichsam die Künstlerin, welche in ihnen

die Form und Mischung bewirke. Drei Stufen aller lebenden Körper werden darauf unterschieden: Vegetabilia, Sensibilia, Rationabilia, indem die Empfindenden auch an der Vegetation, die Vernünftigen an der Vegetation und Empfindung, kurz jede höhere Stufe an den Vorzügen der niedern Antheil nehme. Dieser Stufenleiter müsse die Untersuchung folgen, und zwar bei den Pflanzen ausgehend vom Leben derselben; denn das sei das allen Pflanzen Gemeinsame. — Nun folgt in den nächsten sieben Kapiteln, die ich übergehe, die Untersuchung des Pflanzenlebens ganz nach den Andeutungen des vermeinten Aristoteles (d. h. Nikolaos), nur ausführlicher und, so weit es durch Einschaltungen und geringe Umstellungen möglich zu machen war, zusammenhängender.

Cap. 9, et est digressio, declarans animam plantae secundum sententiam Peripateticorum. — Mit Ausnahme seiner eigenen Einleitung, sagt Albert, sei alles Vorstehende etwas dunkel, vermuthlich aus dem Grunde, weil die Uebersetzer des aristotelischen Werks von den Pflanzen, an das er sich bis hierher gehalten, entweder des Philosophen Sinn nicht recht gefasst hätten, oder der Sprache, aus der sie übersetzten, nicht mächtig gewesen wären. Daher wolle er die sechs Probleme, auf die sich das Gesagte zurückführen lasse, nochmals kurz durchgehen, und deutlicher zu machen versuchen. — Auf Fussreisen begegnet es wohl, dass uns ein anfangs einladender Pfad nach und nach immer beschwerlicher, die Ungewissheit, ob er an's Ziel führe, immer peinlicher wird. Wir ersteigen noch einen Hügel, und plötzlich liegt die Welt in aller Herrlichkeit und mitten darin das gesuchte Ziel vor uns. So ungefähr war mir zu Muth, als ich den Eingang zum neunten Kapitel zum ersten mal las. Ich hatte nicht geahnet, dass die sieben vorhergehenden Kapitel nur Commentar zu einem Text wären, mit dem ich zwar bekannt, doch nicht vertraut genug war, um ihn sofort wieder zu erkennen. Jetzt, als sich mein Irrthum aufklärte, musste ich beides bewundern, sowohl Alberts Pietät gegen den anerkannten Meister, wie auch die Unbefangenheit des Urtheils, die er sich, jener unbeschadet, zu erhalten gewusst. Denn freilich spricht aus jenen sieben Kapiteln,

so wie wir sie vielleicht sehr corrumpirt besitzen, wenig aristotelischer Geist.

Erstes Problem: ob die Pflanze beseelt sei? — Sie ist es, antwortet Albert, gleich jedem Körper, der sich aus sich selbst bewegt. Ohne Bewegung aber wäre kein Wachsthum, keine Ernährung, keine Fortpflanzung. Auf diesen engen Kreis beschränkt sich indess die Thätigkeit der Pflanzenseele, und diesem geringen Umfange ihrer Thätigkeit entspricht die geringe äussere sowohl als innere Verschiedenartigkeit der Pflanzentheile, wie auch das Vermögen der Pflanze, aus jedem ihrer Theile wie aus dem Samen Neues zu erzeugen.

Cap. 10, et est digressio, declarans modum et rationem virium animae. — Zweites Problem: ob die Pflanzenseele Gefühl und Verlangen besitze? Beides hatte ihr Platon zugeschrieben, Aristoteles abgesprochen. Nach ausführlicher Erwägung der Gründe und Gegengründe erklärt sich Albert für die letzte Meinung. Und hier erfahren wir gelegentlich, woher Albert seine Kenntniss der vermeinten platonischen Lehre von der Pflanzenseele schöpfte. Platon selbst spricht sich nur im Vorbeigehen sehr kurz und unbestimmt darüber aus, wie ich in meinem ersten Bande angeführt. Spätere bildeten sie weiter aus, unter andern auch der Jude Ishaq Ben Solaiman in seinem Buche de Elementis: auf ihn beruft sich Albert.

Cap. 11, et est digressio declarans, an plantis conveniat somnus, vel non, et quae fuerit intentio philosophorum, somnum convenire plantis affirmantium vel negantium? (sic, cod. Basil.). — Woher die Meinungen und Beobachtungen über den Pflanzenschlaf stammen, die hier dem Sokrates, Platon und andern Sokratikern beigelegt werden, konnte ich nicht ermitteln. Doch wie dem sei, Thatsachen und Folgerungen scheinen mir historisch so wichtig, dass ich mich ihrer Mittheilung nicht enthalten kann. — Der Schlaf, so sollen die Sokratiker gesagt haben, entsteht bekanntlich durch den Zudrang der Kälte nach den äussern Theilen des Körpers, wobei sich dieser gegen die Aussenwelt verschliesst. Das ist das Wesentliche. Neben-

sache ist dagegen, ob die Kälte vom Haupte ausgeht, oder woher sonst; denn auch Thiere ohne Kopf schlafen. Nebensache ist auch des Schlafes Dauer; denn einige Thiere schlafen ein halbes Jahr hindurch, andre kürzer. Wenn also die Pflanze während des Winters von aussen durch die Kälte zusammengezogen, ihr Saft und ihre Wärme nach innen zurückgedrängt sind, so schläft sie. Auch bei Nacht schlafen einige Pflanzen, indem sich ihre Blumen Abends zusammenziehen und mit Tagesanbruch wieder öffnen. Auch ist jede Ernährung verbunden mit einem Ab- und Zuströmen der Wärme und des Athems, welcher Wechsel den Schlaf und das Wachen bewirken; die Pflanze nimmt Nahrung zu sich: folglich ist auch sie des Schlafs und des Wachens theilhaftig. Sollte jemand einwenden, die Pflanze sauge ununterbrochen Nahrung ein, sie müsse daher entweder beständig wachen, oder unaufhörlich schlafen: so ist zu erwiedern, dass die Pflanzen sich keineswegs Winter und Sommer, Nacht und Tag hindurch gleichmässig ernähren. Während der heissen Jahreszeit vegetiren sie im Schatten der Nacht, und trauren während der Gluth des Tages, welche sie ihres Saftes und ihrer Wärme durch Verdunstung beraubt. Desgleichen sind sie des Winters bei äusserer Zusammenziehung inwendig am saftreichsten. Woraus hervorgeht, dass sie schlafend mehr, wachend weniger Nahrung einsaugen. — Sollte wohl in den fünf Jahrhunderten von Albert bis auf Linné etwas Besseres, wenn auch theilweis Unrichtiges dabei vorkommt, über den Pflanzenschlaf gesagt sein? Und ist es nicht sogar ein Vorzug, dass Alberts Sokratiker den Pflanzenschlaf schon in den Bewegungen der Blumenblätter erkannten, während Linné und so viele seiner Nachfolger dies Phänomen von den Bewegungen der Stengelblätter willkürlich trennten, und letztere allein mit dem Namen des Schlafs bezeichneten? Wiewohl nun Albert, dem Aristoteles gemäss, den Schlaf zu einem Vorzuge des sensiblen Lebens macht, so lässt er doch die von den Gegnern angeführten Thatsachen unangefochten, und sucht ihnen nur eine andre Bedeutung abzugewinnen.

Cap. 12, et est digressio, declarans dicta antiquorum de sexu plantarum. — Ueber die Frage, ob den Pflan-

zen Geschlechtlichkeit zukomme oder nicht, als über das vierte Problem, belehre uns Aristoteles am besten in seinem Werke über die Thiere. Nur eine sehr entfernte Analogie mit den thierischen Geschlechtern räumt Albert den Pflanzen ein, und thut wohl daran. Denn bis zur Entdeckung der wirklichen an bestimmte Pflanzenorgane geknüpften Geschlechtsfunctionen, das heisst bis auf Rudolf Jakob Camerarius, konnten nüchterne Naturforscher, zumal wenn ihnen Gelegenheit fehlte die Dattelpalme zu beobachten, keine andre Meinung gelten lassen.

Cap. 13, et est digressio, declarans imperfectionem plantae in comparatione animalis. — Bestimmter liesse sich das hier zu lösende fünfte Problem so ausdrücken: ob die Fähigkeit, sich ohne Geschlechtlichkeit fortzupflanzen, ein Vorzug der Pflanzen sei, oder nicht? Einige Philosophen meinten, ein Organismus, der sich aus sich allein fortpflanze, sei für vollkommener zu achten als ein solcher, der dazu eines Andern bedürfe. Das sei aber eine sophistische Ansicht, ähnlich der, dass das Volk einen Vorzug der Thiere vor dem Menschen darin zu finden glaube, dass jene gleich nach der Geburt gehen und sich ernähren können, dieser nicht. Das Höhere könne sich nur auf höhere Weise bilden, und die höchste Form der Fortpflanzung sei die geschlechtliche.

Cap. 14, et est digressio declarans hoc, quod philosophi dixerunt de vita plantarum occulta. — Das sechste und letzte Problem, was aber von den Alten (d. h. von Nikolaos Damaskenos) vorangestellt ward, sei das der Beschaffenheit des Pflanzenlebens, worüber sich Albert so ausspricht. In der That ist das Pflanzenleben, wie die Alten gesagt haben, ein verborgenes. Des Körpers Beschaffenheit offenbart sich wohl in der Ernährung, im Wachsthum und in der Fortpflanzung; die Seele aber, von der das alles ausgeht, wirkt insgeheim. So unterscheidet sich die Ernährnng der Pflanze, vermittelst der natürlichen Wärme, wiewohl von der Seele bedingt, doch kaum merklich von der Art, wie die äussere Wärme auch auf die Mineralien wirkt. Auch scheint ihr Wachsthum, oberflächlich betrach-

tet, gleich dem der Mineralien an kein bestimmtes Maass gebunden zu sein, die Fichte Eiche Palme Ceder und andre Bäume scheinen eines unendlichen Wachsthums fähig zu sein. Freilich hat jede Pflanzenart gewisse Grenzen der Kleinheit und Grösse, die sie nicht überschreitet. Bei vielen liegen aber die beiden Grenzen so weit aus einander, dass sie schwer zu bestimmen, und folglich der Einfluss der Seele auf sie schwer zu erkennen ist. Bei der Fortpflanzung endlich ist es die Mannigfaltigkeit und Ausdehnung derselben über alle Theile der Pflanze, welche die dabei waltende Thätigkeit der Seele verdunkelt. Und in dieser Gebundenheit, in dem Mangel an Sinnes- und Bewegungsorganen, durch welche sich das höhere thierische Leben manifestirt, liegt der Grund, warum die Wurzel, der Mund der Pflanze, abwärts gegen die Erde gewandt ist. Strömte die Nahrung nicht von selbst herbei, umgäbe sie die Wurzel nicht unablässig, die Pflanze würde gar keine Nahrung zu sich nehmen. Ja was noch mehr, würde die geringe eigenthümliche Wärme der Pflanze nicht von aussen durch die Sonnenwärme unterstützt, jene allein würde nicht einmal hinreichen den eingesogenen Nahrungsstoff zu verdauen, und zur Ernährung zum Wachsthum zur Fortpflanzung geschickt zu machen.

Tractatus secundus.
De diversitatibus et anatomia plantarum.

In diesem Abschnitt sollen die Unterschiede der Pflanzentheile und deren Gründe untersucht werden. Folgte ich indess, sagt Albert, nicht dem Aristoteles, sondern mir selbst, ich würde ganz anders zu Werke gehn. Und wirklich setzt er im nächsten Buch seinen Aristoteles wieder bei Seite, klagt über Verworrenheit alles dessen, was die Alten über die Pflanzen hinterlassen. und führt die ganze Untersuchung auf seine Weise noch einmal durch. Wir können daher diesen Tractat ganz übergehen.

Liber secundus,

qui totus est digressio, et est de ordine diversitatum plantae supra enumeratarum, et de his, quae conveninnt eisdem, ut ordinatius sciantur causae earum.

Tractatus primus.

De his, quae in planta secundum individuam ipsius substantiam inveniuntur (meine Handschriften und die Edit princeps haben hier gar keine Ueberschrift; Jammy scheint sie aus den Schlussworten des Tractats genommen zu haben).

Caput 1. De plantae substantia et origine et operibus ejus in communi (die letzten fünf Worte fehlen in den Ausgaben). — Das Wesen der Pflanze besteht 1) der Form nach in ihrem verborgenen Leben, 2) der Materie nach in dem, was eines solchen Lebens empfänglich ist, das heisst a) in dem erdigen, wenig veränderten Stoff, der nur ein solches Leben in sich aufnehmen kann, und b) in der Zusammensetzung aus Organen, worin sich die besondern Thätigkeiten jenes verborgenen Lebens entfalten (explicantur, Cod. Argent. statt des sinnlosen expelluntur). Die zufällige Handlung des Pflanzens, von der die Pflanze ihren Namen trägt, bezeichnet ihre Natur keineswegs. Erzeugt wird sie durch die äussern Bedingungen der Wärme der Sonne und der Feuchtigkeit der Erde, die sich gleichsam wie Vater und Mutter gegen sie verhalten; daher sie nach einer gewissen Naturnothwendigkeit vegetirt. Auch die Art ihrer Ernährung ihres Wachsthums und ihrer Fortpflanzung erheben sich noch wenig über die leblose Natur. Da sie ihre Nahrung auf viel einfachere Weise zu sich nimmt und in sich vertheilt als das Thier, so hat sie weder Venen noch einen Magen, sondern nur Poren, wie dergleichen auch das Thier unsichtbar auf seiner ganzen Oberfläche besitzt. Am leichtesten geht die Einsaugung im Boden vor sich, daher dorthin die Pflanze ihre Wurzelfasern richtet, und die Luftwurzeln, welche einige Pflanzen bilden, schnell wieder vertrocknen. Ob das Wachsthum der Pflanzen bestimmte Grenzen

habe, wird nun nochmals ausführlicher untersucht und behauptet. Ueber die Fortpflanzung wird auf das Vorhergehende verwiesen, und nur noch der grosse quantitative Unterschied der werdenden und der ausgewachsenen Pflanze hervorgehoben. Ganz eigenthümlich sei den Pflanzen das den Thieren fremde Sprossen.

Cap. 2. De divisione plantae prima per suas partes subjectivas (das heisst: von der Eintheilung der Pflanze als Gattung in die ihr zunächst untergeordneten Arten). — Eingetheilt wird die Pflanze überhaupt zuvörderst in Bäume, Bäumchen (arbusta), Sträuche, Stauden (olus[1]), Kräuter, Pilze und dergleichen. Doch ist das keine wahre (logische) Eintheilung einer Gattung in ihre Arten (sondern eine Stufenfolge), weil der Baum dem Begriff der Pflanze vollständiger entspricht als der Pilz u. s. w. Auch gehen die genannten Arten in einander über, entweder mit der Zeit in Folge des Alters, oder durch Ausartung einer in eine andre ihr verwandte Art, wie z. B. des Weizens in Roggen oder umgekehrt, je nachdem sich die Pflanze bei schlechterer Nahrung verschlechtert, bei besserer veredelt. Sämmtliche Arten durchzugehen oder auch nur zu nennen, meint Albert, wäre zu weitläufig und kein Geschäft des Philosophen, der nach den Ursachen der Dinge forsche. Zu unsrer Freude und seiner eignen Ehre stieg er dennoch im sechsten Buch von dieser philosophischen Höhe ein wenig herab, und breitete auch seine mannichfache specielle Pflanzenkenntniss vor uns aus. Nicht minder gereicht ihm schon hier die richtige Einsicht in die Natur der Pflanzengruppen oder Arten, als Stufen der allgemeinen Entwickelung der Pflanze überhaupt zur Ehre. Den Glauben an die Wandelbarkeit wirklicher Arten theilt er mit Plinius, Theophrastos und all seinen Vorgängern; das ist ein Tribut, den er seinem Zeitalter entrichtet. Seien wir

---

1) *Lib. I, tract. II, cap. 5* wird *Olus* erklärt, *quod quidem multos stipitis projicit ex una radice, et in stipitibus ramos diversos, sed parum aut nihil habet ligneitatis, licet quaedam eorum durescant ad modum ligni in senectute longa. In quo genere sunt ruta et caula* (die Kohlarten) *et plura alia.* — Es ist das griechische *λάχανον*, was Nikolaos Damaskenos *Lib. 1, cap. 4* ebenso erklärt, und was häufig in gleicher Bedeutung vorkommt.

nicht zu stolz! Auch uns wird die Zukunft solcherlei Befangenheiten nachzuweisen nicht ermangeln.

Cap. 3. De divisione plantae secunda, per suas partes integrales essentiales sibi, quae officiales dicuntur, et ad officia animae sunt deputatae. — Ohne sich irgendwo vollständig darüber auszusprechen, unterscheidet Albert dreierlei Arten der Pflanzentheile: 1) partes integrales essentiales, welche jeder höhern Pflanze, jedem Baum, jederzeit zukommen und zur Erhaltung des Individuums dienen, weshalb er sie auch officiales, Organe, nennt; 2) partes accidentales essentiales, die zwar auch den meisten höhern Pflanzen, doch nicht beständig zukommen, und nicht die Erhaltung des Individuums, sondern der Art bezwecken, wie Blätter, Blüthen, Früchte, Samen; 3) partes accidentales non essentiales, die sich weder auf Erhaltung der Art, noch des Individuums beziehen, wie die Dornen. Von den ersten handelt Albert in diesem, von den zweiten im folgenden Tractat, von den dritten erst später gelegentlich Lib. IV, tract. III, cap. 3.

Unter den integrirenden wesentlichen Pflanzentheilen giebt es Einen, der der Möglichkeit nach (potentia) alle übrigen in sich enthält, den Pflanzensaft. Die übrigen sind wirklich (actu) besondere Pflanzentheile. Davon nachher. — A) Vom Pflanzensaft. Hier stossen wir bei Albert zuerst auf die alte empedokleïsch-aristotelische Lehre von den vier Elementarqualitäten, der Wärme, Feuchte, Kälte und Trockene, aus deren Mischung alles Körperliche bestehen soll. Konnte sich das schwache Gewebe dieser Hypothesen auf die Dauer nicht halten, so sollten wir doch vom historischen Standpunkte aus nicht übersehen, dass ältere Physiker und Physiologen einer solchen gleichsam schwebenden Brücke bedurften, um über die breite Kluft, welche die Chemie noch nicht ausgefüllt hatte, hinweg zu kommen; ja man sollte sich gestehen, dass wir noch jetzt dergleichen Brücken nicht selten ohne uns deutlich ihrer Schwäche bewusst zu sein, benutzen, und dass sie sich mit der Zeit wohl ändern, doch nie ganz aufhören werden, weil die Natur unerschöpflich, der Durst sie zu

ergründen unauslöschlich ist. Um jedoch meine Leser nicht zu ermüden, gehe ich über alles, was sich auf die Elementarqualitäten bezieht, so kurz wie möglich hinweg. Aus dem vierten Buch der Meteore setzt Albert als bekannt voraus, dass kein Nahrungssaft durch die Wärme der Verdauung vollendet wird, ohne durch die Trockne eine Veränderung zu erleiden. Je nach der Complexion der Pflanzen und Pflanzentheile, die er zu ernähren hat, wird er selbst daher ein anderer. In der Wurzel ist er am rohesten, beim Uebergang in die höhern Pflanzentheile verdickt verfeinert schärft er sich, und nimmt mehr und mehr den Geschmack des zu ernährenden Theils an. Und nun bedient sich Albert aller Sinnesorgane nach Art chemischer Reagentien, um uns über die mannichfache Verschiedenheit der Pflanzensäfte zu belehren. Die dabei durchgängig vorwaltende Verwechselung secernirter und excernirter Säfte mit dem wahren Nahrungssaft, wollen wir der Kindheit der Wissenschaft zu gut halten. Verdaueten doch gewisse Physiologen diesen alten Sauerteig bis heute noch nicht.

B) Von den wirklichen Pflanzentheilen. Sie werden eingetheilt in 1) organische Glieder (membra officialia) und 2) Similarglieder (membra similia). Zu jenen gehören die Knoten, die Wurzel, die Saftwege, das Mark und die Rinde; zu diesen das Holz und, bei krautartigen Pflanzen, das Fleisch. — a) Die wahren Knoten, auch Malleoli genannt, halten den Saft auf, damit er besser verdaut werde. Zum Beweise dient die Verbesserung der Wildlinge durch einen Einschnitt von einer Seite bis aufs Mark. Indem der Saft durch die darnach erzeugte Narbe gehemmt wird, macht er bessere Früchte. Nicht alle Pflanzen haben gleich viel Knoten, der Scirpus ist sogar knotenlos. Die Getreidearten haben in der Regel vier Knoten zu vier speciell erörterten Stufen der Verdauung. Auch die aus den Knoten entspringenden Blätter verfeinern sich stufenweis. — b) Die Wurzel dient der Pflanze nicht allein als Mund, sondern zugleich als Herz, indem sie dem angezogenen Saft (succo attracto, Cod. Bas., abstracto Editt.) die erste Lebenswärme und weitere Bewegung mittheilt. Daher fault die Pflanze, wenn sie Wasser durch einen andern Theil als die

Wurzel in sich aufnimmt. Es giebt gefrässige und enthaltsame Pflanzen. Jene, wenn sie sich nicht durch Ausschwitzung der übermässigen Nahrung wieder entledigen, tragen wurmstichige leicht faulende Früchte. Bisweilen heilt man die Krankheit, die vornehmlich junge und hitzige Pflanzen befällt, durch Anzapfen über der Wurzel wie durch einen Aderlass. Pflanzen mit hitziger lockerer Wurzel in Gegenden, wo es selten, dann aber stark regnet, beendigen ihre Verdauung oft, bevor ein zweiter Regen erfolgt. Daher pflegen die Bäume im Morenlande (Afrika) zweimal jährlich zu tragen, was sich in unserm Klima selten ereignet. Die Stecklinge gewisser Pflanzen machen leicht neue Wurzeln, und zwar einerseits die der wässrigen und schwammigen, andrerseits auch einige mit sehr hartem Holz, wie der Buxbaum, der Sadebaum und andre, die so hitziger Natur sind, dass sie schneller Wurzeln treiben, als das Reis aus Mangel an Nahrung vertrocknet. — c) Venen sind genau genommen nicht in der Pflanze, auch nichts denselben offenbar ähnliches; doch nennt man ihre Saftwege so. Sie verlaufen bald grade aufwärts, bald gewunden, bald netzförmig, bald vom Mark aus strahlenförmig nach der Rinde zu. Sie sind wie bei den Thieren dicht (solidae, ohne Poren). Aber sie pulsiren nicht, denn ihnen fehlt der Spiritus pulsatilis. Befindet sich dennoch etwas der Art in ihnen, wie beim Weinstock, so strömt ihr Saft aus einer im Frühling gemachten Wunde gleichsam brausend aus (bulliendo). — d) Das Mark scheint ein Stellvertreter der Wurzel zu sein, wie bei den Thieren das Rückenmark ein Stellvertreter des Gehirns. In ihm ist die geistige Lebendigkeit (vigor spiritualis, Cod. Bas., statt des sinnlosen rigor der Editt.) für die von der Wurzel zu weit entfernten Theile. Pflanzen mit transversalen Saftwegen (starken Markstrahlen) pflegen reich, die mit verticalen arm an Mark zu sein. Doch mit dem Alter schwindet das Mark oft beinahe ganz. Einige Pflanzen, wie der Holunder, bestehen fast nur aus Mark, und dergleichen Pflanzen sind reich an Knoten. Andre, z. B. die Rohrarten, sind sogar röhrenförmig hohl. Sie bedürfen viel eines dunstförmig frei aufsteigenden Geistes, der sich in der Röhre von der Nahrung aus erhebt. — 5) die Rinde gleicht dem Fell der Thiere,

und ihr Verlust ersetzt sich wie bei den Thieren nicht ohne grosse Narbe. Sie bildet sich aus erdigen Stoffen, welche die Pflanze ausscheidet; daher sie nach und nach dicht hart und rissig wird, und gleichsam räudig abfällt. Diese Schälung der Rinde erfolgt auf zweifache Art. Bei der Eiche Espe dem Weinstock und andern spaltet sie sich der Länge nach, bei der Kirsche Pflaume und vielen andern der Breite nach. Es giebt aber eine äussere und eine innere Rinde. Jene ist hart, diese weich.

Cap. 4. De diversitatibus simplicium et formalium et officialium partium plantae essentialium. — Dieser Titel bedarf der Erläuterung. Unter den essentiellen Pflanzentheilen, denen die später zu betrachtenden accidentellen gegenüberstehen, ist zuerst gehandelt worden von den formalen, das heisst vom Saft, dann von den officialen, den Ernährungsorganen. Jetzt sind noch übrig die einfachen Theile, deren Unterschied von den beiden vorhergehenden Arten hier betrachtet werden soll. Kürzer und ganz in Alberts Sinn könnten wir es ausdrücken:

2) Von den Similartheilen der Pflanze. Gleich wie sich bei den Thieren zwischen dem Geflecht der Venen und Nerven ein Supplement einfacher Theile befindet, nämlich das Fleisch oder was bei den fleischlosen dessen Stelle vertritt, so verhalten sich in den Pflanzen die holzigen und die krautartigen Theile. Leicht überzeugen kann man sich davon durch die Maceration, vorzüglich solcher Pflanzen, die starke zähe und grade Venen haben, wie die grosse Brennnessel, der Hanf, der Lein, das Leinkraut (Linaria). Einfach werden diese Theile genannt, nicht als wären sie nicht zusammengesetzt oder nicht theilbar, sondern weil durch ihre Theilung stets homogene Theile entstehen.

Cap. 5. De naturali figura plantarum tam in toto quam in partibus. — Die Gestalt der Pflanze ist vielartig, meist rund, dreikantig, vierkantig, selten mehrkantig. Im Ganzen gleicht sie jedoch der eines umgekehrten Menschen, weil sich die dem Munde entsprechende Wurzel am untern Ende befindet. Was Albert nun zur Erklärung dieser Gestalten beibringt, übergehe ich,

und bemerke nur, dass dabei Himmel und Erde, Sonne Mond und Sterne zu Hülfe gerufen werden. Es ist die alte, sich stets wiederholende Verwechselung entfernter Analogien mit Ursache und Wirkung. Dafür entschädigen uns alsbald wieder zwei sehr richtige Beobachtungen: erstlich, dass die Bäume in dichten schattigen Wäldern höher schlanker und minder ästig werden; und zweitens, dass an kalten oder schattigen Standorten das Holz der Bäume härter, ihre Kohle klingender wird. Als Ursache beider Erscheinungen betrachtet Albert aber die Wärme, wir bekanntlich das Licht.

Cap. 6. De naturali et communi colore plantarum. — Die normale Farbe der äussern Pflanzentheile ist die grüne, die der innern die weisse. Ausnahmen macht oft die Rinde, so wie das Holz mancher Bäume. Die etwas verworrene Farbentheorie, woraus diese Pflanzenfarben abgeleitet werden, übergehe ich. Sie wiederholt sich Lib. IV, tract. III, cap. 4 noch einmal.

Tractatus secundus,

in quo quaeruntur ea, quae naturaliter conveniunt plantis secundum ea, quae faciunt ad fructificationem vel generationem ipsarum.

Hiermit geht Albert über von den integrirenden zu den accidentellen wesentlichen Pflanzentheilen, den Blättern, Blüthen, Früchten und Samen. Accidentell sind sie nach seiner Vorstellung, weil sie nicht so lange dauern wie das Individuum; doch wesentlich, weil sie der Fortpflanzung, also der Erhaltung der Art dienen.

Cap. 1. De dicendis in hoc tractatu, et de natura foliorum. — Durch sie reinigt sich die Pflanze vom Ueberfluss nicht recht assimilirter wässriger Feuchte; doch weil die Natur sinnreich und erfindsam ist, so bedient sie sich dieses Auswurfs zugleich zum Schutz der Früchte. Daher finden sich Blätter fast immer in der Nähe der Frucht, bald dicht unter dem Stiel (cotyledo, bedeutet bei Albert durchgängig Pedunculus) der Frucht, wie bei

der Birne, dem Apfel u. s. w., seltener der Frucht gegenüber, wie beim Weinstock (pedunculis foliis oppositis, nach unsrer Terminologie), bald über derselben, wie beim Veilchen.

Cap. 2. De figura foliorum tam in magnis plantis quam in parvis, et quare quaedam folia habent cooperimenta, et quaedam non. — Was hier über die Molynsis der Blätter im Vergleich mit der Pepansis der Früchte[1]) gesagt wird, übergehe ich. Pflanzen, deren Blätter weit von der Wurzel abstehen, also die holzigen, erzeugen ihre Blätter bedeckt von einem Schlauch (in folliculo, d. i. unter Knospenschuppen), indem die Natur das mehr Erdige der Blattmaterie, wie bei den Thieren die Klauen, unbedeckt lässt. Bei den krautartigen Pflanzen stehen dagegen die Blätter unbedeckt auf der Wurzel oder dem Stengel. — Die Feuchte begünstigt die Ausbreitung, die Wärme die Zuspitzung der Blätter; das ist der Grund der gewöhnlichen Blattform. Das Adernetz entsteht dadurch, dass sich das Erdig-Trockne mit dem Wässrig-Feuchten nicht gehörig mischt. Streckt sich nun eine Vene, so dehnt sich zugleich der Blattrand aus, und es entstehen lappige Blätter. Doch nicht alle Blätter gehen in Spitzen aus, besonders nicht die schwimmenden Blätter, wie die des Nenuphar, wegen überwiegender Feuchte, oder die des Buxbaums, in denen das Wässrige mit dem Erdigen besser gemischt ist. Siegt in einigen die kalte Feuchte, so entsteht anstatt der Zuspitzung sogar eine Ausrandung am obern Ende, wie beim Klee, der Melilote und andern. Es giebt auch dreigabelige und in drei Blättchen getheilte Blätter; sehr selten sind zweigabelige oder in zwei Blättchen getheilte. Geordnet sind sie bei den Kräutern meist so, dass je zwei einander gegenüber stehen u. s. w.

Cap. 3. De spissitudine et tenuitate et latitudine foliorum et strictura. — Wie im vorigen Kapitel der Umriss, so wird in diesem die Dicke und Zartheit, Breite und Schmäle verschiedener Blätter auf die Elementarqualitäten zurückgeführt, was ich übergehe. Bemerkt wird noch, dass die Bäume meist

1) Vergl. I, Seite 104 und 105 in meiner Anmerkung.

verhältnissmässig kleinere Blätter haben als die Kräuter, so wie dass abgefallene Blätter anfangs schwimmen, später aber im Wasser untergehen.

Cap. 4. De generatione et natura florum. — Die Blume ist Vorzeichen (indicium) der Frucht, und bildet sich meist mit ihr aus derselben Substanz. Häufig hängt sie daher dem obern Theil der Frucht an (unser flos superus), wie bei vielen Bäumen. Oft jedoch bildet sich die Frucht auch mitten in der Blume, wie bei den meisten Kräutern und Stauden. Doch greift der Unterschied nicht durch. Die Pflaume und Schlehe z. B. bilden ihre Frucht gleichfalls in der Blume, und so fast alle Steinfrüchte. Die Substanz der Blume ist meist fest und dicht (solida et compacta, Cod. Bas.), das heisst dem Zusammenhange nach ohne Adernetz. Dies, sowie die Verschiedenheit ihrer Färbung, ihr Duft, ihr Honig und ihr Wachs wird nun wieder aus den Elementarqualitäten abgeleitet. Ihrer Zartheit wegen schloss die Natur die Blume in Schläuche oder Schoten (d. h. Kelche) ein, die entweder mit ihr aus demselben Stiel entstehen und nach dem Aufblühen abfallen, oder sich früher öffnen bleiben und allmälig welken, indess sich die Blume wie auf Stützen über sie ausbreitet. Sie welken, wenn ihnen die Frucht die Nahrung zu entziehen anfängt. Warum einige Bäume nur sehr kleine oder gar keine Blumen haben, wird wieder aus der hypothetischen Beschaffenheit ihrer Säfte erklärt.

Cap. 5 De situ florum et odore ipsorum. — Nur das Wichtigste hebe ich heraus, was Albert von den Staubblättern sagt, die vor ihm kein Andrer so genau kannte. Statt der gewöhnlichen Blumen hängt zuweilen, namentlich bei vielen Getreidearten, von der Stelle der Frucht eine gelbe Wolle herab; und beim Weinstock liegt da, wo sich die Frucht bilden soll, ein gelbes Pulver. Einige ägyptische Philosophen behaupteten, der Weinstock blühe gar nicht; denn jenes Pulver hänge nicht mit ihm zusammen. Allein zu Anfang seiner Blüthe kann man sich leicht überzeugen, dass jene Körner (die Antheren) vermittelst kleiner Stiele mit der Beere zusammenhängen, und dass sich die Beere

zwischen ihnen bildet, wie andre Früchte, die eine Blume unter sich haben. Auch besitzt die Blume fast aller Pflanzen eine Versammlung solcher Körner, die dem Boden der Blume vermittelst kleiner Stiele eingefügt sind, bald in grosser bald in geringer Zahl.

Cap. 6. De figura florum in genere. — Eins der kürzesten und dürftigsten Kapitel. Nur drei Hauptformen werden unterschieden, die der Aglei, die vier (statt fünf) Adler darstellen, und womit die der tauben Nessel (unser Lamium) einige Aehnlichkeit haben soll; die Glockenform, und die Sternform.

Cap. 7. De coloribus florum communibus. — Zwei Farben kommen bei den Blumen sehr selten oder gar nicht vor. Ganz fehlt das Grün (offenbar weil man grüne Blumen nicht für Blumen gelten liess), und das Schwarz findet sich nur an gewissen Theilen einiger Blumen. Vorzüglich rein kommt vor weiss, gelb (caeruleus; aber der Zusammenhang lässt nicht zweifeln, dass gelb gemeint sei; vielleicht ist cereolus zu lesen), roth, blau und violet (purpureus). Das bekannte Kunststück, rothe Blumen durch Schwefeldampf weiss zu bleichen, kennt Albert schon.

Liber tertius,

qui totus est digressio, in quo terminatur de fructibus et seminibus et saporibus eorundem.

Tractatus primus.
De dispositione fructuum et seminum secundum naturam.

Cap. 1. De intentione nominis fructus, et diversitate fructuum in genere. — Blätter und Blumen trennen sich erst mit ihrem Tode von der Pflanze, die Frucht trennt sich unverdorben und erfüllt gleich den thierischen Eiern erst dann ihre Function. Der Name Fructus, quo fruitur agricola post laborem agriculturae, entspricht unserm ökonomischen, nicht dem Naturzweck; aber Semen nennen wir dem Zweck der Natur gemäss das, wodurch sie die Art erhält und vervielfältigt. Die Bemerkung ist nicht unbedeutend, da sich die Alten bekanntlich so oft durch

die Etymologie der Namen Fructus und Κάρπος zu falschen morphologen Bestimmungen verleiten liessen. Auch Albert kann sich, wie wir gleich sehen werden, trotz der Warnung, die er selbst giebt, noch nicht ganz davon losmachen. Gross sagt er, ist die Verschiedenheit der Früchte. Einige sind zugleich Sameu, ohne etwas Essbares zu haben; doch sind dergleichen Samen auch wohl in Schoten und Häute eingeschlossen. Zuweilen werden die Samen nebst den sie einhüllenden Substanzen Frucht genannt. Und diese Substanzen sind wiederum verschiedenartig. Einige Früchte haben ausserhalb der die Samen enthaltenden Schote noch Fleisch, wie Aepfel Birnen Quitten, in denen eine harte, meist in fünf Kammern getheilte Schote liegt. Andre haben ihre Samen in einem mit Fleisch umgebenen muschelartigen Knochen (in osse testaceo), und ihr Fleisch wird entweder mit der Samenreife weich wie bei den Pflaumen und Kirschen, oder hart und trocken wie bei den Nüssen und Mandeln. Einige haben ihre Samen in einer einfachen nackten Schale, die beim Reifen mehr und mehr erhärtet. Andre tragen sie in Schalen, die bei der Reife vertrocknen und die Samen mit Gewalt ausstossen. Oder die Schalen platzen und die Körner lösen sich ab, wie bei den Hülsenfrüchten; und diesen sind auch die Früchte der Cassia Fistula, der Päonia und des Granatbaums ähnlich. Andre Pflanzen tragen ohne Schote nackte, nur von der einfachen Samenhaut umgebene Samen, wie die Distelgattungen und viele andre Kräuter. Hierher gehören auch die Laucharten, die zwar anfangs in einer gewissen Schote eingeschlossen sind, nach der Reife jedoch frei auf dem Halm stehen (hier scheint Albert die Spatha der Umbella bulbifera für ein Pericarpium, und die Bulbilli selbst für Samen genommen zu haben). Auch die Petersilie, der Fenchel, der Anis, das Siler montanum gehören hierher.

Cap. 2. De causis diversitatis fructuum et seminum quoad humores, qui sunt in ipsis et in circumstantibus. — Aus diesem langen Kapitel hier nur Eine Beobachtung. So lange die Frucht noch an der Pflanze hängt, kommen die Saftwege zum Samen aus dem Fruchtstiel (coctiledo),

nicht aus dem Fleisch der Frucht; und ist sie abgefallen, so keimen die Samen leichter, wenn man das Fleisch entfernt, als wenn man es faulen lässt. Zur Ernährung der Samen ist folglich das Fleisch der Früchte nicht bestimmt. — Das Uebrige besteht meist wieder in einem Spiel mit den Elementarqualitäten.

Cap. 3. De ratione figurae seminum plantarum, et de quantitate eorum. — Fast alle Früchte und Samen sind entweder kugel- oder säulenförmig. Abweichungen von diesen Formen entstehen vornehmlich durch Druck, wie bei der Bohne, oder durch Theilung, wie beim Weizen, der der Länge nach gefurcht ist. Dabei geräth Albert aber in den Irrthum zu behaupten, dergleichen gefurchte Samen entwickelten beim Keimen gewöhnlich zwei Pflänzchen. Und doch lag ihm die Wahrheit so nahe; er selbst unterscheidet die Stengelbildung aus des Samens ursprünglicher Bildungskraft, die nie über zwei hinausgehen soll, und die durch Wurzelvermehrung, die so weit gehen kann, dass man einst aus Einem Weizenkorn zwei und zwanzig Halme entspringen sah.

Cap. 4. De ratione figurae fructuum. — Enthält nichts Bedeutendes.

Cap. 5. De naturali colore seminum et fructuum, et maturitate eorundem. — Die Samen aller Pflanzen (was freilich ein Irrthum ist) haben ihre Keimkraft (sementinam virtutem) innerhalb einer gewissen Quantität Mehl (farinae Cod. Bas. statt des sinnlosen formae), die sich unter der Samenhaut befindet. Und dies Mehl scheint bei unsern Pflanzen stets weiss zu sein; nur in den aus Indien kommenden Samen, dem Pfeffer, den Kardamomen, Kubeben, dem Nelkenpfeffer und den Muskatnüssen erscheint es bräunlich oder schwärzlich. Die Samenhaut hat mancherlei Farben. Bald ist sie glänzend schwarz, wie bei der Päonie und Aglei, bald matt schwarz, wie beim Mohn, den Aepfeln und Birnen; bald ist sie weiss, und dann oft leicht gestreift wie beim Veilchensamen und der Hirse. Die rothe Farbe der Samen, pflegt ins Schwarze überzugehen, doch bisweilen dauert sie, wie beim Weizen und der Moorhirse, oder steigert sich ins Bräunliche.

Die Farbe der reifen Früchte ist gemeiniglich gelb oder roth, die der unreifen (Handschriften und Ausgaben lesen irrig maturorum) grün. Die schwarze Farbe einiger reifen Früchte ist nur ein gesteigertes Roth.

Cap. 6. De causa, quare fructus maturi mollescunt, et semina durescunt. — Uebergehe ich.

Cap. 7. Secundum quid foecunditas inest semini plantarum. — Nicht alle Pflanzen vermehren sich bloss durch den Samen, sondern einige, wie der Feigenbaum (ficuarius, Cod. Argent.), mehr durch die Wurzel, andre, wie der Weinstock, mehr durch den Stamm. Warum aber einige Pflanzen gar keine, andre nur unfruchtbare, und wieder andre fruchtbare Samen tragen, soll im folgenden Buche gezeigt werden. Unter denjenigen, welche sich vorzüglich durch Samen vermehren, machen einige ihren Keim an der Spitze des Mehls, wie die Kicher, die Bohne, die Eichel, die Nuss, die Haselnuss und, wie man sagt, die Muskatnuss; andre am Grunde ihres Mehls, wie der Weizen, die Gerste, der Hafer, andre an der Seite ihres Mehls (so verstehe ich die Worte: in circuitu suae farinae, die hier noch dazu ausgelassen sind, aus der Parallelstelle lib. IV tract. III cap. 2 jedoch mit Sicherheit ergänzt werden können), wie die Olive und das Lauch, wiewohl sich letzteres gleich der Lilie und andern Pflanzen der Art lieber durch die Wurzel vermehrt. Alle spitzen Samen aber keimen am spitzen Ende.

Tractatus secundus,

qui est de saporibus succorum et fructuum et seminum plantarum.

Sollte dem Inhalt nach heissen: de saporibus et odoribus etc. Ich übergehe den ganzen Tractat, denn wie sonst dem vermeinten Aristoteles, so folgt Albert in ihm ganz dem Avicenna (canon. lib. II, tract. I, cap. 3).

Liber quartus,

ct est de virtutibus naturalibus plantae.

Mit diesem Buch nimmt Albert den Faden, den er durch lange Digressionen unterbrach, wieder auf, und schliesst sich, so gut es geht, an das zweite Buch des Pseudo-Aristoteles voll chaotischer Verworrenheit. Ich habe wenig daraus anzuführen, und mehr gelegentliche Bemerkungen Alberts, als des Buches eigentliche Gegenstände.

Tractatus primus.

De virtutibus originalibus ipsius.

Cap. 1. Qualiter quatuor virtutes originales accipit a quatuor elementis. — Ist im Grunde eine chemische Untersuchung ohne chemischen Apparat. Durch ihre Zusammensetzung sollen sich Thiere und Pflanzen vornehmlich von den Mineralien unterscheiden. Diese sollen nur aus den drei Elementen Erde Wasser und Feuer, jene aus einer innigeren Mischung aller vier Elemente bestehen, diese also nach unsrer Terminologie ternäre, jene quaternäre Verbindungen der Grundstoffe darstellen. Alle Körper, welche Luft enthalten, sind porös, und folglich leichter als die, denen die Luft fehlt. Nur poröse Körper sind des Wachsthums fähig. Daher die Mineralien mit wenigen Ausnahmen weder im Wasser schwimmen, noch wachsen. Das Weitere übergehe ich.

Tractatus secundus,

qui est de modo et loco generationis plantarum.

Allerlei Bemerkungen über das Vorkommen der Pflanzen, die unserm Albert meist selbst gehören.

Cap. 1. Eine trostlose Theorie der Generatio originaria plantarum, und der Text in den Ausgaben, zum Theil sogar in meinen Handschriften mehr wie gewöhnlich verdorben. Ich bemerke nur, dass Salzwasser durch Destillation süss wird, ein Gewinn arabischer Chemie.

Cap. 2. De locis, in quibus raro et male plantae generantur. — Hier gelegentlich über die Fruchtbarkeit des an thierischen und pflanzlichen Ueberresten, also nach unsrer Sprache an Humus reichen Alluvialbodens.

Cap. 3. De locis, quibus bene proficiunt plantae, et de locis, qui opponuntur illis. — Darin unterandern über die Vorzüge der Bergabhänge zum Weinbau, über Wasservegetation, Schwimmpflanzen, Conferven und Lemnen. Sogar in siedend heissen Quellen fehle es nicht an Pflanzen, und durch Begiessung mit kochendem Wasser lasse sich trefflicher Rasen erziehen. Selbst Schwefelquellen ermangelten nicht aller Vegetation.

Cap. 4. De proprietatibus plantarum ex natura locorum eis convenientium. – Am Schluss dieses Kapitels über Parasiten, namentlich Cuscuta. Nicht genannt, doch deutlich genug bezeichnet wird Usnea, recht gut beschriebene Viscum album.

Tractatus tertius,

in quo agitur collective de principiis generationis et foecunditatis plantarum.

Cap. 1. De quinque, quae collective sunt principium generationis et incrementi plantarum, et de dubitationibus circa eadem emergentibus. — Dabei kommt Albert abermals auf die Generatio originaria Bei höhern Thieren leugnet er sie bereits, bei höhern Pflanzen noch nicht, weil Kräuter Stauden und sogar Bäume oft an Orten vorkommen, wohin keine Samen gelangt zu sein scheinen.

Cap. 2. De diversitate foecunditatis et germinationis plantarum. — Ganz nach Nikolaos Damaskenos.

Cap. 3. De modo foecunditatis et generationis spinarum in plantis, — Endlich sei es an der Zeit, die lange verschobene Untersuchung dieser accidentellen nicht wesentlichen Theile der Pflanze nachzuholen (vergl. lib. II, tract. I, cap. 3). Dornen und Stacheln, jene als Erzeugnisse des

Holzes, diese der Rinde, werden recht gut unterschieden, wenn gleich beide mit demselben Namen Spinae bezeichnet. Auch des Uebergangs der Dornen in belaubte Zweige bei der cultivirten Pflaume und andern Bäumen durch die Cultur wird gedacht, und selbst von den Stacheln der Blätter mancher Pflanzen das Nöthige nicht vergessen. Genauer spricht Albert in der Beziehung von Ilex Aquifolium, die er aber Daxus (in den Ausgaben steht doxus) nennt, und auf die er, was die Alten von Taxus baccata erzählten, überträgt. — Die drei letzten Kapitel enthalten nichts Bedeutendes.

Tractatus quartus,
in quo tractatur de accidentibus plantae quoad visum et gustum.

Auch daraus finde ich nichts zu bemerken, als etwa das Kunststück, eine Rosenknospe durch Unterbindung im Herbst blühen zu lassen, was Albert selbst gemacht haben will, und worüber ich bereits oben Seite 21 gesprochen habe.

Liber quintus,

qui totus est digressio, et tractatur in eodem de convenientia et differentia et effectibus plantarum.

Tractatus primus
De differentia et convenientia sive comparatione plantarum.

Cap. 1. De his, quae omni plantae secundum generationis principia conveniunt. — Die von den Alten überlieferte Philosophie der Pflanzen ist sehr lückenhaft (ich lese mutila statt multimoda). Denn wiewohl von den Verschiedenheiten der Pflanzen und ihren wesentlichen Kräften nach den Aussprüchen der Peripatetiker schon gehandelt ist, so bleibt doch noch übrig zu sprechen von ihrer bewunderungswürdigen Uebereinkunft und Verschiedenheit, ihrer Vereinigung (unitione Cod. Arg. vulgo mutatione) und Theilung, ihrer Beständigkeit und Verwandelung, wie auch von ihrer bewundernswürdigen Wirkung auf den thierischen

Körper. Von dem allen soll in diesem Buche gehandelt werden. — Dies und das folgende Cap. 2.: de differentia plantarum in genere, sammeln nur früher gelegentlich schon Vorgekommenes in logischer Ordnung.

Cap. 3. De quatuor modis, quibus una planta unitur alteri. — Pflanze mit Pflanze vereinigen sich a) wie der Säugling mit der Amme; so der Epheu mit allen Pflanzen, an denen er aufklimmt; b) wie das Hingestellte mit der Stelle (sicut locatum loco). So die Haare mit dem Fell der Thiere, und ebenso (wie ich aus dem Zusammenhang folgere, wiewohl sie nicht genannt werden) die parasitischen Moose Flechten u. dgl. mit der Rinde der Bäume, vorzüglich an der Nordseite der Wälder. Sie vereinigen sich c) wie Theile derselben Pflanze; so das Viscum mit den Bäumen, worauf es wächst. d) Sie werden vereinigt durch das Pfropfen.

Cap. 4. De solutione dubiorum, quae oriuntur ex modis unionis dictis. — Eine spitzfindige Untersuchung, ob sich bei Vereinigung zweier Pflanzen auch ihre Seelen vereinigen? Bei den zwei erstgenannten Arten der Vereinigung sicher nicht; bei der dritten, und vollends bei der vierten ist die Sache zweifelhaft. Doch wahrscheinlich bleiben sie auch dabei getrennt.

Cap. 5. De duobus modis divisionis plantae unius in duas. — Ein etwas dürftiges Kapitel. Die Theilung sei verschieden, je nachdem ein abgeschnittenes Reis als Steckling oder als Pfropfreis behandelt werde. Dass sich Thiere nicht eben so theilen lassen, liege in der Ungleichartigkeit ihrer Theile.

Cap. 6. De tribus modis permanentiae plantarum. — Wieder eine sehr subtile Untersuchung, eigentlich, wiewohl das nicht ausgesprochen wird, über die Integrität der Pflanzenseele bei fortwährendem Stoffwechsel, beim Wiederausschlagen abgehauener Stämme aus der Wurzel, wie bei der Vermehrung durch Stecklinge oder Samen.

Cap. 7. De quinque modis transmutationis unius plantae in aliam. — Davon kenne man fünf Arten: a) Verwandlung der Samen, z. B. des Weizens in Roggen und umge-

kehrt. Diese Umwandelung erfolge nach und nach; im ersten Jahr würden die Roggenkörner nur etwas grösser und röther, im zweiten schon mehr, im dritten würde der Roggen ganz zu Weizen. Wenn aber Einige behaupteten, eine Art könne nicht in eine andre übergehen, so sei das sehr richtig; hier verwandele sich jedoch nicht actus in actum, sondern nur potentia in actum, das heisst mit andern Worten: Albert erklärt den Roggen für blosse Varietät des Weizens. Sollte er unter Siligo, was ich durch Roggen übersetzte, wohl gar nur eine geringere Weizensorte verstehen? Möglich ist's, doch nicht wahrscheinlich. b) Aus der Fäulniss Einer entsteht eine andere Pflanzenart. Das sei sehr gewöhnlich. Selten erneue sich ein reiner Eichen- oder Buchenwald, nachdem man ihn ganz niedergehauen, sondern es entständen Espen (tremulae, Cod. uterque, tremisae, Edd.) und Birken (miricae). c) Die dritte Art der Umwandlung ward erst einmal beobachtet, und ist die wunderbarste von allen. In dem Lande, welches Alumnia genannt wird, trieb man einen Eichenwald ab, und besteckte den Platz mit Eichenzweigen; daraus entstanden Weinstöcke, die guten Wein gaben. Auch erwuchsen einige Weinstöcke unmittelbar an Stelle des abgehauenen Baums. Doch aus den bleibenden Eichenzweigen, meint Albert, könnten unmöglich Weinstöcke geworden sein; jene müssten verfault, und diese aus der Fäulniss jener erwachsen sein. Vermuthlich stand das Histörchen als Prodigium in irgend einer Chronik oder Heiligenlegende, und Albert suchte es sich auf seine Weise zu erklären. Der Schauplatz mag in Frankreich zu suchen sein, wenigstens sprechen die geographischen Wörterbücher noch jetzt von drei verschiedenen Schlössern daselbst namens Alonne. d) Die vierte Art ist gemein, dass sich ein kränkelnder Baum mit Parasiten, namentlich Viscum überzieht. e) Die letzte Art geschieht durch's Pfropfen, wodurch Albert eben so wunderliche Combinationen entstehen lässt, wie unterandern Palladius vor oder Petrus de Crescentiis nach ihm.

Cap. 8. De mutatione, qua domestica fit silvestris, et e contro silvestris domestica. — Jede edle Pflanze kann verwildern, jede wilde veredelt werden. Sonst nichts von Bedeutung.

Tractatus secundus.
De effectibus plantarum.

Diese aus sechs langen Kapiteln bestehende generelle Heilmittellehre, hauptsächlich nach Avicenna, deren Text noch dazu selbst in den Handschriften, noch mehr in den Ausgaben entstellt und lückenhaft ist, übergehe ich wieder als unwesentlich für unsern Zweck, bis auf eine Stelle, in der sich mehr als sonst im ganzen Werk Alberts schwache Seite, seine Hinneigung zum Aberglauben verräth. Ich schicke voraus, dass Albert bei allerlei wunderlichen Dingen, die er mittheilt, zuweilen auch Hermes citirt, dann aber hinzuzufügen pflegt, er selbst hätte darüber keine eigne Erfahrung. Nur einmal, hier am Schluss seines fünften Buchs, gedenkt er der übernatürlichen oder, wie er es nennt, göttlichen Kräfte gewisser Pflanzen mit folgenden Worten: „Sed, quod oportet adjungere, est, quod etiam quaedam (sc. plantae) habere videntur effectus divinos, quos hi, qui in magicis student, magis insectantur: sicut Betonica divinationem praebere dicitur, et Verbena (Berbena, Editt.), quae amorem, et ea, quae vocatur herba Meropis, quae dicitur aperire seras clausas. Et sunt multae tales, de quibus scribitur in libris incantationis Hermetis philosophi et Costa Ben Lucae philosophi et in libris de physicis ligaturis inscriptis.

Das ist, nichts vertuscht, und nichts in zu günstiges Licht gestellt, Alberts generelle Botanik, die erste ihrer Art; denn Theophrastos verfolgte, wie wir sahen, einen ganz andern Plan. Was Albert vorfand, die zwei Bücher des Nikolaos, störte ihn mehr in seinem eignen streng systematischen Gange, als es ihn förderte; und nach ihm verstrichen Jahrhunderte, bevor ein zweites, dem seinigen auch nur entfernt vergleichbares Werk erschien. Und noch dazu, die Fehler seines Werks verschuldet sein Zeitalter, die Vorzüge desselben gehören ihm allein an.

§. 5.
Alberts specielle Botanik.

Für uns das Wichtigste in Alberts Pflanzenwerk ist das sechste Buch: de speciebus quarundam plantarum,

indem es weniger beladen mit müssiger Speculation über Dinge, zu denen doch keine Speculation mit Sicherheit fortschreitet, zwar nicht den Umfang, doch den Gehalt der eigentlichen Pflanzenkunde Alberts kund giebt. Er selbst legt wenig Werth darauf. „In hoc sexto libro, sagt er, magis satisfacimus curiositati studentium quam philosophiae. De particularibus enim philosophia esse non poterit . . . . Experimentum (das heisst Erfahrung, nicht etwa Versuch) enim solum certificat in talibus, eo quod de tam particularibus naturis syllogismus haberi non potest.“ Doch versichert er, was er mittheile, entweder selbst beobachtet, oder aus solchen Schriftstellern genommen zu haben, von denen er überzeugt sei, dass sie nicht leicht etwas vorbrächten, was sie nicht durch eigne Erfahrung bestätigt hätten. Dies Vertrauen schenkt er vor Allen dem Avicenna, der es freilich nicht verdient.

Nach diesem Vorwort handelt er im ersten Tractat von Bäumen und Sträuchen, im zweiten von Stauden und Kräutern in alphabetischer Ordnung. In vielen Artikeln tritt die Schärfe seiner Beobachtungen überraschend hell ans Licht; wo ihm aber die eigene Anschauung fehlte, verlässt er sich am liebsten auf Avicenna. Nur von dem, was ihm eigen ist, werde ich einiges ausheben, bei weitem nicht alles, kann darüber jedoch fast nur wiederholen, was ich bereits 1837 in der Linnäa Band XI, Seite 557 ff. mitgetheilt habe, wiewohl einiges, zumal nach den später erst von mir benutzten Handschriften zu berichtigen ist. Die Nummern der Kapitel anzugeben, überhebt mich die alphabetische Ordnung, die ich noch etwas genauer wie Albert beobachten werde.

Tractatus primus.

De arboribus.

Abies. — Darunter versteht Albert einmal die ganze linneische Gattung Pinus, wovon er sechs Arten unterscheidet, und dann zwei Arten unsrer jetzigen Gattung Abies, von denen er kurz nach einander handelt, ohne ihnen besondre Namen beizulegen. Es sind 1 und 2. Abies, unsre Abies Picea und excelsa, ferner

3. Picea, unsre Pinus sylvestris, 4. Pinus, unsre Pinus Pinea, 5. Cedrus, unsre Abies Cedrus, und 6. Terebinthus, unsre Pinus Cembra. Von den vier letzten Arten wird später unter ihren Anfangsbuchstaben gehandelt. Abies mache jährlich fünf neue aufrechte Triebe, von denen einer grade empor wachse und den Stamm fortsetze. Eine andre Art (unsre Abies excelsa) sei nicht ganz so hoch wie jene, habe nicht so weisses, sondern röthliches, weniger nutzbares Holz, ausgebreitetere Zweige und nicht so straffe Blätter. Bemerkenswerth ist, dass er mit Recht Blätter und Nadeln nicht unterscheidet. Was das lange Kapitel sonst noch über das Tannenharz, über die Beschaffenheit des Tannenholzes und den Einfluss der Standorte darauf, über die Gefahr bei Verletzung des Gipfels u. s. w. enthält, übergehe ich.

Alnus. — Unsere Alnus glutinosa. Ein bekannter Baum auf sumpfigem Boden, mit röthlichem Holz (bekanntlich ist es im frischen Zustande schön roth) und ziemlich glatter bräunlicher Rinde. Das Holz liefert eine ausgezeichnet weisse Asche. Es wächst schichtweise (tunicis ligneis, d. h. in deutlichen Jahresringen, deren Albert bei den meisten Bäumen, bei denen sie stärker als die Markstrahlen ins Auge fallen, mit denselben Worten gedenkt). Frisch spaltet es nicht so leicht, trocken noch leichter als Tannenholz. Unter Wasser fand es Albert nach 200 Jahren noch unversehrt. Die Blätter gleichen denen des Birnbaums, sind aber nicht so stark, und fallen mehr ins Bräunliche. In der Jugend sind sie mit einer klebrigen Feuchtigkeit überzogen, der jedoch das Aroma der Pappelblätter fehlt. Im Winter treibt der Baum gleich der Walnuss und Haselnuss einen langen Ueberfluss (superfluitatem, d. h. ein Kätzchen, sonst auch Purgamentum genannt). Im Sommer findet man an ihm eine schwarze Frucht von der Grösse einer Olive, gleich dem Tannzapfen aus Hölzern und Rinden zusammengesetzt, und dazwischen die Samen, die jedoch alle taub sind. Darin täuschte sich Albert oft, gleich allen ältern Beobachtern, dass er kleine und dünne Samen für taub hielt. Diesmal täuschten ihn aber die ihrer Samen längst entleerten, am Baume noch bleibenden weiblichen Kätzchen.

Amigdalus. — Blühet vor den Blättern.

Arangus. — Citrus Aurantium. So nennen Einige die Cedrus der Italiäner (wovon unten). Allein die Arangus (Orange) hat einen runden Apfel, weiches Fleisch und etwas härtere Körner als die Zitrone. Auch ist ihr Stamm höher und minder empfindlich gegen die Kälte.

Arbor mirabilis. — Ricinus communis. Der Stamm rohrartig und ästig. Die Blätter sehr gross, rund, strahlenförmig (was wir palmata nennen), die untern Strahlen allmälig kürzer. Die Frucht besteht aus vielen Körnern an einem langen Stiel in Gestalt einer Traube. Die Blumen sind schön, traubenförmig, gelb. An feuchten schattigen Stellen werden Stamm und Blätter schnell ausserordentlich gross. Gleichwohl hat die Pflanze mehr die Natur einer Staude als eines wahren Baums.

Arbor paradisi. — Musa paradisiaca. Wird ausführlich beschrieben und mit dem Ricinus verglichen, offenbar aus einem andern Schriftsteller, den Albert nicht nennt. Das ist jedoch die älteste Beschreibung bei irgend einem europäischen Schriftsteller, die ich kenne.

Buxus. — Gleich uns unterscheidet Albert den baumartigen und den zwergartigen Buxbaum. Jener trage kleine oben stachelige Aepfel (das ist die Capsula coriacea, post dehiscentiam, stylorum persistentium partitione, sexrostris); dieser sei unfruchtbar. Auch die lederartigen immergrünen Blätter werden beschrieben, am ausführlichsten aber das Holz und dessen mannichfacher Gebrauch. Auch bemerkte Albert schon die Aehnlichkeit des Geruchs der Pflanze mit der menschlichen Ausdünstung.

Castanea. — Wird treffend mit der Buche verglichen. Jene sei dicker aber niedriger, ihre Blätter fester und länger, ihre Kerne härter und süsser. Die Frucht beider sei rauh-stachelig und enthalte in Einer Schale (theca) mehrere Kerne.

Casus. — Cistus Creticus. Davon die bekannten alten Sagen. Ich bemerke nur, dass alle ältern lateinischen Ausleger des Avicenna die Pflanze eben so nennen. Die Araber verwech-

ten schon das griechische κίστος mit κίσσος; aus letzterm, indem es durch das Arabische ging, ward Casus.

Cedrus. — Abies Cedrus. Davon wird unterschieden:

Cedrus Italorum. — Citrus Medica. Wird von Einigen auch Arangus (Orange) genannt; doch Albert unterscheidet sie genau. Ist so empfindlich gegen Kälte, dass man sie im vierten fünften und sechsten Klima den Winter hindurch bewickeln muss. Das Holz hart. Die Wurzel nahe an der Oberfläche weit ausgebreitet. Ein Dorn steht etwas über oder neben dem Blatt, und weicht in seiner Richtung von der des Blatts ab, wodurch sich dieser Baum von dem unterscheidet, welcher Jujuber[1]) genannt wird, und einen Dorn an der Blattwurzel oder zuweilen seitwärts am Blatt selbst trägt (es ist offenbar Ziziphus vulgaris gemeint). Das Blatt stellt gleichsam zwei Blätter dar, ein grösseres auf einem kleinern (dem geflügelten Blattstiel). Etwas undeutlich wird auch der Verlauf der am Blattrande grosse Bögen machenden Venen beschrieben. Dem Baume eigenthümlich ist, dass er im Winter wie im Sommer stets Blumen und Früchte zugleich zu tragen pflegt. Die Samen der Zitrone liegen wie die des Kürbis in dem weichen Fleisch der Frucht, doch nicht so wie beim Kürbis in besondere Zellen eingeschlossen. Sie saugen (d. h. sie sind angeheftet) aber aus dem harten Fleisch der Mitte (der Mittelsäule), und nicht wie die des Kürbis von aussen her (d. h. sie haben eine placentatio centralis, nicht parietalis). Ein Irrthum ist es, wenn Albert der Zitrone einen flos superus zuschreibt, und zwar um so auffallender, da er selbst hinzusetzt: „in quo tamen acumine (sc. fructus) non est bucca fovealis[2]), in qua sit vel fuerit flos, sicut in pomis malorum vel pirorum, quae habent etiam florem in acumine fructus sui.

Cerasus. — Dabei sei nicht nöthig zu verweilen, weil der

1) So der jüngere pariser und der strasburger Codex. Der ältere pariser liest *Juniber*, die beiden Ausgaben *Juniper*. Schon 1837 in der Linnaea sprach ich die Vermuthung aus, dass *Jujuber* zu lesen sein möchte.

2) *Vulgo fontinalis*. Nur der jüngere pariser Codex hat am Rande: *alias fonealis*, woraus sich die richtige Lesart ergiebt.

Baum zu bekannt sei. — Sehr oft aber benutzt Albert im Verlauf seines ganzen Werks den Kirschbaum als Beispiel, namentlich lib. I, trac. II, cap. 2 (wo jedoch die Ausgaben causis statt cerasis haben), lib. II, tract. I, cap. 3, lib. III, tract. I, cap. 1 und II, cap. 2, lib. V, tract. I, cap. 7 und II, cap. 4, aus welchen Stellen sich leicht eine ziemlich vollständige Beschreibung zusammensetzen liesse Dazu handelt lib. VII, tract. II, cap. 3 ausführlich von der Cultur des Kirschbaums.

Cipressus. — Wurzel flach, weit ausgebreitet. Zweige pyramidal aufrecht. Blätter äusserst klein, straff, am Grunde in die Rinde verlaufend; daher die Rinde junger Zweige mit den Blattnarben wie mit Kreisen weisser Grübchen bedeckt ist. Holz wenig härter als Tannenholz, ins Röthliche neigend. Der Apfel, den man richtiger eine Nuss nennen würde, wenn es der Sprachgebrauch zuliesse, holzig wie der Pinienapfel, aus hölzernen Banden (fasciculis) zusammengesetzt. Die Kerne klein, in schwarzer Schale und einem zarten weissen Gespinst eingeschlossen, wie bei der Pinie, doch darin abweichend, dass sie nicht paarweis aus den hölzernen Zweiglein (Schuppen) des Apfels, sondern aus dessen Mittelsubstanz hervorwachsen, und zwar in mehrfache meist doppelte Reihen unter die zehn Stücke des Apfels vertheilt.

Coctanus sive Citonius. — Pyrus Cydonia. Die beiden bekannten Varietäten werden als pyra coctana und mala coctana unterschieden und beschrieben.

Fibex arbor, quam antiqui vocant Miricam. — Betula alba. Die Beschreibung beschäftigt sich vornehmlich mit der Rinde, dem Holz, und den Producten.

Fraxinus. — Hoher Baum. Die Rinde hält die Mitte zwischen dem Glatten und Rauhen und ist nicht dick. Viele Blätter entspringen aus gemeinschaftlichem Stengel oder Blattzweige (ex uno stipite vel ramo foliali), wie bei der Walnuss. Die Frucht ist eine Traube. Die Körner befinden sich in etwas breiten zarten Kapseln (thecis oder, wie Albert zu schreiben pflegt techis), und scheinen steril zu sein. Das Uebrige bezieht sich aufs Holz, dessen eisenartige Härte gerühmt wird.

Juniperus. — Von Cipressus, Abies und Pinea besonders dadurch verschieden, dass sie nackte Samen trägt [1]).

Malus. — Nach einer Vergleichung des Apfelbaums mit dem Birnbaum und einigen diätetischen Regeln, folgt die Beschreibung der Frucht, die ich zur Probe wörtlich wiedergebe. „Pomum ipsum, quod malum vocatur, constat ex quinque substantiis. Quarum prima est substantia sui corticis, quae est terrestris, aliquid habens humidi viscosi. Secunda autem est substantia suae carnis, quae habet humiditatem aqueam et aëream; et terreum suum molle est et laxum. Tertia autem est substantia lignea, quae est techa (theca) exterior nucleorum, licet interior sit pomo. Et distinguitur haec per quinque cameras, et in qualibet earum formantur nuclei plures. Adhaeret autem haec substantia et compaginata est quinque venis coctilidonis (i. e. cotyledonis, worunter Albert den Stiel des Blatts, der Blume, ja selbst das Filament der Anthere verstehet), et inferius quidem contrahitur ad punctum unum, et distenditur in coctilidonem. Superius autem similiter contrahitur in unum, et colligitur ad buccam, quae vocatur sedes floris. In medio autem dilatatur, et est unaquaeque quinque casarum sicut duo trianguli unam habentes basim communem, quorum unus hypothenusam dirigit supra ad sedem floris, et alter inferius ad porum coctilidonis, ita quod, cum omnes quinque trianguli componuntur, media linea, in qua sibi applicantur, est una. Quarta autem substantia est corticis nucleorum, et quinta est substantia nucleorum, quae vocatur farina nuclei: et in illa est virtus sementiva. Et sunt nuclei piramidales, praeterquam quod basis piramis (ist Genitiv) non est superficies plana, sed potius hemisphaerium quoddam compressum praetendit, sicut est in antehabitis libris determinatum." — Wo findet sich vor Albert eine so genaue Fruchtbeschreibung?

Mirtus. — Unter diesem Namen verwechselt Albert zwei sehr verschiedene Pflanzen, Myrtus communis und die im Mittelalter sogenannte Myrtus Brabantica, das ist unser Ledum pa-

1) Was ich in der *Linnäa XI, pag. 571* bei dieser Stelle von einer Lücke im Avicenna gesagt habe, ist falsch. Nur Plempius hat die Stelle ausgelassen.

lustre. Dazu ist der Text des Artikels in den Handschriften fast eben so incorrect wie in den Ausgaben, und ohne ausführlichere Untersuchungen, als hier Platz haben, nicht zu berichtigen.

Nux. — Juglans regia. Ein hoher und grosser Baum. Die grossen Blätter entspringen, mehrere zugleich, aus einer langen, aus dem Baum hervorgehenden Linie (petiolus communis) wie bei der Esche und Liquiritia. Der Baum blühet nicht, treibt aber vor den Blättern lange grüne lockere Kätzchen (purgamenta). Die Nuss besteht aus vier Substanzen. Die äussere ist fleischig und sehr bitter; darunter liegt die harte Nussschale; innerhalb dieser schliesst noch eine Haut den Kern ein. Letzterer ist gleichsam in vier Viertel getheilt, die jedoch in der Mitte zusammenhängen. An der Verbindungsstelle erhebt sich ein spitzer Körper, und in diesem ruht die Keimkraft, alles übrige dient zu seiner Ernährung. — Es giebt aber mehrere Nussarten. Dazu gehört auch Corilus, ein bekannter Baum, dessen Nüsse Avellanae genannt werden. Seine Blätter entspringen unmittelbar (d. h. einzeln) aus dem Holz. Auch er trägt Kätzchen. Das Uebrige ist eine Vergleichung des Holzes beider Bäume.

Olea. — Der Oelbaum liebt Wärme, und bringt diesseits des sechsten Klimas keine Frucht mehr zur Reife, wiewohl er im siebten noch fortkommt und blüht (Letzteres würde ich für eine Verwechselung mit Elaeagnus augustifolia halten, wenn ich wüsste, dass dieser Baum in Gegenden, die Albert kannte, vorkäme). Das Holz wächst in Schichten, und kommt an Härte ungefähr dem des Apfelbaums gleich. Der Stamm ist reich an wohlgeordneten Ruthen, die aus Knoten entspringen, und gegenständigen Blättern, an Gestalt den Weidenblättern ähnlich, doch weit härter und auf einer Seite weisslich. Die Blumen duften weit umher, und bestehen aus zwei weissen Blättern (Kelch und Krone?) inwendig mit etwas Gelbem bestreut (Antheren?). Die Frucht hat eine erdige Schale, darunter ein sehr fettes Fleisch. In der Mitte enthält dasselbe einen sehr harten Stein, und in diesem den Kern, mit einer zarten Haut umgeben. Senken sich die Wurzeln in die Erde, so zeigen sich an jeder Gabeltheilung zwei weisse Anhängsel nach

Art der Blätter, nur dicker und fetter, „et illa (sc. additamenta) adduntur radici, et defluunt in substantiam ejus, et ideo versus imum videntur folia, et versus sursum videntur radices.“ Das scheint auf Stolonenbildung mit schuppenartigen Blattgebilden zu deuten. Ob etwas der Art beim Oelbaum vorkommt, weiss ich nicht.

Persicus. — Stamm, Holz, Blätter und Blüthe werden im Vergleich mit dem Mandelbaum beschrieben. Das Fleisch der Frucht ist weich, sehr kühlend und saftig. Darin eine sehr harte durchaus runzliche Schale, die den Kern enthält, in einer gelben oder rothen Haut. Dieser ist wie der vieler Pflanzen zweitheilig.

Picea. — Ist der Beschreibung nach Pinus sylvestris.

Pinus. — Pinus Pinea. Der Apfel gross und holzig, die Schuppen desselben aussen gleichsam abgestutzt. Die harten Nüsse, Pignoli genannt, enthalten einen süssen Kern.

Platanus. — Acer Pseudo-Platanus. Der Baum sei wohl bekannt. Daher die Beschreibung oberflächlich. Das Blatt wird mit dem Weinblatt verglichen, von Blüthe und Frucht nichts gesagt, desto mehr von des Baumes Vorkommen, seinem Holz und dessen Gebrauch. Daraus ergiebt sich, dass Albert ältere Beschreibungen der wahren Platane vor sich hatte, und deshalb tadelt, weil er sich einbildete, es wäre der Ahorn gemeint. Aber welche? Ich vermuthe die des Plinius in entstellter Form. Denn den Plinius selbst finde ich mit Sicherheit nirgends von ihm benutzt, obgleich er ihn zuweilen citirt; und ohne starke Verderbniss seiner Worte passt Alberts Tadel auch auf sie nicht. Ausführlich spricht er über die edlen Masern dieses Baums, woraus die schönsten Becher fabricirt würden. Und dazu will ich gelegentlich bemerken, dass der hier vorkommende Ausdruck Murra für Maser ihm eigenthümlich ist. An einer andern Stelle (lib. I, tract. II, cap. 1), wo er von den Arten des Knotens spricht, zu denen er die Maser rechnet, sagt er ausdrücklich: „et hic nodus vocatur latine murra.“ Diese Stelle kannte ich nicht, als ich in der Linnäa (X, pag. 737) hier beim Ahorn materia statt murra zu lesen vorschlug.

Populus. — Populus alba. Wächst besonders häufig auf

den Donauinseln. Aus den aromatischen Knospen wird das Populeon bereitet. Die Blätter auf einer Seite weiss, auf der andern lebhaft grün; doch spreche Plinius auch von einer Art mit fuchsfarbigen Blättern. Albert kannte folglich die Schwarzpappel nicht. Sollte sie wohl gar kein ursprünglich deutscher Baum sein?

Prunus. — Prunus domestica und Armeniaca. Nach einer vergleichenden Beschreibung des gemeinen Pflaumenbaums mit dem Mandel- Apfel- und Birnbaum, unterscheidet Albert erstlich nach der Farbe der Frucht schwarze, rothe, weisse, grüne, gelbe, dann lange und kurze, trocknere und saftreichere, namentlich die Damascenerpflaume und als die beste von allen die armenische, also unsre Apricose.

Quercus. — Quercus sessilis. Einer der ausführlichsten Artikel; nur Einiges hebe ich aus. Das vielbuchtige Blatt hängt zwar lange an den Zweigen, doch endlich fällt es ab. Die Eichel hat keinen besondern Stiel, sondern an den Zweigen sitzen kleine aussen rauhe, innen glatte Becher, und darin keimt die Eichel hervor (Quercus pedunculata kannte Albert also noch nicht). Sie ist eingeschlossen von einer harten glatten langen, an beiden Enden abgerundeten Schote, und saugt mit ihrem untern Ende aus dem Becher. Unter der Schote ist sie noch in eine weiche Rinde eingehüllt, die sie selbst secernirt (corticem, qui nascitur ex purgamento glandis), und ist der Länge nach in zwei gleiche Hälften gespalten, an deren Spitze sich der Keim befindet, zu dessen Ernährung das Uebrige dient. Darauf folgt die Beschreibung der Galläpfel. Das Insect darin hat Albert nicht übersehen, lässt es aber durch Generatio aequivoca entstehen.

Ramnus. — Bedeutet bei Albert Rubus fruticosus.

Rosa. — Rosa centifolia, alba und villosa. Eine vierte, die er foetida nennt, beschreibt er mit Avicenna's Worten, scheint sie also nicht selbst gekannt zu haben. Von ihnen allen unterscheidet er unter dem Namen Bedegar unsere Rosa rubiginosa, unter dem Namen Tribulus unsere Rosa canina. Darf ich seine ohne Erläuterung jetzt unverständlichen Kunstausdrücke, z. B. siliqua floris für calix, mit den gebräuchlichen vertauschen,

so lautet die Beschreibung der Blume und Frucht im Wesentlichen so: der grüne Kelch besteht aus fünf Blättern, die an dem Rande, mit welchem sie übergreifen, mit einem Bart versehen sind, am andern Rande nicht (die erste mir bekannte Betrachtung einer Aestivation des Kelchs. Kronblätter bei der Gartenrose sehr zahlreich, bei der Feldrose fünf, alternirend mit den Kelchblättern, welche Stellung sich bei allen mit Kelch und Krone versehenen Blumen wiederholt. Die Kronblätter fallen ab, die Kelchblätter bleiben bis zur Fruchtreife. Bei der Feldrose befindet sich mitten in der Blume ein gelbes Pulver auf einem einzigen Stengel stehend (respersio crocea, stans in culmo uno simul, — meine Conjectur in der Linnäa, in columna una zu lesen, bestätigen die Handschriften nicht). Die Frucht bleibt nach dem Laubfall den Winter hindurch am Stamme hängen. Sie ist ein einfächeriger Apfel, und hat harte mit Wolle umgebene Samen, befestigt an der fleischigen Aussenwand. Hierauf folgt noch das schon Seite 21 beschriebene Kunststück.

Taxus seu Daxus. — Ist Ilex Aquifolium.

Terebinthus. — Der Beschreibung nach Pinus Cembra.

Viticella. — Scheint bei Albert, obgleich sie unter den Bäumen steht, Bryonia alba zu bedeuten.

Vitis. — Nur Einiges aus der sehr langen Beschreibung. Das Holz wächst nicht in Schichten, wie das der meisten Bäume, sondern strahlenförmig (d. i. die Markstrahlen fallen mehr ins Auge als die Jahresringe). Ganz eigenthümlich stehen die Trauben den Blättern gegenüber, oder es bildet sich statt ihrer nur eine Ranke aus, welche eine unausgebildete Traube ist. (Den wahren Kelch hat Albert übersehen; er beschreibt daher die Krone als —) Kelch wie beim Mose mützenförmig abfallend, was sich bei baumartigen Pflanzen kaum wiederholt. Die Blume hat um die Fruchtanlage herum zarte Fortsätze (emissiones linearum), worauf sich kleine Knoten befinden, die bei der Fruchtbildung abfallen, während sie bei andern Pflanzen länger zu dauern und von Kronblättern umgeben zu sein pflegen.

Vitis alba. — Ist Clematis Vitalba.

Tractatus secundus.

De herbis.

Dieser Theil ist minder interessant als der vorige. Nur in den Bäumen, meint Albert, spreche sich die Natur der Pflanze vollständig aus, in den Stauden und Kräutern würden die Elemente, aus denen sie beständen, noch nicht so vollständig von der Thätigkeit der Pflanzenseele überwunden. Als das wichtigste erscheinen ihm hier die Kräfte der Pflanzen, die er jedoch nicht als Arzt ihrer Anwendung wegen, sondern als Naturforscher ihrer selbst wegen an einigen Pflanzen durchgehen will, weil sich auch in ihnen die Natur der Pflanze manifestirt. Indem er nun auf seine Weise verschiedene Momente angiebt, denen die Pflanzen ihre Kräfte verdanken sollen, die Elementarcomplexion u. s. w., kommt er auch auf den Einfluss der Gestirne und meint, diesem verdankten gewisse Pflanzen gewisse wunderbar erscheinende Eigenschaften, nach denen die Magiker vor allen zu forschen pflegten. So weiss er selbst dem Aberglauben, von dem er sich nicht ganz lossagen kann, einen Platz in seinem System der Naturphilosophie anzuweisen, auf dem er den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen wenigstens nicht stört. Hundert und einige siebzig Pflanzen werden darauf im Vergleich mit den Bäumen meist nur kurz beschrieben, und nach ihren Kräften gemustert. Auch dabei stösst man auf manche treffliche Beobachtung; doch ist hier bei weitem das Meiste, ausser den theoretischen Erklärungsversuchen ungewöhnlicher Formen oder Kräfte, von Andern, hauptsächlich von Avicenna geborgt. Ich halte mich daher bei diesem Tractat nicht auf, sondern gehe sogleich über zum siebten und letzten Buch.

§. 6.

Alberts ökonomische Botanik.

Auch ihre Gewohnheiten zu verändern ist die Pflanze fähig, indem sie aus dem wilden in den zahmen Zustand, oder aus diesem rückwärts in jenen übergeht. Einzusehen wie das geschieht, ist nicht allein dem Naturforscher erfreulich, sondern zu-

gleich nützlich fürs Leben und Staatswohl. Zwar ist die Natur das einzige Princip aller natürlichen Dinge, indess wird sie in allem, was der Veränderung fähig ist, durch die Kunst und Cultur bald veredelt, bald verschlimmert. Vier Dinge sind hier in der Beziehung zu betrachten: 1. die Ernährung oder Düngung, 2. die Bearbeitung des Bodens, 3. das Säen und 4. das Pfropfen. Von diesen vier Gegenständen handelt des Buches erster Tractat im Allgemeinen, der zweite und letzte mit Bezug auf die gewöhnlicheren besondern Culturpflanzen. Das Meiste, was dabei vorkommt, ist Wiederholung des Frühern, allein in so ganz anderer Beziehung und Verbindung, dass es als ein Neues erscheint.

1. Gleich vorn (tract. I, cap. 1) wird der in neuester Zeit mit besonderm Nachdruck geltend gemachte Satz aufgestellt: woraus die Pflanze besteht, das muss ihr durch den Ernährungsprocess von aussen zugeführt sein. Weil nun ihre Substanz zusammengesetzt ist, so kann auch das, was sie ernähren soll, nicht einfach sein. „Si enim simplici planta nutriretur, ex alio nutriretur et ex alio constaret substantia ipsius, quod omnino irrationabile est.“ Aber, heisst es weiter, die Nahrung muss sich auch in einem solchen Zustande befinden, worin sie den Gliedern der Pflanze zugänglich ist; sie muss sich im Zustande der Auflösung befinden. Das alles könnte auch einer der neuesten Agronomen geschrieben haben; nun aber lässt unsern Verfasser die Chemie im Stich. Wir kennen schon die Elementarcomplexionen, womit Albert wie die neuern Chemiker mit den Grundstoffen agirt. Man kann das nicht gelten lassen, muss aber zugeben, wenn man ihn liest, dass er wenigstens consequent mit ihnen zu verfahren, und manche gute Beobachtung daran zu knüpfen versteht. So leitet er auch hier aus seinen wunderlichen Theorien allerlei gute Lehren für die Bereitung und Anwendung des Düngers ab.

2. Die Vortheile der Bearbeitung des Bodens durch den Pflug oder Spaten sind 1) Eröffnung des Bodens, indem er sonst weder Samen aufnimmt, noch die in ihm enthaltenen ge-

hörig entlässt; 2) Ausgleichung desselben, darunter versteht Albert das Zutagebringen der untern fruchtbareren Schichten; 3) Vermischung, und 4) Verkleinerung desselben.

Darauf werden (cap. 5 sqq.) die verschiedenen Arten des Landes durchgegangen, Ackerland, Weideland, Neuland, Bergland, Thalland u. s. w.

3. Kürzer in einem einzigen Kapitel (cap. 9), wird das Geschäft des Säens besprochen, und weil Albert nun einmal der Meinung war, die Keimkraft würde den Pflanzen durch die Gestirne eingeflösst, vornehmlich durch die Sonne, aber in geringerem Maasse auch durch den Mond und die Gestirne, so mischt sich hier unwillkürlich etwas Astrologie ein.

4. Eben so kurz (cap. 10) wird das Pfropfen und die Physiologie der verschiedenen Arten desselben abgethan.

Als Anhang spricht Albert noch (cap. 11) von Baumpflanzungen und (cap. 12) Wiesen, und zum Schluss von den Veränderungen, welche die Pflanze durch die Cultur erleidet.

Den zweiten Tractat, die Culturlehre der besondern Pflanzen, übergehe ich. In ihm wiederholt sich nicht nur vieles aus dem ersten, sondern das Neue ist meist von Palladius entlehnt, während der erste Tractat grossentheils Alberts Eigenthum enthält.

Des ganzen Werkes Reichthum an Gedanken und Beobachtungen erkennen zu lassen, wird das Mitgetheilte hinreichen; beides zu erschöpfen, jedes Bemerkenswerthe darin in sein volles Licht zu setzen, freilich nicht. Alberts ganzes Verdienst als Botaniker wird erst erkannt werden, wenn sich endlich einmal eine correcte Ausgabe seines Werks in jedermanns Händen befindet. Ich sage: sein Verdienst als Botaniker, und ich lege einen besondern Nachdruck auf dies Wort. Wir fanden, dass er in seinem letzten Buch ökonomische, im zweiten Tractat des vorletzten medicinische Botanik vorträgt; allein beides thut er nicht zur Belehrung der Landwirthe und Aerzte, sondern im Gegentheil er giebt nur eine Auswahl dessen, was Landwirthe und Aerzte gelehrt hatten,

um auch von der Seite die Natur der Pflanze an sich aufzuklären, und lässt sich darin einzig und allein mit Theophrastos, vergleichen. Alle Schriftsteller, die von den Pflanzen handelten, von Theophrastos bis auf Albert, sie selbst ausgenommen, sind im Grunde gar keine Botaniker, und dienen uns in der Geschichte der Botanik nur als Verbindungsglieder zur Ausfüllung der ungeheuren Lücke zwischen jenen. Sie allein in dem ganzen Zeitraum machten das Pflanzenreich seiner selbst wegen zum Gegenstande ihrer Forschung, nur sie schrieben wahrhaft wissenschaftliche Botanik. Der erste, der nach Albert ein Werk der Art zu liefern wenigstens versuchte, ohne sich jedoch nur von fern ihm gleichstellen zu können, war beinahe drei hundert Jahr später Ruellius; der erste, dem der Versuch ihm gleich zu kommen gelang, der noch funfzig Jahr jüngere Cesalpini.

§. 7.

Ueber einige Schriften, die mit Unrecht Alberts Namen führen.

Kaum geringer als die Zahl der ächten ist die der unächten Schriften Alberts, die ihm theils irrthümlich beigelegt, theils betrüglicher Weise untergeschoben wurden. Sie alle durchzugehen, ist nicht meines Amts. Viele sind theologischen Inhalts, andre betreffen die disparatesten Gegenstände, Mathematik, Rethorik, Grammatik, Medicin, Wahrsagerei, Zauberei, Schifffahrt, Wollenweberei u. s. w. Nur drei derselben bedürfen einer nähern Beleuchtung, weil sie bekannter als Alberts ächte naturwissenschaftliche Werke, und von Vielen bis auf unsre Zeit für ächt gehalten, die verkehrtesten Urtheile über ihn hervorgerufen haben. Es sind folgende:

Albertus Magnus de secretis mulierum;

Liber aggregationis, seu liber secretorum Alberti Magni de virtutibus herbarum, de virtutibus lapidum, et de virtutibus animalium quorundam;

Albertus Magnus de mirabilibus mundi.

Choulant, der das Bibliographische dieser Schriften sorg-

fältiger als sonst jemand behandelt hat [1]), zählt von jeder derselben mehr als dreissig Ausgaben. Mehrere davon gehören zu den ältesten Denkmälern der Buchdruckerkunst, die neuesten sind noch nicht hundert Jahr alt: schon daraus lässt sich der Beifall abnehmen, den sie fanden. Die erstgenannte Schrift erschien früher gewöhnlich für sich allein, die beiden letzten stets mit einander verbunden; die spätern Ausgaben enthalten alle drei zugleich.

Das Buch de secretis mulierum erwähnt kaum beiläufig einmal einer Pflanze als Heilmittel. Insofern könnte ich es daher übergehen, allein die Spötter und Verächter Alberts haben es ihm noch öfter und bitterer als die beiden andern zum Vorwurf gemacht. Sie schelten ihn die Hebamme, und ergehen sich über die Lüsternheit des ehrwürdigen Prälaten, und zwar ohne alle Prüfung. Denn von geringer medicinischer Kenntniss und starkem astrologischem Aberglauben zeugt das Buch freilich, aber unsittlich ist es nicht. Es ist eine trockene von Lüsternheit weit entfernte physiologisch-medicinische Untersuchung über die Zeuguug und Geburt des Menschen. Spott und Verachtung verdient es daher keineswegs, und wird sogar für die Geschichte der Medicin stets einigen Werth behalten. Allein Albert hat es nicht geschrieben, sondern einer seiner Schüler, Henricus de Saxonia, eine sonst unbekannte Person. In vielen zum Theil sehr alten Ausgaben, von denen ich eine, gedruckt zu Augsburg bei Anton Sorg 1489 in 4., eine zweite Frankfurt 1615 in 12. besitze, führt es den Titel: Tractatus Heinrici de Saxonia, Alberti Magni discipuli, de secretis mulierum; der damit verbundene Commentar, dessen erstes Stück als Prolog vorausgeht, ist überschrieben: Expositio super Heinricum de Saxonia de secretis mulierum incipit feliciter, und der Text selbst hat die Ueberschrift: Tractatus Heinrici de Saxonia, Alberti Magni discipuli, de secretis mulierum, quem ab Alberto excerpsit, feliciter incipit. Noch mehr, — das könnten Zusätze der Abschreiber sein, — aber der Text selbst beginnt mit den Worten: „Dilecto sibi in Christo socio

1) *Choulant* in seiner schon citirten Abhandlung im *Janus I, 1846, S. 152 ff.*

Joannni Heinricus de Saxonia verae sapientiae et vitae praesentis in Christo Jesu incrementa continua" (sc. precatur). Damit giebt der Verfasser sich selbst zu erkennen. Er selbst war also weit entfernt, Alberts Namen zu missbrauchen; erst die Abschreiber setzten, ohne Zweifel um dem Buche ein grösseres Ansehen zu geben, den Meister an die Stelle des Schülers. Das bestätigen auch die Anfangsworte des Textes in den Ausgaben, welche Albert zum Verfasser machen. Sie wagen an dieser Stelle nicht Alberts Namen dem des Heinrich zu substituiren, sondern sie lassen ihn einfach aus; ebenso den des Johannes, dem das Buch gewidmet war. Da heisst es denn: „Dilecto sibi in Christo socio et amico N. clerico de tali loco verae sapientiae" etc., als hätte man sich diesen Namen, nur nicht den Alberts des Grossen zu nennen geschämt.

Die Angabe, Heinrich von Sachsen hätte sein Buch aus Albert excerpirt, führt vielleicht noch weiter, wiewol ich jetzt ausser Stande bin sie so weit, wie ich möchte, zu verfolgen. Albert selbst spricht zwar einige mal, namentlich im zweiten Buche seiner Summa de creaturis (tom. XIX der Ausgabe von Jammy), welches eine Art Anthropologie enthält, und in seinem Commentar zum vierten Buch der Sentenzen (tom. XVI), über menschliche Zeugung und Geburt; doch daraus scheint Heinrich von Sachsen nicht geschöpft zu haben. Es giebt ein andres noch ungedrucktes Werk, worin dieselben Gegenstände sehr ausführlich und gradezu in Rücksicht auf Geburtshülfe behandelt sein sollen, und mit diesem Abschnitt jenes Werks soll nach Petrus de Prussia (cap. 43, pag. 297; vergl. pag. 294 und cap. 18, pag. 169) die Schrift de secretis mulierum sogar identisch sein. Es ist die Schrift de Naturis rerum, welche zwar erweislich, und wie auch Petrus selbst nachweist, nicht von Albert, sondern von seinem Schüler Thomas de Cantiprato verfasst ist, doch schon sehr früh auf Albert übertragen ward. Mehr darüber, wenn ich zu des Werks Verfasser, der uns auch unmittelbar interessirt, kommen werde.

Wie dem nun sei, schon darum kann Albert das Buch de secretis mulierum nicht verfasst haben, weil er selbst darin viermal

citirt wird; und wenn Bayle [1]) darauf erwidert, niemand citire sich selbst lieber als solche Schriftsteller, die ihren Namen geheim halten wollten, so übersieht er, dass hier allen Umständen nach von absichtlichem Betruge des Verfassers gar nicht die Rede sein kann, sondern nur von einer betrüglichen Verwechselung der Namen durch einige der Abschreiber, nicht einmal alle, so wie auch dass Alberts Charakter über einen solchen Verdacht hoch erhaben steht.

Anders verhält es sich mit dem Liber aggregationis und den Mirabilibus mundi. Beide sind zwar aus verschiedenen ältern Schriften, doch nicht unwahrscheinlich von derselben Hand zusammengesudelt. Beide enthalten eine Reihe unter sich unzusammenhängender Zauberkunststücke, eingeleitet das erste durch eine Rechtfertigung, das zweite durch eine philosophisch sein sollende Theorie der Zauberei. „Alle Wissenschaft, sagt der Verfasser des ersten im Prolog, ist gut, folglich auch die Wissenschaft der Magie. Alle Wissenschaft kann zu guten und schlechten Zwecken angewandt werden, folglich auch die Magie. Darum will ich Albert (egomet Albertus) die Zauberkräfte einiger Pflanzen Steine und Thiere lehren, wie sie im Buche Chyrandis und im Buche Alcorat stehen, weil ich deren mehrere wahr befunden habe, und von den übrigen voraussetze, dass sie es auch sind." Darauf lehrt er, wie man Streit erregen, Liebende entzweien, Liebe erzwingen, den Kühen die Milch vertreiben, jemand wahnsinnig machen, die Hunde zum Schweigen bringen, Schlösser ohne Schlüssel öffnen, unauslöschliches Feuer entzünden kann, und mehr dergleichen zu guten Zwecken anwendbare Kunststücke. Schriebe er nicht gar zu ernst und einfältig, man dächte wohl, er hätte noch einfältigere Schurken zum Besten.

Wer Alberts des Grossen Schriften kennt, findet in diesem Buche weder seine Sprache, die bei aller Barbarei doch eine gewisse Eleganz verräth, noch seine Hauptquelle den Aristoteles, noch seine streng logische Anordnung, noch überhaupt seinen Geist.

---

1) *Bayle, dictionnaire encyclopedique, article Albert le Grand.*

Auch er hatte sich, wie er offen gesteht, mit der Magie beschäftigt, doch nur um sie zu kennen, nicht um sie zu üben oder gar zu verbreiten. Er verwirft sie vielmehr als gottlos an sich, und als unwirksam gegen wahre Frömmigkeit. In den Angaben über magische Wirkungen einiger Pflanzen begegnen sich der ächte und der falsche Albert, doch mit dem Unterschied, dass jener zurückweist, was dieser als probat empfiehlt. Ebenso in den Angaben über den Ursprung einiger Pflanzennamen. Nach dem falschen Albert soll Quinquefolium der griechische Name einer Pflanze sein, welche lateinisch Serpentaria heisse, und Jusquiamus der lateinische Name einer Pflanze, welche im Griechischen Ventosius heisse. Der ächte Albert sagt im Gegentheil ganz richtig, Jusquiamus (Hyoscyamos) sei ein griechischer Name, und die Pflanze, welche lateinisch Quinquefolium genannt werde, heisse im Griechischen Pentafilon (Pentaphyllon). Der ächte Albert war ein Schwabe, der falsche scheint ein Franzose zu sein. Denn bei der zweiten der sechzehn Pflanzen, von denen er handelt, setzt er zu den angeblich lateinischen griechischen und chaldäischen Namen, die er einer jeden beilegt, noch hinzu, wie sie von den Franzosen genannt werde; ebenso bei der achten, und beidemal hat er recht. Dagegen sagt er von der zehnten Pflanze: „alia herba, quae dicitur Martegon, id est Sylphium, quemadmodum scribitur in lingua Theothisca. Das kann natürlich kein Deutscher gesagt haben. Weiterhin bei den Wunderkräften des Topases steht sogar: et hoc fecit unus de fratribus nostris Parisius (zu Paris).

Das einzige, was sich von der andern Seite sagen lässt, sind die Worte des Prologs: Egomet Albertus; denn der dem Werke vorangestellte Name Albertus Magnus kann hier so wenig entscheiden wie bei der vorigen Schrift. Wer Alberts ächte Schriften kennt, wird vielmehr umgekehrt in jenem Egomet Albertus ein Zeichen der Unächtheit finden. Denn niemals nennt sich Albert der Grosse in seinen Schriften selbst, wie sollte er sich grade in dieser nennen, die einen Gegenstand behandelt, den er so streng tadelt? zu einer Zeit, da Magie vor dem weltlichen Richter für Criminalverbrechen, vor der Kirche für Ketzerei galt? Es ist un-

begreiflich, wie der Gedanke, Albert der Grosse wäre der Verfasser, jemals hat Platz greifen, wie er sich gar bis auf unsre Zeit hat fortpflanzen können.

Unbemerkt lassen will ich auch nicht, das Petrus de Prussia die beiden Schriften Liber aggregationis und de Mirabilibus mundi, wiewohl sie älter sein müssen als er, noch gar nicht kennt; dass Handschriften derselben selten sind, dass Echard in Paris nicht eine einzige fand, ich in den meisten der mir zu Gebote stehenden Manuscripten-Cataloge eben so wenig, dass aber in England zwei Handschriften ungewissen Alters vorhanden sind, deren eine auf dem Titel nur den Namen Albert, nicht Magnus, die andre gar den Namen F r a t e r A l b e r t u s d e S a x o n i a führt (nach Echard). Dieser, bekannt durch seine Commentare über einige aristotelische Werke, lebte nach Echard und Quetif (I, pag. 735) zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts als Magister der Philosophie zu Paris. Doch ihn auf Auctorität einer einzigen Handschrift für den wahren Verfasser zu erklären, zumal da der Verfasser vermuthlich kein Deutscher war, finde ich bedenklich. Viel wahrscheinlicher ist mir hier ein absichtlicher Missbrauch des Namens Alberts des Grossen durch einen namenlosen Betrüger; und jedenfalls verdankt das Buch diesem Namen einen grossen Theil seiner ausserordentlichen Verbreitung. Citirt finde ich es zuerst im anonymen sogenannten lateinischen Herbarius oder Aggregator practicus de simplicibus, auf den ich im nächsten Buche zurückkommen werde. Aber auch dessen Zeit kennen wir nicht.

Von den M i r a b i l i b u s m u n d i noch viel zu sagen, scheint mir überflüssig. Ueberall der unzertrennliche Begleiter des Liber aggregationis, ganz gleichen Kalibers, nur wo möglich noch frecher, zu einem Product unsres Alberts nur durch die Ueberschrift gestempelt, theilt es nothwendig das Schicksal seines Milchbruders.

Gleichwohl sind es die besprochenen drei unächten Schriften, nach denen ganz allein sowohl Haller[1]) wie auch Sprengel[2])

1) *Haller bibliotheca botanica I, pag. 222.*

2) *Sprengel, Geschichte der Botanik I, Seite 234 f.*

Albert den Grossen als Botaniker beurtheilen und — natürlich verurtheilen. Ich wiederhole zum Schluss nur noch, was ich in meiner öfter genannten Abhandlung über Albert den Grossen vor ein und zwanzig Jahren gesagt habe. „Fassen wir die mannichfachen Widerwärtigkeiten zusammen, die Albert als Botaniker erfahren, so muss man gestehen, dass die ganze Literaturgeschichte kaum einen zweiten Fall der Art aufzuweisen hat. Nicht genug, dass sein höchst verdienstliches Werk von den Pflanzen in sieben starken Büchern, obgleich zweimal gedruckt, sehr früh in gänzliche Vergessenheit gerieth; nicht genug, dass einer seiner jüngern Zeitgenossen Petrus de Crescentiis, vielleicht der einzige, der ihn zu schätzen und mehr als billig zu benutzen verstand [1]), in vollem Maasse den Ruhm erndtete, der seinem Meister so schmälig entging: nein, was noch schlimmer war, eins der elendesten Bücher, welche die Finsterniss jemals ausbrütete, ward ihm untergeschoben, galt für das seinige bis auf den heutigen Tag, und zog ihm die tiefste Verachtung zu, obgleich der unbekannte Verfasser sich nicht die geringste Mühe gegeben, durch Nachahmung des Stils, Beziehungen auf ächte Schriften Alberts und dergleichen seinen Betrug zu bemänteln, so dass ihn schon eine oberflächliche Vergleichung, wenn sie jemals angestellt wäre, unfehlbar hätte entlarven müssen."

Zweites Kapitel.

Die Enkyklopädiker des XIII. Jahrhunderts.

§. 8.

Bartholomäus Anglicus.

Gleichzeitig mit Albert dem Grossen lebten drei Männer, ein Engländer Bartholomäus Anglicus, ein Niederländer Tho-

1) Wie schon vor Petrus de Crescentiis auch sein eigener Schüler Thomas de Cantiprato dasselbe Werk, obgleich mässiger benutzt hatte, wusste ich damals noch nicht.

mas de Cantiprato und ein Franzose Vincentius Bellovacensis, deren jeder, wiewohl nach verschiedenem Plan und ungleich an Umfang und Ausdehnung, eine Enkyklopädie der Wissenschaften hinterliess, worin auch die Botanik Platz fand. Die Werke der beiden ersten waren im Mittelalter viel verbreitet und von grosser Wirksamkeit, was man von Alberts naturwissenschaftlichen Arbeiten, die zu hoch über ihrer Zeit standen, und durch ihre speculative Tendenz abschreckten, leider nicht behaupten kann. Das Werk des dritten verbreitete sich seines ausserordentlichen Umfangs wegen erst mit der Erfindung der Buchdruckerkunst in weiteren Kreisen. Dadurch dass alle drei die Wissenschaften ihrer selbst wegen, und folglich auch die Botanik nicht bloss in Beziehung auf Heilmittellehre behandelten, schliessen sie sich an Albert an, und verdienen im Verein mit diesem als Epoche machend bezeichnet zu werden. In Hinsicht der Behandlung lassen sie sich mit Albert nicht vergleichen. Denn abgesehen von wenigen eigenen Bemerkungen, begnügten sie sich Excerpte aus ältern Werken zu Mosaikbildern zusammen zu arbeiten. Die Reihenfolge, in der ich, abweichend von Andern, über sie sprechen werde, hoffe ich durch das zu rechtfertigen, was ich über ihr Leben und ihre Werke zu sagen habe.

Von Bartholomäus Anglicus wissen wir nicht viel mehr, als dass der Verfasser eines noch vorhandenen und oft gedruckten Werks de proprietatibus rerum in der Mehrzahl der Handschriften seines Werks diesen Namen führt. Ueber sein Zeitalter gehen die Meinungen weit aus einander. Die ältern englischen Literarhistoriker, Leland, Baläus, Pitseus, und mit ihnen auch noch Wading (annales Minorum) und Fabricius (biblioth. lat. med. et inf. aetat.), nennen ihn Bartholomäus de Glanvilla, und bezeichnen das Jahr 1360 als das seiner Blüthe; Andre setzen ihn bis 1486, bis 1500 herab, bei Grässe (Lehrbuch der Literargeschichte des Mittelalters) steht sogar 1630, was indess ein Druckfehler statt 1360 sein mag. Sein weit höheres Alter lässt sich aber auf mehrfache Weise darthun. Die wolfenbütteler Bibliothek besitzt einen Codex unter dem Titel: Multifarius, extractum de

diversis Bononiae anno 1326[1]). Ich habe denselben genau untersucht und gefunden, dass die erste grössere Hälfte desselben mit veränderter Ordnung, sonst wörtlich, aus des Bartholomäus Werk de proprietatibus abgeschrieben ist. Ein noch höheres Alter desselben Werks hatte lange zuvor schon Echard (I, pag. 486) bewiesen und zugleich gezeigt, dass der Beiname de Glanvilla einem jüngern Bartholomäus zukommt, dessen Verwechselung mit dem unsrigen die falsche Zeitbestimmung des letztern veranlasst hat. Nach seinen Untersuchungen wird in zwei Documenten des Rectorats der pariser Universität von 1300 und 1303 schon der Preis bestimmt, wozu das Werk de proprietatibus rerum ausgeliehen wurde. Eine datirte Handschrift des Werks ohne des Verfassers Namen ist im Jahr 1300 geschrieben; zwei undatirte stammen her aus dem Vermächtniss eines Mannes, der zwischen 1260 und 1300 blühete. Ein in England befindlicher Codex mit des Verfassers Namen Bartholomaeus Anglicus datirt von 1296. Eine Reihe anderer undatirter Handschriften führen sämmtlich denselben Namen, einige mit, andre ohne den Zusatz ordinis Minorum (d. h. Franciscanermönch). Nur in zwei in englischen Katalogen aufgeführten Handschriften kommt der Name Bartholomaeus de Glanvilla vor; man kennt jedoch weder ihr Alter, noch weiss man, ob der Name nicht ein Zusatz späterer Hand ist. An einer andern Stelle im Artikel Thomas de Cantimprato (I, pag. 251) sagt Echard, leider ohne Angabe seiner Gründe, von dem Werke dieses Schriftstellers, welches den Titel de naturis rerum führt, er halte dafür, dasselbe sei früher erschienen als das des Bartholomäus de proprietatibus rerum (mir scheinen beide, wie ich zeigen werde, fast genau gleichen Alters zu sein). Da nun jenes Werk, wie wir im nächsten Paragraphen finden werden, kurz vor 1256 beendigt ward, so ergiebt sich, dass dieses nach Echard in die

1) Man findet ihn beschrieben und dabei auch das Resultat meiner Untersuchung angegeben in *Schönemann's zweitem und drittem Hundert Merkwürdigkeiten der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Hannover 1852. 8.* Ich bedaure nur, dass sich dabei der Name de Glanvilla eingeschlichen hat, den ich vermieden hatte.

Zeit von 1256 bis 1296 fallen muss. Ungefähr dasselbe Alter giebt Jourdain (Seite 329 der Uebersetzung) demselben aus folgenden Gründen: Bartholomäus kennt noch nicht den Vincentius Bellovacensis, den Thomas von Aquino, den Roger Bacon, den Aegidius Romanus, und er citirt einige aristotelische Werke, von denen die bessern nach dem griechischen Original gemachten Uebersetzungen in die Jahre 1260 bis 1269 fallen, noch nach den ältern und schlechtern aus dem Arabischen abgeleiteten Uebersetzungen. Aber einige Werke Alberts des Grossen benutzte er schon. Daraus schliesst Jourdain, wie es scheint, ganz selbstständig, ohne Echards Untersuchung zu berühren, Bartholomäus hätte sein Werk vor, doch nicht lange vor dem Jahre 1260 geschrieben.

Wie beliebt das Werk wenigstens bis zu Anfang des XVI. Jahrhunderts gewesen sei, beweisen dessen zahlreiche Handschriften und Ausgaben. Noch fehlt es an einer vollständigen Bibliographie desselben, doch erschienen die meisten Ausgaben vor 1500, und wurden daher von Hain, wenn gleich unter dem irrigen Namen des Bartholomaeus de Glanvilla, den nicht eine einzige Ausgabe führt, doch sonst mit gewohnter Accuratesse beschrieben. Es sind ihrer 14 sämmtlich in Folio, wozu vielleicht noch eine funfzehnte aus Köln von Wilhelm Caxton kommt, die Brunet zwar nicht gesehen, doch zu vermuthen Grund hat. Dazu auch noch 12 Uebersetzungen in neuere Sprachen. Nach 1500 werden die Ausgaben seltener. Sie gehörig zu verzeichnen, fehlen mir die Hülfsmittel; in den Büchern, die mir zur Hand sind, finde ich folgende notirt: Argentinae 1505 fol. (Seguier, Haller, Pritzel), Norimbergae 1509 (Graesse) und 1519 fol. (Haller), Londini 1535 fol. (Seguier, Haller), Venetiis 1571 fol. (nach Ebert eine der letzten Ausgaben), Francofurti 1601 (Fabricius), 1603 fol. und 1619 in 8. (Haller). Ausserdem gedenkt Fabricius und nach ihm Grässe noch einer Ausgabe Paris. 1573 fol. unter dem eigenthümlichen Titel: allegoriae sive tropologiae in utrumque testamentum, die aus zwanzig statt aus neunzehn Büchern bestehen, und der des Thomas Cantipratensis Werk de proprietatibus apum beigedruckt sein soll. Wie in dieser Ausgabe der Verfasser genannt ist, wird nicht gesagt.

Bartholomäus selbst theilt sein Werk nur in 19 Bücher folgenden Inhalts: I. de Deo et nominibus divinis, II. de proprietatibus angelorum, III. de proprietatibus animae rationalis, IV. de proprietatibus substantiae corporeae, V. de hominis corpore et singulis ejus partibus, de quibus sacra scriptura facit mentionem, VI. de aetatibus, VII. de infirmitatibus et venenis, VIII. de mundo et corporibus coelestibus, IX. de tempore et partibus temporis, X. de materia et forma et earum proprietatibus et elementis, XI. de aëre et passionibus ejus, XII. de avibus in generali et speciali, XIII. de aquis et ejus differentiis et ornatu, scl. piscibus, XIV. de terra et ejus partibus, XV. de provinciis, XVI. de lapidibus et metallis, XVII. de herbis et plantis, XVIII. de animalibus, XIX. de accidentibus, scl. de coloribus saporibus etc. So nach der Vorrede; im Werke selbst sind die Ueberschriften einiger Bücher, vielleicht nur durch die Abschreiber, etwas verändert. So heisst z. B. das letzte Buch: de coloribus odoribus saporibus et liquoribus, und daran schliesst sich dann dem Titel nach das Buch XX der von Fabricius notirten Ausgabe: de rerum accidentibus (numeris mensuris ponderibus et sonis, — diese Worte scheinen ein Zusatz von Fabricius).

Compilirt, nicht selbst verfasst haben will Bartholomäus bescheidener Weise dies Werk zum Verständniss der allegorischen und mystischen Ausdrücke der heiligen Schrift. Denn weil sich das Uebersinnliche nur sinnlich andeuten lasse, so müsse man die sinnlichen Dinge kennen, um das Uebersinnliche zu verstehen. Vorzugsweise, doch keineswegs ausschliesslich handelt er daher von allen in der Bibel vorkommenden Naturgegenständen, und zwar mehr als Grammatiker denn als Naturforscher. Voran geht in der Regel die Etymologie des Namens der Dinge nach Isidorus, seltener nach Huguitio Pisanus oder Papias, noch seltener nach seiner eigenen Meinung. Leidet der Genitiv oder das Genus des Namens den mindesten Zweifel, so wird beides ausdrücklich angegeben; schwankt die Orthographie, so wird auch darüber gesprochen; oft wird sogar die Aussprache, die Quantität der Penultima, durch beigebrachte Verse älterer oder jüngerer

Dichter festgestellt. Unverkennbar ist auch bei aller Barbarei der Sprache das Streben nach einer gewissen Eleganz, der jedoch die kurzen Zwischenreden zwischen den excerpirten Stellen wenig Raum gestatten.

Dieser grammatischen Richtung entspricht auch, wie bei Varro, das Streben nach Präcision des Ausdrucks natürlicher Formen und Verhältnisse, nach Bildung einer naturwissenschaftlichen Terminologie, die bei Albert dem Grossen noch etwas schwankender war, und von den Nachfolgern unseres Bartholomäus lange Zeit hindurch gänzlich vernachlässigt ward. Aus 197 Kapiteln besteht das siebzehnte Buch, das allein uns angeht, geordnet nach den Anfangsbuchstaben der Ueberschriften, sonst ohne bestimmte Folge. Davon handeln 144 Kapitel von eben so viel besondern Pflanzen, die 53 übrigen theils von Pflanzenproducten, wie Mehl, Oel, Pech, Wein, Heu, Hede, Bauholz, Tischen u. dgl., grösserentheils aber botanisch morphologen und einigen physiologen Gegenständen, wie das Kapitel de arbore, von der Natur der Pflanze überhaupt, das folgende de arbore aromatico, von den verschiedenen Organen verschiedener Pflanzen, welche aromatische Stoffe liefern. Dahin gehören auch die Kapitel de flagellis, de fructu, de germine, de grano, de legumine, de propagine, de radice, de spina, de siliqua, de thyrso und mehrere andere. Einige beschäftigen sich mit noch weitern Begriffen, wie de gramine, de olere, de saltu, de virgulto u. s. w.

Des Verfassers Gelehrsamkeit erstreckt sich sehr weit. Ein dem Werke vorgedrucktes bei weitem nicht vollständiges Verzeichniss der darin citirten Schriftsteller enthält über hundert Namen. Im siebzehnten Buche allein kommen folgende Citate vor:

Alanus (de Insulis † 1202) cap. 85.

Albertus öfter, zuweilen mit Angabe des Buchs de vegetabilibus.

Albu., eine häufige Abkürzung, die sowohl Albertus wie Alvredus bedeuten kann.

Alexander Nequam, ein neuerer Dichter.

Alfredus, öfter Alvredus. Kommt sehr oft vor, und bezieht sich unverkennbar auf den Uebersetzer des Pseudo-Aristoteles de vegetabilibus Alfredus

de Sarchel, von dem auch nach Jourdain (pag. 108) noch ein kurzer Commentar zu derselben Schrift ungedruckt existirt. Band I, S. 326 habe ich etwas mehr von ihm gesagt. Sehr oft aber haben die Abschreiber oder Schriftsetzer die beiden Namen Alvredus und Albertus offenbar verwechselt, oder bloss Albu. daraus gemacht.

Ambrosius cap. 49. 100.

Aristoteles, sehr häufig, meist mit dem Zusatz de vegetabilibus, einmal cap. 11 in libro de vegetabilibus secundum novam translationem. Das ist merkwürdig, da wir nur Eine Uebersetzung aus jener Zeit kennen.

Augustinus cap. 104. 179. An beiden Stellen widerspricht ihm der Verfasser.

Aurora cap. 150. Vermuthlich der Titel eines theologischen Werks.

Avicenna, öfter.

Basilius 49.

Beda 76.

Cassiodorus 85.

Constantinus, oft.

Dioscorides, sehr oft.

Galienus 137. 186.

Glossa oder auch Expositio super Canticum, Daniel etc. über viele biblische Bücher, häufig.

Gregorius 118. 186.

Hieronymus 3. 65. 101.

Huguitio Pisanus, bekannt als Jurist und Grammatiker, sehr oft.

Isaac, sehr häufig, zuweilen nur seines Werkes Titel in diaetis ohne seinen Namen.

Isidorus, fast überall.

Lucanus 152.

Macer, 39. 58. 128. 133. 193.

Macrobius 12. Vielleicht nur nach Platearius, der dasselbe Citat hat.

Magister in historia super Exodum, super Judic., auch bloss in historia. Vielleicht Petri Comestoris historia scholastica.

Mysticum Atheniense. Eine zwiefache Entstellung. Barthol. citirt nach Isaac in diaetis universal. I, cap. 28 sect 32. Da steht Mithiseus Atheniensis. Gemeint ist vermuthlich Mnesitheus Atheniensis.

Ovidius 28. 134. 166.

Palladius 76.

Papias, der unter dem Beinamen Vocabulista bekannte Grammatiker, häufig.

Persius 28. 38.

Platearius, sehr oft.

Plinius, am häufigsten unter Allen.
Poeta 134. Mir unbekannt, von wem die angeführten Verse sind.
Rabanus 23. 100. 179.
Remigius 111, vermuthlich Antissiodorensis.
Salernitani 43. 117.
Varro 7.
Virgilius 49. 52. 101. 145. 171.

Gründliche Sachkenntniss verräth wenigstens das Buch von den Pflanzen nicht. Doch muss man die verständige Auswahl anerkennen, mit welcher der Verfasser seine für jene Zeit reichen Quellen zu benutzen wusste. Mit den aristotelischen Ansichten der Dinge zeigt er sich völlig vertraut. Von den speciellen Pflanzen giebt er wie Albert auch nur eine Auswahl, von den einheimischen die bekannteren, von den ausländischen diejenigen, welche bekanntere Producte liefern, oder deren die Bibel gedenkt. Die Beschreibungen sind wohl ohne Ausnahme von ältern Schriftstellern geborgt; daher ich mich aller Auszüge daraus enthalte, und sogleich zu dem zweiten Werke gleicher Art übergehe.

§. 9.

Thomas de Cantiprato.

Aus derselben Zeit wie das vorige besitzen wir ein andres Werk ungefähr gleichen Inhalts gleichen Zuschnitts unter sehr ähnlichem Titel, daher mit jenem oft verwechselt: de naturis rerum von Thomas Brabantinus oder de Cantiprato. Gedruckt ist es noch nicht, aber handschriftlich scheint es nicht selten zu sein. Paris allein besitzt davon nach Echard fünf Handschriften, darunter eine datirte vom Jahr 1276, und eine ursprünglich anonyme, der von neuerer Hand der Name Alberts des Grossen vorgesetzt ist. Eine prachtvoll ausgestattete und sehr alte, doch, so weit ich sie kenne, nicht immer correcte Handschrift befindet sich in der rehdingerschen Bibliothek zu Breslau, eine jüngere reich verzierte in der Universitätsbibliothek zu Krakau; von einer zur herzoglichen Bibliothek zu Gotha gehörigen kann ich etwas mehr sagen, da sie mir vor längerer Zeit einmal zur

Benutzung anvertraut war. Sie bildet einen saubern reich verzierten Pergamentcodex in Quart, nach dem Urtheile des verstorbenen Jacobs aus dem XIV. Jahrhundert, und führt wie der jüngere pariser Codex nur den Titel de naturis rerum, zu welchem eine neuere Hand irrthümlich hinzugesetzt hat: Albertus Magnus libri XX. Vom Prolog und den drei Büchern X. XI. XII., welche von den Pflanzen handeln, habe ich Abschrift genommen. Die beiden Bücher XI. und XII. hat auch Henschel nach dem rehdingerschen Codex copirt, und mir die Abschrift zur Vergleichung mitgetheilt. Die Varianten derselben habe ich in meinem Exemplar genau notirt, und daraus die Ueberzeugung gewonnen, dass zwar beide Handschriften im Ganzen zu den bessern gehören, doch keineswegs fehlerfrei sind, wie das bei besonders sauber geschriebenen Büchern, in die man hinein zu corrigiren sich scheute, so oft der Fall ist. Wo beide von einander abweichen, hat zwar meist der ältere rehdingersche, doch nicht selten auch der jüngere gothaer Codex bald die richtige, bald die der richtigen näher kommende Lesart.

Ueber des Werkes wahren Verfasser schwankte man nicht nur, wie die Handschriften verrathen, in älterer, sondern auch noch in neuer Zeit. Bald sollte es Albert der Grosse, bald Bartholomäus Anglicus, bald Wilhelm von Moerbek sein; die Histoire litteraire de la France (XIX, pag. 183) begnügt sich noch 1838 daran zu bezweifeln, dass Thomas de Cantiprato der Verfasser sei, ohne es einem andern beizulegen, obgleich kurz zuvor Jourdain (pag. 64), früher schon Echard (I, pag. 251) und noch früher Petrus de Prussia (cap. 43, pag. 294) unwiderleglich erwiesen hatten, Thomas sei wirklich der Verfasser. Und diesen Beweis zu führen, bedarf es nicht einmal des Zeugnisses alter Chroniken, auf die man sich berufen kann: ein einziger Blick in den Prolog eines andern unbezweifelt ächten Werks von Thomas de Cantiprato, des Bonum universale de proprietatibus apum, genügt dazu. Da sagt Thomas selbst: „Revolvi autem librum illum de natura rerum, quem ipse multo labore per annos quindecim de diversis auctoribus utilissime compilavi“ und

so weiter. Gleich darauf erzählt er, wie er das Kapitel dieses (seines ältern Werks) zur Grundlage des neuen gemacht habe. Diese Worte richtet der fromme gewissenhafte Mann noch dazu an seinen hochverehrten Ordensgeneral Humbert, der das Werk de naturis rerum approbirt haben musste, ehe es erschien; denn ein Mönch durfte ohne Genehmigung seiner Obern nichts veröffentlichen. Eine Unwahrheit ist hier also ganz undenkbar. Eben so eine Verwechselung, denn was Thomas aus seinem Werk de naturis rerum an jener Stelle anführt, steht genau so in dem unsrigen.

Von des Verfassers Leben sind wir zum Theil durch ihn selbst ziemlich gut unterrichtet. Entsprungen aus ritterlichem Geschlecht, ward er 1201 zu Leuwis bei Brüssel geboren, und schon sehr früh, man sagt in seinem fünften Jahre, einer geistlichen Anstalt zu Lüttich zur Erziehung übergeben. Oft hörte er hier die Reden des ausgezeichneten Predigers Jacobus de Vitriaco, damaligen Canonicus daselbst, spätern Bischofs von Acco in Palästina, und endlich Cardinal-Bischofs von Tusculum, auf dessen im Orient gemachte Beobachtungen ich noch zurückkommen werde. Ihm schloss sich der Knabe mit ganzer Seele an, fühlte sich durch ihn für den geistlichen Stand und die Studien begeistert, und bewahrte die innigste Anhänglichkeit an ihn sein ganzes Leben hindurch. Schon 1216 trat Thomas darauf als Canonicus in die damals blühende, später zerstörte Abtei Cantimpré bei Cambrai, wo er auch die Priesterweihe erhielt. Im Jahr 1232 liess er sich zu Löwen in den Orden der Dominicaner aufnehmen, ward erst nach Köln zu Albert dem Grossen, vier Jahr darauf nach Paris gesandt, und kehrte 1240, doch ohne das Magisterium der Theologie erworben zu haben, als Lector nach Löwen zurück. Er verwaltete das Amt eines General-Predigers der Provinz Deutschland oder, wie die Histoire litteraire de la France sagt, Deutschlands Frankreichs und Belgiens, woraus bei Grässe ein Ordensgeneral dieser drei Provinzen geworden ist. Sein Todesjahr, worüber nur Vermuthungen existiren, wird sehr verschieden von 1263 bis 1293 angegeben. Nach der wahrscheinlichsten Meinung mag er um 1270 gestorben sein.

Roger Bacon, sein jüngerer Zeitgenosse, rechnet ihn zu den wenigen des Griechischen kundigen Männern jener Zeit [1]), und Viele halten ihn für den Uebersetzer einiger aristotelischen Werke aus dem Griechischen ins Lateinische. Seine Schriften, so weit ich sie kenne, verrathen indess nichts davon, weder klassische noch wahrhaft philosophische Bildung, kaum den wahrhaft gelehrten Theologen, wiewohl ihm eine ins Allgemeine gehende Gelehrsamkeit nicht abzusprechen ist, sondern vor allem den frommen religiösen Schwärmer voll kindlicher Hinneigung zur Natur. Die Mehrzahl seiner Schriften besteht aus Heiligenlegenden. Das Bonum universale de proprietatibus apum, woraus Einige mit Unrecht eine zoologische Monographie machen wollten, ist vielmehr eine Sammlung erbaulicher meist wunderbarer Geschichten älterer und neuerer Zeit zum Vorlesen in den Klöstern. Weil die Bienen gewissermassen ein klösterliches Leben führen, so knüpfte Thomas seine Erzählungen an das, was er von den Bienen zu sagen wusste, so dass sich das Ganze zu einer nicht ganz unpoetischen Allegorie verwebt. Das Werk ist werthvoll für die Literargeschichte seiner Zeit wegen der vielfachen Züge aus dem Leben gelehrter Zeitgenossen; dem Naturforscher bietet es nichts dar, was nicht schon das Werk de naturis rerum enthielte, das jenem vorausging. Funfzehn Jahr lang hatte er an diesem gesammelt, als er jenes im Jahr 1256 zu schreiben begann. Ob nun das Werk des Bartholomäus Anglicus de proprietatibus rerum oder das des Thomas Cantipratensis de naturis rerum ein oder einige Jahr jünger oder älter sei, oder beide ganz gleichzeitig erschienen, dürfte schwer zu ermitteln sein, und scheint mir fast gleichgültig, da offenbar keiner der beiden Verfasser den andern benutzte oder auch nur kannte.

Den Inhalt des seinigen giebt Thomas im Prolog also an:

---

1) *Rog. Bacon opus majus. London 1733, in fol., pag. 48.* Er nennt ihn *Thomas venerabilis antistes St. David.* Ich folge dem gelehrten Kenner der Literatur des Mittelalters *Jourdain (Gesch. der aristotelischen Schriften im Mittelalter; übersetzt von Stahr, S. 56 und 65)*, indem ich jene Worte auf unsern Thomas de Cantiprato beziehe.

Liber I. de anathomia humani corporis, II. de anima, III. de monstruosis hominibus Orientis, IV. de animalibus quadrupedibus, V. de avibus, VI. de monstris marinis, VII. de piscibus fluviatilibus atque marinis, VIII. de serpentibus, IX. de vermibus, X. de arboribus communibus, XI. de arboribus aromaticis et medicinalibus, XII. de herbis aromaticis et medicinalibus, XIII. de fontibus, XIV. de lapidibus preciosis et eorum sculpturis, XV. de septem metallis, XVI. de septem regionibus et humoribus aëris, XVII. de sphaera et planetis septem et eorum virtutibus, XVIII. de passionibus aëris fulgure tonitruo et consimilibus, XIX. de quatuor elementis, XX. de ornamento coeli et motu siderum atque planetarum.

Auch über seine Quellen verbreitet er sich im Prolog, und dabei zeigt sich seine Kenntniss des Alterthums von keiner glänzenden Seite. Plinius, der zu seinen Hauptquellen gehört, soll seine sieben und dreissig Bücher excerpirt haben aus funfzig Büchern, welche die in des Plinius Vorrede (oder erstem Buch) aufgezählten Schriftsteller auf Befehl Alexanders des Grossen sollen zusammengetragen haben. Dadurch dass er einen grossen Theil dieser Quellen des Plinius zugleich als die seinigen bezeichnet, wächst das Verzeichniss der seinigen ausserordentlich. In der That sind deren nicht viel, in den drei Büchern, die von Pflanzen handeln, werden nur genannt:

Alexander Macedo (scripsit Aristoteli),
Ambrosius,
Aristotelis liber primus de vegetabilibus,
Basilius Magnus,
Columella (doch nur teste Palladio),
Galienus,
Glossa super Genesin, oder bloss Glossa,
Jacobus Aconensis episcopus (de Vitriaco),
Martialis (vermuthlich nach Palladius),
Moyses,
Philosophus (dreimal, wofür aber derrehdingersche Codex durchgängig Plinius hat),
Palladius,
Platearius,
Plinius,
Solinus,
Ysidorus.

Und unter diesen kommen wieder nur die fünf gesperrt gedruckten Namen häufig, die andern selten, manche nur einmal vor. Auffallend ist, dass Albert der Grosse, sein eigner Lehrer, im ganzen Werke fehlt. Ob vielleicht nur aus Armuth der Bibliothek seines Klosters?

Jedem der drei Pflanzenbücher geht eine längere allgemeine Einleitung voran, die aber, anstatt den Gegenstand in logischer Ordnung zu untersuchen, meist nur allerlei wunderliche und unzusammenhängende Fragen aufwirft und beantwortet, nach Art der aristotelischen Probleme. Im ganzen werden dann etwas über hundert Pflanzen aufgezählt, vorzugsweise wie bei Bartholomäus die der Bibel, ausserdem vornehmlich solche, von denen sich etwas Wunderbares erzählen liess. Beschreibungen sind meist dürftig oder ganz ausgelassen, selbst wenn die benutzten Quellen dergleichen darboten. Viel hat wenigstens die Botanik nicht dabei verloren, dass das Werk noch immer ungedruckt liegt; und Auszüge daraus werden mir meine Leser gewiss gern erlassen [1]).

§. 10.

Vincentius Bellovacensis.

Ueber das Leben dieses für das ganze Mittelalter höchst bedeutenden Mannes steht fast nichts fest, Vermuthung reihet sich an Vermuthung, und kaum lassen sie sich verknüpfen. Eine kritische Untersuchung seines Lebens und seiner Werke lieferte einer der neuern Bände der Histoire litteraire de la France in grosser Ausführlichkeit (tom. XVIII, 1835, pag. 449—519) und offenbar mit Liebe und Sorgfalt gearbeitet. Eines Auszuges ist dieselbe nicht wohl fähig. Auf sie verweise ich daher diejenigen meiner Leser, die sich genauer über Vincentius oder vielmehr über die ihn betreffenden Zweifel unterrichten wollen, und begnüge mich

1) Doch werde ich die Einleitung zu lib. XII zum Vergleich mit Konrad's von Megenberg freier Bearbeitung derselben, in dem von diesem handelnden Paragraphen später abdrucken lassen.

ausserdem, was ich über ihn als Botaniker zu sagen habe, mit den nothwendigsten Angaben.

Den Beinamen Bellovacensis führt er von der Stadt Beauvais im französischen Departement der Oise. Ob er jedoch daselbst geboren war, oder nur einen Theil seines Lebens als Dominicaner im dortigen Kloster zubrachte, wissen wir nicht; eben so wenig, wo und wie er seine Bildung empfing. Höhere geistliche Würden scheint er nicht bekleidet zu haben, wiewohl ihn Manche zum Bischof machen. Er selbst nennt sich nur Lector, und sogar das ist ungewiss, ob bei ihm wie sonst gewöhnlich unter diesem Namen ein Lehrer der Theologie an einer Klosterschule, oder des Königs Vorleser zu verstehen sei. Neben der Abtei Royaumont, welche Ludwig VIII. 1228 gestiftet hatte, besass sein Nachfolger Ludwig IX. mit dem Beinamen des Heiligen ein Schloss, wohin er häufig mit seiner Familie sich zurückzog. Nach jener Abtei ward Vincentius berufen, und gewiss ist, dass er dem Könige seine eigenen und fremde Werke vorlas, in hoher Gunst bei ihm stand, und durch ihn die Hülfsmittel zu den grossen literarischen Arbeiten erhielt, die sein ganzes Leben ausfüllten. Das Jahr 1264 als das seines Todes steht ziemlich fest, wiewohl auch darüber die Angaben und Vermuthungen variiren.

Von seinen Werken ist hier nur eins zu nennen, sein Speculum majus tripartitum, nicht quadripartitum, wie es meist genannt zu werden pflegt, bestehend aus dem Speculum naturale, historiale und doctrinale; denn das vierte, was sich in vielen Handschriften und Ausgaben damit verbunden findet, das Speculum morale, ist, wie Echard gründlich bewiesen hat, unächt, und gehört in eine weit spätere Zeit. Jenes grosse Werk, welches in der ersten und besten Ausgabe von Mentelin (Argentinae 1473—76) sieben starke Bände im grössesten Folioformat füllt, und wozu als achter Band auch das Speculum morale gehört, umfasst schon in seinen drei ächten Abtheilungen das gesammte Wissen damaliger Zeit, und doch enthält es nur einen mässigen Theil dessen, was Vincentius zum Zweck der Darstellung desselben theils selbst gesammelt theils durch Gehülfen hatte sammeln

lassen. Es ist die umfang- und inhaltreichste Enkyklopädie aller Wissenschaften, welche bis dahin erschienen war, und behauptete diesen Vorzug für lange Zeit. Die Anlage, der Plan, wonach das Ganze geordnet ist, gehört dem Verfasser; die Art der Ausführung gleicht der, welche damals so beliebt war, und welche wir schon in den beiden ähnlichen, wiewohl kleinern Werken des Thomas und des Bartholomäus kennen lernten: es ist eine Zusammenstellung von Excerpten aus Schriftstellern der verschiedensten Zeit und Art, der Form nach ohne alle Verbindung locker zusammengefügt, selten von kurzen eigenen Erläuterungen und Reflexionen des Verfassers unterbrochen, und jedem Satz ist der Name des Eigenthümers vorangesetzt. Das Verdienst solcher Werke beschränkt sich daher auf drei Punkte, auf den Reichthum der benutzten Quellen, auf die Auswahl des Erheblichen und auf dessen übersichtliche Zusammenstellung; in allen drei Beziehungen übertrifft Vincentius bei weitem seine Vorgänger. Bewundenswürdig ist der Reichthum der Bibliothek, die ihm zu Gebot stand, und der Fleiss, womit er sie benutzte. Nur mit Hülfe königlicher Munificenz liessen sich solche Hülfsmittel vereinigen, und nur durch den Beistand vieler Gehülfen war eine so unermessliche Excerptensammlung zu gewinnen. Beides rühmt Vincentius auch mit dankbarer Anerkennung. Die Gesammtmasse seiner Quellen, unter denen sehr wenige damals bekannte Werke von einiger Bedeutung fehlen, hat noch niemand zusammengestellt. Ein Verzeichniss der Schriftsteller oder Bücher, die er allein im Speculum naturale excerpirt hat, lieferte Fabricius in seiner Bibliotheca Graeca vol. XIV, pag. 107—125. Es sind deren weit über 300, wobei jedoch die mitgezählt sind, die Vincentius nur mittelbar durch Plinius oder Andre stellenweis kannte. Auch viele lange vor seiner Zeit untergegangene Werke citirt er so, als hätte er sie selbst vor Augen gehabt, so dass es in manchen Fällen zweifelhaft bleibt, ob er eine Schrift unmittelbar oder nur mittelbar benutzt hat.

Als Hauptquellen behandelt er, so weit es möglich ist, überall die Bibel und die Kirchenväter, nebst den damals vorhandenen Glossen zu den heiligen Schriften, die sich nicht selten

auch bei naturhistorischen Gegenständen auf kurze oberflächliche Erläuterungen einliessen. Was diese Quellen darboten, steht durchgängig voran, und wird als unantastbar dargestellt. Mehr Stoff lieferten freilich die Profanscribenten, unter denen ihm manche, namentlich Aristoteles, Dioskorides, Plinius, Avicenna u. s. w. offenbar für eben so unfehlbar galten, wiewohl er sich selbst gegen eine solche Voraussetzung sorgfältig verwahrt. Er findet sogar ihres Gebrauchs wegen eine ausführliche Rechtfertigung nöthig, wie schon die Ueberschriften einiger Kapitel des Prologs zu seinem Speculum naturale erkennen lassen, cap. 8: Apologia de dictis philosophorum et poëtarum; cap. 9: Apologia de apocryphis; cap. 10: Apologia de modo excerpendi de quibusdam libris Aristotelis; cap. 11: De impari auctoritate eorum, quae excerpta sunt; cap. 12: de ordine dignitatis eorundem; cap. 13: de libris authenticis. Im Allgemeinen beruft er sich auf das Beispiel des Apostel Paulus, der selbst einen Vers des Menander, des Epimenides, ein Zeugniss des Aratus nicht verschmähete, so wie auf das des heiligen Hieronymus, der gleich ihm sich wegen des Gebrauchs heidnischer Schriften zu vertheidigen genöthigt war. Was aber die zu Paris durch den Pabst feierlich verworfenen physikalischen Schriften, gleichviel ob des wahren oder vermeinten Aristoteles betrifft, so versichert er sogar, sie nicht selbst gelesen, sondern nur einige daraus von seinen Ordensbrüdern gemachte Excerpte benutzt zu haben. Ob das mehr als eine Ausflucht war, um einer Rüge der zu Paris besonders wachsamen päbstlichen Aufsicht zu entgehen, wage ich nicht zu entscheiden. Das pseudoaristotelische Büchlein von den Pflanzen finde ich wenigstens beinahe Satz für Satz, jedoch zerstückelt, wieder in den Büchern des Speculum naturale gleichen Inhalts. Möglich ist, dass sich Vincentius auch bei der Redaction seiner zahllosen Excerpte fremder Hülfe bediente, wiewohl er nichts davon sagt; dass aber der Redacteur der von den Pflanzen handelnden Bücher jene für aristotelisch gehaltene Schrift nicht selbst gelesen und studirt hätte, scheint mir unmöglich. Doch wie dem sei, merkwürdig bleibt, dass zu derselben Zeit, als Albert der Grosse zu Köln die physi-

kalischen Werke des Aristoteles der Reihe nach ungehindert weitläuftig bearbeiten durfte, in Paris eine solche Zurückhaltung nöthig schien.

Oefter als andere Enkyklopädiker jener Zeit tritt Vincentius selbst redend auf, wiewohl er im Prolog des Speculum naturale jede eigene Zuthat ablehnt, und sich nur die Auswahl und Anordnung der Excerpte zueignet. Darin mag der Grund liegen, dass man seine eigenen Worte, die er meist, wiewohl nicht immer, mit der Bezeichnung Actor (d. h. Redacteur) einführt, gänzlich verkannte, und sich einbildete, Actor sei der Name eines der von ihm excerpirten Schriftsteller [1]). In der That fehlt es nicht an Stellen, welche diesen Irrthum begünstigen; doch weit weniger an andern, die ihn entschieden widerlegen [2]); und in keiner der mit Actor überschriebenen Stellen findet man neue Thatsachen, sondern lediglich Anmerkungen des Herausgebers zu den gelieferten Excerpten.

Zur Botanik gehören das zehnte bis funfzehnte Buch des im Ganzen aus drei und dreissig Büchern bestehenden Speculum naturale folgenden Inhalts:

Lib. X, de secundo opere diei tertiae (nämlich der Schöpfung), hoc est de terrae germinatione; et agit primo de plantis in generali, postea de herbis communibus, habens 156 capitula.

Lib. XI, de ceteris herbis, videlicet quae nascuntur in locis cultis, ut in hortis et agris, et habet 171 capitula.

1) „Man citirte unbekannte oder Schriftsteller unter ganz falschen oft prächtigen Namen, die die Mönche sich angemasst hatten, um ihren Schriften mehr Eingang zu verschaffen. Nicht selten ist es, Aeskulap, Demokritus und Ypokras als botanische Schriftsteller angeführt zu finden. Cassius Felix, Possidonius, Actor (vielleicht Castor) sind eben so viele ganz unbekannte Namen.“ *Sprengel, Gesch. d. Botan. I, S. 240*, eine Stelle, auf die ich später bei Matthäus Sylvaticus noch einmal zurückkommen werde.

2) Dergleichen Stellen sind unterandern *Specul. natur. lib. X, cap. 11, 12, 20, 46, 133, 146, 148, lib. XI, cap. 1, 11, 17, 145, 149, 153, lib. XII, cap. 1, 58, 112, lib. XV, cap. 19.* — Ohne sich durch den Zusatz Actor zu erkennen zu geben, spricht Vincentius selten, z. B. *Specul. natur. lib. X, cap. 15.* Vielleicht ist das auch nur eine Nachlässigkeit der Abschreiber oder Drucker.

Lib. XII, de his, quae procedunt de herbis, scilicet seminibus et granis et succis, et habet 134 capitula.

Lib. XIII, agit primo in communi de arboribus, postmodum specialiter de arboribus communibus, videlicet silvaticis et agrestibus. Habet 112 capitula.

Lib. XIV, de arboribus cultis et frugiferis et praecipue de illis, quarum fructus in humanos sumuntur cibos, et habet 115 capitula.

Lib. XV, de arborum fructibus et succis a quibusdam earum profluentibus, et habet 111 capitula.

Die in diesen sechs Büchern benutzten Schriftsteller sind:

Adelardus Anglicus, nur zweimal, X, 16. 17. Lebte um 1100, hatte Griechenland und den Orient durchreist, und dachte um vieles freier als die meisten seiner Zeitgenossen, wie schon die kurze Vorrede zu seinem noch ungedruckten Dialogus de rerum causis verräth, abgedruckt in Martene et Durand thesaurus novus anecdotorum I, pag. 291. Vergl. über ihn besonders Jourdain Gesch. d. aristot. Schriften im Mittelalter S. 28, 104 und 247 der Uebersetzung.

Alexander in epistola ad Aristotelem, XIII, 67.

Ambrosius, häufig benutzt, oft mit dem Zusatz in hexaëmero.

Aristoteles, vornehmlich das unächte Werk de vegetabilibus sehr häufig, oft auch de animalibus, und einmal de morte et vita X, 6.

Augustinus, mehrfach benutzt.

Avicenna, oft mit dem Zusatz in canone, sehr häufig.

Comestor, siehe Petrus Comestor.

Constantinus, nämlich der Afrikaner, sehr häufig, oft auch mit Bezug auf zwei seiner Schriften pantechni und de gradibus (sc. medicinarum).

Dyascorides (Dioscorides) nächst Plinius am häufigsten benutzt.

Eraltion, mir unbekannt.

Euribasius (Oribasios) nur einmal X, 124.

Galienus (Galenos) selten, z. B. X, 22.

Glosa super biblia, vermuthlich die Glossen des Hrabanus

Maurus, ziemlich oft, meist mit Nennung des biblischen Buchs, worauf sich die Glosse bezieht.

Guilelmus de Conchis, nach Fabricius Verfasser einer Philosophia major und minor, so wie eines Werks de naturis creaturarum superiorum et inferiorum, sive super opere sex dierum; gestorben um 1150. Kommt in unsern sechs Büchern nur einmal vor X, 4; weit öfter in lib. II, XXIV und XXV.

Hali in libro regalis dispositionis (ist Ibn Alabbâsz, von dem ich III, S. 176 gesprochen), XV, 114. 115.

Haymo super Isaiam, XIII, 101. War nach Fabricius Bischof von Halberstadt, Alkuin's Schüler und ein Freund des Hrabanus Maurus. Das genannte Werk ist auch gedruckt.

Helinandus, XIV, 73. Ein Historiker, gestorben 1227, dessen Chronik Vincentius im Specul. historiale sehr fleissig benutzt hat.

Herbarius, kommt oft vor, z. B. X, 35. 36. 41. 50. 54. 68 u. s. w., ist aber von dem Herbarius, den wir noch besitzen, verschieden.

Hieronymus, der Kirchenvater, XII, 111. XIII, 43.

Ipocras (Hippokrates), nicht häufig, und meist mit dem Zusatz in quadam epistola, wie z. B X, 21. XI, 44.

Isaac, meist mit dem Zusatz in diaetis, ziemlich häufig.

Isidorus (Hispalensis), sehr häufig, oft mit dem Zusatz in libro etymologiarum.

Macer (Floridus), sehr häufig.

De medicina dissolutiva, nur einmal X, 130. Ist mir unbekannt.

Rabi Moyses (Musa Ben Maimûn), X, 20.

De natura rerum, sehr häufig, stets ohne Angabe des Verfassers. Es ist das Werk des Thomas de Cantiprato.

Palladius, X, 31. XI, 3. 7, und in den Büchern, die von den Bäumen handeln, sehr häufig.

Papias, der Lexikograph, der seinen Elementarius von 1053 bis 1063 schrieb; XI, 119. 130. 168. XIV, 10. XV, 9.

Petrus Comestor, Verfasser der bekannten Historia scholastica,

eines Auszugs aus den historischen Büchern der heiligen Schrift; X, 1 und unter dem einfachen Namen Comestor XV, 76.

Phisicus, mir unbekannt, XI, 30.

Platearius, bald mit, bald ohne den Zusatz de medicina simplici, also der Verfasser des sogenannten Circa instans, einer der am häufigsten benutzten Schriftsteller.

Plinius, des Vincentius Hauptquelle. Meist wird das Buch seiner Naturgeschichte, was eben benutzt ward, citirt. Offenbar hatte Vincentius den Plinius selbst vor Augen.

Razi, kommt ziemlich oft vor. Genannt wird in Almanzore X, 79, oder in Almansore X, 98. 131 u. s. w.

Solinus X, 75. XI, 55. XII, 129 und noch einige mal.

Strabus, aber nicht sein Hortulus, sondern super genesin, XIII, 43.

Sinonima, das unter diesem Titel in den meisten Ausgaben der Werke des Mesue abgedruckte kurze Wörterbuch meist arabischer Ausdrücke.

Varro, ziemlich oft.

Virgilius in bucolicis, XIII, 38.

Vitruvius de architectura, XV, 128.

Auffallend ist, dass Vincentius in seinen sechs botanischen Büchern den Albertus Magnus ganz unbenutzt gelassen, da er ihn doch in den folgenden zoologischen Büchern so fleissig benutzte, und Albert sein Pflanzenwerk früher geschrieben hat als sein Thierwerk. Ich schliesse daraus, dass die beiden genannten Werke Alberts rascher auf einander folgten als die zoologischen auf die botanischen Bücher des Speculum naturale, dass zwischen der Redaction dieser verschiedenen Bücher vielleicht lange Pausen eintraten. Denn des Vincentius Unbekanntschaft mit einem so bedeutenden Werke Alberts, nachdem es erschienen war, ist bei seinen sonstigen Hülfsmitteln eben so unwahrscheinlich, wie eine absichtliche Uebergehung desselben.

Zu loben ist die Vielseitigkeit, mit der Vincentius seine Gegenstände behandelt. In den der Botanik gewidmeten Büchern findet man philosophische Untersuchungen über die Natur der Pflanzen überhaupt, und eine Aufzählung aller damals bekannter

besonderer Pflanzen; terminologische Bestimmungen über die Organe der Pflanzen im Allgemeinen, und, so weit sie vorhanden waren, die Beschreibung jeder besondern Pflanze; den ökonomischen oder medicinischen Gebrauch derselben, ihre Cultur, die Etymologie ihres Namens, die bildlichen Beziehungen, welche ihnen Dichter Moralisten und Theologen gegeben, kurz alles, was die benutzten Quellen darboten. Es fehlt dem Werke nichts, als die Einheit und das Gleichmaass der Theile, welches nur der Durchgang des rohen Stoffs durch die belebende Thätigkeit des Geistes zu geben vermag, und — die Bereicherung des Ueberlieferten durch eigene Beobachtung. Hätte zum Beispiel ein denkender Pflanzenkenner die Masse der botanischen Excerpte redigirt, er würde bald bemerkt haben, dass durch die zahllosen Brocken aus den Kirchenvätern, die, wenn sie von Pflanzen sprechen, gewiss oft selbst nicht wussten, wovon sie eigentlich sprachen, die Einsicht in die Natur der Pflanzen nichts gewinnen konnte, dass vielmehr unter solch leerem Wust die wirklich gehaltreichen Mittheilungen erstickt werden mussten. Doch das konnte Vincentius, der vielleicht nie eine lebendige Pflanze forschend betrachtet hatte, weder beurtheilen, noch durfte er, wenn er es auch erkannt hätte, dem Zeitgeist entgegen darnach handeln.

Auch das Speculum doctrinale dürfen wir nicht ganz übersehen. Buch VI handelt von der Haus- und Landwirthschaft, Buch XII—XV von der Medicin, wobei sich manches Botanische was das Speculum naturale bereits darbot, wiederholt, aber auch manches dort Uebergangene vorkommt.

Im Speculum historiale lässt wenigstens das letzte Buch[1])

---

1) In der von mir benutzten zweiten, 1483 von Anton Koburger in Nürnberg besorgten Ausgabe (die erste 1473 von Mentelin in Strasburg gedruckte besitze ich nicht) zerfällt das Speculum historiale in 32 Bücher und 3854 Kapitel. Nach der *Histoire litteraire de la France vol. XVIII, pag. 503*, deren Angabe von Grässe und Andern wiederholt wird, soll es nur aus 31 Büchern und 3793 Kapiteln bestehen. Vielleicht hat Mentelin das erste Buch, welches wie bei Plinius nur aus einer Inhaltsanzeige der folgenden Bücher besteht, nicht mitgezählt.

den Naturforscher nicht ganz leer ausgehen. Es enthält eine Beschreibung der Tartarei nach den Berichten der ältesten Missionarien, welche dieselbe bereisten, des Dominicaners Ascelin, dessen Begleiter Simon von St. Quentin dem Vincentius bekannt war, und ihm mündlichen Bericht erstattete, und des Minoriten Joannes de Plano Carpini. Doch für den Botaniker wüsste ich nichts einigermassen Erhebliches aus ihren Berichten anzuführen.

Fragen wir nun nach dem Einfluss eines an sich so bedeutenden Werks auf den Gang der Wissenschaft, so sehen wir unsre gerechten Erwartungen getäuscht. Alberts Leistungen blieben fast wirkungslos, weil sie ihre Zeit überragten; das Werk des Vincentius entsprach ganz dem Geist seiner Zeit, und frischte zugleich so viel Vergessenes aus einer bessern Zeit wieder an, dass man glauben möchte, es müsste der Wissenschaft einen neuen kräftigen Impuls gegeben haben. Wir sehen uns um nach seinen Wirkungen und — finden sie nicht. Das Werk erlag, wie es scheint, seiner Massenhaftigkeit und den immensen Kosten seiner Vervielfältigung. Als ein kostbarer Schatz lag es angekettet in wenigen Bibliotheken, wurde gewiss als Merkwürdigkeit oft genug vorgezeigt und bewundert, und desto seltener studirt. Es war eins der ersten, dessen sich nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Presse bemächtigte; sechs- vielleicht gar siebenmal ward es vollständig gedruckt, doch vermuthlich nur in schwachen Auflagen; denn längst gehören alle Ausgaben, zumal die ältern und bessern, zu den Seltenheiten. Einzelne Naturforscher der nächst folgenden Zeit benutzten es, die meisten kennen es nicht.

In neuerer Zeit machten die Philologen, z. B. Schneider bei Bearbeitung der Scriptores rei rusticae, Gebrauch davon zur Berichtigung des Textes alter Schriftsteller. Doch bemerkt schon Beckmann[1]) in Bezug auf des Pseudo-Aristoteles Büchlein de mineralibus: „Zuweilen hat Vincentius einerlei Stelle mehrmal angeführt, und jedesmal etwas anders. Wenn er eben so eigen-

1) *Beckmann, Vorrath kleiner Anmerkungen, Stück II, Göttingen 1803, Seite 368.*

mächtig auch mit den aus ältern Büchern angeführten Stellen verfahren hat, so dürfen die Kritiker den Lesearten, welche sie bei ihm finden, nicht viel trauen." Wie würde er geeifert haben, hätte er folgende Worte des Vincentius selbst gekannt? Specul. natur. prolog. cap. 10: „Quidam etenim, ut cum stomacho loquar, tam fideles et cauti verborum observatores existunt, adeoque fideliter ac sincere de quibuslibet libris sententias notabiles excerpi volunt, ut nec minimum jota de verbis ipsius auctoris sive etiam de verborum ordine patiantur immutari. Hujusmodi tamen cautelae districtionem patres nostros doctores catholicos nec in antiquorum flosculis excerpendis, nec in libris aliorum transferendis omnino tenuisse cognovi." Nachdem sich Vincentius dann darauf berufen, der heilige Hieronymus hätte manche Stellen des alten Testaments mit andern Worten als die Vulgata, und doch eben so untadelhaft wie diese übersetzt, und verschiedene Erzähler würden nicht getadelt, wenn sie dieselbe Geschichte ein jeder mit etwas andern Worten vortrügen, so fährt er fort: „Sic ego, licet omnis revera mendacii detestator, nec propriae quidem conscientiae stimulo remordente, nec illorum calumnia deterrente: et de flosculis Aristotelis et de ceteris, quos in hoc opere per diversa capitula inserui, et propriis autorum nominibus annotavi. Et si forsan ex aliqua causarum praedictarum in plerisque locis aliquid immutaverim de superficie vel verborum ordine: audacter tamen et scribam et dicam, hanc et illam sententiam illius auctoris esse, cujus scilicet nomen in titulo continetur." Auch zu philologischer Kritik lässt sich Vincentius nach einem solchen Selbstbekenntniss nur mit grosser Vorsicht gebrauchen. Aber unschätzbar ist sein Werk, wie es sich selbst nennt, als Spiegel, wenn nicht der Natur, doch der gesammten naturwissenschaftlichen Gelehrsamkeit seiner Zeit.

Dreizehntes Buch.

Letzter von wenigen wachen Momenten unterbrochener Schlummer der Botanik.

§. 11.

Nicht aus Mangel an Stoff, sondern an Bedeutsamkeit desselben, fasse ich den langen Zeitraum von Albert dem Grossen und Vincentius Bellovacensis bis zum Wiedererwachen der klassischen Studien in Italien, das heisst vom Ende des dreizehnten bis zur zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, in ein einziges Buch zusammen. Für die Geschichte der Botanik ist mir dieser Zeitraum, ich gestehe es, noch völlig räthselhaft. Werfen wir einen Blick auf die geistige Entwickelung während desselben überhaupt, so tritt uns ein ganz andres Bild als das des Schlummers entgegen. Was war es denn, was grade unsre Wissenschaft bis auf wenige Momente zum Stillstand brachte?

Italien war zur Wiege der sich verjüngenden Kunst und Wissenschaft bestimmt, dorthin haben wir unsern Blick zu richten. Die Hohenstaufen waren vernichtet, das Pabstthum hatte den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht, als es plötzlich die tiefste Erniedrigung erlitt. Bonifacius VIII. († 1303) erlag im Kampfe mit Philipp dem Schönen von Frankreich; eine lange Reihe seiner Nachfolger französischer Abkunft residirte zu Avignon unter französischem Einfluss. Gleichwohl erholte sich auch die Macht der römischen

Kaiser in Italien nicht wieder, das Land zerfiel in eine Menge unabhängiger Staaten, unter denen sich einzelne Städte zu mächtigen Republiken emporschwangen, andre zwar schwach blieben, doch ihre Freiheit behaupteten. Der italiänische Handel blühete, Reichthum und erweiterte Kenntniss waren seine Früchte. Immer zahlreicher, strebsamer, unabhängiger von dem lähmenden Einfluss der Geistlichkeit, erhoben sich die Universitäten. Jetzt entwickelte sich auch die National-Literatur. Dante (geb. 1265, gest. 1321) eröffnete sie wie die Sonne den jungen Tag, bald folgten ihm Petrarca (geb. 1304, gest. 1374) und Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375), beide schon eifrigst und mit Erfolg bestrebt, das Studium der Alten aufs neue zu erwecken. Im Gebiet der philosophischen Speculation überstrahlte schon früher Alberts des Grossen jüngerer aber noch vor ihm entschlafener Zeitgenosse und Schüler, der Italiäner Thomas von Aquino, seinen Meister. Mit ihm erstarb freilich, wenn nicht das Interesse der Italiäner an der scholastischen Philosophie, was sich bei Dante noch so lebendig zeigt, doch die Theilnahme an ihrer ferneren Entwickelung. Die drei berühmtesten Italiäner unter des Thomas Schülern, die drei Augustiner Egidio Colonna aus Rom, Agostino Trionfo aus Ancona und Jacopo de Viterbo, folgten doch nur den Fusstapfen ihres Lehrers und waren im Grunde mehr Theologen als Philosophen; auch widmeten sie den grössern Theil ihrer Thätigkeit nicht ihrem Vaterlande, sondern der Universität zu Paris. Dort wirkte auch der letzte Scholastiker, der sich nach Thomas von Aquino durch selbständige Forschung auszeichnete, der Franciscaner Duns Scotus. Mit ihm entwickelte sich der Kampf der sogenannten Scotisten und Thomisten, genährt durch die Eifersucht der beiden Orden, denen ihre Meister angehört hatten; und in leeren Wortgefechten dieser versiegte endlich die ganze Scholastik.

Einen bewundernswürdigen Vorkämpfer fand im entlegenen England auch die Physik an dem unglücklichen Roger Bacon (geb. 1214, gest. um 1294), der seine grossen Entdeckungen im Kerker büsste, und mit dessen Tode seine Wissenschaft auf lange

Zeit gleich einem Meteor wieder erlosch. Auf den Gang der Wissenschaft im Ganzen gewann er wenig Einfluss, weil sein Hauptwerk, das Opus majus, von seinem Orden unterdrückt und streng verboten, erst im Jahr 1733 wieder ans Licht kam. Die Medicin, wiewohl durch arabische Einflüsse fast mehr gehemmt als gefördert, fand dagegen in Italien, wenigstens nach gewissen Seiten hin, immer noch eine unverkennbare Pflege. Man suchte den Stein der Weisen oder eine gegen jede Krankheit, besonders auch gegen die Armuth heilsame Quintessenz, und fand statt ihrer manches auch als Heilmittel schätzbare chemische Präparat. Raimundus Lullus (geb. 1235, gest. 1315), ein Spanier, der sich lange Jahre in Italien aufhielt, und den wir schon (Band II, Seite 350) als den Uebersetzer der Kyraniden kennen lernten, Arnaldus de Villanova (gest. 1313), der Commentator des Regimen sanitatis Salernitanum (Band III, Seite 502) und Petrus de Apono oder Abano (geb. 1253, gest. 1316), der berühmteste Zauberer seiner Zeit, waren die Koryphäen dieser seltsam erspriesslichen Verirrung der Medicin, aus der sich nach und nach die wahre Chemie entwickelte. Andre Zweige der Medicin, die nicht ganz vernachlässigt wurden, wie namentlich die eigentliche Apothekerkunst und die Chirurgie, übergehe ich, um noch der Landwirthschaft zu gedenken, stets einer treuen Amme der Botanik. Auch sie fand, wie wir bald sehen werden, in Italien an Petrus de Crescentiis zum ersten mal nach Palladius wieder einen würdigen Vertreter, einen Mann beides, der Wissenschaft wie der Praxis, der, was Albert der Grosse für die generelle, Matthäus Sylvaticus für die specielle Botanik geleistet hatten, nicht ohne Bereicherung zusammenfasste und in weitere Kreise, in welche die Werke jener nicht drangen, verbreitete. Er gehört zu den Wenigen, welche auch in dieser dürren Zeit die Botanik nicht ungefördert liessen. Auch zu Reisen in ferne Länder gaben die Handelsverbindungen der Italiäner vielfältigen Anlass. Statt vieler Reisender erinnere ich nur an Einen, der allein für viele gilt, an Marco Polo.

Es war also eine im Ganzen der geistigen Bewegung überaus

günstige Zeit, es fehlte auch an keinem der Momente, welche zu andern Zeiten der Botanik zu statten kamen, und dennoch blieb sie vernachlässigt, ich weiss nicht warum, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Italien die klassische Literatur zu den alten Naturforschern, zu Anfang des sechzehnten die alten Naturforscher zur Naturbeobachtung selbst wieder zurückführten. Ganz übergehen dürfen wir indess auch diese für uns armselige Periode nicht; auch in ihr giebt es einzelne Männer, wie Pflanzen in der Wüste, bei denen ein sinniger Wanderer gern verweilt, und deren fast erloschenes Gedächtniss unter uns Botanikern von Zeit zu Zeit aufgefrischt zu werden verdient. Petrus de Crescentiis und Marco Polo sind die bedeutendsten, doch nicht die einzigen der Art.

Erstes Kapitel.

Botanische Nachrichten aus den durch die Kreuzzüge den Christen neu eröffneten Ländern.

§ 12.

Jacobus de Vitriaco und Marinus Sanutus.

Nicht erst in dieser, sondern zum Theil schon in der Zeitperiode, welche unser voriges Buch umfasste, verbreiteten die Kreuzfahrer und Andre, welche das heilige Land besucht hatten, mancherlei von dort mit zurückgebrachte Nachrichten und Producte der arabischen Literatur. Auch über merkwürdige dort wachsende Pflanzen erfuhr man einiges, doch zu wenig, als dass wir diesen Einflüssen eine wissenschaftliche Bedeutung zugestehen könnten. Der erste, der in einem weitläuftigen Werke über das Morgenland den vegetabilischen Merkwürdigkeiten desselben wenig-

stens Ein besonderes Kapitel widmete, woraus zahlreiche Nachfolger oft ohne ihn zu nennen schöpften, war Jacobus de Vitriaco, ein französischer Geistlicher, später Bischof von St. Jean d'Acre, von wo im Jahre 1220 zurückgekehrt, er zum Cardinal erhoben ward und sein Leben 1244 zu Rom beschloss. Von seiner Historia Hierosolymitana in drei Büchern enthalten

[Bongarsii] Gesta dei per Francos, Tom. I, Pars II, Hanoviae 1611 in fol.,

das erste und letzte Buch, indem sich das zweite nur mit Begebenheiten des Occidents beschäftigt, welche Bongars ausschloss, und welche auch uns nicht angehen. Die Zahl der Kapitel läuft in dieser besten Ausgabe durch beide Bücher ununterbrochen fort, so dass das dritte Buch, wenigstens in der Uebersicht des Inhalts, als ein einziges Kapitel unter der Zahl 100 aufgeführt ist. Das Botanische steht in Kapitel 85, pag. 1099 sq., und füllt nicht einmal ein ganzes Blatt.

In seiner Vorrede sagt der Verfasser, er habe griechische lateinische und arabische Schriftsteller bei seinem Werke benutzt; er muss also jener drei Sprachen mächtig gewesen sein. Auch das genannte der Botanik gewidmete Kapitel enthält manches, was aus arabischen Berichten entlehnt zu sein scheint, mehr noch aus der Bibel. Die in dem Kapitel erwähnten Pflanzen sind:

Die Dattelpalme.
Arbor paradisi, unsre Musa paradisiaca.
Adamsäpfel, die bekannte Citrus.
Limonen.
Feigen.
Ficus Pharaonis, unsre Ficus Sycomorus.
Cedrus Libani.
Citronen, welche als eine zweite Art von Cedrus aufgeführt werden. Darin meint Jacobus die fructus arboris pulcherrimae zu erkennen, welche nach der Septuaginta im dritten Buch Mosis c. 23, v. 40 vorkommen, wo der Grundtext nur schöne Bäume überhaupt nennt.
Orangen.
Gurken.
Melonen.
Kürbis.
Baumwollenstauden.
Sparea. So soll die unreif essbare Frucht eines Dorngewächses genannt werden, die Jacobus

in folgender Bibelstelle nach der Septuaginta zu erkennen meint: Priusquam intelligerent spinae vestrae rhamnum. Psalm. 58, vers. 10. Das im Text gebrauchte Wort Atad soll dem arabischen Auseg̀, bei Prosp. Alpinus de plant. Aegypti cap. 12 Uzeg, das ist unserm Lycium Europaeum entsprechen. Ob aber des Jacobus Pflanze dieselbe ist, bezweifle ich sehr.

Canemella, Zuckerrohr.

Balsamum.

Die folgenden Pflanzen werden als indische angeführt:

Gewürznelken.

Muscatnüsse.

Cassia Fistula.

Cardamomum.

Piper album und nigrum.

Zingiber.

Galanga.

Zedoaria.

Mandragora. Diese und die folgende stehen hier mitten zwischen den indischen Pflanzen.

Liquiritia.

Cassia lignea.

Lignum aloës.

Cinnamomum.

Macis, soll die Blume der Nux moschata sein.

Cyminum.

Nun werden sehs angebliche Gummata aufgeführt:

Opobalsamum.

Myrrha.

Tragacanthum.

Mastix.

Thus.

Terebinthina.

Darauf in bunter Unordnung:

Dictamnus.

Quercus Mambre.

Ebenus.

Juniperus.

Herba Apiastro similis in Sardinia.

Cannae Indicae.

Arbores apud Seres, folia tanquam lanam procreantia. Scheint sich auf eine Bombax zu beziehen.

Arbores fructus odoriferos ferentes. Cum sole oriuntur, et cum sole occidentes sub terra absconduntur.

Arbores ferentes nuces hominum capitibus majores. Kokospalme.

Weintrauben so gross, dass zwei Männer daran zu schleppen haben. Offenbar aus der Bibel entnommen; so wie auch

Arbor scientiae boni et mali, und

Lignum vitae.

So mischt Jacobus Gesehenes und Nichtgesehenes, Wahres und Fabelhaftes, Syrisches Indisches und dazu Occidentalisches bunt durch einander. Vieles macht er nur namhaft, von Andern weiss er nur etwas Wunderbares zu erzählen, von Wenigem giebt er dürftige naturhistorische Nachricht. Es wäre überflüssig hier ein Wort von ihm zu sagen, stände er nicht bei vielen seiner Nachfolger, vor allen bei Thomas de Cantiprato in höchstem Ansehen, so dass sich seine Angaben lange Zeit hindurch von Buch zu Buch wiederholten.

Von andern Schriftstellern, die sich hier anführen liessen, die aber dem Botaniker sämmtlich noch weniger darbieten, begnüge ich mich nur noch Einen zu nennen, Marinus Sanutus den ältern (nicht zu verwechseln mit dem jüngern Schriftsteller gleiches Namens, der uns gar nicht berührt) mit dem Beinamen Torsellus. Er war ein vielgereister venetianischer Patricier, das gelobte Land hatte er fünfmal besucht. Ein Product seines brennenden Hasses gegen die Saracenen ist sein

Liber secretorum fidelium crucis super Terrae sanctae recuperatione et conservatione. Quo et Terrae Sanctae historia ab origine, et ejusdem vicinarumque Provinciarum Geographica descriptio continetur. — In [Bongarsii] Orientalis Historiae Tom. II. Typis Wechelianis apud heredes Jo. Aubrii. 1611 fol. (ist ungeachtet des ganz verschiedenen Titels, der zweite Band der Gesta dei per Francos).

Im Jahr 1321 überreichte er dasselbe dem Pabst Johann XXII., so wie den Königen von Frankreich England und Sicilien, um sie zu einem neuen Kreuzzuge und andern Maassregeln zur Vernichtung des Sultans anzuspornen.

Ein unmittelbares Interesse an der Natur fehlte ihm ganz, aber der Einfluss des Welthandels auf seine politischen Zwecke entging ihm nicht. Diesen so zu lenken, dass des Sultans Macht geschwächt werde, und dem Abendlande dadurch kein Nachtheil erwachse, gehörte zu seinen Lieblingsplänen, und gelegentlich belehrt er uns bei Entwickelung derselben über die Verbreitung wichtiger Culturgewächse zu seiner Zeit und die Wege, welche der Handel mit ihren Producten damals nahm. So baute man

Zuckerrohr auf Rhodus und einigen andern Inseln des Mittelmeers, aber noch nicht in Sicilien, wo er dessen Anbau dringend empfielt, und wo derselbe bald nach ihm zur höchsten Blüthe kam, bis alle europäische der durch Sklavenhände betriebenen westindischen Zuckerfabrication erlag. Baumwolle, die er Bombix nennt, wuchs in Apulien Sicilien Creta Romania (d. i. Rumelien) und Cypern in ziemlicher Menge, nur nicht genug für das Bedürfniss des Abendlandes (Lib. I, Pars I, cap. 2, pag. 24). Gleich darauf (cap. 3) bezeichnet er Flachs (der in Aegypten von vorzüglicher Güte sein soll) Datteln und Cassia Fistula als Hauptproducte des ägyptischen Handels. Den Balsamstrauch beschreibt er so (lib. III, pars XIV, cap. 12, pag. 260): „Ad unum milliare (von Kairo) est hortus Balsami ad quantitatem dimidii mansi. Arbuscula illa est sicut lignum Vitis trium annorum, folium vero quasi parvi Trifolii vel sicut Rutae, albiora tamen." Darauf wird die Art den Balsam zu gewinnen beschrieben. Das sind die wichtigsten Nachrichten für uns bei Marinus; viel mehr liefert er nicht.

Zweites Kapitel.

Reisen europäischer Christen in entferntere aussereuropäische Länder.

§. 13.

Marco Polo und seine Vorgänger.

Mit ihm beginne ich, wiewohl er nicht der erste Europäer war, der bis tief ins innere Asien vordrang. Die Missionarien Johannes de Plano Carpini (um 1246), Ascelin (1254) und Rubruquis (1253) gingen ihm voran; die geographischen Nachrichten, die sie zurückbrachten, waren für ihre Zeit nicht unerheblich, besonders die des letztern, der am weitesten vordrang, am längsten verweilte und am ausführlichsten berichtete: allein

botanische Beobachtungen sucht man bei ihnen vergeblich. Rubruquis, sagt man, sei der erste Europäer, welcher der Rhabarber als Arzneimittel erwähne [1]). Ja, aber wie? Ein Nestorianer unter den Mongolen, der sich für einen Mönch ausgab, besass ein Stück einer Wurzel, die er Rhabarbar nannte, und mit welcher er einige Kuren verrichtete. Rubruquis [2]) hielt sich überzeugt, es wäre irgend eine heilige Reliquie aus Jerusalem, und beredete den Nestorianer bei der ersten Kur, des sicherern Erfolgs wegen die Infusion jener Wurzel mit Weihwasser zu bereiten. In einem zweiten Fall, wo die Wurzel ohne Weihwasser gegeben ward, brachte sie üble Folgen hervor. Solche Nachrichten gehören wenigstens nicht zu den naturhistorischen.

Ganz anders Marco Polo, einer der vorzüglichsten Entdeckungsreisenden aller Zeiten. Seine Reise war die ausgedehnteste, lange Jahre verweilte er selbst tief in China und durchzog dies Land im Auftrage des Grosskhans in allen Richtungen; dahin gelangt war er durch die Mongolei auf einem seitdem von Europäern noch nicht wieder betretenen Wege, die Rückreise machte er zu Wasser um Ostindien herum. Mehrerer orientalischer Sprachen war er durch langen Gebrauch derselben vollkommen mächtig geworden; und wenn seine Vorgänger nach ihrer Rückkehr nur so viel berichteten als ihr Gedächtniss bewahrt hatte, so brachte er Tagebücher mit zurück, welche die Grundlage seiner ausführlichen Reisebeschreibung in drei Büchern ausmachen. Er war Kaufmann, des Handels wegen unternahm er seine Reisen; Gewandtheit Talent Zuverlässigkeit verschafften ihm überall Eingang und die Gunst der Grossen, mit denen er in Berührung kam. Auch an äussern Mitteln fehlte es ihm nicht, und war er schon als ein reicher Mann

1) *Matthias Christian Sprengel, Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen u. s. w. Zweite Aufl. Halle 1792. 8. pag. 298.*

2) *Voyage de Rubruquis en Tartarie, chap. 38, 43, in Pierre Bergeron voyages faits principalement en Asie etc. a la Haye 1735 in 4. pag. 86, 103.* Die ältere englische Uebersetzung des noch ungedruckten Originals in *Purchas pilgrimes, tom. III,* woraus Bergeron seine französische Uebersetzung machte, steht mir nicht zu Gebot.

von Venedig, seiner Vaterstadt ausgezogen, so kehrte er nach vier und zwanzig Jahren als ein so überreicher dahin zurück, dass ihm seine Landsleute scherzhaft den Beinamen Mr. Marco Millioni gaben [1]). Einem solchen Manne war es angemessen, sein Augenmerk vor allem auf Geographie Handelsstrassen, Waaren und deren Gewinnung und Preise, sodann auf Sitten Verfassungen der Völker und die Macht ihrer Beherrscher zu richten. Wie der Alexandriner Arrianos, beschränkt auf die Küsten des rothen Meers und einen Theil Indiens, so ungefähr berichtet Marco Polo, nur ausführlicher sachkundiger und über einen grossen Theil aller asiatischen Länder; ja wenn wir das hinzunehmen, was er, wie auch Arrianos, von Hörensagen erzählt, sogar über Sibirien bis ans Eismeer, über Japan, die Sunda-Inseln und Madagaskar. Gelehrte Bildung, wie sie unter seinen Vorläufern Rubruquis zur Schau trägt, fehlte ihm. In seinem ein und zwanzigsten Jahre trat er die grosse Reise an, in Begleitung seines Vaters Niccolo Polo und dessen Bruders Maffio Polo, gleichfalls Kaufleuten, die schon einmal die Tartarei besucht hatten. In des Vaters Abwesenheit während der ersten Reise desselben war Marco geboren und erzogen, ohne Zweifel auch zum Kaufmann, gleich wie damals jeder vornehme Venetianer. Das Leben bildete ihn weiter, nicht die Schule, und sein grosser Geist war einer hohen Bildung empfänglich. Schon hiernach lässt sich ungefähr ermessen, was der Botaniker in seiner Reise erwarten darf, weder einen Reichthum beobachteter Pflanzen, noch gar genaue Beschreibung derselben, aber zuverlässige Nachrichten über das Vorkommen solcher Pflanzen, die dem Menschen Nutzen oder Gefahr bringen, über ihre Producte, vornehmlich als Handelswaare, und die Art sie zu gewinnen und zu bereiten.

Die Literatur der Reise Marco's einmal vollständig zusammen zu stellen, wäre gewiss verdienstlich; mir fehlt dazu ausser dem

---

1) Dass er den Reichthum und die Einkünfte orientalischer Fürsten in seinen Erzählungen oft nach Millionen schätzte, was seine Landsleute für Uebertreibung hielten, kam hinzu, war jedoch schwerlich, wie man zu sagen pflegt, der Hauptanlass des ihm gegebenen Beinamens.

Raum auch ein grosser Theil des Materials. Nur das Wichtigste darüber sei hier bemerkt.

Nach mehreren ältern Ausgaben in lateinischer italiänischer und andern Sprachen erschien eine der vorzüglichsten Ausgaben italiänisch auf den 60 ersten Blättern von:

Secondo volume delle navigationi et viaggi raccolta gia da M. Gio. Battista Ramusio. Venetia, appresso i Giunti, 1583, in fol.

Das Werk des Ramusio ist öfter gedruckt, doch hält man diese letzte Ausgabe für die beste.

Marci Pauli de regionibus Orientalibus libri III. Cum cod. ms. collati exque eo adjectis notis plurimum tum suppleti tum illustrati. Accedit Haytoni Armeni historia Orientalis, item Andr. Mülleri de Chataja dissertatio, inque ipsum M. Paulum praefatio et indices. Col. Brandenb. 1671 in 4.

Pflegte vorzugsweise benutzt zu werden, bis Lessing in seinem zweiten Beitrage zur Geschichte und Litteratur (Braunschweig 1773 Seite 261 ff.) die Vorzüge der italiänischen Ausgabe des Ramusio gebührend geltend machte.

Recueil de voyages et de mémoires, publié par la Société de Geographie. Tom. I, Paris 1824 in 4. (die Vorrede von Malte-Brun).

Enthält einen französischen und einen lateinischen Text der Reisen Marco Polo's, abgedruckt nach zwei durch ihr Alterthum merkwürdigen pariser Handschriften.

Gio Batt. Baldelli, storia delle relazioni vicendevoli dell' Europa e dell' Asia dalla decadenza di Roma fino alla distruzione del califfato. — Il Milione de Marco Polo testo di lingua del secolo decimo terzo, pubblicato ed illustrato dal conte Gio. Batt. Baldelli. Firenze 1827—28. 3 tomi in 4 voll. in 4. con un atlante.

Fehlt mir. Soll, ausser vielen wichtigen Erläuterungen, einen ältern unter dem Titel il milione bekannten, und schon von der Academia della crusca der Sprache wegen benutzten italiänischen Text, und einen berichtigten Wiederabdruck des neuern von Ra-

musio gelieferten Textes enthalten. — Ihrer Wichtigkeit wegen gedenke ich noch zweier Uebersetzungen, die ich nicht selbst kenne, und einer dritten, die ich benutzt habe:

Hie hebt sich an das puch des edeln Ritters un landfarers Marcho Polo u. s. w. Nürnberg 1477 in fol.

Sehr selten. Soll nach einer italiänischen Handschrift übersetzt sein, und wichtige Varianten darbieten.

The travels of Marco Polo etc. Translated from the Italian with notes by W. Marsden. London 1818, in 4.

Besonders schätzbar wegen der geographischen Erläuterungen, wovon ein grosser Theil in die folgende neueste deutsche Uebersetzung überging. Zum Grunde liegt Ramusio's Text.

Die Reisen des Venezianers Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert. Zum ersten mal vollständig nach den besten Ausgaben deutsch, mit einem Kommentar von Aug. Bürck. Nebst Zusätzen und Verbesserungen von K. Fr. Neumann. Leipzig 1845, in 8.

Die im Ganzen gelungene Uebersetzung hält sich grade bei naturwissenschaftlichen Angaben nicht immer so genau, wie sie sollte, an Ramusio's Text, den der Naturforscher daher beständig vergleichen muss. Auch der Commentar, reich an geographischen Erläuterungen, bei denen ausser Zurla, Baldelli und Marsden vorzüglich auch Klapproths Arbeiten und Ritters vergleichende Erdkunde fleissig benutzt wurden, geht über das Naturhistorische meist flüchtiger hinweg. Eigenthümlichen Werth geben dieser Ausgabe die Zusätze des berühmten Orientalisten Neumann, die aber meist auch nur die Geographie und Orthographie der oft sehr entstellten Namen betreffen. — Endlich nenne ich noch:

Placido Zurla, di Marco Polo e degli altri viaggatori Veneziani piu illustri, dissertazioni del —. Con appendice sopra le antiche mappe lavorate in Venezia, e con quattro carte geografiche. 2 voll., in Venezia 1818, in 4.

Vor Baldelli und neben Marsden, der gleichzeitig mit Zurla schrieb, die erheblichste Arbeit über Marco Polo, doch ohne Abdruck des Textes.

Oft behandelt, und noch immer nicht entschieden ist die Frage, ob Marco Polo's Reise ursprünglich in lateinischer oder italiänischer Sprache geschrieben ward? Wir wissen, dass er wenige Monate nach der Rückkehr von seiner grossen Reise, und noch in demselben Jahr 1296, das Unglück hatte, bei einer Seeschlacht nach tapferer Gegenwehr in genuesische Gefangenschaft zu gerathen. Diese Gefangenschaft dauerte, nicht Ein Jahr, wie Bürck S. 18 sagt, sondern nach Ramusio mindestens vier Jahr; denn während derselben verheirathete sich sein Vater zum zweiten mal und erzeugte drei Söhne, und gleichfalls noch während derselben im Jahr 1298 entschloss sich Marco, der vielfachen mündlichen Widerholungen überdrüssig, wozu er immer aufs neue aufgefordert ward, zur schriftlichen Abfassung seiner Reise, wozu er seine Papiere aus Venedig kommen liess. So weit steht alles fest, jetzt gehen die Nachrichten aus einander. Ramusio erzählt, Marco hätte seine Reise einem ihm befreundeten genuesischen Edelmanne dictirt, und dieser sie nach damaliger Sitte lateinisch niedergeschrieben, wie besonders die Genuesen bei allen öffentlichen Verhandlungen sogar noch zu seiner Zeit zu thun pflegten. Gleich darauf wäre das Werk in's Italiänische übersetzt und durch ganz Italien verbreitet. Pipinus, setzt er hinzu, hätte dasselbe aus dem Italiänischen ins Lateinische zurückübersetzt, weil er sich keine Abschrift des Originals hätte verschaffen können. Unstreitig schöpfte Ramusio diese Nachrichten aus einer jetzt unbekannten Handschrift, deren Glaubwürdigkeit sich daher nicht mehr beurtheilen lässt, vielleicht sogar aus einer Copie derjenigen, die er für das Original hielt; denn in der Ausgabe des zweiten Bandes seiner Navigationi et Viaggi von 1574, welche Zurla verglichen, kommt folgende in der Ausgabe von 1583 ausgelassene Stelle vor: „Una copia del qual libro, scritta la prima volta latinamente, di meravigliosa antichità, e forse copiata dell' originale di esso Messer Marco, molte volte ho veduta e incontrata con questa, che al presente mandiamo in luce etc." (Zurla, I, pag. 19). Dies Zeugniss des Ramusio ist das einzige bis jetzt bekannte positive Zeugniss für die Sprache, in welcher das Werk ursprünglich nieder-

geschrieben ward. Es ist von grossem Gewicht, und Zurla nimmt es, indem er die Gegengründe mit vieler Gelehrsamkeit prüft, vollständig in Schutz.

Gleichwohl beruht die entgegengesetzte Meinung, das Original sei italiänisch abgefasst, welche zuerst von Echard[1]) ausgesprochen ward, ebenfalls auf starken Gründen, und scheint je länger desto mehr Anhänger zu gewinnen. Den Genuesen, der nach Ramusio die Reise lateinisch niedergeschrieben, weil das in Genua so Gebrauch war, kennt keine jetzt noch bekannte Handschrift. Dagegen nennen mehrere einen Mitgefangenen Marco's, den Pisaner Rustichellus (nach dem lateinischen Text des Recueil de voyages) oder Rusticians (nach dem französischen Text jener Sammlung) oder Rusca (nach dem französischen Text einer zu Bern befindlichen Handschrift, bei Zurla I, pag. 36), ohne der Sprache, in der er schrieb, zu gedenken. Auch giebt sich keine der jetzt bekannten zahlreichen italiänischen Handschriften und Ausgaben vor Ramusio für eine Uebersetzung aus. Dasselbe gilt zwar auch von den lateinischen, die Uebersetzung Pipin's ausgenommen; hat also nach keiner Seite hin entscheidende Beweiskraft; aber auch Pipinus, dessen Vorrede Echard nach einer pariser Handschrift lateinisch abdrucken liess, und Ramusio nicht ganz gleichlautend seiner Ausgabe italiänisch voranschickte, spricht nur von dem italiänischen Text, den er auf Antrieb seiner Brüder und Vorgesetzten ins Lateinische übersetzt habe, weil dieselben ihn in dieser Sprache zu lesen vorzögen, und sagt kein Wort von einem schon vorhandenen lateinischen Original und den Schwierigkeiten, die er gefunden, sich dasselbe zu verschaffen. Wie lässt sich nun eine solche Schwierigkeit denken bei der weiten Verbreitung dem grossen Ansehen des damals kräftig aufgeblüheten ungemein thätigen und gelehrten Dominicaner-Ordens, sobald dessen Lenker einen lateinischen Marco Polo zum Zweck der Propaganda wünschten? Fast möchte ich glauben, Ramusio hätte den von Pipinus

1) *Quetif et Echard*, *scriptores ordinis Praedicatorum*, *1*, *pag. 539 sqq.*, im Artikel *Franciscus Pipinus.*

gebrauchten Ausdruck: „de vulgari in Latinum reducere compellor," missverstanden, und auf eine Rückübersetzung gedeutet, gebrauchte er nicht statt dessen in seiner eignen etwas freien italiänischen Uebersetzung den Ausdruck tradurrò, der einem solchen Missverständniss widerspricht.

Merkwürdig sind auch die mancherlei Abweichungen der verschiedenen lateinischen italiänischen und sonstigen Texte unter einander. In so fern sie die Schreibung fremder Namen die Kapiteleintheilung und dergleichen betreffen, mag man sie durch Nachlässigkeit der Abschreiber und Uebersetzer erklären; allein sie gehen weiter, ganze Kapitel, die man ihrem Inhalte nach für ächt halten muss, hat bald dieser bald jener Text vor andern voraus. Daher die jetzt fast allgemein angenommene Vermuthung, Marco Polo selbst habe zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Abschriften seines Werks Zusätze gegeben. Sie erklärt viele sonst unlösliche Räthsel, und hat nicht die mindeste Schwierigkeit, vorausgesetzt, dass er sein Werk in seiner Muttersprache in Händen hatte. Um so weniger reimt sie sich mit der Annahme eines lateinischen Textes, den er selbst zu lesen und folglich auch zu ändern unfähig war. Mir scheint dieser meines Wissens noch nicht hervorgehobene Widerspruch keinen der schlechtesten Gründe für ein italiänisches Original abzugeben. Ist das alles noch nicht entscheidend, so rechtfertigt es wenigstens den Vorzug, den man dem nach zahlreichen Handschriften corrigirten italiänischen Text des Ramusio zu geben pflegt, und den ihm, nicht ganz consequent, sogar Zurla selbst, der eifrigste Vertheidiger eines lateinischen Originals, einräumt. Doch will ich nicht unbemerkt lassen, dass eine der drei wolfenbütteler lateinischen Handschriften nach Lessing a. a. O bis auf geringe Differenzen eine auffallende Uebereinstimmung mit Ramusio's italiänischem Text darbieten soll, dass Lessing in ihr das lateinische Original des Ramusio gefunden zu haben wenigstens vermuthete, dass er Proben daraus mittheilte, die von allen sonst bekannten lateinischen Texten abweichen, und endlich dass diese Handschrift nach ihm noch von niemand näher untersucht, geschweige denn benutzt ward.

§. 14.

Marco Polo's botanische Mittheilungen.

Doch es ist Zeit die botanischen Ergebnisse dieser denkwürdigen Reise zu betrachten, zu welchem Zweck ich alles, was M. Polo von Pflanzen berichtet, mittheilen werde. Ich übergehe die erste Reise des Niccolo und seines Bruders Maffio Polo über Konstantinopel und die Krim in die Tartarei, welche Niccolo's Sohn, unser Marco Polo nur kurz beschreibt. Die zweite Reise der beiden Brüder in Begleitung Marco's ging über Jerusalem durch Armenien.

Lib. I, cap. 5. In Georgien fanden sie den Buxbaum vorherrschend in den Wäldern. — Cap. 6. Um Mosul in Kurdistan reiche Baumwollencultur. — Cap. 7. Bei Balsara (Bassora am Tigris) die besten Datteln der Welt. In Baldach (Bagdad) studirt man das muhamedanische Gesetz die Magie Physik Astronomie Geomancie und Physiognomik. — Cap. 11. In Persien überhaupt wachsen Baumwolle Weizen Gerste Hirse (miglio) und andre Kornfrüchte, wie auch Wein und Obst in Ueberfluss. — Cap. 14. In der Landschaft Reobarle (vermuthlich Rûd-Bâr, d. h. eine flussreiche Gegend, scheint hier nach Marsden und Ritter eine Gegend auf dem Wege von Kerman nach Ormuz zu bezeichnen) ist die Luft sehr warm. Die Gegend erzeugt Weizen Reis und andre Kornfrüchte. Näher an den Hügeln wachsen Granatäpfel Quitten und andre Früchte, von denen Eine in unsern Gegenden nicht bekannte Sorte Adamsäpfel (pomi d'Adamo) genannt wird (vermuthlich die noch jetzt so benannte Varietät von Citrus Limonum). — Cap. 16. Die Bewohner von Ormuz säen ihren Weizen Reis und andre Kornfrüchte im November, und erndten im März. Auch die Obstarten werden in diesem Monat abgenommen, mit Ausnahme der Datteln, die man erst im Mai sammelt. — Cap. 20. In einer grossen Ebene im Lande Timochaim (Damaghan in Taberistan) wächst ein merkwürdiger Baum, der Sonnenbaum (alboro del sole), und von den Christen der trockne Baum (albor secco) genannt. Er ist hoch, dick, seine

Blätter sind einerseits grün, andrerseits weiss. Er trägt Stachelfrüchte (ricci) gleich denen der Kastanie (Bürck übersetzt ungenau Walnuss), es ist aber nichts darin. Sein Holz ist hart fest und gelb wie Buxbaum (nach Marsden Platanus orientalis, wozu jedoch die Beschreibung des Holzes nicht passt). — Cap. 22. Bei Sapurgan die besten Melonen der Welt (das ist eine Stadt am Gihon in Khorasan, scheint aber nach Bürck mit Schaghan, dem alten Antiocheia, verwechselt zu sein, von wo nach Ibn Haukal getrocknete Melonenschnitte sehr weit versandt werden. — Cap. 23 Die Hügel am Thaican (in Tokharistan am obern Oxus) erzeugen Mandeln und Pistacien, womit ein grosser Handel getrieben wird. — Cap. 25. In Balaxiam (Badakhschan, einem Theil von Tokharistan am obern Oxus) wächst die Gerste ohne Schale (l'orzo senza scorza, also Hordeum vulgare β. nudum; Bürck übersetzt: ohne Grannen, was freilich eine Folge des Mangels der Schale ist). Oliven haben sie nicht, aber sie pressen Oel aus Nüssen und aus Sesam (susamo), welches dem Leinsamen ähnlich, jedoch weiss ist, und dessen Oel schmackhafter ist als jedes andere. — Cap. 29. Die Bewohner der Provinz Cascar mit der gleichnamigen Hauptstadt (Kaschgar) besitzen hübsche Gärten Fruchtäcker und Weinberge. Baumwolle wächst daselbst in grösster Menge, Lein und Hanf. — Cap. 32. Eben so bei der Stadt Cotam (Khotan der Araber, Ilitsi der jetzigen Chinesen, südlich vom Lop- und Tarimfluss). — Cap. 38.[1]) Succuir (jetzt So-tscheu) ist eine Stadt und Landschaft in der Provinz Tanguth, und auf allen ihren Bergen findet sich die vorzüglichste Rhabarber in der grössten Menge, und die Kaufleute, die sie hier laden, verführen sie durch die ganze Welt. Es ist wahr, dass sie sich mit keinen andern Lastthieren als denen dieser Gegend in diese

1) Bei *Marsden* und *Bürck Kapitel 39*, indem sie vor demselben ein Kapitel aus dem lateinischen Text, was Ramusio ausgelassen, was man jedoch für ächt zu halten Ursache hat, einschalten. Dadurch ändert sich in ihren Uebersetzungen natürlich die Zahl aller folgenden Kapitel dieses Buchs. Ich behalte, ohne die Aechtheit jenes Kapitels zu bestreiten, Ramusio's Zählung bei.

Berge wagen, weil hier eine giftige Pflanze wächst, nach deren Genuss die Thiere ihre Hufe verlieren. Die der Gegend kennen die Pflanze, und meiden sie zu fressen. (Das ist die älteste Nachricht eines Europäers von der ächten Rhabarber aus ihrem Vaterlande. Die unbekannte Giftpflanze mag wohl nur bedeuten, dass der steinige Boden und die Weide des hohen Alpenlandes den Pferden der Niederungen nicht zusagt). — Cap. 54. Bei Cianganor (Tsahan-Nor, einem Jagdschlosse des Grosskhan's ausserhalb der Mauer, am Südrande der hohen Gobi) lässt der Grosskhan die wilden Rebhühner und Wachteln mit Hirse und Fennich (miglio e panizzo) füttern (Bürck übersetzt mit Hirse und Buchweizen, offenbar falsch. Vom Buchweizen finde ich bei Marco Polo noch keine Spur). — Cap. 55. Ein Pavillon des Grosskhans bei seinem Lustschloss zu Xandu (Schandu) ist gedeckt mit vergoldetem und lackirtem Rohr, dessen Halme über drei Palmen dick, zehn Ellen lang, und der Länge nach gespalten sind, so dass sie Rinnen bilden (Also ohne Zweifel Bambosrohr, wie Bürck gradezu übersetzt).

Lib. II, cap. Bei der Stadt Gouza (jetzt Tscho-Tschéu in China) und von hier an öfter gedenkt Marco Polo der Maulbeerbäume zur Seidencultur. — Cap. 32. Das Land an den Ufern des grossen und edeln Flusses Caramoran (des Hoangho oder gelben Flusses) erzeugt Ingver (zenzero) und Seide in grosser Menge. In der Nähe des Flusses wächst eine unendliche Menge Rohrs von 1 bis 1½ Fuss Dicke (also wieder Bambos). — Cap. 33. Bei der Stadt Cacianfu (noch auf der Nordseite des gelben Stroms) giebt es unterandern in grosser Menge Seide Ingver Galgant Spica und viele andre Gewürze. — Cap. 35. Bei Achbaluch-Mangi (einem jetzt unbekannten Ort in der Provinz Schensi) wird eine grosse Menge Ingver erzeugt (Marsden vermuthet, unter Ingver sei hier die Chinawurzel von Smilax China zu verstehen, die grade in derselben Gegend vorzüglich gewonnen werden soll. Das kann sein. Auch die in China so berühmte Ginsengwurzel mag auf solche Weise bei Polo unter einem sonst bekannten Namen vorkommen. Er selbst hat aber diese Pflanzen

offenbar nicht beachtet). — Cap. 37 wird erzählt, wie man sich in der Provinz Thebeth (Tübet) eines starken Rohrs, das an den Flüssen wächst, zur Verscheuchung der Raubthiere von den Nachtlagern im Freien bedient. Es ist 10 Ellen lang, 3 Spannen im Umfang, und die Knoten eben so weit von einander entfernt. Bündel davon ans Feuer gelegt sollen so laut knallen, dass man es meilenweit hört. Nach einem chinesischen Geographen, den Ritter (vergleichende Geographie IV, Seite 236) citirt, soll in Tübet kein Bambosrohr wachsen. Hier scheint also eine andre Bambusacee gemeint zu sein, die, vielleicht weniger nutzbar als die Bambusa arundinacea, von jenem Geographen übergangen ward. — Cap. 38. In der Landschaft Caindu (nördlich von Ava im Birmanenlande) wachsen auch viele Gewürznelken (garofili). Der Baum, der sie trägt, ist klein; an Zweigen und Blättern gleicht er dem Lorbeerbaum, nur sind sie (die Blätter) etwas länger und schmäler. Er hat weisse kleine Blumen, wie die Gewürznelken sind; und wenn sie reifen, werden sie schwarz und braun (foschi). Da wachsen Ingver und Kanel (canella) in Menge, und viele andre Gewürze, die noch niemals in Menge nach Europa gebracht wurden. (Dass das nicht der ächte Caryophyllus aromaticus sein kann, versteht sich von selbst; sollte es etwa das nahe verwandte Syzygium caryophyllifolium sein? Ebenso ist Canella sicher kein ächter Zimmet, ob vielleicht Cinamomum aromaticum?) — Cap. 45. In der Provinz Bangala (Bengalen), die Marco Polo nicht selbst besucht zu haben scheint, sollen wachsen viel Baumwolle, Spica, Galanga, Ingver, Zuckerrohr und andre Gewürze. — Cap. 67. Auf den Bergen in der Umgegend der grossen Stadt Singui wächst die Rhabarber in der besten Qualität, und wird durch die ganze Provinz verführt. Auch Ingver wächst da in Masse, und wird überaus wohlfeil verkauft (das lässt ihn Bürck von der Rhabarberwurzel sagen, ob etwa nach einer andern von Marsden angenommenen Lesart, weiss ich nicht). — Cap. 68. In der edlen und prachtvollen Stadt Quinsai (der Hauptstadt der Provinz Tsche-kiang) findet man auf den Marktplätzen jederzeit alle Arten von Kräutern und

Früchten, vor allen Birnen so gross, dass jede zehn Pfund wiegt. Innen sind sie weiss wie Teig und äusserst wohlriechend. — Cap. 75 [1]). Im Reiche Concha (Provinz Fokien) wachsen Ingver und Galgant und andre Gewürze in grosser Menge, und für eine Münze, die einem venetianischen Silbergroschen gleichkommt, kauft man achtzig Pfund frischen Ingver; so häufig ist er da. Hier wächst ein Kraut, dessen Frucht die Wirkung und Eigenschaft des wahren Safrans besitzt sowohl an Geruch wie an Farbe. Es ist aber doch kein Safran. Es wird hoch geschätzt, und von allen Einwohnern zu ihren Speisen verwandt; daher es theuer ist. (Scheint, wie auch Marsden meint, Curcuma longa zu sein, wiewohl nicht ihre Frucht, sondern ihre Knollen benutzt werden). — Cap .79. Von Cangiu (nach Bürck richtiger Fugiu, jetzt Fu-tschu-fu; die meisten Texte lesen Fugui) nach Zaitun (jetzt Theuthung, der Insel Amoy schräg gegenüber) reist man durch Berge Ebnen und ziemlich viele Wälder, in denen sich gewisse Bäumchen finden, von denen der Kamfer gesammelt wird (Camphora officinarum Nees.).

Lib. III, cap. 6. Im Königreich Ziamba (Cochinchina) ist eine grosse Menge Aloeholz, auch viele Wälder von Ebenholz, was sehr schwarz ist, und woraus schöne Arbeiten gemacht werden. — Cap. 7. Die Insel Giava (wahrscheinlich Borneo) ist voller Reichthümer. Pfeffer, Muscatnüsse, Spica, Galgant, Cubeben, Gewürznelken und alle andern guten Gewürze wachsen auf ihr. — Cap. 8. Im Lande Lochac (Kambogia nach Bürck. Bei Ramusio steht: auf dieser Insel, obgleich er unmittelbar zuvor gesagt hat, Lochac gehöre zum Festlande. Andre Texte haben: in dieser Provinz) wächst zahmes Brasilienholz in grosser Menge (verzin domestico, ohne Zweifel Caesalpinia Sappan, das Baqqam der Araber; vergl. II, S. 275. Bürck übersetzt irrig Sandelholz) . . . . Und hier wächst eine Fruchtart

---

1) Sollte eigentlich Kapitel 73 sein, wie es bei Bürck auch ist. Denn von 70 zählt Ramusio aus Versehen gleich auf 73, und so fort bis ans Ende des Buchs. Ich halte mich an Ramusio's Zählung.

genannt Berci, die zahm ist, von der Grösse der Limonen, und sehr wohlschmeckend (sie zu errathen, wage ich nicht). — Cap. 10. Auf der Insel Giava minore (Sumatra) ist Ueberfluss von Reichthum und von allen Gewürzen, Aloeholz, Brasilienholz (vercino; Bürck übersetzt wieder Sandelholz) Ebenholz u. s. w. — Cap. 13. Die Bewohner des Königreichs Samara (noch auf Sumatra) haben die besten Fische auf der Welt, aber kein Getreide, sondern sie leben von Reis. Auch Wein haben sie nicht, aber eine Baumart, die den Palmen und Datteln (? alle palme e dattaleri) gleicht, und wenn man einen Zweig davon schneidet, und ein Gefäss untersetzt, so ergiesst sich eine Flüssigkeit, die es während eines Tages und einer Nacht füllt, und zum Trinken der beste Wein ist, und von solcher Wirkung, dass er Wassersüchtige Lungensüchtige und solche, die an der Milzsucht leiden (? che patiscono il male di spienza), heilt. Und geben die Stämme keinen Saft mehr, so wässert man die Bäume, indem man so viel Wasser, wie nöthig ist, aus dem Flusse herbeischafft, worauf sie wieder wie zuvor Saft geben. Einige Bäume geben von Natur rothen, andre weissen Saft (das ist die Palma Indica vinaria Saguerus sive Gomutus Rumph. Amboin. I, cap. 12, Arenga saccharifera Labillard.). Hier giebt es auch indische Nüsse, so gross wie eines Menschen Kopf, die gut zu essen sind, süss und saftig, weiss wie Milch, und die Mitte des Fleisches dieser Nüsse ist voll eines Saftes wie klares frisches Wasser, aber von besserm Geschmack, ja delicater als Wein oder jedes andre Getränk (Cocos nucifera). — Cap. 15. Das Königreich Lambri (auch noch auf Sumatra) hat Brasilienholz (hier übersetzt Bürck richtig) in grosser Menge, Kamfer und viele andre Gewürze. Man säet hier eine Pflanze, die dem Brasilienholz ähnlich ist, und wenn sie aufgegangen ist und kleine Zweige gemacht hat, hebt man sie aus und verpflanzt sie. So lässt man sie drei Jahr lang stehen, worauf man sie mit allen Wurzeln aushebt und zum Färben anwendet. Marco Polo brachte Samen davon nach Venedig und säete sie; allein sie gingen nicht auf, weil sie ein sehr warmes Klima verlangen (scheint Indigofera tinctoria zu sein; doch

diese nennt Marco Polo später cap. 25 bei ihrem Namen, und beschreibt die Bereitung ihres Products). — Cap. 16. Fanfur ist ein Königreich derselben Insel (Sumatra). Hier wächst der beste Kamfer den es giebt. Man nennt ihn Fanfur-Kamfer, und wiegt ihn mit Golde auf. Sie haben weder Weizen noch andres Getreide, sondern sie leben von Reis Milch Wein, und haben dieselben Bäume wie Samara. Ausserdem ist da eine andre Merkwürdigkeit, dass sie nämlich Mehl von Bäumen gewinnen in dieser Provinz, indem sie eine Art dicker und hoher Bäume haben, unter deren zarter Rinde sich das ringsum drei Zoll dicke Holz befindet, und alles Mark darin ist Mehl wie das des Carvolo (Bürck übersetzt Ahorn, fügt aber hinzu, in den Wörterbüchern finde er das Wort nicht. Ich vermuthe Ceratonia Siliqua, Carobolo der Italiäner). Die Bäume sind so dick, dass nur zwei Männer sie umspannen können. (Ich übergehe die Beschreibung der Zubereitung des Mehls, dessen Brod dem Gerstenbrod gleichen soll). Das Holz des Baums gleicht darin dem Eisen, dass es, ins Wasser geworfen, sogleich untergeht. Es lässt sich wie Rohr von einem Ende zum andern in grader Linie spalten. Das Volk macht daraus kleine kurze Lanzen; denn wenn sie lang wären, könnte sie wegen ihres Gewichts niemand tragen und handhaben. An einem Ende spitzt man sie zu und brennt sie, und so zubereitet sind sie fähig jeden Harnisch zu durchdringen, und besser wie von Eisen. (Das ist offenbar die Sagopalme; allein dass ihr Holz so schwer sein und zu Lanzen dienen soll, beruht nach Marsden auf einer Verwechselung mit Caryota urens). — Cap. 17. Die Wälder auf der Insel Nocueran (einer der Nikobaren) bestehen aus den edelsten Bäumen von grossem Werth, weissem und rothem Santalum, Nussbäumen von der Art der indischen (Bürck übersetzt unrichtig: Sandelbäume, welche die indischen Nüsse tragen), Gewürznelken, Brasilienholz und verschiedenen andren Gewürzen. — Cap. 18. Die Bewohner von Angaman (einer der Andamanen) haben indische Nüsse, Paradiesäpfel (Musa paradisiaca; vergl. cap. 22), und viele andre von den unsrigen verschiedene Früchte. — Cap. 19. Die Bewohner der Insel Zeilan

leben von Milch Reis Fleisch dem Wein der oben genannten Bäume, und haben Ueberfluss an dem besten Brasilienholz der Welt. — Cap. 20. Im Lande Maabar (Malabar ist falsche Lesart bei Ramusio, wofür andre Texte richtig Maabar haben; jetzt die Küste Koromandel nordöstlich vom Cap Comorin. Das wirkliche Malabar kommt in Ramusio's Text unter diesem Namen später cap. 27, und im lateinischen Text unter dem Namen Melibar vor. Vergl. Abd-Allatif, traduit par Silv. de Sacy, pag. 111 ff.) wächst kein Getreide, ausser Reis und Sesam. — Cap. 22. Die Zähne der Bewohner von Lac oder Loac oder Lar (unbekannte Gegend westlich von Madras) sind vortrefflich durch ein gewisses Kraut, das sie zu käuen pflegen, das die Verdauung fördert und der Gesundheit sehr zuträglich ist (Piper Betle). Es giebt unter ihnen einige Geistliche, die sich Tingui nennen. Diese gebrauchen weder Schüsseln noch Teller, sondern legen ihre Speisen auf die trocknen Blätter der Adamsäpfel, die man Paradiesäpfel nennt (also der Musa paradisiaca; vergl. cap. 18). — Cap. 24. Alle Bewohner der edlen und grossen Stadt Cael (von unbekannter Lage) und überhaupt ganz Indiens pflegen aus Gewohnheit und zum Vergnügen beständig ein Blatt, Tenbul genannt, im Munde zu führen (also wieder Piper Belte, wie in cap. 22). — Cap. 25. In Coulam (noch jetzt Coulan, an der Südwestküste der Halbinsel) wächst viel gutes Brasilienholz und Pfeffer in grossem Ueberfluss, indem er sich in allen Wäldern und Feldern findet. Man sammelt ihn in den Monaten Mai Juni und Juli, und die Bäume, die ihn tragen, sind zahm. Auch haben sie sehr guten Indigo in grosser Menge, den sie aus Kräutern bereiten, welche, nachdem die Wurzel davon genommen, in grosse Gefässe voll Wasser geworfen werden, worin sie bleiben, bis sie faulen u. s. w. (vergl. cap. 15). — Cap. 26[1]). Im Lande Dely (Mont Dilli) ist Ueberfluss an Pfeffer und Ingver, der da wächst,

1) Ist eigentlich cap. 27, indem Ramusio aus Versehen zwei auf einander folgende Kapitel mit der Zahl 25 bezeichnet hat. Doch halte ich mich an Ramusio's Zählung, weil meist nach ihm citirt wird.

und an andern Gewürzen. — Cap. 27. Im Lande Malabar (nördlich von Dely, wie Marco Polo sagt; doch gebührt der Name eigentlich dem Küstenstrich südlich von da) ist eine ausserordentliche Menge von Pfeffer, Ingver, Cubeben und indischen Nüssen. — Cap. 28. In Guzzerat ist grosser Ueberfluss an Ingver Pfeffer Indigo. Baumwolle haben sie in grosser Menge, weil sie die Bäume haben, welche sie tragen. Sie sind dreissig Fuss hoch (sei passa, und ein passo beträgt nach dem Vocabulario della Crusca fünf Fuss), und dauren zwanzig Jahr. Aber die Baumwolle von so alten Stämmen taugt nicht zum Spinnen, sondern nur zum Polstern; dagegen sich die, welche sie bis zum zwölften Jahre tragen, sehr gut zu feinen und andern Geweben eignet (kann wohl nur ein Bombax sein, ungeachtet der angeblichen Anwendung seines Products zu feinen Geweben). — Cap. 29. Im Lande Canam (nach andern Texten vermuthlich falsche Lesart für Tana, nördlich von Guzzerat) wächst weder Pfeffer noch Ingver, aber Weihrauch in grosser Menge, der nicht weiss, sondern schwärzlich ist (Boswellia glabra?). — Cap, 35. In Magaskar (Madagaskar) giebt es grosse Wälder von rothen Sandelbäumen, und sie stehen der grossen Menge wegen niedrig im Preise. — Cap. 40. In der Gegend von Escier (Schehr an der Südküste Arabiens; vergl. Ritters Erdkunde XII, S. 266) wächst eine grosse Menge von trefflichem weissen Weihrauch, welcher tropfenweis ausfliesst aus gewissen kleinen Bäumen ähnlich dem Albedo (der lateinische Text im Recueil de voyages hat sicut sapini, die alte französische Uebersetzung daselbst come peitit zapin, und in dem alten italiänischen Wörterbuch von Castelli finde ich: albéo, Baum, daraus das Pech fleusst. Es wird also Abies sein. Doch fragt sich, ob Marco Polo die Gestalt der Weihrauchbäume oder das Ausfliessen des Products aus ihnen vergleichen wollte. Ich vermuthe letzteres, wiewohl unsere Texte ersteres ausdrücken). Die Einwohner bohren oder spalten die Rinde derselben, und aus den Spalten oder Löchern fliessen die Tropfen des Weihrauchs aus, und selbst wenn keine Spalten gemacht werden, tritt der Saft aus den Bäumen doch hervor in Folge

der grossen Hitze, welche dort herrscht, und verhärtet sich. (Vielleicht Boswellia papyrifera Rich.; vergl. meine botan. Erläut. zu Strabons Geographie S. 134 ff.). — Cap. 41. Auch im Gebiet von Dulfar (Dafar bei Niebuhr, nordöstlich von Schehr) wächst viel Weihrauch.

Das sind sämmtliche Nachrichten über Pflanzen, die ich bei Marco Polo finde. Ich gebe sie vollständig, weil sie den Botanikern kaum bekannt sind. Ein Mann seiner Art hätte uns nach solchen Reisen leicht mehr darbieten und vollständiger belehren können. Ihm einen Vorwurf daraus zu machen, dass er es nicht gethan, wäre ungerecht. Aber zu hoher Ehre gereicht ihm die Naturtreue seiner meisten Nachrichten, zumal im Vergleich mit denen seiner Nachfolger, zu welchen wir jetzt kommen.

§. 15.

Odoricus de Porto Naonis.

Der erste, der in Polo's Fusstapfen trat, war der nach seinem Tode heilig gesprochene Franciscanermönch Odoricus de Porto Naonis (aus Pordenone oder Portenau im Friaul), der, geboren um 1286, im Jahre 1318, wie er selbst sagt, seine Missionsreise nach China antrat, und fast denselben Weg nahm, auf welchem Polo zurückgekehrt war. Ueber Konstantinopel und Trapezunt ging er durch Armenien und Persien nach Ormuz, von da längs der Küste Malabar über Zeilon und den indischen Archipelagus nach China und weiter bis Tübet. Da schliesst die Beschreibung seiner Reise; den Weg, auf welchem er 1330 zurückgekehrt, kennen wir nicht. Das Jahr darauf starb er.

Auch von dieser Reisebeschreibung, die ursprünglich lateinisch geschrieben ward, giebt es mehrere kürzere und längere, und auch ausserdem oft weit von einander abweichende lateinische und italiänische Handschriften und Ausgaben, die ich um so weniger alle anführe, als man wenigstens die letztern in den bibliographischen Wörterbüchern von Ebert und Brunet ausführlich verzeichnet findet. Noch im Jahr 1330 dictirte Odoricus seine Reise selbst einem seiner Ordensbrüder Guilelmus de Solona oder Solagna, und diesen

ausführlichsten Bericht liess angeblich Giuseppo Venni nach einer Handschrift vom Jahre 1401 im folgenden Werke, welches mir leider fehlt, lateinisch abdrucken:

Elogio storico delle geste del beato Odorico, con la storia da lui dettata de' suoi viaggi Asiatici illustrata. Venez. 1761 in 4.

Tiraboschi[1] zweifelt indess nicht ohne Grund, ob es das unverfälschte Original, oder durch fremde Zusätze verunstaltet sei.

Zwei italiänische Versionen der Reise liess Ramusio am Schluss des zweiten Bandes seines Navigazioni e viaggi abdrucken. Die erste ausführlichere, worin der Reisende zu Anfang il beato Odorico da Udine, am Schluss Fra Odorico di Friuli genannt wird, worauf sich Guglielmo di Solona als den Concipienten des Berichts zu erkennen giebt, soll, wiewohl etwas verkürzt, doch im Ganzen mit der vorgenannten lateinischen Ausgabe ziemlich übereinstimmen. In der zweiten ungleich kürzeren und oft sehr abweichenden Version nennt Odorico di Porto Maggiore del Friuli sich selbst, vom Concipienten ist nicht die Rede. Diesen kürzern Bericht, welcher manches, was die ausführlicheren ins Wunderbare und Märchenhafte hinüberziehen, ganz einfach und natürlich erzählt, scheint Tiraboschi wenn nicht für das Original selbst, so doch für einen dem Original treuer gebliebenen Auszug zu halten, wiewohl es auch ihm nicht an Wundersagen fehlt; andre Texte sollen bald mehr bald weniger fremde Zusätze durch die Abschreiber erfahren haben, und daraus ihre Abweichungen von einander zu erklären sein. Ich weiss nicht, ob es dem gelehrten Literator gelungen ist, seinen frommen Landsmann auf diese Weise vom Tadel der Leichtgläubigkeit oder gar Erdichtung ganz zu reinigen. Doch viel zu weit ging man unstreitig von der andern Seite, wenn man des Odoricus ganze Reise in Zweifel zog. Dass er in manchen Nachrichten mit Marco Polo genau übereinstimmt, liegt in der Natur der Sache, und begründet keinen Verdacht des Plagiats; dass er mit dem folgenden Reisenden, dem Ritter Mande-

1) *Tiraboschi V pag. 107, ediz. di Roma in 4.*

ville oft wörtlich übereinstimmt, fällt diesem, nicht jenem zur Last, der schon todt war, als dieser schrieb. Und hin und wieder trifft man bei Odoricus durchaus naturgetreue Angaben, die er zu seiner Zeit aus keinem andern Schriftsteller entnehmen konnte. Dahin rechne ich unterandern, was er von den kleinen aber höchst gefährlichen Blutigeln auf Zeilon berichtet, von denen Marco Polo schweigt, die aber nach zahlreichen neuern Berichten mehr Menschenleben vernichten sollen, als alle reissenden Thiere und giftigen Schlangen der Insel.

Von botanischen Nachrichten finde ich in dem kürzern Bericht bei Ramusio nur folgende. In einer Stadt namens Geste an der Grenze Persiens gegen Indien war Ueberfluss an Getreide Feigen und sehr dicken grünen Rosinen. — In der Provinz Mangi in Oberindien (d. h. in China) wird die Wohlfeilheit des frischen Ingvers gerühmt. — Den Beschluss macht folgender umständlicher Bericht, die Grundlage der Sage vom vegetabilischen Lamm, das sich endlich in das Rhizom unseres Polypodium Baromez auflöste: „Eines Tages sah ich ein Thier von der Grösse eines kleinen Esels, weisser als Schnee, und dessen Wolle, die man abschor, der Baumwolle glich. Als ich die Umstehenden fragte, was das sei, antwortete man mir, der Fürst hätte es einem seiner Barone geschenkt wegen des Fleisches, welches das beste und dem Menschen zuträglichste von allem sei. Man fügte hinzu, es sei da ein Berg, worauf gewisse grosse Kürbisse wüchsen, und wenn sie reif wären, öffneten sie sich, und jenes Thier käme heraus." Dabei erinnert sich Odoricus der kürbisartigen Baumfrüchte in Schottland und England, woraus nach der Versicherung bedeutender und glaubwürdiger Männer Vögel hervorgehen sollen. Das ist die bekannte zuerst von Giraldus Cambriensis (geboren 1146, gestorben nach 1220) in seinem Itinerarium Cambriae erzählte Sage [1]), die ich, wäre sie mir nicht

1) Siehe *M. Ch. Sprengel, Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen, Seite 244 und Note 2) S. 246.*

zu abgeschmackt erschienen, am Ende meines vorigen Bandes S 540 hätte mittheilen können. Hier soll eine Fabel die andre bestätigen.

Etwas reicher an botanischen Notizen, wiewohl auch dürftig genug, ist die erste Version der Reise bei Ramusio. — Im Lande Job nördlich von Chaldäa ist Ueberfluss an der vollkommensten und besten Manna der Welt (das kann das Tarangabin der Araber von Alhagi chamelorum sein, welches sich nach Ish'aq Ben Amrân bei Ibn Baithâr am häufigsten und besten in Khorasan finden soll). — „Wir kamen in einen Wald genannt Muubar (Malabar?), im Umfange von achtzehn Tagereisen, wo der Pfeffer, und sonst nirgends in der Welt wächst. Es scheint mir nützlich und meinem Vorhaben nicht zuwider, zu beschreiben, wie der Pfeffer wächst und gesammelt wird. Ich sage also, er wachse auf gewissen Blättern eines Krauts (in certe foglie d'herba) genannt Helera (ein Name, den ich in keiner Sprache finde), deren Blätter man neben Fichten Ulmen und andre hohe Bäume pflanzt, wie bei uns und überhaupt in Culturländern den Weinstock Herangewachsen machen sie Trauben wie Weintrauben, so beladen mit Pfeffer, dass sie durch ihre übermässige Schwere abzureissen drohen. Sind sie reif, doch noch grün, so erntet man sie, wie bei unserer Weinlese die Trauben; dann legt man sie hin zum Trocknen, und bewahrt sie in Gefässen." — „Mitten in jenem Walde liegt die Stadt Palombo, bei welcher der beste Ingver in der Welt wächst."— Lamori (vermuthlich Lambri bei M. Polo, ein Theil von Sumatra. Die geographische Verworrenheit wird von hier an so gross, dass sich der Faden der Reise nicht mehr verfolgen lässt) hat Ueberfluss an Fleisch, Getreide (?), Reis, Aloeholz und Kamfer. — Auf der Insel Jana (vielleicht Borneo oder bei M. Polo Giava maggiore) wachsen Kamfer Cubeben Melegete (kenne ich nicht, vielleicht entstellt aus Galanga, die M. P. hier aufzählt) Muscatnüsse und andere Gewürze. — Nicht fern von da im (uns unbekannten) Lande Paten tragen einige Bäume Mehl (Sagus farinifera), andere Honig (Saccharum officinarum), andere Wein (Arenga saccharifera), und viele das furchtbarste Gift

auf der Welt (kann eine Andeutung der Antiaris toxicaria sein). Es wird nicht gesagt, dass die Einwohner ihre Pfeile damit vergiften, sondern nur, dass, wer davon etwas geniesst, verloren ist, es sei denn, dass er sogleich Menschenkoth nimmt (offenbar als Brechmittel). Die Bäume, die das Mehl tragen, sind gross, doch nicht hoch. Die fernere Beschreibung der Bereitung und des Gebrauchs des Mehls stimmt mit den von M. Polo gegebenen überein; doch versichert Odorico dasselbe wahrlich gesehen und gegessen zu haben. — In dieser Gegend giebt es auch ein gewisses Rohr, zuweilen funfzig Klafter hoch und dick wie Bäume; andre, Casar genannt, breiten sich wie Rasen auf der Erde aus, wo von jedem ihrer Knoten (ich lese in ciascun nodo, statt modo) Wurzeln ausgehen, welche andre Zweiglein bilden, und welche, von Zweigen zu Zweigen fortschreitend, sich über eine (italiänische) Meile weit erstrecken. In ihnen finden sich Steine von solcher Kraft, dass diejenigen, welche sie an sich tragen, weder vom Schwerdt noch anderm Eisen verletzt werden können (ob das alles von Bambusa arundinacea, oder das letztere von einer andern Bambusee zu verstehen ist, weiss ich nicht; der Stein darin ist offenbar der Tabaschir). — Auf der Insel Silam wird einer Pflanze namens Bavoyr gedacht, mit der sich die Einwohner reiben, um sich gegen Blutigel zu schützen. — Bei Zaton (Zaitun in China) wird vor allem der Ueberfluss an Zucker gerühmt. — Ferner bei der Stadt Suzupato oder Suzzumato (beide Namen werden gleich nach einander genannt) die ausserordentliche Menge von Sorghum. — Nun folgt mit einigen kleinen Abweichungen die Fabel von dem aus einem Kürbis entstehenden Thier, nebst derselben Berufung auf die vögeltragenden Bäume. — Von China geht die Reise weiter nach dem Lande des sogenannten Priester Johannes, von da nach einem Lande Cassan, reich an Weizen, Gerste, Bohnen und andern Lebensmitteln, aber hauptsächlich an Kastanien und Rhabarber, welche in dieser Provinz wächst (das ist offenbare Erfindung; in den alpinen Gebirgen, wo die Rhabarber wächst, können unmöglich Kastanien und Getreidebau vorkommen).

§. 16.

Der Ritter John Maundeville.

Bot uns die vorige Reise schon ein buntes Gemisch von Wahrnehmung und Erfindung dar, so kommt in dieses Ritters Reise als drittes Ingrediens noch die für eigne Wahrnehmung ausgegebne fremde Ueberlieferung oft aus fernster Zeit hinzu, und das alles ist so unzertrennlich verflochten, dass dadurch selbst die an sich beachtungswerthen Nachrichten an historischem Werth beträchtlich verlieren. Geboren in St. Albans, studirte John Maundeville oder Mandeville, wie er sich im französischen Text seines Werkes nennt, erst Theologie und andre Wissenshaften, und trieb sich darauf vier und dreissig Jahr lang, von 1322 bis 1356, als abenteurender Ritter in Aegypten und ganz Asien bis China umher, schrieb dann seine Reise selbst erst in lateinischer, dann auch in französischer und englischer Sprache, und starb 1371 zu Lüttich[1]). Gedruckt ist jeder der drei Texte, der lateinische, französische und englische sehr früh und oftmals, kritisch bearbeitet bis jetzt nur der englische in der 1725 zu London in 8. erschienenen Ausgabe und dem Wiederabdruck derselben unter folgendem Titel:

The Voyage and Travaile of Sir John Maundevile, Kt. etc. Reprimed from the Edition of A. D. 1725. With an introduction, additional notes, and glossary, by J. O. Halliwell. London 1839 in 8.

Ein Verzeichniss von 21 Handschriften und 20 Ausgaben, meist in englischer Sprache, die der Herausgeber selbst verglichen, geht voran; die Noten enthalten meist Varianten und Worterklärungen, und erleichtern nebst dem angehängten Glossar das Verständniss der veralteten Sprache ungemein. Zahlreiche Holzschnitte aus ältern Ausgaben und Handschriften sind dem Text eingerückt.

---

1) Ich folge den Angaben der neuesten englischen Herausgeber und ihres kritisch berichtigten Textes, da mir die Mittel eigner Untersuchung fehlen. Nach andern Angaben trat er seine Reise erst 1327 oder 1332 an, vollendete sie 1340 oder 1366, und starb 1372, ungefähr 70 Jahr alt.

Des Ritters unverkennbarer Zweck war, seinen eignen Enthusiasmus für das heilige Land und dessen Wiedereroberung allen Schichten der Bevölkerung aller christlichen Länder mitzutheilen. Daher die Abfassung des Werkes in dreierlei Sprachen, daher die vielen Beziehungen anf biblische und kirchliche Ueberlieferungen; daher die poetische Färbung der Sprache und die dem Geschmack seiner Zeit entsprechende reiche Verzierung mit Wundersagen, deren mehrere wir längst aus ältern Schriftstellern, einige auch aus tausend und einer Nacht kennen. So erklärt sich auch die oft wörtliche Uebereinstimmung mit Odoricus de Porto Naonis. Zum Theil hat er seinen Zweck erreicht, fast kein andres Buch ward im Mittelalter und drüber hinaus so begierig gelesen, so oft vervielfältigt, fast keins ist in dem Grade zum Volksbuch geworden wie dieses. Aber einen neuen Kreuzzug vermochte es nicht hervorzurufen, und den grösseren Theil seines wissenschaftlichen Werths büsste es ein in dem wunderlichen Gewande. Zur Bestätigung dieses Urtheils hier nur die Ueberschriften einiger Kapitel. Cap. 4. Von der durch ein Weib in einen Drachen verwandelten Tochter des Hippokrates. — Cap. 6. Wie Rosen zuerst in die Welt kamen. — Cap. 10. Von der Provinz Galiläa, und wo der Antichrist soll geboren sein. — Cap. 14. Von dem Lande, wo die Weiber fechten ohne Gemeinschaft mit Männern; und von der Kenntniss und den Eigenschaften des wahren Diamants. — Cap. 15. Von der Quelle, die jede Stunde des Tags ihren Geruch ändert. — Cap. 19. Von verschieden gestaltetem und wnnderbar missgestaltetem Volke. — Cap. 28. Vom Teufelskopf und dem Thale der Gefahr. — Cap. 30. Von den Goldhügeln, welche die Ameisen bewachen, und den vier Flüssen, die aus dem irdischen Paradiese kommen. —

Ich verkenne den Werth mancher naturgeschichtlicher, auch botanischer Bemerkungen des fahrenden Ritters nicht. Von ägyptischen Pflanzen unterandern sagt er cap. 5 manches völlig naturgemäss. Aber vieles der Art nahm er wörtlich aus des Odericus Reise, wie die Nachricht von der Manna, vom Pfeffer, von dem Mehl- Honig- und Giftbaum, so auch die Fabel von dem Melonen- (bei Odoricus Kürbis-) Baum, aus dessen Früchten wollige Thiere

hervorgehen, u. s. w. Manches davon ist auch noch willkührlich ausgeschmückt. So will Maundeville z. B. jene Melonen selbst gegessen haben. Beim Pfeffer fügt er irrthümlich hinzu, der sogenannte lange Pfeffer (von Piper longum) sei nur der frühere Zustand der unreifen Trauben des weissen und, nachdem er getrocknet ist, schwarzen Pfeffers. Für uns haben seine naturhistorischen Nachrichten folglich nur so weit Werth, als sie durch neuere Reisende bestätigt und überflüssig gemacht sind; zu ihrer Zeit musste aber entweder alles Fabelhafte mit ihnen auf Glauben angenommen, oder alles Naturgemässe durch den Zusatz von Fabeln verdächtigt werden. Von diesem als Volksbuch höchst merkwürdigen Buche gilt in vollem Maass, was Sprengel unbedachter Weise von dem Alberts des Grossen sagt: „So entstanden die sogenannten Mirabilia mundi, Märchen, die die Mönche (warum nicht auch die irrenden Ritter?), von ihren Reisen zurückgekehrt, in Klöstern zu erzählen (oder wie Maundeville durch eigene Bücher zu vertreiben) pflegten."

Andre Reisen bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die den Botaniker noch weniger befriedigen, übergehe ich ganz, und wende mich zur Agronomie.

Drittes Kapitel.

Theorie der Landwirthschaft.

§. 17.

Petrus de Crescentiis. Sprache und Ausgaben seines Werks.

Ein einziger Schriftsteller wird uns in diesem Kapitel beschäftigen, der aber seinem Werth nach für Viele zählt. Als Schriftsteller überhaupt steht er den besten seines Jahrhunderts würdig zur Seite, und in seinem Fach arbeitete mehrere Jahrhunderte hindurch auf und abwärts kein anderer seinesgleichen. Ich werde zuerst über die Sprache, in der er schrieb, und über die Ausgaben

seines Werks, Ruralium Commodorum libri duodecim, dann von seinem Leben und seinen Leistungen sprechen, indem die verschiedenen Ausgaben dabei genau unterschieden werden müssen.

Auch von seinem genannten Werke, wie von denen des Marco Polo und des John Maundevile, besitzen wir sehr alte Handschriften in zweierlei Sprachen, lateinische und italiänische, und lange zweifelte man, welche das Original wären. Leicht genug zu führen ist zwar der Beweis, dass Petrus lateinisch geschrieben haben müsse, theils aus grammatischen Gründen, theils aus der alphabetischen Anordnung einiger Bücher seines Werks, die nothwendig die lateinische Sprache voraussetzen; doch führte ihn erst Castelvetro in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, und gedruckt ward der Theil seiner Arbeit, der den Beweis enthält, sogar erst 1714 (le rime di Bembo, colle giunte di Lod. Castelvetro. Napoli 1714, 2 voll. in 4. Die Giunta prima war schon 1563 erschienen; in genannter Ausgabe erschien die Giunta seconda zum ersten mal, worauf Apostolo Zeno und Andere beistimmten. Indess ist die italiänische Uebersetzung im reinsten toscanischen Dialekt kurz vor oder spätestens zur Zeit Boccaccio's geschrieben, und wird deshalb als schätzbares Sprachdocument im Vocabolario della Crusca häufig benutzt. Uns dient sie zur Erläuterung mancher Dunkelheiten des Originals, und setzt oft bessere, zuweilen auch schlechtere Lesarten voraus, als die lateinischen Ausgaben darbieten.

Dieser, das heist der lateinischen Ausgaben, zählt Ebert, und ebenso Choulant[1]) sechs vor, drei nach dem Jahr 1500 erschienene. Hain, der sich bekanntlich nur mit den Incunabeln befasst, übergeht Eine der von Ebert aufgeführten, und fügt zwei andre hinzu, die er jedoch beide nicht selbst gesehen und folglich auch nicht beschrieben hat. Ich selbst besitze von denen, welche

1) Gratulationsschrift zur Jubelfeier des Hofrath Pech, mit dem besondern Titel: *Choulant, die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildungen im christlichen Abendlande. Dresden 1856 in 4., Seite 37.*

Ebert angiebt, jetzt sechs, (als ich die Bemerkungen zum Artikel Petrus de Cresc. für Pritzels Thesaurus schrieb, noch nicht) darunter auch die von Hain übergangene, so dass ich deren Existenz verbürgen kann. Ich finde, dass drei derselben nach sehr verschiedenen Handschriften abgedruckt, die drei andern nur Wiederholungen jener sind, und habe Grund zu vermuthen, dass auch die mir unbekannten Ausgaben zu den Wiederholungen gehören. Ich unterscheide daher nach den Orten, wo sie zuerst gedruckt wurden, drei verschiedene Familien der Ausgben, die augsburger, die lövener und die baseler, obgleich die Wiederholungen nicht immer an demselben Ort erschienen. Der lövener gebe ich vor allen den Vorzug. Sie kommt sicher der Originalhandschrift des Verfassers am nächsten, und bewahrte am meisten die Orthographie seines Zeitalters; doch ganz ohne Fehler und Lücken ist auch sie nicht. Ihr an Correctheit ziemlich nahe kommt die augsburger, hat indess schon eine etwas modernisirte Orthographie (weshalb sie sich bequemer lesen lässt), und bedarf an einzelnen Stellen öfter der Berichtigung aus der lövener als umgekehrt. Die baseler, die aus den drei jüngsten Ausgaben besteht, liest sich hinsichts der Orthographie und Lettern am bequemsten, hat auch den Vorzug, dass die Kapitel numerirt sind, ausgenommen da, wo ihre Ueberschriften die alphabetische Ordnung haben, was man bei den Ausgaben der beiden ältern Familien vermisst. Allein ihr Text, den die Herausgeber nach sehr alten und vorzüglichen Handschriften berichtigt nennen, hat so viele Entstellungen und Lücken, dass er sich allein gar nicht gebrauchen lässt. Gleichwohl würde eine neue kritische Recension auch diesen Text zu berücksichtigen haben. Hiernach ordne ich die Ausgaben so:

1. Augsburger Familie. Diese stelle ich voran, weil zu ihr die Editio princeps gehört, ohne Titelblatt, mit der Schlussschrift:

Petri de crescenciis civis bonon. ruralium commodorum libri duodecim finiunt feliciter per ioannem Schüszler civem augustanum impressi. circ. XIIII kalendas marcias.

Anno vero a partu virginis salutifero Millesimo quadringentesimo septuagesimo primo etc. — 1 vol. fol. mit ungespaltenen Columnen ohne Pagina und Signatur.

Blosse mit Holzschnitten gezierte Wiederholung desselben Textes ist eine Ausgabe ohne Schlussschrift, ohne Ort und Jahrszahl, aber mit einem besondern Titelblatt, worauf nur die Worte stehen:

Petri de crescentiis Civis Bononien. in commodum ruralium cum figuris libri duodecim. — 1 vol. fol. mit gespaltenen Columnen, numerirten Blättern und Signaturen.

In der augsburger Ausgabe stehen vor dem ersten Buche des Werks ein Schreiben des Verfassers an den Dominicaner-Ordensgeneral Aimericus de Placentia, ein Inhaltsverzeichniss und ein Dedicationsschreiben an König Karl II. von Jerusalem und Sicilien. Die letztgenannte Ausgabe beginnt sogleich mit dem Text, verweist das Inhaltsverzeichniss ans Ende, und lässt die beiden für die Zeitbestimmung des Werks wichtigen Schreiben ganz aus. Ich bemerkte nur wenige und kleine Abweichungen von der vorigen Ausgabe, die offenbar nur Druckfehler sind.

Existirt die von Hain nicht selbst gesehene und mit folgenden wenigen Worten abgefertigte Ausgabe wirklich, so lassen die Figuren vermuthen, dass sie auch zu derselben Familie gehört.

Moguntiae 1493. fol. cum figuris. — In Hain's Repertorium nr. 5832.

2. Lövener Familie. In Löven (Lovania) liess derselbe Drucker Johannes de Westfalia das Werk drei- vielleicht viermal erscheinen, immer in fol. mit gespaltenen Columnen ohne Holzschnitte, und zwar nach Ebert zuerst dadirt vom Jahre 1474, und zweimal undatirt; in der ersten Ausgabe ohne, in den beiden andern mit Signaturen, weshalb man sie für jünger hält. Hain führt unter nr. 5827 nur Eine nndatirte Ausgabe an, leicht kenntlich an dem Druckfehler Kraoli statt Karoli auf dem ersten Blatt; die zweite, welche den Druckfehler nicht hat, übergeht er. Da ich nun grade die letztere besitze, so kann ich ihre Existenz verbürgen. Dagegen hat Hain unter nr. 5830 noch eine von Ebert nicht angeführte datirte lövener Ausgabe:

Lovannii apud Johannem de Westphalia 1478 fol.
ohne nähere Beschreibung. Ich fürchte, dass das auf einem Irrthum beruht; denn Ebert bemerkt bei seiner datirten Ausgabe von 1474: „Eine Ausgabe von 1473 ist ein Unding“ Es muss also irgendwo eine solche angezeigt sein, und kann leicht in eine von 1478 übergegangen sein. — Wie dem nun sei, meine undatirte lövener Ausgabe hat, wie die augsburger, kein besonderes Titelblatt, enthält auch vorn alles, was jene dem Text des Werks voranschickt; nach dem Schreiben an Aimericus und vor der Inhaltsanzeige steht aber noch folgender der augsburger Ausgabe fehlende Titel:

Incipit liber ruralium commodorum a Petro de crescentiis cive Bonon. ad honorem dei omnipotentis et serenissimi regis karoli (nicht kraoli) compilatus.

Dazu die Schlussschrift:

Presens opus ruralium commodorum Petri de Crescentiis, hoc industrioso caracterisandi stilo ad cunctorum utilitatem omnipotentis dei suffragio novissime impressum est per me Johannem de westfalia, alma ac florentissima in universitate Lovaniensi.

Mit ihr aufs Genaueste übereinstimmend bis auf folgende kleine Abweichungen, und demnach zu derselben Familie zu rechnen finde ich folgende Ausgabe. Ein Titelblatt geht voran, welches nur die Worte enthält:

Opus ruralium commodorum Petri de crescentiis.

Die Schlussschrift ist bis impressum est dieselbe, nur dass da in hoc, statt des blossen hoc steht. Aber des Druckers Name fehlt, die letzten Worte lauten hier: argentine. Anno domini 1486 finitum quinta feria ante festum sancti Gregorii. Wären die Lettern nicht verschieden, so würde ich sie unbedenklich für ein Werk desselben Druckers halten. Andere wissen vielleicht, ob derselbe von Löven nach Strasburg übersiedelte.

Die erste datirte Ausgabe dieser Familie von 1474 nebst der augsburger und einer baseler benutzte Schneider bei Bearbeitung seines Palladius, aus welchem Petrus viele lange Stellen

wörtlich in sein Werk hinüber genommen. Er sagt von ihr in der Vorrede: „Haec quidem postrema (die lövener) ex peculiari eoque egregio Codice exscripta multas praeclarasque lectiones mihi in Palladio exhibuit, reliquarumque editionum vitia pleraque omnia correxit." Dasselbe kann ich in Bezug auf den Text des Petrus de Crescentiis selbst von meiner undatirten lövener und strasburger Ausgabe rühmen. Daher nichts thörichter ist, als wenn Bibliomanen die augsburger, weil sie drei Jahr älter ist als die älteste lövener, mit 30 bis 50 Thaler bezahlen, und alle andern Ausgaben verachten (Brunet führt ausser der augsburger nur noch die erste datirte lövener an). Doch zum Beweise, wie nöthig die Vergleichung von Ausgaben verschiedener Familien sei, führe ich nur an, dass das ganze Kapitel de riso meiner lövener und strasburger, also wahrscheinlich allen Ausgaben der lövener Familie fehlt.

3. Baseler Familie. Zu Basel erschien das Werk dreimal bei demselben Drucker Henric Petri oder Petrus, und zwar 1518 und 1548 in fol., 1538 in quarto. Die erste Folioausgabe kenne ich nicht, die zweite mit ungespaltenen Columnen hat kleine saubere Holzschnitte, die der Quartausgabe mangeln. Diese letztere führt folgenden prahlerischen Titel voller historischer Unrichtigkeiten, die gleichwohl bis in viele der neuesten Schriften übergegangen sind. Der Titel der spätern Folioausgabe weicht davon mannichfach ab, doch nur in Nebendingen.

De agricultura, omnibusque plantarum, et animalium generibus, libri XII. in quibus nihil non experientia comprobatum causaeque et vires rerum ita explicatae, ut confidamus non solum oeconomiae studioso, et medico, verum etiam philosopho aliquid hinc accessurum. Autore optimo agricola et philosopho Petro Crescentiensi. Qui haec senator Bononiae, multis legationibus functus, rogatu regis Siciliae Caroli, ante AN. CXX. literis mandavit. Nunc autem tandem castigata ad exemplaria autoris tempore scripta. Basileae per Henricum Petrum. — Die Jahreszahl 1538 steht am Ende.

Im Text stimmen meine beiden baseler Ausgaben genau überein.

Von allen andern weichen sie darin ab, dass das Schreiben an Aimericus unterdrückt, die Dedication an den König dagegen ganz unhistorisch, zum Theil durch Floskeln aus jenem unterdrückten Schreiben verlängert ist. Das Inhaltsverzeichniss ist durch ein ziemlich brauchbares alphabetisches Register ersetzt; der angeblich berichtigte Text aber vor Fehlern kaum lesbar.

Unter den vielen Ausgaben der alten italiänischen Uebersetzung sind nur folgende brauchbar:

Trattoto dall' agricoltura, già traslato nella favella Fiorentina, e di nuovo rivisto e riscontro con testi a penna dallo 'Nferigno. Firenze 1605. — 1 vol. in 4.

Wiederholt Napoli 1724, 2 voll. in 8.; — Bologna 1784, 2 voll. in 4., — und endlich Milano 1805, 3 voll. in 8. Die ältern, von denen ich nur eine in Venetia 1542, 1. vol. in 8. kenne, sollen sämmtlich incorrect sein, und eine modernisirte Uebersetzung von Sansovino hat gar keinen historischen oder kritischen Werth. Die genannte florentiner ward auf Veranlassung der Academia della Crusca, welche das Werk bei Bearbeitung ihres Vocabolario benutzen wollte, von einem ihrer gelehrten Mitglieder Bastiano de' Rossi, der den akademischen Namen l'Inferigno (Schrot) führte, besorgt. Der mir unbekannte Herausgeber der zu Bologna erschienenen Wiederholung fügte eine nach Urkunden sorgfältig bearbeitete Biographie des Verfassers, eine Abhandlung über sein Werk und einen kurzen Commentar hinzu, welche Zugaben in die neuste mailänder Ausgabe, deren ich mich bediene, übergingen. Ein sehr brauchbares Glossar der veralteten italiänischen Ausdrücke steht vielleicht auch schon in den beiden frühern Ausgaben dieser Recension, die ich nicht kenne. Zu bedauern ist, dass sowohl Bastiano de Rossi als auch der Bologneser Commentator weder die augsburger noch die lövener, sondern nur die schlechte baseler Recension des lateinischen Textes benutzen konnten, weshalb manche Unrichtigkeiten der italiänischen Uebersetzung unberichtigt geblieben sind.

Auch an einer alten französischen und jüngern deutschen Uebersetzung in vielfachen Ausgaben fehlt es nicht. Jene ward

auf Verlangen Karls V von Frankreich, also zwischen den Jahren 1364 und 1380 von einem unbekannten Dominicaner gemacht; diese scheint nicht über die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst hinauf zu reichen. Die französische, die sehr selten ist, kenne ich nicht. Die deutsche hat jetzt nur noch wegen ihrer Holzschnitte einen sehr untergeordneten Werth. Ich werde auf sie zurückkommen, wenn vom Einfluss der Kunst des Holzschnitts auf die Ausbildung der Botanik die Rede sein wird.

§. 18.

Petrus de Crescentiis.

Sein Leben.

Bürger von Bologna nennt er sich selbst in dem seinem Werke vorangestellten Schreiben an Aimericus, und aus den Archiven jener Stadt entwickelte sein ungenannter Biograph in der bologneser Ausgabe der italiänischen Uebersetzung, den ich vor Andern als den besten Führer benutzen werde, einen langen viel verzweigten Stammbaum des zwar nicht adlichen, doch wohl angesehenen Geschlechts de' Crescenzi. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt, muss aber kurz vor 1235 fallen: denn in dem Schreiben an Aimericus nennt er sich selbst einen Siebziger, als er sich zur ungestörten Vollendung seines Werks auf sein Landgut zurückzog, und er vollendete dasselbe, wie wir finden werden, um 1305. Seine Jugend war, wie er in seiner Vorrede sagt, ganz der Logik Medicin und den Naturwissenschaften zugewandt, bis er sich endlich der Rechtskunde widmete, der er bis in sein Alter getreu blieb, ohne jedoch, wie uns sein Werk beweisst, die Vorliebe für die frühern Studien zu verlieren. Die juristische Doctorwürde erwarb er nicht; alle Documente, in denen sein Name auftritt, nennen ihn nur Judex, und das war die damals gebräuchliche Bezeichnung aller weder promovirten noch mit höhern Aemtern bekleideten Juristen, der Sachwalter sowohl als der Richter.

Eifersüchtig auf ihre Freiheit vertrauten die italiänischen Städte zu jener Zeit die höchste richterliche Gewalt eines Rector oder Podestà lieber einem auf bestimmte Zeit, oft nur auf Ein Jahr

erwählten Ausländer, der sich nicht leicht eine eigene Partei bilden konnte, als einem angesehenen Mitbürger von grossem Anhange. Seine Gehülfen, Assessores genannt, war er sich selbst zu wählen und sie zu besolden so berechtigt wie verpflichtet. Als nun Petrus de Crescentiis die traurigen Zerwürfnisse der Ghibellinen und Guelfen herannahen sah, die seine theure Vaterstadt lange Jahre hindurch zerrütteten, verliess er dieselbe, und diente, wie er gleichfalls in seiner Vorrede erzählt, dreissig Jahr lang den Rectoren verschiedener italiänischer Städte als Beistand. Erst im Jahr 1274 kamen jene Unruhen zum Ausbruch; doch schon 1269 erwähnt seiner eine Urkunde als Assessor des Podestà von Sinigaglia, eine andre von 1271 als solchen des Podestà von Asti, ebenso spätere als dessen von Imola, Ferrara, Pisa, Brescia, und endlich 1298 von Piacenza. Das sind die vielen Gesandtschaften, welche ihm die Titel der baseler Ausgaben zuschreiben. Doch wollen wir nicht übersehen, dass er in seinem Werke oft von agronomischen Beobachtungen spricht, die er in Frankreich, namentlich in der Provence, gemacht hatte. Wir wissen nicht wann er dort war, noch was ihn dahin führte; aber die Grafschaft Provence gehörte dem Könige Karl II., und war dessen früherer Aufenthalt. Er achtete die Wissenschaften. In Italien war er das Haupt der Guelfen, und grade deshalb bewarben sich Mitglieder ghibellinischer Familien, wozu die de Crescenzi gehörten, sobald sie sich vom politischen Schauplatz fern hielten, um seine Gunst, zum Schutz gegen den Druck ihrer guelfischen Mitbürger. Vielleicht ward daher unser Pietro, der sich in solcher Lage befand, von einem der Rectoren, denen er diente, auch einmal in öffentlichen Geschäften, nach der Provence geschickt, und benutzte die Gelegenheit, des Königs Gunst, die er wirklich besass, zu gewinnen. Doch ist das blosse Vermuthung.

„Endlich, führt Pietro in seiner Vorrede fort, nachdem die Stadt (Bologna) durch Gottes Gnade einigermassen wieder hergestellt war, kehrte ich, des Umherschweifens müde, zu meinem Eigenthum zurück.“ Und jetzt könnte er Senator von Bologna geworden sein, wie ihn nach dem einzigen Zeugniss des Titels der baseler Ausgaben fast alle Literatoren nennen; nur schade,

dass es damals nach der Versicherung unsres wohl unterrichteten Biographen in Bologna keinen Ordo senatorius gab. In der Fassung, welche die baseler Ausgaben seiner Dedication an den König geben, kommt auch die Phrase vor: „Impeditus quidem multis et arduis Reipublicae Bononiensis negotiis, temporibus illis difficillimis," — und daher machen ihn jene Ausgaben auf ihren Titelblättern sogar zum Princeps Reipublicae Bononiensis. Allein in der ächten Dedication der bessern Ausgaben fehlt der Satz, und in dem Schreiben an Aimericus spricht Pietro nur von seinen Geschäften als Richter und Sachwalter, nicht von Staatsämtern. Er sagt: „A vestra nobili Sanctitate ut complerem (sc. opus inchoatum) rogatus, quod pro Dominico mandato libenter recepi, judiciorum et civilium occupationum strepitu relicto, quibus non poteram otium, ut opera expetebat, quietum habere, ad ruris habitationem septuagenarius me transtuli." Sein Biograph gab sich viel Mühe, in den städtischen Archiven ein von Pietro bekleidetes öffentliches Amt zu entdecken; vergebens, derselbe führte keins. Endlich trüben die baseler Ausgaben auch die Lage der Villa, wohin er sich zurückzog; sie lassen ihn die Dedication unterzeichnen: Bononie ex rusculo nostro suburbano. Sein Biograph führt durch Peters eignes Testament und verschiedene Kaufcontracte den Beweis, dass sich jene Villa zu Urbizzano, jetzt Rubizzano, etwa zehn (italiänische) Meilen von der Stadt entfernt, befand.

Die Zeit der Erscheinung seines Werks ergiebt sich ziemlich genau aus den beiden Schreiben an den König und an den Ordensgeneral Aimericus. Letzterer ward auf dem Ordenskapitel zu Tolosa 1304 zum Magister generalis seines Ordens erwählt, und Karl II. starb 1309. Weil aber Pietro die Zeit der Herausgabe seines Werks eine ruhige und friedliche nennt, so muss sie vor 1306 stattgefunden haben; denn im März dieses Jahrs brachen in Bologna die neuen blutigen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen aus, die sich erst lange nach Karls Tode wieder beruhigten. Pietro muss also zwischen dem Ende des Jahrs 1304 und dem Anfange des Jahrs 1306 sein Werk beschlossen haben.

Gestorben ist er auf der Grenze der beiden Jahre 1320 und 1321. Denn sein noch bei voller Gesundheit des Geistes und Leibes gemachtes Testament, welches sich erhalten hat, datirt vom Juni 1320; und ein andres Document, worin seine Söhne bereits als seine Erben bezeichnet werden, vom Februar 1321.

§. 19.

Petrus de Crescentiis.
Sein Werk und dessen botanischer Gehalt.

Ein Werk, das so lange nach seiner Entstehung noch so viel neue Auflagen nöthig machte, muss ein bedeutendes sein. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erschien zwar nur noch die italiänische Uebersetzung in neuen Auflagen, und diese bietet zugleich ein sprachliches Interesse dar. Doch das allein erklärt die Erscheinung nicht, sie setzt einen reichen Gehalt voraus, und ein tieferes Eingehen rechtfertigt unsre Voraussetzung.

Schon die Wahl des Gegenstandes war eine glückliche. Seit Palladius hatte in lateinischer Sprache niemand über Landwirthschaft geschrieben, aus der griechischen Sammlung der Geoponika besass man nur die Uebersetzung eines Bruchstücks von der Weinlese von einem gewissen Burgundius, auf den ich zurückkommen werde; die ältern und bessern Werke Varro's und Columella's passten nicht mehr zu den Verhältnissen der Zeit, und Wenige kannten sie. Ein neues Werk der Art war Bedürfniss, und Pietro de Crescenzi befriedigte dasselbe so, dass er wieder Jahrhunderte lang ohne Nebenbuhler blieb. Er compilirte, wie alle Schriftsteller seiner Zeit, aber er wählte seine Quellen, wie ein Verzeichniss der von ihm in den acht ersten Büchern seines Werks citirten Schriftsteller weiterhin zeigen wird. Das sinnlose Zurückgehen eines Vincentius Bellovacensis und Anderer auf die Bibel und die Kirchenväter bei Gegenständen, worüber die Verfasser jener Schriften Belehrung zu ertheilen niemals beabsichtigten, vermeidet Pietro, und sucht Belehrung über den Landbau nur bei Landwirthen, über Botanik bei Botanikern, über Medicinisches bei

Medicinern u. s. w. Ausserdem aber hat er sich selbst umgethan in der Natur wie im Leben, verräth eine hohe Gabe der Beobachtung, und stellt überall neben das Ueberlieferte seine eigene Erfahrung, bald bestätigend, bald erweiternd oder beschränkend, nicht selten auch mit Bescheidenheit widersprechend. Dass er die Logik als Jüngling nicht vergebens studirt, dass er sie als Jurist anwenden gelernt hat, zeigt die streng systematische Anordnung des Ganzen und all seiner Theile: überall geht Petrus vom Allgemeinen auf das Besondere über, und versteht sich sehr gut aufs Eintheilen und Anordnen der Glieder, so dass jede Materie, die man sucht, leicht zu finden, leicht zu übersehen ist. Seine Sprache ist ungekünstelt, nichts weniger als rein, sondern voller Ausdrücke und Wendungen, die sich im Mittelalter und besonders in Italien gebildet hatten, wodurch für uns zuweilen Dunkelheiten entstehen; gleichwohl möchte ich ihr eine gewisse Eleganz zuschreiben, die weniger in den Worten, als im ganzen Fluss der Rede liegt. Und bemerkenswerth ist die Kunst, mit der er seiner eigenen Rede die Worte Anderer oft fast unmerklich einzuflechten versteht. Weit entfernt von der mussivischen Weise Anderer seiner Zeit, A. sagt, B. sagt, C. sagt, ich sage u. s. w., wird bei ihm der Zusammenhang durch die fremden Zuthaten selten gestört. Schriftsteller, die er häufig citirt, wie Palladius, Isaak Judäus, Platearius, Albert den Grossen, lässt er oft lange das Wort führen, ohne sie zu nennen, gewiss nicht um sich ihres Eigenthums anzumassen, — denn noch öfter citirt er sie wirklich, — sondern nach einem richtigen Gefühl des Missbehagens, welches zu häufige Citate bei dem Leser zu erwecken pflegen.

Für Botanik verräth er eine unverkennbare Vorliebe und treibt damit gewissermassen Luxus, indem er davon weit mehr, als sein Plan verlangte, in sein Werk aufnimmt, und zwar in gleichem Maass philosophische Betrachtungen der Pflanzennatur überhaupt, wie sie Albert der Grosse aus griechischem auf deutschen Boden verpflanzt hatte, wie auch specielle Pflanzenkunde, wie sie um jene Zeit, mit der Heilmittellehre verbunden, vornehmlich durch Platearius (circa instans) vertreten war. Doch wenn er bei der

Pflanzencultur seine eigene Erfahrung den Lehren Anderer oft ohne Scheu gegenüber stellt, so benimmt er sich bei der Botanik mehr einem wohl unterrichteten Dilettanten gleich. Nur wo ihn Albert, den er vor allen zu ehren scheint, und Platearius verlassen, wagt er sich auch mit eigner Beobachtung hervor. Ansehnlich bereichert hat er demnach seine Lieblingswissenschaft nicht, wiewohl sie ihm doch manche gute Bemerkung verdankt; aber gefördert und verbreitet hat er sie vor Andern durch sinnige Zusammenstellung des passend Ausgewählten und durch die genaue Verknüpfung des eigentlich Naturwissenschaftlichen mit der Kunst des Pflanzenanbaus, wodurch jenes sogleich eine neue ansprechende Beziehung aufs Leben gewann. Man tadelt an ihm die zahlreichen Anweisungen zum Pfropfen verschiedenartiger Bäume auf einander; man vergisst, dass diese Liebhaberei durchs ganze Alterthum und Mittelalter geht, und übersieht, dass bei weitem das meiste der Art, was er vorbringt, aus Palladius genommen ist, dem er zwar hie und da widerspricht, den er jedoch im Ganzen offenbar höher schätzt, als er verdient.

Bevor ich nun dies allgemeine Urtheil durch specielle Nachweisungen begründe, gebe ich eine kurze Uebersicht des Inhalts der acht ersten Bücher, und ein Verzeichniss der Schriftsteller, die Petrus in derselben citirt.

Buch I handelt von der Landwirthschaft überhaupt;
„ II von der Natur der Pflanzen überhaupt, und von der Fruchtbarkeit des Bodens und deren Ursachen;
„ III von den Feldfrüchten ins Besondere, ihrer Cultur und ihrem Gebrauch;
„ IV von der Weinrebe, ihrem Anbau und ihrer Benutzung;
„ V von den Bäumen, ihrer Zucht und Benutzung;
„ VI von den Gärten (de hortis) und den Kräutern, den zahmen sowohl als den wilden, und ihren Kräften;
„ VII von den Wiesen und Wäldern;
„ VIII von den Lustgärten (de viridariis.)

Die vier letzten Bücher handeln von der Viehzucht und dem innern Haushalt, und erwähnen nur beiläufig mitunter einer Pflanze.

Noch muss ich bemerken, dass sich die Zahlen der von mir citirten Kapitel auf die mailänder Ausgabe der italiänischen Uebersetzung beziehen. Ich war zu dieser Auskunft, so unbequem sie ist, genöthigt, weil die Kapitel in den ältern und bessern lateinischen gar nicht, in den baseler Ausgaben auch nur so weit numerirt sind, als sie nicht von besondern Pflanzen handeln. Da diese Kapitel des III, V und VI Buches nach den Namen der Pflanzen alphabetisch geordnet sind, hielt der Herausgeber die Zählung für überflüssig. Da jedoch alle Ausgaben ein Inhaltsverzeichniss besitzen, so lässt sich leicht ermitteln, das wievielste ein jedes Kapitel in jeder Ausgabe ist. Man darf dabei nur nicht unbeachtet lassen, dass einige Kapitel nicht in allen Ausgaben an derselben Stelle stehen, einige in gewissen Ausgaben fehlen.

Verzeichniss

der von Petrus de Crescentiis in den acht ersten Büchern seines Werks citirten Schriftstellern.

Africanus IV, 21 (nach Geoponic. V, 45).

Albertus I, 2. II, 8. 9. 10. 19. 23. III, 3. 12. 13. 16. IV, 11. V, 2. 13. 16. 17. 18. VI, 1. 42. 127 (in libro, quem fecit de plantis) VIII, 7. 8. Oft auch stillschweigend benutzt.

Anaxagoras II, 2 (nach Varro).

Aristoteles II, 2. 3. 21. V, 19. VI, 63 (vielleicht durchgängig nach Albert dem Grossen).

Avicenna nächst Palladius am häufigsten, gegen 40 mal; aber in der lövener Ausgabe einmal, IV, 21, zu streichen. Die Stelle ist aus Geoponic. V, 45 wörtlich abgeschrieben und heisst: ajunt enim [Avicenna] Democritus et Africanus. Ohne Zweifel entstand der Zusatz durch Wiederholung und falsche Lesung der Worte ajunt enim.

Burgundius in libro de vindemia, quem de Graeco transtulit in Latinum [1]), IV, 21. Burgundius 29. In libro vindemiae a

1) Er hatte unter diesem Titel ein Bruchstück der Geoponica übersetzt. Man sehe über ihn *Fabricii biblioth. latina med. et infim. aetatis*, und *Man-*

Burgundio edito 35. Vielleicht auch öfter benutzt als genannt.

Cassius (nach Varro) II, 10.

Cato I, 5. 13. II, 5. 21. 23. 26 (nach Varro). IV, 11. V, 10. 12. 19.

Columella II, 10. 23. III, 2. 8. IV, 8. 9. 10. 11. V, 19.

Constantinus V, 50. VI, 100.

Democritus (nach Geoponic. V, 45) IV, 21.

Dioscorides III, 7. IV, 1. V, 5. 11. 18. 25. 36. 51. VI, 35. 63. 87. 91. 100. 118. 120.

Galenus III, 4. 16. IV, 47. V, 6. VI, 22. 31. 89. Vermuthlich durchgehends nach Citaten Anderer citirt, wie z. B. IV, 47 nach Isaac Judaeus de diaetis particularibus, partic. V, cap. 29 de diversitate vini propter saporem, pag. 573 der baseler lateinischen Ausgabe von 1570.

Gerardus in suo modo medendi, VI, 35 (ich vermuthe des Gerardus Cremonensis lateinische Uebersetzung von Albucasis (Abul-Qasim) methodus medendi (gedruckt Basil. 1541).

Graeci IV, 18. VI, 66; das erste mal vermuthlich nach Burgundius, das zweite mal nach Plinius XX, cap. 7.

Hesiodus IV, 34 (nach Geoponic. VII, cap. 6, §. 9).

Historiae Alexandri VI, 110 (mir unbekannt).

Hippocrates III, 4. V, 10. Unstreitig copirte Citate.

Isaac III, 4. 7. 8. 14. 16. 18. 19. IV, 19 und öfters ungenannt benutzt.

Isidorus III, 7. V, 25. 51. VI, 41. 130.

Macer VI, 87. 132, nach den augsburger und lövener Ausgaben. Die baseler Ausgaben und die italiänische Uebersetzung lesen beide mal irrig Macrobius.

Martialis V, 2. 5. 13. VI, 21. VIII, 7. 8. Das erste mal ausdrücklich, die andern male vermuthlich auch nach Palladius.

Nicolaus V, 38.

---

si's Zusatz zu dem Artikel in seiner Ausgabe des Werks *I, pag. 304 sqq.*, vorzüglich aber die anonymen *Osservazioni sopra lo scritto di Pietro Crescenzio*, in der mailänder Ausgabe seines *Trattato della agricoltura I, pag. L, not. 1*, wonach Burgundius im Jahre 1193 in hohem Alter gestorben.

Palladius, am häufigsten unter allen, über 40 mal citirt, und sehr oft ohne Citat abgeschrieben.

Platearius nur dreimal citirt III, 3. V, 20. 21, benutzt aber bei Angabe der Wirkung der Pflanzen fast überall.

Plinins III, 8. IV, 1. V, 23. 48. VI, 37. 53. 63. 66. 87. 95. 100. 110.

Pythagoras (nach Plinius) VI, 110.

Rufus IV, 47 (steht bei Isaac de diaetis particularibus, partic. V, cap. 27 de vino, pag. 569 der lateinischen baseler Ausgabe von 1570).

Sarraceni VI, 82, die Araber überhaupt.

Serapio VI, 29.

Theophrastus (nach Varro) II, 2.

Tullius (Cicero) I, praefat. VIII, 3.

Varro I, 12. II, 2 10. 21. 23. 27. III, 2. 8. 16. IV, 9. 11. 13. V, 5. 10. 12. 19. VIII, 7.

Virgilius VI, 21. VIII, 8.

Ausser diesen citirten scheint Petrus noch einige neuere Schriftsteller benutzt zu haben, die er nicht nennt, so unterandern bei seinem Kapitel von der Palme die Nachrichten, welche Jacobus de Vitriaco, der Gönner des Thomas de Cantiprato, aus dem Morgenlande mitgebracht hatte, im Kapitel von der Eibe (Taxus baccata) und einigen andern den Simon Januensis, von dem ich im folgenden Kapitel sprechen werde. Die drei Enkyklopädiker, von denen ich im zweiten Kapitel des vorigen Buchs gehandelt, scheint er aber nicht gekannt zu haben.

Ein Verzeichniss aller in Pietro's Werk vorkommender Pflanzen, welches ich mir gemacht habe, beläuft sich auf 292 Arten, und würde, wenn man die von ihm unterschiedenen Varietäten mitzählte, weit über 350 hinausgehen. Ich lasse es nicht abdrucken, weil die meisten dieser Pflanzen doch schon bei manchen frühern Schriftstellern vorkommen. Nur das Interessantere hebe ich aus.

Speciell-botanische Bemerkungen
aus und zu den acht ersten Büchern des Petrus de Crescentiis.

Aus Buch III.

Git, cap. II. Fast das ganze Kapitel nach Platearius, doch mit den Zusätzen: gewöhnlich werde die Pflanze Gittironus genannt, und ihre Blume sei roth und glockenförmig. Es ist folglich Githago, nicht Nigella. Auffallend ist, dass sie unter den Feldfrüchten steht, wiewohl sie als Unkraut des Getreides beschrieben wird, und das ganze Verzeichniss kein anderes Unkraut enthält. Ob sie diesen Vorzug dem Gebrauch des Samens verdankt?

Pisum, cap. 20. In den augsb. und baseler Ausgaben beginnt das Kapitel fälschlich so: Risum et ropellia sunt alba et grossa. Die ital. Uebers. berichtigt: il pisello e rubiglia è bianca e grossa. Das wäre nach dem noch herrschenden Sprachgebrauch (man sehe Pollinii flora Veronensis) Pisum sativum hortense und arvense. Das gauze Kapitel spricht aber nur von einer einzigen Pflanze. Es muss also heissen, wie die lövener Ausgabe allein hat: Pisum est robilia alba et grossa. Den zweiten Namen setzte Petrus als den in Italien bekannteren hinzu, und unterschied die edlere Abart, deren Cultur ich bei ihm zuerst bemerke, durch die beiden Beiwörter (man vergl. Pisi Maurisci bei Karl dem Grossen, bei mir II, Seite 467).

Das cap. 24 der ital. Uebers. del riso fehlt allen lateinischen Ausgaben, steht hier zu Ende des Buchs ganz ausser der alphabetischen Folge, und scheint schon darum unächt zu sein, weil es kein Wort von der Cultur der Pflanze sagt.

Aus Buch IV bemerke ich nur, dass von Vitis vinifera 38 Varietäten unterschieden werden.

Aus Buch V. A. Fruchttragende Bäume.

Muniacus cap. 15, ital. Meliaco, ist Prunus Armeniaca, und wird im Vergleich mit Pr. domestica und Persica recht gut beschrieben.

Mirtus cap. 17, ital. Mortine, soll warme gemässigte oder nach Albert auch kalte Luft verlangen. Das beruht auf Alberts Verwechselung der Myrte mit Ledum palustre (vergl Seite 70).

B. Nicht fruchttragende Bäume.

Abies cap. 31. Hier unterscheidet Petrus drei Arten: „Abies Piella et Arexe (arese der augsb. und bas. Ausg.) quasi eaedem arbores sunt," — er beschreibt sie aber nicht. Sicher ist Arexe unsre Larix, was auch die ital. Uebers. bestätigt; Piella scheint aus Picella, dem Diminutiv von Picea entstanden zu sein, so dass Petrus auch Abies excelsa und Picea unterschied. Die bas. Ausg. lesen Abies et quae vulgo vocatur Piella et Arese, was vielleicht richtig sein kann; aber die ital. Uebers. übergeht das erste et, so dass Piella Synonym von Abies sein soll, was allen drei lateinischen Texten widerspricht.

Amedanus cap. 32, erläutert Petrus selbst durch Alnus.

Avornus cap. 34 (Anonus der augsb. und bas. Ausg.), ein kleiner Baum der Alpen mit abführender Rinde. Ist Cytisus Laburnum, wovon Caesalpinus pag. 113 sagt: Laburnum vulgo Avornello. Sonst bedeutet Avornio nach Pollini fl. Veron. auch Fraxinus Ornus.

Brillus cap. 37 ist nach Angabe des Vorkommens und der Benutzung Salix viminalis.

Fraxinagolus cap. 43 halte ich mit unserm Commentator für Celtis australis, deren folia disticha wenigstens entfernt den gefiederten Blättern der Esche gleichen.

Ivus cap. 44 (Oplus der augsb. und bas. Ausg., il Nasso der ital.). „Ivus, id est Taxus, est arbor parva, quae in alpibus et montibus eis proximis invenitur, quae optima est pro balistis ligneis et arcubus faciendis." Das ist das ganze Kapitel. Das scheint von Simon Januensis entlehnt, bei dem es heisst: „Taxum vocant Romae et circumstantibus locis arborem, cujus ligno fiunt arcus et balistae; quae Yvo vel quidem Yvum vulgo dicitur, bicolor ex albo et citrino."

Oplus cap. 46. Acer campestre; nach Pollini italiänisch Oppio, lombardisch Opio.

Populus et Albarus cap. 47, zwei einander ähnliche Bäume, Populus nigra und tremula, Letztre heisst noch ital. Albarella nach Pollini.

Sicomorus cap. 54, ein kleiner Strauch der Voralpen, der etwas dürftigen Beschreibung nach Staphylaea pinnata.

Sanguinus cap. 55, Cornus sanguinea.

Spina alba cap. 56, Crataegus Oxyacantha.

Spina judaica cap. 57, Ziziphus Paliurus.

Spina cervina cap. 58, Rhamnus catharticus.

Scopa cap. 59, Erica arborea.

Vincus cap. 62 und

Vindectus cap. 63 (so in der augsb. u. basel. Ausg.; die lövener hat ihr irrig Videctus, die ital. Judetto), sind verschiedene Arten von Salix.

Zuvrus cap. 64 (Zuirus der augsb. Ausg.), Quercus Suber, ital. Suvero.

Aus Buch VI.

Carduus cap. 27, ist Cynara Carduncului.

Endivia, quae alio nomine dicitur Scariola vel Lactuca agrestis, cap. 42. Das ganze Kapitel ist, wie fast alles über die besondern Pflanzen in diesem Buche, von Platearius genommen, mit Ausnahme der beiden angegebenen Synonyme, die ich für eine fremde Glosse halten möchte, wenn sie nicht in allen Texten wiederkehrten. Alles, was Platearius sagt, passt nur auf Cichoreum Endivia, namentlich dass die jungen Blätter essbar sein sollen. Diese Pflanze wächst aber in Italien nicht wild, kann folglich nicht unter Lactura agrestis verstanden werden. Ich fürchte Petrus habe die ächte Endivie nicht gekannt, und Lactuca Scariola dafür gehalten.

Flammula cap. 48. „Est autem similis Vidallae in foliis et floribus, sed habet flores aureos." Das passt auf keine bekannte Pflanze. Die augsb. und bas. Ausg. lesen flores concavos. Das Richtige scheint die ital. Uebers. darzubieten „i fiori sons azzurini." Ich lese daher azureos, woraus leicht aureos entstehen

konnte, und halte die Pflanze mit dem Commentator für Clematis Viticella.

Fungi cao. 50. Kurze aber gute, dem Verfasser eigenthümliche Bemerkungen, über essbare und giftige Pilze. Zu Ende des Kapitels gute Beschreibung des Agaricus muscarius.

Gabusii cap. 52. (Gabusia der augsb. u. bas. Ausg., Gambugi der ital.). Ist Brassica oleracea var. capitata, nach Pollini jetzt Capuccio, zu Verona Capuzzo, zu Mailand Gambus.

Gralega (fehlt der ital. Uebers. zwischen cap. 53 und 54). Ist Galega officinalis. „Caprago vulgo appellatur, alibi Gralega." Caesalp. pag. 249. Wird zur grünen Düngung empfohlen.

Gariofilata cap. 52, Geum urbanum. „Similis est novellis foliis Rubi seu Flaponibus," ein Zusatz des Verf. zu des Platearius Worten, in allen Texten gleichlautend. Dazu sagt der Commentator, Fiopponi sei zu Bologna der Name einer Erdbeere, die er als Fragaria collina bezeichnet. Doch vielleicht wolle Petrus die Aehnlichkeit mit Rubus idaeus hervorheben, dessen Frucht in Toscana und den Alpen Lamponi genannt werde.

Irincii et Salvinca eadem est herba multum spinosa etc. cap. 60 (wo im Italiänischen nur der einheimische Name des Eryngium campestre, Calcatreppa, steht. In der augsb. und bas. Ausg heisst der zweite Name Salvida. Ich kenne ihn nicht, wenn er nicht etwa aus Saliunca entstellt ist, was hier nicht zu passen scheint. — Aber der erste Name steht wenig verändert in Irringus schon bei Simon Januensis, und Dodonäus versichert Eryngium werde in den Officinen Iringum genannt.

Jarus cap. 59 (in den latein. Ausg steht 60 vor 59), ist Arum Arisarum, eben so bei Platearius und Simon Januensis.

Lingua avis, cap. 64, ist Polygonum aviculare. Hier hat die löv. Ausg. unrichtig Lingua canis. Das ganze Kapitel nach Platearius.

Lactuca, cap. 66. In diesem Kapitel ist grosse Verwirrung. Anfangs lehrt Petrus den Anbau der Lactuca sativa und fügt

die Heilkräfte nach Platearius hinzu. Dann aber rechnet er, verleitet durch Plinius XX, cap. 7, einige von den Arten der Gattung Euphorbia hierher. Ich glaube folgende Pflanzen zu erkennen, lasse mich aber auf die Berichtigung und Deutung ihrer Namen bei Petrus nicht ein.

a) Lactuca sativa.
b) L. saligna, L. agrestis foliis longioribus etc.
c) Euphorbia Paralias? L caprina.
d) E. Esula? L quae nascitur in arvis, . . . et hanc Graeci vocant Ysopon (Ylion der augsb., ἀγρία θρίδαξ der bas und ital. Ausg.)
e) E. Characias, L quae crescit in silvis, quam vocant Scaucon (Scaricion der augsb. bas. und ital. Ausg.)
f) E. Helioscopia? L . . . . habens rotunda folia et brevia, quam multi Baciam (Acriam der augsb. bas. und ital. Ausg.) vocant.

Melilotus cap. 74, wörtlich nach Platearius. Ist aber nicht unsre Melilotus, sondern, wie es scheint, eine Trigonella. Denn es heisst: „Herba est, cujus semen simili modo appellatur, et dicitur etiam Corona regis, quia formatur ad modum semicirculi.

Nenufar cap. 80, ist Nymphaea. Ganz nach Platearius, und wie dieser spricht auch Petrus irrig von einer mit purpurnen, einer mit gelben Blumen.

Plantago cap. 91, mit dem Synonym Lingua arietis. Die augsb. und bas. Ausg. haben dasselbe Kapitel zweimal an ganz verschiedenen Stellen unter beiden Namen.

Pastinaca cap. 93 Davon unterscheidet Petrus die zahme und die wilde, und fügt dann hinzu: „Item est quaedam Pastinaca rubea, quae cruda potest comedi etc.“, also unsre Daucus Carota.

Papirus cap. 95. Die unsinnige Etymologie, von pabulum und pyr, weil man Lampendochte daraus bereitet, nach Isidorus; das übrige meist nach Plinius. Aber Petrus scheint die Pflanze nicht gekannt zu haben, und mit Juncus zu verwechseln.

Ruta cap. 100. Nach der Anweisung zur Cultur wird eine Ruta silvestris, quae Piganum dicitur, von der domestica unterschieden, die nach Gesner, Lobelius und Dodonäus für Thalictrum flavum zu halten ist.

Rubba cap. 101, ist Rnbia tinctorum.

Stucium cap. 111, Scutium der augsb. und bas. Ausg., Scuzio der ital. ist durchgängig falsche Lesart für Struthium bei Platearius, von dem das ganze Kapitel entlehnt ist. Gemeint ist damit Brassica compestris.

Sinzibrum cap. 114, Zinzibrum der augsb. Ausg, ist Sisymbrium Platear., und diesmal hat die bas. Ausg. das Richtige, wie auch die ital. Uebers. Ist Mentha aquatica.

Scalongue cap. 122, ist Allium Ascalonicum.

Viertes Kapitel.

Die medicinisch-botanischen Wörterbücher.

§. 20.

Einleitung.

Medicinisch-botanisch nenne ich sie, weil sie sich, wiewohl die ganze Medicin zu umfassen bestimmt, doch vorzugsweise mit der Deutung der Pflanzennamen beschäftigten. Das Bedürfniss lexikalischer Erläuterung fremder in die Medicin eingedrungener Ausdrücke ward immer fühlbarer, je weniger man die Sprachen, aus denen sie genommen waren, verstand, und je ärger daher jene Ausdrücke durch wiederholtes Abschreiben entstellt wurden. Hinzugefügte Sacherklärungen machten solche Wörterbücher noch brauchbarer. Bestand doch mit wenigen Ausnahmen des Zeitalters ganze medicinische Literatur aus schlechten Uebersetzungen griechischer und arabischer Werke, denen man, ohne sie recht zu verstehen, ein überschwängliches Vertrauen schenkte. Wie fabrikmässig dergleichen Uebersetzungen mit Hülfe jüdischer Dolmetscher gemacht zu werden pflegten, sahen wir schon zu Anfang dieses

Bandes. Jeden unverstandenen griechischen oder arabischen Ausdruck liess man gradezu stehen, und that wohl daran; denn so blieb doch die Möglichkeit früher oder später einmal die rechte Bedeutung zu finden. Schlimmer war's, wenn man falsch übersetzt und den Ausdruck des Originals verloren hatte. Am wenigsten verstanden die Uebersetzer, wie begreiflich, die Pflanzennamen, bei ihnen waren der Missgriffe oder unübersetzt gelassenen Worte kaum weniger als der Namen selbst. Und in gleicher Verlegenheit hatten sich schon die Araber bei ihren Uebersetzungen aus dem Griechischen befunden; auch sie hatten bald unrichtig übersetzt, bald ohne sich auf Deutungen einzulassen die griechischen Laute in ihrer so weit abweichenden Sprache nur nachzubilden versucht. Zweifel und Irrthümer multiplicirten sich daher bei Wiederholung derselben Operation durch die Latino-Barbaren, Missverstand und Unverstand erwuchsen und verflochten sich zu einem undurchdringlichen Dickicht. Käme eine Zeit wie die unsrige in eine ähnliche Verlegenheit, sie würfe vermuthlich den ganzen Plunder einer solchen Nomenclatur über Bord, und begänne die Arbeit von vorn an aufs Neue. Dem Mittelalter gestattete seine gläubige Pietät ein solches Verfahren nicht, auch fehlte ihm die Kraft etwas Neues zu gestalten. Hartnäckig klammerte es sich an das Ueberlieferte, und erwies sich unermüdlich in Versuchen, Einen unverstandenen Ausdruck nach dem andern, wenn nicht aufzuklären, so doch zu errathen. Einzelne Versuche der Art reichen viel höher hinauf, zum Hauptgeschäft machten sich dasselbe erst die beiden Lexikographen Simon Januensis und Matthäus Sylvaticus, obgleich beiden das wichtigste Instrument zur Ausführung ihrer Arbeit, die Kunde der griechischen und arabischen Sprache, beinahe ganz abging.

§. 21.

Simon Januensis.

Von ihm wissen wir fast nur, was er in seinem Hauptwerk, der Clavis sanationis, gelegentlich über sich selbst, und was sein Freund Camponus, dem er es gewidmet hatte, in seinem Dank-

schreiben von ihm sagt. Tiraboschi [1]), der unter den neuern Literarhistorikern am gründlichsten von ihm handelt, belehrt uns, dass jener Campanus der als Commentator des Euklides bekannte Mathematiker und Astronom sei, welcher eins seiner Werke dem Papst Urban IV (regierte 1261—1264) widmete. Dieser Freund lobt das ihm vorgelegte Werk mit vollem Recht. Der Verfasser scheint es Synonyma medicinae genannt zu haben; Campanus sagt, er wolle ihm den Titel geben: „Clavis sanationis, elaborata per magistrum Simonem Januensem (oder Genuensem, wie die mir unbekannte Éditio princeps lesen soll), domini papae subdiaconum et capellanum, medicum quondam felicis memoriae domini Nicolai papae quarti, qui fuit primus de ordine minorum." Daraus ergiebt sich die Zeit des Werks mit ziemlicher Genauigkeit. Nicolaus IV regierte von 1288 bis 1292. Ihm folgte nach mehr als zweijähriger Vacanz Cölestinus V, der nach wenigen Monaten wieder abdankte; worauf Bonifacius VIII vom December 1294 bis October 1304 auf dem päbstlichen Stuhle sass. In dieser Zeit muss folglich Simon sein Werk geschrieben haben. In der Aufschrift seines Briefes bezeichnet Campanus seinen Freund als Canonicus Rothomagensis und sich selbst als Canonicus Parisiensis, wodurch sich einige Neuere verleiten liessen, beide für Franzosen zu halten. Es leidet indess keinen Zweifel, dass Campanus aus Novara, Simon aus Genua war, ungeachtet der französischen Canonicate, deren sie genossen. Nach den meisten Neuern soll letzterer eigentlich Simon de Cordo heissen, Merklin in seinem Lindenius renovatus und nach ihm Grässe nennen ihn Simon Geniates a Cordo; aber keiner giebt seine Quelle an, und schon Tiraboschi erklärt nicht zu wissen, wie man auf den Namen de Cordo gekommen sei. Wozu also die stete Wiederholung der wahrscheinlich auf irgend einem Missverständniss beruhenden Nachricht? Zur Zeit des Nicolaus hielt sich Simon als dessen Leibarzt ohne Zweifel am päbstlichen Hofe auf, später scheint er nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt zu sein, und daselbst sein Werk beendigt zu haben;

1) *Tiraboschi IV pag. 151* und *201* der römischen Ausgabe.

denn Campanus empfing es durch den Prior von Paveranum, und das war nach Tiraboschi der Name eines alten genuesischen Klosters. Aus dem Besitz des Canonicats zu Rouen folgt mit Sicherheit nicht einmal, dass Simon jemals in Frankreich war; aber Reisen hatte er gemacht. Beinahe dreissig Jahr, wie er in seiner Vorrede versichert, hatte er auf die Erforschung der rechten Namen der einfachen Heil- und Nahrungsmittel verwandt, und zu dem Zweck nicht nur die Werke der Griechen Römer Araber und der Neuern, von denen er ein langes Verzeichniss beifügt, sorgfältig studirt und unter sich verglichen, sondern auch aus verschiedenen Weltgegenden durch Männer, welche dahin gingen oder daher kamen, Erkundigungen eingezogen, ja sogar Berge und Wälder Fluren und Küsten in Begleitung einer wohlunterrichteten alten Cretenserin durchstrichen, um Pflanzen aufzusuchen, ihre griechischen Namen kennen zu lernen und sich nach ihren Wirkungen zu erkundigen

Zum erstenmal gedruckt ist sein Werk nach Hain unter dem doppelten Titel Synonyma Medicinae s. Clavis sanationis, und unter dem Namen Simon Genuensis, zu Parma 1473 in fol. Eine genauere Angabe darüber fehlt mir. Die den beiden folgenden Ausgaben vorangehenden Briefe des Simon an Campanus und des Campanus an Simon scheinen zu fehlen; wenigstens lässt Hain gleich auf den Titel die beiden Disticha folgen, die in meinen Ausgaben erst hinter jenen Briefen stehen. — Die nächste Ausgabe nach Hain befindet sich auf der hiesigen königlichen Bibliothek. Sie beginnt ohne Titelblatt mit den Worten:

Incipit clavis sanationis elaborata per venerabilem virum magistrum Simonem Januensem domini pape subdyaconum et capellanum medicum quondam felicis recordationis domini Nicolai pape quarti qui fuit primus de ordine minorum. — Also ganz so, wie Campanus den Titel vorgeschlagen hatte. Am Ende: Deo Gratias. Anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo quarto die vigesima mensis aprilis in civitate Patavina ad finem usque perducta sunt cum adjutorio altissimi sinonima Simonis Januensis per me Petrum maufer normannum Rothomagensis dyoces. —

In fol. auf sehr starkem Papier in zwei Columnen ohne Pagina und Signatur mit gewöhnlicher lateinischer Schrift, aber sehr vielen Abbreviaturen, sauber und correct gedruckt.

Da diese Ausgabe nur ein Jahr nach der ersten und mit verändertem Namen des Verfassers erschien, so vermuthe ich, dass sie nach einer andern Handschrift als jene abgedruckt ist. Die folgende, die dritte nach Hain, welche ich selbst besitze, ist aber wörtliche und gleichfalls correcte, nur minder elegant ausgestattete Wiederholung der zweiten. Auch im Titel Format und typographischer Einrichtung stimmt sie mit ihrem Vorbilde überein, ausgenommen dass sie Signaturen hat und die veränderten Schlussworte:

Venetiis per Guielmum (sic!) de Tridino ex Monteferato 1486 die 13 Novembris.

Bei Haller [1]) Seguier [2]) und Trew [3]) finde ich noch vier spätere venetianische Ausgaben angegeben, 1507 (Haller), 1510 apud Octavium Scottum, mit beigefügten Citaten des Plinius per Georgium de Varolengo Montisferati (Seguier) 1513 (Haller) und 1514 per Gregorium de Gregoriis, übrigens durch denselben Mann eben so ausgestattet wie die Ausgabe von 1510 (Trew, mit bibliographisch genauer Beschreibung). Ueber einige Ausgaben, in denen das ganze Wörterbuch des Simon Januensis dem des Matthäus Sylvaticus artikelweis eingeschaltet ist, werde ich bei Matthäus das Nöthige beibringen. Hier bemerke ich nur, dass Haller sich durch sie und durch Merklin zu dem Irrthum verleiten liess, Simon wäre jünger als Matthäus, uud hätte sogar Noten zum Werke des letztern geschrieben, da doch im Gegentheil Matthäus den Simon mehrmals citirt und mitunter, z. B. im Kapitel Camelea, ausführlich zu widerlegen sucht. Merklin hatte sich noch weiter verirrt, er unterschied

1) *Haller biblioth. botan. I pag. 221.*

2) *Seguierii biblioth. botan. pag. 241*, unter dem Namen *Simon de Cordo*.

3) *Trew librorum botanicorum catalogus II articulus XVI nr. 2*, der Ausgabe des *Herbarium Blackwellianum* von *Trew* vorgedruckt,und verbunden mit *Catalogus I.* auch (angeblich in nur 25 Exemplaren, von denen ich eins besitze) separat erschienen *Norimbergae* 1752 in fol., eine der fleissigsten und zuverlässigsten literarischen Arbeiten, die ich kenne. Vergl. *Deliciae Cobresianae I pag. 1.*

sogar zwei Personen, einen Simon Genuensis als Verfasser der Noten zum Matthäus, und unsern Simon Januensis, der auch Simon Geniates a Cordo genannt wurde, als den Verfasser des Wörterbuchs. Am weitesten aber verirrte sich Schoettgen in seiner Fortsetzung von Fabricii bibliotheca latina mediae et infimae aetatis, indem er nicht allein Merklins Irrthümer wiederholt, sondern ausserdem auch noch aus den beiden Titeln unsres Wörterbuchs, Clavis sanationis, und Synonyma medicinae, zwei verschiedene Werke macht, den letztgenannten Titel sogar in Synonyma alchimiae entstellt, und endlich den Verfasser zum Subdiaconus und Capellan des Papstes Nicolaus V. anstatt des IV. macht, wodurch seine Lebenszeit gänzlich verändert wird. Ich würde dieser alten, meist schon von Tiraboschi berichtigten Irrthümer nicht gedenken, wenn nicht bald dieser, bald jener in den neuesten Schriften wieder auftauchte. So unterscheidet z. B. noch Renzi [1]) die Synonyma medicinae und die Clavis sanationis als zweierlei Werke; ja er ist geneigt dem Verfasser noch ein drittes ähnliches Werk spätern Alters zuzuschreiben aus dem einzigen Grunde, weil in der Bibliotheca Riccardiana eine Handschrift unter folgendem Titel aufbewahrt werden soll: „Simon de Janua de Synonimis et ponderibus; et collationes super Avicenna; et expositionum Arabicorum quoad medicinam", ein Titel, der füglich seiner Clavis sanationis ertheilt werden konnte.

Ausser seinem Wörterbuch lieferte Simon lateinische Uebersetzungen zweier arabischer Werke, beide, wie es auf dem Titel heisst, interprete Abraam Judaeo Tortuosiensi, also auf die gewöhnliche öfter bezeichnete Weise ohne eigene Kenntniss des Arabischen, was auch sein Wörterbuch beweisst. Das eine ist das Buch des jüngern Serapion de Simplicibus medicinis, worüber ich Band II Seite 234 ff. ausführlich gesprochen; das andere der dem Abul Qâsim Azzahrâwi vielleicht irrthümlich zugeschriebene Liber servitoris, ein fast in allen Ausgaben der Opera Mesues mit abgedrucktes Apothekerbuch.

1) *Renzi storia della medicina in Italia II pag. 167 sq.*

Auch darin erkennt man, wie Simon der Ausbildung der Heilkunde beinahe seine ganze Thätigkeit widmete. Endlich sollen sich in der pariser Bibliothek noch einige handschriftliche Randglossen des Simon de Janua zum Alexander Iatrosophista befinden, welche Du Fresne im Verzeichniss der zu seinem Glossar der Latinität des Mittelalters benutzten Schriftsteller anführt.

Bleiben wir beim Wörterbuch stehen, so müssen wir zwar einräumen, dass es im Ganzen mehr grammatisch als naturwissenschaftlich gehalten und voller Irrthümer ist, welche spöttelnd aufzudecken die philologischen Mediciner des sechzehnten Jahrhunderts sich angelegent sein liessen; können jedoch nicht zugeben, dass es ihm an eigner Naturbeobachtung fehle. Des Verfassers Zweck war, die wüste Nomenclatur der Medicin zu säubern und zu erläutern; dazu dienten ihm seine Naturbeobachtungen nur als Mittel, und nicht einmal als Hauptmittel; wichtiger war ihm die Vergleichung griechischer arabischer lateinischer Schriftsteller und der Namen, womit sie dieselben Dinge bezeichnet hatten. Und Simon war der erste, der sich an diese Riesenarbeit wagte, woran sich seine Nachfolger Jahrhunderte lang unablässig und meist mit geringem Erfolg abmüheten. Wir würden daher einen ganz falschen Maassstab anlegen, wollten wir bei ihm schon grosse Resultate und die Entfaltung eines grossen Schatzes eigner Beobachtungen erwarten. Für seine Zeit dürfen wir sein Werk als ein kühnes mit verhältnissmässig grosser Sachkenntniss im Ganzen glücklich ausgeführtes Unternehmen bezeichnen, trotz mancher verfehlter, mancher uns gradezu lächerlich erscheinender Deutungen. Aber auch noch jetzt behauptet es seinen Werth. Handelt es sich um das Verständniss eines Pflanzennamens aus dem funfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert, so greift wohl jeder Botaniker zuerst zu seinem Caspar Bauhin; gilt es ein noch älteres Synonym, so kenne ich kein zuverlässigeres Hülfsmittel als die Clavis sanationis. Dies günstige Urtheil durch einzelne Artikel bestätigen zu wollen, enthalte ich mich. Ist doch kein Wörterbuch so schlecht, das nicht einige gute, keins so gut, das nicht einige schlechte Artikel enthält; nur ein öfterer Gebrauch giebt uns ein gegründetes Urtheil über seinen

Werth Ich begnüge mich daher, die Aufmerksamkeit auf ein in neuerer Zeit zu sehr vernachlässigtes Buch zu lenken, und bin des Dankes derer, die davon Gebrauch machen werden, gewiss.

Beachtungswerth ist auch in Simons Vorrede das Verzeichniss der benutzten Quellen. So unterscheidet er, und nach ihm auch Matthäus Sylvaticus, zwei lateinische Uebersetzungen des Dioskorides, die eine, wie das Original, in Bücher getheilt, aber schon damals aus sechs anstatt aus fünf Büchern bestehend; die andre alphabetisch geordnet, wie auch die ältesten noch vorhandenen Codices des Dioskorides sind, aber aus weit wenigern Kapiteln bestehend als die andre Ausgabe. So benutzen beide, Simon und Matthäus, das von Galenos und Oribastos gepriesene, jetzt verlorene Werk des Demosthenes von den Augen, wie schon Reinesius [1]) vom Matthäus Sylvaticus rühmend anführt, ohne dabei des Simon Januensis zu gedenken, indem er eine jener Ausgaben benutzte, in denen man die Werke beider zusammengeknetet hat. Ein unvollständiges aus dem Griechischen übersetztes Werk, welches genau mit dem Werke des Rasis ad Almansorem übereinstimmen soll, führt unsern Simon zu der Meinung, Arrâzi habe jenes Werk nicht selbst verfasst, sondern nur ins Arabische übersetzt. Ueber den Kanon des Ibn Sina sagt er, mit einer für seine Zeit seltenen Freimüthigkeit, nicht allein die Uebersetzung enthalte viel Falsches, sondern über viele einfache Heilmittel befinde sich der Verfasser selbst im Irrthum, andere kenne er gar nicht; viele seiner Irrthümer habe Serapion berichtigt. Eine solche Sprache war zu jener Zeit unerhört. Eben so freimüthig spricht er sich über Constantinus Africanus aus: „Si aliqua ex libris Isaac seu ex aliis a Constantino translatis collegi, ea perpauca sunt; nam ejus translatio satis mihi est suspecta." Auch den damals seltenen Cornelius Celsus benutzte er, doch offenbar besass er nur ein Bruchstück seines Werks, da dasselbe nicht aus acht Büchern, sondern nur aus dreizehn Partikeln bestehen soll. Einen jetzt gänzlich unbekannten Cassius Felix,

---

1) *Reinesii var. lection. pag. 9.*

der zwei Tractatus de practica geschrieben haben soll, verwechselte er mit dem ältern Cassius, den schon Celsus als den grössten Arzt seiner Zeit rühmt. Auch Matthäus Sylvaticus benutzte denselben häufig. Der Passionarius des Garipontus, sagt Simon, habe ihm wenig genützt, weil er zusammengesetzt sei aus dem Schreiben des Galenos an Glaukon und aus den Schriften des Paulus (Aeginetes), Alexander (Trallianus) und Theodorus (Priscianus). Fleissig benutzte er dagegen ein Werk, welches er Butanicus de simplicibus medicinis nennt, und noch häufiger ein andres altes Buch ohne Titel de simplici medicina, in hoc re copiosus, die ich beide nicht zu enträthseln weiss. Vollständig ist sein Quellenverzeichniss jedoch bei weitem nicht; es fehlen darin die Kyraniden, die er in den Artikeln Camecillum, Crisantemon, Glicida, Onotrisis, Polyzonos, Vitis alba und Zmilax benutzte; ferner Plinius minor, der im Artikel Zizifa, sein Freund Campanus, der im Artikel Emina citirt wird, und viele Andere.

§. 22.

Matthäus Sylvaticus.

Noch weniger wissen wir von dem Verfasser des zweiten Wörterbuchs der Medicin. Es führt den Titel Pandectae medicinae, und sein Verfasser wird von ältern Schriftstellern, wie z. B. von Leonicenus von Brasavola und deren Zeitgenossen, gewöhnlich nicht bei Namen, sondern kurzweg der Pandectarius genannt. Handschriften seines Werks mit seinem Namen mögen existiren, beschrieben finde ich sie nicht. Der Herausgeber der ältesten gedruckten Ausgabe, aus der die meisten spätern hervorgegangen zu sein scheinen, Matheus Moretus spricht sogar in seinem Dedicationsschreiben die verfänglichen Worte aus: „Hujus autoris nomen licet sit ambiguum, ipsum tamen a fide dignis Matheum silvaticum nuncupatum fuisse accepi.“ Das einzige schon von Fabricius [1]) nachgewiesene glaubhafte Zeugniss seines Namens und zugleich Vaterlandes giebt

1) *Fabricii biblioth. latina med. et infim. aetatis, sub voce Matthaeus Sylvaticus.*

uns Trithemius [1]) in seinem Catalogus scriptorum ecclesiasticorum, in den sich so mancher Profanscribent verirrte. Ich wiederhole es vollständig, weil es von vielen neuern Literarhistorikern übersehen ward. „Matthaeus Sylvaticus patria Mantuanus, genere nobilis, arte et professione medicus, in qua facultate suo tempore prae caeteris multis et doctus habebatur et expertus, ingenio subtilis et clarus eloquio. Scripsit in ea scientia non contemnenda volumina, quibus nomen suum ad posteritatis notitiam deduxit. E quibus ego tantum vidi opus insigne ad Rupertum Siciliae regem et medicum de omnibus simplicibus medicinis et earum proprietatibus, quod praenotavit Pandecta lib. I, Aaron graece, arabice (die Anfangsworte von cap. 1). De caeteris nihil vidi. Claruit sub Ludovico Imperatore 4. Anno domini 1320."

Um die Ehre seiner Geburtsstätte streiten sich Mantua, Mailand und Salerno. Für Mailand spricht nichts, als dass in den Jahren 1367 und 1388 ein Arzt und Doctor der Künste namens Matthäus Sylvaticus in den dortigen Urkunden vorkommt. Der unsrige kann das aber nicht sein, wenn er nicht, wie sich gleich zeigen wird, ein Alter von weit über hundert Jahr erreicht haben soll. Mantua's Anspruch gründet sich auf das nicht unglaubhafte, aber ganz isolirte Zeugniss des Trithemius. Von einer zu Salerno von ihm gemachten Beobachtung, so wie von seinem eignen dortigen Garten, erzählt er selbst in den beiden Kapiteln 116 Bruculus und 197 Culcasia seines Wörterbuchs; und in zwei von Renzi [2]) beigebrachten Urkunden wird er als Zeuge aufgeführt, in der von 1337 mit den Worten: „Matthaeus Silvaticus Salernitanus Doctor in Physica," in der andern von 1342 mit den Worten: „Matthaeus Silvaticus de Salerno Miles et Regis phisicus." Daraus ergiebt sich, dass er, wie ihn auch Trithemius nennt, höheren Standes (miles), zu Salerno ansässig, öffentlicher Lehrer und in königlichen Diensten war; ob er auch, wie Renzi damit be-

1) In der Frankfurter Ausgabe der *Opera Trithemii vol. I, pag. 313*, und in *Fabricii biblioth. ecclesiast. cap. 565.*

2) *Renzi collectio Salernitana I, pag. 342.*

wiesen zu haben meint, daselbst geboren, bleibt immer noch zweifelhaft, und kümmert uns wenig.

Ganz unbekannt sind das Jahr seiner Geburt und das Alter, was er erreichte. Seine im Kapitel Bruculus mitgetheilte Beobachtung machte er im Jahr 1297, und diese Zeitbestimmung, die einzige, welche der Verfasser über sich selbst giebt, ist um so zuverlässiger, weil sie in der ersten Ausgabe der Pandekten nicht mit Zahlen, sondern mit Buchstaben vollständig ausgeschrieben steht; man darf vermuthen, dass Matthäus damals mindestens 20 Jahr zählte. Aus der zuletzt angeführten Urkunde bei Renzi folgt auch, dass er nicht vor 1342, also nicht, wie einige Neuere ohne Angabe ihrer Quelle behaupten, schon 1340 gestorben sein. Ob er aber älter geworden, wissen wir nicht. Wäre Hallers [1]) Behauptung richtig, dass schon Petrus de Abano in seinem Buche de Venenis die Pandekten citire, so liesse sich die Erscheinung derselben bis auf wenige Jahre sehr genau feststellen; sie müsste zwischen 1309 und 1316 fallen. Denn König Robert von Sicilien, welchem die Pandectae medicinae gewidmet sind, gelangte 1309 zur Regierung, und 1316 starb Petrus de Abano. Allein Hallers Ausdruck ist ungenau, unter den wenigen Schriftstellern, welche Petrus in jenem Buche selbst citirt, kommt weder Matthäus Sylvaticus noch der Titel seines Werkes vor; erst hinter dem letzten Kapitel, welches vom Bezoar handelt, lassen unsre Ausgaben noch einen Anhang folgen mit der Ueberschrift: „de lapide Bedegar ex Pandectis," wörtlich aus den Pandekten abgeschrieben. Das ist ganz gegen Peters Art, der keineswegs zu den Compilatoren gerechnet werden darf. Unstreitig veranlasste die Verwandtschaft des Gegenstandes einen seiner Abschreiber zu dem Zusatz, der in unsre Ausgaben überging, und ursprünglich vielleicht nur eine leere Seite der Handschrift ausfüllen sollte. Auch in dem grössern Werke des Petrus de Abano, im Conciliator differentiarum philosophorum et praecipue medicorum, suchte ich vergebens nach einem Citat der Pandekten. Sehen wir uns nach andern Nachrich-

1) *Haller biblioth. botanica I, pag. 223* unter Petrus de Apono.

ten um, so begegnen wir in einer der gleich näher zu beschreibenden Ausgaben der Pandekten am Schluss der Ueberschrift des Textes, welche von König Robert und dem Verfasser spricht, den Worten: „qui fuerunt . . . . anno Christi 1317." Genau genommen heisst das zwar nur, dass beide, der König und der Verfasser in jenem Jahre lebten; allein die Zahl ist keine runde, wie das „Claruit anno Domini 1320" bei Trithemius, sie muss auf eine bestimmte Thatsache gehen, und kann wohl nichts anderes bedeuten als des Werkes Erscheinung. So fassen auch Freind, Tiraboschi und die meisten Neuern die Zahl auf. Nur schade, dass jene Worte in den älteren Ausgaben fehlen, und dass diejenige, worin sie vorkommt, doch nur ein Nachdruck jener ältern zu sein scheint, so dass Quelle und Alter jener Angaben ganz unverbürgt sind. Weit davon abweichend lässt Fabricius [1]), und zwar in drei verschiedenen Werken, überall ohne Bezeichnung seiner Quelle, die Pandekten erst 1336 erscheinen. Er muss die Nachricht also für vollkommen sicher, ihre Quelle für allgemein bekannt, und keines weitern Zeugnisses bedürftig gehalten haben. Wirklich finde ich sie auch schon in der Isagoge, womit Tourerfort seine Institutiones rei herbariae von 1719 eröffnet, ja sogar in Merklin's Lindenius renovatus von 1686, und zwar bei beiden mit Berufung auf den noch weit ältern Wolfgang Justus, in Chronologia illustrium medicorum von 1556. Weiter kann ich den Faden leider nicht verfolgen, dies seltene Buch fehlt mir, ich weiss also nicht, ob es seine Quelle nennt, und wie viel Glauben sie verdient.

Ausser den Pandekten kennt man kein schrifstellerisches Erzeugniss des Matthäus Sylvaticus. Ein „alphabetisch geordneter Auszug über die officinellen Pflanzen aus Dioskorides u. s. w." den Häser [2]) von den Pandekten unterscheidet, und zehn Jahr vor

---

1) *Fabricii biblioth. ecclesiastica* in einer Note zur angeführten Stelle des Trithemius. — *Ejusdem biblioth. graeca XIII, pag. 323.* — *Ejusdem biblioth. latina med. et infim. aetatis, edit. Mansi, V, pag. 53.*

2) *Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin, 2. Aufl. Seite 315.*

ihnen nämlich 1307 verfasst sein lässt, beruht auf einem Missverständniss, dessen Wurzel ich, abgesehen von der mir räthselhaften Jahrszahl, in einer etwas zweideutig gefassten Stelle von Sprengels Geschichte der Medicin [1]) nachweisen zu können glaube.

Gedruckt sind die Pandekten schon bis zum Jahr 1500 nach Hains Repertorium ölfmal, am öftersten zu Venedig, nach der Zeit vielleicht noch öfter, hauptsächlich in Lyon. Nur die vier Ausgaben, die ich vor mir habe, und die vielfach von einander abweichen, beschreibe ich genauer.

Für die Editio princeps hält man einen Druck in gross Folio und gespaltenen Columnen, ohne Titelblatt Seitenzahl Signatur und Schlussschrift, daher auch ohne Ort und Jahrszahl; doch hält man Strassburg für den Druckort. Weder Ebert noch Brunet erwähnen dieser seltenen Ausgabe, in Hains Repertorium führt sie die Nummer 15192. Das erste Blatt beginnt:

> Matheus moretus Brixiensis: ad reverendissimum in christo patrem ac dominum Dominum Franciscum de gonzaga Cardinalem Mantuanum ac Bononie legatum.

Darauf das Dedicationsschreiben selbst und eine lange Tabula capitulorum. Erst auf dem 6. Blatt beginnt der Text unter folgender Aufschrift:

> Liber pandectarum medicine omnia medicine simplicia continens: quem ex omnibus antiquorum libris aggregavit eximius artium et medicine doctor Matheus silvaticus ad serenissimum sicilie regem Robertum.

Es besteht aus 724 durchlaufend numerirten längern Kapiteln und zahlreichen meist kurzen Worterklärungen ohne Nummer, beides untereinander auf eigenthümliche Weise alphabetisch geordnet, wie sich vielleicht am kürzesten an einem Beispiel zeigen lässt. So folgen nach den Wörtern auf Ca die auf Cha, Cla, Cra ebenso

---

1) *Sprengel, Geschichte der Arzneikunde, 3. Aufl., II, S. 613* und *614*. Auf jener Seite spricht er von des Matthäus Werk genau so wie Häser, ohne die Pandekten zu nennen; auf der folgenden, einem Zusatz der spätern Anflagen, nennt er dieselben so, dass man sie leicht für ein besonderes Werk alhten kann.

Ce, Che, Cle, Cre, Ci, Chi, Cli, Cri u. s. w. Doch ist die Ordnung überhaupt nicht immer streng gehalten.

Die zweite Ausgabe, bei Hain Nr. 15,193, unterscheidet sich von der ersten fast nur durch etwas kleineres Format, schärfere Lettern, wenigere Abbreviaturen, durch ein hinzugefügtes Lagenregister und folgende Schlussschrift ohne Jahrszahl:

Opus pandectarum medicine emendatum per eximium artium et medicine doctorem dominum et magistrum Matheum moretum brixanum: Bononie in medicina et astronomia legentem. Et impressum per Hermanum lichtenstein coloniensem probatissimum librarie artis exactorem Vincentie.

Ist also bequemer als die vorige Ausgabe und eben so zuverlässig.

Abweichender ist die dritte Ausgabe nr. 15201 bei Hain mit der Schlussschrift:

Opus pandectarum medicine ordinatum secundum litteras alphabeti ita ut facillime et quamprimum reperiatur quicquid inest. per Georgium de ferariis de monteferato artium et medicine doctorem.

Hierauf vier Disticha des Herausgebers an die wohl- und misswollenden Leser. Dann weiter:

Impressum Venetis (sic!) per Philippum pinzium Mantuanum anno domini 1492. die 16. Junii. Sumptibus et expensis domini Bernardini Fontana Impressorie artis peritissimi.

Voran steht die Tabula capitulorum, dahinter des Moretus Dedicationsschreiben, dann der Text mit der Ueberschrift:

Opus pandectarum quod aggregavit eximius artium et medicine doctor Matheus silvaticus ad serenissimum sicilie regem Robertum. qui fuerunt anno mundi 6516. anno vero christi 1317. coevi Petro de Abano. Dino de garbo. Gentili. Bonaventure. Francisco mayroni et Nicolao de lira

Diese Ausgabe bietet die Bequemlichkeit dar, auf gewöhnliche Art alphabetisch geordnet zu sein, ist aber nicht ganz so zuverlässig als die beiden vorstehenden. Nicht allein in der Orthographie zumal der arabischen Namen weicht sie von ihren Vor-

gängerinnen oft ab, sondern zählt auch nur 702 Kapitel, obgleich sie aus keiner eigenthümlichen Handschrift, sondern nur etwas nachlässig aus einer der frühern Ausgaben abgedruckt zu sein scheint.

Ganz anders beschaffen ist die vierte und letzte der mir vorliegenden Ausgaben, Eigenthum der hiesigen königlichen Bibliothek (die drei vorgenannten sind mein eigen). Sie führt, eingerahmt in eine Holzschnitt-Arabeske, einen langen verkehrt pyramidal gedruckten, zugleich als Vorrede dienenden Titel, von welchem ich nur die ersten Zeilen abzuschreiben mich begnüge:

> Habes studiose lector Opus Pandectarum medicine Mathei Silvatici Nuperrime impressum cum quottationibus omnium authorum in locis propriis et Symone Januensi etc.

Was der Titel ausser vielen Anpreisungen sonst noch Bemerkenswerthes enthält, wiederholt sich in folgender Schlussschrift:

> Explicit Opus Pandectarum medicine Mathei Silvatici Symonisque Januen. cum tabula et additionibus ac dosi solutivorum. Magistri Baptiste sardi ac insuper anotationibus capitulorum et authorum nuper additis per Dominum magistrum Dominicum Martinum dc sospitelllo. Lugduni nunc demum exactissime per inclitum probumque virum Theobaldum payen chalcographum excusum. Anno Domini 1534. die 8. mensis Augusti

Daraus machte eine spätere von Trew genau beschriebene lyoner Ausgabe von 1541, und nach ihr manche neuere Bibliographen jenen Matthäus Sylvaticus mit Anmerkungen des (weit ältern) Simon Januensis, Baptista Sardus und Martinus de Sospitello. In der That ist es ein Matthäus Sylvaticus in gewöhnlicher alphabetischer Ordnung wie meine dritte Ausgabe, dem sämmtliche Artikel des Simon Januensis ohne Unterscheidung eingeschaltet sind. Und nicht bloss am Schluss befindet sich ein Nachtrag einiger dreissig von den beiden ältern Verfassern übergangener Artikel, sondern sogar in ihrem eignen Text hat man sich mancherlei Abänderungen erlaubt. Die Zahl der Kapitel ohne den Nachtrag soll nach der letzten Nummer 717 betragen, doch läuft die Zählung

nicht überall correct fort. Sie müsste sich aber nach der Verbindung der beiden Schriftsteller weit höher belaufen, wären nicht manche Kapitel ganz unterdrückt. Die andern Zuthaten übergehe ich; kurz es ist eine ganz neue Ueberarbeitung der beiden combinirten ältern Werke, vielleicht von praktischem Nutzen für ihre Zeit, doch dafür des historischen Werthes für die ältere Zeit völlig beraubt, und die Veranlassung, dass Neuere, die sich ihrer bedienten, oft dem Matthäus zuschreiben, was dem Simon gebührt, und das Verdienst des letztern gänzlich verkennen.

Unter den mir unbekannten Ausgaben scheint mir die von Hain unter nr. 15,194 angeführte neapolitanische von 1474 die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen. Sie allein führt den sehr abweichenden Titel:

Liber Cibalis et Medicinalis pandectarum Matthaei Silvatici Medici de Salerno,

und ging daher vielleicht aus einer besondern Handschrift hervor, wogegen den vier mir bekannten Ausgaben eine einzige von Matthäus Moretus benutzte Handschrift zum Grunde zu liegen scheint. Licht darüber giebt vielleicht schon die lange Dedication ihres Herausgebers, der sich nach Hain in der Schlussschrift Angelus Cato Supinas nennen soll, von Renzi aber Angiolo Catone de Sepino genannt wird.

Auch will ich nicht unbemerkt lassen, dass die Verbindung des Simon Januensis mit dem Matthäus Sylvaticus schon in der bei Hain unter nr. 15202 angeführten venetianischen Ausgabe des Georgius de Ferrariis de Monteferrato von 1498 vorkommt, also desselben Gelehrten, der meine dritte Ausgabe besorgte. Dasselbe ist vorauszusetzen von den beiden Ausgaben Turin 1526 und Lyon 1524, welche nach Haller cum additamentis Martini de Sospitello erschienen, und ist gewiss von der schon erwähnten lyoner Ausgabe von 1541, auf deren langem Titel bei Trew sogar die grundfalschen Worte vorkommen: „plurimis celeberrim. auctorum, inprimisque Simonis NB. Genuensis adnotationibus decenter illustratum.“ Diese Ausgaben sind daher sämmtlich bei historischen Untersuchungen zu vermeiden.

Im Grunde bestehen die alten unverfälschten Pandectae medicinae, wie schon aus dem über die Einrichtung der ersten Ausgabe Gesagten einleuchtet, aus zwei der Anlage nach verschiedenen, durch die alphabetische Anordnung nur locker verbundenen Werken, den ungezählten Artikeln, und den numerirten Kapiteln.

Jene, die hoch in die Tausende gehen, bilden ein Glossarium zum Verständniss der meist aus fremden Sprachen aufgenommenen, und durch Uebersetzer und Abschreiber mannichfach entstellten Kunstausdrücke der gesammten medicinischen Literatur des Zeitalters, und sind zu dem Zweck noch jetzt aller Irrthümer ungeachtet neben der Clavis sanationis überaus brauchbar, wie vor Andern Reinesius in seinen drei Büchern Variarum lectionum durch die vielfachen Aufklärungen sonst dunkler Stellen, die er daraus zu gewinnen wusste, gezeigt hat. Einzelne Artikel gleichen denen des Simon Januensis durch die etwas ausführlichere Behandlung ihres Gegenstandes; die meisten beschränken sich aber auf die einfache Erklärung eines Worts durch ein anderes, wie z. B. gleich zu Anfang:

Achiam	i. Castoreum.	Aambarok	i. Cinnamomum.
Aagi	i. Ebur.	Aamsangilem	i. Sarcocolla.
Aakade	i. Bakade.	Aatim.	i. Nux moschata.

Ganz andrer Beschaffenheit sind die numerirten Kapitel. Sie bilden für sich eine vollständigere Heilmittellehre, als man bis dahin besass, meist reine Compilation nach Art des Vincentius Bellovacensis, so dass jeder Stelle der abgekürzte, oft auch im Druck ausgezeichnete Name ihres Verfassers voransteht; doch gar nicht selten auch eigene Kritik oder gar Beobachtung des Verfassers, wobei nur zu bedauern ist, dass er seine eignen Zusätze nicht auch, wie Vincentius durch ein vorangesetztes Actor unterscheidet, so dass man zuweilen nur mit Mühe errathen kann, ob irgend ein Alter, oder ob Matthäus selbst spricht. In jedem etwas längern Kapitel wird ungefähr dieselbe Ordnung befolgt, die wir aus Ibn Sina kennen. Voran der Name des Mittels, meist arabisch griechisch lateinisch, wobei es freilich nicht an zahlreichen

oft komischen Missgriffen fehlt. Dann die Beschreibung, bald nach Dioskorides, bald nach Plinius, bald nach Serapion oder Andern, zuweilen auch, wenn sich keine ältere Beschreibung fand, vom Verfasser selbst. Nicht selten stellt er sogar mehrere Beschreibungen vergleichend neben einander. Darauf folgen die sogenannten Qualitäten und zuletzt ein Verzeichniss der Krankheiten, gegen welche das Mittel empfohlen wird. Nur diese letzte Areola, wie es bei Ibn Sina heisst, ist stets durch ein mit grösserer Schrift vorgesetztes Posse, statt potestas oder virtus ausgezeichnet, was zu wunderlichen Irrthümern verleitete. Fabricius lieferte im XIII. Bande seiner Bibliotheca Graeca ein Verzeichniss der von Matthäus Sylvaticus citirten Schriftsteller; darin steht pag. 327: „Possedonius saepissime." Dieser Name kommt aber gar nicht vor, augenscheinlich hat ihn Fabricius aus jenem Possc, was er für eine Abbreviatur hielt, selbst gemacht. Konnte das einem Fabricius begegnen, so ist Sprengel zu entschuldigen, wenn er in der Seite 100 dieses Bandes angeführten Stelle seiner Geschichte der Botanik die beiden auf ähnliche Art erfundenen Namen Actor und Possidonius den von ihm tief verachteten Schriftstellern des Mittelalters zum Vorwurf macht.

Vergleiche ich nun die Leistungen unsrer beiden Lexikographen, so kann ich die Vorzüge der Pandekten vor der Clavis sanationis für ihre wie noch jetzt für unsre Zeit nicht in Abrede stellen. Jene sind mindestens fünf bis sechs mal stärker als diese, geben daher oft Auskunft, wo diese schweigt. Als Heilmittellehre stehen jene auf ganz andrem Boden als diese, und lassen sich nur mit des Platearius Circa instans vergleichen, was sie weit übertreffen. Nur als Glossatoren und Kritiker der Nomenclatur sind Simon und Matthäus vergleichbar, aber Simon hatte die Bahn gebrochen, Matthäus konnte gemächlicher auf ihr fortschreiten. Selten sucht er seinen Vorgänger zu widerlegen, wie cap. 129. Camelea; öfter benutzt er ihn stillschweigend. Ist es nicht komisch, wenn Sprengel in seiner Geschichte der Botanik den Simon Januensis kurz und verächtlich abfertigt, dem Matthäus Sylvaticus zwar auch erst viel Uebles nachgesagt, ihm dann aber zwei Bemerkungen

zum Verdienst anrechnet, die ihm beide nicht gehören? Die eine, über die Verfälschung des Aloeholzes (cap. 32. Aloa) ist von Platearius erborgt, die andre, über das Brasilienholz oder Baqqam der Araber (die Glosse Bathara hinter cap. 86) von unserm Simon Januensis (bei welchem der Artikel Bacham heisst, woraus offenbar jenes Bathara entstellt ward). Und welche Hülfsmittel standen dem Matthäus in Salerno zu Gebote! Simons Bibliothek kennen wir schon, die des Matthäus füllt in dem Verzeichniss bei Fabricius drei Quartseiten. Ob er wie Simon grössere Reisen gemacht, weiss ich nicht. Ich will nicht bestreiten, dass er, wie man sagt, in Tunis gewesen, kenne jedoch keinen Beweis dafür. Nachrichten von reisenden Fremden einzuziehen fehlte es ihm aber eben so wenig wie seinem Vorgänger an Gelegenheit, wie unterandern cap. 187 Condros, und der Artikel Pusca nach cap. 598 bestätigen. Voraus hatte er aber den Gebrauch eines eignen Gartens, für den er Samen aus Griechenland kommen liess (Artikel Cantalides, nach cap. 134), und worin er unterandern Arum Colocasia zog (Culcasia cap. 197). Man müsste sich wundern, hätte Matthäus so begünstigt nicht mehr geleistet als sein Vorgänger, und überträfe er ihn nicht an Gelehrsamkeit. Dagegen meine ich nach vielfachem Gebrauch beider, was sich leider nicht so bestimmt schwarz auf weiss nachweisen lässt, an Natursinn und kritischem Talent stehe Simon höher als Matthäus, und verdiene am wenigsten die ihm so oft wiederfahrene Zurücksetzung.

Fünftes Kapitel.

Die medicinisch-botanischen Volksbücher.

§. 23.

Die beiden Aggregatoren.

Nicht wegen seiner Verdienste um die Botanik, im Gegentheil um ihn, sonstiger Verdienste unbeschadet, aus der Geschichte

dieser Wissenschaft, in welcher er sich schon zu lange wie ein Gespenst umhertrieb, endlich wieder zu verbannen, beginne ich mit Jacobus de Dondis, einem der berühmtesten Aerzte und Astronomen seiner Zeit, geboren zu Padua 1298, gestorben daselbst 1359. Andre Nachrichten über sein Leben sehe man, wenn es beliebt, bei Tiraboschi[1]), dem aus Familienpapieren zu schöpfen vergönnt war. Ich habe nur von Einem seiner medicinischen Werke zu sprechen, und kann auch darüber fast nur wiederholen, was Choulant in der bei Petrus de Crescentiis bereits angeführten Gelegenheitsschrift, und zum Theil schon früher in Pierers allgemeinen medicinischen Annalen (1829, Seite 1153 ff.) so gründlich nachgewiesen habt.

Die Vorrede des wenigstens in der ersten Ausgabe titellosen Werks schliesst mit den Worten: „Et quia opus hoc ex pluribus authoribus aggregatus, liber aggregationis nomen acquirat." Darauf die Ueberschrift des Textes: „Aggregator Paduanus de medicinis simplicibus," und dann eine Einleitung, die mit folgenden Worten schliesst: „Opus quidem hoc, longis retro temporibus inchoatum, completum est per me artium et medicine doctorem Magistrum Jacobum Paduanum Anno domini M. CCC. octuagesimo quinto." Es bildet in der ersten undatirten Ausgabe, die ich besitze, einen starken Band in gross Folio. Nach Fabricius[2]) und Andern ist es auch unter dem Titel Promptuarium Medici sive de aggregatione medicamentorum etc. Venetiis 1481 und 1576 in fol. erschienen. Und dazu möchte wohl das ins Platdeutsche übersetzte Promptuarium medicine ohne Ort von 1483 gehören, was Choulant, wiewohl nur zweifelhaft, unter die Uebersetzungen des gleich zu besprechenden Aggregator practicus stellte. Dass es dahin gehöre, ist schon deshalb unglaublich, weil ihm eine Liste von 44 benutzten Schriftstellern vorangehen soll, im Aggregator practicus aber nur 15 vorkommen. Auf den Aggregator Paduanus passt dagegen die ganze Beschreibung.

1) *Tiraboschi V, pag. 195 sqq.*, besonders die Note zu *pag. 195* der römischen Ausgabe.

2) *Fabricii biblioth. latina med. et inf. aetatis, ed. Mansi, tom. II, pag. 60.*

Der Ueberschrift nach sollte man in ihm eine Heilmittellehre erwarten, in der That liefert er jedoch nur die nackten Namen der Heilmittel, geordnet zuerst nach den sogenannten Qualitäten, sodann nach den Krankheiten, gegen die sie jemals empfohlen wurden, nebst Angabe derjenigen meist arabischen Aerzte, welche sie empfahlen. Unter sich sind sie in jedem Kapitel, das heisst bei jeder besondern Krankheit, alphabetisch geordnet, indess wiederholen sich bei dieser Einrichtung natürlich dieselben Mittel so oft, als sie verschiedenen Uebeln abhelfen sollen. Von den Kennzeichen sowohl der Krankheiten wie auch der Heilmittel nicht ein einziges Wort, mithin ausser den Pflanzennamen auch nichts Botanisches.

Aber ein anderes zum Theil wirklich botanisches Werk ward und wird noch jetzt nicht selten bald mit jenem gradezu verwechselt, bald zwar unterschieden, doch gleichfalls dem Jacobus de Dondis oder einem andern Verfasser zugeschrieben, der eben so wenig damit zu thun hat.

Unter dem Titel Herbarius ward es in Deutschland, unter dem Titel Herbolarium in Italien öfter gedruckt; in Deutschland zuerst 1484 zu Mainz, wenn nicht eine undatirte, sonst mit der vorigen übereinstimmende und ohne Zweifel gleichfalls zu Mainz gedruckte Ausgabe noch etwas älter ist; darauf 1485 und 1486, vielleicht auch noch einmal, man weiss nicht in welchem Jahr, zu Passau; in Italien zuerst 1491 zu Vicenza, und endlich 1499, 1502 und 1509 zu Venedig. In allen Ausgaben bildet das Werk nur einen mässig starken Band in 4. Der Vorrede nach gebührt ihm aber ein ganz anderer Titel, als die Buchdrucker ihm gaben. Da heist es: „Ob id presens opusculum suam sumpsit denominationem Aggregator practicus de simplicibus." Schon die Aehnlichkeit dieses vom Verfasser selbst seinem Werk gegebenen Titels mit dem Titel des vorgenannten Werks Aggregator Paduanus de medicinis simplicibus begünstigte die Verwechselung beider Werke; noch täuschender ward die Aehnlichkeit in den passauer Ausgaben mit der Schlussschrift Patavie impressus, was man irrthümlich durch Padua übersetzte. Und

beide Werke sind so selten, dass manche Literatoren, die darüber sprachen, nur Eins oder keins von beiden vor Augen hatten. Lange konnte indess der Irrthum nicht bestehen, dazu sind beide an Umfang und Inhalt zu verschieden. Allein ein anderer Irrthum hatte sich eingeschlichen, und schlug, als auch er weichen musste, in einen dritten um, der sich dem ersten wieder näherte.

Gleich vorn in der Vorrede werden zwei ältere Aerzte, Arnaldus de Villanova und Avicenna redend eingeführt. Das veranlasste den vicentiner Drucker, seiner Ausgabe einen Holzschnitt voranzustellen, zwei sitzende Männer einander gegenüber darstellend, mit der Unterschrift links Arnoldi de Nova Villa, rechts Avicenna. In den folgenden venetianischen Ausgaben liess man den Holzschnitt wieder weg, behielt aber die Unterschrift bei, die nun keinen andern Sinn gab, als dass Arnoldus der Verfasser, Avicenna des Buches Titel sei. Und so fassten Einige das Verhältniss wirklich auf, ungeachtet des Widerspruchs, dass derselbe Arnoldus oder Arnaldus schon in der Vorrede als ein weit älterer Arzt figurirt. Selbst Hain liess sich dadurch täuschen, und beschrieb die Ausgabe des Herbolarium, Venetiis 1499, in seinem Repertorium unter nr. 1807 als Arnoldus de Villa Nova de virtutibus herbarum sive Avicenna.

Diesem zweiten so handgreiflichen Irrthum widersprach Konrad Gesner in seiner Vorrede zur lateinischen Uebersetzung des Tragus Argentorati 1552 in 4., verfiel dabei aber in den dritten, der noch heute nicht ganz überwunden ist. Er sagt, freilich unbestimmt und vorsichtig genug: „Jacobi de Dondis, quem vulgo Aggregatorem vocant, librum de viribus simplicium (er meint den Herbarius) alicubi aut vidi aut citatum legi; et forsan is est, qui Arnoldo de Villanova attribuitur. Nam Arnoldi non esse certum est, et Aggregator quoque inscribitur, sicut magnum volumen hujus Jacobi“ (da meint er den Aggregator Paduanus). Aber so vorsichtig verfuhren seine Nachfolger nicht: ohne sich nach bessern Beweisen umzusehen, erhoben sie Gesners vage Vermuthung zur Thatsache, und von Buch zu Buch geht die kecke Behauptung, Jacobus de Dondis sei auch der Ver-

fasser des Aggregator practicus. Nur einige der bekannteren oder neuesten mache ich namhaft. Seguier[1]) stellt das Herbariolum ohne weiteres unter den Namen des Jacobus de Dondis, ebenso verfährt Sprengel[2]) in der Geschichte der Botanik sowohl wie auch der Medicin mit dem Aggregator practicus, also mit demselben Werk unter anderm Titel. Renzi[3]), der nur eine italiänische Uebersetzung unter dem Titel Herbolario volgare kennt, meint ohne zu sagen warum, die Zeit der Entstehung des Werks lasse eher vermuthen, dass der Sohn Giovanni, als dass der Vater Giacomo Dondi sein Verfasser sei. Andrerseits scheine es nur eine Uebersetzung des Promtuarium (das heisst des Aggregator Paduanus) zu sein, welches der Verfasser selbst (also doch der Vater) erweitert habe. Aus dieser letzten Aeusserung ergiebt sich jedem, der beide Werke und ihre gänzliche Verschiedenheit kennt, dass Renzi höchstens Eins derselben kennen kann, und was die Zeit der Entstehung unseres Werks betrifft, so ist sie vollkommen unbekannt. Am ausführlichsten spricht sich Moretti[4]) aus, der den Aggregator practicus seiner Holzschnitte wegen zum Gegenstande einer weitläuftigen Untersuchung machte. „Anfangs, sagt er, schrieb man es dem Arnaldus de Villanova zu. Aber Konrad Gesner, Sprengel und Andre, haben bewiesen, dass es ein Werk des Paduaners Giacomo Dondi sei.“ Auf diesen Satz baut er weiter den vermeinten Beweis, dass die Ehre die ersten Pflanzenabbildungen zu wissenschaftlichem Zweck geliefert zu haben, nicht, wie man zu glauben pflege, den Deutschen, sondern den Italiänern zukomme. Zu dem Zweck musste obiger Fundamentalsatz vor allem sicher gestellt werden; und wie geschieht das? Durch die einfache Berufung auf Gesners vage Vermuthung

---

1) *Seguierii bibliotheca botanica pag. 246.*

2) *Sprengel, Gesch. der Botanik I, S. 242, Gesch. der Arzneikunde II, S. 615 der dritten Auflage.*

3) *Renzi storia della medicina in Italia II, pag. 236.*

4) *Moretti difesa e illustrazione delle opere botaniche di Pier Andrea Mattioli. Memoria VI;* im *Giornale dell' Istituto Lomburdo di scienze lettere ed arti e Biblioteca Italiana. Tom. III della nuova serie. Milano 1852.*

und Sprengels kategorische Behauptung, als auf vollständig geführte Beweise. Moretti selbst findet nicht einmal den Versuch nöthig, den schuldigen Beweis zu führen. Wie sich aber fast jeder, der den Aggregator practicus berührt, gleichsam wie durch einen Zauber in Irrthümer verstrickt, so ist es auch mir ergangen. Erst vor zwei Jahren sprach ich die Vermuthung aus [1]), der Verfasser sei zwar nicht Dondi, doch scheine er ein Italiäner zu sein, „weil sich die in dem Werke unverkennbaren salernitanischen Anklänge wohl nur in Italien so lange erhalten hätten.“ Ich nehme die Vermuthung zurück, und gestehe, dass Choulant den Aggregator practicus mit weit grösserer Wahrscheinlichkeit, — denn Gewissheit haben wir noch immer nicht, — für das Werk eines deutschen Verfassers hält. Vielleicht gelingt mir, seine Gründe durch einige neue sogar noch zu verstärken.

Das älteste Verzeichniss der Schriften unsres Dondi steht in Bernardini Scardeonii, canonici Patavini, de antiquitate urbis Patavii et claris civibus Patavinis libri tres. Basileae 1560 in fol. pag. 205. Es zeigt sogar Handschriften von Dondi an, die nie zum Druck gelangten; vom Aggregator practicus sagt es kein Wort. Und Scardeoni sass doch an der Quelle.

Das einzige Argument, womit Gesner seine aus dunkler Erinnerung entsprungene Vermuthung unterstützt, dass nämlich beide Werke, das unbestreitbare des Dondi und das zweifelhafte, denselben Titel Aggregator führen, halte ich für den schlagendsten Gegenbeweis. Unmöglich konnte ein sonst verständiger Verfasser zweien so grundverschiedenen Werken seiner eigenen Feder so zum Verwechseln ähnliche Titel geben. Hätte er es dennoch gethan, wäre er dennoch der Verfasser beider Werke, sicher hätte er nicht verfehlt in des letztern Vorrede eine solche Sonderbarkeit zu motiviren, und sich überhaupt in dem Einen auf das andre zu beziehen, da beide denselben Gegenstand, die Heilmittellehre, nur von zwei ganz verschiedenen Seiten behandeln. Aber gar anonym

1) In der *botanischen Zeitung von Mohl und Schlechtendal 1855 Stück 20, Seite 355.*

zu schreiben, lag gewiss am wenigsten in der Art des sich selbst bewussten hochberühmten Mannes.

Dass wir den Verfasser in Deutschland zu suchen haben, dafür spricht zuvörderst die Erscheinung des Werks in Mainz, mindestens sieben Jahr früher als in Italien; dafür sprechen die deutschen Namen der Pflanzen, welche in allen in Deutschland erschienenen Ausgaben neben den lateinischen stehen, wogegen die in Italien erschienenen Ausgaben nur die lateinischen haben; dafür spricht endlich noch eine von Trew genau beschriebene niederländische Ausgabe, die sich selbst für eine Uebersetzung aus dem Lateinischen erklärt, und mit der datirten mainzer Ausgabe des lateinischen Textes, welche man für die erste zu halten pflegt, dieselbe Jahrszahl 1484 trägt. Entweder muss folglich die früher erwähnte undatirte lateinische Ausgabe noch älter sein, und der Uebersetzung zum Grunde liegen; oder es müssen mindestens zwei Handschriften des lateinischen Textes in Deutschland und den Niederlanden existirt haben, lange bevor man in Italien das Werk kannte. Erst lange nachdem es 1491 in Italien zum ersten mal gedruckt war, erschien endlich auch eine italiänische Uebersetzung, Vinegia 1536 in 8., und bald darauf noch zweimal wiederholt, 1539 und 1540. Ist das alles auch kein vollständiger Beweis, so nähert es sich ihm wenigstens; und für die Meinung, das Buch sei, wenn gleich nicht von Dondis, doch italiänischen Ursprungs, spricht nichts, auch nicht, wie ich mir einbildete, die salernitanische Färbung. Denn der Einfluss jener Schule reichte weit über Italien hinaus.

Wo aber in Deutschland der Verfasser sich aufhielt, wie sich nannte, wann lebte, das alles ist völlig unbekannt. Von selbst versteht sich, dass das Werk weit älter sein kann als sein erster datirter Druck von 1484. Sehen wir daher zu, welche Schriftsteller er anführt. Ich citire die 150 Kapitel der ersten Abtheilung nach der ersten passauer Ausgabe von 1485, die 96 Kapitel des Anhangs, der in Particula II—VII getheilt ist, aber fortlaufende Kapitelzählung hat, nach der vicentiner Ausgabe von 1491, der einzigen, die ich vollständig besitze; und ich bezeichne den Anhang durch II.

Albertus de virtutibus herbarum, und einmal libro secretorum de virtutibus herbarum, cap. 37. 107. 140.

Aristoteles libro VII (ohne Zweifel de animalibus, da das Kapitel vom Schwein handelt II, c. 86.

Averroes c. 123.

Avicenna, sehr häufig.

Bartholomäus Anglicus, bald mit, bald ohne den Zusatz: de proprietatibus rerum, c. 64. II, c. 78. 79. 83. 85. 88. 91. 92. 93.

Dioscorides, häufig, aber meist nach Serapio.

Galenus, öfter.

Macer, c. 112.

Mesue oder Joannes Mesue, häufig.

Nicolaus in autidotario c. 111.

Pandecta (stets im Singular, und ohne des Verfassers Namen) sehr häufig.

Platearins, auch einmal authore Constantino, sehr häufig.

Plinius c. 106. II, c. 78. 85.

Serapio, auch mitunter authore Dioscoride, sehr häufig.

St. Urbanus, ihm werden einige Verse zugeschrieben, c. 139.

Das Werk kann demnach bis nahe an das Jahr 1317 hinaufreichen, denn in diesem Jahre erschienen wahrscheinlich die Pandekten des Matthäus Sylvaticus. Des Pseudo-Albertus liber secretorum, wovon ich §. 7 gesprochen, mag jünger sein, doch kennen wir seine Zeit so wenig wie die des Aggregator practicus. Bestätigte sich, dass Albertus de Saxonia zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sein Verfasser wäre, so würde der Aggregator practicus ungefähr in die Mitte desselben Jahrhunderts fallen.

Des Buches ausgesprochener Zweck ist, den Armen des kostbaren Beistandes der Aerzte und Apotheker zu überheben. Doch geht es über seine Grenzen hinaus, indem es zumal in den sechs letzten kürzeren Partikeln, die ich als Anhang zum ursprünglichen Werk betrachte, viele kostbare ausländische Mittel anführt; und es verfehlt seinen Zweck durch die Oberflächlichkeit oder gänzliche Auslassung der Pflanzenbeschreibungen. Auch die in Holz geschnittenen Pflanzenabbildungen unsrer Ausgaben, worüber ich gegen das Ende des dritten Kapitels dieses Buchs ausführlicher sprechen werde, helfen dem Mangel nicht ab, da sich nur wenige

derselben mit Mühe erkennen lassen. So wie das Werk gedruckt vor uns liegt, kann ich daher im Vergleich mit den Pandekten des Matthäus Sylvaticus noch keinen Fortschritt der Wissenschaft darin erkennen. Vermuthlich war jedoch die Handschrift bereits mit Handzeichnungen der vorkommenden Pflanzen, vielleicht bessern als die noch rohe Kunst des Holzschnitts wiedergeben konnte, ausgestattet; und jedenfalls war der Versuch die Heilmittellehre populär zu machen, auf welcher Bahn man bald für die Botanik höchst bedeutende Fortschritte machte, für jene Zeit neu.

Zum Schluss noch ein Wort über des Werkes sicherste Bezeichnung. Den Titel Herbarius, den ihm erst der mainzer Buchdrucker gab, sollte man als zu vieldeutig entweder ganz vermeiden, oder wenigstens, wie Trew thut, nie ohne den Zusatz Latinus gebrauchen, weil es noch einen Herbarius in deutscher Sprache giebt, keine Uebersetzung des lateinischen, sondern ein ganz anderes Werk. Choulant möchte unser Werk zum Unterschiede vom Aggregator Paduanus des Dondi, weil es zuerst in Mainz gedruckt ward, den Aggregator Moguntinus nennen. Doch das scheint mir zu willkürlich, und da es auch andre Ausgaben giebt, die man zuweilen zu unterscheiden hat, unbequem. Mir scheint des Werkes eigener Titel hinreichend, zumal mit dem Zusatz Anonymi aggregator practicus. Den wird niemand mit Jacobi de Dondis aggregator Paduanus verwechseln.

§. 24.

Le grant Herbier en francoys.

Dürfen wir ein mit dem vorigen vielleicht ungefähr gleichzeitiges, aber beträchtlich grösseres medicinisch-botanisches Werk darum, weil es gegen die Gelehrtensitte jener Zeit in der Volkssprache geschrieben ist, zu den Volksbüchern rechnen, so gehört hierher auch das unter folgendem Titel oft gedruckte, doch noch wenig gekannte, und zumal in Deutschland seltene Werk:

Le grant Herbier en francoys: Contenant les qualitez: vertus: et proprietez des herbes: arbres: gommes: semences: huylles: et pierres precieuses: extraict de plusieurs traitez de medecine: comme de Avicenne: Rasis: Constantin: Isaac: Plataire: et ypocras. Selon le commun usaige. Imprime nouvellement a Paris. (Hierauf zwei Pflanzen in Holzschnitt neben einander. Darauf:) On les vend a Paris en la rue neufve notre Dame a lenseigne de lescu de france.

Derselbe Titel wiederholt sich nach einem „Cy finist“ auf der letzten Seite mit den kleinen Abweichungen, dass es heisst Herbier translate de Latin en Francoys, dass Platearius komischer Weise St. Plataire genannt, Hippokrates ausgelassen ist, und nach dem Druckort noch des Druckers Name folgt: par Alain Lotrian Imprimeur et libraire demourant en la rue etc. Die Jahrszahl fehlt, andre Drucke desselben Druckers fallen um 1530. Das Buch enthält 22 ungezählte und 176 numerirte Blätter in klein Quart mit gespaltenen Columnen. Druck und Papier sind schlecht. Ueber jedem Kapitel steht ein kleiner sehr roher Holzschnitt von der geringen Breite der Columne, und wenig höher als breit. Diese Bilder sind meist, doch nicht alle, denen des Ortus sanitatis nachgeahmt, aber verkleinert und dabei noch verschlechtert. Die meisten stellen Pflanzen dar; wenige lassen ahnden, welche Pflanze gemeint sei, und dieselben Abbildungen wiederholen sich zum Theil bei den verschiedensten Pflanzen. Die Rückseite des Titelblatts nebst den folgenden ungezählten Blättern enthalten ein langes Verzeichniss der im Buche genannten Krankheiten und der dagegen empfohlenen Mittel, ein ziemlich weitläufiges Glossar der medicinischen besonders griechischen und arabischen Kunstausdrücke, und ein Verzeichniss aller Kapitel des Buchs. Auf fol. 1 beginnt nach einem kurzen Prolog der Text in alphabetischer Ordnung der Kapitel. Weder der Verfasser noch der Uebersetzer ins Französische werden genannt.

Dieselbe nebst noch drei andern Ausgaben beschreibt Pritzel aus pariser Bibliotheken in seinem Thesaurus literaturae botanicae pag. 343 unter nr. 11,664. Zwei derselben erschienen gleichfalls

in Paris, die eine par Denis Janot et Alain Lotrian, die andre par Jehan Janot. Die vierte nennt weder Drucker noch Druckort. Datirt ist keine derselben. Aber schon Haller, dem das Verdienst gebührt, dies Werk zuerst sowohl vom deutschen wie vom lateinischen sogenannten Herbarius unterschieden zu haben, beschreibt noch zwei andere gleichfalls undatirte pariser Ausgaben, eine jüngere von Guillaume Nyvert und eine ältere von Pierre Caron gedruckt, die demnach schon zwischen 1480 und 1490 erschienen sein muss. All diese Ausgaben sind in Quart und den Beschreibungen nach auch im übrigen der meinigen gleich. Noch zwei angebliche Folioausgaben Paris 1499 und 1521, welche Haller ohne sie selbst gesehen zu haben anführt, gehören vielleicht nicht hierher.

Lange wusste ich nicht, was ich aus dem Buche machen sollte, bis mich eine Handschrift der hiesigen königlichen Bibliothek, die eine nähere Beschreibung verdient, auf die rechte Spur brachte. Sie besteht aus 202 Blättern in klein Folio, ist auf starkem Papier in zwei Columnen sauber geschrieben, und in rothen Sammet mit goldnem Schnitt prachtvoll gebunden. Was die ungezählten Blätter meiner Druckausgabe enthalten, fehlt. Voran steht der Prolog, darauf der Text, beides ohne Ueberschrift. Am Ende des Textes liest man: „Et pour eviter prolixite cy est la fin de ce livre en quel sont contenus les secres de salerne. Auch in ihr ist fast jedes Kapitel mit einer bildlichen Darstellung seines Gegenstandes, d. h. vornehmlich mit Pflanzen geziert. Die Zeichnungen sind sauber, ich darf sagen zierlich, das Colorit wenigstens reinlich. Sämmtliche exotische Pflanzen und manche andre sind, wie sich nicht anders erwarten lässt, Phantasiestücke, aber viele, wie z. B. Apium, Aristolochia, Asarum stellen die Natur recht gut dar, und wo dem Zeichner auch nur einiges Material gegeben war, wie z. B. die Fiederblättchen und Hülsen der Cassia Senna, versäumte er nicht, seine Erfindung darnach einzurichten. Den Schriftzügen nach stellt mein sachkundiger College, Geheimer Rath Dr. Voigt, die Handschrift muthmasslich auf die Grenze des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Ich möchte sie aus dem Grunde für etwas älter

halten, weil eine so mühsame Abschrift doch wahrscheinlich nicht nach Erscheinung der ersten gedruckten Ausgabe unternommen ward. Das Werk selbst muss aber jedenfalls früher in mehrern aus einander abgeleiteten Abschriften existirt haben; denn nur unter der Voraussetzung begreift man die vielfachen und beträchtlichen Abweichungen meiner gedruckten Ausgabe von der Handschrift. Wie alt es sei, lässt sich, da fast alle Citate der Quellen darin unterdrückt sind, noch weniger errathen wie beim Aggregator practicus de simplicibus.

Der Titel Secres de Salerne führte mich natürlich zu einer Vergleichung mit des Platearius Circa instans, und diese ergab, dass von den 463 Kapiteln des Manuscripts 254, von den 468 des Drucks 258 aus dem Circa instans übersetzt sind, und des Werkes Grundlage ausmachen; denn nur 19 Kapitel des Circa instans fehlen der Handschrift, dem Druck nur 15, was der Nachlässigkeit der Abschreiber zur Last fallen mag, und die aus andern Quellen geschöpften Kapitel, von denen einige nur in der Handschrift, einige nur im Druck vorkommen, stehen mit wenigen Ausnahmen am Ende jedes Buchstaben, also als Ergänzung hinter den Kapiteln des Platearius. Möglich dass sich einige derselben, wenn der vollständigere breslauer Text des Circa instans einmal ans Licht tritt, auch noch als ächt salernitanische erweisen; allein die Mehrzahl derselben athmet einen ganz andern Geist. Einige derselben, z B. de Castanca, de Faseolis u. a. m., sind stillschweigend von Isaak entlehnt; andre, besonders die kürzeren, haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den entsprechenden Kapiteln des sogenannten Apulejus Platonicus, nur sind sie kürzer, vermuthlich aus einem unvollständigen Exemplar übersetzt, und die Abweichungen bei den zahlreichen Synonymen übersteigen oft alle Vorstellung. Viele Kapitel bleiben übrig, deren Original ich nicht anzugeben weiss. Interessant sind die volksthümlichen Namen, oft eingeführt mit den Worten: „les domiciens lappellent.“

Einen Fortschritt der Wissenschaft wird auch in dem Buche nicht leicht jemand warzunehmen sich einbilden, er müsste denn die Abbildungen als solchen betrachten. Allein dergleichen

besitzen wir bekanntlich schon in einer Handschrift des Dioscorides aus dem fünften Jahrhundert; schon Krateuas hatte sogar zu demselben Mittel gegriffen: umsonst, die Wissenschaft empfand keine Folgen davon. Damit ihr die Abbildungen zu statten kämen, mussten die Mittel sie getreu zu vervielfältigen, die Künste des Holzschnitts, des Kupferstichs, des Steindrucks u. s. w. erst erfunden und ausgebildet werden. Aber zur Ausbreitung der Wissenschaft mussten Bücher solcher Art beitragen, und dadurch zur Erweckung von Talenten für ihren Dienst, die ihr sonst vielleicht wären verloren gegangen.

§. 25.

Ortus sanitatis und der Gart der Gesundheit.

Fruchtbarer als andere Länder an medicinisch-botanischen Volksbüchern, selbst wenn ihm der Aggregator practicus de simplicibus nicht angehören sollte, war Deutschland am Ausgange des Mittelalters. Ich spreche zunächst vom Ortus (alte Schreibart für Hortus) sanitatis, einem lateinischen Werke, und dessen Uebersetzung ins Deutsche unter dem Titel Gart der Gesundheit. Wegen der zahlreichen, zum Theil zu den ältesten Denkmälern der Buchdruckerkunst gehörenden Ausgaben des Werks verweise ich meine Leser auf die beiden reichhaltigen Artikel in Trew's librorum botanicorum catalogus secundus, artic. III und IV, und auf Pritzel's thesaurus literaturae botanicae pag. 349. Ich besitze davon nur zwei lateinische und, abgesehen von den spätern Ueberarbeitungen, zwei deutsche Ausgaben, und die hiesigen öffentlichen Bibliotheken lassen mich bei diesem Werk ganz im Stich Aber Choulant verheisst uns am Schluss seiner schon öfters citirten Gelegenheitsschrift ein den ältesten naturhistorischen und medicinischen Abbildungen besonders gewidmetes Werk," und darin auch „umfangreiche historische und bibliographische Forschungen" über den Ortus sanitatis, die gewiss jeder Freund der Geschichte unsrer Wissenschaft begierig erwarten wird. Was ich zur Vervollständigung und Berichtigung der Kenntniss dieses vielbespro-

chenen Werks beibringen konnte, sprach ich schon früher aus in Henschels Janus Band III, 1848, Seite 91 ff., und darf hier nur die Hauptpunkte wiederholen, kann aber die wunderlichen Schicksale, die mein Aufsatz erfahren, nicht unbemerkt lassen. Zahlreiche, zum Theil höchst sinnentstellende Druckfehler, wie die grössesten statt die jüngsten Schriftsteller, die Correcturen statt die Serraturen der Blätter u. s. w. schlichen sich ein, und blieben unberichtigt, weil gleich darauf der Janustempel für lange Zeit geschlossen ward. Das Schlimmste war aber, dass Moretti, verleitet durch die erste Hälfte eines Satzes, dessen zweite Hälfte er offenbar nicht gelesen, mir eine Meinung unterschob, die ich eben als lächerlich zurückweisen wollte, des Werkes Verfasser sei ein salernitanischer Arzt, und dass er diese Meinung als die meinige im Giornale dell' Istituto Lombardo di Scienze Lettere ed Arti öffentlich bekämpfte. Man wird mir die kleine Eitelkeit, das hier eingeschaltet zu haben, verzeihen.

Nach der gewöhnlichen, schon von Trew ausgesprochenen Meinung sollen die deutschen Ausgaben das Original, die lateinischen dessen Uebersetzung sein, und für den Verfasser gilt ein gewisser Johann Wonnecke (oder Dronnecke) von Cuba (oder C'aub), der in den Jahren 1484 bis 1495, und wahrscheinlich schon früher Stadtarzt in Frankfurt am Main war. Was sich von Nachrichten über diesen Mann auffinden liess, sammelte Stricker in einem Aufsatze im ersten Bande des Janus 1846, Seite 779 ff.; und Pritzel in der botanischen Zeitung von 1846, Seite 785 ff.; und weil der Verfasser der Vorrede zur deutschen Ausgabe von 1485 viel von seinen grossen Reisen durch die slavischen Länder, Griechenland Palästina Aegypten und Candia spricht, nach deren Beendigung er dies Werk „durch einen meyster in der artzney gelernt" habe anfangen lassen; und weil im Januar 1484 Ritter Bernhard von Breydenbach, der Verfasser des bekannten Reisewerks Sanctorum peregrinationum etc. opusculum, von seiner Pilgerfahrt nach Frankfurt zurückgekehrt war: so combinirt Stricker beides, hält den Ritter für den Urheber, den Johann von Cuba für den eigentlichen Verfasser

des Gart der Gesundheit. „Beide Werke, sagt er, die Peregrinatio in terram sanctam und der Hortus sanitatis, stehen demnach in diesem Verhältniss zu einander, dass das erste eine allgemeine Reisebeschreibung, das zweite eine durch die Ergebnisse der morgenländischen Reise veranlasste Umarbeitung der ersten Ausgabe des in der obenangeführten Stelle der Vorrede als unvollendet erwähnten Herbarius ist. Dem Wesen nach ist, der deutlichen Erklärung des Verfassers gemäss, der Ortus sanitatis eine Armenpharmakopöe. Bei genauerer Vergleichung findet man, dass der Herbarius 1484 den Text abgiebt für den Gart der Gesundheit 1485, hie und da die Gegenstände zwar kürzer oder ausführlicher behandelt, doch in den Recepten übereinstimmt, und dass der Stoff von 1485 wieder 1491 vorkommt, hier aber gelehrter bearbeitet ist." Um das ganz verständlich zu machen, muss ich auch die erwähnte Stelle der Vorrede hier einrücken. „Und do ich uff entwerffunge und kunterfeyung der kreuter gangen bin inmitteler arbeyt, vermerkt ich, dass viel edeler kreuter syn die in dissen teutschen landen nit wachsen. Darumb ich dieselben in ihrer rechten farb und gestalt anders entwerffen nicht mocht dann von hören sagen. Desshalben ich soliches angefangen werk unfolkommen und in der fedder hangen liess so lange biss ich, zu erwerben gnade und ablass, mich fertiget zu ziehen zu dem heiligen grabe und zu dem berg synay. Doch daz solich edel angefangen und unfolkomen werk nit hynderstellig bliebe. auf dass meyn fart nicht allein zu myner selen heyl, sunder aller welt zu stadt kommen mocht. Nam ich mit mir einen maler von vernunfft und hant subtiel und behende u. s. w."

Das ist ein schönes, leider nur nicht wahres Gemälde; erst Pritzel in der botanischen Zeitung 1846, Seite 785 ff, darauf auch ich im Janus, haben bereits viel daran retouchirt. Wir wollen es nochmals näher beleuchten

Erstlich gehört der Herbarius von 1484 gar nicht hierher, sondern ist der Aggregator practicus de simplicibus, der mit dem Ortus sanitatis zwar viele Pflanzen und viele Krankheiten, gegen welche dieselben von Alters her empfohlen wurden, sonst aber

nichts gemein hat. Es kann also unmöglich jener in der Vorrede zum Gart der Gesundheit erwähnte erste unvollendet gebliebene Entwurf sein. Zweitens sind die angeführten Stellen der Vorrede des deutschen Gart der Gesundheit, auf die sich Stricker stützt, nicht bloss verdächtig, sondern offenbar verfälscht. Die Vorrede des lateinischen Ortus sanitatis, die, wie ich gleich zeigen werde, als das Original zu betrachten ist, lautet ganz anders. In ihr spricht nicht jener vornehme Reisende, für den der gelehrte Arzt und Maler arbeiteten, sondern der Verfasser selbst. Er sagt: „ad idem aggregandum (sc. opus) non minus me movit sed et permaxime nobilis quidam dominus, qui regna terrasque varias peragrando, videlicet Alemaniam, Italiam (etc. es folgt dieselbe Reise, wie im Gart der Gesundheit), de sepe dictis herbis animalibus lapidibus ceterisque ad confectionem medicinarum necessariis propter raritatem incognitis, magnam accepit experientiam, earum virtutem describens, ac earum similitudines sub lineamentis convenientibus ceterisque coloribus effigare procuravit. Que etiam omnia et singula sub debitis figura forma colore exquisitoque ordine in presenti opere depicta invenies. His igitur duobus permotus laudabile hoc opus incepi etc.“ Dagegen ist nur zu erinnern, dass die Holzschnitte der Ausgaben nichts weniger als im Orient nach der Natur entworfene Zeichnungen verrathen. Mag der Verfasser eine oder die andere solcher Zeichnungen gesehen haben, die Hauptsache war ihm offenbar, durch jene Erzählung Gunst zu gewinnen. Und nun begreift man leicht, wie der deutsche Uebersetzer denselben Zweck noch sicherer dadurch zu erreichen suchte, dass er die ganze Vorrede jenem vornehmen Pilger selbst in den Mund legte, und ihm einen gelehrten und einen kunstfertigen Gehülfen gab. Drittens, — und darauf legt Pritzel mit Recht den grössten Nachdruck, — können die rohen Holzschnitte unsres Werks unmöglich demselben Künstler zugeschrieben werden, der die trefflichen Blätter zu Breidenbachs Reise lieferte. Viertens kennen wir den Johann von Cuba keineswegs als Verfasser des lateinischen Ortus sanitatis, sondern nur als den des deutschen Gart der Gesundheit, oder genauer gar nicht als Verfasser, sondern

nur als den Uebersetzer des ursprünglich lateinischen Werks ins Dentsche. Erst 1533, nachdem der Ortus sanitatis vergessen war, der deutsche Gart der Gesundheit immer neue Ausgaben erfuhr, sagt Eucharius Rhodion, der auch eine solche besorgte, in seiner Vorrede: „Hab also den alten Herbarium oder Kreutterbuch anfenglich von dem wohlerfarnen Doctor Johann Cuba, weiland Statartzt alhie zu Franckfurt, zusamengetragen, disen Winter under andern gschefften überlesen u. s. w.“ Doch das alles bekommt seine volle Beweiskraft erst dann, wenn sich darthun lässt, dass die deutschen Ausgaben nur Uebersetzungen der lateinischen sind; und das will ich jetzt, auf des Werkes Inhalt eingehend, zu beweisen versuchen.

Die beiden Ausgaben des lateinischen Ortus sanitatis, deren ich mich bediene, sind die, welche Trew so wie auch Pritzel als die erste und letzte betrachten. Jene hat weder Ort noch Jahrszahl, der Ort fehlt auch dieser, doch führt sie am Ende des Titels die Jahrszahl 1517. Ihre Uebereinstimmung nebst Trews Beschreibung der dazwischen liegenden Ausgaben lässt mich auf vollständige Uebereinstimmung des Inhalts aller schliessen. Ihr Titel ist zugleich Inhaltsanzeige. Er lautet:

> Ortus sanitatis de herbis et plantis. De animalibus et reptilibus. De avibus et volatilibus. De piscibus et natatilibus. De lapidibus et in terre venis nascentibus. De urinis et earum speciebus. Tabula medicinalis Cum directorio generali per omnes tractatus.

Auf den ersten Blick erscheint das ganze Werk als eine Mosaikarbeit, zusammengesetzt aus Stellen der Griechen Römer Araber und vieler theils wohlbekannter theils zweifelhafter Schriftsteller des Mittelalters. Das Meiste lieferten Aerzte und Naturforscher, doch auch Dichter Grammatiker und Theologen trugen ihr Schärflein bei. Die jüngsten Schriftsteller, denen ich bei genauer Durchsicht des ersten und längsten aus 530 Kapiteln bestehenden Tractats de herbis et plantis begegnete, sind 1. Matthäus Sylvaticus, dessen Werk Pandecta ohne des Verfassers Namen fast in jedem Kapitel vorkommt, 2) Simon Januensis, doch nicht seine

Clavis sanationis, sondern Bulcasim libro qui dicitur Servitor translatus a sinone (so in beiden Ausgaben) de Janua, nur einmal cap. 423, doch das Werk ohne des Uebersetzers Namen öfter; 3. Bartholomaeus de proprietatibus rerum, öfter; 4. Actor, worunter, wie wir wissen, Vincentius Bellovacensis zu verstehen ist, häufig, und 5. einmal cap. 449 Albertus in libro de naturis rerum, doch öfter der Titel des Buchs ohne den Verfasser, bekanntlich ein dem Albertus mit Unrecht zugeschriebenes Werk des Thomas Cantipratensis; 6. Platearius u. s. w. In den vier folgenden Tractaten von den Thieren und von den Steinen, welche zusammen aus 536 Kapiteln bestehen, tritt statt des Matthäus Sylvaticus häufig der ächte Albertus auf, selten erscheint auch, z. B. de lapidibus cap. 50, Arnoldus, nämlich Arnaldus de Villanova. Der letzte nicht in Kapitel getheilte Tractat de urinis ist ganz aus den beiden gleichnamigen Werken des Isaak und des Aegidius Corboliensis zusammengesetzt. Zuweilen, doch selten, heisst es auch: Ich habe das beobachtet, Ich bin der Meinung, u. d. g. m. So z. B. tract. I, de herbis et plantis cap. 287 de Memithe: „Multi vero erraverunt in hac herba. Quidam putaverunt, quod esset celidonia etc. et (lies at) Ego vidi meo tempore multos in hoc errare, et multi erraverunt tempore Dyascoridis etc.“ Ferner cap. 319 vom Oleander: „Ego vero dico etc.“, wo der Redende, gestützt auf Galenos, sogar dem Dioskorides und Avicenna zu widersprechen wagt. Ferner cap. 419 de Scamonea: „Et credo etc.; et obviamus ei etc ; et dico etc.“ Ferner cap. 467 de Tamarisco: „Et dixit mihi homo fidelis etc.“ Noch interessanter erscheint die Aeusserung cap. 148 von der Colocasia: „Et ego ipsam habeo Salerni in viridario meo secus spectabilem fontem.“ So hätten wir denn wieder einen neuen salernitanischen Arzt, der vielleicht nur wenige Jahre nach Matthäus Sylvaticus schrieb? (das sind meine schon früher gebrauchten von Moretti missdeuteten Worte). O nein! nur einen überaus gewissenhaften Abschreiber haben wir vor uns, so gewissenhaft, dass er nicht einmal das Ich dessen, den er copirt, zu ändern wagt; wogegen er sich zuweilen die Freiheit nimmt den

Namen des Abgeschriebenen auszulassen. Dies ist unter andern in der so eben zuerst und der zuletzt citirten Stelle geschehen, beide sind aus den sonst so oft citirten Pandekten, diesmal ohne Angabe der Quelle, buchstäblich abgeschrieben. Sehen wir noch genauer zu, so schmilzt auch der scheinbare Reichthum unsres Compilators an literarischen Hülfsmitteln beträchtlich zusammen. Gegen funfzig längere citatenreiche Kapitel des ersten Tractats verglich ich von Wort zu Wort mit den entsprechenden Artikeln des Matthäus Sylvaticus und Vincentius Bellovacensis, solche, in denen diese Schriftsteller citirt, dann auch solche, in denen sie nicht citirt werden, und siehe da! sie stimmten aufs Haar, die eine Hälfte fast jedes verglichenen Kapitels mit all ihren Citaten war aus diesem, die andre aus jenem entlehnt. Wenige Beiträge hatten ausserdem, besonders zu einigen kürzern Kapiteln, Thomas Cantipratensis und Bartholomäus Anglicus geliefert. Die ganze botanische Bibliothek unsres Compilators scheint sich demnach auf die vier genannten Werke, von denen vorzüglich die beiden ersten geplündert wurden, zu beschränken. Eben so dürftig sind die zu den übrigen Tractaten benutzten Hülfsmittel. Halten wir uns dabei nicht auf.

Den deutschen Gart der Gesundheit mit dem lateinischen Ortus sanitatis genau zu vergleichen, fehlen mir die ältern Ausgaben des erstern. Ausser den spätern Ueberarbeitungen von Eucharius Rhodion und von Lonicerus, die uns hier nichts angehen, besitze ich nur die frankfurter Ausgabe von 1493, und die auch schon mannichfach davon abweichende lübecker von 1520. Aber nach Trew enthält die erste mainzer Ausgabe von 1485 genau so viel Kapitel wie meine frankfurter von 1493, und Hain's Beschreibung beider in seinem Repertorium lässt auch im übrigen auf die gleiche Einrichtung beider schliessen. Hiernach scheint in allen dem Namen nach die wunderbare Eintheilung in fünf Theile, von denen der zweite Theil fehlt, also in der That nur in vier Theile zu herrschen. Der erste Theil enthält 435 Kapitel, worin in einfach alphabetischer Folge von 419 Pflanzen 11 Mineralien und 15 Thieren gehandelt wird. Der soge-

nannte dritte Theil besteht aus einem Register, das sich in meiner Ausgabe auf anderthalb Blätter beschränkt. Der sogenannte vierte Theil handelt auf 3½ Blatt ohne Kapiteleintheilung vom Harn. Der sogenannte fünfte Theil ist ein weitläuftiges Verzeichniss der Krankheiten und der gegen jede empfohlenen Mittel. Demnach stellt sich das Verhältniss der Kapitel in beiden Werken so.

	im Ortus sanit.	im Gart der Gesundheit	also Weniger
Pflanzen	530.	419.	111.
Thiere	392.	15.	377.
Mineralien	144.	11.	133.
Summa	1066.	445.	621.

So viel ärmer als der Ortus sanitatis ist der Gart der Gesundheit, aber dieser enthält, wie schon Trew bemerkt, kein Kapitel, was nicht auch jener hat, und zwar in treuer Uebersetzung.

Schon dies Verhältniss der beiden Werke zu einander macht mir das höhere Alter des Ortus sanitatis in hohem Grade wahrscheinlich. Schon dieses Werk war seiner Vorrede nach zum Volksbuche bestimmt; aus zwei Gründen verfehlte es seinen Zweck, es war zu umfangreich, folglich zu kostbar, und nicht jedermann verstand latein. Darum übersetzte es Johann von Cuba ins Deutsche, und kürzte es ab. Das begreift sich. Wie man dagegen das kürzere deutsche Buch, wenn es früher existirt hätte, ausdehnen und lateinisch machen konnte, da es doch einmal Volksbuch bleiben sollte, das ist mir wenigstens unbegreiflich. Man beruft sich auf das hohe Alter der ersten deutschen Ausgabe im Jahr 1485; die ältern lateinischen haben kein Datum, wer mag mit Sicherheit entscheiden, ob sie jünger oder älter sind? Beiderlei Ausgaben haben Holzschnitte, die der ersten deutschen hält man für besser als die der ersten lateinischen, lässt das nicht auch das höhere Alter der letztern vermuthen? Doch wozu Vermuthungen, wo es Gewissheit giebt? Matthäus Sylvaticus, Vincentius Bellovacensis, Bartholomäus Anglicus und Thomas Cantipratensis sind wenigstens die botanischen Quellen des Werks; aus ihnen müsste der gewöhnlichen Meinung nach der Gart der Gesundheit ins

Deutsche übersetzt, und dann aufs neue ins Lateinische zurückübersetzt sein. Nun weicht aber der lateinische Ortus sanitatis von seinen vier lateinischen Vorbildern um kein Jota ab. Das kann keine Rückübersetzung sein, oder das Wunder der siebzig Dolmetscher hätte sich an dem profanen Buche wiederholt.

Ist damit das höhere Alter des Ortus sanitatis im Vergleich mit seinem deutschen Gefährten unwiderleglich bewiesen, so wird die Zeit seiner Entstehung um so ungewisser. Dass Johann von Cuba seine Uebersetzung gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts verfertigte, wissen wir; wie lange damals sein lateinisches Original bereits existirte, wird sich ohne den glücklichen Fund einer datirten Handschrift schwerlich ermitteln lassen. Gleichwohl bilde ich mir ein, wenigstens eine leise Spur der Existenz des Ortus sanitatis vor dem Abdruck entdeckt zu haben, und zwar in der unverkennbaren Aehnlichkeit einiger seiner rein fingirten Abbildungen mit andern nicht ins grant Herbier en francoys übergegangenen Zeichnungen der früher besprochenen Handschrift Secres de Salerne. Am auffallendsten spricht sich diese Aehnlichkeit aus zwischem dem Holzschnitt, den der Ortus sanitatis vor das Kapitel 412 vom Santalum (der Gart der Gesundheit von 1493 vor das Kapitel 374 Sandelholtz) stellt, und der Zeichnung, welche sich in der erwähnten Handschrift mitten im Text des Kapitels vom Elleborus findet. Der Holzschnitt ist plump, die Handzeichnung zierlich, aber in beiden bemerkt man nicht nur die gleiche Stellung der Zweige und Blätter, sondern auch die ganz eigenthümlich symmetrische Krümmung der letztern, mit dem wohl zu beachtenden Unterschiede, dass im Holzschnitt die rechte Seite der Zeichnung zur linken, die linke zur rechten geworden ist. Es wäre ein sonderbarer Zufall, wenn grade die hierher verirrte Handschrift des Secres de Salerne dem Formschneider für den ersten gedruckten Ortus sanitatis zum Muster gedient hätte. Viel lieber glaube ich, dass beide Werke lange, vielleicht über funfzig Jahr, vor dem Abdruck existirten, und dass ein Briefmaler, indem er für das Eine arbeitete, zufällig ein Exemplar des andern vor Augen hatte, und daraus einige Abbildungen ihm unbekannter Pflanzen

copirte. Für jünger als die Secres de Salerne halte ich aber den Ortus sanitatis deshalb, weil er reichhaltiger ist; und für das Werk eines Deutschen deshalb, weil er nicht allein in Deutschland endlich ans Licht trat, sondern auch wegen der Benutzung des Albertus Magnus, den ausser Petrus de Crescentiis fast kein Ausländer kannte. Aber stolz zu sein auf das rein abgeschriebene Werk, wenn ihm nicht etwa seine noch unbekannten Originalzeichnungen einigen Werth geben, haben wir keine Ursache. Und das weit überschätzte Verdienst des Johannes de Cuba beschränkt sich offenbar auf das eines getreuen Uebersetzers einer zeitgemässen Schrift.

§. 26.

Konrad von Megenberg.

Ueber diesen Schriftsteller und sein berühmtes Puch der Natur, wie es in der ersten Ausgabe von 1475 heisst, handelte ganz vor kurzem Choulant in seinen schon öfter genannten „Anfängen wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildung im christlichen Abendlande“ Seite 19 ff. nach einem gründlichen Studium des Werks selbst so ausführlich und fast erschöpfend, dass mir kaum etwas übrig bleibt, als die Aufnahme eines Auszugs daraus und die Bestätigung einer auch schon von meinem Vorgänger aufgestellten Vermuthung aus einer handschriftlichen Quelle, die ihm verschlossen war.

Das Buch, obgleich von 1475 bis 1499 sechs mal, dann aber nicht wieder gedruckt, gehört zu den ersten Seltenheiten unsrer Literatur. Choulant kennt aus eigener Anschauung nur die letzte, Augsburg bei Hans Schönsperger 1499, die ich gleichfalls aus der hiesigen königlichen Bibliothek vor mir habe. Aus der göttinger Bibliothek kenne ich auch die vorletzte, Augsburg bei Anton Sorg 1482, und habe sie vor längerer Zeit, ehe ich die spätere kennen lernte, excerpirt. Die Orthographie beider weicht oft etwas von einander ab, so wie beide darin ohne Zweifel von der ersten Ausgabe abweichen, da sie sich nicht Puch sondern Buch der Natur nennen. Darf ich aber meinen eignen Excerpten

trauen, — und ich zweifle nicht daran, — so enthält die Ausgabe von 1499 drei Pflanzen mehr als die von 1482. Andre Verschiedenheiten dieser beiden habe ich nicht bemerkt. Anders verhält es sich dagegen mit einer angeblichen siebten und achten Ausgabe, Frankfurt am Main bei Christian Egenolff 1536 und 1540, unter dem etwas veränderten Titel Naturbuch durch Conradum Mengelberger, vorausgesetzt dass beide unter sich übereinstimmen. Denn die von 1540 kenne ich nicht, allein die von 1536 besass ich selbst, bis ich sie meinem verstorbenen Freunde Moretti überliess, der sie in seiner siebten Memoria zur Vertheidigung Mattioli's im Giornale dell' Istituto Lombardo di science etc. tom. IV della nuova serie, Milano 1853 beschrieb. Sie ist ein dürftiger Auszug aus dem Buch der Natur, kaum eines Fingers breit stark, und die botanische Abtheilung ist nur mit einigen der Holzschnitte geziert, welche derselbe Verleger wenige Jahre zuvor dem Werke des Eucharius Rhodion beigegeben hatte.

Cunrat von Megenberg nennt der Verfasser sich selbst in der Einleitung, und dass Megenberg nur der Name seines Geburtsorts sei, erhellt aus den schon von Choulant ausgezogenen Worten: „das hab ich selbs gesehen von unsern rüden (Hunden) in Megenberg. Daher konnte er sich auch ohne Widerspruch einigemal „ich Megenberger" nennen. Einen Ort dieses Namens kenne ich nicht. Als des Verfassers Wohnort pflegt Regensburg genannt zu werden, ich weiss nicht warum; dass er jedoch in Baiern lebte, machen viele Stellen seines Werks, die Choulant zusammenstellte, wahrscheinlich. In dem Kapitel des zweiten Buchs: „von dem geschöpffen Stern" spricht er von einem Kometen, den er 1337 zu Paris gesehen [1]); im letzten Kapitel desselben Buchs von einer Epidemie, die gedauert habe „bis nun in diesem neun und vierzigsten jahr nach dreyzehenhundert jaren nach Christi gepurt." Er schrieb also 1349, in welchem

1) Ist einer der berühmtesten Kometen. *Pingré cometagraphie, tom. I, Paris 1783, pag. 429;* wo aber Megenbergs Beobachtung fehlt.

Alter, und wie lange er darauf noch lebte, ist unbekannt; doch soll eine neuenburger Handschrift seines Werks bis ins vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Dass er ein Mann geistlichen Standes, doch freier Gesinnung war, ergiebt sich wieder aus zahlreichen von Choulant gesammelten Stellen seines Werks.

Er selbst stellt sich in der Einleitung fast zu bescheiden nicht als Verfasser, sondern nur als Uebersetzer eines Buches aus dem Lateinischen dar, woran „ein hochgelerter man bey funfzehen jaren colligiret und gearbeyt, und hat für sich genommen die hernach genannten göttlich und natürlich lerer poeten und ander bewährt doctores der arzney u. s. w.“ Nicht selten bezieht er sich auch auf „unser buch zu latein“ oder bloss „unser buch.“ Es fragt sich, wer war der Verfasser des Originals? Konrad selbst sagt darüber, er zweifle, „ob magnus Albertus das buch hab gemacht zu latein oder nit,“ er müsste es denn in seiner Jugend geschrieben haben. Mit vollem Recht theilt Choulant diesen Zweifel, und räth auf das ihm unzugängliche, dem Albertus öfter zugeschriebene Werk des Thomas Cantipratanus de naturis rerum. Dass er das Richtige getroffen, beweist eine Vergleichung meiner Abschrift der drei botanischen Bücher dieses noch ungedruckten Werks mit den entsprechenden zwei Büchern Konrads vollständig. Aus diesem seinem Vorbilde nahm Konrad auch einen grossen Theil der moralischen und theologischen Betrachtungen, welche Choulant für sein Eigenthum hielt.

Thomas handelt von den Pflanzen in drei Büchern, lib. X de arboribus communibus, lib. XI de arb. aromaticis, lib. XII de herbis aromaticis; Konrad in zwei Büchern, Buch IX von den Bäumen, Buch X von den Kräutern, aber im neunten Buch handelt er: „des ersten von gemeynen bäumen, darnach von wolschmeckenden und gar edlen bäumen.“ Also bei beiden dieselbe Eintheilung, und beide schicken jeder der drei Abtheilungen dieselbe allgemeine Einleitung voraus, und handeln meist von denselben Pflanzen auf dieselbe Weise. Aber frei behandelt Konrad sein Original, er lässt aus kürzt ab erweitert und erläutert, widerspricht auch zuweilen; ganze Kapitel übergeht er, und liefert dafür

andere von Pflanzen, die ihm wichtiger dünken, in weit grösserer Zahl. Nach der Ausgabe von 1482 hat

von gemeinen Bäumen	Thomas	51,	Konrad	54,
von aromatischen	„	32,	„	28,
von Kräutern	„	31,	„	88,
im Ganzen	„	114,	„	170.

Die Ausgabe von 1499 hat in jeder Abtheilung einen Artikel mehr, und zwar die Kapitel vom Kriechbaum, Prinus, von dem Holtz Cass, Cassia ligna (sic!) und von der Hobwurtz, Aristologia (scheint entstellt aus Hohlwurz). Ob sie unächt sind, oder ob der Drukker vom Jahr 1482 sie aus Unachtsamkeit ausgelassen hat, lässt sich ohne Vergleichung der ersten Ausgabe nicht entscheiden. Im Vergleich mit seinem „Buch zu latein" hat Konrad selbst ausgelassen in der ersten Abtheilung 9, in der zweiten 5, in der dritten 2, im Ganzen 16 Pflanzen. Hinzugefügt hat er in der ersten Abtheilung 13, in der zweiten nur 1 Pflanze, die übrigen sämmtlich in der dritten Abtheilung, die bei ihm über die Hälfte vermehrt ist. Woher er diese Zusätze, die doch schwerlich sein Eigenthum sind, genommen, konnte ich nicht ermitteln. All seine aus andern ältern Schriftstellern längst bekannten Pflanzen aufzuzählen, wäre überflüssig. Als Probe der Behandlung gebe ich lieber das erste einleitende Kapitel des Buchs von den Kräutern, und zwar zur Vergleichung sowohl nach Thomas wie auch nach Konrad. Orthographie und Interpunction erlaube ich mir zu leichterm Verständniss ein wenig zu modernisiren.

(Thomae de Cantiprato) de naturis rerum, liber XII, de herbis aromaticis.

Primo generaliter dicendum est de herbis. Habet enim maximam quaestionem, qualiter nascantur herbae sine praejacenti materia vel semine. Solvi autem potest sic: terra in suis singulis operibus, quae sensui subjacet humano, quatuor elementa cum suis qualitatibus continet; unde certum est, quod terra ista composita est, quamvis eam simplicem falsa assignatione vocamus. Nullus enim veram et simplicem terram vel aquam tetigit, purum ignem

et aërem vidit. Composita enim sunt, quae sensu percipimus, nec ipsa elementa, sed ex ipsis sunt. Quare ergo potius terreum aliquid dicimus, aqueum vel igneum aut aëreum, quam terram. Solutio. Ex eo [1]), in quo singula magis abundant, sortita sunt appellationem [2]). Ergo, cum in ea re, quae terra [3]) a nobis dicitur, licet subtiliter [4]) pulverizata, quatuor causae sint, necessarium est, ex ipsis quatuor esse compositam. Terreum tamen maxime dici potest, quod terreum videtur, aqueum, quod parum videtur habere de terra, aëreum minus, igneum minime, id est valde parum. Per terram cohaerens, per aquam diffundens, per ignem et aërem surgens. Nisi enim ignis in eo conclusus esset, motum ad superiora habere non posset; nisi aquam et aëra, non diffunderetur in latum. Patet autem, quod omnia terrae nascentia magis de terra percipiant, quam de aliquo alio elemento, et ideo locum suum et nativitatem suam juxta terram occupant. Cum ergo major pars sit terrea, quare quidem quaedam [5]) herbae [6]) reperiuntur calidae, et quaedam frigidae? Solutio. Secundum quod majus et minus rerum qualitatibus adhaeserunt. Duobus enim se modis habent res: uno modo secundum quantitatem, alio modo secundum efficaciam magis et minus. Secundum quantitatem materiam sequuntur, secundum efficaciam minime. Proinde [7]) cum radices sint inter se contrariae, una calida, alia frigida, quare vivunt in eodem territorio, cum unumquodque in suo simili nutritur, et destruitur a contrario? Solutio. Nutrimentum herba suscipit non a terra simplici, sed composita, in qua illa quatuor elementa sunt. Sed unde habent singulae herbae nutrimentum? Ex eo, quod sibi competit, et per quod adhaerebant. Unde, cum eradicantur herbae, nutrimentum in aëre reperiunt, sed aliter quam oportet. Unde aër, licet illa quatuor elementa in se contineat, non tamen [8]) herbis eradicatis nutrimentum praebere

1) *Omisit cod. Gothanus.*
2) *Appellationes, cod Goth.*
3) *Terrea, cod. Goth.*
4) *Substantialiter, cod. Goth.*
5) *Omisit cod. Vratislav.*
6) *Habere, cod. Goth.*
7) *Deinde, cod. Vratislav.*
8) *Nisi, cod. Goth.*

potest, quia de eo, quo minus egebant [1]), hoc est aëre, magis [2]) inveniunt. Unde necesse est eas dissolvi, deficiente eis naturali instrumento, nutrimento scilicet terreno. Si serenda semina herbarum, quas comedere crudas volueris, madefeceris per triduum in oleo laurino vel nardo vel vino condito pulveribus caryophyllorum vel muscatarum [3]), et postea siccata iterum madefeceris: ejusdem saporis sata nascentur, cujus succos semina conbiberunt, et hoc teste Palladio.

Konrad's von Megenberg freie Bearbeitung des Vorstehenden.

Nun an diesem fünften Stück des Buchs sollen wir sagen von den Kräutern, und des ersten in einer Gemein. Es ist eine Frage, wie so mancherlei Kraut sei, das aus der Erde wächst, und doch die Erde nur einerlei ist, wann (indem) sie ist ein einfältiges Element? Das verantwortet man also und spricht, dass die Kräuter nicht wachsen noch kommen aus einfältiger Erde, wann (indem) das Erdreich, das wir sehen und greifen, und (woraus) die Bäume und Kräuter auswachsen, das ist gemischt aus den vier Elementen, Feuer Luft Wasser und aus lauterer Erde; und die Mischung ist also mancherlei, dass die Kräuter mancherlei Art begreifen und mancherlei Gestalt. — So ist eine andre Frage: warum heissen wir ein irdisch Ding wässriger Natur? das andre feuriger Natur? das dritte luftig? das vierte erden? Sind sie doch alle aus den vier Elementen gemischt. Dazu spricht man, dass ein jeglich Ding seinen Namen habe nach dem meisten Werk und von der meisten Eigenschaft, die es hat, wie das nun sei, dass alle irdischen Dinge aus den vier Elementen seien. Doch ist eins hitziger denn das andre, das heissen wir feurin; und eins feuchter denn das andre, das heissen wir wässerig. So ist eins gar leicht, und zeucht über sich, das heissen wir luftig. Welches aber gar schwer ist und kalt, und unter sich zeucht, das heissen wir irdische Natur, wie

1) *Egebatur*, *cod. Goth.*
2) *Minus*, *cod. Vratislav.*
3) *Gariophilis vel muscate*, *cod. Vratislav.*

das sei, das alle Thiere Bäume Kräuter Geschmeide und Steine in der Erde allermeist haben. — Nun möchtest du weiter fragen: wenn alle Dinge von der Erde das allermeiste haben, warum ist denn eines jeden Meisterwerk (Hauptwirkung) feurin oder wässerig? Dazu antworte ich dir ohne die andern Meister und spreche: wie (wiewohl) das sei, dass die vorgenannten Dinge der Erde allermeist haben nach der Grösse, doch hat jegliches eines andern Elements mehr nach der Kraft; wann (indem) eines Pfefferkorns gross Feuers oder Luft hat mehr Kraft und Werkes (Wirksamkeit), denn gar michel (viel) Erde oder Wasser. Auch nehmen die Dinge ihre Kräfte von den Formen und von den Eigenschaften, die der Himmel Kräfte darein drücken. — Noch ist eine Frage: seid (da) ein Kraut an der Kraft kalt ist, das andre warm, eins süss, das andre sauer und bitter, und sich ein jegliches Ding nähret von seinesgleichen, als süss von Süssem, sauer von Saurem: wie mag aus einerlei Erde in demselben Garten mancherlei Kraut wachsen und sich darin ernähren? Dazu antwortet man und spricht: dass die Kräuter von mancherlei Art mögen aus demselben Erdreich wohl wachsen von mancherlei Sternen Kräften an den Himmeln, wann (indem) eine jegliche Form in diesen vergänglichen Dingen hat ihre eigenstetens (eigenthümlich stetige) Kraft in dem Himmel. Seid (da) nun die vier Elemente mit einander gemischt sind in der Erde, darin die Kräuter wachsen, wie zuvor gesagt ist, zeucht jegliches Sternes Kraft des Elementes Kraft allermeist zu ihrem Werke, das sie allermeist bedarf. Und so die Kräuter geboren sind, so ziehen sie auch ihre Nahrung aus den vier Elementen nach mehr und nach minder, recht als sie bedürfen. Doch müssen sie der Erde allermeist haben in ihrer Nahrung, als sie haben an ihrem selben Wesen. Und darum dorren sie an der Luft, wenn man sie aus der Erde zeucht. Wie dem sei, dass die Luft bei der Erde, da wir wohnen, auch gemischt sei aus den vier Elementen; doch hat sie dazu wenig, also dass es den Kräutern nicht genügt. — Nun magst du fragen eins, was das Buch zu latein nicht fragt: ob die Kräuter haben all ihre Kraft von der Mischung der vier Elemente? So spricht man Nein! wann (indem) sie wun-

derliche Werke (Wirkungen) haben von den Kräften der Sterne, die sich in ihre Form drücken, recht als eine geistige Form oder ein Ebenbild eines gemeinten Dinges, das in den Spiegel deiner Vernunft ist gedrückt; das zieht dich von einer Stelle zur andern. Recht in der Weise wirken der Sterne Kräfte in der Kräuter Art, und dazu helfen gestund die starken Kräfte der heiligen Worte, damit man Gott anruft, und die Kräuter beschwert und gesegnet, und auch das Edelgestein, als man das Weihwasser gesegnet. — Sprichst aber du, dass das geschehe von dem bösen Geist, das ist nicht wahr, du thuest es denn in böser Meinung. Du magst ein jegliches Ding handeln (ich vermuthe wandeln) in übel oder in gut. — Sag mir, was ein Vogel sei, der heisst zu latein Merops und zu deutsch Baumhäckel, und nistet in den holen Bäumen, und wenn man ihm sein Kind verschlecht mit einem Zwickel, (den Eingang zum Nest mit einem Keil zuschlägt) so bringt er ein Kraut und hält das vor den Zwickel so fährt er herdan (heraus). Das Kraut zu latein heisst Herba Meropis, das heisst Baumhäckelkraut, und heisst in der Zauberer Buch Cora; und wäre nicht gut, wenn man es allgemein kennete, wann (indem) Schlösser vor ihm aufgehen. Damit sündigte niemand, der gefangen wäre auf den Leib. — Es haben auch andre Kräuter gar wunderliche Werke, als Batongenkraut (Betonica) und Eisenkraut, das zu latein Verbena heisst. Jedoch soll man ihnen die Zinnel (Chinnel, in der Ausgabe von 1499; mir scheint Zinnel, Diminutiv von Zinne, niederdeutsch Zahn, das Richtige. Man soll ihnen gleichsam das Gebiss bedecken, damit sie nicht schaden können) decken in diesem Strassenläufer (populärem Buch), wann (indem) es wäre nicht tugendlich gethan, würfe man die Heiligkeit vor die Hunde, und das Edelgestein unter der Schweine Füsse. Zwar das wäre unbillig, ich weiss das wohl. Das liebe Kind selten Brod handelt, und reisst den Hunden etwas davon, und andern Zucker.

Man sieht, wie frei Konrad sein Original behandelte. Die astrologischen Beimischungen wird man ihm verzeihen, wenn man

bedenkt, wie verbreitet der alte Glaube an den Einfluss der Gestirne herrschte, und wenn ich noch hinzufüge, dass Konrad selbst ein vermuthlich astrologisches Werk geschrieben hatte, welches er in der Nachschrift hinter dem Kapitel von dem siebenten Planeten mit folgenden Worten, und auch später zuweilen anführt: „Wer davon wissen will, der lese das deutsche Buch, das ich gemacht habe, von der Gestalt der Welt, und heisst die teutch spera, und hebt sich an: Fleuss in mich aller Genaden Runst. Da findet man viel hübscher Ding in.“

Zum Schluss bemerke ich noch, dass sich der ganze Abschnitt von den Kräutern, mit Ausschluss einiger Kapitel und Zugabe des einzigen Kapitels von der Aristolochia, falls es bei Konrad unächt sein sollte, wiederholt findet bei Ortolff von Beyerlant am Ende seines

Artzneybuch's von allen geprässten der menschen, wye man den helffen sol zu irer gesuntheyt und stercke. Mit der Schlussschrift: Das Ertzneybuch hat getruckt und vollendet Anthonius Sorg in der keiserlichen stat Augspurg am montag nach Erasmi. Do mon zalt von der gepurt cristi MCCCC und im LXXXVIII jar. — in 4.

Die ältere Ausgabe dieses Werks Nürnberg bei Anton Coburger 1477 in fol. kenne ich nicht.

Vierzehntes Buch.

Rückkehr durch das Studium der klassischen Literatur zur Naturbeobachtung.

Erstes Kapitel.

Erneuertes Studium der klassischen Naturforscher in Italien.

§. 27.

Einleitung.

Bevor ich den im letzten Buche abgebrochenen Faden wiederaufnehme und verfolge, greife ich noch einmal eine Strecke zurück bis zum Wiedererwachen des Studiums der klassischen Literatur, erst in Italien, nach und nach in allen gebildeten Ländern Europa's. Wer noch zweifelt an der innern Verkettung aller Wissenschaft, betrachte nur diesen denkwürdigen Umschwung. Was scheint vereinzelter dazustehn als die Kenntniss zweier längst erstorbener Sprachen? und welches Gebiet des Wissens, des ganzen geistigen Lebens blieb unberührt von dem unermesslichen Einfluss ihres erneuerten Studiums? Auch die Botanik erhob sich aus ihrem tiefen langdauernden Verfall erst wieder an der Hand der Philologie, und es bedurfte noch einer mehr als hundertjährigen Arbeit, bis sie endlich wieder auf eignen Füssen fortschreiten lernte.

Den ersten Anstoss zu den sogenannten humanistischen Studien gab das merkwürdige Vorauseilen der italiänischen vor

allen andern National-Literaturen, anscheinend das reine Verdienst dreier hoch hervorragenden Geister, denen jedoch von aussen her vieles zu statten kam, wovon ich hier nur die Hauptmomente im Vorbeigehen andeuten kann. Um dieselbe Zeit als Matthäus Sylvaticus seine, wenn auch in manchem Betracht lobenswerthen, doch geist- und geschmacklosen Pandekten der Medicin schrieb, im Jahr 1313, sang Dante seine göttliche Komödie; bald nach Giacomo Dondi dichtete Petrarca (geb. 1304, gest. 1374) seine Sonnette, Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375) seinen Decamerone. Die bis heute nicht veralteten Muster italiänischer Poesie und Prosa waren gegeben, und die Nation nahm sie mit Begeisterung auf. Neben diesen zauberhaft schönen, tiefsinnig erhabenen Schöpfungen des Geistes befriedigte die meist so gehalt- wie formlose Literatur des Mittelalters nicht mehr. Man erinnerte sich der alten Römer, auf die schon Dante, ohne viel von ihnen zu kennen und zu verstehen, zurückgedeutet hatte; man fing an ihre Handschriften aus dem Staube der Bibliotheken hervorzuziehen, und befleissigte sich selbst wieder eines reinern lateinischen Stils, damals noch, besonders für wissenschaftliche Gegenstände, einer unerlässlichen Bedingung des klaren Ausdrucks der Gedanken. Denn wie hoch sich die italiänische Sprache mochte emporgeschwungen haben, so wenig war man sich noch dieses Vorzuges bewusst, dass Petrarca selbst seinen Nachruhm nicht auf seine italiänischen Gedichte, sondern auf ein längst antiquirtes lateinisches Heldengedicht zu gründen hoffte. Die Römer verwiesen auf die Griechen; auch sie lernte man allmälig wieder verstehen und bewundern, und es erschloss sich in ihnen dem Abendlande, wie nach langen schweren Träumen, eine verlorene Welt. Von den Dichtern Philosophen Historikern und Rednern beider Nationen, von denen man sich zuerst hinreissen liess, wandte man sich in rastloser Thätigkeit bald auch zu den stets hochgeehrten, doch kaum noch weiter als den Namen nach bekannten alten Meistern der Naturwissenschaft, zu Aristoteles, Theophrastos, Dioskorides, Plinius. Aber weit entfernt, sich jedem ihrer falsch oder richtig verstandenen Aussprüche wie früher

sklavisch zu unterwerfen, suchte man vielmehr ihre verdorbenen Texte durch Vergleichung der Handschriften zu berichtigen, verglich Einen Schriftsteller mit dem andern, stiess auf Widersprüche, unterzog sich immer kühner und sicherer der Sach- wie der Wortkritik, und that endlich den entscheidenden Schritt: man kehrte von der überlieferten Naturwissenschaft zur Natur selbst zurück.

Es war aber hohe Zeit die Bahn, deren Verlauf ich nur kurz andeutete, einzuschlagen, und viele glücklich zusammentreffende Umstände mussten das Suchen nach Schätzen auf ihr begünstigen, sollte der letzte mögliche Moment der Rückkehr zu den Klassikern nicht unwiederbringlich verloren gehen. Bei der gänzlichen Vernachlässigung dieser Literatur im Mittelalter, während Kriegsstürme und Völkerwanderungen Italien und Griechenland auf das furchtbarste verhehrten, waren viele Werke der Alten längst vernichtet, andre existirten nur noch in wenigen oder einzelnen halb vermoderten Exemplaren. Diese Trümmern zu retten, war die Aufgabe, und ihr widmeten sich mit brennendem Eifer, mit Anstrengung aller Kräfte, die beiden Freunde Petrarca und Boccaccio[1]). Was sie als Dichter geleistet, weiss jedermann; minder bekannt, wiewohl unendlich viel höher zu schätzen, sind ihre Verdienste um Erhaltung der wenigen schriftlichen Ueberreste des römischen und griechischen Alterthums, woraus alle höhere Geistesbildung der Neuzeit hervorging. Ein schönes Bild dieser Thätigkeit und der mit ihr verknüpften Opfer liefern Petrarca's lateinisch geschriebene Briefe[2]), die noch immer keinen Uebersetzer, nicht einmal einen kritischen Herausgeber des lateinischen Originals

1) Man sehe über ihre Leistungen vor allen *Tiraboschi V, pag. 82, das ganze Kapitel: Biblioteche e scoprimento di libri antichi;* nächstdem *Heeren, Geschichte des Studiums der classischen Litteratur I, Seite 258 ff.*

2) *Francisi Petrarhae etc. opera quae exstant omnia. Basileae, excudebat Henrichus Petri. (am Schluss) 1554, in fol.* Darin die sämmtlichen Briefe (von pag. 631—1141), die in frühern Ausgaben noch nicht alle vorkommen. Die hierher gehörigen Stellen citirt *Tiraboschi vol. V, 88 sqq.* ziemlich vollständig, und giebt auch Auszüge daraus, übergeht jedoch manches Bemerkenswerthe.

fanden. Nur ein paar Stellen hebe ich aus. Seinem Bruder schreibt er [1]) von seiner einzigen Leidenschaft, die er nicht bezwingen könnte noch wollte, der Leidenschaft für Bücher, und bittet ihn, Hetruriens Klöster durch einige sachkundige und zuverlässige Männer nach Handschriften der Alten für ihn durchforschen zu lassen, so wie andre Freunde Britannien Gallien Spanien für ihn durchforschten. In einem andern Briefe [2]) an Lucas de Penna spricht er von seiner Vorliebe für Cicero und der Mühe, die er sich gegeben, seine Schriften zu sammeln. Bitten nicht nur, auch Geld habe er versandt durch ganz Italien Gallien Deutschland bis nach Spanien und Britannien, ja sogar nach Griechenland, von wo er zwar nicht den erwarteten Cicero, aber einen Homeros erhalten habe, der griechisch zu ihm gekommen, allein auf seinen Betrieb, für seine Kosten jetzt lateinisch geworden sei, und lateinisch bei ihm verweile. Weiterhin erzählt er in demselben Briefe: „Wenn ich grössere Reisen machte, was damals oft geschah, und von fern alte Klöster gewahrte, so hielt ich sogleich an, und sagte mir: wer weiss, ob hier nicht etwas dessen ist, was ich wünsche? Um mein fünf und zwanzigstes Jahr von Belgien nach der Schweiz eilend, kam ich durch Lüttich, und als ich erfuhr, es gäbe dort viele Bücher, so blieb ich, und hielt auch meine Begleiter zurück, bis ich Eine von Cicero's Reden durch Freundeshand, eine andre selbst abgeschrieben hatte, die ich darauf in Italien verbreitete. Und lache nur, es hielt schwer in der guten barbarischen Stadt etwas Tinte zu erlangen, und diese so gelb wie Safran." Den erwähnten Homeros hatte ihm Nikolaos Sigeros, wie ihn Tiraboschi nennt, oder, wie er in der von mir benutzten Ausgabe der Werke Petrarca's genannt wird, Syoceros, ein vornehmer Mann am byzantinischen Hofe, zum Geschenk gemacht. In seinem Denkschreiben an denselben [3]) weiss er kaum Worte zu

1) *Petrarchae, epist. familiarium lib. III, epist. 1 ad Gerardum fratrem.*

2) *Petrarchae epist. rerum senilium lib. XV, epist. 1, ad Lucam de Penna, pag. 1046 sqq.*

3) *Petrarchae epistolarum variarum liber, epistola ad Nicolaum Spyocerum Constantinopolitanum, pag. 1102 der Opera.*

finden, um seine Freude über den Besitz auszudrücken, obgleich er wehmüthig das Buch nicht lesen zu können, sich mit seinem Anblick, seiner Umarmung begnügen zu müssen gesteht. Gleichwohl bittet er den Freund dringend um einen Hesiodos und einen Euripides. Mit gleichem Eifer, wenn auch weniger begütert, und durch vornehme Gönner weniger unterstützt, dafür aber selbst des Griechischen mächtig, sammelte Boccaccio griechische und römische Handschriften, und hinterliess zahlreiche Copien derselben von eigner Hand.

Aber mehr als durch ihr eigenes Sammeln wirkten beide Männer, auf die als Dichter Aller Augen gerichtet waren, durch Beispiel und Beredtsamkeit. Gelehrte, Kaufleute, Fürsten, alle Stände rissen sie zu gleichem Enthusiasmus für die alte Literatur mit sich fort, und wen diese für sich selbst nicht begeisterte, der huldigte wenigstens der Mode. Je mehr eine Bibliothek damals kostete, desto lieber zählte man sie zu den würdigsten Manifestationen der Macht, des Reichthums und des feinern Geschmacks. Neben edlen Metallen und Schätzen der Kunst prangten die Palläste der Grossen mit Büchern, die man, begünstigt durch den blühenden weit ausgedehnten Handel Italiens, oft für hohe Summen Geldes aus nahen und fernen Ländern zusammen trieb. Wer die Mittel dazu besass, schickte gelehrte Männer eigens zu dem Zweck aus, um an entfernten Orten Handschriften entweder kaufen oder abschreiben zu lassen. Tiraboschi[1]) ist unerschöpflich im Aufzählen der berühmteren Bibliotheken jener Zeit, und an viele derselben knüpfen sich zugleich die Namen Boccaccio und Petrarca.

Bald erneuerten sich auch die öffentlichen Bibliotheken des Alterthums. Der erste, der das Bedürfniss derselben mit Nachdruck aussprach, war Colluccio Salutato, ein gelehrter florentinischer Staatsmann und noch nach seinem Tode gekrönter Dichter. Der erste, der seine nach damaligen Verhältnissen reiche, aus 800 Werken bestehende Privatbibliothek seiner Vaterstadt Florenz

1) *Tiraboschi tom. V, pag. 94 sqq. ediz. Romana.*

zum öffentlichen Gebrauch hinterliess, war Niccolo Niccoli (geb. 1363, gest. 1437). Für ihre würdige Aufstellung sorgte mit grossem Kostenaufwande im Jahr 1444 Cosimo de' Medici, dessen eigne noch reichere Bibliothek mit jener verbunden die Grundlage der hochberühmten Bibliotheca Mediceo-Laurentiana zu Florenz bildet. Die nicht minder berühmte vaticanische Bibliothek zu Rom gründete Pabst Nicolaus V, die St. Marcus-Bibliothek zu Venedig der vornehme und gelehrte Grieche, Cardinal Bessarion (geb. vermuthlich 1395, nach Italien gekommen 1438, gest. 1472) u. s. w.

Man schliesse aber aus dem Sammeln griechischer Handschriften noch nicht auf eine weit verbreitete Kenntniss der griechischen Sprache in Italien. Wir haben gesehen, wie Petrarca mit seinem Homeros liebäugelte, ohne ihn lesen zu können; und Petrarca war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, ja ein geborener Grieche, Barlaam, hatte ihn, leider nur nicht lange genug, im Griechischen unterrichtet. Boccaccio wusste etwas mehr Griechisch; drei Jahr lang hatte er den Unterricht eines andern Griechen, des Leontios Pilatos genossen. Doch das waren seltene Ausnahmen, den meisten Italiänern fehlte es noch an Gelegenheit, die fremde Sprache zu erlernen. Da drangen die Türken immer mächtiger gegen das byzantinische Reich vor, immer dringender suchten die letzten schwachen Kaiser Hülfe beim Pabst und den weltlichen Herrschern des Abendlandes. Gesandtschaften auf Gesandtschaften, meist aus den beredtesten und gelehrtesten Männern der Nation gewählt, kamen nach Italien, und verweilten oft lange; einzelne Mitglieder derselben, gereizt durch den glücklicheren Zustand dieses Landes im Vergleich mit ihrem Vaterlande, so wie durch die schmeichelhafte Aufnahme, die sie in Italien fanden, liessen sich ganz dort nieder. Zu diesem gehörten die genannten, Barlaam und Leontios. Endlich 1453 fiel Byzanz, die Türken wütheten durch ganz Griechenland, die gebildeteren und vermögenderen Griechen wanderten schaarenweis aus nach Italien, und wurden die Lehrer der Italiäner, die sie mit offnen Armen empfingen. Auch das Verdienst erwarb sich Boccaccio, seine

Florentiner zur Gründung des ersten Lehrstuhls der griechischen Literatur zu vermögen. Zehn Jahr lang besass ihn sein Lehrer Leontios Pilatos, nach demselben auf kürzere Zeit der noch berühmtere Emanuel Chrysoloras. Das Beispiel wirkte, bald wetteiferten alle Universitäten Italiens in Errichtung solcher Lehrstühle und Herbeiziehung ausgezeichneter Griechen, sie zu besetzen. Letztre banden sich jedoch nach damaliger Sitte meist nur auf gewisse Jahre, und wanderten nach Verlauf derselben lehrend von Stadt zu Stadt. So verbreitete sich die Kenntniss des Griechischen rasch über ganz Italien, und drang aus den Studirzimmern des Gelehrten bis in die Säle der höhern Stände, an die Höfe der Fürsten, ja zur Toilette der Fürstinnen, und es ist ein ächt historischer Zug, wenn Leonora von Este, Schwester des Herzogs Alfons II. von Ferrara, in Göthe's Tasso, noch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sagt:

„Die Kenntniss alter Sprachen und des Besten,"
„Was uns die Vorwelt liess, dank' ich der Mutter."

Und als ob alles zusammenkommen sollte, das Gedeihen der jungen Saat zu fördern, so standen damals als sich der Geschmack am Griechischen in Italien aufs neue entwickelte, an der Spitze der beiden mächtigsten italiänischen Staaten zwei Männer seltener Art, Pabst Nicolaus V., der den päbstlichen Stuhl 1447 im noch rüstigen Alter von 49 Jahren bestieg, und 8 Jahre lang inne hatte, und der noch grössere Cosimo de' Medici (geb. 1389, gest. 1464), zwar nur Kaufmann und einfacher Bürger von Florenz, allein 1421 auf einige Zeit, dann nach einem kurzen Exil von 1434 ab 30 Jahr lang bis zu seinem Ende Gonfaloniere, das heisst höchster Beamter der rein demokratischen Republik, getragen wie einst Perikles durch die Volksgunst, die er sich durch Gerechtigkeit Leutseligkeit weise Einrichtungen und fürstliche Freigebigkeit ungetrübt zu erhalten wusste. Ja was noch mehr, sechs Jahr nach seinem Tode erwählten die Florentiner seinen Enkel Lorenzo de' Medici zu seinem Nachfolger; auch dieser behauptete sich 23 Jahr lang, von 1469 bis zu seinem Tode 1492 durch freie Volksgunst in der hohen Würde des Gonfaloniere, und führte

die Zügel des Regiments zum Gedeihen der Künste und Wissenschaften wie des Staats wo möglich noch glorreicher als sein Grossvater. Ohne Fürst zu sein, erwarb er sich durch die grossartige Verwendung seines immensen Vermögens den fürstlichen Beinamen des Erlauchten, il Magnifico. Auch Fürsten kleinerer italiänischer Staaten, bei denen ich mich nicht aufhalte, wirkten in gleicher Art; einer derselben, Fürst Pico von Mirandola, gehörte selbst zu den grössten und einflussreichsten Gelehrten seiner Zeit; und der Einsicht dem Eifer der Freigebigkeit dieser Männer verdanken wir nächst Petrarca und Boccaccio, die ihnen vorangegangen waren, das Meiste, was uns von klassischer Literatur noch übrig ist. Zu einer Schilderung ihrer Wirksamkeit fehlt es mir an Muth noch mehr als an Raum.

Auf dass aber das glücklich Gerettete, mühsam wieder Errungene, niemals wieder verloren zu gehen in Gefahr käme, trat endlich grade zu rechter Zeit die Buchdruckerkunst hinzu, zwar eine deutsche Erfindung, doch schnell auch über Italien verbreitet, und dort gleich anfangs hauptsächlich dazu benutzt, die Werke der Klassiker aus einem Privatbesitz der Vornehmen und Reichen in Allgemeingut zu verwandeln. Ich erwähne nur der ersten Ausgaben derjenigen Klassiker, welche den Botaniker vor allen interessiren, sei es im Original, sei es in lateinischer Uebersetzung der griechischen Originale.

Plinii historia naturalis. Venetiis, per Joannem de Spira (aus Speier), 1469.

Dioscorides. Latine. Collae, per Joannem Alemannum de Medemblick, 1478. — Graece. Venetiis, apud Aldum, 1499.

Theophrasti historia et de causis plantarum. Latine vertit Theodorus Gaza. Tarvisii, per Bartholomaeum Gonfalonierium de Salodio, 1483. — Graece. Venetiis apud Aldum, 1498.

Eine lange Reihe späterer Ausgaben dieser und andrer Werke der Alten folgte bald darauf. Die meisten erschienen in Venedig, wo im ersten Jahrhundert nach Erfindung der neuen Kunst mehr gedruckt ward als an sonst einem Orte der ganzen Welt.

Das sind in flüchtiger Andeutung bei weitem nicht alle, doch die wichtigsten Momente, durch deren Einfluss die klassischen Studien in Italien plötzlich wieder emporblüheten. Jetzt liegt mir ob nachzuweisen, wie belebend sie, gleich wie auf alle Wissenschaft, so ins Besondre auch auf die Botanik einwirkten.

§. 28.

Theodorus Gaza.

In unmittelbarer Beziehung zur Botanik steht nur einer der schon vor dem Fall Konstantinopels nach Italien geflüchteten Griechen, Theodorus Gaza[1]), ein Mann höheren Standes aus Thessalonich. Bei der Eroberung seiner Vaterstadt durch die Türken im Jahr 1430 rettete er nichts als sein Leben seine Freiheit sein Wissen und sein Talent. Man kennt weder sein damaliges Alter, noch weiss man, wo und wie lange er sich umhertrieb, bis er in Begleitung eines jüngern Landsmannes Ranzano über Sicilien nach Italien kam. Um hier als Lehrer der griechischen Sprache seinen Unterhalt zu gewinnen, bedurfte er der lateinischen. In Zeit von drei Jahren erwarb er sich die Kenntniss und den freien Gebrauch derselben so vollständig, dass ihn die Italiäner selbst zu den elegantesten lateinischen Rednern zählten. Vermuthlich erst nach Beendigung dieser Studien finden wir ihn 1440 zu Padua, von wo aus man ihn als Lehrer des Griechischen für Mailand oder Pavia zu gewinnen suchte. Er zog Ferrara vor, und lehrte daselbst mit ungemeinem Beifall das Griechische, bis ihn um 1451 Pabst Nicolaus V. zu sich nach Rom berief. Gute lateinische Uebersetzungen der bessern griechischen Schriftsteller zu veranlassen, gehörte zu den vornehmsten Bestrebungen jenes Kirchenfürsten. Unsern Theodor beauftragte er unter andern mit der Uebersetzung der botanischen Werke des Theophrastos so wie der zoologischen des Aristoteles. Seitdem man Platons Werke kennen gelernt hatte, entbrannte in Italien ein

1) *Tiraboschi VI, parte II, pag. 139 sqq.* Hauptquelle. Dazu *Fabricii bibl. graec. IX, pag. 192 sqq., Heeren a. a. O. II, S. 181 ff.*

lebhafter lange fortgesetzter Kampf zwischen den Verehrern seiner und denen der Philosophie des Aristoteles. Auch Theodor Gaza ward in diese Streitigkeiten verwickelt und gehörte zu den Aristotelikern. Ich weiss nicht, ob das zur Erklärung der Wahl jener von ihm übersetzten Werke ausreicht; eigene Kenntniss der Natur scheint ihm gefehlt zu haben. Nicolaus V. belohnte seine Leistungen mit gewohnter Freigebigkeit, und noch mehr zog ihn sein viel vermögender Landsmann Cardinal Bessarson an sich heran, durch dessen Fürsprache ihm eine reiche Pfründe in Calabrien zu theil ward. Nach des Pabstes Tode 1455 berief ihn König Alfonso V. von Neapel, gleichfalls ein eifriger Beschützer der Wissenschaften, zu sich, und ertheilte ihm einen fixen Jahrgehalt. Nachdem er auch diesen hohen Gönner 1458 durch den Tod verloren, scheint er sich auf seine Pfründe zurückgezogen zu haben, bis ihn Pabst Paulus II. (reg. 1464 — 1471) zum zweiten mal nach Rom berief, wo er auch unter dessen Nachfolger Sixtus IV. (reg. 1471—1484) noch eine Zeit lang verweilte. Hier scheint er, stets mehr mit seinem Studium beschäftigt, als um zeitliche Güter bekümmert, in eine drückende Lage gerathen zu sein. Seine Pfründe hatte er in den Händen ungetreuer Verwalter zurückgelassen, und wenigstens Sixtus belohnte seine Arbeiten nicht so wie einst Nicolaus. Man erzählt, als er ihm die Uebersetzung der Thiergeschichte des Aristoteles überreicht, womit er noch von Nicolaus beauftragt war, und als ihm Sixtus dafür zum Lohn 50 Scudi habe auszahlen lassen, hätte er diese unverhältnissmässig kärgliche Summe in die Tiber geworfen, und Rom verlassen. Gleichwohl versichert einer seiner Zeitgenossen, der Historiker Jacobus Philippus de Bergamo, Theodor Gaza wäre seiner Gelehrsamkeit wegen dem Sixtus überaus theuer gewesen. Von Rom aus muss er sich noch einmal nach Ferrara begeben haben, denn daselbst hörte unser Landsmann Rudolf Agricola in den Jahren 1476 und 1477 seine Vorlesungen über die Schriften des Aristoteles. Doch bald darauf kehrte er nach Calabrien zurück, und starb vermuthlich schon im folgenden Jahre 1478.

Nicht bloss die zehn Bücher der Historia plantarum,

wie man bei Tiraboschi Fabricius und vielen Andern liest, sondern auch die sechs Bücher de Causis plantarum des Theophrastos hat Theodoros Gaza ins Lateinische übersetzt. Dreimal ward diese Uebersetzung in Verbindung mit seiner Uebersetzung des Aristoteles, vier- vielleicht fünfmal separat gedruckt, zum ersten mal, wie schon erwähnt, Tarvisii per Bartholomaeum Gonfalonerium 1483 in fol. Mit gewohnter Genauigkeit verzeichnet findet man alle Ausgaben in Hoffmann's bibliographischem Lexikon. Sodann erfuhr diese Uebersetzung mehrfache Ueberarbeitungen, zuerst von Joannes Jordanus, der sie 1552 zu Lyon in Octav besonders drucken liess, dann von Daniel Heinsius in seiner griechisch-lateinischen Ausgabe der Werke des Theophrastos 1613 fol., dann die der Historia plantarum allein in der griechisch-lateinischen Ausgabe dieses Werks von Bodäus a Stapel 1644 fol., endlich die sorgfältigste beider Werke von Schneider im zweiten Bande seiner Ausgabe der Werke des Theophrastos 1818.

In lange Klagen ergiesst sich die Vorrede über die Schwierigkeit der Arbeit, besonders wegen der Armuth der lateinischen Sprache im Vergleich mit der griechischen, was den Uebersetzer oft sogar zur Erfindung neuer lateinischer Namen für Pflanzen Pflanzentheile und andre botanische Begriffe genöthigt habe; dann aber auch wegen der zahllosen Fehler und Lücken der einzigen Handschrift des Originals, die ihm zu Gebot stand. Was Geist Fleiss und gründliche Kenntniss beider Sprachen solchen Schwierigkeiten gegenüber vermochten, das hat Theodor geleistet. Abgesehen von verdorbenen und dadurch verdunkelten Stellen, liest sich die Uebersetzung beinahe wie ein lateinisches Original, ohne dass man ihr, wo nicht Mangel an Sachkenntniss oder trügerische Vorbilder zu Missgriffen verleiteten, den Vorwurf zu grosser Freiheit machen kann. Und wer wusste zu jener Zeit von den Pflanzen mehr als ihre Namen? wer durfte sich rühmen, auch nur diese sicher zu kennen? Zu den verlockenden Vorbildern gehörte aber vor allen Plinius. Fast jede bei ihm wiederkehrende Stelle des Theophrastos gab Theodor mit dessen eigenen Worten, wodurch

er nothwendig in alle schon von jenem begangenen Fehler verfallen musste. Gleichwohl gehört die Uebersetzung unstreitig zu den besten jener Zeit. Die spätern Verbesserungen derselben bedeuten nicht viel. In der Ausgabe von Heinsius namentlich sagt die Uebersetzung oft etwas ganz anderes als der daneben stehende Text; und doch sind es nicht immer Theodors eigene Worte, die wenigstens den kritischen Werth voraus haben, auf die Lesarten seiner jetzt verlorenen Handschrift schliessen zu lassen. Nur Schneider hat sich wirklich bemüht, die Uebersetzung allen Veränderungen, die er mit dem Texte vorgenommen, anzupassen.

Ich erlaube mir hier einen kurzen, aber nicht unwichtigen Nachtrag zu Seite 188 meines ersten Bandes einzuschalten. Der zweite Band von Wimmer's dort angezeigter grössern griechischen Ausgabe des Theophrastos ist noch immer nicht erschienen, und wird vielleicht ganz ausbleiben. Statt dessen erschien gleichzeitig mit meinem ersten Bande:

Theophrasti Eresii opera quae supersunt omnia. Ex recensione Friderici Wimmer. Tom. I, Historiam plantarum continens. Tom. II, De Causis plantarum libros VI continens. Lipsiae sumptibus et typis B. G. Teubneri 1854, in 8. min.

Sauber und correct, wie alles, was aus dieser Druckerei hervorgeht. Reiner Abdruck des Textes ohne die mindeste Anmerkung; doch geht dem ersten Bande ein reicher Conspectus scripturae voraus, und den zweiten beschliessen ein Index nominum, ein Index auctorum a Theophrasto laudatorum und ein sehr ausführlicher Index rerum et verborum. Dass der Text des ersten Bandes dem des ersten der grössern Ausgabe desselben Verfassers entspreche, versteht sich von selbst; desto wichtiger sind die zahlreichen Berichtigungen des Textes im zweiten Bande, in dem Werke de Causis plantarum, was nun erst mit Ausnahme weniger Stellen klar und verständlich geworden ist. — Um so fühlbarer tritt jetzt aber das Bedürfniss einer neuen lateinischen Uebersetzung hervor, wenn das Werk nicht blos der Sprache wegen von den Philologen gelesen, sondern auch, wie es vor vielen verdient, des Inhalts wegen den Naturforschern näher gebracht werden

soll. Für jetzt muss sich der des Griechischen Unkundige für die Bücher de Causis plantarum noch immer mit Theodor's von Schneider berichtigter Uebersetzung begnügen. Und selbst für die Historia plantarum dürfte ihm dieselbe oft bessere Dienste leisten als Sprengels deutsche Uebersetzung derselben.

§. 29.

Hermolaus Barbarus.

War Theodorus Gaza der erste Grieche, so ist Hermolaus Barbarus[1]) der erste Italiäner, dessen philologische Studien der Botanik zu statten kamen. Viele Glieder der edlen venetianischen Familie der Barbari hatten sich durch wissenschaftliche Leistungen oder erlangte bürgerliche Ehren hervorgethan; Ermolao Barbaro überstrahlte trotz seines kurzen Lebens all seine Vorfahren. Im Jahr 1454 geboren, widmete er sich von Jugend auf mit grösstem Eifer und Erfolg den Wissenschaften, und studirte erst zu Verona unter seinem Oheim gleiches Namens (mit dem man ihn um so leichter verwechseln kann, weil die Väter beider auch den gleichen Namen Zaccaria führten), dann zu Rom, endlich zu Padua, wo er 1477 Baccalaureus der Rechte und der Philosophie ward. Dass er schon gegen Ende des Jahrs 1468 zu Rom vom Kaiser Friedrich III. als Dichter mit dem Lorbeer gekrönt sei, scheint eine der vielen Erdichtungen, womit man sein Leben verschönern wollte. Erst zu Padua, dann in seiner Vaterstadt selbst, die ihn mit verschiedenen Ehrenämtern bekleidet, hält er nun mit vielem Beifall Vorlesungen besonders über Aristoteles und dessen Commentatoren, unter denen er den Averroes vor Andern geschätzt haben soll. Im Jahr 1486 ertheilte die Republik ihm und einem

---

1) *Bayle dictionaire historique, article Barbarus. Fabricii biblioth. lat. med. et in aetatis, voce Barbarus (Hermol.). Tiraboschi VI, parte II, pag. 150. Niceron, Nachrichten von berühmten Gelehrten, herausgegeben von Baumgarten X, S. 211. Heeren a. a. O. S. 274.*

seiner Genossen eine ausserordentliche Gesandtschaft an den Kaiser Friedrich III. Dieser, den sie zu Brügge trafen, nahm beide sehr gnädig auf, und ertheilte ihnen den Ritterschlag. Nach ihrer Rückkehr wurden dem Ermolao sehr bald neue öffentliche Geschäfte und Ehrenstellen übertragen, die er nur aus Rücksicht auf seine Familie übernahm, indem ihm selbst seine Studien über alles gingen. Zu Anfang des Jahrs 1488 ward er als Gesandter an den Herzog von Mailand geschickt, ein Posten, den vor ihm sein Vater und Grossvater bekleidet hatten; und schon im folgenden Jahre ward er zum ordentlichen Gesandten am päbstlichen Stuhl zu Rom ernannt. Hier gewann er die Zuneigung des Pabstes Innocentius VIII. bald in solchem Maass, dass ihn derselbe, wenn auch gewiss nicht ohne hierarchische Nebenabsicht, sobald er den Tod des Patriarchen von Aquileja im Jahr 1491 erfuhr, zu dessen Nachfolger ernannte. Dem Herkommen gemäss hatte der hohe Rath der Republik Venedig dem Pabst einen Candidaten zu jenem hohen Kirchenamt vorzuschlagen, der Pabst ihn nur, wenn kein Bedenken obwaltete, zu bestätigen. Zudem existirte ein Gesetz, dass kein Beamter der Republik ohne Genehmigung des hohen Raths von einer fremden Macht ein Ehrenamt annehmen dürfe. Ueber jene Form setzte sich Innocentius diesmal hinweg, und auf sein dringendes Zureden beging Hermolaus die Unvorsichtigkeit, die ihm angebotene Ehrenstelle ohne Rückfrage anzunehmen. Die unvermeidlichen Folgen davon waren seine Verbannung und die Einziehung seines Vermögens. Aber der hohe Rath ging weiter: er erwählte nicht allein einen andern Patriarchen von Aquileja, der sein Amt natürlich nicht antreten konnte, weil ihn der Pabst nicht bestätigte, sondern er drohete sogar, wenn Hermolaus nicht sofort wieder abdanke, auch seinen Vater aller Aemter zu entsetzen und auch dessen Vermögen einzuziehen. Hermolaus war dazu bereit, allein der Pabst nahm seine Abdankung nicht an. Aus Gram über das alles, wie man sagt, starb sein Vater Zaccaria zu Ende des Jahrs 1492. Er selbst ertrug sein Missgeschick mit festem Muth, und fand hinreichenden Trost in seiner Wissenschaft; das geht fast aus jedem seiner im Exil, das heisst zu Rom, wo er von da an blieb,

geschriebenen Briefe [1]) hervor. „Zwölf Jahr, schreibt er unterandern, und davon neun ohne Unterbrechung, habe ich dem Staatsdienst gewidmet, nicht aus Ehrgeiz, sondern meinem Vater meinen Freunden und Brüdern zu Gefallen; aber der Wissenschaft ist all diese Zeit verloren gegangen. Für sie bin ich geboren, ihr habe ich mich ergeben, ohne sie kann ich nicht leben, wohl aber ohne die, welche sie hemmen unterbrechen beseitigen. O glückliche Trübsal, ruft er aus, welche die Wissenschaft mir, mich der Wissenschaft, ja mich mir selbst wiedergegeben! u. s. w.“ Wie wahr das ist, beweisen seine schriftstellerischen Leistungen, deren Umfang und Werth bei so vielen Störungen, so kurzer Lebensdauer, an's Unerhörte streift. Denn leider überlebte er seine Verbannung nur kurze Zeit. Er fiel als Opfer der Pest im Juli 1493 auf einer Villa unweit Rom im Alter von nur 39 Jahren.

Sein erstes Werk, die lateinische Uebersetzung der Commentare des Themistios zum Aristoteles begann er schon in seinem neunzehnten Jahr, und beendigte sie im sechs und zwanzigsten. Ihr folgte seine neue Uebersetzung des Dioskorides nebst den dazu gehörigen Corollarien, die jedoch erst 1516, herausgegeben von Jo. Bapt. Egnatius, zu Venedig in fol. erschien Man tadelt an ihr die auf Kosten der Treue erstrebte Eleganz des Ausdrucks, so wie einige Versehen, zu denen er sich, wie Theodor Gaza, durch zu festes Vertrauen auf Plinius verleiten liess. Ich kenne sie nicht. Sie ward bald durch zwei andre Uebersetzungen, die des Marcellus Vergilius und die des Joannes Ruellius, welche man für gelungener hält, verdrängt. Nicht so die zu ihr gehörigen Corollarien. Diese wurden öfter wieder abgedruckt, unterandern auch als Anhang zur kölner bei Joannes Soter er-

1) *Angeli Politiani (et aliorum virorum illustrium) epistolarum libri duodecim.* Mit der Schlussschrift: *Argentorati 1513, in 4.* Die Briefe des Hermolaus, nach seiner Erhebung znm Patriarchen geschrieben, stehen in *lib. XII*, und führen meist die Ueberschrift *Herm. Barb. orator et patriarcha Aquileiensis*, obgleich er als Patriarch nicht eingeführt, als Gesandter abgesetzt war.

schienenen Ausgabe des Dioskorides von 1529 in fol. mit dem besondern Titel:

Hermolai Barbari, Patricii Veneti et Aquileiensis Patriarchae, in Dioscoridem Corollariorum libri quinque. Coloniae apud Joan. Soterem. 1530.

Sie enthalten eine reiche, beinahe vollständige, Sammlung solcher Stellen aus der gesammten griechischen und lateinischen Literatur, worin von denselben Pflanzen, von denen Dioskorides handelt, die Rede ist. Wären die Stellen, was damals noch nicht möglich war, so citirt, dass man sie leicht nachschlagen könnte, und wären die der Griechen griechisch abgedruckt, diese Corollarien würden bei Untersuchungen über die Pflanzen der Alten noch heute von entschiedenem Nutzen sein.

Des Hermolaus übrige Arbeiten, wozu auch einige tausend niemals veröffentlichte Gedichte gehören, übergehe ich, und nenne nur noch sein letztes und wichtigstes, kurz vor seinem Tode beendigtes Werk, welches ohne Titelblatt mit folgender Schlussschrift erschien:

Finis Castigationum Plinianarum Hermolai Barbari. Impressit Eucharius Argenteus Germanus: Romae 1492 octavo kalendas Decembris etc. — Die zweite Abtheilung hat folgende Schlussschrift:

Finiunt Hermolai Bar. patriarchae Aquileiensis Plinianae Castigationes: Item Aeditio (sic!) in Plinium secunda: Item Emendatio in Melam Pomponium: Item Obscurae cum Expositionibus suis voces in Pliniano codice. Impressit formis Eucharius Argenteus Germanus Romae Idibus Febr. 1493 etc. — Beide Abtheilungen zusammen bilden einen mässig starken Band in fol.

Es ist, abgesehen von der Zugabe des Mela, ein kritischer Commentar zur Naturgeschichte des Plinius, die man damals nur in sehr verdorbenen Handschriften besass Den Text wiederherzustellen, verglich Hermolaus mit grosser Sorgfalt die zu Rom und zu Venedig aufbewahrten Handschriften, las dazu fast alle römischen und griechischen Schriftsteller nochmals durch, und scheute

auch eine oft etwas kecke Conjectural-Kritik nicht. Das Hauptwerk, das heisst die erste Abtheilung, versichert er in zwanzig Monaten beendigt, und darin gegen fünf tausend Fehler der Abschreiber berichtigt oder, wo das nicht gelungen sei, wenigstens angezeigt zu haben. Unterzeichnet ist die Dedication an Pabst Alexander VI. Octavo Kalendas Septembris 1492. — Die zweite Abtheilung sollte ursprünglich nur ungewöhnliche Ausdrücke des Plinius in Gestalt eines Wörterbuchs erklären. Aber auch bei dieser Arbeit fand er im Texte, so wie in seinen eignen frühern Anmerkungen noch manches zu berichtigen, was er als Editio secunda Castigationum Plinianarum zusammenstellte. Er will sie, nach der Idibus Jamariis 1493, also wenige Monate vor seinem Ende datirten Dedicationsschrift an denselben Pabst, in etwas mehr als anderthalb Monaten beendigt haben.

Sein Verdienst um die Botanik nach den theils gelungenen theils misslungenen Deutungen einiger Pflanzen des Plinius, die er gelegentlich liefert, abmessen zu wollen, scheint mir unbillig. Er war Philolog, nicht Botaniker, und machte auf Pflanzenkenntniss keinen Anspruch. Die in Italien so gemeine Iris Florentina liess er sich, wie er gleich im ersten Kapitel erzählt, zu Padua in einem Garten zeigen. Dass Plinius selbst in manchen Irrthum verfallen sei, ahnete er noch nicht; die Schuld aller Schwierigkeiten, auf die er stiess, legte er den Abschreibern zur Last, und von einer erstaunlichen Menge ihrer Versehen hat er den Text seines Schriftstellers wirklich gereinigt und lesbar gemacht. Das ist, wenn er sich auch zuweilen verirrt haben mag, sein grosses unbestreitbares Verdienst; und wer den Gebrauch, den die Botaniker nach Ermolao von ihrem Plinius machten, kennt, der wird begreifen, welche Hülfe ihnen durch eine solche Vorarbeit geleistet war. Aber auch die Kritik des Plinius selbst konnte jetzt erst, nachdem mehrere der wichtigsten Handschriften verglichen waren, festen Fusses fortschreiten, und von der Prüfung der blossen Worte zu der des Inhalts übergehen. Wir werden sehen, wie bald sie es that.

§. 30.

Nicolaus Leonicenus.

Ich stelle ihn hinter Hermolaus Barbarus, obgleich er, 1428 geboren, 26 Jahr älter war als jener, und das einzige seiner Werke, welches wir zu betrachten haben, gleichzeitig mit den plinianischen Castigationen erschien; denn er starb erst 1524 im Alter von 96 Jahren, überlebte jenen also um 31 Jahr. Ausser diesen Zahlen ist in seinem Leben ungeachtet seiner vielen Biographen, vieles zweifelhaft, und Tiraboschi[1]) stellt die verschiedenen Angaben Verschiedener zwar sorfältig neben einander, doch löst auch er ihre Widersprüche nur, zum Theil. Ihm folgt ohne Abweichung Renzi[2]). Ein kurzer Artikel, den Bayle in seinem kritischen Wörterbuch dem Nicolaus widmete, ist unerheblich und nicht fehlerfrei.

Schon darüber streitet man, ob Nicolaus aus Castel di Lonigo (lateinisch Leonicum) im Vicentinischen gebürtig sei, und davon den Beinamen Leonicenus führe, oder aus Vicenza selbst, ein Glied der altadlichen Familie Leoniceno. Mir scheint die erste Meinung schwer vereinbar mit den Namen Nicolaus Leonicenus Vicentinus, die er auf allen seinen, auch den noch zur Zeit seines Lebens erschienenen Büchern führt; zwei Beinamen nach dem Geburtsort hinter einander sind zwar kein Widerspruch, wenn der zweite nur zur genauern Bestimmung des ersten dient, kommen jedoch nur selten vor, unterandern bei einem ältern Grammatiker Omnibonus Leonicenus Vicentinus, der in der That aus Lonigo gebürtig sein, und zur Familie de Bonisoli gehören soll[3]). Gewiss ist, dass Nicolaus seine frühere Bildung zu Vicenza erhielt, dann in Padua Philosophie (das heisst Philologie) und Medicin studirte, und daselbst die akademische Würde beider Facultäten empfing. Einer der Geschichtsschreiber jener Universität, Papadopoli, machte ihn zum Professor daselbst, und obgleich sich ergab,

1) *Tiraboschi tom. VI, parte I, pag. 415 sq. edit. Roman.*

2) *Renzi storia della medicina in Italia, tom. II, pag. 334.*

3) *Tiraboschi tom. VI, parte II, pag. 368.*

dass dieser Irrthum aus einer Verwechselung mit dem weit jüngern Niccolo Leonico Tommasi entsprungen war, so meinte Ang. Gabr. di Santa Maria nichts desto weniger ihn zu den Professoren jener Universität rechnen zu müssen, weil er unter denselben in den Jahren 1462 bis 1464 den Namen Niccolo auf alten Monumenten gefunden haben wollte. Aber „fides sit penes ipsum," sagt Faciolati darüber in seiner Historia gymnasii Patavini (pars II, pag. 105 nach Tiraboschi), und erklärt damit deutlich genug, dass er jene Monumente bezweifelt. Der berühmte Antonio Musa Brasavola, einer der Schüler unsres Nicolaus, der auch seine Biographie geschrieben, lässt ihn nach seiner Promotion eine Reise nach England machen; Andre wissen davon nichts. Ein mir unbekannter Schriftsteller l'Alidosi (Dott. forast. pag. 57, bei Tiraboschi) macht ihn 1508 auf ein Jahr zum Professor der Medicin und griechischen Sprache zu Bologna. Allein seine zu Ferrara erhaltene Grabschrift, die mehr Vertrauen verdient, sagt aus, Nicolaus sei daselbst nach sechzigjährigem Aufenthalt im Jahr 1524 gestorben. Zu Ferrara hielt er wirklich erst mathematische, dann wenigstens bis 1510 philosophische Vorlesungen, und von dort aus sind auch die wenigen seiner Briefe, die sich erhielten [1]), geschrieben. Das schliesst jedoch kürzere Reisen nicht aus, und von einer solchen, die er 1482 über Florenz nach Bologna machte, wissen wir mit Sicherheit. Im Juli 1482 schreibt ihm der durch seine Gelehrsamkeit berühmte Fürst Giovanni Pico Della Mirandola, er bedaure, dass ihn ein anderer an ihn nach Florenz addressirter Brief, worin er ihn zu sich nach Mirandola eingeladen, erst nach seiner Abreise von Florenz zu Bologna getroffen

---

1) In der schon citirten für die gesammte italiänische Literargeschichte des Jahrhunderts wichtigen Sammlung *Angeli Politiani (et aliorum virorum illustrium) epistolarum libri XII*, *im zweiten Buch*. Meine Ausgabe hat die Schlussschrift: *Argentorati ex officina Schüreriana*, *Mense Augusto*, *ANN. M. D. XIII. in* 4. Ich finde sie weder bei Ebert noch bei Brunet. Jener hat nur eine mir unbekannte Duodezausgabe von 1644, dieser gar keine. Ob sie in die *Opera Politiani* übergegangen ist, weiss ich nicht. Sie enthält Briefe von mehr als 40 ungefähr gleichzeitigen italiänischen Gelehrten.

habe; und Nicolaus selbst schreibt an Politianus nach Florenz leider ohne Datum: „Magnifico Petro tuo (dem ältesten Sohn des Lorenzo de' Medici), in cujus olim pueri, **dum Florentiae** essem, me gratiam insinuasti, nunc jam juveni . . . ., si tibi videtur, me plurimum commendabis.“ Petrus war im Februar 1471 geboree, also 1482 ölf Jahr alt. Auch dieser Brief scheint sich daher auf die Reise in jenem Jahr zu beziehen. Mag Nicolaus bei diesem oder einem spätern Besuch Bologna's daselbst eine kurze gelehrte Gastrolle gegeben, mag er eine Vorlesung oder Disputation gehalten haben, wie das damals häufig geschah; gewiss war er 1508 nicht Professor zu Bologna. Nach Haller [1]) soll er die zehn letzten, nach einem Gerücht, welches Scaliger [2]) will vernommen haben, und woraus Renauldin [3]) eine Thatsache macht, die dreissig ersten Jahre seines Lebens an der Epilepsie gelitten haben. Dagegen erzählt Jovius [4]), einer seiner jüngern Zeitgenossen, er sei bis ins höchste Alter gesund kräftig und aller Sinne mächtig gewesen, und auf die Frage, durch welches Geheimniss er das erlangt, habe er ihm selbst geantwortet, die Keuschheit hat mir die Kraft des Geistes, die Mässigkeit die des Körpers bewahrt.

Er galt für einen der elegantesten Lateiner seiner Zeit, und hat viel und mancherlei aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt, was uns nicht berührt. Noch im hohen Alter ward ihm der Auftrag den ganzen Galenos zu übersetzen. Auch was davon fertig ward, so wie mehrere seiner kleinen medicinischen Schriften liegen ausser unserm Kreise. Nur eins geht uns an, seine vier Bücher de Plinii et aliorum in medicina erroribus. Sie erschienen erst einzeln nach einander, dann alle vier zugleich, aber sicher noch nicht in der ältesten bekannten Ausgabe Ferrariae 1492 in 4. (nr. 10021 bei Hain), wie Haller will, sondern erst in

1) *Haller biblioth. botan. I, pag. 258.*

2) *Scaligerana I, pag. 97,* abgedruckt bei *Bayle Nota E,* eingeleitet mit den Worten: *„Mirum praeterea accepi de viro etc.“*

3) *Biographie universelle, tom. XXIV, 1819, article Leonicenus (Nicolas) pag. 164,* unterzeichnet *R—d—n. (Renauldin).*

4) *Pauli Jovii elogia virorum literis illustrium. Basil. 1577 in fol. pag. 133.*

der daselbst 1509 in 4. gedruckten Ausgabe, dann Basileae 1529 und 1532 in 4., und in der Gesammtausgabe seiner kleinen Schriften, deren ich mich bediene,

Nicolai Leoniceni Vincentini, philosophi et medici clarissimi, opuscula: quorum catalogum versa pagina indicabit. Per D. Andream Leennium Medicum a multis, quibus scatebant, vitiis repurgata, atque annotatiunculis illustrata. Basileae 1532, in fol.

Das erste Buch ist dem Politianus gewidmet, und dessen vorgedrucktes Dankschreiben führt das Datum die III. Januarii 1491. Das Buch erschien also beinahe gleichzeitig mit den plinianischen Castigationen des Hermolaus Barbarus; zwar etwas früher, doch so, dass es Hermolaus bei der Herausgabe seines Werks noch nicht kannte. Ihm widmete darauf Nicolaus sein zweites Buch, nachdem er die Castigationen gelesen hatte, also nicht vor 1493, sondern erst kurz vor des Hermolaus Tode, wenn nicht gar erst nach demselben; denn das Schlusskapitel ist eine Lamentatio mortis Hermolai Barbari immaturae. Die Zeit der Erscheinung des dritten Buchs weiss ich nicht zu bestimmen. Dem vierten ist ein Brief des Hieronymus Menochius quinto Kalendas Decembris 1503 vorgedruckt, und das ganze Buch ist als Antwort auf jenen Brief zu betrachten, kann aber leicht erst einige Jahre später erschienen sein, wie ich aus dem ihm angehängten Briefe des Franciscus Tottus, Idibus Martiis 1509, schliesse. Einen Auszug des rein Botanischen aus den vier Büchern gab Otto Brunfels im Anhange zum zweiten Theil seines Herbarum vivae eicones.

Nicolaus handelt darin ohne bestimmte Ordnung von einer Anzahl einfacher, besonders pflanzlicher Heilmittel, welche die Nachfolger des Theophrastos und Dioskorides, der beiden einzigen Auctoritäten, die er gelten lässt, verkannt oder falsch beschrieben oder beurtheilt haben sollen. Am strengsten erweist er sich gegen die Araber, vornehmlich gegen Avicenna und Serapion, wie gegen die sogenannten Arabisten, das heisst den Simon Januensis, Matthäus Sylvaticus, u. s. w.; aber auch dem Plinius und andern Klassikern weist er eine Menge von Fehlern nach.

Seine Arbeit unterscheidet sich von der seines Vorgängers Hermolaus Barbarus dadurch, dass letzterer mehr Wortkritik, Nicolaus mehr Sachkritik übte, dass jener die meisten Irrthümer, die er im Plinius fand, den Abschreibern, dieser dieselben dem Plinius selbst zur Last legte; und das war es, was ihm die heftigsten Gegner erweckte. Die Araber und Arabisten gab man ihm willig Preis, ihr Ansehen war seit dem Wiedererwachen der klassischen Studien tiefer und tiefer gesunken, so dass ihnen noch länger anzuhängen, für ein Zeichen mangelnder Bildung, ja für Barbarei galt. Doch sein Rütteln an der Auctorität des Plinius, der selbst zu den Klassikern gehörte, konnte man ihm nicht verzeihen. Er aber, wie sehr er mit Hermolaus über ihre gegenseitig abweichenden Meinungen der Sache wegen, nicht aus Rechthaberei, zu verhandeln wünschte, liess nach dessen unerwartet frühem Tode die Angriffe seiner übrigen Widersacher in philosophischer Gelassenheit unbeantwortet. Und er that wohl daran, denn was er recht gesehen, das hat sich die Wissenschaft doch angeeignet; was er gefehlt, würde seine Erwiederung nicht gerettet haben.

Es ist aber ein grosser Unterschied zwischen dem ersten und den drei folgenden Büchern. Im ersten giebt er die Irrthümer der Schriftsteller, die er bemerkt zu haben glaubt, zwar bestimmt genug, aber kurz an. Im zweiten kommt er auf mehrere der schon behandelten Gegenstände mit Rücksicht auf des Hermolaus Castigationen nochmals ausführlicher zurück, und beruft er sich nicht selten auf seine eignen in freier Natur gemachten Beobachtungen. Im achten Kapitel sagt er ausdrücklich: „Cur enim nobis oculos et reliquorum sensuum opificia natura concessit, nisi ut ad prospiciendam investigandamque veritatem propriis possimus niti subsidiis?“ In gleicher Art geht es im dritten Buche weiter, bis von cap. 24 an bis zu Ende anatomische Untersuchungen folgen. Das vierte Buch endlich beschäftigt sich wieder fast ganz mit verschiedenen botanischen Irrthümern des Avicenna und seiner Ausleger. In beiden Büchern kommen häufig Bezugnahmen auf eigne Beobachtnng vor. Dazu schreibt Nicolaus so fliessend und elegant, und zeigt überall bei der umfassendsten Gelehr-

samkeit, dem schärfsten Urtheil, eine so liebenswürdige Anspruchslosigkeit, dass ihn gewiss jeder mit Vergnügen lesen wird, wenn gleich der Werth eines Werks jetzt nur noch ein historischer ist.

§. 31.

Marcellus Vergilius.

So nenne ich diesen Schriftsteller, weil er nur diese Namen auf dem Titel aller Ausgaben seines Hauptwerkes führt, wiewohl sich gleich zeigen wird, dass beide nur Vornamen waren, und er einen ganz andern Geschlechtsnamen führte. Wenige Schriftsteller von einiger Bedeutung wurden von den meisten Literarhistorikern bis heute so wie dieser vernachlässigt. Die meisten übergehen ihn ganz, andre, wie Konrad Gesner und Haller, begnügen sich mit der Angabe seines Amtes und einem kurzen Urtheil über seine Leistungen; Sprengel setzt noch sein Todesjahr hinzu, das ist alles. Sogar bei Tiraboschi kommt sein Name im Text nur beiläufig einmal vor [1]), doch, als wolle er sein Unrecht wieder gut machen, fügt er wenigstens folgende Anmerkung hinzu: „Marcello Virgilio Adriani, von uns nur an dieser Stelle genannt, hätte eine ausgezeichnete Erwähnung verdient. Er war Professor der schönen Wissenschaften und Cancelliere del Publico zu Florenz (die Ausgaben nennen ihn Secretarius Florentinus), gelehrt in der griechischen und lateinischen Sprache, und seiner Beredtsamkeit wegen hochgeschätzt. Er starb den 27. November 1521. Sorgfältig hat von ihm gehandelt Mazzuchelli (scritt. ital. tom. I, pars II, pag. 156). Allein zu dem, was derselbe über ihn sagt, lassen sich noch viele Notizen hinzufügen aus der Vorrede des Canonicus Bandini zu seiner Collectio veterum monumentorum, worin er (pag. 22 sqq.) auch mehrere an Marcello gerichtete Briefe mittheilt.“ Weder diese beiden Quellen fliessen mir, noch ist mir ein drittes Werk zugänglich, worin sich Aufschlüsse erwarten lassen:

---

1) *Tiraboschi storia della letterat. italiana tom VII, parte II, pag. 2, edit. Roman.*

Negri storia degli scrittori Fiorentini. Ferrara 1722 fol. Mögen Andre die Lücke ausfüllen, die ich offen zu lassen genöthigt bin. In der Biographie universelle[1]) finde ich noch sein Geburtsjahr 1464, und als Veranlassung seines Todes einen Sturz mit dem Pferde angegeben. Indess werden wir später Grund finden jener Jahrszahl von unbekannter Auctorität zu misstrauen.

Wir verdanken dem Marcellus eine lateinische Uebersetzung des Dioskorides und einen ausführlichen Commentar dazu. Beides ward noch bei seinem Leben 1518, und abermals 1523, also bald nach seinem Tode, ex secunda interpretis recognitione zu Florenz in fol. gedruckt, und zwar ohne den griechischen Text, wovon man bereits die aldinische Ausgabe von 1499 besass, worauf 1518 die zweite Aldina folgte. Den Text der zweiten Aldina, verbunden mit der Uebersetzung und dem Commentar des Marcellus, gab der Buchhändler Joh. Soter zu Köln 1529 in fol. nochmals heraus, und fügte als Anhang, wiewohl unter besonderm Titel und der Jahrszahl 1530, die Corollarien des Hermolaus Barbarus hinzu. Es ist also ein Irrthum, wenn man, was öfter geschehen, diese Ausgabe, an welcher Marcellus persönlich gar keinen Theil hat, die im Grunde ein blosser Nachdruck ist, dem Marcellus zuschreibt. Sie ist indess correct, und wenigstens in Deutschland nicht so selten wie die Originalausgaben; sie ist es auch, deren ich mich bediene.

Nicht ohne Grund tadelt Haller des Marcellus zu häufige Polemik gegen seinen Vorgänger Hermolaus Barbarus; seine eigne Leistung aber hatte das merkwürdige Schicksal, noch zu seiner Zeit strengen Tadel zu erfahren, und später, je älter sie ward, desto mehr Anerkennung zu finden. Die zwei Jahr früher zu Paris erschienene und nicht minder gelungene Uebersetzung des Dioskorides von Joannes Ruellius, von dem ich später handeln werde, kannte Marcellus noch nicht. Auf seinen fast gleichzeitigen nur wenig jüngern Widersacher Joannes Manardus

---

1) *Biographie universelle, article Adriani (Marcel Virgile), tom. 1, pag. 246,* unterzeichnet *G—é (Ginguené).*

werde ich gleichfalls später zurückkommen. Dem ungünstigen Urtheil desselben über des Marcellus Uebersetzung schliesst sich Konrad Gesner in seiner Bibliotheca universalis von 1545 im Ganzen an, von des Marcellus Commentar dagegen sagt derselbe: „Quod vero ad linguam Graecam, authorum testimonia, variarum rerum cognitionem, Dioscoridis intellectum, et variam exemplarium lectionem, utilissimi sunt." Auch Haller erkennt des Marcellus Gelehrsamkeit an, nur als Botaniker lässt er ihn nicht gelten. Sprengel endlich, der neueste Herausgeber des Dioskorides, findet die Uebersetzung ausgezeichnet, den Commentar höchst lesenswerth, und schliesst mit den Worten: „Dici paucis nequit, quam laudabilis sit opera ab ipso (Marcello) in exponendo et castigando Dioscoridis textu collocata. Conjecturas sagacissimas adjunxit, nonnunquam et doctos excursus, quibus alii passim auctores illustrantus." Wie gegründet dies Lob sei, bestätigt der Gebrauch, den Sprengel fast Seite für Seite von der Kritik des Marcellus machen konnte. Auch die Natur war dem Kritiker nicht so fremd, wie Haller meinte; auch in der Beziehung beurtheilte ihn Sprengel schon in der Geschichte der Botanik (I, S. 251) weit richtiger, indem er es rühmend anerkennt, dass Marcellus oft die Natur selbst um Rath fragte, und dadurch manche Fabeln und Unrichtigkeiten, unterandern den Glauben an die menschenähnliche Gestalt der Wurzel der Mandragora, verdrängte; dass er die Naturgeschichte mehrerer Pflanzen aufhellte, und in den Apenninen sogar zwei neue Arten von Narcissus entdeckte.

Aber nicht passend stellte ihn Sprengel dem ältern Nicolaus Leonicenus voran, wenn gleich dieser drei Jahr später als jener starb. Denn Marcellus benutzte des Leonicenus Arbeit, und im Commentar zum Capitel vom Cistus sagt Marcellus ausdrücklich: „Antiquum vetusque est, quod, me adhuc puero, de hoc cisto pro Plinio gravissime certarunt clarissimi viri Leonicenus, qui nescio an adhuc vivat, egregiae eruditionis homo, et Politianus multi apud nos nominis etc." Das war im Jahr 1491, denn in diesem Jahr widmete Leonicenus dem Politianus sein erstes Buch de Plinii et aliorum in medicina erroribus, worin er dem Plinius

die Verwechselung der Namen Cistus und Cissus nachweist, wogegen Politianus in seinem Dankschreiben [1]) den Plinius zu vertheidigen sucht. Marcellus war damals, die Richtigkeit seines Geburtsjahrs 1464 vorausgesetzt, 27 Jahr alt. Dem scheinen jedoch die Worte „me adhuc puero" zu widersprechen. Ich kenne die Auctorität nicht, auf der jene Jahrszahl beruht. Ist sie nicht sehr zuverlässig, so möchte ich sie in 1474 verwandeln.

§. 32.

Pandulphus Collenucius.

Dieser Hauptwidersacher des Leonicenus war, ich weiss nicht wann, zu Pesaro geboren. Er wird als Jurist Redner und Historiker gerühmt, und widmete sich zumeist den öffentlichen Geschäften, bald als Sachwalter, bald als Richter, bald als erwählter Podesta verschiedener Städte Italiens, bald im Dienste des Herzogs Hercules I. von Ferrara, dem er all seine Schriften dedicirte, und der ihn unterandern auch als Gesandten an den Kaiser Maximilian schickte. Daneben fand er noch Zeit genug sich eifrigst mit der alten Literatur zu beschäftigen, und selbst als Dichter soll er geglänzt haben. Endlich kehrte er in seine Vaterstadt zurück, sprach sich in einer an den Herzog Valentino gerichteten Bittschrift mit Ausgelassenheit (con soverchia liberta) gegen den durch jenen verdrängten rechtmässigen Landesherrn Herzog Giovanni Sforza aus, und ward, nachdem letzterer wieder zur Herrschaft gelangt war, im Jahr 1504 als Hochverräther hingerichtet. So erzählt Tiraboschi [2]). Was er sonst noch zu des Pandolfo Lobe sagt, lasse ich dahin gestellt sein; das Wenige, was ich von ihm kenne, flösst mir keine günstige Meinung von ihm ein.

Ich spreche von seiner Pliniana defensio adversus Nicolai Leoniceni accusationem; und auch sie kenne ich nicht in der

1) In dem schon früher citirten Werke: *Angeli Politiani et aliorum virorum illustrium epistolarum libri duodecim, liber II, fol. 17.* Der folgende Brief des Leonicenus ist die Antwort.

2) *Tiraboschi tom. VI, parte II, pag. 92 sqq*

Originalausgabe Ferrarae sine anno in 4. (wovon Haller noch einen Nachdruck Schlestadii 1510 in 4. angiebt), sondern nur in dem botanischen Auszuge daraus, den Otto Brunfels im Anhange zum zweiten Theil seiner Herbarum vivae eicones lieferte. Schon in dem neuerfundenen Namen, womit er seinen anspruchslosen Gegner bezeichnet, Pliniomastix, Pliniusgeissel, spiegelt sich die ganze Haltung der Schrift. Sie ist in einem des wahren Gelehrten durchaus unwürdigen Ton geschrieben, offenbar weit mehr in der Absicht den Gegner herabzusetzen und die eigene alles umfassende Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen, als um die Sache aufzuklären. Dazu ist sie dem Herzog von Ferrara gewidmet, also im Grunde ein dem Landesherrn und hohen Gönner des greisen Angeklagten eingereichtes malitiöses Klaglibell. Ein so hartes Urtheil verlangt Beweis; ich gebe als solchen, was mir grade in die Augen fällt, eine Stelle aus der Untersuchung über das Cyclaminum (pag. 96 bei Brunfels). Plinius erzählt von der Wurzel der Aristolochia rotunda, die Fischer in der (römischen) Kampania bedienten sich ihrer um die Fische herbei zu locken und zu betäuben. Dasselbe, sagt Leonicenus, thäten die Fischer jener Küste noch jetzt; doch bedienten sie sich zu dem Zweck, nicht der Aristolochia, der auch kein anderer Schriftsteller diese Eigenschaft zuschreibe, sondern des Cyclamen, und dasselbe behaupte Plinius selbst an einer andern Stelle von seinem Cyclaminum. Er scheine daher in der ersten Stelle das Cyclaminum mit der Aristolochia rotunda verwechselt zu haben. Dagegen beruft sich Collenuccio, indem er diesmal den Herzog selbst apostrophirt, auf des Herzogs Bruder Sigismondo von Este, von dem er erfahren habe, dass sich jene Fischer wirklich der Aristolochia bedienen, ein Zeuge, dessen er sich als Jurist weder in dieser Sache noch vor diesem Richter bedienen durfte. Dann fährt er fort: „At quaenam ista pertinacia? quae frontis duricies? quae impudentia est? A nullo auctore scriptum inquis, cum Plinius scribat. Et quia nullum id scribentis reperisti, quoniam paucos legisti, ideo Plinio, qui se vidisse affirmat, credendum non est? . . . . O infelicem Plinium! o cassa literarum studia! o vanos integerrimi viri labores lucubrationesque miseras! En post annos

mille et quadringentos sophistes unus in hoc tandem vesaniae genus prorupit, ut" — doch wozu noch mehr von dieser langen catilinarischen Rede, gerichtet gegen einen Greis, dessen Verbrechen darin bestand, seine Meinung über einige Stellen des Plinius freimüthig, aber anspruchslos geäussert zu haben!

Dass eine so widerwärtige Form auf den wissenschaftlichen Werth des eigentlichen Inhalts nicht ohne Einfluss bleiben konnte, versteht sich von selbst. Ein grosser Theil der Beweisführung besteht in sophistischer Spiegelfechterei, Wortverdrehung u. dgl. Aber auch abgesehen davon, finde ich nur einen kärglichen Gehalt. Gern gebe ich zu, dass Collenuccio in einigen Punkten richtiger urtheilt als Leonicenus, doch sind deren wenige, und die eigentliche Grundlage des ganzen Angriffs wird jetzt niemand mehr gelten lassen. Wer unter uns den Plinius noch so sehr verehrt, wird doch zugeben, dass Dioskorides pflanzenkundiger war. So urtheilte auch Leonicenus, und prüfte den Plinius vornehmlich durch Vergleichung mit dem Dioskorides. Collenuccio geht ohne Grund, nur weil es ihm so beliebt, von der entgegengesetzten Meinung aus, Plinius sei ein weit grösserer Pflanzenkenner als Dioskorides. Ja er entblödet sich nicht dem Leonicenus eine Stelle des heiligen Augustinus vorzuhalten, worin derselbe vor einer leichtfertigen Exegese der Bibel warnt, und dieselbe Ehrfurcht vor den Büchern des Plinius zu verlangen. — Dürften wir den Versicherungen unsres Redners glauben, so müssten wir ihn für einen eifrigen Naturbeobachter halten. In dem Kapitel de Aera et Lolio (pag. 111 bei Brunfels) sagt er: „Qui de herbis dicturus est, eum ego non tam librorum quam telluris, non tam literarum quam agrorum studiosum esse oportere censeo; nec satis esse ad herbariam perdiscendam tradendamque herbarios scriptores legere, plantarum videre picturas, graeca vocabularia inspicere, magistri unius verbis addictum esse, sed rusticos montanosque homines interrogare oportet, herbas ipsas inspicere, vestigare differentias et, si fieri potest, periculum facere, experiri, rimari, quid unaquaeque in morbis possit etc." Das sind treffliche Regeln, aber ich vermisse die Spuren ihres Einflusses beim Redner selbst. In der That spricht

auch er einige mal von seinen eigenen Beobachtungen, doch gewiss nicht öfter, und nicht so zuverlässig wie Leonicenus. Und so ist denn auch der Kern nicht der Art, dass er uns die widerwärtige Schale könnte vergessen machen Leonicenus würdigte ihn keiner Antwort; aber Ponticus Virunius[1]) übernahm dessen Vertheidigung in einer unter folgendem Titel, ich weiss nicht wo noch wann, gedruckten Schrift: Invectiva contra Pandulfum Collenuccium in defensionem Nicolai Leoniceni. Ich kenne sie nicht, und entnehme den Titel aus Jöcher's Gelehrtenlexicon. Die meisten Schriften des Ponticus sollen überaus selten sein.

§. 33.

Joannes Manardus.

Einen würdigern Kritiker fand Marcellus Vergilius an Joannes Manardus, dessen Leben, wie Tiraboschi[2]) sagt, dem ich die folgenden kurzen Notizen entnehme, Giov. Andr. Barotti in seinen Memorie historiche dei letterati Ferraresi, Ferrara 1777 fol., gründlich beschrieben haben soll. Zu Ferrara 1462 geboren und dort auch gebildet, bekleidete er daselbst von 1482 bis 1493 die Professur der Medicin, und ging darauf als Hofmeister (maestro) und Leibarzt des Prinzen Giov. Franc. Pico nach Mirandola, kehrte jedoch 1502 von da nach Ferrara zurück. Berühmter noch als praktischer Arzt denn als Gelehrter, empfing er 1513 einen Ruf als Leibarzt vom Könige Ladislaus von Ungarn. Er folgte demselben, verweilte in Ungarn noch zwei Jahr nach des Königs 1516 erfolgtem Tode, und kehrte darauf abermals nach Ferrara zurück, wo er sein Leben 1536 beschloss.

Mehr Praktiker als Schriftsteller hinterliess er uns nur zwanzig Bücher medicinischer Briefe und ein Heft Anmerkungen zu den einfachen und zusammengesetzten Arzneimitteln des Mesue. Beide Werke sind öfters bald einzeln bald mit einander gedruckt,

1) *Tiraboschi tom. VI, part. I, pag. 417*, vergl. *tom. VI, part. II, pag. 279 sqq.*

2) *Ibidem tom. VII, part. II, pag. 54.*

von den Briefen anfangs nur die sechs, in spätern Ausgaben die achtzehn ersten Bücher, alle zwanzig erst lange nach des Verfassers Tode, zum ersten mal Basileae apud Mich. Isingrinium 1540 in fol. So versichert wenigstens Trew[1]), und in der Ausgabe von 1535, die ich besitze, und die jener zunächst vorausgegangen sein soll, fehlen die beiden letzten Bücher wirklich.

Für uns das Wichtigste ist das achte Buch der Epistolae medicinales, enthaltend eine kritische Revision der Uebersetzung und des Commentars des Marcellus Vergilius zum Dioskorides. Es besteht aus drei langen Briefen. Der erste, datirt Ferrara 1519, ist an Marcellus Virgilius selbst gerichtet, und betrifft nur das erste Buch des Dioskorides; der zweite ohne Datum, an einen Freund, der des Marcellus Vertheidigung übernommen hatte, behandelt dieselben Gegenstände nochmals ausführlicher; der dritte von 1523 erstreckt sich in kurzen Bemerkungen, oft nur Varianten des Textes, über den ganzen Dioskorides, und ward wie Manardus versichert, absichtlich bis nach des Marcellus Tode zurückgehalten, um dem würdigen Greise nicht beschwerlich zu fallen. Nach Sprengels Urtheil, was hier am schwersten wiegt, gehörte indess der Codex, woraus Manardus seine Varianten nahm, nicht zu den bessern, und die Kritik und das Verständniss des Dioskorides soll durch diese Arbeit überhaupt wenig gefördert sein. Gross ist auch der Gewinn nicht, den die Botanik durch sie erhielt. Lässt sich dem Verfasser ein gewisser Umfang von Pflanzenkenntniss nicht absprechen, so erstreckte sich dieselbe doch kaum über die gemeineren Heilpflanzen hinaus. Verdienstlich ist indess jedenfalls sein Bestreben, die durch die Araber und Arabisten herbeigeführte Verwirrung in der Heilmittellehre der Alten aufzuklären. Dazu findet sich mancher Beitrag auch in den übrigen Büchern der Medicinalbriefe und den Anmerkungen zum Mesue. Einen Auszug desselben, doch nur aus den sechs ersten Büchern, und zwar unter dem falschen Namen Mainardus statt Manardus lieferte Otto Brunfels im zweiten Bande seiner Herbarum vinae eicones, auf den ich meine Leser verweise.

1) *Trew catalogus II*, §. *XVI*, *nr. 19.*

§. 34.

Antonius Musa Brasavola.

Ich schliese für dieses Buch die Reihe der Italiener, welche durch klassische Studien zur Naturbeobachtung zurückgeführt wurden, mit einem dritten ausgezeichneten Arzt und Lehrer zu Ferrara, einem Schüler des Manardus und Leonicenus, um der für das folgende Buch vorbehaltenen Entwickelung nicht zu weit vorauszueilen, obgleich sich die Gewohuheit, jede botanische Untersuchung an die Interpretation der Klassiker, besonders des Dioskorides anzuknüpfen, in Italien noch lange erhielt, und von Männern befolgt ward, deren wirkliche Pflanzenkunde ihrer Gelehrsamkeit nicht nachstand.

Antonius Musa Brasavola [1]), der Sohn des Grafen Francesco Brasavola, war 1500 zu Ferrara geboren, und die ihm ertheilten Vornamen lassen vermuthen, dass sein Vater ihn von der Geburt an zum Arzt bestimmte [2]). Seine Bildung erhielt er zu Ferrara selbst, und entwickelte sich so schnell, dass er schon im achtzehnten Jahre auf der dortigen Universität die Dialektik vortrug, und zwei Jahr darauf erst daselbst, dann zu Padua und Bologna hundert theologische philsophische mathematische astronomische medicinische und humanistische Thesen vertheidigte. Doch war die Medicin sein Hauptfach. Schon 1525 ernannte ihn der Erbprinz und spätere Herzog von Ferrara Herkulus II zu seinem Leibarzt, drei Jahr darauf [3]) begleitete er denselben auf einer Reise nach Frankreich an den Hof König Franz I., der ihn mit Gunstbezeugungen aller Art überhäufte, ihn unterandern zum Ritter

1) Seine Biographie schrieb *Luigi Francesco Castellani, de vita Ant. Mus. Brasavolae commentatio. Mantuae 1767.* Einen Auszug daraus lieferte *Tiraboschi tom. VII, part. II, pag. 56 etc.*

2) Das meint auch Tiraboschi. Nach du Petit-Thouars in der *Biographie universelle, article Brassavola, tom. V, pag. 505,* soll ihm Franz I. von Frankreich den Namen Musa beigelegt haben. Die Quelle der Nachricht wird aber nicht angegeben.

3) Im Jahr 1528, wie er selbst in der Dedication seines *Examen simplicium* sagt. Tiraboschi sagt: zwei Jahr darauf.

des heiligen Michael machte, und ihm sogar gestattete, seinem Wappen die drei königlichen Lilien hinzuzufügen. Auch auf verschiedenen andern Reisen begleitete er seinen Fürsten und dessen Vater Alfonso I., die ihn beide des höchsten Vertrauens würdigten. An der Universität las er ausser der Dialektik auch die Naturphilosophie, und ward zum Riformatore erwählt (einem Amt, wovon bei den italiänischen Universitäten oft die Rede ist, dessen eigentliche Bedeutung ich nicht kenne). Als praktischer Arzt war er so beschäftigt, dass er jährlich wohl 1500 Kranke zu besorgen hatte [1]), und so berühmt, dass auch der Pabst der Kaiser und andre auswärtige Fürsten ihn consultirten.

Als Schriftsteller machte er sich, ausser seinem riesigen Index in omnes Galeni libros, worüber ich Band II, Seite 188 gesprochen, vorzüglich um die Heilmittellehre und folglich auch um die Botanik verdient. Unter den verschiedenen Schriften, die er ihr widmete, interessirt uns vor allem sein

Examen omnium simplicium medicamentorum, Romae 1536 in fol.,

und seitdem zu Lyon dreimal, zu Venedig viermal, einmal zu Basel und einmal zu Zürich wieder abgedruckt; aber geschrieben, wie sich aus der Dedication und vielen Stellen des Buches selbst ergiebt, vor dem Tode des Herzogs Alfonso, das heisst vor 1534. Die übrigen Schriften betreffen einzelne Klassen von Heilkörpern, wie de medicamentis catharticis, oder Präparate, wie Examen omnium syroporum u. s. w., und sind dem Botaniker entbehrlich. Brasavola starb, wo er fast beständig gewirkt hatte, zu Ferrara 1555, im Alter von nur 55 Jahren.

Zu diesen, wie ich glaube, verbürgten Nachrichten fügt Sprengel [2]) noch folgende leider unverbürgte hinzu: „Auf Brasavola's Vorschlag legte der Herzog auf einer Insel im Po einen botanischen Garten an, und schickte alljährlich nach dem pflanzenreichen Kandia, um seltene Gewächse von dort einzuführen. Ihm schenkte

---

1) *Amati Lusitani enarrationes in Dioscoridem. lib. III, enarrat. 12.*
2) *Sprengel, Geschichte der Botanik I, S 287.*

der Herzog ein Landgut, wo ebenfalls ein botanischer Garten eingerichtet wurde. Er sammelte das reichste Herbarium seiner Zeit." — Als ich den Quellen dieser Angaben nachforschte, stiess ich statt der Bestätigung auf lauter Zweifel. Die herzoglichen Gartenanlagen zu Belrignardo unweit Ferrara, und das Belvedere auf der Po-Insel, sind wegen ihrer Anmuth berühmt. Von letzterem spricht auch Brasavola in seiner Epistola nuncupatoria, womit er dem Herzog seine Examen omnium simplicium überreichte. Er enthielt eine reiche Orangerie, von andern Seltenheiten des Gartens sagt Brasavola kein Wort. Konrad Gesner, der in seiner Schrift de Hortis Germaniae auch der bedeutendsten italiänischen Gärten gedenkt, übergeht die bei Ferrara ganz. Amatus Lusitanus, ein Freund und Bewunderer Brasavola's, der sich hauptsächlich der Pflanzenkunde wegen sechs Jahr zu Ferrara anfgehalten hatte, und das Personal und die wissenschaftlichen Hülfsmittel der dortigen Universität nicht genug zu rühmen weiss[1]), spricht oft von den seltenen Pflanzen, die er im anmuthigen und reichen Garten eines dasigen vornehmen Herrn Namens Azajolus gesehen[2]), der herzoglichen Gärten gedenkt er kein einziges mal. Auch von Brasavola's Privatgarten sagt er nichts, was mir sogar diesen als botanischen Garten verdächtig macht, obgleich Tiraboschi[3]), der aus Castellani's sorgfältiger Biographie des Brasavola schöpfte, versichert, Brasavola hätte mit vieler Sorgfalt und nicht geringen Kosten einen Garten unterhalten, worin er die seltenern Pflanzen gezogen. Vielleicht erhielt er ihn erst nach seines Freundes Entfernung von Ferrara im Jahr 1547, oder sein Biograph setzte willkürlich voraus, der Garten eines Botanikers müsse ein botanischer

1) Die Hauptstelle mag hier Platz finden. *Amati Lusitani in Dioscorid. lib. IV, enarratio 3: „Ferraria, ad quam, quicunque de re herbaria veluti de bona medicina exactam notitiam habere desiderat, accedat consulo. Sunt enim Ferrarienses, coelesti quodam influxu favente, medici doctissimi ac rerum naturalium cognoscendarum diligentissimi. Qua de causa apud eos per sex annos nunquam poenitendos commorati sumus."*

2) *Amati Lusitani enarrationes in Dioscoridem, libro II, enarr. 172, lib. III, enarr. 16 et 244, lib. IV, enarr. 110.*

3) *Tiraboschi tom. VII, part. II, pag. 57.*

sein. Die Behauptung, der Herzog hätte jährlich lebende Pflanzen aus Candia kommen lassen, scheint mir auf einem Missverständniss folgender Stelle des Schreibens zu beruhen, womit Aloysius Mundella seine Annotationes in Examen medicaminum dem Brasavola selbst übersandte. Nachdem darin Brasavola's Verdienste um die Heilmittellehre gerühmt, und die Hoffnung ausgesprochen ist, derselbe werde für die Kritik der Heilmittel der Alten noch vieles leisten, schliesst der Briefsteller also: „quod tibi facile esse existimo. Herculis enim tui ac Caesaris illius, qui in Creta viros herbarios alebat, patrocinio vel maxime adjutus id, quod voles, exequi poteris." Wie flüchtig Sprengel oft las, ist bekannt genug. Das vermeinte Herbarium des Brasavola endlich war offenbar etwas ganz andres, nämlich eine Sammlung officineller Wurzeln Kräuter Blumen Rinden Harze, kurz eine Droguensammlung. Amatus Lusitanus[1] sagt darüber: „Vidimus nos tres istos pulveres Ferrariae, quos unusquisque hodie quoque apud Antonium Musam Brasavolam videre poterit, quum omnia simplicia variis scriniolis disposita apud se reservata habeat, et ea omnibus magna animi liberalitate videnda promat." Und was noch mehr sagt, derselbe Amatus Lusitanus kannte nur ein einziges wirkliches Herbarium, aber im Besitz eines Engländess, Johannes Falkonerius, auf das er als auf eine grosse Merkwürdigkeit mehrmals zurückkommt. Doch darüber mehr im dritten Kapitel dieses Buchs. Hätte Brasavola, den Amatus zweimal „mihi Piladea quadam amicitia conjunctus" nennt, auch ein Herbarium besessen, wie konnte jener das des Engländers allein rühmen? Auch Tiraboschi kennt nur seine „gran raccolta di semplici divisi con ordine in diversi scrigni"; von seinem Herbarium weiss auch er nichts.

Sehen wir sein Examen omnium simplicium medicamentorum selbst an, so fällt uns zuerst die wunderliche Form auf. Es ist von Anfang bis zu Ende ein Gespräch des Verfassers mit einem alten Apotheker und dessen Gehülfen. Er trifft dieselben

1) *Amatus Lusitanus l. c. libro V enarrat. 44.*

zufällig auf einer Gebirgsreise, auf welcher der Alte seinen Arzneivorrath completiren will, und schliesst sich ihnen an. Die Unterhaltung knüpft sich sogleich an die erste Pflanze, die ihnen grade auffällt, die der Alte, verführt durch seinen Pandectarius und seine Araber verkennt, Brasavola aber nach den Griechen weitläuftig erörtert und berichtigt. Jener bittet um mehr Belehrung, welche dieser zu ertheilen bereit ist. Nun zieht jener ein Verzeichniss aller Arzneikörper, die er hat oder haben will, hervor, und alle drei sprechen es gemeinschaftlich durch: Blumen, Kräuter, Samen, Früchte, Wurzeln, Rinden, Hölzer, flüssige Säfte, verdickte Säfte, Gummi, Knochen, Metalle, gewöhnliche und edle Steine, Erden, Salze, einige in den Apotheken nicht rubricirte Körper, Fette, mineralische und vegetabilische Oele. Schon diese Anordnung verräth des Buches eigentliche Bestimmung für Apotheker. Es ist, wiewohl voller Gelehrsamkeit, doch populärer gehalten als seine italiänischen Vorläufer, und bezeichnet jede Pflanze, die man im Dioskorides oder Plinius erkannt zu haben glaubte, zugleich mit den damals gebräuchlichen italiänischen französischen spanischen und deutschen Namen, die den noch immer fortdaurenden Mangel der Diagnostik wenigstens zum Theil ersetzen. Auch das Vorkommen der Pflanzen wird bei den meisten angegeben, und bei den seltneren die Gegenden Italiens oder des Auslandes, wo sie zu finden sein sollen, wobei dem Brasavola seine vielen in Begleitung seines Prinzen gemachten Reisen zu statten kommen. Bemerkenswerth ist sein Ausspruch[1]: „Certum est, centesimam partem herbarum in universo orbe constantium non esse descriptam a Dioscoride, nec plantarum a Theophrasto aut Plinio. Sed indies addiscimus, et crescit, fügt er hinzu, ars medicinae. Da haben wir also, beim Widerspruch gegen den Einen, sogleich wieder den zweiten Wahn, jede Pflanze besässe irgend eine Heilkraft. Aus dem allen erkennt man leicht, wie weit Brasavola seine Vorgänger an eigner Pflanzenkunde übertraf. Wenn aber

1) *Ant. Mus. Brasavolae examen omnium simplicium. Lugduni 1537, in 8., pag. 65.*

Haller[1]) von seinem Examen simplicium sagt: „descriptiones breves, et solorum generum,“ so möchte ich lieber sagen: descriptiones vix ullae, nec nisi specierum quarundam. Und selbst das bedarf noch der Einschränkung: nicht leicht wird man einem beschreibenden Zuge bei ihm begegnen, der nicht von den Alten erborgt wäre.

Zweites Kapitel.

Studium der klassischen Naturforscher ausserhalb Italien.

§. 35.

In Deutschland Graf Hermann von Neuenar und Euricius Cordus.

So schnell und kräftig wie in Italien konnte sich das Studium der klassischen Literatur, zumal der griechischen, in keinem andern Lande wieder beleben. Ihnen allen fehlte dazu die Vorbereitung durch eine hoch ausgebildete National-Literatur, die den Vorzug der alten vor der mittelalterlichen Literatur erst recht fühlbar machte; und als man den Unterschied beider endlich dennoch empfand, waren die edelsten Schätze deutscher französischer und andrer Klosterbibliotheken längst nach Italien entführt. Auch hatte Deutschland derselben niemals so viele besessen wie Italien. Mit gelehrten Griechen, denen Italien so viel verdankt, kam man ausserhalb Italiens selten oder nie in Berührung, und fand daher eben so selten Gelegenheit zur Erlernung der griechischen Sprache, wie zum Ankauf griechischer Handschriften. Es gehörte zu den Ausnahmen, und fällt in eine verhältnissmässig späte Zeit (1495), dass der Grieche Johannes Lascaris (nicht zu verwechseln mit dem ältern Konstantinus Laskaris) nach Paris kam, und dort

1) *Haller, bibliotheca botanica I, pag. 277.*

einige bedeutende Schüler heranbildete. So ward denn Italien die hohe Schule der Philologie für ganz Europa. Dahin strömeten die wissbegierigen Männer und Jünglinge aller Nationen, und streuten den dort empfangenen Samen im Vaterlande wieder aus. So unterandern Rudolf Agricola aus Gröningen, einer der ersten deutschen Humanisten, der 1476 den Theodoros Gaza zu Ferrara gehört hatte; so Johannes Reuchlin, der zweimal in Italien war; so Desiderius Erasmus, Ulrich von Hutten und viele Andere. Zu den Ausnahmen gehörte es, wenn sich Männer wie Joachim Camerarius der ältere, ohne Italien gesehen zu haben, als griechische Philologen hervorthaten. Selbst unsre grossen Mathematiker und Astronomen, Peurbach und Regiomontanus, hatten sich zwar nicht dasjenige Wissen, wodurch sie der Stolz der Nation wurden, doch ihre klassische Bildung aus Italien geholt.

Zu den ersten deutschen Humanisten und wenigstens Förderern der Botanik, wenn wir ihn nicht zu den Botanikern selbst rechnen wollen, gehört Graf Hermann von Neuenar, eins der letzten Glieder dieser mit ihm ausgestorbenen Familie. Hervorragend durch seine Stellung als Domdechant und Kanzler der Universität zu Köln, durch vielseitige Gelehrsamkeit und freisinnige Denkungsart, durch seine Verbindung mit vielen der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, mit Ulrich von Hutten, Joachim Camerarius dem ältern, Peutinger, Pirkheimer u. a., wie durch den Schutz und Beistand, den er Unbemittelten oder Verfolgten, wie namentlich auch dem edlen Reuchlin in seinem Kampfe gegen Hoogstraten und Pfefferkorn leistete, verdiente er vor andern ein dankbares Andenken seiner Nation; gleichwohl sind die sehr zerstreuten Nachrichten über sein Leben und Wirken noch immer nicht gehörig zusammengestellt. Hier ist nicht der Ort, noch fühle ich mich befähigt, das Versäumte nachzuholen; denn Neuenar's Leistungen für die Botanik sind von geringer Bedeutung. Verdienter machte er sich um die Geschichte durch die von ihm besorgte erste Ausgabe der Vita Caroli Magni von Eginhart, und um die alte medicinische Literatur durch seine Ausgabe des Theodorus Priscianus

unter dem irrigen Namen Octavius Horationus[1]), wie durch manche kleinere Arbeiten. Durch Eleganz und sehr gelungene Stellen empfehlen sich auch seine Uebersetzungen verschiedener Psalmen in lateinische Hexameter, worin jedoch griechisch mythologische Vorstellungen gegen die alttestamentlichen wunderbar abstechen.

Unbekannt ist Ort und Zeit seiner Geburt, so wie der Gang seiner Studien. Im Jahr 1529 schreibt er aus Köln an den strasburger Buchdrucker Schott bei Uebersendung seiner gleich näher anzugebenden botanischen Bemerkungen, vor vielen Jahren hätte er den Leonicenus in Italien wohl gekannt; doch was derselbe von den Irrthümern des Plinius geschrieben, hätte er erst vor wenigen Monaten kennen gelernt. Diese Stelle scheint bisher übersehen zu sein, denn nirgends finde ich seines Aufenthalts in Italien, und namentlich in Ferrara, wo Leonicenus lebte, erwähnt. Aber auch die Zeit seiner Geburt möchte ich daraus ungefähr bestimmen. Gewiss ist nach Christ's[2]) Untersuchungen, dass er gegen Ende des Jahrs 1530 oder Anfang 1531 zu Köln gestorben. Denn 1530 dedicirte ihm Pirkheimer noch seine Germaniae brevis explicatio, 1531 machte Joachim Camerarius schon ein Epigramm auf seinen Tod bekannt, und 1532 gab sein Neffe gleiches Namens des Oheims lateinische Psalmen aus seinem Nachlasse heraus. Woher Christ aber die Nachricht nahm, Neuenar wäre nicht ganz 50 Jahr alt geworden, also zwischen 1480 und 1490 geboren; worauf gestützt Weiss, der ihm einen langen Artikel in der Biographie universelle[3]) widmete, ihn gar erst 1491 geboren werden lässt, weiss ich nicht. Nehme ich dagegen an, um sich der Bekanntschaft mit einem ausgezeichneten Gelehrten zu rühmen, könne er bei seinem Zusammentreffen mit demselben nicht füglich unter 17 Jahr alt gewesen sein, so kann seine Geburt schwerlich später als 1476,

1) Man sehe *Band II, Seite 286.*

2) *Joh. Frid. Christ noctium academicarum libri, Halae Magdeburgicae 1729 in 8, observatio XVIIII de vita et scriptis Hermanni comitis a Nuenar praepositi Coloniensis.*

3) *Biographie universelle, tom. XXXI, pag. 94.*

sein Aufenthalt in Ferrara spätestens ins Jahr 1490 fallen. Denn des Leonicenus Schrift de Plinii aliorumque erroribus erschien 1491, und machte solches Aufsehen, dass sie in ihres Verfassers Umgebung sicher niemandem unbekannt bleiben konnte. Für diese Hypothese scheint mir auch die Nachricht bei Weiss zu sprechen, zum Kanzler der Universität (und Domprobst, denn beide Aemter waren nach den Statuten der Universität unzertrennlich) wäre Neuenar 1524 erwählt. Diese Wahl träfe nach Weiss doch wohl zu früh in sein 33stes, nach meiner Annahme in sein 48stes Lebensjahr. Im Jahr 1530 wohnte er noch dem Reichstage zu Augsburg (bei Jöcher steht Regensburg) bei, und starb, wie wir sehen, bald darauf, also vermuthlich im Alter von 54, nicht 39 Jahren. Bianco [1]) stellt ihn an die Spitze der „eben so gelehrten als helldenkenden Männer, welche im sechzehnten Jahrhundert zu Köln als wohlthätige Genien, als eifrige Verfechter und Freunde des klassischen Alterthums und einer geläuterten Philosophie bemüht waren, die Finsterniss des Zeitalters zu durchbrechen, die Wissenschaften zu pflegen, und ihr höheres Wissen denen mitzutheilen, die durch Fleiss und Talent dafür empfänglich waren."

Für die Botanik hat er nur so viel geleistet, dass man daraus auf den Umfang und die Art seiner Kenntnisse auch in diesem Fache schliessen kann. Er schrieb Adnotationes aliquot herbarum, abgedruckt, nebst dem erwähnten Schreiben an den Buchdrucker Schott als Vorrede, im zweiten Bande des schon mehrmals genannten Werkes von Otto Brunfels, Seite 116 bis 127. Sie handeln von 28 meist gemeinen Pflanzen des Dioskorides, deren Nomenclatur er kritisch zu berichtigen sucht. Der Vorrede nach war es ursprünglich eine umfassendere Arbeit. Als er aber das genannte Werk des Leonicenus kennen lernte, wodurch ihm Vieles vorweg genommen war, wollte er lieber den grössern Theil seiner Schrift unterdrücken, als sich dem Verdacht des Plagiats aussetzen. Angehängt ist den Adnotationen ein etwas breites

1) *F. J. von Bianco, Versuch einer Geschichte der ehemaligen Universität und der Gymnasien der Stadt Köln. Köln 1833 in 8., 1, S. 47.*

Schema, nach welchem die Pflanzen in den sogenannten Herbarien oder Kräuterbüchern abgehandelt werden sollten. Vorangehen soll bei jeder Pflanze, was die Griechen Römer Araber und neuere Schriftsteller, besonders Simon Januensis und Matthäus Sylvaticus, von ihr gesagt haben. Darauf soll die Wirkung so wie der Grad der Wirkung der Pflanze nach Galenos oder, wenn dieser schweigt, nach einem der Neuern angegeben, und endlich die Krankheiten durchgegangen werden, gegen welche sie von den Griechen Römern Arabern und Neuern, die hier nochmals verzeichnet sind, empfohlen ward. Man sieht, es ist ziemlich dasselbe Schema, dessen sich lange zuvor Matthäus Sylvaticus und mehrere Araber wirklich bedienten. Von der Unerlässlichkeit eigner Beobachtungen und gehöriger Beschreibungen steht nichts darin. Der Historiker und Philologe hat sich in Neuenar noch nicht zum Naturforscher durchgearbeitet.

Bedeutender an Talent und Leistungen war ein andrer Deutscher der italiänischen Schule, der Arzt und Botaniker Euricius Cordus, wiewohl sich sein botanischer Nachlass auf ein kleines schmächtiges Bändchen beschränkt. Im Jahr 1486 zu Siemershausen im Hessischen geboren, war er eines Bauern Sohn, der jüngste unter dreizehn Geschwistern, und ward früh verwaist. Dennoch besuchte er die Schule zu Frankenberg im Hessischen, und schloss dort ein Freundschaftsbündniss fürs ganze Leben mit seinem zwei Jahr jüngern Mitschüler und Landsmann Eobanus Hessus, bekannt als Philologe und mehr noch als einer der elegantesten lateinischen Dichter seiner Zeit. Haller[1]) zählt auch diesen wegen seiner Epigramme de tuenda bona valetudine zu den Botanikern; doch ihm darin zu folgen wage ich nicht. Schon früh verheirathete sich unser Euricius, und schon im Februar 1515, also im 27sten Jahre seines Lebens, ward ihm zu Siemershausen ein Sohn Valerius Cordus geboren, den wir später als einen der grössten Botaniker seiner Zeit werden kennen lernen. War nun der Vater durch seine Verheirathung wohlhabend geworden, oder fand der

1) *Haller, bibliotheca botanica 1, pag. 260.*

talentvolle, auch musenbegünstigte junge Mann einen freigebigen Gönner, genug er widmete sich dem Studium der klassischen Philologie, und erwarb sich 1516 zu Erfurt den Grad eines Magisters. Im folgenden Jahr finden wir ihn zu Leipzig, studirend und den Studenten seine eigenen Bucolica interpretirend. Auch entwickelte sich daselbst sein daurendes Verhältniss zu dem als Philologen berühmten ältern Joachim Camerarius (das heisst dem ältern dieses Namens, der 1500 geboren, also weit jünger als Euricius, damals auch zu Leipzig studirte). Von Leipzig ging er bald nach Erfurt zurück, wo er wieder mit seinen Freunden Camerarius und Eobanus Hessus zusammentraf, und eröffnete daselbst eine eigne gelehrte Schule. Aus dieser Zeit erhielt sich noch ein Brief des 19 Jahr ältern und längst hoch berühmten Desiderius Erasmus an ihn, worin ihm derselbe die Wichtigkeit des Schulamts und die beste Art junge Gemüther zu erwecken mit achtungsvollen Worten ans Herz legt. Plötzlich aber im Jahr 1521 giebt Euricius Schule und früheres Studium auf, und wendet sich ganz zur Medicin, vielleicht bewogen, wie aus einigen seiner Aeusserungen hervorzugehen scheint, durch die in der gelehrten wie in der bürgerlichen Welt in Folge der Reformation hervorgerufenen Zerwürfnisse. Ob er selbst schon damals, oder erst später zum Protestantismus übergetreten, weiss ich nicht. Die berühmteste Hochschule der Medicin zu jener Zeit war Ferrara: dahin begiebt er sich, nennt Manardus und den greisen Leonicenus seine Lehrer, kehrt als Doctor der Medicin nach Erfurt zurück, und folgt im Jahr 1527 einem Rufe des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen als Professor der Medicin an die neu errichtete protestantische Universität zu Marburg. Hier übersetzte er die Alexipharmaka und Theriaka des Nikandros etwas frei in lateinische Verse, und schrieb sein deutsches Büchlein über den Theriak, beide 1532 bei Egenolph in Frankfurt gedruckt, wie auch einiges zur praktischen Medicin; hier machte er vermuthlich auch seine eigenen lateinischen Gedichte bekannt, die ohne Ort und Jahrszahl erschienen; hier beschloss er endlich im 48sten Lebensjahr, wie er uns selbst sagt [1]), seine schriftstellerische

1) *Euric. Cordi botanologicon pag. 10.*

Laufbahn mit seinem Botanologicon, Coloniae apud Jo. Gymnicum 1534 in 8. min., woraus sich sein Geburtsjahr 1486 aufs deutlichste ergiebt. Bitter beklagt er sich in dem Buche über allerlei Verdriesslichkeiten und Hindernisse, die ihm zu Marburg von anmassenden und unwissenden Apothekern Collegen und Vorgesetzten iu den Weg gelegt wären, und ihn bewogen hätten, einen ehrenvollen Ruf als Stadtarzt nach Bremen anzunehmen. Darum widmet er auch das ganze Büchlein dem Senat und der Bürgerschaft Bremens, und kündigt ihnen seine nahe Ankunft an. Doch schon im folgenden Jahr 1535 oder, wie Andre[1]) wollen, 1538 endigte er zu Bremen sein vielbewegtes Leben.

Wir haben es unter seinen Schriften nur mit dem Botanologicon zu thun. Es ist ein lebhaft und witzig, ich darf fast sagen künstlerisch geschriebenes Gespräch zwischen dem Verfasser selbst, drei ältern gelehrten Freunden, die ihn in Marburg besuchen, und einem seiner dortigen Schüler aus Frankreich, der zufällig dazu kommt, erst auf dem Zimmer, dann im Garten, endlich auf einer botanischen Excursion, die sie zusammen vornehmen, über allerlei Pflanzen, meist solche, die sich grade ihren Augen darbieten. Von seltenen oder gar neuen Pflanzen kann da natürlich nicht die Rede sein, eben so wenig von Beschreibungen; das ganze Gespräch dreht sich um die Nomenclatur der Pflanzen, vorzüglich um die richtige Deutung der von Dioskorides beschriebenen, wobei gelegentlich zahlreiche Irrthümer älterer und neuerer, ja neuester Botaniker und Aerzte zur Sprache kommen. Die beiden ersten Bände des wichtigen Werks von Otto Brunfels, das wir bald näher beleuchten wollen, waren bereits erschienen; selbst sie werden oft scharf, doch wie alle übrigen stets mit Anstand kritisirt. Die oft unübersteiglichen Schwierigkeiten einer sichern Deutung der Pflanzen des Alterthums hatte Euricius vollständig erkannt, oft begnügt er sich damit zu zeigen, dass eine Pflanze des Dioskorides nicht die sein kann, wofür sie ausgegeben ward; mitunter lässt er sich aber auch zu den wunderlichsten Missgriffen verleiten, wie z. B.

1) *Tournefort institutiones rei herbariae, I, pag. 26.*

wenn er das Amomum der Alten in der Anastatica Hierachuntica erkannt haben will, die er nur in dem verschrumpften Zustande kennt, worin sie als Wunderwerk noch jetzt in manchen alten Apotheken und Raritätensammlungen aufbewahrt wird. Dem Mangel wissenschaftlicher Ordnung seines Buchs, den die Form bedingte, begegnete der Verfasser durch ein Register, welches hinter dem Namen jeder Pflanze zugleich das Resultat der sie betreffenden Untersuchung ausspricht. Es enthält, wiewohl des Buches Text nur 183 Seiten füllt, doch gegen 350 Namen, worunter indess viele Synonyme vorkommen. Du Petit Thouars[1]) legt dem Euricius noch eine andre botanische Schrift bei: Judicium de herbis et simplicibus medicinae etc., abgedruckt am Ende des lateinischen Dioskorides von Ruellius in der Ausgabe zu Frankfurt 1549 in fol. Es ist aber nichts als ein Abdruck des eben genannten zum Botanologicon gehörigen Registers.

Dies Büchlein scheint ziemlich selten und minder bekannt zu sein, als es verdient. Den ausführlichen Titel einer zweiten Ausgabe desselben, Parisiis 1551 in 12., findet man bei Pritzel. Aber die erste Ausgabe, die ich besitze, und die Pritzel nicht selbst gesehen, ist nicht in 12., sondern in klein 8.

§. 36.

In Frankreich Johannes Ruellius.

Aus Frankreich führe ich nur Einen, aber einen der bedeutendsten Männer der bezeichneten Zeit und Richtung an, dessen Verdienst nur zu oft verkannt ward. Von seinem Leben kann ich wenig sagen[2]). Geboren zu Soissons 1474, also 12 Jahr jünger als Manardus, eben so viel älter als Euricius Cordus, und 26 Jahr älter als Brasavola, erwarb sich Ruellius einen hohen Grad huma-

1) In der *Biographie universelle vol. IX, pag. 578.*

2) Die dürftigen Quellen seiner Biographie, woraus alle Neuern schöpften, sind *Jovii elogia virorum literis illustrium, Basil. 1577 in fol. pag. 173*, und *Sammarthani elogia Gallorum doctrina illustrium*, wovon ich nur den Auszug in *Freheri theatrum virorum eruditione illustrium, Norimbergae 1688 in fol. pag. 1223* benutzen kann.

nistischer und medicinischer Kenntnisse ohne, so viel man weiss, seine Vaterstadt verlassen und sich ausgezeichneter Lehrer bedient zu haben. Der Eifer und Aufwand, womit er Handschriften der Klassiker gesammelt haben soll, lässt voraussetzen, dass er in glücklichen äussern Verhältnissen lebte, ohne welche sich eine so kostbare Liebhaberei nicht befriedigen liess. Einen Ruf als Leibarzt des Königs von Frankreich Franz I. und der Königin Mutter Louise soll er, um durch das Hofleben nicht von den Wissenschaften abgezogen zu werden, abgelehnt haben. Nach dem Verlust seiner Gattin trat er in den geistlichen Stand, nahm ein ihm angebotenes Canonicat zu Paris an, und setzte dort, auf sich selbst zurückgezogen wie zuvor, seine gelehrten Arbeiten fort, bis ein Schlagfluss 1537 seinem Leben ein plötzliches Ende machte.

Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er im Alter von 42 Jahren mit der lateinischen Uebersetzung des Dioskorides, zuerst gedruckt Parisiis 1516 in fol. Die Zueignungsschrift von demselben Jahre sagt uns, dass er sich damals schon zu Paris befand. Das Werk enthält, ausser den fünf Büchern der Heilmittellehre, wie der Titel sagt, auch noch de virulentis animalibus et venenis, cane rabioso, et eorum notis ac remediis libri quatuor, also im Ganzen neun Bücher, die in der Uebersetzung selbst fortlaufend gezählt sind. Die Randglossen späterer Abdrücke dieser Uebersetzung fehlen der vor mir liegenden Originalausgabe. Sie enthält ausser dem Text nur noch eine kurze Zueignung an den königlichen Rath Antonius Disomus, worin Ruellius klagt, dass er beim Mangel aller Handschriften nach dem gedruckten griechischen Text (also nach der ersten Aldina), der voller Fehler sei, hätte übersetzen müssen. Nur in den Büchern von den Giften hätte er nach einer sehr alten Handschrift des Paulos Aeginetes vieles berichtigen können. Die Uebersetzung des Hermolaus Barbarus war älter, wiewohl sie gedruckt, wie wir sahen, auch erst im Jahr 1516 erschien; sie soll aber der des Ruellius weit nachstehen. Die des Marcellus Vergilius erschien zwei Jahr später, ohne Kunde ihres Verfassers

von der des Ruellius. So erfuhr Dioskorides in Zeit von drei Jahren drei von einander unabhängigen Uebersetzungen.

Im Jahr 1528 machte Ruellius zuerst den Scribonius Largus bekannt. Doch erschien die Ausgabe erst im folgenden Jahre als Anhang zu einer gleichfalls von ihm besorgten Ausgabe des Cornelius Celsus, Parisiis 1529 in fol., die ich nicht kenne, die aber nach Choulant wenig Eigenes enthält. Nur ein Jahr später erschienen von ihm übersetzt Veterinariae medicinae libri duo, Parisiis 1530 in fol. Darauf folgte 1536 sein grosses eigenes Werk, worüber ich sogleich sprechen werde; und endlich zwei Jahr nach seinem Tode die Uebersetzung des Joannes Aktuarios de medicamentorum compositione, Parisiis 1539 in 8. An all diesen Uebersetzungen rühmt man die mit Treue verbundene Eleganz der Sprache, daher sein gelehrter Zeitgenosse und Landsmann Budäus den Ruellius den Adler der Uebersetzer nennt.

Aber wichtiger als sie ist sein grosses eignes Werk: de Natura stirpium libri III, zuerst, wie behauptet wird, als ein Meisterstück typographischer Kunst erschienen Parisiis 1536 in fol., mit einer Dedication an König Franz I. von demselben Jahr, dann dreimal wiederholt Basileae 1537, 1543 und 1575 in fol., und einmal Venetiis 1538 in zwei Abtheilungen in Octav, von denen die erste das erste, die andre die beiden letzten Bücher enthält. Ich besitze nur die baseler Ausgabe von 1537. — Das ist nach Theophrastos, nach also 1700 Jahren, der erste Versuch einer vollständigen Naturgeschichte der Pflanzen, und schon deshalb unsrer vollen Anerkennung werth. Es liegt in der Natur solcher Werke, dass sie grösstentheils compilirt sein müssen; denn wer darf sich rühmen eine ganze Wissenschaft selbst gemacht zu haben? Ruellius excerpirte seine Vorgänger von Theophrastos herab bis auf Hermolaus Barbarus, und verwebte, was er ihnen entlehnte, mit dem, was er selbst hinzufügte, so geschickt, dass der Leser beides oft gar nicht unterscheiden kann; denn nicht an jeder Stelle citirt er den wahren Verfasser, wiewohl er im Allgemeinen anerkennt, wie viel er jedem seiner Vorgänger verdankt. Das ist das grosse Verbrechen, was man ihm nie verziehen hat.

Nur Leonhard Fuchs, gewiss einer der competentesten Richter, der als des Verfassers jüngerer Zeitgenosse die Bedürfnisse jener Zeit und die Schwierigkeiten, die dem damaligen Schriftsteller entgegenstanden, besser kannte als wir, urtheilt anders. „Homo, sagt er[1]), supra linguarum peritiam non vulgari, rerum cognitione praeditus . . . . Ceterum cum Ruellius veteres atque adeo legitimas stirpium nomenclaturas . . . . obscuratas nunc et obliteratas esse, neque etiam singulas stirpes ab uno Dioscoride descriptas animadverteret, paucis abhinc annis opus, ut apparet, multis vigiliis adornatum, cui de stirpium natura titulum indidit, edere voluit. In quo sane quicquid usquam fere apud Theophrastum Plinium Galenum aliosque veteres et recentes probatos auctores de stirpibus scriptum est, complecti magno studio annixus est. Quare a plerisque hodie vir ille bonus male audit, eo quod complura admodum ad verbum aliunde, e Plinio praesertim ac Hermolai Corollario transcripta, suppressis eorundem nominibus in suos transtulerit commentarios: quasi vero illi, quibus hoc suum tueretur factum (modo superstes esset), veterum eorumque probatissimorum scriptorum exempla deessent! Atqui, ut mortuo jam nonnihil patrocinemur, unum tantum commendabimus.“ Nachdem er darauf weitläuftig ausgeführt, wie Ruellius grade so verfahren sei wie Plinius, den doch niemand deshalb tadele, so fährt er fort: „Me non pudet aperte fateri, mihi ejus commentarios multum profuisse . . . . Utcunque autem multa sint in Ruellii commentariis, quae non probemus, debet tamen nihilominus ejus studium nobis esse longe gratissimum, ut qui in tanta rei herbariae caligine plus tamen omnibus, qui hunc antecesserunt, praestiterit.“

Der ganzen Anlage nach nähert sich das Werk, wenn gleich nicht ohne manche Eigenthümlichkeit, dem des Theophrastos. Die zwei und zwanzig ersten Kapitel des ersten Buchs handeln von den Pflanzen überhaupt, und sind freilich zum grössern Theil von Theophrastos entlehnt. Doch sind sie abgekürzt, hin und

---

1) *Leon. Fuchsii de natura stirpium commentarii,* in der Dedicationsschrift.

wieder ist auch einiges zugesetzt, namentlich aus Plinius. Eigenes von einigem Belang enthalten sie kaum, doch ist auch an ihnen die lichtvolle Anordnung lobenswerth. Was konnte Ruellius mehr thun, da die Wissenschaft auf diesem Felde zu seiner Zeit noch nicht den kleinsten Fortschritt gemacht hatte, als das Vergessene einmal wieder in Erinnerung bringen? Die übrigen 123 Kapitel des Buchs handeln von den Bäumen, die beiden andern Bücher, die nur ihres Umfangs wegen getrennt zu sein scheinen, von den Kräutern, mit denen Ruellius die Sträuche verbindet. Was aber dies Werk vor allen frühern seiner Art auszeichnet, und besonders anerkannt zu werden verdient, jede darin vorkommende Pflanze wird beschrieben; war sie den Alten bekannt, mit deren Worten, wo nicht, nach eigener Beobachtung. Musterhaft sind die Beschreibungen nicht, aber es sind doch Beschreibungen. Auch steht bei den in Frankreich wachsenden Pflanzen ihr französischer Name. Gewiss war Ruellius, wie ihn Haller nennt, ein homo sedentarius, seltene oder neue Pflanzen muss man nicht bei ihm suchen, wiewohl doch auch einige Pflanzen, z. B. unser Coronopus Ruellii, bei ihm zuerst vorkommen. Aber auch als erste einigermassen reiche Flora Frankreichs hat das Werk seinen unbestreitbaren Werth.

Nach der Beschreibung und Kritik der Synonyme, wobei die barbarischen Namen meist übergangen, und nur bei solchen Pflanzen, welche wir erst durch die Araber kennen lernten, angeführt zu werden pflegen, folgt bei den Culturpflanzen ihre Cultur und ihr ökonomischer Gebrauch, bei den Arzneipflanzen das Nöthigste über ihre Wirkung. Daneben kommt auch manches Abergläubische vor, wozu ein gewisser Hang dem Verfasser nicht abzusprechen ist. Aber auch das durfte nicht fehlen, um das Werk zu dem zu machen, was es ist, und was ihm seinen hohen historischen Werth giebt, zu einem Hohlspiegel, der die gesammte Pflanzenwissenschaft der Zeit nach allen Richtungen zusammenfasst, und uns als ein treues Gesammtbild zur Anschauung bringt. Ehre also der Asche des vielgescholtenen Mannes!

Drittes Kapitel.

Botanische Gärten, Sammlungen getrockneter Pflanzen und Anwendung des Holzschnitts zu Pflanzenabbildungen.

§. 37.

Botanisch-medicinische Universitätsgärten, und die Trennung der Demonstratio von der Lectio simplicium.

Angelangt an einen der wichtigsten Wendepunkte der Botanik, an ihre vollständige Rückkehr zur Beobachtung, welche ihrer Lossagung von der beschränkenden Rücksicht auf die Nutzanwendung der Pflanzen vorausgehen musste, ist es Zeit die drei in der Ueberschrift des Kapitels genannten vornehmsten Förderungsmittel dieses Umschwungs jedes für sich näher ins Auge zu fassen. Ihrem Ursprunge nach reichen unstreitig alle drei in das höchste Alterthum hinauf. Das ist von den Gärten, bei denen wir zuerst verweilen wellen, am bekanntesten.

Wer kennt nicht aus der Odyssee die Gärten des Alkinoos und des Vater Laërtes? Dass es an Blumengärten in ganz Griechenland nicht fehlte, beweist der häufige Gebrauch der Kränze bei jedem Gastmal, jeder festlichen Gelegenheit. Auch die Pharmakopolen sammelten ihre Heilpflanzen gewiss nicht alle in Feld und Wald, ein Theil derselben ward ohne Zweifel in Gärten gezogen, die wir, zwar nicht botanische, doch vielleicht medicinische Gärten nennen dürfen. Was ich Band I, Seite 151 über den Garten des Theophrastos, Seite 207 über die Pflanzentreiberei in Alexandrien, Seite 249 über ein georgisches Gedicht des Nikandros, das sich offenbar auch auf den Gartenbau erstreckte, Seite 285 über die Pflanzenculturen des Königs Attalos, Seite 299 über die Gärten der Karthager, Seite 377 über die der Römer, Band II, Seite 132 von dem ersten, wie es scheint, wirklich medicinisch-botanischen Garten des Castor zu Rom, Seite 205 vom Ale-

xikepos des Nestor Larandeus, Seite 229 über die Schriften des Columella und Gargilius Martialis vom Gartenbau, Band III, Seite 397 über die Villen Karls des Grossen, Seite 424 über den Klostergarten des Walafridus Strabus; was ich ausserdem bei Gelegenheit älterer und neuerer Georgiker bis herab auf Petrus de Crescentiis über Gartenbau an verschiedenen Orten gesagt habe, — an das alles erinnere ich nur, ohne es zu wiederholen. Auch von dem Garten des Matthäus Sylvaticus zu Salerno sprach ich schon Seite 177 dieses Bandes, und weil Matthäus seine Pandekten, worin er des Gartens gedenkt, wahrscheinlich 1317 beendigte, so dürfen wir den Garten selbst jedenfalls für noch älter halten, aus der Colocasia, die er enthielt, jedoch nicht folgern, dass er überhaupt zur Zucht von Heilpflanzen bestimmt war.

Den ersten Garten neuerer Zeit, den wir mit Sicherheit einen botanisch-medicinischen nennen können, legte der venetianische Arzt Magister Gualterus 1333 an (also weit später als Matthäus Sylvaticus schrieb), nachdem ihm der grössere Rath der Republik einen wüsten Platz dazu überlassen hatte. Die Urkunden über die Bewilligung existiren noch [1]; der Platz ward ihm eingeräumt „pro faciendo hortum pro herbis necessariis artis suae."

Andre Privatgärten, besonders italiänischer Fürsten und Edelleute, von denen viele wegen ihrer seltenen Pflanzen gerühmt werden, wie die der Herzöge von Florenz und von Ferrara, übergehe ich, und wende mich zu den botanisch-medicinischen Universitätsgärten, die der Wissenschaft schon darum förderlicher werden mussten, weil sie unter der Aufsicht wissenschaftlicher Männer standen, die nun vieles, was sie sonst nur aus Büchern kannten, zu Gesicht bekamen. Und abermals ging die Republik Venedig, sonst übel berüchtigt durch ihre macchiavellistische, nur durch

---

1) Zuerst gedruckt in *Temanza dissertazione topografico-storico-critica sopra un' antica pianta* (Plan) *della città di Venezia. Venez. 1781;* und daraus wiederholt in *Rob. de Visiani delle bene merenze de' Veneti nella botanica* (auf des Titels Rückseite steht: *Estr. degli atti della distribuzione de' premii ecc. Venez. 1854*) *in 4., pag. 38 sq.*

Macht und Reichthum bestimmbare Politik und grenzenlose Tyranney, mit gutem Beispiel voran. Auf wiederholtes Ansuchen des Professor Francesco Buonafede, der auf der venezianischen Universität Padua von 1533 an bis 1549 ausser andern medicinischen Fächern auch de Simplicibus las, entschloss sich der Senat der Republik 1545 zur Anlage eines medicinisch-botanischen Gartens daselbst, und überwies die Aufsicht darüber zuerst dem genannten Buonafede. Das sind nicht allein von gleichzeitigen oder wenig jüngern Schriftstellern bezeugte, sondern urkundlich festgestellte Thatsachen. Einen Wiederabdruck der Beweisstücke lieferte Roberto de Visiani in seiner Memoria dell' origine ed anzianità dell' orto botanico di Padova. In Venezia 1839, 8.

Nicht so vollkommen sicher, doch mit grosser Wahrscheinlichkeit darf man die Gründung des zweiten Gartens solcher Art auf der herzoglich florentinischen Universität Pisa in das Jahr 1547 setzen. Lässt sich gleich diese Zeitbestimmung nicht über das Jahr 1670 zurückführen, so rührt sie doch von einem Manne her, der sich fünf Jahr lang in Italien aufgehalten, und diesem Gegenstande besondre Aufmerksamkeit geschenkt hatte, von dem jenaer Professor Werner Rolfinck aus Hamburg. Derselbe gab in seiner Schrift de vegetabilibus plantis suffruticibus fruticibus arboribus in genere libri duo, Jenae 1670 in 4., pag. 130 sqq. eine Geschichte der botanischen Gärten, worin er besonders bei den beiden genannten zu Padua und zu Pisa verweilte, und setzte die Gründung des ersten in das Jahr 1540, die des zweiten in das Jahr 1547. Die erste Angabe ist irrig, die zweite wird einigermassen unterstützt durch das Zeugniss des weit ältern Mattioli, der schon in der Dedication seines zuerst italiänisch geschriebenen Commentars zum Dioskorides von 1548 den botanischen Garten zu Pisa als den zweiten rühmt, der überhaupt existirte, und nach dem Muster des paduaner Gartens errichtet ward. Das Jahr giebt er nicht an, doch ist klar, dass es zwischen 1545 und 1548 liegen muss.

Wie sich aber patriotische Kleinstädterei nicht selten gegen historische Wahrheit verblendet, so suchte Giovanni Calvi in seinem Commentarium inserviturum historiae Pisani viretri botanici

academici, Pisis 1777 in 4., darzuthun, dass der pisaner Garten bereits 1544 gegründet wäre, dass ihm also die Ehre der erste zu sein gebühre; und wie unerheblich es für die Geschichte der Botanik überhaupt sein mag, ob ein einzelner botanischer Garten Ein oder zwei Jahr früher oder später als ein anderer ins Leben trat, so glaube ich doch einen Streit, der zu so vielen Reclamationen, zu so auffallender Schwankung der Meinungen führte, und sich bis in die neueste Zeit fortspann, nicht übergehen zu dürfen.

Ich kenne Calvi's Schrift nicht. Nach de Visiani gründet sie die Priorität des pisaner Gartens nur auf zwei gleich unhaltbare Argumente. Das erste ist der nackte Ausspruch Targioni Tozzetti's in seinem Prodromo della corografia e della topografia della Toscana von 1754, mit den Worten: „Fondazione del giardino de' semplici nel 1544 (nel luogo dove ora è l'arsenale), che fu il terzo in ordine di antichità fra gli orti academici." Unstreitig verwechselte der Verfasser die Gründung der Gärten mit der Anstellung der Männer, denen ihre Direction anvertraut ward, als Lectores simplicium, das heisst als Professoren der Heilmittellehre; denn nur so erklärt sich der ganze Ausspruch. Buonafede las seit 1533 zu Padua über die Simplicia; dass der dasige Garten erst 1545 eröffnet ward, wusste Targioni Tozzetti offenbar nicht. Eben so wenig wusste er, dass der bologneser Garten erst seit 1567 oder 1568 existirte, obgleich Luca Ghini von 1534 bis 1544 ohne Hülfe eines Gartens zu Bologna über die Simplicia gelesen hatte. Nun begreift man, warum der pisaner Garten 1544 entstanden sein soll; denn in diesem Jahre berief Cosimo I. Herzog von Florenz den Luca Ghini als Lector Simplicium an seine Universität Pisa. Anders urtheilte Calvi: er berichtigte Targioni Tozzetti's Irrthümer, den paduaner und bologneser Garten betreffend, und acceptirte den dritten Irrthum zu Gunsten seiner Vaterstadt Pisa als ausgemachte Thatsache. Sein zweites Argument ist eben Luca Ghini's Berufung als Simplicista nach Pisa im Jahr 1544[1]), also genau derselbe Fehlschluss, dessen sich

1) Nach *Bumaldi bibliotheca botanica pag. 23* der Ausgabe von Seguier soll Luca Ghini 28 Jahr nach einander bis 1555 zu Bologna Botanik gelehrt

Argumente in Eins und damit in nichts zusammen: Pisa muss sich mit dem Range des zweiten aller medicinisch-botanischen Universitätsgärten begnügen, den Ruhm des ersten behält Padua.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen ohne von einer für die Entwickelung der Botanik erfolgreichen Einrichtung zu sprechen, womit wieder Padua allen andern Universitäten voranging: ich meine die Trennung der Ostensio oder Demonstratio simplicium von der Lectura simplicium. Es wird sich dabei zugleich Gelegenheit darbieten, die Reihenfolge der Vorstände des paduaner Gartens von Buonafede bis auf Guilandinus, worüber sonst gut unterrichtete Schriftsteller vielfach von einander abweichen, zu beleuchten.

Schon Rolfinck a. a. O. pag. 134, und neuerlich de Visiani in seiner zuletzt angeführtenSchrift über den paduaner Garten pag. 7 und 20, heben den Unterschied der beiderlei Professuren hervor, welche jener durch die Ausdrücke Lectura simplicium in Scholis und in Hortis, dieser durch Ostensio und Lectura simplicium bezeichnet; doch scheint mir keiner von beiden die Sache ganz richtig gefasst zu haben. Nach Rolfinck war der nächste Vorstand des Gartens, nach Buonafede, Aloisius Mundella aus Brixen, den wir schon als den Gegner Brasavola's kennen lernten; der dritte war Aloisius Anguillara, der vierte Melchior Guilandinus, die wir beide später werden kennen lernen. Ganz anders Marsili in seinen Notizie del publico giardino de' semplici di Padova, geschrieben 1771, doch herausgegeben erst 1840 in 8. zu Padua von de Visiani, der auch einige Anmerkungen hinzugefügt, seinen Namen aber in der ganzen Schrift

haben. Allein sein Uebergang nach Pisa im Jahr 1544 ist durch Calvi, Tiraboschi, de Visiani u. A. unbestreitbar nachgewiesen. Zu Bologna hatte er zehn Jahr lang zuvor, von 1534 bis 1544 de Simplicibus gelesen. Und auch diese ordentliche Professur zu Bologna war, wie Tiraboschi sagt, nach dem Vorbilde der paduaner errichtet. Aber ein botanischer Garten existirte dort noch nicht.

(die ich seiner Güte verdanke) nicht genannt hat. Marsili macht Anguillara zum ersten Custos des Gartens von 1546 bis 1551. Als den zweiten nennt er Pierantonio Michiel, der sich in einem ungedruckten, aber noch vorhandenen Briefe an Aldrovandi über den verwahrloseten Zustand, worin ihm der Garten übergeben sei, beschweren soll. Nach vier Jahren, worin Michiel den Garten ausserordentlich bereichert und gehoben haben soll, ward er nach Marsili aufs Neue dem Anguillara übergeben, und blieb unter dessen Aufsicht, bis ihm 1561 Melchior Guilandinus folgte. Wiederum ganz anders berichtet Riccobonus de studio Patavino, Patavii 1598 in 4. Auf Bonafidius lässt er unmittelbar im Jahr 1549 den Gabriel Fallopius folgen, „conjuncta tunc chirurgia cum simplicium explicatione." Auf diesen 1571 den Melchior Guilandinus, welcher die Simplicia explicirte „non in scholis, sed in horto Medicinali. Des Mundella, des Anguillara, des Michiel gedenkt er in seinem ganzen Werke, welches die officiellen Verzeichnisse aller Professoren oder, wie sie damals genannt wurden, Doctoren der Universität bis auf seine Zeit enthalten sollte, mit keinem Wort.

Diese Räthsel, so weit er sie kannte, zu lösen, sagt Rolfinck: „Duae sunt distinctae lecturae simplicium in scholis et in horto; ille (er meint Mundella) plantis, hic (geht auf Fallopius) mineralibus et animalibus demonstrandis tum praeficiebatur, horti autem nullam habebat curam." Wer aber die Zustände der Heilmittellehre zu jener Zeit nur einigermassen kennt, kann eine solche Trennung ihres botanischen von ihrem mineralogisch-zoologischen Theil unmöglich zugeben.

Der Wahrheit näher kommt de Visiani, indem er die Lectura simplicium als die Vorlesung über Heilmittellehre überhaupt betrachtet, welche zu Padua von Buonafede auf Fallopio übergegangen sei, und von ihr die Ostensio simplicium unterscheidet. Allein auch er scheint zu irren, indem er letztere als wahres Collegium botanicum bezeichnet, und erst 1563 durch Guilandinus sein Vorgänger schuldig gemacht hatte. So fallen denn die beiden

eröffnen lässt. Wäre diese Auffassung des Unterschiedes beider Vorträge richtig, so müsste das botanische Collegium von 1563 bis 1549 zurückgeführt, und Mundella, Michiel und Anguillara, müssten als die drei ersten Docenten der Botanik zu Padua vor Guilandinus anerkannt werden, obgleich Riccobonus sie übergeht. Den Anguillara nennt de Visiani selbst pag. 32, not. 3 den ersten Vorsteher des paduaner Gartens, indem er den Buonafede nur als dessen Gründer betrachtet; und pag. 40, not. 32 giebt er dazu eine Beweisstelle aus des Gaetano Monti Indices botanici et materiae medicae, Bononiae 1755 in 4., pag. III sq. Ich schreibe sie ganz ab, weil sie zugleich für Ghini's Berufung nach Pisa von Wichtigkeit ist. „Anno 1544 a Cosmo I Florentino Duce accersitus in Etruriam migravit (sc. Lucas Ghinius) ad botanicen in Academia Pisana, quod ante ipsum nemo fecerat, profitendam. Fuit autem ipse auctor Duci liberalissimo, ut nobilem in ea urbe Hortum Academicum et alium Florentiae non multo post instruendum curaret, indvctus, ut credere fas est, recenti exemplo prudentissimi senatus Veneti. Is enim omnium princeps anno 1545, Francisco Bonafidio inter ceteros adnitente, simile opus aggressus fuerat, Hortumque amplum et spendidum ad Academiae usum Patavii construxerat, Aloysio Anguillara Romano Lucae Ghinii discipulo ad illius curam suscipiendam vocato." Zum Ueberfluss bemerke ich noch, dass die dreizehn Briefe, aus denen Anguillara's berühmtes Werk de' Semplici besteht, aus Padua, und zwar von den Jahren 1549 (der siebte Brief) bis 1560 datirt sind. Dass Anguillara dem Garten wirklich eine Zeit lang vorgestanden, lässt sich also gar nicht bezweifeln.

Minder klar ist Mundella's Verhältniss zum paduaner Garten. Ich finde desselben vor Rolfinck von niemandem erwähnt ausser von Pierre Belon. Allein sein Zeugniss hat Gewicht: er war Mundella's Zeitgenosse, und hatte den paduaner Garten selbst besucht. An zwei Orten gedenkt er desselben, in seinen Observations de plusieurs singularitez etc. und in seinen Remonstrances sur le défaut du labour et culture des plantes etc, jene 1553, diese erst nach seinem Tode 1558 zu Paris erschienen

Ich gebe beide Stellen nach der bekannteren treuen lateinischen Uebersetzung in Clusii libr. exoticorum. Da heisst es in Observationum liber III, cap. 50 am Ende: „Dum eorum (sc. Turcarum) stirpes observare cupimus, saepius ipsorum hortos ingressi sumus: sed nullum vidimus magis singularem et elegantiorem eo, qui a Venetis Patavı colitur etc.“ — Und in der folgenden Schrift pag. 238 Admonitio ad Galliae respublicas etc. problema 22, nachdem er über die Gründung des paduaner Gartens gesprochen: „Quo deinde evocatus fuit vir diligens et magnae experientiae, Dn. Aloisius Mundella herbarius Romanus, qui nunc etiam temporis illius culturae incumbit, et qui Guajacani arbores, ipsius diligentia enatas demonstrare potest.“ Ich führe beide Stellen an, weil de Visiani daraus folgert, Belon hätte den paduaner Garten zweimal besucht. Das glaube ich nicht. Im Jahr 1546 trat er seine orientalische Reise, vermuthlich über Italien, an, 1549 kehrte er nach Frankreich zurück, ward darauf veranlasst, noch einmal nach Italien zu gehen, und fiel 1553 zu Paris unter der Hand eines Meuchelmörders. Im Jahr 1549 war Anguillara bereits Vorstand des Gartens. Ich sehe daher nur zwei Möglichkeiten: entweder Buonafede hatte dem Mundella die Ostensio simplicium und damit zugleich die Cura horti schon vor 1549, das heisst vor Anguillara's Ankunft abgetreten, und die in diesem Jahr eingetretene Veränderung blieb dem Belon, der 1553 zu Paris schrieb, unbekannt; oder Belon verwechselte den Aloisius Mundella mit dem Aloisius Anguillara, was kaum glaublich ist. Dass Michiel übergangen wird, kann uns weniger befremden, da er beim Garten nur kurze Zeit, vermuthlich interimistisch und ohne Anguillara's vollständigen Rücktritt, beschäftigt war.

Um Licht in diese Verwirrung zu bringen, wollen wir beides, die eigentliche Aufgabe und die äussere Stellung eines Ostensor simplicium zu Padua etwas näher betrachten. Er hatte nicht allein die lebendigen Pflanzen des Gartens, sondern die Simplicia überhaupt, lebendige und todte, vegetabilische und nicht vegetabilische, vorzuzeigen und zu demonstriren. Gleich bei Errichtung des Gartens lag es im Plan: „che si facesse in detto horto una

spetieria (eine Droguen-Sammlung), la quale fosse come un indice delle cose secche di Levante, etc.[1])." Ein rein botanischer Vortrag, wie ihn de Visiani nennt, war also die Ostensio simplicium nicht. Ihren Unterschied von der Lectura simplicium kann ich nur darin suchen, dass sie nicht von den Alten und der Kritik ihrer Texte, sondern unmittelbar von den Naturproducten ausging. Weil aber bei weitem die meisten Heilmittel vegetabilisch waren, und weil der Ostensor simplicium zugleich dem Garten vorstand: so leuchtet von selbst ein, wie sich aus der Ostensio simplicium allmälig rein botanische Vorträge entwickeln konnten, und wie wichtig für den Entwickelungsgang der Botanik diese Trennung der Ostensio von der Lectio simplicium nothwendig werden musste. Also auch darin leuchtete Padua allen andern Universitäten vor. In Pisa war Luca Ghini, was er in Bologna gewesen war, Lector simplicium, und er hörte nicht auf es zu sein, als der dortige Garten gestiftet und ihm dessen Aufsicht übertragen ward. Eben so war sein Nachfolger zu Bologna Ulisse Aldrovandi Lector simplicium und nach Errichtung des Gartens auch dessen Vorstand, also Lector und Ostensor in Einer Person. — Aber öffentlich anerkannt und fundirt ward das neue Lehramt zu Padua erst 1561, als Guilandinus dasselbe bekleidete. Daher de Visiani's Irrthum, indem er diesen den ersten Professor der Botanik nennt. Das ergiebt sich aus dem, was Riccobonus über Guilandinus sagt, und erklärt das Schweigen dieses Historikers über Mundella, Anguillara und Michiel Liber I, cap. 3 belehrt er uns ausdrücklich, seit 1523 hätte der venetianische Senat die ordentlichen und ausserordentlichen Doctores aller Hauptfächer selbst ernannt; die Uebrigen hätten zwar die Studiosi erwählt, doch mit Vorbehalt seiner Genehmigung. Es ist also sehr natürlich, dass letztere Stellung, ungefähr der unserer Privatdocenten entsprechend, anfangs auch die des Ostensor simplicium war. Riccobonus beschränkt sich aber auf die vom Senat angestellten Doctores.

---

1) *Marco Guazzo*, bei *de Visiani l. c. pag. 9.*

Doch ich kehre zu den medicinisch-botanischen Universitätsgärten überhaupt zurück, habe indess nur noch wenig von ihnen zu sagen. Nachdem Padua und Pisa das Beispiel gegeben, folgten ihnen allmälich die Universitäten aller Länder nach. Zuerst Bologna, nach Calvi bei de Visiani 1568, nach Tiraboschi[1]), welcher die, wie er sagt, mit besonderer Sorgfalt geschriebene Biographie Aldrovandi's vom Grafen Giovanni Fantuzzi, Bologna 1774, benutzte, schon 1567. Gründer und erster Vorstand des dortigen Gartens war Ulysses Aldrovandi, der schon seit 1561 die ordentliche Lettura de' semplici bekleidete, doch als Zoologe mehr denn als Botaniker geleistet hat. Ihm folgte Andrea Cesalpini, der grösste Botaniker seines Jahrhunderts, unter dessen Pflege der Garten unsterbliche Früchte trug, die wir später untersuchen wollen. An den bologneser schliesst sich der leidener Garten 1577, dessen Gründung Boerhaave in der Vorrede zu seinem Index alter etc. erzählt; an diesen der heidelberger, angekauft durch Vermittelung des Professors der Medicin Heinrich Smet im Jahr 1593 für 300 Goldgülden. Doch zweifle ich, ob er wirklicher Universitätsgarten oder ein fürstlicher Lustgarten war, der nicht hierher gehören würde. Denn Gattenhof, aus dessen Vorrede zu seinen Stirpes agri et horti Heidelbergensis ich jene Nachricht schöpfe, spricht daselbst zwar von vielen Botanikern der Pfalz, und sogar heidelberger Professoren der Botanik aus jener Zeit, was wohl zu berichtigen sein dürfte; allein einen Vorsteher des Gartens nennt er nicht. Philipp Stephan Sprenger hatte zwar schon 1597 einen lateinischen Katalog der Pflanzen des heidelberger Gartens herausgegeben, war jedoch nicht Professor, sondern Apotheker, wie Haller, der das Buch vor sich hatte, bezeugt[2]). Ich vermuthe daher, dass nur ein Gärtner dem Garten vorstand, und er zum Unterricht noch nicht benutzt ward. In Frankreich ging Montpellier mit seinem botanisch-medicinischen Universitätsgarten der Hauptstadt, der freilich ein königlicher

1) *Tiraboschi tom. VII, parte II, pag. 25.*
2) *Haller bibliotheca botanica I, pag. 390.*

Garten nicht fehlte, lange voran. Ich bedaure nur, weder die Biographie seines Stifters, Amoureux, recherches sur la vie et les ouvrages de Pierre Richer de Belleval, fondateur du jardain botanique donné par Henri IV à la facultè de medecine de Montpellier en 1593 etc., Avignon 1786 in 8., noch des Stifters eigene den Garten betreffende Opuscules, erst einzeln erschienen, dann gesammelt von Broussonet, Paris 1785 in 8., benutzen zu können. Doch lehrt schon der ausführliche Titel der Biographie des Stifters, dass es ein Irrthum ist, wenn man als das Jahr der Stiftung 1598 statt 1593 anzunehmen pflegt, vermuthlich verleitet durch folgende Stelle der anonymen Histoire de Languedoc vol. V, pag. 487, an 1598: „Le duc de Ventadour fit alors demander une gratification pour Richard Belleval professeur en médécine à Montpellier, qui avait etabli un jardin des simples dans cette ville .... Les etats accordèrent 60 écus de gratification au médécin Belleval en reconnaissance d'une partie de ses peines; et pour le surplus ils le renvoyèrent au roi, ce prince lui ayant déjà accordé une somme pour la construction du jardin des plantes, qui a subsisté depuis à Montpellier.“ Nach einer andern Stelle desselben Werks pag. 607, an 1634, ward, ich weiss nicht ob ihm, oder seinem Sohn und Nachfolger Jean Richer de Belleval, eine Summe von 40,000 livres abgeschlagen pour la construction (wahrscheinlich reconstruction) du jardin des simples de cette ville, parceque ce jardin appartenoit au roi, et non au paix.“ Damit steht vielleicht in Verbindung, was Sprengel in der Geschichte der Botanik Seite 341 sagt: „Als der Garten bei einer Belagerung von Montpellier sehr gelitten, soll Richier aus eignen Mitteln 100,000 Livers an die Wiederherstellung desselben gewandt haben.“ Jedenfalls verdient der Mann unsre dankbare Aufmerksamkeit, und wenn ich auch noch die Titel seiner drei kleinen den Garten betreffenden Schriften nach Pritzel hierher setze, so geschieht es, weil schon daraus hervorgeht, wie Belleval die Aufgabe seines Gartens ganz anders fasste als die meisten seiner damaligen Collegen.

Richerii de Belleval, medici regii, anatomici et botanici professoris imperantis (?) onomatologia, seu nomenclatura

stirpium, quae in horto regio Monspeliensi recens constituto coluntur. Monspelii 1598 in 12.

Du même, dessein, touchant la recherche des plantes du pays de Languedoc, desdié à Messieurs les gens des trois estatz dudit pays. Montpellier 1605 in 8.

Du même, remonstrance et supplication au Roi Henri IV, touchant la continuation de la recherche des plantes de Languedoc et peuplement de son jardin de Montpellier. — Ohne Ort und Jahr in 4.

Dahin strebte er also, die Pflanzen des Landes in seinem Garten zu sammeln und das vorzubereiten, was wir eine Flora nennen. Sprengel sagt uns noch, er habe auf eigene Kosten sechs Jünglinge, um Pflanzen für den Garten zu sammeln, durch Languedoc und Guienne ausgesandt; und er hätte zuerst den Gedanken gefasst, den Boden des Gartens nach der Verschiedenheit der Gewächse zu ändern. Ich weiss nicht, woher Sprengel das alles nahm, vielleicht aus Amoureux, den er jedoch nur im Allgemeinen citirt.

Und warum sage ich nichts vom Garten meiner Universität, vom königsberger Garten? In Linné's Bibliotheca botanica pag. 63 steht er freilich am Ende der deutschen Gärten, doch sind sie nicht chronologisch geordnet, und es heisst da: Regiomontanus Hortus Academicus. Fundatus est Koenigsberg in Prussia. Titius Michael. Cat. pl. H. Elect. Regiomont. in Bor. — Regiom. 1551 (!) — Diese Angabe ist in viele Bücher übergegangen, unterandern auch in den Versuch einer Geschichte der botanischen Gärten, den Schultes als Anhang zu seinem Grundriss einer Geschichte und Literatur der Botanik, Wien 1817 in 8, lieferte. Hier sind die Gärten chronologisch geordnet, und auf den paduaner und pisaner folgt als der dritte der königsberger. Diese Ehre gebührt ihm nicht. Ich habe den ausserordentlich seltenen Katalog des Gartens von Michael Titius in der Linäa Band X vollständig wiederabdrucken lassen. Man kann daraus sehen, dass er nicht, wie wir bei Linné lesen 1551, sondern erst 1654 erschien. Zudem war der Garten kein akademischer, sondern ein fürstlicher. Der hiesige akademische Garten, jetzt

unter meiner Aufsicht, ist einer der jüngsten unter allen, eröffnet unter Professor Schweigger im Jahr 1810.

§. 38.

Sammlungen getrockneter Pflanzen.

Wie mit den botanischen Gärten, so verhält es sich auch mit den Herbarien. Zu Heilzweken trocknete man Pflanzen seit uralter Zeit; leicht mag auch der Eine oder Andere diese oder jene Pflanze ganz oder zum Theil einmal flach ausgebreitet in ein Buch gelegt und so getrocknet haben, wie wir jetzt für Herbarien zu thun pflegen: uns kümmert dies Verfahren, was noch jetzt mancher Knabe übt, erst von der Zeit an, da es ein Hülfsmittel unsrer Wissenschaft ward, ein Hülfsmittel, das jetzt alle botanischen Gärten an Wichtigkeit übertrifft, allen geschriebenen Floren, zumal entfernter Länder zur vornehmsten, vielen zur einzigen Grundlage dient. Demungeachtet wüsste ich nicht, dass die Erfindung der Herbarien zu wissenschaftlichen Zwecken jemals historisch untersucht wäre. Offenbar gehören die Herbarien zu den Dingen, von denen der tägliche Umgang mit ihnen den Blick der Forscher ablenkte. So ging es auch mir, bis vor kurzem ein Gelehrter, mit einer grössern Abhandlung über Herbarien beschäftigt, bei mir anfragte: „Wer hat das erste Herbarium angelegt? Wo findet sich die älteste Nachricht darüber? und wer hat zuerst über das Trocknen der Pflanzen Bemerkungen geschrieben? Natürlich frappirten mich die Fragen um so mehr, je weniger ich sie zu beantworten wusste. Erst allmälig erinnerte ich mich einiger mit der Geschichte der Herbarien in Verbindung stehender Thatsachen, verfolgte sie weiter, fand mehrere der Art, und gebe nun, um wenigstens einen Anfang zu machen, den Andre fortsetzen mögen, das Wenige, was ich darzubieten habe.

Vor allem muss man sich hüten das Wort Herbarium bei ältern Schriftstellern im modernen Sinn zu nehmen. Bei ihnen bedeutete es ein Kräuterbuch, und zwar vorzüglich ein mit Abbildungen versehenes, sowie Herbarius den Kräuterkenner. So lesen wir oft genug, auch noch bei Tournefort und Späteren vom Herbarium des Fuchs, das heisst seine Historia

stirpium, des Mattioli, das heisst sein Commentar zum Dioskorides u. s. w. Um das, was wir ein Herbarium nennen, von jenen Büchern zu unterscheiden, führte man den Ausdruck Herbarium vivum ein; doch selbst dieser Zusatz schützte nicht immer vor Zweideutigkeiten. Emanuel König unterandern, der in seinem Regnum vegetabile quadripartitum, Basileae 1708 in 4. pag. 539 sqq. de collectione plantarum vulgari, medica et astrologica ein langes Kapitel schreibt, erzählt darin; „Praecipue autem nototu dignissimum, quod circa pictas plantas refert Tournefortius, regis fratrem exquisito artificio herbarium vivum depictum possidere, nec secus ac tale Serenissimus rex Prussiae peregrinis commonstravit.“ Hier sind es also Handzeichnungen. Aber wenige Zeilen darauf lehrt er, wie man ein „Herbarium, ut vocant, vivum“ anzulegen und einzurichten habe; und nun gebraucht er das Wort in unserm Sinn. Adrian Spigel gab die älteste mir bekannte Anweisung der Art in seiner Jsagoge in rem herbariam Patavii 1606 in 4 pag. 79 sqq. Schon die Seite zuvor empfielt er häufige Beobachtung der Pflanzen in freier Natur. „Des Winters aber, fährt er fort, weil da beinahe alle Pflanzen umkommen, so dass ihr das nicht leisten könnt, müsst ihr die Wintergärten (hortos hyemales) betrachten; so nenne ich die Bücher, worin man getrocknete Pflanzen auf Papier geklebt verwahrt.“ Man sieht, die Sache musste noch neu sein, das Ding führte noch nicht einmal einen allgemein angenommenen Namen. Vor Spigel finde ich gar keinen Namen dafür, wohl aber die Sache; und wer davon spricht, umschreibt sie, wie wir gleich sehen werden.

Ungefähr aus derselben Zeit kennen wir schon einige nicht unbedeutende, zum Theil noch vorhandene Herbarien, wie unter andern das des 1624 verstorbenen Kaspar Bauhin, welches zu Basel [1]), und das seines vielgereisten Schülers, des Lausitzers Joachim Burser in 30 Foliobänden, welches zu Upsala [2]) auf-

1) Man sehe die Vorrede zu *Hagenbach tentamen florae Basiliensis, tom. I, Basil. 1821 pag. VI.*

2) *Rolandi Martini dissertatio, qua plantae Martino-Burserianae explicantur, in Linnaei amoenitatis academicae, vol. I, pag. 299.*

bewahrt wird; doch je weiter wir zurückgehen, desto seltener kommen sie vor und verschwinden bald ganz. Es war damals offenbar noch eine neue wenig verbreitete Erfindung. Zwar lesen wir oft, dass die bedeutenderen Botaniker einander seltene Pflanzen zuschickten, theils gezeichnet, theils in Natura; und wer sie versandte, behielt wohl auch Exemplare davon für sich selbst zurück, besass also ein Herbarium; es fragt sich aber in welchem Zustande sich die versandten Pflanzen befinden mochten. So spricht z. B. Mattioli in der Dedicationsschrift schon der ältern, mehr noch der neuern Ausgaben seines Commentars zum Dioskorides, unter andern in den Ausgaben von 1554 und 1565, von Pflanzen, die ihm von verschiednen Seiten zugeschickt waren; aber so unbestimmt, dass man nicht weiss, waren es wirklich kunstmässig eingelegte Exemplare? oder zusammengeballte, wie die Droguen der Apotheker? oder waren es lebendige Pflänzlinge? oder nur Samen? oder gar nur Zeichnungen? oder Beschreibungen? In einem Briefe an Maranta[1]) sagt er aufrichtig: „Non negaverim plures me dedisse plantarum imagines, quae e siccis plantis ad me transmissis delineari curaverim; sed affirmaverim etiam, quod aquae gelidae maceratione contractas e siccitate rugas adeo in iis extenderim, ut hac ratione redivivae et parum admodum a viridibus distantes viderentur.“ Das könnte auch ein neuerer Botaniker sagen, nachdem er Blumen- und Fruchtanalysen gemacht, ohne dass man daraus auf einen schlechten Zustand der Exemplare schliessen dürfte; bei Mattioli, der auf die genaue Darstellung der Fructificationsorgane so wenig gab, schliesse ich daraus, dass die übersandten Pflanzen gar nicht gehörig eingelegt, sondern bündelweis getrocknet waren. In einem andern Briefe an Georg Marius[2]) 1558, also zwei Jahr nach Luca Ghini's Tode geschrieben, spricht er von der ausserordentlichen Liberalität, womit dieser grosse Pflanzenkenner sein Werk unterstützt habe, und erzählt: „cum is decrevisset volumina quaedam.

1) *Mattioli opera, edid. C. Bauhinus. Epistolarum medicinalium liber IV, pag. 169.*

2) *L. c. liber III, pag. 118.*

quae de plantis conscripserat, una cum imaginibus in lucem edere, visis perlectisque commentariis nostris, non solum ad me gratulatorias scripsit literas, quod illum praevenerim ejusque sublevaverim labores, sed et quam plurimas misit plantas, quas illi sane refero acceptas, ubi earum imaginibus nostram ornavimus Dioscoridem." Soll ich das auf wirkliche wohl getrocknete Pflanzen beziehen, oder auf die Abbildungen, die Ghini für sein eigenes Werk vorbereitet hatte. „Ich weiss es nicht. Lobelius beschuldigt in der Vorrede zu seinen von How edirten Illustrationes stirpium die von Mattioli herausgegebenen Pflanzenabbildungen der Untreue, und schliesst mit den Worten: „hoc iconibus pluribus evenire solet, quando et quoties lineamenta ex plantis siccis rugosis et contractis designare cogimur." Auch er scheint demnach noch keine gehörig eingelegte Pflanzen gekannt zu haben.

Sicherer sind unsre Nachrichten über ein paar Herbarien derselben Zeit in Italien. Ulisse Aldrovandi zu Bologna, geboren 1522, gestorben 1605, hatte ein grosses Naturaliencabinet gesammelt, was er nach seinem Tode der Universität hinterliess. Einer der spätern Aufseher desselben, Ovidius Montalbanus[1]), führt unter Aldrovandi's nachgelassenen Schriften einen Index plantarum omnium auf: „quas in 16 voluminibus diversis temporibus exsiccatas agglutinavit." Von welcher Art dies Herbarium sein mochte, und dass es wahrscheinlich mehr sogenannte Curiositäten als verschiedene Pflanzenarten enthielt, lässt freilich des Eigenthümers gedruckte Dendrologia, opus ab Ovidio Montalbano

1) *Jo. Antonii Bumaldi bibliotheca botanica pag. 26* der Ausgabe, welche *Seguier* als Anhang zu seiner eignen *Bibliotheca botanica, Haga-Comitum* 1740 in 4. besorgte. Die Original-Ausgabe war *Bononiae* 1657 in 24. erschienen, und gehört zu den literarischen Seltenheiten. — Der pseudonyme Name *Jo. Antonius Bumaldus* ist durch Versetzung der Buchstaben aus *Ovidius Montalbanus* gebildet. Unter dieser Larve spricht der Verfasser an verschiedenen Stellen sehr unbefangen von den schriftstellerischen und sonstigen Leistungen des *Ovid. Montalbanus*, also seinen eigenen; was um so weniger auffällt, da er alle Bologneser vor Andern rühmt. Dass er der aldrovandischen Sammlung vorstand, erzählt er pag. 38 in dem Artikel über sich selbst unter seinem rechten Namen.

concinnatum, Bononiae 1668 in fol., und wieder abgedruckt Francofurti 1671 in fol., errathen. Doch das lag, wenn auch vom Zeitalter begünstigt, hauptsächlich ohne Zweifel an der Persönlichkeit. — Ganz andrer Art waren unstreitig die beiden übereinstimmenden Herbarien, deren Andrea Cesalpini ungefähr um dieselbe Zeit in seiner Dedication des Werks de plantis libri XVI, Florentiae 1583 in 4., erwähnt. „Tibi autem, Serenissime Francisce, redet er den Grossherzog an, munusculum hoc, quodcunque sit, nuncupo: tibi enim jure debetur, apud quem exstat ejus rudimentum ex plantis libro agglutinatis utcunque a me multo antea jussu Cosmi patris tui compositum cum pollicitatione, ut Deo favente aliquando absolutum traderem. Ejusdem alterum exstat exemplum apud clarissimam familiam Tornabonam, Reverendissimo Alphonso Antistiti Burgensi per me similiter paratum: quae, etsi ob materiae fugacem naturam nequaquam perennia futura sint, adhuc tamen vigere scio in testimonium eorum, quae in hoc volumine a me dicuntur: purissimam scilicet stirpium historiam continente, nullis figmentis adulteratam, qualem saepe in impressis picturis inspicimus." Der Grossherzog Cosimo I war 1574 gestorben; die Anfertigung dieser Herbarien mag also leicht in die sechziger Jahre des Jahrhunderts, wenn nicht noch früher fallen.

Vor allen mussten reisende Botaniker, nachdem die Erfindung einmal gemacht war, davon Gebrauch machen, und so lesen wir unterandern von Rauwolf, dass er von seiner in den Jahren 1573 bis 1576 ausgeführten orientalischen Reise 513 getrocknete Pflanzen heimgebracht habe, welche auf der leidener Bibliothek aufbewahrt werden, und von Gronovius in seiner flora Orientalis beschrieben sind. Rauwolf selbst spricht unterandern, Theil I Seite 37 der lauinger Ausgabe seiner „Aigentlichen beschreibung der Raiss u. s. w." von 1583, von zwei bei Tripoli in Syrien gefundenen Pflanzen, „welche ich under andern meine frembde Kreuter aufgeleimbdt." Aelter als alle bisher genannten Herbarien war das freilich compendiösere, welches der Engländer John Falconer auf seinen Reisen mit sich führte. Davon erzählt uns Amatus Lusitanus, der in den Jahren 1540 oder 1541 bis

1547 zu Ferrara zubrachte [1]), wie von einer besondern ihm früher offenbar unbekannt gewesenen Merkwürdigkeit." Quum Ferrariae mihi contigerit herbatum ire cum nonnullis viris doctissimis et rerum naturalium diligentissimis inquisitoribus, inter quos mihi nominandi veniunt Joannes Falconerius Anglus, vir mea sententia cum quovis doctissimo herbario conferendns, et qui pro dignoscendis herbis varias orbis partes perlustraverat, quarum plures et varias miro artificio codici cuidam consitas ac agglutinatas afferebat, etc." Indem ich den Namen Falconer in Pulteney's Geschichte der Botanik mit besonderer Rücksicht auf England, aus dem Englischen von Kühn, nachsuche, finde ich in dem Kapitel über Turner (I pag. 56) folgende Stelle: „Da, wo Turner von der Glaux handelt, sagt er: ich sah sie, ausgenommen in Falconers Buche, in England niemals, und dieser hatte sie aus Italien gebracht. Aus dieser und aus andern ähnlichen Anführungen kann man mit Grund schliessen, dass Falconers Buch nichts anders als ein getrocknetes Herbarium (hortus vivus) gewesen sei; und wenn sich die Sache wirklich so verhält, so muss dies eine der ersten Sammlungen dieser Art in England gewesen sein, wovon man Nachricht hat." Dass es sich nun wirklich so verhalte, daran lässt uns obige Parallelstelle aus Amatus Lusitanus nicht mehr zweifeln; nnd sein Buch, wie sich Turner ausdrückt, ist nicht allein Eins der ersten, sondern gradezu das erste, nicht allein in England, sondern in der ganzen Welt das erste der Art, wovon ich bestimmte Nachricht finden konnte.

Sollen wir demnach John Falconer als den Erfinder der Herbarien anerkennen? Ich meine dem ungeachtet doch nicht. In welchem traurigen Zustande sich die Medicin und mehr noch alle Naturwissenschaften zur Zeit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in England befanden, wie tief zugleich die klassischen

---

1) *Amati Lusitani enarrationes in Dioscoridem, lib. III, enarratio 78 pag. 331; cf. lib. I enarr. 100 pag. 240 et IV enarr. 10 pag. 394* der strasburger Ausgabe von 1554. Er verliess Ferrara, wo er sich 6 (*lib. IV enarr. 3 pag. 391*) oder gar 7 Jahr aufgehalten (*lib. I, enarr. 5 pag. 15*), im Jahre 1547 (*lib. IV enarr. 54 pag. 418*).

Studien damals in diesem ihrem einstigen Zufluchtsorte gesunken waren, davon werde ich an einem anderen Orte zu sprechen haben; hier genügt zu bemerken, dass William Turner, Falconers Zeitgenosse, der erste botanische Schriftsteller Englands war, der überhaupt mitzählt, und doch nur von sehr geringem Werth. Beide, Falconer wie Turner, erwarben sich ihre medicinisch-botanischen Kenntnisse im Auslande, Turner hauptsächlich in Bologna zur Zeit, als Luca Ghini dort noch lehrte; Falconer finden wir als einen Vielgereissten zufällig in Ferrara, sollte er den berühmtesten Pflanzenkenner seiner Zeit, Luca Ghini, nicht auch besucht haben? Wir wissen es nicht, aber unwahrscheinlich ist's nicht. Ausser bei Falconer fanden wir die beiden ältesten Herbarien bei zwei Schülern Ghini's, bei Andrea Cesalpini und Ulisse Aldrovandi, und wir wissen wiederum nicht, seit wann sie ihre Herbarien zu sammeln anfingen; es ist sehr möglich, dass dieselben älter waren als das Falconers. Von einem Herbarium Ghini's wissen wir zwar nichts Bestimmtes, allein von Pflanzen, die er an Mattioli geschickt, hörten wir bereits; und wenn sich Mattioli so unbestimmt darüber aussprach, dass wir nicht wussten, was wir daraus machen sollten, so war das nur Mattioli's eigner Fehler, und diente mir nur zum Beweise, dass dieser grosse Pflanzenkenner den Werth eines Herbariums noch nicht so wie wir zu schätzen verstand. Allein aus einem Briefe Maranta's an Mattioli, der sich in der Sammlung der Briefe des letztern lib. IV pag. 159 sqq. befindet, und die Antwort hervorrief, aus der ich schon eine Stelle mittheilte, scheint hervorzugehen, dass mehrere der von Ghini an Mattioli gesandten Pflanzen wirklich auf Papierblätter befestigt und mit Inscriptionen versehen waren. Maranta schreibt: „Scito, plantas omnes, quas ad (a ist ein Druckfehler) te Pisis Lucas Ghinus anno abhinc nono misit, mihi prius ab eo fuisse ostensas, inscriptionesque, quas singulis plantis apposuerat, non solum vidisse me, sed etium descripsisse.“ Diese Sendung scheint bald nach Erscheinung der ersten Ausgabe des Commentars znm Dioskorides in italiänischer Sprache, also bald nach 1548 gemacht zu sein, und wenn Ghini damals schon die Kunst Pflanzen gehörig aufzulegen verstand, und zu Mittheilungen

an Andre benutzte, so sollte ich meinen, dass er, der 1556 vermuthlich in höherem Alter starb, sie wohl schon eine Zeit lang für sich ausgeübt habe; und wenn wir bald darauf von zweien seiner Schüler, von Cesalpini und Aldrovanti hören, dass sie Herbarien besassen oder für Andre angefertigt hatten, so ist wohl nichts wahrscheinlicher, als dass sie diese Kunst von ihrem Lehrer empfangen hatten, und dass Falconer, von dessen Herbarium wir zwischen den Jahren 1540 und 1547 hören, sie ebenfalls zu Pisa oder noch zu Bologna von Ghini erlernt hatte. Und so halte ich denn, bis ich eines Bessern belehrt werde, Luca Ghini für den Erfinder der Herbarien. Denn dass wir diese Erfindung nicht noch viel weiter rückwärts suchen dürfen, das beweisen die grosse Aufmerksamkeit, die man den wenigen vorhandenen Herbarien widmete, die Bewunderung, mit der Amatus von dem des Falconer spricht, und der gänzliche Mangel eines Namens für die neue Sache.

§. 39.

Der Holzschnitt als Förderungsmittel der Pflanzenkunde.

Nächst den botanischen Gärten und Herbarien, den Sammlungen lebendiger und kunstgerecht getrockneter Pflanzen, wurden die Pflanzenabbildungen eins der vornehmsten Förderungsmittel der Pflanzenkunde. Gleich den Gärten reichen sie bis ins hohe Alterthum hinauf. Wir erinnern uns des Kratcuas, Dionysios und Metrodoros (Band I Seite 250), welche etwa hundert Jahr vor unsrer Zeitrechnung ihre Pflanzenbücher bereits mit Bildern versahen; des mit Abbildungen versehenen syrischen, so wie des eben so ausgestatteten griechischen Dioskorides, den Kaiser Romanos II dem spanischen Chalifen Abd Arrah'mân III zum Geschenk machte (B. III S. 136. 137). Noch jetzt bewahrt die kaiserliche Bibliothek zu Wien zwei mit Abbildungen verzierte Handschriften des Dioskorides aus dem fünften Jahrhundert, und aus einer der-

selben nahm Dodonäus[1]) zehn Abbildungen zur Probe in seine Pemptaden auf. Marcellus Vergilius[2]) bezieht sich auf einen mit longobardischen Lettern geschriebenen, wie er meint, sechshundert Jahr alten lateinischen Dioskorides „mit fleissig ausgeführten Abbildungen, wie sie damals waren.“ Im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert füllte man ganze Folianten mit Bildern von Pflanzen und den beigeschriebenen Namen derselben. Einen solchen Libro de' semplici, 1415 gemalt von der kunstreichen Hand des Andrea Amadio, besass zu Venedig der Arzt und Philosoph Benedetto Rinio. Noch jetzt befindet er sich auf der Marcus-Bibliothek daselbst, und de Visiani[3]) nennt die Bilder nicht bloss treu, sondern auch von bewundernswürdiger Wahrheit der Tinten. Später, zu Cesalpini's Zeit[4]), besass der Grossherzog von Florenz eine ähnliche Sammlung von Pflanzenbildern, „ea industria depictae, ut minutissimas quasque differentias exprimant, et tantum non vegetent.“ Dergleichen liessen sich noch mehrere anführen, auf den Gang der Wissenschaft gewannen sie indess in den Händen einzelner vornehmer Personen keinen merklichen Einfluss. Erst die Erfindungen des Holzschnitts und des spätern Kupferstichs und Steindrucks machten sie zum Gemeingut und einem der wirksamsten Hebel der Pflanzenkunde.

Es ist merkwürdig, und verdiente wohl eine genauere Darstellung, als ich zu liefern im Stande bin, wie man allmälig auf den Gedanken kam, Pflanzen und andre Naturgegenstände erst in

1) *Dodonaei stirpium historiae pemptades pag. 109. 123. 126. 149. 286. 368. 373. 436. 562. 563.*, die mit dem Zusatz „*ex Cod. Caesar*“ bezeichneten Holzschnitte. Ein paar andre Proben aus weniger bekannten Werken citirt *Haller biblioth. botan. I, pag. 85.* Ueber die einst beabsichtigte und wirklich begonnene, aber bald wieder unterdrückte Wiederholung sämmtlicher Pflanzenbilder des Codex, sehe man Sprengel in der Einleitung zu seinem Dioskorides pag. XIX, und Pritzel's *thesaurus pag. 335* unter *Codd. Mss.*

2) In seinem Commentar zum Dioskorides, zum Kapitel *Hydropiper*, was in der kölner Ausgabe von 1529 (abweichend von neuern Ausgaben) *liber II. cap. 150* ist.

3) *Rob. de Visiani delle benemerenze de' Veneti nella botanica, pag. 16.*

4) *Caesalpinus de plantis*, in der unpaginirten Dedication.

geschriebenen, dann auch in gedruckten Büchern naturgetreu darzustellen, um durch das Bild die Beschreibung zu ersetzen oder zu vervollständigen. Im Allgemeinen ward mir, als ich einst auf der wolfenbütteler Bibliothek eine beträchtliche Anzahl von Handschriften verschiedener Art und Zeit rasch durchmusterte, der Verlauf plötzlich klar. Mehr oder minder findet man bekanntlich fast in jeder ältern Handschrift die grossen Anfangsbuchstaben der Hauptabschnitte farbig verziert. Es lassen sich aber leicht fünf Hauptarten der Verzierung unterscheiden, welche allmälig eine aus der andern entsprungen zu sein scheinen: Schnörkel, Arabesken, auch noch in Verbindung mit den Anfangsbuchstaben, gleichfalls arabeskenartige Einfassung der ganzen Seite, Vignetten, blattgrosse Bilder. Je weiter abwärts in der Reihenfolge, desto häufiger erkennt man eine Beziehung des blossen Zierraths auf den Inhalt der Worte, sei es eine Allegorie oder eine unmittelbare Darstellung des Ausgesprochenen. Ob man sich aber vor Erfindung des Bücherdrucks und des Holzschnitts von dem Grundgedanken des blossen Verzierens jemals ganz los machte? Ich zweifle, habe wenigstens nie ein unzweideutiges Beispiel davon gesehen. Man wundert sich wohl, und findet es widersinnig, wenn man in einem alten gedruckten Kräuterbuch, unter manchen der Natur mehr oder minder geschickt nachgeahmten Zeichnungen, auf reine Phantasiestücke, auf wahre Ungeheuer stösst, und wenn sich dieselbe ersonnene oder naturgemässe Zeichnung als Vignette vor vielen Kapiteln von den verschiedenartigsten Pflanzen wiederholt. Man sollte sich im Gegentheil darüber wundern, dass nicht alle ersonnen und ohne Rücksicht auf den Inhalt der Kapitel vertheilt sind, sollte darin erkennen, wie die Natur den Menschen mit leiser Hand von jeder Verirrung immer wieder zu sich zurück lockt. In gedruckten Büchern, denen geschriebene sehr verschiedener Zeit als Muster dienten, während die Kunst des Holzschnitts noch mit den Schwierigkeiten der ersten Anfänge kämpfte, zeigt sich die ganze Abstufung nicht so deutlich wie in Handschriften, doch im Ganzen auch unverkennbar. Ihre Verzierungen sind daher auch, gleich denen der Handschriften, stets colorirt. Bei ihnen kommt aber zu

den eben bemerkten Willkürlichkeiten noch die hinzu, dass die einmal vorhandenen Formen von den Druckern oft zur Verzierung der verschiedensten Werke nach einander angewandt wurden, und als werthvolle Erbstücke von Hand zu Hand gingen, so dass man dieselbe Pflanzenabbildung mit all ihren Vorzügen und Fehlern nicht selten durch eine ganze Reihe nach einander erschienener Kräuterbücher verfolgen kann; so unterandern die egenolphschen Holzschnitte fast durch alle Bücher dieses vielthätigen Buchdruckers, die von Fuchs bei Dodonäus die von Bock bei Tabernämontanus, die von Clusius bei Lobelius u. s. w.

Das alles erregte längst die Aufmerksamkeit der Botaniker, und rief vielfache Untersuchungen über die ältern mit Pflanzen-Abbildungen versehenen gedruckten Bücher hervor, von denen ich die wichtigsten nicht unangezeigt lassen darf. Nur schade, dass das zu selten und zu zerstreut vorkommende Material eine Ausdehnung der Untersuchung auf Handschriften bisher nicht gestattete.

Christophori Jacobi Trew[1]) catalogus operum botanicorum a Germanis ab artis typographicae inventione ad annum MDL usque compositorum typisque excusorum et a me collectorum. — Es ist der schon oft von mir angeführte zweite der beiden Kataloge, welche unter folgendem Titel vor Trew's Ausgabe des Herbarium Blackwellianum und auch in wenigen Separatabdrücken erschienen:

— Liborum botanicorum catalogi duo, etc. Norimbergae 1752 in fol.

Ein Muster bibliographischer Genauigkeit und Ausführlichkeit; bis auf Weniges, was ausdrücklich bemerkt ist, ganz auf eigne Anschauung gegründet, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die in den Werken vorkommenden Holzschnitte.

1) Nach *Pritzels Thesaurus* soll sich der Verfasser deutsch Treu, lateinisch Trew schreiben. Das ist unrichtig, er selbst schrieb sich beständig Trew, muss seinen Namen aber Treu ausgesprochen haben. Denn so schrieben ihn wirklich mehrere seiner Zeitgenossen, unterandern *Hamberger* im gelehrten Teutschland.

Francesco Tornabene, monaco Casinese, ricerche bibliografiche sulle opere botaniche del secolo decimoquinto. Catania 1840 in 8. Darin pag. 75 sqq.: Opere botaniche del secolo XV con figure di piante.

Was der Verfasser aus eigner Ansicht beschreibt, ist werthvoll; das Uebrige grossentheils aus bekannten Werken mit wenig Kritik zusammengerafft, und voller Irrthümer.

L. C. Treviranus, die Pflanzenabbildungen durch den Holzschnitt. — In den Denkschriften der botanischen Gesellschaft zu Regensburg. Band III. Regensburg 1841 in 4, Seite 31 ff.

Kurz, aber gehaltvoll; doch jetzt durch desselben Verfassers ausführlichere gleich anzuführende Schrift überflüssig geworden.

Giuseppe Moretti, difesa ed illustrazione delle opere botaniche di Pier Andrea Mattioli; eine Reihe von acht Abhandlungen, abgedruckt im Giornale dell' J. R. Istituto Lombardo di scienze lettere ed arti.

Hierher gehört vorzüglich die Memoria VII von 1852 nebst dem Anfang der folgenden von 1853, in tom. III und IV der neuen Serie der genannten Zeitschrift. Ein seltener Reichthum des Materials ist darin mit vieler Sorgfalt zur Geschichte der Pflanzenabbildungen benutzt. Nur das Bestreben seine Nation über alle andern zu erheben verlockt den Verfasser mitunter in die seltsamsten Irrthümer und Widersprüche.

L. C. Treviranus, die Anwendung des Holzschnitts zur bildlichen Darstellung von Pflanzen, nach Entstehung, Blüthe, Verfall und Restauration. Leipzig 1855, in 8.

Bis jetzt das Wichtigste über unsern Gegenstand. Eine in dem Grade seltene Verbindung von Gelehrsamkeit Kunstkennerschaft und Liebe zur Sache geben der kleinen Schrift einen hohen daurenden Werth.

Ludwig Choulant, die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildung im christlichen Abendlande. Dresden, 1856 in 4.

Diese schon öfter citirte Gelegenheitsschrift handelt zwar nur von vier der ältesten mit Holzschnitten versehenen naturwissenschaft-

lichen Werke im weitesten Sinn des Worts, vom Herbarius Moguntinus (oder Aggregator practicus de simplicibus), von Konrad Megenbergs Buch der Natur, von Petri de Crescentiis opus ruralium commodorum und von Bernhard's von Breydenbach Reisewerk, welches letztre uns nicht berührt; es behandelt aber diese wenigen Gegenstände, gestützt auf ein überaus reiches Material alter Drucke, mit solch monographischer Genauigkeit, dass innerhalb seiner Grenzen fast nichts zu wünschen übrig bleibt. Und auch die Grenzen sollen sich erweitern; am Schluss verspricht Choulant ein den ältesten naturhistorischen und medicinischen Abbildungen besonders gewidmetes Werk, welches er demnächst zu veröffentlichen beabsichtige.

Hier beschränke ich mich auf eine kurze Uebersicht der ersten Anfänge der in Holz geschnittenen Pflanzenabbildungen; über spätere Leistungen der Art werde ich bei den Werken sprechen, zu denen sie gehören.

Das älteste gedruckte Buch mit einigen Pflanzenabbildungen, die nicht bloss Theile einer Landschaft oder gar nur einer Arabeske ausmachen, ist entschieden Megenbergs Buch der Natur, über dessen botanischen Text und Verfasser ich bereits §. 26 handelte. Vor jeder Hauptabtheilung des Buchs steht aber ein Holzschnitt, worüber ich noch nicht sprach, nicht als Verzierung des Anfangsbuchstaben, sondern ein ganzes Blatt ausfüllend, und allerlei im Texte vorkommende Gegenstände darstellend. So steht vor dem ersten Buche, von der Natur des Menschen, ein nackter Mann, neben demselben einerseits ein durch das Harnglas, was er ohne es zu betrachten nur hält, kenntlicher Krankenwärter, andrerseits ein reich geschmückter Arzt mit einem offnen Buch in der Hand, woraus er dem Kranken etwas zu verordnen scheint. Vor dem zweiten Buch, von den Himmeln Planeten und Elementen, sehen wir in ölf horizontalen Abtheilungen über einander zu unterst eine irdische Landschaft, darüber den Dunstkreis der Erde als eine Reihe aufwirbelnder Flammen, darüber in sieben auf einander folgenden Abtheilungen

Sonne Mond und Planeten, darüber den Fixsternhimmel, ganz oben endlich die von Engeln angebetete Dreieinigkeit. So weit sind also die Abbildungen noch nichts weiter als Verzierungen. Nun folgen die Bücher von den verschiedenen Thier- und Pflanzenklassen, und in den dazu gehörigen Holzschnitten erkennt man, der Rohheit des Schnitts ungeachtet, doch einige Natur. Zwölf Säugethiere, drei Mann hoch in vier Reihen übereinander aufgestellt, sind ohne Ausnahme charakteristisch genug gezeichnet; so auch vor dem folgenden Buche die meisten Vögel. Dann aber folgen drei Bilder vor den drei Büchern von den Meerwundern, von den Fischen und von den Schlangen, voll der wunderlichsten Fratzen und Ungeheuer. Recht kenntlich sind wieder manche Thiere vor dem Buche von den Würmern dargestellt. Vor dem folgenden Buche, von den Bäumen, präsentiren sich fünf wirkliche Bäume, von denen einer Aepfel, ein andrer Birnen trägt; aus den drei andern weiss ich nichts zu machen und Natur lässt sich in keinem erkennen. Neben den Bäumen allerlei Gesträuch. Am besten gerathen ist noch ein Weinstock; ein dreiblättriger Strauch soll vielleicht einen Rosenstock bedeuten. Dazu noch drei nicht zu enträthselnde Topfgewächse. Besser, wenn gleich an sich schlecht genug, sind vor dem folgenden Buch zwölf reihenweis geordnete Kräuter gerathen. Ranunculus acris, Centaurea Cyanus, Viola odorata, Convallaria majalis, eine Blattrosette von Erophila verna, lassen sich mit ziemlicher Sicherheit erkennen; die sieben übrigen, worunter auch Pilze nicht fehlen, wage ich nicht zu bestimmen. Alles Gestein wird durch die halbe Figur eines Bischofs in seinem mit Edelsteinen überladenen Ornat repräsentirt. Die beiden letzten Bücher endlich, von den wunderlichen Brunnen, und von den wunderlichen Menschen haben zusammen Ein Blatt voll der monströsesten Figuren. Ich muss bekennen, dass ich diesen Bericht über die bildlichen Darstellungen des Werks nach der Ausgabe von 1499 abfasste, die aus unsrer königlichen Bibliothek vor mir liegt, und wonach auch Choulant die Holzschnitte beschreibt. Derselbe beschreibt indess auch Bruchstücke einiger älterer Ausgaben, woraus, nebst den

Beschreibungen bei ältern Bibliographen, hervorzugehen scheint, dass die Bilder aller Ausgaben zwar nicht von denselben Formen abgedruckt wurden, dass man jedoch dieselben Muster in allen wiederholte. Von der Ausgabe von 1482, die ich aus der göttinger Bibliothek kenne, kann ich das im Allgemeinen bestätigen, wiewohl ich beide Ausgaben leider nicht neben einander vor mir hatte. Auf den Kunstwerth der Bilder der ersten Ausgabe von 1475 lassen daher die spätern nicht schliessen; nur so viel geht aus ihnen hervor, dass der Künstler nur des Buches Verzierung beabsichtigte, dass er jedoch ihm bekannte Naturgegenstände, wie Pferd, Hase, Ranunkel, Veilchen u. s. w., gleichsam unwillkürlich der Natur nachzubilden versuchte.

Welches das zweite gedruckte Buch ähnlicher Art sei, ist noch nicht völlig entschieden. Choulant, Treviranus, Haller, Trew und Andre nennen als solches den Herbarius Moguntinus oder den anonymen Aggregator practicus de simplicibus von 1484, von dem ich §. 23 gesprochen habe. Tornabene dagegen sucht zu beweisen, dass die zu Rom bei Gio-Filippo de Lignamine ohne Jahrszahl erschienene, und auch mit Pflanzenabbildungen in Holzschnitt versehene Ausgabe des sogenannten Apulejus Platonicus ins Jahr 1480 falle, also vier Jahr älter sei als der Aggregator practicus; und Moretti ergreift, ohne Prüfung der Gründe, und ohne das Buch selbst gesehen zu haben, Tornebene's Meinung zum Ruhm seiner Landsleute aufs Eifrigste. Das Buch der Natur, meint er nicht ganz ohne Grund, sei noch gar nicht mit zu rechnen, der römische Apulejus also das erste gedruckte Buch mit wahrhaft naturgeschichtlichen Pfanzenabbildungen; doch dafür bleibt er uns den Beweis schuldig. Woher weiss er denn, dass dessen Abbildungen besser sind als die des Ortus sanitatis? Ja sogar den Aggregator practicus hält er nicht allein für ein erwiesen ächtes Werk des Italiäners Dondi, dessen Autographon wahrscheinlich die ältesten Handzeichnungen der Art enthalten habe; sondern, wie es scheint, neigt er sich sogar zu der freilich nicht klar ausgesprochenen Annahme, der mainzer Drucker hätte eine jetzt gänzlich unbekannte italiänische

Ausgabe nur wiederholt. Wenigstens bleibt mir ohne diese Voraussetzung der Sinn seiner Worte völlig unverständlich. So mischte sich offenbar die schlechte Leidenschaft der Prioritäts-Hascherei in die Untersuchung, und macht uns doppelte Vorsicht zur Pflicht.

Joh Philipp de Lignamine, ein sicilianischer Edelmann, war Leibarzt des Pabstes Pius IV., der von 1471 bis 1484 regierte, und zuvor den Namen Francesco della Rovere führte. Von 1469 bis 1486 besass der Leibarzt zugleich eine Buchdruckerei, woraus unterandern jener Apulejus ohne Datum hervorging. Tornabene bestimmt die Zeit seiner Erscheinung folgendermassen. Von demselben Werke kennt man Exemplare mit verschiedenen Dedicationen, sonst vollkommen übereinstimmend. Einige sind dem Cardinal Francesco Gonzaga gewidmet, der 1461 creirt ward, und 1483 starb. Daraus, meint Tornabene, lasse sich keine Zeitbestimmung herleiten. Ich bin der entgegengesetzten Meinung, und werde meinen Grund dafür alsbald angeben. Andre Exemplare sind dagegen dem Cardinal Giulio della Rovere, einem Vetter des genannten Pabstes, gewidmet, und in der Dedication an denselben rühmt sich de Lignamine seiner ölf Jahre lang mehr durch die That als durch Worte geleisteten Dienste. Diese ölf Jahr auf den Anfang seiner Druckerei im Jahr 1469 bezogen, giebt 1480. Ferner rühmt dieselbe Dedication die kriegerischen und diplomatischen Siege des Cardinals. Jene fallen vor 1475, der glänzendste unter diesen, auf den angespielt zu werden scheint, ins Jahr 1480. Darin findet Tornabene eine Bestätigung seiner Annahme, das Werk sei in jenem Jahr erschienen. Allein wer weiss, ob die ölf Jahr wirklich von Eröffnung der Druckerei an zu zählen sind? Sollte des Pabstes Leibarzt sonst kein Verdienst sich erworben haben? Und des Cardinals diplomatischer Sieg von 1480 lässt nur darauf schliessen, dass der Apulejus nicht vor, nicht wie lange er nach demselben erschienen sei. Ueber den Anlass zu der zwiefachen Dedication desselben Werks erklärt sich Tornabene gar nicht. Mir scheint sie kaum eine andere Erklärung zuzulassen, als dass der Herausgeber nach beendigtem Druck, doch noch vor der Ausgabe der meisten Exemplare seines Buchs, die eine mit

der andern zu vertauschen sich genöthigt glaubte; und die natürlichste Veranlassung dazu konnte der Tod des Cardinals Gonzaga im Jahr 1483 geben. Das entspricht der gewöhnlichen Meinung der Bibliographen, die das Buch zum Theil 1484, zum Theil kurz vor 1484, also wenigstens beinahe gleichzeitig mit dem mainzer Aggregator practicus, erschienen sein lassen. In seiner Vorrede rühmt sich de Lignamine, den Apulejus Platonicus, diesen kürzlich zu Monte Cassino entdeckten Schriftsteller, zuerst bekannt zu machen; und noch jetzt wird die Handschrift desselben, wie uns Tornabene belehrt, zu Monte Cassino aufbewahrt. Sie gehört ins zehnte Jahrhundert, und die Abbildungen der Pflanzen sind mit der Feder hineingezeichnet. Wie sie beschaffen sind, erfahren wir leider nicht. Aber von den Holzschnitten der Ausgabe sagt Tornabene selbst, sie entsprächen der Zahl der vorkommenden Pflanzen, wären schlecht gezeichnet, einige mit, andre ohne Blumen, und man könne schwer errathen, welche Pflanzen sie vorstellen sollten. Für mittelmässig hält er 1. Betonica, 5. Ocimum, 25. Chamaedrys, 43. Scilla, die übrigen für schlecht. Ganz missrathen sein sollen 70. Nymphaea, 74. Verbascum und 122. Mentha. Also unter weit über hundert, vier mittelmässige Abbildungen! Das ist noch weniger als im Buch der Natur. Unmöglich kann ich daher diesem Apulejus einen höhern Rang einräumen, unmöglich zugeben, dass er, wie Moretti will, die ersten wahrhaft naturgeschichtlichen Pflanzenabbildungen enthalte. Endlich wäre in Bezug auf die Nationalehre noch zu untersuchen, ob der Formschneider, dessen sich de Lignamine bediente, ein Italiäner oder ein Deutscher war. Mit Sicherheit wird sich das schwerlich ermitteln lassen. Indess sagt Heller [1]), dessen Urtheil hier von Gewicht ist: „Da die Deutschen in allen diesen Ländern (Italien, Frankreich, Spanien, England, Ungarn) zuerst die Buchdruckerkunst verbreiteten, so war es sehr natürlich, dass sie mehrere Arbeiter, welche sie dazu bedurften, aus

1) *Jos. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst. Bamberg 1823 in 8., Seite 53 und 55.*

ihrem Vaterlande mitnahmen. Daher die Holzschnitte, welche in ihren Büchern vorkommen, von Deutschen gefertigt sind, wie die Manier hinlänglich zeigt. Selbst wenn Eingeborene in diesen Ländern Druckereien errichteten, so nahmen sie deutsche Arbeiter in ihre Dienste." Und bald darauf: „Die ersten Holzschnitte, welche in Büchern vorkommen, die in fremden Ländern erschienen sind, kommen bestimmt von deutschen Meistern, welche die Buchdrucker dahin brachten. Ihre Arbeiten sind ganz ähnlich jenen Holzschnitten, welche in Deutschland gefertigt wurden."

Das dritte hier zu nennende Werk, wenn nämlich der römische Apulejus wirklich älter ist, der Aggregator practicus de simplicibus oder Herbarius erschien datirt zum erstenmal 1484 zu Mainz; es giebt aber eine dieser sehr ähnliche Ausgabe ohne Jahrszahl Drucker und Druckort, die nach Choulant vielleicht jünger, nach Hain und Andern vielleicht älter ist als die datirte, was natürlich, wenn an der Feststellung der Priorität dieses oder des vorigen Buches etwas gelegen wäre, in Betracht käme. Doch lassen wir die unnütze Frage! Treviranus, der die undatirte Ausgabe besitzt, sagt darüber: „Die Figuren, sämmtlich colorirt, sind äusserst roh geschnitten, und dem grössten Theil nach ohne alle Aehnlichkeit, angemessen der Kunst, wie sie von sogenannten Briefmalern (Spielkartenmachern) damals ausgeübt wurde." Eben so ungünstig urtheilt Moretti über die Bilder der mainzer, Trew über die beider Ausgaben, zwischen denen er keinen Unterschied macht. Nur Choulant findet die Holzschnitte der mainzer Ausgabe zwar noch roh und steif, doch die Pflanzen oft erkennbar, die der passauer von 1485 schlechter nachgeschnitten, übrigens denen der mainzer ähnlich. Ich besitze nur die letztere, kann darin aber unter den 32 Pflanzen der beiden ersten Buchstaben des Alphabets kaum drei, Arnoglossa, Berberis und Brionia, unter den drei nächst folgenden Buchstaben kaum Eine finden, die an ihr Original auch nur von ungefähr erinnert, geschweige denn sich erkennen lässt. Ich muss auch die bisher besprochenen Ausgaben dieses Werks zu denen rechnen, welche der Verleger durch den Zierrath der Bilder unwissenden Käufern empfehlen wollte; einen wissenschaft-

lichen Werth kann ich diesen Bildern noch nicht zugestehen. Anders verhält es sich, wie Moretti sehr richtig hervorhebt, mit der vicentiner Ausgabe von 1491 mit der Bezeichnung in der Schlussschrift Herbolarium de virtutibus herbarum. Doch davon kann hier, da wir die Entwickelung des Holzschnitts chronologisch verfolgen wollen, noch nicht die Rede sein.

Schon im folgenden Jahr nach dem Aggregator practicus oder lateinischen Herbarius, also 1485 erschien gleichfalls zu Mainz bei denselben Druckern Faust und Schoyffer, die sich hier zwar nicht nannten, doch durch ihr Zeichen zu erkennen gaben, das vierte mit Pflanzenabbildungen versehene gedrucke Buch, der (deutsche) Ortus sanitatis oder Gart der Gesundheit, wie ihn die Vorrede nennt, oder der (deutsche) Herbarius, wie er in der Schlussschrift heisst. Von den Abbilduugen darin spricht aus eigner Anschauung nur Trew." Die Holzschnitte, sagt er, sind viel grösser als die des lateinischen Herbarius, und nehmen meist zwei drittel von der Länge des Blatts ein, sind auch von jenen ganz verschieden; die meisten kommen der Natur näher, viele entsprechen ihr so ziemlich (satis respondent), alle sind aber mit einem gleich rohen Pinsel colorirt." Gegen 150 Pflanzen macht Trew namhaft, die er, wiewohl viele unter falschem Namen, doch der Natur ziemlich entsprechend findet. Dagegen bezeichnet er 69 Abbildungen, meist exotischer Pflanzen, als vollständig erfunden. Doch ausdrücklich beschränkt Trew dies Urtheil auf die mainzer Ausgabe von 1485, und setzt die Holzschnitte der vielen folgenden Ausgaben, bis auf die mit ganz neuen Abbildungen versehene des Eucharius Rhodion von 1533, tief herab. Er kannte aber die plattdeutsche lübecker Ausgabe von 1520 nicht, die ich, wiewohl etwas defect besitze. Darin finde ich die Holzschnitte nicht mehr colorirt, im übrigen der von Trew gegebenen Beschreibung so vollständig entsprechend, dass ich mich der Vermuthung nicht enthalten kann, die ursprünglichen mainzer Formen seien durch irgend einen Zufall nach Lübeck gekommen, und dort erst 1520 aufs Neue angewandt. Das würde zugleich die auffallende Thatsache erklären, dass die dazwischen liegenden

augsburger ulmer strasburger und ortslosen Ausgaben sämmtlich so viel schlechtere Abbildungen haben sollen. Die der augsburger von 1493, welche ich besitze, stehen mit denen des Aggregator practicus grossentheils noch auf gleich niedriger Stufe, ausgenommen einige, die den lübeckern, die ich für älter halte, offenbar nachgeahmt sind, wiewohl ungeschickt und in weit kleinerem Maasstabe. Leider schweigt Trew über die Manier des Schnitts der mainzer Ausgabe; in der lübecker bestehen viele aus blossen, nur zu groben Umrissen und Hauptnerven der Blätter; dickere Stengel, Früchte, gebogen dargestellte Blätter sind einfach und verständig schraffirt; übertrieben scharf sind oft, doch nicht immer die Serraturen der Blätter ausgedrückt; vor allem lobenswerth ist aber in vielen Bildern die richtige Zeichnung mannichfacher Biegungen und Verkürzungen breiterer Blätter. Uebrigens verrathen verschiedene Bilder eine verschiedene Hand; denn es fehlt nicht an solchen, wie sie der Aggregator practicus hat, von kleinerem Format, schlechterer Zeichnung und sinnloser Erfindung, wie z. B. Narcissus, Zweige mit lancettlichen gegenständigen Blättern und zwei phantastischen Blumenkelchen, woraus Kinder arabeskenartig den halben Leib erheben. Ob das in der mainzer Ausgabe auch so ist? Vielleicht waren einige Original-Formen verloren gegangen, und wurden durch handwerksmässige Sudeleien ersetzt.

Von andern mit Pflanzenabbildungen versehenen Büchern bis auf Brunfels und Egenolf ist wenig zu sagen. Ich übergehe den lateinischen Ortus sanitatis ohne Ort und Jahrszahl und seine Wiederholung von 1517, den lateinischen und den deutschen Petrus de Crescenciis ohne Ort und Jahrszahl und mehrere datirte Drucke des letztern, worin nur die Zeichnung mancher Gengrebilder lobenswerth ist; ich übergehe ferner die datirten und undatirten Ausgaben des Grant herbier en Francoys, und die undatirten Ausgaben des Macer Floridus. In den beiden ersten Werken wiederholen sich meist die uns schon bekannten Figuren der mittlern schlechten Ausgaben des Gart der Gesundheit, nur wenige neue, doch kaum bessere, kommen hinzu. Die bezeichneten Ausgaben der beiden letztern Werke

erschienen in Frankreich, wo die Kunst des Holzschnitts damals auf noch viel tieferer Stufe stand. Nur zwei Ausnahmen machen das schon genannte zu Vicenza erschienene Herbolarium von 1491 und des Hieronymus Brunschwygk Liber de arte distillandi, de simplicibus von 1500.

Das Herbolarium ist zwar ein wörtlicher Abdruck des Aggregator practicus mit Ausschluss der deutschen Namen der Pflanzen, aber seine Holzschnitte sind sauberer und nähern sich zum Theil schon mehr der Natur. Schraffirung fehlt noch, und alle Blätter liegen flach; ausser den Umrissen sind nur die stärkern Blattnerven angegeben, Zähne Serraturen und Crenaturen der Blattränder oft richtig und deutlich unterschieden; die Blumen zwar meist nur angedeutet, doch mitunter sogar bis auf die Normalzahl der Theile richtig ausgezeichnet. Unter den mir bekannten Holzschnitten älterer Werke stehen sie nur denen des lübecker Ortus sanitatis nach, und auch diesen nur in der Zeichnung überhaupt, nicht im Detail mancher Blumen. Moretti, der sich in dem doppelten Wahne gefällt, nicht nur das Werk überhaupt als von Dondi verfasst, sondern auch die Bilder dieser Ausgabe als nach Dondi's Handzeichnungen copirt, und die der weit ältern mainzer Ausgabe als des Druckers eignes Machwerk zu betrachten, — Moretti, sage ich, giebt uns ein vergleichendes Verzeichniss von 30 Abbildungen derselben Pflanzen nach beiden Ausgaben, nebst seinem Urtheil über den Werth einer jeden in zwei Columnen, von denen er im Sinn seiner Hypothese die eine Herbarius, die andre Dondi überschreibt. In der ersten Columne nennt er mit Recht fast alle Pflanzenbilder erfunden, in der zweiten etwas zu günstig einige gradezu gut, andre ziemlich gut oder ziemlich kenntlich, andre mittelmässig, ein paar zwar schlecht, doch wenigstens nach der Natur entworfen. Alle Bilder beider Ausgaben ohne Unterschied ausser jenen dreissig verurtheilt er wieder etwas zu hart zu blossen Erfindungen. Das wäre eine traurige Ehre für Dondi, ihr Erfinder zu sein, und ich begreife nicht, wie mein verewigter Freund aus Nationalgefühl seiner Nation einen solchen Makel aufbürden konnte. Mir scheint es der Nation

zu weit höherer Ehre zu gereichen, wenn wir einfach annehmen, der vicentiner Herausgeber des Herbolarium habe mit eines Künstlers Hülfe die schlechten Zeichnungen seines Vorbildes durch bessere der Natur näher kommende zu ersetzen gewusst.

Etwas anders verhält es sich mit dem Werke des Hieronymus Brunschwygk von 1500, dessen zweites Buch nur von Pflanzen handelt. „Die Figuren, sagt Treviranus, nachdem er von Petrus de Crescenciis gesprochen, sind gleichfalls sämmtlich aus dem Hortus sanitatis entnommen, und daher wie diese werthlos.“ Das gilt unstreitig von der Mehrzahl, doch nicht von allen. Viele sind beträchtlich verbessert, viele durch andere ersetzt, und dadurch der Natur näher gebracht, z. B. Borago, Viola, Plantago major, Convallaria majalis, Solanum nigrum, Lilium candidum u. m. a. Einige sind neu hinzugekommen, darunter auch Aquileja, deren verwickelter Blumenbau besonders klar hervortritt. Ich sage das im Vergleich mit dem Gart der Gesundheit von 1493. Aber der Drucker hat sich kein Gewissen daraus gemacht, dieselben Figuren zu den verschiedenartigsten Kapiteln zu stellen. Brunschwygk klagt am Ende seines Werks fol. 210 B. selbst darüber, tröstet sich aber damit, dass man die Pflanzen durch die Beschreibung und eigene Anschauung kennen lernen müsse, „und nit durch die figuren, wann die figuren nit anders synd denn ein ougenweid, und ein anzeigung geben ist, die weder schriben noch lesen kündent.“ Es ist bemerkenswerth, dass sich diese Ansicht, die gewiss lange geherrscht, erst so spät offen ausspricht. Man muss aber auch erwägen, dass die meisten mit Holzschnitten versehenen Kräuterbücher nicht als neue Werke ans Licht traten, sondern nur als neue Ausgaben älterer Werke, um die sich kein Verfasser kümmerte, die nur ein speculativer Buchhändler so wohlfeil wie möglich herzustellen, so anlockend wie möglich auszustatten suchte. Der Entwickelungsgang der Kunst des Holzschnitts lässt sich daher nach der Reihenfolge solcher Werke gar nicht beurtheilen. Die Kunst ging ihren eignen Gang, an der Hand eines Albrecht Dürer, Lukas Kranach und anderer Meister, und erst als die Botaniker ihren Werth auch für die Wissenschaft

erkannten, ihre Hülfe anriefen, wie Brunfels, Fuchs, Bock und Andre neben und nach ihnen thaten, zeigte sie sich auf einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit, gab das bis dahin meist angewandte schlechte den Umriss nur verdunkelnde Colorit auf, und suchte ihren Ruhm nur noch in der künstlerisch behandelten naturgetreuen Zeichnung. Zu den Männern, welche die Kunst in solcher Weise für die Wissenschaft benutzten, wenden wir uns jetzt.

Funfzehntes Buch.

Entwickelung der Pflanzenkunde über die Grenzen der Heilmittellehre hinaus.

§. 40.

Einleitung.

Nur ein halbes Jahrhundert umfasst die diesem Buch vorbehaltene Entwickelungsperiode der Botanik; sie beginnt 1530 mit Otto Brunfels, und schon hebt 1583 mit Andrea Cesalpini eine neue Periode an. Charakteristisch für die zunächst durch zu gehende sind vornehmlich zwei Momente: das Hinausgehen über die Grenzen der Heilmittellehre, indem man die Pflanzen endlich wieder ihrer selbst wegen zu betrachten anfing, und der neue Schauplatz für die neue Entwickelung, das bisher hinter Italien so weit zurückgebliebene Deutschland nebst der Schweiz und den Niederlanden, denen sich endlich auch England anschliesst.

Die generelle Botanik war mit Albert dem Grossen stehen geblieben. Die Wenigen welche sie nach demselben berührten, reproducirten entweder ihn, wie Petrus de Crescenctis, oder den Theophrastos, wie Ruellius und in dieser Periode Costäus. Eine einzige rühmliche Ausnahme macht gleichfalls in dieser Periode Maranta durch seine Originalität, blieb jedoch darin weit zurück, dass er die Pflanzen nur als Heilmittel der Betrachtung werth achtete.

Beträchtliche Fortschritte machte dagegen die specielle Botanik in dem Maass, in welchem man nach und nach das Vorurtheil überwandt, schon die Alten hätten die Fülle des ganzen Pflanzenreichs erschöpft.

Gründlicher und schneller, sollte man glauben, hätte nichts jenes Vorurtheil vernichten müssen, als Reisen in Länder mit einer sehr verschiedenen Flora: die Geschichte zeigt das Gegentheil. Vorzugsweise blieb der Orient noch immer das Ziel derer, welche botanische Entdeckungsreisen unternahmen, und ihr erklärter Zweck war eben das Aufsuchen der Pflanzen der Alten an den von diesen selbst angegebennen Standorten. Aber auch bei Reisen nach Ost- und Westindien beschränkte sich die Aufmerksamkeit der frühern Berichterstatter fast nur auf Heil- und Nahrungspflanzen, selbst in Brasilien wähnte man die Pflanzen des Dioskorides wiederzufinden. Die grossen geographischen Entdeckungen Eroberungen und Niederlassungen der Portugiesen und Spanier in beiden Indien, die grossentheils schon ins funfzehnte Jahrhundert fielen, und eine unermessliche Wirkung auf ganz Europa ausübten, trugen daher der Botanik selbst noch in dieser Periode nur spärliche Frucht.

Unserm Deutschland und den schon bezeichneten damit verwandten Ländern war es vorbehalten, die specielle Botanik endlich in die rechte Bahn zu leiten. Immer häufiger ward hier die Untersuchung des Pflanzenreichthums beschränkter heimathlicher Gegenden; es entstanden der Sache nach Specialfloren, wiewohl der Form nach unsern spätern Floren meist noch sehr unähnlich. Denn wenn ich Clusius ausnehme, der seine in Spanien und später seine in Ungarn und den österreichschen Gebirgsgegenden selbst gemachten Entdeckungen mit Ausschluss alles Fremden in zwei besondern Werken beschrieb; so gaben die übrigen Botaniker ihre Specialfloren fast alle in der seltsamen Gestalt allgemeiner, das ganze bekannte Pflanzenreich umfassender Kräuterbücher, das heisst sie copirten ihre Vorgänger, bereicherten aber ihre Werke mit sorgfältigeren Beschreibungen und meist auch treueren Abbildungen derjenigen Pflanzen, die sie in ihrer Heimath selbst genauer zu beobachten Gelegenheit hatten. So wuchs die Zahl der genauer

bekannten Pflanzen in kurzer Zeit ausserordentlich. Die erste Frage blieb zwar für lange Zeit bei jeder neuen Entdeckung noch immer, ob sie nicht dennoch schon von den Alten gemacht sei; und überzeugte man sich endlich von ihrer Neuheit, so stellte man sich die zweite Frage: welche Heilkräfte besitzt die Pflanze? nahm leichtgläubig auf, was Hirten Kräuterweiber oder Quacksalber darüber aussagten, oder erschöpfte sich in Muthmassungen, gestützt auf den Geruch Geschmack oder gar auf die sogenannte Signatura rerum, die wir bei Porta in höchster Ausbildung werden kennen lernen. Wenige experimentirten über die Heilkräfte der Pflanzen wie Konrad Gesner an ihrem eignen Leibe. Wir dürfen aber, um dies Verfahren richtig zu beurtheilen, nicht vergessen, dass die medicinische Wirkung bei den mangelhaften Beschreibungen der Alten oft das einzige einigermassen zuverlässige Kennzeichen ihrer Pflanzen darbot. So sagte sich die Pflanzenkunde auch in Deutschland nicht auf einmal los vom lang gewohnten Dienst der Heilmittellehre, indess lockerten sich die Fesseln allmälig, eine Pflanze, die man bei den Alten nicht angegeben fand, und der man keine Heilkräfte zuzuschreiben wusste, blieb darum nicht mehr wie sonst unbeachtet, und die Menge solcher Pflanzen mehrte sich von Jahr zu Jahr.

Nicht so bei den Italiänern, die bisher allen Nationen in der Botanik vorausgeeilt waren. Schritt auch der Geist der Beobachtung in Italien gleichfalls fort, so blieb er doch jetzt gegen Deutschland eine Zeit lang auffallend zurück. Mag das zum Theil ein Spiel des Zufalls sein, indem vorzüglich begabte Männer, die der Wissenschaft einen unerwarteten Impuls geben, auch wohl einmal unter minder günstigen Umgebungen plötzlich hervortreten können, und gewann auch Italien in der nächst folgenden Periode sein altes Uebergewicht noch einmal wieder: so lassen sich doch in unserm Fall mehrere Momente nachweisen, die den raschen Aufschwung der Botanik in den Nordländern vollständig erklären. In Italien hatte die klassische Literatur alle Männer von Geist für den Augenblick gleichsam berauscht, und jedes andere Interesse abgestumpft. Selbst Staatsmänner wählte und wog man vorzugs-

weise nach der Leichtigkeit und Eleganz ihres ciceronianischen Ausdrucks. Verwiesen die bedeutenderen italiänischen Botaniker dennoch auf die Natur, bereicherten sie die Wissenschaft auch mit manchem eignen Beobachtungen, so geschah das doch weniger aus reinem Natursinn, als in der Hoffnung auf diesem Wege dem völligen Verständniss der Alten näher zu kommen, wie das vor Andern der treffliche Maranta ganz offen ausspricht. Auch über Deutschland hatte sich zwar der Eifer für klassische Studien ausgebreitet, doch gemässigter. Hier in weiterer Entfernung von den Gegenden, worin die Alten botanisirt hatten, liess sich leichter erkennen, dass jedes Land seine eigenthümliche Flora besitzt. Hier entwickelte sich die hier erfundene Kunst des Holzschnitts, die den grössten Einfluss auf die Pflanzenkunde gewann, und geraume Zeit fast nur von Deutschen ausgeübt ward, zu einer von andern Nationen unerreichten Höhe. Noch jetzt prangen einige von deutschen Meistern jener Zeit mit Holzschnitten ausgestattete Kräuterbücher ebenso in den Sammlungen der Kunstkenner, wie in den Bibliotheken der Botaniker. Und dann dürfen wir unter den fördernden Momenten deutscher Pflanzenkunde des Jahrhunderts auch die Reformation nicht übersehen. Wo sie in ursprünglicher Reinheit auftrat, und so lange sie sich darin erhielt, ertheilte sie den Geistern eine Spannkraft, deren Tragweite sich gar nicht ermessen lässt; und wo sie im Gegentheil nur zu bald ausartete in hohles Gezänk um Glaubensformeln, wo sich unlautere Hintergedanken hinter der Maske religiöser Ueberzeugungen versteckten, wo der Fanatismus sein Panier entfaltete, flüchtete damals wie noch jetzt manches edle Gemüth in die entlegensten Regionen der Wissenschaft, Trost suchend bei der am ewigen Ankergrunde festliegenden Natur. Oder wäre es Zufall, dass sich beinahe sämmtliche deutsche Väter der Pflanzenkunde zum Protestantismus bekannten [1])? dass so viele derselben von der Theologie oder Jurisprudenz, ja vom Klosterleben, übergingen zur Medicin und Botanik? Längst be-

1) Unter allen, von denen ich im ersten Kapitel dieses Buchs sprechen werde, blieb nur Dodonäus ein Katholik.

merkte man, wie häufig zu jener Zeit die Verbindung der Medicin und Botanik mit der Theologie vorkam; unbemerkt liess man, wie viel häufiger sich beides bei Protestanten als bei Katholiken verband.

Was die ungebührliche Ausdehnung der Specialfloren jener Zeit zu allgemeinen Kräuterbüchern betrifft, so erklärt sie sich vollständig durch die damaligen Verhältnisse des Buchhandels. Den höhern Werth der auf eigne Beobachtungen gegründeten Specialfloren begriffen erst wenige Männer der Wissenschaft; die Masse der Käufer verlangte in einem einzigen Buche Belehrung über alle Pflanzen und — Abbildungen derselben. Durch letztere steigerten sich die Kosten der Herstellung solcher Werke beträchtlich, gern benutzten daher die Buchhändler, welche durchgängig zugleich die Drucker waren, die einmal vorhandenen geschnittenen Formen zu mehrern auf einander folgenden Werken, oder überliessen sie nach gemachtem Gebrauch andern Buchhändlern für andre Werke. So zierte der frankfurter Buchhändler Christian Egenolph nebst seinen Erben, die darin am weitesten gingen, mehr als ein Dutzend der verschiedensten Werke ihres Verlags mit denselben Holzschnitten, und die Formen, womit der baseler Buchhändler Isengrin die Octavausgabe der Historia stirpium von Fuchs ausgestattet hatte, gingen durch Kauf in die Hände auswärtiger Buchhändler über, und wiederholten sich in niederländischen und englischen Werken. Schon die nothwendige Erklärung solcher fremder Bilder nöthigte die Verfasser späterer Werke vieles aufzunehmen, was sie nicht selbst beobachtet hatten. Wenige Buchhändler, wie Plantin in Antwerpen, scheuten keinen Aufwand, um die botanischen Werke ihres Verlags fast mit lauter neuen und musterhaften Abbildungen auszustatten. Je höher aber die Kunst des Holzschnitts stieg, desto seltener bediente man sich noch der Farbe bei denselben. Konrad Gesner scheint unter den bessern Botanikern der letzte zu sein, der sie nicht ganz verwarf. Man findet zwar auch von jüngern Kräuterbüchern wohl einzelne Exemplare mit colorirten Bildern, doch das sind fast ohne Ausnahme nur Sudeleien früherer Besitzer solcher Exemplare.

Grosse Fortschritte machte zugleich mit der Kunst des Holz-

schnitts die des Zeichnens mit Worten, des Beschreibens der Pflanzen. Denn je mehr Pflanzen man unterschied, desto mehrerer Merkmale bedurfte man; und einzelne Beobachter, wie unterandern Fuchs, bildeten sich sogar schon eine gewisse Kunstsprache, deren Mangel die ältern Beschreibungen so schwankend und räthselhaft macht. Weil man aber die generelle Botanik gänzlich vernachlässigte, blieb die botanische Terminologie doch immer noch in der Kindheit, bis endlich Jungius im siebzehnten, Linné im achtzehnten Jahrhundert ihr eine methodische Ausbildung gaben.

Fast ebenso ging es mit der Anordnung der Pflanzen. Das Bedürfniss eines Pflanzensystems ward desto fühlbarer und zugleich desto schwerer zu befriedigen, je mehr Pflanzen man kennen lernte. Die alphabetische Reihenfolge verwarf man fast allgemein, aber jede von oben her versuchte Eintheilung anderer Art misslang. Besser gelang die von unten auf unternommene Gruppirung verwandter Arten in Gattungen, und selbst die Zusammenstellung verwandter Gattungen zu familienartigen Gruppen. Neu war die Idee der Pflanzengattung nicht, schon Theophrastos hatte verschiedene Arten von Eichen Fichten u. s. w. als Gattungen zusammengefasst; doch die meisten Pflanzen bezeichnete man bis zu dieser Periode immer noch mit Eigennamen. Erst als allmälig immer mehr verwandte Arten bekannt wurden, gewöhnte man sich dieselben unter gemeinschaftlichen Namen als Gattungen zusammen zu fassen, und die Arten durch ein hinzugesetztes Zahlwort, ein major und minor, ein albus luteus rubens u. s. w. zu bezeichnen. Doch auch dabei machte sich der Mangel der generellen Botanik fühlbar; nicht nach Grundsätzen, sondern instinctartig bildete man die Gattungen, und weder sie noch die Arten versuchte man durch Diagnosen festzustellen.

So viel über die Lichtseite der Botanik des Zeitalters. Aber auch ihre Schattenseite darf ich nicht verhehlen. Gleichzeitig mit den angedeuteten Fortschritten der wahren naturgemässen Pflanzenkunde machte auch der botanische Aberglaube merkliche Fortschritte, indem auch er sich immer methodischer zu gestalten, und damit vor der Wissenschaft zu rechtfertigen suchte. Es ist

ein wunderbares Ding um den Aberglauben. Ganz frei davon war vielleicht noch niemand, in verschiedener Gestalt bemächtigt er sich der stärksten wie der schwächsten Geister, als wäre er ein unentbehrliches Bedürfniss der menschlichen Natur. Die Geschichte der Wissenschaft kann ihn als etwas unter ihrer Würde liegendes stillschweigend übergehen; besser thut sie, ihn grade ins Auge zu fassen. Denn wer weiss, ob nicht derselbe Aberglaube, weshalb wir unsre Vorfahren bespötteln, schon im Begriff ist, unter verändertem Namen uns selbst wieder zu beschleichen? Und endlich liegt zwischen entschiedenem Aberglauben und eben so entschiedener Wahrheit, wie wir bei Porta bestätigt finden werden, oft eine so feine Grenzlinie, dass schwer zu sagen ist, wo jener aufhört und diese anhebt. Ja sogar dem Aberglauben selbst kann ein klarer wohlbegründeter Gedanke zum Grunde liegen, dem es nur noch an der rechten Entwicklung fehlt. Das zur Rechtfertigung meines Schlusskapitels in diesem Buche.

Erstes Kapitel.

Die deutschen Väter der Pflanzenkunde.

§. 41.

Otto Brunfels.

Die deutschen Väter der Pflanzenkunde nennt Sprengel mit einem Ausdruck, der erhalten zu werden verdient, die Reihe der Männer, an deren Spitze als würdiges Vorbild Otto Brunfels steht. Leider fehlt mir die Hauptquelle seiner Biographie, die gleich nach seinem Tode erschienene Vorrede des Buchdruckers Georg Ulrich zu seinen Annotationes in quatuor Evangelia, Argentorati 1535 in fol. Das Werk muss selten sein. Konrad Gesner gedenkt seiner und benutzte es zu dem langen Artikel Otto Brunfelsius in seiner Bibliotheca universalis, nach ihm kein Anderer, auch nicht Melchior Adam, dessen Vitae Germanico-

rum medicorum, Heidelbergae 1620 in 8. pag. 22 sq. eine kurze Biographie Otto's enthalten, woraus alle spätern Biographen ihre Nachrichten über Otto schöpften.

Eines einfachen Böttichers Sohn vom Schlosse Brunfels bei Mainz, ward er, wir wissen nicht in welchem Jahre, doch vermuthlich kurz vor 1500 zu Mainz geboren, empfing daselbst einen gelehrten Unterricht und erwarb sich den Grad eines Magisters der freien Künste. Jetzt trat eine Unterbrechung seiner Studien ein, denn als er sich darauf zum Studium der Theologie wenden wollte, fehlten seinem Vater die dazu nöthigen Geldmittel, und der Sohn, des langen Wartens müde, trat gegen des Vaters Wunsch als Mönch in die bei Mainz gelegene Karthause. Doch bald, ich vermuthe nach Verlauf von drei bis vier Jahren, bereuete er den übereilten Schritt; das ungewohnte harte Leben im Kloster untergrub seine Gesundheit, und was noch schlimmer für ihn, das Bekanntwerden mit dem Protestantismus entfremdete ihn der katholischen Kirchenlehre. Er entfloh aus der Karthause, ging nach Strassburg und schickte sich an das Evangelium zu predigen, als ihn ein Halsleiden der Stimme beraubte. In dieser Noth entschloss er sich zu Strassburg eine Schule zu eröffnen, und fand als Pädagoge so viel Beifall und Vertrauen, dass er ausser seinem Lebensunterhalt in den neun Jahren seines Schulamtes noch eine hinreichende Summe zur Erwerbung der medicinischen Doctorwürde erübrigen konnte. Wann er von der Theologie zur Medicin übergegangen, wissen wir nicht. Nach Adam beschäftigte er sich zu Strassburg in seinen Nebenstunden eifrigst mit den griechischen und arabischen Aerzten, und promovirte darauf sogleich ohne weitere akademische Vorbereitung im Jahr 1530 zu Basel. Seine zahlreichen protestantisch theologischen Schriften, welche Konrad Gesner in seiner Bibliotheca universalis aufzählt, scheinen aber zu beweisen, dass er auch zu Strassburg noch mehrere Jahre der Theologie treu geblieben. Kaum glaublich erscheint auch der unmittelbare Uebergang vom Lehramt zur medicinischen Promotion, ohne alles Universitätsstudium. Doch wie dem sei, nach der Promotion nach Strassburg zurückgekehrt, erwarb er sich als Arzt

schnell einen solchen Ruf, dass ihn der Magistrat der Stadt Bern mit einem ansehnlichen Gehalt als Stadtarzt zu sich berief. Er nahm die Stelle an, erlag indess schon anderthalb Jahr darauf im November 1534 seinem Halsübel. Vorausgesetzt, er sei mindestens 20 bis 24 Jahr alt gewesen, als er in den Orden trat, und habe mindestens 3 bis 4 Jahre beim Studium der Theologie in demselben zugebracht; zu diesen 23 bis 28 Jahren ferner die 9 Jahr bis zu seiner Promotion und die 4 Jahr von da bis zu seinem Tode hinzugerechnet, muss er, selbst ohne die vermuthliche Zeit seiner Universitätsstudien mitzurechnen, ein Alter von 35 bis 40 Jahren erreicht haben; und die Menge und Gediegenheit seiner Schriften lässt eher ein höheres als geringeres Alter vermuthen.

Weil aber Otto's Hauptverdienst darin besteht, die erste Sammlung treuer und wahrhaft künstlerisch ausgeführter Pflanzenabbildungen gegeben zu haben, so gedenken wir neben ihm wie billig auch des Malers, dessen geschickter Hand wir seine Bilder verdanken. Nach Treviranus[1]) nennt Brunfels selbst den Urheber der Formschnitte Hans Weydiz (Guiditius) von Strassburg einen hoch berühmten Meister; und an einem andern Ort[2]) citirt Treviranus wörtlich die Vorrede Kap. 32: „Die Formen durch den hochberühmten Meister Hans Weyditz von Strassburg gerissen und contrafeyt liessen sich wohl ansehen;“ fügt aber aus dem Anfange der Vorrede hinzu: „An einem andern Ort klagt der Autor, er habe den Meistern und Contrafactirern viel müssen zu- und nachgeben, dieweil die Willkühr bei selbigen gestanden zu reissen, was sie gewollt oder auch vermocht.“ Die deutsche Ausgabe des gleich näher zu bezeichnenden Werks, woraus jene Worte genommen sind, steht mir nicht zu Gebot; in der lateinischen finde ich sie nicht. Indess enthält letztere zwischen der Dedication und der Vorrede eine Elegie zum Lobe des Verfassers Zeichners und Verlegers, worin folgende Disticha vorkommen:

---

1) *Treviranus, die Anwendung des Holzschnitts u. s. w. Seite 9.*

2) *Treviranus, in den Denkschriften der botanischen Gesellschaft zu Regensburg, Band III, Seite 35 f.*

Nunc et Jöannes pictor Guidictius ille
Clarus Apellaeo non minus ingenio
Reddidit adfabras acri sic arte figuras,
Ut nonnemo herbas dixerit esse meras.

Johannes Weiditz von Strassburg war also nicht bloss Formschneider, sondern zugleich auch Maler, wie so viele alte Meister, unterandern auch Albrecht Dürer. Sonst weiss ich nichts von ihm zu sagen. Treviranus erinnert an Johann Wyding und an Widitz, zwei Künstler, deren Heller in seiner Geschichte der Holzschneidekunst Seite 95 und 203 gedenkt. Allein dieser scheint nur Formschneider, nicht Maler gewesen zu sein, und später gelebt zu haben als unser Maler; er stand im Dienst des Buchhändlers Bernhard Jobin, der um 1570 druckte, und arbeitete nach den Zeichnungen des Malers Tobias Stimmer, der erst 1534, also in demselben Jahr, worin Otto Brunfels starb, geboren ward. Jener hatte 1505 einen geschnitzten Altar für den freiburger Münster verfertigt, war also Bildhauer; ob zugleich Maler und Formschneider, wissen wir nicht.

Man besitzt von Otto von Brunfels, ausser vielen theologischen medicinischen und allerlei andern Schriften, eine sehr brauchbare Sammlung verschiedener arabischer Aerzte, deren weitläufigen Titel ich im vorigen Bande Seite 235 angegeben habe; ferner Jatrion medicamentorum simplicium etc., 2 voll. Argentorati 1533 in 8., und Onomasticon medicum etc, ibidem 1534 in fol., zwei ziemlich unbedeutende und fast verschollene Compilationen. Was ihn aber in der Geschichte der Botanik unsterblich gemacht, sind seine

Herbarum vivae eicones, ad naturae imitationem summa cum diligentia et artificio effigiatae, una cum effectibus earundem, in gratiam veteris illius et jamjam renascentis herbariae medicinae per Oth. Brunf. recens editae 1530. Quibus adjecta ad calcem appendix isagogica de usu et administratione simplicium, item index contentorum singulorum. Argentorati apud Joannem Schottum cum Caes Majest. privilegio ad

sexennium. — Eine zweite sonst unveränderte Ausgabe trägt die Jahreszahl 1532. — Dazu kommt:

Novi herbarii tomus II. per Oth. Brunf. recens editus. 1531. Continens quae versa pagina subnotantur. Argentorati u. s. w. wie beim ersten Theil. — Eine zweite Ausgabe dieses Theils von 1536 soll eine andre Paginirung und vier kleine Abbildungen haben, die der ersten Ausgabe fehlen. — Ferner:

Tomus herbarii Othonis Brunfelsii III, corollariis operi praefixis, quibus respondit calumniatoribus suis: passim errata quaedam priorum tom. diluens. Lectori S. Habes tandem Lector candide, desyderatum opus Oth., quod praematura morte raptus, posthumium reliquit etc. (es folgt noch eine lange Lobrede auf den Verstorbenen. Dann:) Argentorati apud Joannem Schottum 1536.

Das Werk muss sehr viel Absatz gefunden haben, denn 1537 und nochmals 1539 erschienen alle drei Theile unter dem gemeinschaftlichen Titel:

Oth. Brunfelsii herbarium tomis tribus exacto tandem studio, opera et ingenio candidatis medicinae simplicis absolutum, bei demselben Verleger.

In der letzten Ausgabe von 1539 soll manches verändert sein, was Trew im achten Artikel seines öfters angeführten zweiten Katalogs ausführlich aufzählt. In der ersten Ausgabe, die ich besitze, enthält Band I, 86, II, 49, III, 103 Abbildungen, wie Trew richtig angiebt. Er hat jedoch übersehen, dass sich folgende Abbildungen an zwei Orten wiederholen: Gut Heinrich (Bonus Henricus), Ringelblum (Calendula officinalis), Waldmeister (Asperula odorata, einmal unter dem falschen Namen Caprifolium), Benedictenwurtz (Geum urbanum), Eberwurz (soll Carlina vorstellen, ist aber eins der schlechtesten Bilder), Synnaw (Alchemilla vulgaris), Kletten (Lappa), Kardendystel (Dipsacus), Engelsüss (Polypodium vulgare, dann nochmals unter dem Namen Waldfaren). Es bleiben also im Ganzen nur 229 Darstellungen verschiedener Pflanzen übrig.

Die schon erwähnte deutsche bei demselben Verleger zu

Strassburg erschienene Ausgabe, die ich nicht kenne, führt den Titel:

Contrafayt Kreuterbuch u. s. w., durch Otho Brunnfels newlich beschrieben, 1532 in fol. — und

Ander Teyl des teutschen contrafayten Kreuterbuchs. Durch Doctor Otth. Brunnfelss zusammen verordnet und beschriben. 1537 in fol.

Nach Trew enthält der erste von Otto Brunfels selbst besorgte Theil 176 Abbildungen, wovon 4 zweimal vorkommen, der zweite aus des Verfassers Nachlass von Michael Herr herausgegebene 98, also beide zusammen 36 Abbildungen mehr als die lateinische Ausgabe, unter denen 32 neue sind. In den Corollarien, womit der dritte Theil der lateinischen Ausgabe beginnt, bezieht sich Otto mehrmals auf die Berichtigungen und Bereicherungen des ersten Theils durch die deutsche Ausgabe. Leider sind beide Ausgaben jetzt so selten, dass wohl nur wenige Botaniker, wie einst Trew, beide neben einander besitzen.

Des Werkes Text hat geringen Werth; er besteht, wie die meisten frühern Werke der Art, aus zusammengereiheten Bruchstücken älterer Schriftsteller, und empfielt sich nur dadurch, dass er auch schon Auszüge aus den neuern Italiänern, Marcellus Vergilius, Leonicenus und Collenutius giebt, und sich im dritten Theil sogar auf Zeitgenossen, auf Euricius Cordus, der ihn vielfach angegriffen, Graf Hermann von Neuenar und Hieronymus Bock, hier nur Hieronymus Herbarius genannt, bezieht. Auch konnte es nicht fehlen, dass Otto Brunfels, stets bemüht die Pflanzen seiner Heimath im Dioskorides nachzuweisen, wiewohl er oft ehrlich gesteht, es sei ihm noch nicht gelungen, in vielfache Irrthümer verfiel, deren einige er selbst im dritten Theil nach Cordus berichtigt, indess er andere fest hält, oder ganz unberührt lässt. Sprengel möchte sie alle auf des Verlegers Eilfertigkeit schieben, wodurch freilich manche Pflanzenabbildung mit einem unrichtigen Namen bezeichnet, und an die unrechte Stelle gesetzt ward. Allein in vielen Fällen passt diese Entschuldigung nicht. In den meisten lässt sich aber die falsche

Nomenclatur durch die trefflichen Abbildungen leicht berichtigen.

Auf ihnen beruht des Werkes uranfänglicher und dauernder Werth. Nur etwa ein Dutzend Abbildungen gegen das Ende des dritten Theils, kaum zwei Zoll hoch, verrathen durch ihre Kleinheit und unsichere Zeichnung die Hand eines andern Künstlers, der wohl erst nach Otto's Tode einige Lücken ausfüllte. Einige andre, wie die zweimal vorkommende der Eberwurz, scheinen nach Zeichnungen gefertigt zu sein, welche Otto, ich weiss nicht woher, erhalten hatte; denn er gesteht die Pflanzen selbst niemals gesehen zu haben. Die grosse Mehrzahl der Abbildungen schreibt die Natur in einfachen sichern Umrissen so treu ab, dass sie sich gar nicht verkennen lässt. Mit Recht nennt Brunfels daher sein ganzes Werk Herbarum vivae eicones; denn die Bilder, nicht der Text, sind die Hauptsache; und in der Zueignung des ersten Theils an den strassburger Senat sagt er: „Ceterum de herbarii nostri ratione hoc velut in compendio habitote: primum nihil aliud nos spectasse in toto hoc opere, quam ut publico omnium bono herbariae jamjam collapsae porrigeremus subsidiarias manus, eamque prope extinctam in lucem revocaremus. Quod quia non alia ratione fieri posse animadvertimus, quam abolitis prioribus ac veteribus herbariis, atque de novo vivis et acupictis imaginibus editis, deinde solidis ac firmis descriptionibus ex priscis et autenticis authoribus prolatis: utrumque tentavimus atque curavimus." So richtig fühlte er die eine Hälfte des Bedürfnisses der Zeit, und half ihm ab. Sein Werk würde noch weit mehr Epoche gemacht haben, hätte er auch des Bedürfnisses andre Hälfte erkannt, den neuen Bildern neue Beschreibungen hinzugefügt, und wäre ihm gelungen, die Natur mit Worten so treu wiederzugeben, wie das mit dem Griffel seinem Zeichner Johann Weyditz gelang.

Seltenheiten muss man freilich bei Brunfels noch nicht erwarten. Es sind, abgesehen von einigen gewöhnlichen cultivirten und einigen ihm von auswärts mitgetheilten Pflanzen, unterandern auch des Harzes, die gemeinen Pflanzen des linken Rheinufers und der Gegend um Strassburg, damals noch einer ächt deutschen

Stadt. Und so dürfen wir dieses, gleich den meisten folgenden Kräuterbüchern, der breitern Anlage ungeachtet, zunächst als eine deutsche Provincialflora betrachten.

Zum Schluss des Paragraphen noch ein paar Worte über ein Werk unter dem Titel:

In Dioscoridis historiam herbarum certissima adaptatio, cum earundem iconum nomenclaturis Graecis Latinis Germanicis. Der Kreuter rechte wahrhafftige Contrafactur, erkanntnüssz, und Nammen, Krychisch, Lateinisch und Teutsch, nach der Beschreibung Dioscoridis. Absit pruina segeti. Divi Caroli V Privilegio ad Quinquennium. Anno Christi 1543. Argentorati Joannes Schottus aere perennius dedit. in fol.

Ohne Vorrede und ohne Text enthält das Buch, ausser den griechischen lateinischen und deutschen Pflanzennamen, bis pag. 220 nichts als einen Wiederabdruck der in des Brunfels Werk vorkommenden Pflanzenabbildungen, und ein Citat des Dioskorides zu jeder derselben. Dann folgen von pag. 221 bis 312 die dreierlei Namen und in deutscher Sprache auch die Beschreibungen des Dioskorides von solchen Pflanzen, die Brunfels nicht abgebildet hatte, jede etwa drei Zoll von der andern abstehend, damit die Besitzer des Buchs, wie ausdrücklich gesagt wird, die Pflanzen, welche sie kennen lernten, sich selbst hineinzeichnen könnten. Doch sind pag. 307 vom Herausgeber selbst schon zwei Holzschnitte eingetragen. Pag. 313 bis 371 ist ganz so behandelt wie der erste Theil des Buchs, enthält aber viele bei Brunfels noch nicht vorkommende Pflanzen, so wie diejenigen, wozu Brunfels keinen Namen im Dioskorides zu finden wusste. Dann folgen zwei Register der lateinischen und deutschen Namen. In letzteren steht bei jeder Pflanze in besondern Rubriken die Zeit ihrer Blüthe, die beste Zeit, sie als Heilmittel zu sammeln, und die sogenannte Complexion. Auf der Rückseite des letzten Blatts steht ein Gärtner im Obstgarten, der einen Birnbaum mit in die Seiten gestemmten Armen wohlgefällig prüfend betrachtet. Bei der Paginirung sind pag. 108 bis 111 und 244 bis 299 ausgelassen, wie schon Trew

nach Untersuchung zweier Exemplare bemerkt, und ich bei dem meinigen bestätigt finde.

Man pflegt auch dies Buch dem Otto Brunfels zuzueignen, Seguier schreibt es dagegen dem Leonhard Fuchs zu. Mir scheint es eine Speculation des Buchhändler Schott zu sein, der die vorhandenen Formen ohne den Beistand eines namhaften Gelehrten nochmals benutzen wollte. Man muss aber zugeben, dass sich die meisten Abdrücke noch gut genug ausnehmen, dass viele Bilder hinzugefügt sind, die sich in keiner Ausgabe des Brunfels finden, und dass sich dieselben in der Zeichnung mit denen des Brunfels wohl vergleichen lassen. Vielleicht waren sie, von Weyditz verfertigt, ursprünglich noch für Otto's Werk bestimmt, und blieben nach seinem zu frühen Tode unbenutzt.

§. 42.

Hieronymus Bock.

Des Brunfels würdiger Nachfolger, und durch ihn selbst zur Bekanntmachung seines lange zurückgehaltenen Werks veranlasst, war Hieronymus Bock oder, wie er sich, wenn er lateinisch schrieb, zu nennen pflegte, Tragus. Ueber seinen Lebenslauf hat uns Melchior Adam schätzenswerthe Nachrichten gegeben, indem er vornehmlich die ihm gewidmete Leichenrede des Heinrich Fabricius, die jetzt schwer möchte zu finden sein, benutzte.

Hieronymus ward 1498 zu Heiderbach im Zweibrückschen geboren. Seine Aeltern, in mässigem Wohlstande, gaben ihm eine gute Erziehung, und bestimmten ihn für das Kloster. Dem widerstrebte jedoch der lebhafte Jüngling, den wir bald auch als Protestanten werden kennen lernen, so lange, bis er mit Unterstützung von Verwandten auf eine nicht genannte Universität geschickt ward, wo er Humaniora Theologie und vor allem Medicin studirte. Nach beendigten Universitätsstudien ging er nach Zweibrücken, und erhielt durch die Gunst des dort residirenden Pfalzgrafen Ludewig eine Schullehrerstelle nebst der Aufsicht über den fürstlichen Garten, den er mit vielen Pflanzen bereicherte. Vom Jahr 1523 bis 1532 blieb er in dieser Stellung, verheirathete

sich und erzeugte zehn Kinder, von denen acht nebst seiner Frau vor ihm wieder dahinschieden. Als er 1532 auch seinen Gönner den Pfalzgrafen durch den Tod verloren hatte, ward ihm unvermuthet eine reich fundirte Predigerstelle in dem nahen Städtchen Hornbach im Wasgau zu Theil. Hier predigte er das Evangelium, gewann bald eine ausgedehnte ärztliche Praxis, und widmete jede freie Stunde seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik. Eifrigst durchforschte er die schöne pflanzenreiche Gegend, und zwar, um nicht als Geistlicher aufzufallen, meist in Bauerkleidern. Confessionelle Streitigkeiten unterbrachen seine vielthätige Ruhe. Welcher Art sie waren, sagt Adam nicht; nur das sagt er, Bock hätte lieber sein Amt aufgeben und auswandern, als den kleinsten Theil der reinen christlichen Lehre aufgeben wollen. Offenbar war Bock protestantischer Prediger. Des Pfalzgrafen Ludewig Nachfolger Friedrich II. wagte sich bekanntlich in den ersten Jahren seiner Regierung nicht öffentlich für den Protestantismus zu erklären. Vermuthlich war es daher die päbstliche Partei, die unsern Bock verdrängte. Genug er verliess Hornbach, und befand sich in der äussersten Noth, als ihn Graf Philipp von Nassau, den er zuvor von einer schweren Krankheit geheilt hatte, zu sich nach Sarbrück berief, und ihn in seinem eignen Schlosse gastfrei aufnahm und unterhielt, wie er selbst in der Zueignung seines Kräuterbuchs vor der Ausgabe von 1551 an den Grafen dankbar anerkennt[1]). Doch gestatteten ihm die Verhältnisse später, nach Hornbach zurückzukehren, er trat sein Predigeramt daselbst wieder an, und verwaltete es, bis 1554 der Tod ihn abrief.

Nach Adam bestand Bocks erstes Werk in ungefähr funfzig lateinischen Dissertationen de herbarum nomenclaturis ad Othonem Brunfelsium. Näher betrachtet schrumpfen sie zusammen bis auf ein einziges zehn Seiten langes Schreiben über funfzig Pflanzen, worüber Brunfels seinen jüngern Freund Bock um seine Meinung gefragt hatte, datirt vom Jahr 1531, und ab-

1) Eine frühere Ausgabe desselben Werks von 1546 ist dem Landgrafen Philipp von Hessen gewidmet.

gedruckt im zweiten Theile des angezeigten Werks von Brunfels. Ein paar andre kleine Schriften Bock's, die ich nicht kenne, scheinen mehr medicinischen als botanischen Inhalts zu sein. Das Werk, was ihn in der Geschichte der Botanik unsterblich machte, ist sein New Kreutterbuch, wie es in der ersten, oder bloss Kreutterbuch, wie es in der zweiten und dritten der noch zur Zeit seines Lebens erschienenen Ausgaben heisst. Bei diesen drei Ausgaben, von denen Trew die erste und zweite im Artikel IX seines zweiten Katalogs beschreibt, ich die zweite und dritte besitze, wollen wir einen Augenblick stehen bleiben; die lange Reihe der nach Bock's Tode erschienenen theils unveränderten, theils von Melchior Sebitz nicht zu ihrem Vortheil vermehrten Ausgaben, können wir übergehen. Es reicht hin zu wissen, dass man deren acht zählt, von den Jahren 1556, 60, 65, 72, 80, 86, 95 und 1630, indem darin doch ein Beweis des hohen Beifalls liegt, welchen das Werk fand.

Die erste Ausgabe von 1539, gleich allen übrigen in fol., unterscheidet sich auffallend von den folgenden durch den Mangel der Abbildungen. Sie besteht unter gemeinsamem langem Titel, den Trew wie gewöhnlich mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben, aus zwei Theilen, wovon nach Trew der erste 200, der zweite 119 Kapitel enthält. — Die zweite von 1546 besteht gleichfalls aus zwei Büchern oder Theilen, wovon der erste wieder 200, der zweite 150 Kapitel zählt. Viele Kapitel handeln nur von einer, andre von vier bis fünf Arten, die der Verfasser unter einem Gattungsnamen oder wenigstens als nahe verwandt zusammenfasst. Auch hatte die erste Ausgabe nur 262, diese hat 354 numerirte Blätter, im ersten Theil 303, im zweiten 162 Holzschnitte von verschiedenen Pflanzen. Bock selbst spricht von letztern weder in der Dedication noch in der kurzen Vorrede; nur der Verleger Wendel Rihel in Strasburg rühmt sich seiner darauf verwandten Kosten Mühe und Arbeit, und verheisst, wenn das Buch in solcher Gestalt Beifall fände, in kurzem etwas Aehnliches oder Besseres von Stauden Hecken Bäumen u. s. w. — Mit Hülfe des Verfassers hielt er Wort, 1551 lieferte er die dritte Ausgabe, worin, ausser

einer langen Vorrede des Verfassers, noch ein dritter Theil mit 80 Kapiteln und 72 Holzschnitten hinzugefügt ist, und die Zahl der numerirten Blätter 424 beträgt. Im Kapitel 11 der Vorrede erklärt sich Bock selbst umständlich über die Abbildungen, und sagt unterandern: „Zu diesem unserm Gewächs buch haben wir ein Jungen Knaben, David Kandel genant, eins Burgers Sune zu Strassburg zu uns gen Hornbach, durch Herrn Wendel Ribel dem Buchdruckern erfordert, der selbig Jung David hat alle Kreutter, Stauden, Hecken unnd Beum, wie ich ihm die selben fürgelegt, auffs aller Einfaltigst, schlechst, und doch Warhafftigst, nichts darzu noch darvon gethan, sonder wie ein jedes Gewächs an ihm selber war, mit der Federn saüberlich abgerissen u. s. w.“ Noch wird hervorgehoben, dass Kandel die Kunst ohne Meister von selbst erlernt habe. Meisterstücke wie die Abbildungen bei Brunfels oder gar bei Fuchs, auf den ich bald kommen werde, darf man daher bei Bock nicht erwarten. Alle Abbildungen, wenn die Pflanzen nicht sehr klein sind, haben dieselbe Höhe von 5½ Zoll, und erscheinen daher oft unnatürlich abgekürzt, oft wunderlich verrenkt. Auch die Zeichnung ist nicht überall zu loben, und ein grosser Theil der Bilder besteht nur aus verkleinerten Copien der grossen schönen Zeichnungen, welche Fuchs schon 1542 geliefert hatte. Umsonst bemüht sich Du Petit Thouars[1]) unsern Bock von diesem Plagiat zu reinigen, indem er meint seine Bilder müssten, wenn gleich später bekannt gemacht, doch älter sein als die des Fuchs, weil dieser selbst mit Lob von ihnen rede. Allein das ist ein Missverständniss, Fuchs spricht in der Vorrede zu seiner Historia stirpium nur von den naturgetreuen Beschreibungen in der ersten bilderlossen Ausgabe von Bock's Kräuterbuch, und bedient sich da, wie öfter, des Ausdrucks pinxit statt descripsit. Fuchs stand, wie er selbst erklärt, mit Bock in gar keiner Verbindung; wie hätte er im Jahr 1542, als sein Werk erschien, Bocks Bilder, die erst vier Jahr darauf erschienen, kritisiren können?

1) *Du Petit Thouars* in Artikel *Bock (Jerome)* der *Biographie universelle, tom. IV, pag. 631.*

Nur mit der zu seiner Zeit allgemeinen Sitte, fremde Abbildungen ohne Scheu zu copiren, lässt sich Bock's und seines Verlegers Verfahren, wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen. Abgesehen davon, gehören Bock's Abbildungen, die Originale sowohl als die Copien, immer noch zu den bessern, und haben gewiss viel zur Verbreitung der Pflanzenkunde beigetragen. Nur die Bäume des dritten Theils präsentiren sich oft wie im Ortus sanitatis mit beinahe vierkantiger Krone und riesigen, doch nicht deutlichen, Blättern im Verhältnisszum zwerghaften Stamme.

Bocks Hauptverdienst beruht aber nicht, wie das seines Vorgängers Brunfels, auf den Abbildungen, sondern vor allem auf den Beschreibungen, die er lieferte, die alle frühern Pflanzenbeschreibungen übertreffen, und oft die Natur wirklich, wie Fuchs es nennt, malen. Ueber Blumen und Früchte geht auch er zwar meist noch zu flüchtig hinweg, allein die Tracht der Pflanzen schildert er meisterhaft. Grosse Sorgfalt verwendet er ferner auf die Angabe des Vorkommens und der speciellen Fundorte der Pflanzen. In dieser Hinsicht nähert sich sein Werk noch mehr als das seines Vorgängers einer Flora im heutigen Sinne des Worts. Auch nimmt er keine Pflanze auf, die er nicht selbst gesehen, von diesen aber „so vil der selben im Teutschen land ihm zu handen gestossen," also ohne Rücksicht darauf, ob sie von ältern Aerzten als Heilmittel empfohlen waren oder nicht. Ueberall zeigt sich in ihm der eifrige Beobachter, der den Pflanzen in freier Natur und, wo es nöthig schien, im Garten ihre Eigenheiten ablauschte. „Den weissen Quendel, sagt er fol. 16 der Ausgabe von 1551, habe ich gepflantzt, und ist im dritten jar braun worden, wie der ander Quendel." Ganze Nächte brachte er oftmals im Walde zu, um zu erforschen, ob Osmunda regalis Samen trage oder nicht, weil sie der Sage nach in der Johannisnacht Samen tragen sollte. Ja sogar ein Streben die Pflanzen nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen giebt sich bei ihm schon zu erkennen, und in der Vorrede zur dritten Ausgabe Kapitel 14 erklärt er sich entschieden gegen die alphabetische Anordnung, wodurch die ähnlichen Pflanzen getrennt,

die unähnlichen einander genähert würden. Ein andres bestimmtes Princip dafür an die Stelle zu setzen, ist er zwar noch weit entfernt, huldigt auch mitunter noch dem von ihm selbst verworfenen Principe, z. B. wenn er den cretischen Dictamnus (Origanum Dictamnus), den er in seinem Garten zog, und den wilden (Dictamnus albus) in demselben Kapitel abhandelt. Oefter jedoch findet man wirklich Arten derselben oder verwandten Gattungen neben einander, zumal im zweiten Buch oder Theil, für den er die Hülsenfrüchte und Gräser aufgespart hat. Dazu empfielt er sich durch eine oft kindliche Naivität und heitern Humor, wovon ich schon auf meines ersten Bandes erster Seite eine Probe gab. Fast jeder, der von ihm spricht, erzählt auch, warum er mit der Brennnessel beginnt: weil sie so reinlich ist, dass niemand, wiewohl sie gern hinter Zäunen wächst, sie zu besudeln wagt; und weil seine Familie ein Nesselblatt im Wappen führt. Endlich darf der Eifer nicht unerwähnt bleiben, womit er den Aberglauben verfolgt und lächerlich macht, unterandern in den Kapiteln von der Verbena, der Artemisia und vielen andern.

Ein solches Werk wie das seinige verdiente wohl auch dem Auslande bekannt zu werden, und dazu bedurfte es damals einer lateinischen Uebersetzung. Sie erschien 1552, also vor Bock's Tode, doch nicht von ihm selbst, sondern mit seiner Zustimmung und bei demselben Buchdrucker Wendel Rihel zu Strasburg, von David Kyber besorgt, unter dem Titel:

Hieronymi Tragi de stirpium, maxime earum, quae in Germania nostra nascuntur, usitatis nomenclaturis etc. libri tres, Germanica primum lingua conscripti, nunc in Latinam conversi, Interprete Davide Kybero Argentinensi etc. — Am Scluss: Argentorati excudebat Vuendelinus Rihelius, Anno 1552, — in 4.

Diese Uebersetzung stimmt mit der deutschen Ausgabe von 1551, das Format ausgenommen, überein, und hat wenigstens in meinem Exemplar oft schärfere Umrisse der Figuren als die beiden deutschen Ausgaben, was ich dem bessern Papier zuschreibe. Sie ist auch nicht übel geschrieben, wiewohl ihr der naive Ton des Originals abgeht. Aber hinzugekommen ist, ausser Bock's und

Kybers eigner, noch eine lange Vorrede von Konrad Gesner zur Geschichte der Literatur der Botanik; und am Schluss, doch vor den Registern:

Stirpium differentiae ex Dioscoride, secundum locos communes etc. Authore Benedicto Textore Segusiano,

ein methodischer Index zum Dioskorides, wie Haller sagt, der schon 1534 zu Venedig, und dann öfter gedruckt ward.

Von David Kyber besitzen wir, ausser einigen Schriften zur hebräischen Sprachkunde, auch ein Lexicon rei herbariae trilingue (griechisch lateinisch und deutsch) etc. Argentorati apud Rihelium 1553 in 8. Der Verfasser starb noch vor dessen Beendigung im Druck, erst 28 Jahr alt, an der Pest [1]).

§. 43.

Leonhard Fuchs.

Georg Hitzler hielt ihm gleich nach seinem Tode eine Gedächtnissrede, gedruckt Tubingae 1566 in 4., und wiederholt vor dem ersten Bande der noch in demselben Jahre erschienenen Opera (medica) Fuchsii, Francofurti apud Wechelium, in fol. Daraus schöpfte Melchior Adam und theils unmittel- theils mittelbar alle spätern Biographen Leonhards. Nur mein verehrter College Johannes Voigt in seinem Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preussen, Königsberg 1841 in 8. gab uns aus Briefen von und an Fuchs einige speciellere Nachrichten über sein Leben, als wir bisher besassen. Ein vollständiges fehlerfreies Verzeichniss seiner Schriften scheint noch nicht zu existiren; die meisten findet man angezeigt in Mercklini Lindenius renovatus, Norimbergae 1686, in 4. pag. 742 sqq., und in Niceron's Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten, mit Zusätzen herausgegeben von S. J. Baumgarten, Thl. XIV, Halle 1756 in 8., S. 234 ff. Sie betreffen grösserntheils die praktische Medicin, und viele derselben bestehen aus oft sehr heftigen Streitschriften

1) *Josiae Simler bibliotheca Gesneri in epitomen redacta. 1574 fol., pag. 157.*

gegen jeden Zweifel oder Widerspruch, der des Verfassers Meinungen traf.

Geboren 1501 zu Membdingen in Baiern, verlor Leonhard Fuchs schon im fünften Jahr seinen Vater, erhielt aber von seiner Mutter eine sorgsame seinem Talent angemessene Erziehung. Im Jahr 1511 ward er nach Heilbronn, 1512 nach Erfurt zur Schule geschickt, und ging schon anderthalb Jahr darauf zur dortigen Universität über, wo er sich eifrigst dem Studium der alten Sprachen widmete, und nach kurzer Frist, — Niceron sagt gar schon im dreizehnten Jahr, — das Baccalaureat erwarb. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, errichtete er daselbst eine gelehrte Schule, welcher er anderthalb Jahr lang vorstand, worauf er 1519 nochmals eine Universität bezog, jetzt Ingolstadt. Anfangs fuhr er auch hier fort, sich fast ausschliesslich mit den Classikern, die stets seine Lieblinge blieben, zu beschäftigen, und hatte das Glück den berühmten Reuchlin zu hören, der 1520, doch nur ein Jahr lang, zu Ingolstadt lehrte, und einer der grössten deutschen Humanisten seiner Zeit war. Nachdem Fuchs daselbst 1521 Magister der freien Künste geworden, wandte er sich ganz der Medicin zu, und erwarb sich 1524 den Grad eines Doctors dieser Wissenschaft. Zu Ingolstadt, einem Hauptsitz des Ultramontanismus, war es trotz dem, wo er Luthers Schriften kennen lernte, und sich durch sie für den Protestantismus entschied. Seine medicinische Praxis begann er zu München, verheirathete sich daselbst, und kehrte 1526 als Professor der Medicin nach Ingolstadt zurück. Aber lange weilte er auch hier nicht, sondern folgte 1528 einem ehrenvollen Rufe des Markgrafen Georg von Brandenburg als dessen Leibarzt nach Anspach, und soll sich daselbst besonders durch die glückliche Behandlung der im Jahre 1529 zuerst über Deutschland verbreiteten furchtbaren Epidemie des englischen Schweisses einen ausgebreiteten Ruf erworben haben. Fünf Jahre lang blieb er in dieser Stellung, und eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit einem Compendium der Medicin, einer Uebersetzung eines hippokratischen Buchs und allerlei Streitschriften. Alsdann 1533 als Professor der Medicin nach Ingolstadt zurückgerufen, begab er

sich zum drittenmal dahin, musste jedoch auf Betrieb der den Protestanten in ihm verfolgenden Jesuiten noch im Herbst desselben Jahrs die Stadt wieder verlassen und in seine frühere Stellung nach Anspach zurückkehren, wo ihn der Markgraf gern wieder aufnahm. Noch in demselben Jahre brach zu Anspach die Pest, oder was man damals so nannte, aus; des regierenden Markgrafen Vater zog sich mit seiner Familie nach Kulmbach zurück, und Fuchs schloss sich, es wird nicht gesagt ob freiwillig oder genöthigt, den Flüchtlingen an, mit denen er 1534 nach Anspach zurückkehrte. Wie er sich einer spätern Epidemie durch Auswanderung zu entziehen suchte, anstatt ihr als Arzt entgegen zu treten, werden wir bald aus seinem eignen Munde vernehmen. Doch schon 1535 verliess er seinen Markgrafen für immer, indem er einem Rufe des Herzogs Albrecht von Würtemberg als Professor an dessen junge Universität Tübingen folgte. Hier blieb er zwar bis an sein Ende im Jahr 1566, und lehnte einen bald darauf erfolgten Ruf des Herzogs Cosimo I. von Toscana an die Universität Pisa ab, ebenso im Jahr 1538 die Bemühungen des Herzogs Albrecht von Preussen, ihn als Leibarzt für seinen Schwager den König Christian III. von Dänemark zu gewinnen, von denen uns erst Voigt[1]) in Kenntniss gesetzt hat. Allein zufrieden fühlte er sich, ungeachtet der Gunst seines Fürsten und des ausserordentlichen Beifalls, den seine Vorlesungen fanden, auch in Tübingen nicht, sondern bestrebte sich noch in demselben Jahr 1538 aufs lebhafteste, wiewohl vergeblich, durch Vermittelung seines hohen Gönners Herzog Albrecht von Preussen als Leibarzt in brandenburgsche Dienste wieder aufgenommen zu werden. So trieb ihn eine unaufhörliche Unruhe von der Praxis zum Lehrstuhl, den er vollkommen ausfüllte, vom Lehrstuhl zurück zur Praxis, worin er minder glücklich als mancher minder gelehrte Arzt soll gewesen sein. Sein Ruf als Gelehrter war aber so hoch gestiegen, dass ihn Kaiser Karl V. aus eignem Antriebe in den Adelstand erhob. Von seinen häuslichen Verhältnissen wissen wir wenig. Im Jahr 1536

1) In der zu Anfang des Paragraphen genannten Schrift.

verlor er sein treues Weib, die Mutter von zehn Kindern, und verheirathete sich das Jahr darauf nochmals mit einer Predigerwittwe. Weicht diese Darstellung etwas ab von denen Anderer, welche sogar seine Bescheidenheit neben seiner Streitsucht rühmen, und die höchste Selbstgefälligkeit, die aus jeder seiner Schriften hervorleuchtet, übersehen: so liegt der Grund wohl darin, dass sie sich zu genau an seines Lobredners Worte hielten, und ich nur die Thatsachen, die er uns mittheilt, sprechen liess. Die vielfachen Verdienste, die sich Fuchs um die Medicin soll erworben haben, lasse ich gern gelten, und noch höher schätze ich sein Verdienst um die Pflanzenkunde, worüber ich jetzt zu sprechen habe.

Schon 1531 erschienen im zweiten Theil des brunfelsischen Werks pag. 129 sqq.

Leonardi Fuchsii annotationes aliquot Herbarum et Simplicium a medicis hactenus non recte intellectarum, in 34 Kapiteln, eine Reihe kritischer Abhandlungen über zweifelhafte Pflanzen der Alten und die Verwechselung derselben bei den Arabern und Arabisten; ein vollgültiges Zeugniss seines Scharfsinns wie seiner Gelehrsamkeit. — Zehn Jahr später, wiewohl schon 1538 beendigt, wie aus einem seiner Briefe bei Voigt hervorgeht, erschien sein grosses und berühmtes botanisches Werk:

De historia stirpium commentarii insignes, maximis impensis et vigiliis elaborati, adjectis earundem vivis plusquam quingentis imaginibus nunquam antea ad naturae imitationem artificiosius effictis et expressis, Leonarto Fuchsio medico hac nostra aetate longe clarissimo autore etc. Basileae in officina Isingriniana. 1542 in fol. maj.

Man bilde sich nicht ein, einen solchen Titel müsse der Buchhändler ohne des Verfassers Vorwissen aufgeschmückt haben; denn in ähnlichen Floskeln spricht Fuchs nach der Art halbgrosser Männer überall von sich selbst. — Unter eben so pomphaftem Titel lieferte er im folgenden Jahre bei demselben Verleger in demselben Format eine deutsche Ausgabe seines Werks. Hier genügen die Anfangsworte des langen Titels: New Kreuterbuch. 1543.

Statt der langen Epistola nuncupatoria der lateinischen Ausgabe an den Kurfürst Joachim Markgrafen zu Brandenburg, enthält die deutsche nur eine kurze Zueignung an die Gemalin des römischen Königs. Ausgelassen sind „die ding, so dem gemeinen mann zu wissen nit dienstlich noch nötig seind;" und dazu gehört auch eine nicht uninteressante „Explicatio quarundam vocum toto hoc opere passim occurrentium, in quibus assequendis non admodum peritus lector haerere posset." Dagegen ist „die beschreibung der gestalt aller kreuter vil völliger gemacht und bass heraussgestrichen, dann vormals im Latein geschehen." Zu den Abbildungen sind sechs neue hinzugekommen, Figur 12, 23, 276, 315, 482 und 512. — Die sämmtlichen Abbildungen der deutschen Ausgabe mit deutschen und lateinischen Namen und mit einer Vorrede von Fuchs, sonst aber ohne Text, erschienen auch in zwei Ausgaben bei demselben Verleger, beide im Jahr 1545 in 8. Die Titel lauten:

Löbliche abbildung und contrafaytung aller kreuter, so der hochgelert Herr Leonhart Fuchs in dem ersten teil seines newen kreuterbuchs hat begriffen u. s. w. — und:

Leonharti Fuchsii primi de stirpium historia commentariorum tomi vivae imagines etc.

Da das Format dieser beiden Bücher Octav ist, so mussten die Abbildungen, die in den beiden Folio-Ausgaben blattgross waren, verkleinert werden; sonst sind es treue Copien der grössern Figuren, nur umgezeichnet, so dass die rechten Seiten links stehen und umgekehrt. — Spätere Nachdrücke sowohl der grossen wie auch der kleinen textlosen Ausgaben mit werthlosen sehr kleinen Abbildungen, sowie Uebersetzungen jener ins Niederländische Französische und Spanische, die an verschiedenen Orten herauskamen, ohne dass Fuchs Antheil daran nahm, übergehe ich.

In seinen spätern Jahren beschäftigte sich Fuchs mit der Umarbeitung und Erweiterung seines Kräuterbuchs, auf dessen Fortsetzung schon ein Vorwort des Verlegers zu der deutschen Folioausgabe, so wie die Titel der beiden Octavausgaben hindeuteten. Im Jahr 1556 schrieb Fuchs darüber an den königsberger Pro-

fessor und herzoglichen Leibarzt **Andreas Aurifaber**: „Commentarios meos de stirpium natura, quos jam absolveram, ab initio retexere coepi, quod pleraque non erant satis distincte a me exarata. Nec certe poenitet ejus me instituti, quod historiae jam sint multo auctiores, et exquisitior etiam in omnibus ordo. Crescit tamen operis moles, quae quum fructu non careat, studiosis hanc non ingratam fore confido. Nescio, ubi huic tam sumptuoso et laborioso operi patronum quaeram; nam vestrum principem toties meis ineptiis obruere exhorreo. Erit autem hortus amantissimus, in quo plus quam undecim [1]) pulcherrimarum herbarum fructuum et arborum imagines erunt.“ Am Schluss setzt er noch hinzu: „Pestis nos hic (zu Tübingen) iterum vexare pergit, et haud dubie scholam nostram dissipabit. Ego me paro quotidie ad migrationem. Spero vero, me Reutlingae commoraturum.“ Er fand aber, als das Werk fertig war, keinen Buchdrucker, der ohne beträchtlichen Zuschuss die Herausgabe übernehmen wollte. In dieser Verlegenheit wandte sich Fuchs mit der Bitte um Unterstützung an verschiedene Fürsten. Dem Herzog Albrecht von Preussen schrieb er dabei im Jahr 1565, es sei „ein treffliches herrliches grosses Werk, welches in drei unterschiedliche grösste Theile oder Bücher (deren jedes mehr denn 500 artig und fleissig abconterfeite Figuren, auch derselben Historien in sich begreift) getheilt sei.“ Der Herzog versprach eine Beisteuer zu gelegner Zeit. Das Jahr darauf starb Fuchs, seine Söhne und Schwäger erinnerten den Herzog 1567 an seine Zusage; mit welchem Erfolg, ist unbekannt: aber das Werk blieb ungedruckt. Nach Haller [2]), der freilich nur vom zweiten Theile aussagt, was ohne Zweifel vom ganzen Werk zu verstehen ist, befand sich die Handschrift später im Besitz des Buchhändlers Wagner in Ulm; nach einer andern Nachricht [3]) bot der Buch-

1) Eine offenbar durch Schreibfehler oder auf andre Weise verdorbene Stelle. Statt *amantissimus* möchte ich *ornatissimus* lesen, und bei *undecim centies* einschalten. Denn als das Werk fertig war, enthielt es über 15,000 Bilder, wie wir gleich hören werden.

2) *Haller, bibliotheca botanica I, pag. 269.*

3) Im *Commercium literar. Norimberg. anni 1732 pag. 163*, nach *Kestner's medicinischem Gelehrten-Lexikon, Jena 1740 in 4., Seite 320.*

händler Mathias Bayer in Wien 1732 die Handschrift aller drei Theile um 300 Gulden feil. Wohin sie von da gekommen, weiss ich nicht. Aber die Hauptsache, die zu der Handschrift gehörigen in Holz geschnittenen Formen wurden zerstreut. Ein Theil derselben blieb in Tübingen, und wird dort wahrscheinlich noch jetzt aufbewahrt; ein anderer Theil befand sich nach Haller in der Sammlung seines Freundes Johannes Gesner in Zürich. Ich weiss nicht, ob Fuchs zu dem neuen Werke seine grossen oder seine kleinen Formen benutzen wollte. Von letztern kaufte der Buchhändler Vanderloe zu Antwerpen einen grossen Theil, und stattete die Werke des Dodonäus damit aus.

Besondre Auszeichnung verdienen bei diesem wie bei des Brunfels Werk die Künstler, die daran arbeiteten. Wir sehen ihre Brustbilder mit ihren Namen auf dem letzten Blatt der lateinischen Ausgabe, die Maler Heinrich Füllmaurer und Albert Meyer und den Formschneider Veit Rudolf Speckle. Aber auch Fuchs ist zu loben wegen seiner zweckmässigen Leitung ihrer Arbeiten. „Quod ad picturas attinet, sagt er in seiner Epistola nuncupatoria, quae certe singulae ad vivarum stirpium lineamenta et effigies expressae sunt, unice curavimus, ut essent absolutissimae; atque adeo ut quaevis stirps suis pingeretur radicibus caulibus foliis floribus seminibus ac fructibus, summam adhibuimus diligentiam. De industria vero et data opera cavimus, ne umbris aliisque minus necessariis, quibus interdum artis gloriam affectant pictores, nativa herbarum forma obliteraretur; neque passi sumus, ut sic libidini suae indulgerent artifices, ut minus subinde veritati pictura responderet. Pictorum miram industriam praeclare imitatus est Vitus Rodolphus Specklin sculptor Argentoracensis longe optimus, qui uniuscujusque picturae sculpendo lineamenta tam affabre expressit, ut cum pictore de gloria et victoria certasse videatur." Und so ist es! In scharfen Umrissen sehen wir etwas über 500 Pflanzenbilder, bei weitem die meisten nach musterhaften Exemplaren in solcher Stellung dargestellt, dass weder die Deutlichkeit und Naturtreue, die der Botaniker verlangt, der künstlerischen Auffassung, noch diese jener den mindesten Abbruch thut,

Fügte ein neuerer Künstler die nöthigen Analysen der Blumen und Früchte hinzu, viele der Bilder könnten sich noch heute den besten, die wir besitzen, zur Seite stellen. Heller's [1]) wunderlicher Grille, die verkleinerten Copien der Octavausgaben in Hinsicht der Kunst noch höher zu schätzen als die grossen Originale, wiedersprach mit vollem Recht schon Treviranus [2]).

Wetteifert Fuchs auf solche Weise mit Brunfels, dessen Bilder den seinigen am nächsten kommen, so wetteifert er hinsichtlich der Beschreibung mit Bock, übertrifft auch ihn vielleicht, wiewohl minder entschieden. Seine Beschreibungen sind methodischer, dagegen nicht so malerisch und lebendig wie die seines Vorgängers. Man merkt an vielen, dass sie auf dem Zimmer gemacht wurden, und nicht ohne Benutzung seines Vorgängers. Das gilt aber nur von denen der deutschen Ausgabe; die der lateinischen sind meist kürzer, oft wörtlich denen der Alten nachgebildet, und mit Bock's Beschreibungen nicht zu vergleichen. Uebrigens blieb die Kunst des Beschreibens, alles Fortschritts ungeachtet, in diesem Zeitalter und lange nachher noch immer in der Kindheit, während sich die des Holzschnitts mit Fuchs schon ihrem Gipfel näherte. In der Kritik der Nomenclatur der Alten, wie überhaupt an Gelehrsamkeit steht Fuchs entschieden über seinen beiden Vorgängern, wiewohl er auch auf diesem Felde seinen Nachfolgern noch eine reiche Erndte übrig liess, und in den Beschreibungen der Alten noch immer viel zu dreist manche ihnen völlig unbekannte deutsche Pflanze zu erkennen glaubte, weshalb ihn besonders Tournefort bitter tadelt. Etwas über 500 Pflanzen enthält das Werk, so weit wir es besitzen; darunter befinden sich über 400 in Deutschland wild wachsende, nebst etwa 100 Pflanzen aus Gärten oder aus fremden Gegenden. Und er legt in der Epistola nuncupatoria besondern Werth darauf, auch die gemeinsten deutschen Pflanzen nicht vernachlässigt zu haben. Auch sein Werk bildet daher vorzugsweise einen Beitrag zur deutschen Flora.

1) *Hellers Geschichte der Holzschneidekunst, Seite 142.*

2) *Treviranus, die Anwendung des Holzschnitts u. s. w. Seite 14.*

Von seiner Uebersetzung des Myrepsos und seinem werthvollen Commentar dazu sprach ich im vorigen Bande Seite 382.

§. 44.

Valerius Cordus.

Eine glänzende, nur zu flüchtige Erscheinung war des Euricius Cordus Sohn Valerius. Geboren 1515 wie sein Vater zu Siemershausen (wiewohl wir von einem spätern Aufenthalte des Vaters an diesem Orte nichts wissen), und vom Vater selbst aufs sorgfältigste erzogen, beendigte er seine medicinischen Universitätsstudien zu Wittenberg, wo er eine innige Freundschaft mit dem berühmten breslauer Arzt Crato von Kraftheim schloss, dem wir eine kurze Skizze seines Lebens in einem Schreiben an Konrad Gesner verdanken. Melchior Adam[1]) lässt ihn schon 1529, also im Alter von 14 Jahren, zugleich mit Crato eine Vorlesung Melanchthons über den Nikandros hören. Das ist ein Rechnungsfehler. Crato selbst sagt in dem Schreiben an Gesner von 1559, vor 20 Jahren, also 1539, hätte er mit Valerius Cordus jenen Vorlesungen beigewohnt Seine erste schriftstellerische Thätigkeit fällt indess in eine frühere Zeit, schon 1535 erschien die erste Ausgabe seines so oft wieder abgedruckten Dispensatorium pharmacorum omnium, Norimbergae in 8., der ältesten gesetzlich vorgeschriebenen Pharmakopoe in Deutschland. Bald nach Beendigung seiner eignen Universitätsstudien trat er auch selbst als Docent auf, und erklärte zu Wittenberg dreimal den Dioskorides, ohne sich dabei eines Hefts zu bedienen, mit solchem Beifall, dass auch ältere Männer, z. B. der drei Jahr ältere nachherige königsberger Professor Andreas Aurifaber, daran Theil nahmen. Noch eifriger als in den Schriften der Alten forschte er in der Natur selbst, und durchwanderte zuerst die vornehmsten Gebirge Mitteldeutschlands, das Erzgebirge, den thüringer Wald und den Harz als Botaniker nicht nur, sondern auch als emsiger Mineraloge.

1) *Melch. Adami vitae medicor. Germanicor. pag.*

Im Jahr 1542 ging er nach Italien, verweilte die beiden ersten Jahre zu Padua Ferrara und Bologna, und ging dann in Begleitung zweier Freunde und eines Dieners über Florenz Pisa Lucca und Livorno nach Rom, nicht auf gradem Wege, sondern ungeachtet der glühenden Hitze des Spätsommers bald unwegsame Gebirgsgegenden, bald sumpfige Ebenen, bald dürre Küstenstrecken mit äusserster Anstrengung theils reitend theils zu Fuss durchziehend. Die ganze Gesellschaft büsste dieses Wagstück mit entkräftenden Fieberanfällen, vor allen Cordus, der noch dazu das Unglück hatte. durch den Hufschlag eines Pferdes am Schenkel beschädigt zu werden, und sich nur mit Noth bis Rom fortschleppen konnte. Kaum angelangt, verfiel er in eine schwere Krankheit, die zwar bald den Schein der Besserung annahm, dann aber verstärkt zurückkehrte und im September 1544 dem viel verheissenden Leben des neun und zwanzigjährigen Jünglings ein Ende machte. Einer seiner Freunde, Hieronymus Schreiber, der wenige Tage nach ihm in Rom eintraf und ihn pflegte, bis er ihn in der Hoffnung baldiger vollständiger Herstellung verliess, und nach Neapel ging, von wo nach einigen Wochen zurückgekehrt er nur noch seinen Grabhügel fand, schildert uns in einem Schreiben, welches in beiden Ausgaben des fünften Buchs der Historia stirpium Valerii Cordi abgedruckt ist, seine letzte Reise und Krankheit sowie die Hindernisse, welche die katholische Geistlichkeit zu Rom seinem Begräbniss entgegensetzte.

Cordus selbst hat gar nichts drucken lassen, nicht einmal sein Dispensatorium, das einzige von ihm, was noch vor seinem Tode erschien. Er sammelte es auf Veranlassung seines Oheims, des Apotheker Joachim Johannes Ralla in Leipzig, durch welchen es dem Magistrat der Stadt Nürnberg vorgelegt und zum Druck befördert ward.

Die Annotationes ad Dioscoridem wurden erst fünf Jahr nach des Cordus Tode nach dem Collegienhefte eines seiner Zuhörer abgedruckt, und zwar als Anhang zu der durch Rivius besorgten Ausgabe der Uebersetzung des Dioskorides von Ruellius, Francofurti apud Christ. Egenolph 1549 in fol., worin sich auch

das bei Euricius Cordus erwähnte Register desselben zum Botonologicon befindet. Ein zweiter berichtigter Abdruck der Annotationen und verschiedene andre Schriften des Valerius Cordus erschienen erst zwölf Jahr später unter dem ausführlichen Titel:

In hoc volumine continentur Valerii Cordi Simesusii Annotationes in Pedacii Dioscoridis Anazarbei de materia medica libros V longe aliae, quam antehac sunt evulgatae. — Ejusdem Valerii Cordi Historiae stirpium libri IIII posthuni, nunc primum in lucem editi adjectis etiam stirpium iconibus et brevissimis annotationibus. — Sylva, qua rerum fossilium in Germania plurimarum, metallorum, lapidum et stirpium aliquot rariorum notitiam brevissime persequitur, nunquam hactenus visa. — De artificiosis extractionibus liber. — Compositiones medicinales aliquot non vulgares. — (Bis hierher alles von Cordus). His accedunt Stockhornii et Nessi, in Bernatium Helvetiorum ditione montium, et nascentium in eis stirpium, descriptio Benedicti Aretii, Graecae et Hebraicae linguarum in schola Bernensi professoris doctissimi. — Item Conradi Gesneri de Hortis Germaniae liber recens, una cum descriptione Tulipae Turcarum, Chamaecerasi montani, Chamaemespili, Chamaenerii et Conizoidis. — Omnia summo studio et industria doctissimi atque excellentissimi viri Conr. Gesneri medici Tigurini collecta et praefatione illustrata. — Mit der Schlussschrift: Argentorati excudebat Josias Rihelius anno 1561 in fol.

In dieser Sammlung des unermüdlich für Andre arbeitenden Gesner sind des Cordus Annotationen zum Dioskorides durch Vergleichung mehrerer Collegienhefte berichtigt und vervollständigt. Sie zeugen laut von des jugendlichen Verfassers Scharfsinn und klassischer Gelehrsamkeit, enthalten aber begreiflicher Weise auch viel Uebereiltes, was er, wenn er sie später selbst herausgegeben, gewiss verbessert hätte.

Die vier Bücher der Historia stirpium, die hier zum erstenmal erscheinen, wurden, wie Gesner meint, um 1540 ausge-

arbeitet, und enthalten die Beschreibungen der von Cordus in Deutschland beobachteten Pflanzen. Die Abbildungen in Holzschnitten hat Gesner hinzugefügt. Da der Verleger als seines Vaters Erbe die von diesem zu Bocks Kräuterbuch benutzten Formen besass, so wurden dieselben hier so weit wie möglich zum zweiten mal benutzt. Doch sorgte Gesner, dass Tragus bei jeder von ihm geborgten Figur citirt würde. Nur zu etwas über funfzig Pflanzen, die bei Bock fehlen, lieferte Gesner die Zeichnungen, einige aus andern Büchern, die er gewissenhaft nennt, die meisten aus seinem eignen Vorrath. Wenige Pflanzen, die auch er nicht kannte, blieben unabgebildet. Der künstlerische Werth dieser gesnerschen Figuren ist mittelmässig. Auch bei der Redaction dieses Werks benutzte Gesner ausser der Original-Handschrift, welche der Prediger Georg Aemilius zu Stolberg am Harz besass, eine zweite Abschrift, beide mit Randglossen ihrer Besitzer versehen, die Gesner mit abdrucken liess. Und dabei schlich sich ein wunderlicher Irrthum ein, ein bibliographisches Räthsel, welches erst Thalius in seiner Sylva Hercynica[1]) löste. Aemilius pflegte in seinen Randglossen den Namen Cordus durch ein Anagramm auszudrücken, durch die Figur eines Herzens und die darangehängten Buchstaben dus. Dafür las und druckte der Schriftsetzer Odus; und so steht z. B Lib. I. cap. 15 am Ende die Glosse: „Hindtleube. Est scordium montanum Odi," und eben so öfter. Auch diesem Werke fehlt des Verfassers letzte Hand. Die Sternchen im Druck bezeichnen die Stellen, an denen die Handschrift Lücken gelassen, die später ausgefüllt werden sollten. Gleichwohl übertreffen die Beschreibungen an Präcision und Anschaulichkeit alle frühern, und Tournefort[2]) rühmt von Valerius Cordus: „in describendis plantis omnium primus excelluit." Viele der beschriebenen Pflanzen sind neue Entdeckungen, manche

1) *Thalii sylva Hercinica*, als Anhang zu *Joach. Camerarii hortus medicus et philosophicus, pag. 111 sq.*

2) *Tournefortii institutiones rei herbariae I, pag. 26.*

wirklich seltene Pflanzen. Auch der Unterschied der Gattungen und Arten muss ihm lebendiger geworden sein als seinen Vorgängern. Solchen Pflanzen, die sich nicht mit andern entschieden verwandt als Arten derselben Gattung verriethen, gab er zuerst neue meist aus dem Griechischen gebildete Namen, die sich als Gattungsnamen betrachten lassen. Gesner findet noch eine Entschuldigung dieses Verfahrens nöthig, was er jedoch sogleich selbst nachahmte. Wie scharf Valerius Cordus beobachtete, zeigt unterandern folgende schon von Sprengel hervorgehobene Stelle, hist.: lib. II, cap. 177 de Trichomane: Neque florem neque semen producit, propagat se tamen foliis a tergo inhaerente pulvisculo, quemadmodum omnes filicum species, quod semel atque iterum dixisse satis sit. Das setzt offenbar voraus, dass er die Keimung der Farne aus den Sporen beobachtet hatte.

Die Sylva enthält nur kurze, noch unverarbeitete Notizen über allerlei in Deutschland beobachtete Mineralien und Pflanzen. Unter letztern befinden sich wieder sehr viele neue Entdeckungen, mit genauer Angabe der Oertlichkeiten, und meist mit wenigen charakteristischen Zügen so bezeichnet, dass sie sich recht gut erkennen lassen. — Die beiden folgenden kleinen Schriften sind rein pharmaceutischen Inhalts.

Wieder zwei Jahr später als Gesners Ausgabe der genannten Schriften erschien, gleichfalls von Gesner besorgt, wie sich aus seiner Vorrede ergiebt, obwohl sein Name nicht auf dem Titel steht, folgender Nachtrag dazu:

Valerii Cordi Simesusii stirpium descriptionis liber quintus, qua in Italia sibi visas describit, in praecedentibus vel omnino intactas, vel parcius descriptas. Hunc autem morte praeventus perficere non potuit. — De morbo et obitu Valerii Cordi epistola Hieronymi Schreiberi Norimbergensis. — In ejus obitum Casp. Crucigeri elegia. — Emendationes quaedam et additiones ad opera Valerii Cordi Argentinae excusa apud Jos. Rihelium 1560 (sollte 1561 heissen). Argentorati excudebat Jos. Rihelius 1563. in fol.

Dies fünfte Buch der Historia stirpium erschien zum zweiten

mal genau unter demselben Titel und nur am Schluss noch mit folgendem Zusatz:

Editio nova, pluribus emendationibus et adnotationibus ex Gesneri codice desumtis aucta et recusa. Norimbergae impensis Jo. Mich. Seligmann. 1751, fol. max.

Es bildet aber in dieser Ausgabe kein selbstständiges Werk, wie Pritzel und Andre, vielleicht durch Haller verleitet, zu glauben scheinen, sondern einen integrirenden Theil der von Schmiedel besorgten Opera botanica Conradi Gesneri, und steht zu Anfang des ersten Bandes gleich hinter der Vorrede, der Vita Gesneri und der Historia operis. Es enthält nur 25 Pflanzenbeschreibungen, aber ausführlichere als in den vier ersten Büchern, und so meisterhafte, wie Cordus selbst zuvor noch nicht geliefert hatte.

Johann Bauhin und Gesner in einem seiner Briefe sollen noch von einem sechsten Buche der Historia stirpium sprechen, die Aemilius gesehen habe[1]). Es ist aber nie gedruckt, und da das fünfte Buch noch nicht beendigt war, so vermuthe ich, dass man mit dem Namen des sechsten nur unverarbeitete Materialien zur Fortsetzung des fünften Buchs beehrte, gleich wie die Bemerkungen in der Sylva über deutsche Pflanzen unstreitig zur Bereicherung der vier ersten Bücher dienen sollten.

Endlich will ich nicht unbemerkt lassen, dass Valerius Cordus als erster zuverlässiger Bereiter des Schwefeläthers auch in der Geschichte der Chemie einen ehrenvollen Platz einnimmt[2]). So Vielfaches und Grosses in einem so kurzen Leben haben Wenige geleistet.

§. 45.

Konrad Gesner.

Je spärlicher und zerstreuter die Nachrichten über das Leben eines für die Geschichte der Botanik bedeutenden Mannes vor-

1) *Tournefort l. c.*

2) *Herm. Kopp, Geschichte der Chemie, IV, Braunschweig 1847, in 8. Seite 300.*

kommen, desto vollständiger halte ich mich sie meinen Lesern vorzuführen und genau nachzuweisen verpflichtet. Konrad Gesners Leben liegt so klar vor uns, ist so oft und gut beschrieben, dass ich mich darüber kurz fassen darf, um desto länger bei seinen Leistungen zu verweilen. Ueber die erste Hälfte seines Lebens besitzen wir ein Curriculum vitae von seiner eignen Hand, im Artikel Conradus Gesner seiner alphabetisch geordneten Bibliotheca universalis; für die spätern Lebensjahre sind seine Briefe, die in mehrern Sammlungen nach seinem Tode erschienen, die Hauptquelle. Einen Biographen fand er auch bald nach seinem Ende an seinem langjährigen Freunde und Collegen Josias Simler. Aber am sorgfältigsten, mit genauer Angabe und Kritik der Quellen fast jeder besondern Nachricht, schrieb Schmiedel sein Leben, im ersten Theil seiner Ausgabe der Opera botanica Conradi Gesneri, Norimbergae 1751 in fol. max. Auch ein ausführliches Verzeichniss seiner zahlreichen Schriften verschiedensten Inhalts hinterliess uns Gesner selbst, abgedruckt in Simleri Vita Gesneri, und wiederholt und mit Nachträgen versehen im Artikel Conradus Gesner der Bibliotheca instituta et collecta primum a Conrado Gesnero. Deinde in Epitomen redacta et novorum librorum accessione locupletata etc. per Josiam Simlerum. Tiguri 1574, in fol.

Im Jahr 1516 zu Zürich geboren, war Konrad der Sohn eines armen Kürschners und ein Bruder vieler Geschwister. Gleichwohl erhielt er durch Hülfe seines Oheims, des reformirten Predigers Johannes Friccius, eine gute Schulbildung und den ersten Impuls zu seiner Vorliebe für die Botanik. Als aber sein Vater 1531 in demselben Treffen der reformirten Züricher gegen die katholischen Kantone der Schweiz, worin der Reformator Zwingly blieb, gefallen, sein Oheim schon früher gestorben, er selbst kaum erst von einer schweren Krankheit genesen war, sah er sich genöthigt Schule und Heimath für einige Zeit aufzugeben und sich auswärts durch übernommene Dienste seines Lebens Unterhalt zu erwerben. Doch denke man dabei nicht, wie zuweilen geschehen, an knechtischen Dienst; denn „nicht ohne gute Früchte in den

Wissenschaften, wie er sich selbst ausdrückt, diente er einige Monate dem berühmten reformirten Theologen Capito zu Strassburg, vervollkommnete sich durch ihn besonders im Hebräischen, und hatte dabei noch Zeit genug, selbst griechischen Unterricht zu ertheilen. Als er darauf von seiner Vaterstadt ein kleines Stipendium erhielt, ging er nach Frankreich, um Medicin zu studiren. Anfangs verweilte er zu dem Zwek zu Bourges, und weil seine Geldmittel nicht ausreichten, suchte er sich abermals durch Unterricht etwas zu erwerben. Endlich 1534 ging er nach Paris. Anstatt sich aber auf die Medicin zu beschränken, überliess er sich hier zwischen reichen Bibliotheken, umgeben von Gelehrten aller Fächer, ganz seiner Neigung zu einer universalen Bildung des Geistes, und schwelgte in der Lectüre der mannichfaltigsten Schriftsteller, Griechen, Römer, Dichter, Redner, Historiker, Mediciner, Grammatiker, Dialektiker. In spätern Jahren bereute er dies Verfahren und beklagte, dass ihm der Rath eines ältern Mannes gefehlt habe; allein das Ringen nach Allseitigkeit lag so tief in seiner Natur begründet, dass er es niemals unterdrücken konnte. Es entzog der Welt einiges, was sie von ihm zu erwarten berechtigt war, befähigte ihn dagegen zu einer der wichtigsten Arbeiten ganz eigner Art für die Wissenschaft überhaupt, und ertheilte selbst seinen speciellsten naturwissenschaftlichen, besonders auch botanischen Leistungen ein eigenthümliches Gepräge. Schon im folgenden Jahr nach Zürich zurückberufen, ward ihm ein kleines Schulamt übertragen, was ihm weder hinreichende geistige noch leibliche Nahrung darbot; und demungeachtet verheirathete er sich noch vor vollendetem zwanzigsten Lebensjahre. Ungeachtet einer so bedrängten Lage, die Andre gelähmt haben würde, benutzte er jeden freien Augenblick zum Studium seiner Lieblingsfächer der Medicin und Botanik, erhielt dann 1537 zum zweiten mal das früher schon genossene kleine Stipendium, und begab sich damit nach Basel, wo er die Medicin endlich methodisch zu studiren begann, nebenher aber zu nothwendiger Verstärkung seiner Kasse ein lateinisches Wörterbuch bearbeitete. Und doch reichten seine Mittel nicht aus, weshalb er schon nach Verlauf eines Jahrs das ange-

fangene Studium wieder unterbrach, und eine mit anständigem Gehalt verbundene Stelle als Lehrer der alten Sprachen zu Lausanne annahm, welcher er drei Jahr lang vorstand. Aber schon hatte seine Vaterstadt seinen Werth erkannt, zum dritten mal ertheilte sie ihm ein Reisestipendium zur Fortsetzung seiner medicinischen Studien, womit er sich erst nach Montpellier, dann nach Basel begab, und 1541 als Doctor der Medicin nach Zürich zurückkehrte. Jetzt ward er zum Stadtarzt ernannt, und erhielt zugleich die Professur der Philosophie, die er fortdauernd bekleidete, bis er 1558 endlich die sichere und reichlicher besoldete Professur der Naturgeschichte erhielt [1]). Auf die ausserordentliche schriftstellerische Thätigkeit, die er in dieser Stellung entwickelte, werde ich sogleich kommen, unterbrochen ward sie nur von zahlreichen Alpenreisen zur Erforschung der vaterländischen Naturgeschichte, durch eine längere Reise durch einen Theil Italiens und Deutschlands im Jahr 1545, bei welcher er vorzüglich in Venedig und Augsburg verweilte, und die dortigen an Handschriften reichen Bibliotheken benutzte; 1559 durch eine Reise nach Wien, wohin ihn Kaiser Ferdinand, begierig den berühmten Mann kennen zu lernen, beschieden hatte; und leider auch durch wiederholte Badereisen zur Kräftigung seiner von Jugend auf schwankenden Gesundheit. Doch war sein zarter Körper, vom Geist gekräftigt, starker Anstrengungen fähig. Noch zwei Jahr vor seinem Tode schwamm er, um eine Wasserpflanze zu sammeln, wie er selbst in einem seiner Briefe erzählt [1]). Auch seine Thätigkeit und Pflichttreue als praktischer Arzt neben seinen vielfachen gelehrten Beschäftigungen

1) Bis vor kurzem (ob jetzt noch, weiss ich nicht) bestanden auf den schweizerischen Universitäten Nominalprofessuren, durch welche man aufrückte, so dass, wenn der Theologe starb oder abging, der Jurist Theologe, der Mediciner Jurist, der Philosoph Mediciner ward, natürlich nur dem Namen nach, ohne Einfluss auf die vorzutragenden Lehrgegenstände, so dass sich jene Professuren ausser dem Namen nur durch Rang und Einkommen unterschieden. Ein junger Schweizer, mit welchem ich zu Göttingen studirte, war sogar schon als Gymnasiast nomineller Professor der Philosophie in seiner Vaterstadt, das heisst er bezog den Gehalt desselben als Stipendium.

2) *Gesneri epistolae medicinales fol. 27 b.*

wird gerühmt. Als sich 1564 jene Epidemie, die man damals die Pest nannte, auch über Zürich verbreitete, ahnte er zwar seinen nahen Tod, doch weit entfernt sich wie Fuchs der Ansteckung durch die Flucht zu entziehen, entwickelte er eine verdoppelte praktisch-medicinische Thätigkeit, und machte seine Beobachtungen über die Krankheit durch den Druck bekannt. Er entging ihr. Als sie aber im Herbst 1565 wiederkehrte, und er ihr mit gleicher Energie entgegentrat, und ihr manches Opfer entriss, raffte sie ihn selbst im neun und vierzigsten Jahre seines noch so viel verheissenden Lebens dahin.

Das kleine Brustbild Gesners, was Schmiedel, der ein grosses Oelbild von ihm kannte, seiner Biographie vorangestellt [1]), verräth überaus edle Formen; und wie er, vielleicht ohne es zu wissen, für sich einnahm, das zeigt schon die Menge der Freunde, die sich ihm anschloss, von denen keiner ihm wieder abfiel, die Menge der Gönner, die sich in der frühern Periode der Dürftigkeit seiner annahmen. Sogar mit hoffährtigen Männern, wie mit Leonhard Fuchs, der noch dazu in ihm einen Nebenbuhler für seine Historia stirpium fürchtete, mit Melchior Guilandinus und Andrea Mattioli, zweien der zanksüchtigsten Gelehrten seiner Zeit, die sich beide gar anmassend gegen ihn benommen hatten, wusste Gesner durch seine Offenheit und Milde, wenn nicht immer ein ganz ungetrübtes, doch auf die Dauer ein leidliches Verhältniss zu bewahren. Aber der schönste Zug seines Charakters ist die von aller Selbstsucht freie Lauterkeit seiner Absichten. Auf der Rückseite des Titels seiner Bibliotheca universalis liest man die Worte:

Non mihi, sed studiis communibus ista paravi.
Sic vos non vobis mellificatis apes.

Und nie war ein Selbstlob begründeter, ja bezeichnend in viel weiterem Umfange, als es gemeint war. Seine schriftstellerischen

1) Auch schon über der Vorrede sieht man drei Brustbilder in Medaillon, rechts wieder Gesner, links Joachim Camerarius den jüngern, in der Mitte Trew. Allein hier zeigt Gesners Bild, wiewohl es mehr ausgeführt ist, doch weniger Ausdruck als das vor der Vita Gesneri.

Arbeiten lassen sich füglich in solche eintheilen, auf welche jenes Distichon nur in so fern passt, als er stets, auch in der frühern Zeit, als er noch des Geldes wegen zu schreiben genöthigt war, rein wissenschaftliche Interessen verfolgte; und in solche, für die es noch eine ganz andre Bedeutung gewinnt. Denn unablässig war er bemüht die Werke Anderer zu Gunsten Anderer herauszugeben. Er vollendete sie, wenn sie noch unfertig waren, oder versah sie mit Anmerkungen, mit inhaltreichen Vorreden, oder stutzte sie auf andre Weise zu, um sie in einer des Verfassers würdigen Gestalt an's Licht treten zu lassen, und stellte seine eignen Unternehmungen dagegen zurück. So behandelte er, wie wir bereits sahen, den schriftstellerischen Nachlass des Valerius Cordus, der seinen Nachruhm ihm allein verdankt; so vollendete und verbesserte er seines Freundes Moibanus kaum halbfertige Recension der Euporista des Dioskorides[1]), dedicirte das Werk dem Magistrat der Stadt Augsburg, der Moibanus gedient hatto, mit einer dringenden Empfehlung der in Dürftigkeit hinterlassenen Waisen des Verfassers, und liess ihnen das Honorar auszahlen, was er für das Buch empfing; so schrieb er, dem ihm befreundeten Buchhändler Wendelin Rihelius zu gefallen, eine noch immer werthvolle Vorrede zu dessen lateinischer Ausgabe des Tragus, „in qua enumerantur, qui de plantis quovis modo in hunc usque diem aliquid literis prodiderunt; und so noch manches andre.

Von Gesners eignen Werken liegen die meisten ausserhalb

1) Ich gebe hier einen kleinen Nachtrag zu Band II, Seite 110 meines Werks. Dort wagte ich die Aechtheit der Euporista gegen Sprengel in Schutz zu nehmen. Jetzt ersehe ich aus Gesners Vorrede zu den Euporisten und dem ihr vorangehenden Schreiben Gassers, dass sowohl Moibanus wie Gesner selbst das Werk anfangs auch für unächt hielten, sich jedoch später von seiner Aechtheit überzeugten. Beide begründen ihr Urtheil durch specielle Nachweisungen, welche Saracenus, indem er dieselbe Meinung aussprach, nur summarisch wiederholte, und welche Sprengel, der die Euporista für untergeschoben erklärt, ganz ignorirt. Seine Einwürfe sind meist dieselben, welche Gesner früher machte, später aber wegen der überwiegenden Gegengründe wieder verwarf.

unsres Kreises, doch sei mir erlaubt sie wenigstens klassenweis durchzugehen, und bei den wichtigsten einen Augenblick zu verweilen. Sie geben das beste Zeugniss vom Umfange seines Wissens und dem Scharfblick, womit er der Wissenschaft neue Bahnen eröffnete.

Viele seiner Schriften sind grammatischen Inhalts und längst veraltet. Zu ihnen gehört aber auch sein Mithridates, seu de differentiis linguarum, Tiguri 1555, in 8., der erste Versuch einer allgemeinen Sprachkunde. Das Vater unser ist darin in 22 Sprachen abgedruckt, und selbst die Sprache der Zigeuner nicht vernachlässigt. Eine lange Reihe von Ausgaben griechischer und römischer Schriftsteller und Uebersetzungen jener ins Lateinische schliesst sich den vorgenannten Arbeiten an. Zu mehrern Ausgaben benutzte Gesner früher unbekannte Handschriften.

Besondre Auszeichnung verdienen seine bibliographischen Werke. Begeistert ruft der sonst so nüchterne Ebert aus, wenn er in seinem bibliographischen Lexikon an diese Werke kommt: „O Bibliographorum quicquid est, assurgite huic tam colendo nomini! . . . . Noch heute ist seine Arbeit eine reiche, bei weitem nicht erschöpfte und sehr oft sicherere Quelle, als die Werke späterer Bibliographen u. s. w.“ Und da Naturgeschichte, zumal Botanik, Gesners Hauptfach war, so versteht sich von selbst, wie wichtig sie (es sind ihrer mehrere) für die Geschichte grade dieses Fachs sein müssen. Das vollständige Verzeichniss dieser Werke und ihrer Abkürzungen, Erweiterungen und Fortsetzungen durch Andre, doch zum Theil noch aus Gesners Nachlass, sehe man bei Ebert. Für uns das wichtigste ist die schon öfter von mir citirte

Bibliotheca Universalis, sive catalogus etc.: authore Conrado Gesnero Tigurino doctore medico. Tiguri 1545. Ein starker Foliant.

Ein 1548 unter dem Titel Pandectae besonders erschienener zweiter Theil, mit seiner Fortsetzung von 1549, worin Gesner die im ersten Theil alphabetisch geordneten Schriftsteller nach den Wissenschaften zusammengestellt hat, kommt uns leider nicht zu

statten. Er sollte dem Titel nach 21 Bücher für eben so viel verschiedene Wissenschaften umfassen, enthält aber nur die 19 ersten Bücher. Das letzte, die Theologie, liefert der Nachtrag; das vorletzte war der Medicin und den Naturwissenschaften bestimmt, ist aber nicht erschienen, weil Gesner darin sich selbst nie genug thun konnte.

Seine medicinischen Schriften übergehe ich. Eben so die mineralogischen und zoologischen. Doch will ich bemerken, dass Cuvier, sowohl in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Naturwissenschaften, wie auch in dem von ihm unterzeichneten Artikel Conrad Gesner der Biographie universelle, Gesners Historia animalium, das umfassendste seiner Werke in fünf Folianten, sehr hoch stellt, und als die Grundlage der neuern Zoologie betrachtet.

Unter seinen botanischen Schriften wären einige kleinere aus seiner frühern Zeit, trügen sie nicht seinen Namen, wahrscheinlich längst vergessen. Dahin gehört sein Enchiridion historiae plantarum etc. Basileae 1541, in 8., und sein Catalogus plantarum, Latine, Graece, Germanice, Gallice etc. Tiguri 1542, in 4. (sieht aber aus wie 8. maj.). Mit Auslassung der deutschen und französischen Namen und aller Anmerkungen, also sehr verstümmelt, ist er wieder abgedruckt am Ende der schon öfter citirten von Rivius besorgten ruellischen Uebersetzung des Dioskorides. Wichtiger sind, zumal in der zweiten Ausgabe, seine

Tabulae de stirpium collectione, tum generales, tum per duodecim menses cum Germanicis nominibus et aliis hactenus a nemine traditis, olim per Conradum Gesnerum conscriptae ac editae, nunc autoris opera locupletatae et de novo in usum pharmacopolarum luci datae per Casparum Wolphium etc. Tiguri 1587, in 8. — Die erste Ausgabe erschien als Anhang zu dem von Gesner herausgegebenen Lexicon rei herbariae von David Kyber, Argentinae 1553, in 8.

Minderen Werths ist wieder seine kleine Schrift de raris et admirandis herbis, quae, sive quod noctu luceant, sive alias ob causas Lunariae nominantur; und die in Verbindung damit er-

schienene Descriptio montis Fracti, Tiguri 1555 in 4.; die erste Schrift auch allein nachgedruckt Hafniae 1569 in 8. Dasselbe gilt von seiner kleinen Schrift: de stirpium aliquot nominibus vetustis ac novis etc. . . . . epistolae II, una Melchioris Guilandini Borussi, altera Conradi Gesneri. Basileae 1557 in 8. In allen diesen Schriften werden hin und wieder einige seltenere Pflanzen zuerst beschrieben, einige auch abgebildet; doch sind deren nur wenige. Reicher an neuen und interessanten Entdeckungen und manchen sinnreichen Bemerkungen dazu ist sein Buch de Hortis Germaniae, am Schluss der Schriften des Valerius Cordus, bei dem ich des Werkes vollständigen Titel gegeben habe. Das ist alles, was Gesner zur Botanik hat drucken lassen, wiewohl er sich von 1552 bis an seinen Tod, also 13 Jahre lang, vornehmlich, und in geringerm Maass sein ganzes Leben hindurch mit der Botanik beschäftigt hatte. Im Vergleich mit dem, was Brunfels, Bock, Fuchs und selbst der früh verstorbene Cordus geleistet, steht er sehr zurück: und gleichwohl gilt Gesner allgemein, und mit Recht, für den grössten unter ihnen. Ziehen wir auch noch die bald nach seinem Tode veröffentlichten Briefe von ihm in Betracht,

Epistolarum medicinalium Conradi Gesneri libri III etc.... per Casparum Wolphium. Tiguri 1577, in 4.; — dazu Liber IV, Wittenbergae 1584, in 4.; und

Conr. Gesneri epistolae (ad Joh. Bauhinum) a Casp. Bauhino editae. Basileae 1594, in 8:

so müssen wir zwar gestehen, dass darin, ausser vielen zerstreuten Beobachtungen und Untersuchungen über einzelne Pflanzen, manche Aeusserungen vorkommen, worin sich ein tieferer Blick in die Natur der Pflanzen überhaupt verräth; doch reicht das alles nicht hin, den hohen Ruhm zu erklären, den Gesner als Botaniker bei seinen Zeitgenossen besass, und von der Nachwelt noch reichlicher erndtete.

Ihn verdankt er den Vorbereitungen zu einer grossen allgemeinen Geschichte der Pflanzen, die ein Gegenstück zu seiner grossen Thiergeschichte werden sollte. Mit unsäglicher Arbeit

und grossem Kostenaufwande hatte er lange Jahre dazu gesammelt; als er die Redaction beginnen wollte, übereilte ihn der frühe Tod. Gleich seinem Nebenbuhler Fuchs hatte er dazu über 1500 Pflanzenabbildungen zusammengebracht. Einen grossen Theil derselben hatte er selbst meisterhaft gezeichnet, andre von Andern theils nach der Natur zeichnen, theils aus frühern Werken, besonders Bocks Kräuterbuch, copiren lassen. Viele derselben waren bereits auf Holz umrissen, viele sogar schon geschnitten. Diesen ganzen Schatz nebst allen dazu gehörigen Handschriften, und sogar Büchern, die bei der Herausgabe benutzt werden sollten, vermachte er unter der Bedingung der Bekanntmachung seinem Freunde Caspar Wolf. Dieser machte auch sofort Anstalt sein Versprechen zu erfüllen, allein die Aufgabe überstieg seine Kräfte. Durch öfteres Kränkeln noch mehr geschwächt, entschloss er sich endlich, alles, was er erhalten, für 175 Gulden, wovon er das meiste den Formschneidern schon schuldig geworden war, dem jüngern Joachim Camerarius zu überlassen, doch unter derselben Bedingung der Bekanntmachung, unter welcher er es empfangen hatte. Aber Camerarius hielt nicht Wort. Er machte zwar einen beträchtlichen Theil der gesnerschen Bilder bekannt, allein er benutzte sie zur Ausstattung seiner eignen Werke, auf die ich später zurückkommen werde, und vermischte sie mit andern von ihm selbst besorgten Bildern dergestalt, dass sich schwer errathen lässt, was ihm, was Gesner zukommt. „Endlich [1]), fast anderthalb hundert Jahre nach Camerarius Ableben, kam dieser vereinigte Nachlass, auf mancherlei Art beraubt oder durch Sorglosigkeit verkümmert, in den Besitz des berühmten Trew, welcher so glücklich war in C. C. Schmiedel einen ebenso unterrichteten, als der Unternehmung treu ergebenen Mitarbeiter zu finden, damit Gesners Abbildungen, so weit sie noch vorhanden und der Mittheilung werth und fähig waren, auf eine würdige Weise ans Licht träten. Von den mehr denn 1500 Abbildungen von Pflanzen, welche Gesner für sein Werk

1) Ich schreibe das Folgende ab aus *Treviranus, die Anwendung des Holzschnitts u. s. w. Seite 20.* Aber der ganze, offenbar mit Vorliebe behandelte Abschnitt ist höchst lesenswerth.

vorräthig gehabt, fand Schmiedel noch über 1000 vor. Diese liess er, bei grossmüthiger, pecuniärer Unterstützung von Trew, durch den trefflichen nürnberger Künstler Seligmann in Kupfer stechen und diese Stiche mit den Farben der Originalzeichnungen coloriren. Von den noch vorhandenen Holzschnitten liess er 198 auf XXII Tafeln abdrucken, 176 andre jedoch, weil die Formen zu schlecht waren, um Abdrücke zu gestatten, auf XX Tafeln in Kupferstich mit möglichster Treue nachahmen. So erschien, was von Gesners Nachlass noch vorhanden war, durch Schmiedel geordnet und mit eignen Bemerkungen Abhandlungen Vorreden ausgestattet, in zwei Foliobänden unter dem Titel: Conradi Gesneri opera botanica. P. I. II.[1]). Norimbergae 1751—1771. Sprengel giebt an (Gesch d. Bot. I, S. 275), Gesner hätte auch Pflanzen in Kupfer stechen lassen; aber davon findet sich weder im Nachlass noch in geschichtlichen Daten etwas vor."

Es sind also nur die Abbildungen, nicht der Text, wonach wir Gesners botanische Leistungen in dem beabsichtigten grossen Werke beurtheilen können. Ihr künstlerischer Werth ist ungleich, einige sind mittelmässig, einige sogar schlecht, die meisten in der That meisterhaft. Aber ihr Format ist klein, in der Regel nicht über $4\frac{1}{2}$ pariser Zoll hoch, $2\frac{1}{2}$ breit, wodurch manche Unklarheit entsteht, so dass sie sich als Gesammtbilder meines Erachtens mit denen, welche Fuchs in den Folio-Ausgaben seines Werks geliefert, nicht vergleichen lassen. Allein Einen Vorzug besitzen sie vor allen frühern oder gleichzeitigen Pflanzenabbildungen, worin sich

1) Ich besitze leider nur den ersten Theil; daher ich zu einem fremden Bericht meine Zuflucht nehmen musste. In dem ersten Theil befinden sich A. eine Tafel in Kupfer gestochen und colorirt, B. die zwei und zwanzig mit römischen Zahlen bezeichneten Tafeln in Holzschnitt, abgedruckt nach Gesners hinterlassenen Formen, C. zwanzig Tafeln in Kupferstich, copirt nach den mit der Feder auf Holz gezeichneten, aber noch nicht geschnittenen Abbildungen. In der Regel ist jedes Blatt in neun Felder getheilt, und enthält eben so viele Figuren, die meisten $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch. Nur die auf der ersten ungezählten und colorirten Tafel die Mitte einnehmende Swertia ist etwa einen Fuss hoch, und wenige andre überschreiten das Normalmaass mehr oder minder.

in der That ein bedeutender Fortschritt der Wissenschaft bei Gesner zu erkennen giebt: neben der bald in natürlicher Grösse, bald verkleinert dargestellten Pflanze liefert Gesner fast überall die erten Analysen der Blumen und Früchte die jemals gemacht wurden, zwar meist auch nur in natürlicher Grösse, doch meint Treviranus bei einigen Tafeln des zweiten Bandes der schmiedelschen Ausgabe, der mir fehlt, sogar schon den Gebrauch vergrössernder Gläser voraussetzen zu müssen. Wie dem sei, alle frühern Botaniker hatten den Bau der Blumen und Früchte fast ganz vernachlässigt, Gesnern gebührt das Verdienst ihren Werth zuerst erkannt zu haben. Und wissen wir auch nicht, welchen Gebrauch er von seinen Beobachtungen derselben in dem beabsichtigten Werke gemacht haben würde, so sehen wir doch aus seinen Briefen, welchen Werth er darauf legte, und wie er die Verwandtschaft der Pflanzen darnach beurtheilte. So bittet er einmal einen Freund [1]) um die Zeichnung einer Tulpenfrucht, „ita ut seminum etiam situs in eo appareat. Sic enim soleo fructus ac semina plerisque picturis meis addere, ut in tanto stirpium numero singula facilius dignoscantur, et ipsae picturae descriptionum fere loco esse possint." Ein anderes mal schreibt er demselben: „Ex his (sc. flore fructu radice) potius quam foliis stirpium naturae et cognationes apparent. His notis (a fructu semine et flore sumtis) Staphisagriam et Consolidam regalem vulgo dictam Aconito συμφύλους εἶναι βοτάνας facile deprehendi [2]). Einem andern Freunde, der ihm eine Moluccella geschickt hatte, antwortet er: „Videtur ad Lamium vel Urticam mortuam quodammodo accedere, seminis tamen, unde ego maxime cognationes stirpium judicare soleo, figura differt, utpote triquetri." Das war es auch unstreitig, was ihm den Valerius Cordus, den er nie gesehen, so lieb machte; denn bei diesem fand er fast allein wenigstens einige Pflanzen so beschrieben, wie er künftig alle be-

1) *Gesneri epist. medicc. fol. 107 b.* Die folgende Stelle *fol. 113 a.* Die dritte *fol. 65 b.* Aehnliches findet man noch *fol. 63 b, 64 b, 84 b,* und vielen andern Stellen.

2) *Ibidem fol. 93 a. b.*

schreiben und zugleich abbilden wollte. Dass man Gattungen und Arten wohl zu unterscheiden habe, darüber spricht er sich zuerst mit klaren Worten aus[1]: „Existimandum est autem, nullas propemodum herbas esse, quae non genus aliquod constituant in duas aut plures species dividendum. Gentianam unam prisci describunt, mihi decem aut plures species notae sunt etc.“ Andrerseits unterscheidet er auch schon Arten und Varietäten. Als ihm ein Zweig von Ilex Aquifolium mit einem einzigen Stachel an der Spitze jedes Blatts geschickt war, bittet er den Einsender zu untersuchen, ob der Unterschied constant sei oder nicht[1]). Als er ein Cichorium caule fasciato erhielt, dergleichen er selbst schon beobachtet hatte, antwortete er: „Tu futura aestate diligentius observabis: nam si ex hujus semine alia nascatur similis herba, rem secundum naturam esse conjicies; sin minus, praeter naturam.“ Dass er bei dem allen seine Pflanzengeschichte alphabetisch ordnen wollte, kann uns nicht befremden; denn von der Unterscheidung der Abarten Arten Gattungen und selbst Familien bis zu einem System der Pflanzen überhaupt ist noch ein weiter, vielleicht nie ganz ausfüllbarer Raum.

Wäre sein Werk zu stande gekommen, auch als Entdecker neuer Arten würde er glänzen; denn sehr vieles, besonders Alpenpflanzen, was Clusius die Bauhine und Andre nach ihm beschrieben, war ihm, wie seine Bilder beweisen, lange zuvor bekannt. Auch der sinnige Gedanke, verdiente Botaniker dadurch zu ehren, dass man Gattungen nach ihren Namen benennt, ging von ihm aus, und mehrmals spricht er darüber in seinen Briefen. So liesse sich noch vieles rühmen, was er gewollt, wenn es nicht Zeit wäre auf das zurück zu kommen, was Andern in einem längern Leben wirklich zu vollführen vergönnt war.

1) *Gesneri epist. medic. fol. 94 a.* Die folgende Stelle *fol. 86 a.*

§. 46.

Christian Egenolph, Eucharius Rhodion, Theodor Dorstenius, Walther Rivius, Adam Lonicerus, Peter Uffenbach und Balthasar Ehrhardt.

Der Zeitfolge nach wäre jetzt sogleich von Lonicerus zu sprechen, doch nicht ohne Grund, wie sich bald zeigen wird, stellte ich einige seiner Vorgänger bis hierher zurück, und werde einige seiner Nachfolger ihm unmittelbar anreihen Bei allen Genannten handelt es sich mehr um die ihren Büchern beigegebenen Bilder als um den Text; und viele ihrer Bilder gingen in denselben Formen in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten von Buch zu Buch.

Der Urheber dieser Bilder war der frankfurter Buchhändler Christian Egenolph, der zuerst 1533 den alten deutschen Ortus sanitatis oder Gart der Gesundheit, von dem frankfurter Stadtarzt Eucharius Rhodion oder Röslin neu überarbeitet, und mit neuen meist nach der Natur gezeichneten, zum Theil recht gut gelungenen, meist nur zu sehr verkleinerten Abbildungen in Holzschnitt verziert, abermals herausgab unter dem Titel: Kreuterbuch von allem Erdgewächs u. s. w., womit er zugleich das Distillierbuch Hieronymi Braunschwig verband. Ein schwacher Band in fol. mit beinahe 200 Abbildungen, von denen sich jedoch einige mehrmals wiederholen. Dieselben Abbildungen bis auf 226 vermehrt, aber bis auf die beigedruckten Namen und das Register ohne allen Text, liess Egenolph 1533 nochmals in 4. erscheinen, unter dem Titel: Herbarum imagines vivae, der kreuter lebliche Conterfeytunge. Nach Trew ist 1536 noch hinzugekommen: Imaginum plantarum Pars II. Andre Theyl der kreuter conterfeytungen, mit 65 Figuren, die mir fehlen.

Um dieselben Formen zum dritten mal zu benutzen bediente sich Egenolph der Hülfe des Theodorich Dorstenius. Derselbe

war nach Freher[1]), der einige Nachrichten über ihn aus marburger Acten lieferte, von Geburt ein Westfale, gab eine Zeit lang Schulunterricht, ward dann Professor der Medicin zu Marburg, und starb 1552 als praktischer Arzt zu Kassel. Sein mit 284 egenolphschen Bildern, deren grössere Zahl schon zu den beiden frühern Werken gedient hatte, verziertes Werk führt den Titel Botanicon etc. und erschien 1540 in fol. Es ist eine längst veraltete Compilation ohne Kritik noch eigene Zuthat.

Kurz darauf unternahm Egenolph, stets bedacht seine Bilder zu vermehren und die alten aufs Neue zu verkaufen, sogar einen mit Bildern geschmückteu Abdruck des lateinischen Dioskorides von Ruellius, und bediente sich dazu der Hülfe des in Strassburg gehorenen, in Mainz lebenden Arztes Walter Hermann Ryff, der die Abbildungen unter die Kapitel des Dioskorides vertheilte, und einige Noten hinzufügte. Auch einige Scholien zum Dioskorides von dem berühmten Philologen und Theologen Johannes Lonicerus Professor in Marburg verband Egenolph mit derselben Ausgabe. So erschien sie 1543 in fol Ich kenne sie nicht, und in der folgenden, die ich besitze, fehlen die Scholien. Sie sollen aber unbedeutend sein. Noch unbedeutender sind jedenfalls Ryff's Zuthaten. An Bildern zählt Trew 595. Das Werk fand eben so viel Beifall beim grossen Publicum, wie Missbilligung bei den Gelehrten. Mit gerechtem Unwillen hatte sich vor Allen Fuchs schon 1542 in der Vorrede zu seiner Historia stirpium über die krassen Irrthümer in Egenolphs Kräuterbüchern ausgesprochen. Dieser antwortete 1544 in einer heftigen Streitschrift, worauf Fuchs noch in demselben Jahre (die Zahl 1536 bei Merklin im Lindenius renovatus ist ein offenbarer Irrthum) ebenso heftig, aber mit Thatsachen erwiederte. Gleichwohl konnte Egenolph schon 1549 eine neue Ausgabe seines Dioskorides veranstalten. Des Lonicerus Scholien blieben weg, dagegen kam einiges von Euricius und Valerius Cordus, so wie von Gesner hinzu,

1) *Pauli Freheri theatrum virorum eruditione clarorum. Norimbergae 1688 in fol., pag, 1233.*

wovon ich bei diesen gesprochen habe. Ryff verwandelte seinen Namen in Rivius, sonst ist, wie Trew versichert, im Text keine Veränderung gemacht, aber die Zahl der Abbildungen bis 786 vermehrt!

Von nun an wusste Egenolph einen bessern Gehülfen für seine literarischen Unternehmungen zu gewinnen. Adam Lonicerus[1]), der Sohn des schon erwähnten Johannes Lonicerus, war 1528 zu Marburg geboren, und zeichnete sich so aus, dass er schon im dreizehnten Jahr Baccalaureus, im sechzehnten Magister der freien Künste ward. Einige Jahr lang unterrichtete er darauf erst zu Frankfurt, dann zu Friedberg in der Wetterau, in den alten Sprachen, und kehrte dann nach Marburg zurück, wo er sich nun vorzüglich der Medicin gewidmet zu haben scheint. Denn 1551 begab er sich nach Mainz, um unter Anleitung eines alten Doctors der Medicin seine theoretischen Kenntnisse praktisch anwenden zu lernen. Zwei Jahr später abermals nach Marburg zurückgerufen, ward ihm der mathematische Lehrstuhl daselbst eingeräumt, den er einnahm, ohne deshalb die Medicin aufzugeben; ja er erwarb sich während der Zeit, wie es scheint 1553, den Doctorhut der Medicin, und verheirathete sich an demselben Tage mit Egenolphs Tochter. Bald darauf ward er zu einer medicinischen Professur nach Mainz berufen, und befand sich auf der Reise dahin grade bei seinem Schwiegervater zu Frankfurt, als plötzlich der dortige Stadtarzt starb. Lonicerus ward zu seinem Nachfolger erwählt, und blieb nun bis zu seinem Tode im Jahr 1586 zu Frankfurt in genauer Verbindung mit Egenolph und seinen Schwägern, welche nach des Schwiegervaters Tode dessen Geschäft unter der Firma Egenolphs Erben noch lange fortsetzten.

Adami Loniceri naturalis historiae opus novum etc. erschien zuerst 1551, der zweite Theil 1555 in fol.; sein Kreuterbuch, neu zugericht u. s. w. nach Trew zuerst 1557 in fol.; das lateinische Werk 1565 unverändert noch einmal, das

1) Das Folgende wieder nach *Freher a. a. O. Seite 1285*, geschöpft *„ex Manuscriptis Marburgensibus."*

deutsche bis zu des Lonicerus Tode in sechs allmälig erweiterten Ausgaben, welche noch niemals vollständig und mit bibliographischer Genauigkeit verzeichnet wurden. Die Ausgabe von 1560, welche bei Pritzel fehlt, führt in meinem Exemplar den Titel: Kreuterbuch, Von allerhand Bäumen, Stauden, Hecken u. s. w. Alles von Newem widerumb ersehen und gebessert. Franckfort am Meyn, Bei Christian Egenolffs Erben. Die Vorrede ist von Lonicerus unterzeichnet, aber auf dem Titel steht sein Name nicht. Die letzte von Lonicerus selbst besorgte Ausgabe erschien nach Pritzel 1577. Trew zählt in der Ausgabe von 1557 von Pflanzen 708 Abbildungen, und nennt die folgende von 1560 unverändert; allein in dieser zähle ich über 820 Pflanzenabbildungen ausser den Thieren und zahlreichen Genrebildern. Ihr Werth ist, wie in allen egenolphschen Büchern sehr ungleich; einige sind vorzüglich, die meisten mittelmässig, manche ganz erbärmlich; einige nach der Natur entworfen, die meisten von Bock Fuchs und Andern in verkleinertem Maass copirt. Ein Pflanzenbeobachter war Lonicerus so wenig wie Ryff, allein an Gelehrsamkeit übertraf er ihn weit, so dass sein Werk, — denn das war es in der That, wiewohl der Gart der Gesundheit fortwährend die Grundlage ausmachte — als Compilation betrachtet, nicht ganz zu verwerfen ist. Dazu umfasste es wie der alte Gart der Gesundheit ausser den Pflanzen auch die Thiere, enthielt zugleich ein Distillierbuch nach Brunschwygk, ein Buch von der Baumpflanzung nach Petrus de Crescentiis, war also ganz dazu gemacht den grossen Haufen zu gewinnen.

Und es gewann ihn. Kein anderes Werk jener Zeit erlebte so viele Auflagen. Noch fünf unveränderte erschienen nach des Lonicerus Tode von 1587 bis 1616, dann übernahm Peter Uffenbach die Redaction, ein frankfurter Arzt, der in Italien studirt hatte, und als Chirurgus bekannter ist, und von nun an heisst es auf dem Titel: Herrn Adami Loniceri vollständiges Kräuterbuch u. s. w. Durch Peter Uffenbach aufs fleissigste übersehen u. s. w. Vier Ausgaben, von 1630, 1650, 1679 und 1713, sollen Uffenbach's Namen tragen, obgleich er schon 1635 starb. Ich kenne keine

derselben. Auf dem Titel rühmt er sich vieler Verbesserungen, Trew sagt aber: „Uffenbachii correctio ad explicationem et remotionem quarundam iconum inutilium tantum pertinet.“ Alle Ausgaben, die letzte aus Ulm ausgenommen, erschienen zu Frankfurt.

Endlich erschien noch eine Reihe von Ausgaben 1737, 1765, 1776 zu Ulm, die letzte 1783 zu Augsburg in fol., alle zwar noch unter Uffenbachs Namen, doch unter Balthasar Ehrhart's Redaction oder, nach dessen Tode im Jahr 1756, in der Gestalt, welche er dem Buche gegeben hatte, wiederholt. Doch ist auch Ehrharts Name, und was er bei dem Werke gethan, auf dem übermässig langen Titel nicht verschwiegen. Ehrhart, kein ungeschickter Pflanzenkenner, ein eifriger Pflanzensammler, besonders in den Alpen, und vorzüglich bekannt durch die Herausgabe der ersten jemals erschienenen verkäuflichen Sammlung getrockneter Pflanzen, sah die Mängel des Buchs recht gut ein, aber er hütete sich wohl etwas daran zu ändern, sondern gab statt dessen umfangreiche Nachträge dazu, worin er nicht nur manchen Fehler seiner Vorgänger verbesserte, sondern auch die neuern Entdeckungen, vor allen in der Heilmittellehre, hinzufügte.

Man kann nicht sagen, dass Egenolph's Holzschnitte oder der Text dazu von Lonicerus und seinen Nachfolgern die Wissenschaft jemals bedeutend gefördert hätte, auch blieb, wie Treviranus bemerkt, der merkantile Zweck bei dem Werke stets der vorherrschende; allein die Studirenden förderte es gewiss, und war lange Zeit das beliebteste am meisten verbreitete Handbuch der Botanik, und auch das ist eine Thatsache, die der Geschichtsschreiber der Wissenschaft nicht übergehen darf. Um sie klar zu machen, musste ich in diesem Paragraphen rück- und vorwärts weit über die ihm zukommenden Zeitgrenzen hinausschreiten. Kehren wir jetzt zurück zu des Lonicerus nächstem Nachfolger unter den wahrhaft verdienten Botanikern.

§. 47.

Rembertus Dodonäus.

Fast dreihundert Jahr nach seinem Tode hatte dieser Mann noch das Glück einen gelehrten Landsmann zu finden, der, unterstützt von reichem Material, mit wahrer Liebe zur Sache sein Leben beschrieb, seine Charakteristik entwarf, seine Werke mit bibliographischer Genauigkeit verzeichnete, ihren Inhalt analysirte, und ihm damit ein so würdiges Denkmal stiftete, wie in neuerer Zeit kaum einem zweiten gleich alten Botaniker zu Theil ward. Es heisst:

P. J. Van Meerbeeck, de Malines (aus Mecheln), recherches historiques et critiques sur la vie et les ouvrages de Rembert Dodoens (Dodonaeus). Malines 1841, 354 Seiten in 8. mit des Dodoens Brustbilde.

Ich werde selten von ihm abzuweichen genöthigt sein. Fügt man diesem Werke hinzu, was Treviranus in seiner oft citirten Schrift über den Werth der Abbildungen in des Dodoens verschiedenen Werken sagt, so hat man alles beisammen, was ausser seinen eignen Werken zur Würdigung des Schriftstellers dient.

Rembert Dodoens ward geboren 1517 zu Mecheln, wo sein Vater Dodo Dodoens, ein Kaufmann und von Geburt ein Friese, sich niedergelassen hatte. Daher Hallers von Andern wiederholter Irrthum, Rembert selbst wäre ein geborener Friese. Früh bezog dieser die Universität Löwen, und studirte mit solchem Erfolg, dass er in seinem achtzehnten Jahre Licentiat der Medicin ward; aber nicht Doctor, wie Andre vorgegeben; den Doctorhut erwarb er sich nach Meerbeeck niemals. Er beschränkte sich jedoch nach der Sitte seiner Zeit nicht auf das medicinische Studium im engern Sinn, seine Werke verrathen auch den gründlichen Kenner des klassischen Alterthums, und die Botanik, die damals freilich noch zur Medicin gerechnet ward, war stets sein Lieblingsfach. In früherer Zeit beschäftigte er sich auch sehr ernstlich mit der Astronomie und Geographie. Nach dem Zeugniss seines Freundes, des friesischen Historiographen Suffridus Petrus, besuchte er

zu seiner weitern Ausbildung in der Medicin noch viele deutsche französische und italiänische Universitäten. Mehr wissen wir nicht von seinen Reisen; auch Meerbeeck hat nur noch ermittelt, dass sie nothwendig in die Zeit zwischen 1535 und 1546 fallen müssen, und stellt die Vermuthung auf, Dodoens habe sich in letzterm Jahre zu Basel befunden[1]). Im Jahre 1548 ward er zum Stadtarzt seiner Vaterstadt Mecheln ernannt. Ausser der ärztlichen Praxis beschäftigte ihn jetzt auch die Unterweisung junger Männer in den Anfangsgründen seiner Wissenschaft, und die Stunden seiner Musse füllte die Botanik aus, ohne dass er je darüber zu schreiben dachte, bis sein Freund der Buchhändler Johann Vanderloe zu Antwerpen, welcher schon 1548 seine Jsagoge cosmographica in astronomiam et geographiam gedruckt hatte, ihn aufforderte, eine Geschichte der Pflanzen in flamändischer Sprache zu schreiben. Dodoens ging auf den Vorschlag ein, und Vanderloe kaufte und benutzte zur Ausstattung des Werks die Formen, die zur Octavausgabe des Werks von Fuchs gedient hatten[2]). Der Druck des Werkes begann 1552, doch erschien es erst zwei Jahr darauf.

In der Zwischenzeit erschienen von ihm die zwei folgenden Werke:

Remberti Dodonaei de frugum historia liber unus. Ejusdem epistolae duae, una de farre, chondro, trago, ptisana,

---

1) *Meerbeeck pag. 10 und 11*, schliesst das aus einem Werke, welches folgenden Titel führen soll: *Paulus Aegineta a Joanne Guintero latine conversus, a Remberto Dodonaeo ad graecum textum accurate collatus et recensitus. Basileae 1546, in 8.* Ich finde es sonst nirgends angegeben, und vermuthe eine Verwechselung mit folgendem nicht zu Basel, sondern zu Köln erschienenen Werke: *Pauli Aeginetae de febribus et iis, quae febribus superveniunt, liber unus, Jo. Guinthero interprete, nunc recens recognitus ac repurgatus per Rembertum Dodonaeum. Coloniae 1546, in 8.* Ich zweifele daher, ob *Goethals* recht hat, wenn er dem Dodoens nur die Correctur des Drucks, oder *Meerbeeck*, wenn er ihm die Revision der Uebersetzung selbst zuschreibt.

2) Es ist ein kleines Versehen bei Meerbeeck, dass er von den Abbildungen der Ausgabe in Folio spricht.

crimno et alica; altera de cytho et cerevisia. Antverpiae ex officina J. Loci 1552, in 8.

Enthält die Getreide verbunden mit den Hülsenfrüchten. Die Abbildungen meist, doch nicht alle, nach Fuchs. Der Text noch mehr antiquarisch-medicinischen als botanischen Inhalts. Ward später in flamändischer Sprache das vierte Buch seines Cruydeboecks.

Ejusdem trium priorum de stirpium historia commentariorum imagines ad vivum expressae etc. Jbidem 1553 in 8. — Dazu: Posteriorum trium de stirpium historia commentariorum imagines. Jbidem 1554, in 8.

Dies Werk, ausser den Namen der Pflanzen ohne Text, entstand auf folgende Art. So wie der Druck des Cruydeboecks fortschritt, liess Dodoens die dazu benutzten Formen nochmals separat abdrucken, nur mit kurzen Bemerkungen versehen, zum Besten unbemittelter Studirender der Medicin. Daher sind die Holzschnitte in diesem Werke stumpfer als im Cruydeboeck, das, wiewohl es später herauskam, doch früher gedruckt war. Eine zweite Auflage beider Theile erschien Jbidem 1559, in 8. — Im gleichen Jahr mit der ersten Auflage des zweiten Theils der Imagines, und noch etwas früher als sie, erschien

Cruydeboeck etc. Duer D. Rembert Dodoens etc. — Am Schluss T'Antwerpen etc. 1554, in fol., gedruckt mit gothischen Lettern, mit 707 Holzschnitten.

Diese zum Glück sehr entbehrliche Ausgabe gehört zu den grössten Seltenheiten der botanischen Literatur. Eine zweite,

Van nieuws oversien, ende met seer veel schoone nieuwe figueren vermeerdert, —

erschien daselbst 1563, und enthält 817 Figuren, worunter etwa 500, wie Dodoens selbst erklärt, von Fuchs entlehnt sind. Eine angebliche dritte Ausgabe von 1590 existirt nicht; man las die Jahrszahl der ersten falsch, indem das gothische 𝔍. dem gothischen 𝔛. nahe kommt, und machte aus LIIII. die Zahl LXXXX. Eine angebliche sowohl flamändische wie lateinische Duodezausgabe, beide Antwerpen 1533, beruhen auf einer Verwechselung mit einem Nachdruck und einer Uebersetzung der kleinen Ausgabe

des Fuchs. Allein später erschien wirklich eine französische Uebersetzung:

Histoire des plantes, en laquelle est contenue la description entière des herbes etc., par Rembert Dodoens, et nouvellement traduite de bas Alleman en François par Charles de l' Escluse. Anvers 1557, nach Seguier und Haller in fol. min., nach Pritzel in 4., mir unbekannt.

Dodoens selbst hat sie mit einer lateinischen Vorrede begleitet, durchgesehen, erweitert, und 133 neue Figuren dazu geliefert. Auch eine englische nach der französischen gemachte Uebersetzung druckte derselbe Verleger Johann Vanderloe zu Antwerpen 1578 in fol., wiederholt 1586 und 1595, und ohne Abbildungen noch zweimal 1600 und 1619 in fol. Einen Auszug daraus lieferte der Engländer William Kam unter dem Titel: Little Dodoen, London 1606, in 4.

Um dieselbe Zeit, als die französische Uebersetzung des Cruydeboeck erschien, 1557, eröffnete der Magistrat der Stadt Löwen, welcher die beiden Proffessuren der Medicin an der dortigen Universität dotirt und zu besetzen das Recht hatte, eine Unterhandlung mit Dodoens, um ihn für eine der beiden Stellen zu gewinnen. Allein wie sehr Dodoens die medicinische Praxis mit einem äffentlichen Lehramt zu vertauschen wünschte, so waren doch die Bedingungen, welche der Magistrat ihm stellte, so drückend, der ihm angebotene Gehalt so gering, und der Gang der Unterhandlungen seiner so unwürdig, indem man sie gleichzeitig mit Mehrern anknüpfte, dass er zurücktrat, und weil auch kein Anderer auf die harten Bedingungen eingehen wollte, die Stelle lange unbesetzt blieb.

Bisher hatte Johann Vanderloe zu Antwerpen, unverkennbar nur in mercantiler Absicht, alles, was Dodoens herausgab, gedruckt; von jetzt an trat letzterer mit einem andern dortigen Buchhändler, mit Christoph Plantyn, in Verbindung, und nun erst erhielten seine botanischen Werke auch in künstlerischer Hinsicht den Werth, der sie über alle frühern erhob. Plantyn erbot sich, die sehr beträchtlichen Kosten der Anfertigung neuer

unter Dodoens Aufsicht nach der Natur gezeichneter Abbildungen in Holzschnitt zu übernehmen, und Dodoens begnügte sich nicht, sein flamändisches Cruydeboeck ins Lateinische zu übersetzen und durch Nachträge zu vermehren, er beschloss ein grösseres Werk nach einem ganz neuen Plan zu liefern. Aber auch dies Werk erschien wie das frühere nicht auf einmal, sondern stückweis, und ward erst später zu einem Ganzen verbunden. Zuerst erschien:

Historia frumentorum, leguminum, palustrium et aquatilium herbarum ac eorum, quae eo pertinent, Remberto Dodonaeo etc. auctore. Additae sunt imagines vivae, exactissimae, jam recens non absque haud vulgari diligentia ac fide artificiosissime expressae, quarumque pleraeque novae et hactenus non editae. Antverpiae ex officina Christophori Plantini 1565, in 8. Wiederholt daselbst 1566 und 1569. — Darauf:

Florum et coronariorum odoratarumque nonnullarum herbarum historia, Remberto Dodonaeo etc. auctore. Ibidem apud eundem 1568, in 8. Wiederholt daselbst 1569. Sodann:

Purgantium aliarumque eo facientium, tum et radicum, convolvulorum ac deleteriarum herbarum historiae libri IIII, Remberto Dodonaeo etc. auctore. Accessit appendix variarum et quidem rarissimarum nonnullarum stirpium, ac florum quorundam peregrinorum elegantissimorumque icones omnino novas nec antea editas, singulorumque breves descriptiones continens: cujus altera parte umbelliferae exhibentur non paucae, auctore eodem. Ibidem apud eundem 1574, in 8. Wiederholt 1576. — Von geringerer Bedeutung ist:

Historia vitis vinique et stirpium nonnullarum aliarum etc, auctore R. Dodonaeo medico Caesareo. Coloniae apud Maternum Cholinum. 1580, in 8. ohne Abbildungen.

Das waren die Vorläufer des grossen mit Plantyns Beistande unternommenen botanischen Werks, welches erst 1583 zu stande kam. Bevor ich davon spreche, wollen wir des Verfassers Lebenslauf weiter verfolgen.

Der Leibarzt des Königs Philipp II. von Spanien, der Schöpfer der wahren menschlichen Anatomie, auch ein Niederländer,

Vesalius, war 1564 bei der Rückkehr von seiner Pilgerfahrt ums Leben gekommen. Zu seinem Nachfolger verlangte der König wiederum einen Niederländer, und beauftragte den Herzog Alba mit dessen Auswahl, nannte aber vor allen Dodoens als denjenigen, den er zu haben wünsche. Auch einen Leibchirurgus und einen Beichtvater derselben Nation verlangte der König, und schrieb deshalb mehrmals an den Herzog, doch stets vergebens. Alba übertrug die dazu nöthigen Unterhandlungen seinen beiden Regierungspräsidenten Tysnacq und Viglius, und so oft sie passliche Personen gefunden zu haben meinten, verweigerte er das von ihnen verlangte Reisegeld oder machte andre Schwierigkeiten, ja er scheute sich nicht zu sagen, der Hof könne sich eben so gut eines spanischen als niederländischen Arztes und Chirurgen bedienen. Das war wohl nicht, wie Meerbeeck meint, eine Folge seiner vielen Beschäftigungen mit wichtigeren Dingen, sondern der Furcht vor den Anklagen so einflussreich gestellter Männer beim Könige. Für Dodoens Berufung interessirte sich aufs lebhafteste sein Landsmann und naher Verwandter, Hopper, der als Staatsrath am königlichen Hofe zu Madrid lebte, und der unserm Dodoens sehr befreundete Präsident Viglius. Umsonst! die Unterhandlungen zogen sich von 1568 bis 1572 hin, und brachen endlich ab ohne Erfolg. Während dieser Zeit hatte Dodoens sein theures Weib verloren, und die treue Stadt Mecheln war, wie so viel andre, von spanischen Truppen selbst geplündert. Beides machte ihn für kurze Zeit geneigter, auch unter ungünstigen Bedingungen nach Madrid zu gehen; doch kaum war der Schreck vorüber, die Ruhe wiederhergestellt, als er den Gedanken an Madrid für immer aufgab. Um so freudiger folgte er 1574 einem Rufe des Kaisers Maximilian II als Leibarzt nach Wien, und blieb daselbst in derselben Stellung von 1576 bis 1579 auch unter Maximilians Nachfolger, Rudolf II. In Wien traf er zusammen mit seinem Freunde und Landsmann Charles de l'Escluse, der schon seit 1573 dem kaiserlichen Garten vorstand. Machte dies seinen dasigen Aufenthalt angenehm und gewiss für beide lehrreich, so er soll dagegen mit seinem ältern Collegen Crato von Kraftheim,

dem berühmten Leibarzt dreier auf einander gefolgter Kaiser, in unangenehme Conflicte gerathen sein. So versichert Meerbeeck[1]), der den Crato des Geizes und der Heftigkeit beschuldigt. An einer andern Stelle bekennt er jedoch, dass auch Dodoens von einer übergrossen Empfindlichkeit nicht frei zu sprechen sei, und darin ein Grund seines Zerwürfnisses mit Crato liegen könne. Crato's neuester Biograph, Henschel[2]), weiss von der ganzen Sache nichts; er rühmt vielmehr dessen alle Zweige der Naturgeschichte betreffenden Briefwechsel mit Dodoens, und findet die auf der rhedingerschen Bibliothek zu Breslau im Original aufbewahrten Briefe noch jetzt der Bekanntmachung werth. Crato's Heftigkeit giebt er zu, aber vom Vorwurfe des Geizes reinigt er ihn durch Thatsachen[3]). Jedenfalls verliess Dodoens Wien nicht wegen seines Verhältnisses zu Crato, sondern aus Sorge für seinen zu Mecheln hinterlassenen Grundbesitz, der in jenen kriegerischen Zeiten viel Gefahr lief. Aber der niederländische Befreiungskrieg wüthete damals grade in Brabant mit solcher Heftigkeit, dass sich Dodoens auf seiner Rückreise vorerst in Köln halt zu machen genöthigt sah. Hier liess er Anfangs 1580 seine schon angeführte Historia vitis, im folgenden Jahr ein paar medicinische Schriften drucken, ging erst 1582 wieder nach Mecheln, was kurz zuvor von den Nationaltruppen zum zweiten mal geplündert war, ordnete dort seine Angelegenheiten, und begab sich darauf nach Antwerpen, wo endlich im folgenden Jahre sein botanisches Hauptwerk erschien:

Remberti Dodonaei Mechlinensis medici Caesarei stirpium historiae pemptades sex sive libri XXX. Antverpiae, ex officina Christophori Plantini 1583, in fol.

Damit schliesst des Verfassers schriftstellerisch-botanische Laufbahn. Zu einer zweiten vermehrten Auflage dieses Werks, die er vorbereitet hatte, kam es erst über dreissig Jahr nach seinem

---

1) *Meerbeeck l. c. pag. 54.* Die folgende Stelle *pag. 257.*

2) *A. W. E. Th. Henschel, Crato von Kraftheims Leben und ärztliches Wirken. Ohne Ort und Jahrszahl in 4.* (vermuthlich Separatabdruck aus einer Zeitschrift); *Seite 51.*

3) *Daselbst Seite 27.*

Tode, 1616. Im Jahr 1582 übernahm er eine ihm angetragene medicinische Professur zu Leiden, gab noch ein paar seiner nicht botanischen Schriften zum zweiten mal heraus, und starb im März 1585 im Alter von 68 Jahren.

Es ist nicht leicht, die Verdienste, welche sich Dodoens um die Botanik erworben, richtig zu schätzen. Zwischen ihm und zwei jüngeren Freunden und Landsmännern, Clusius und Lobelius, von denen ich in den nächsten Paragraphen handeln werde, herrschte eine so innige Freundschaft, dass sie einander gegenseitig ihre Beobachtungen mittheilten, und deren Benutzung gestatteten. Vor allem gilt das von den Abbildungen neuer Pflanzen, die sich oft in den Werken zweier oder aller drei Freunde wiederholen. Nichts war auch natürlicher, da alle drei denselben Verleger hatten. „Non aestimavimus enim, sagt Dodoens, easdem icones (nisi forte non satis recte expressas) iterum depingendas, ac duplici sumptu Christophorum Plantinum, typographum diligentissimum, gravandum.“ In ähnlicher Weise spricht sich Clusius aus mit dem Zusatz, unter Freunden müsse alles gemeinschaftlich sein. Gleichwohl ist eine grosse Anzahl von Abbildungen neu entdeckter oder besser als zuvor dargestellter Pflanzen je Einem der drei Freunde eigenthümlich, und nur bei denen, die sich bei verschiedenen wiederholen, ist oft zweifelhaft, von wem sie herrühren, indem sich ihre Werke der Zeitfolge der Erscheinung nach in einander verschränken. In denen unsres Dodoeus zeigt sich, seitdem Plantyn die Besorgung übernommen, ein entschiedenes Fortschreiten. In der Historia frumentorum mit 80 Holzschnitten findet man noch etwa ein Dutzend der alten von Vanderloe besorgten Figuren, so wie eine (Anblatum), welche Gesner zum Valerius Cordus gegeben hatte; die übrigen sind neu und, wenn auch noch nicht so vorzüglich, wie Du Petit Thouars [1]) meint, doch jenen gesnerschen dreist an die Seite zu stellen Die zwei Jahr später erschienene Historia florum enthält 112 Abbildungen, fast alle neu und, wie Treviranus

1) *Du Petit Thouars* in der *Biographie universelle, vol. XI, pag. 403*, im Artikel *Dodonée*.

sagt, mit steigender Vorzüglichkeit; dann wiederum nach sechs Jahren die Historia purgantium mit 220 Abbildungen. Von ihnen sagt Treviranus eben so wahr: „Hier finden sich ebenfalls fast lauter neue Abbildungen, die sowohl was die Zeichnung als was den Holzschnitt betrifft, leicht die schönsten sind, welche man bis dahin hatte, selbst die von Conrad Gesner, welche Haller doch höher stellt, nicht ausgenommen. Sie übertreffen diese, so weit sie nicht von Camerarius herrühren, in meisterhafter Darstellung des Habitus, der wegen Kleinheit der Gesammtfigur bei Gesner oft undeutlich ist. Auch sind sie, was die Anordnung der Blätter und Blüthen betrifft, einsichtsvoller behandelt, und in dieser Rücksicht z. B. Figur 336, 339, 387, 491 wahre Meisterstücke. Aber sie entbehren grösstentheils eines entschiedenen Vorzugs der gesnerschen, nämlich der Darstellung der Blüthen- und Fruchttheile in natürlicher, also gegen das Gesammtbild vermehrter Grösse.“ Die Abbildungen aller drei Werke gingen dann über in die Pemptaden, theils durch eigne eben so vorzügliche theils durch fremde bis auf 1305 Abbildungen in der ersten, bis auf 1344 in der zweiten Ausgabe vermehrt.

Viele der von Dodoens zuerst abgebildeten und beschriebenen Pflanzen sind aus Gärten genommen, in deren Reichthum an Seltenheiten schon damals die Niederländer, durch ihre Handelsverbindungen begünstigt, sich auszeichneten; aber sehr viele gehören zur niederländischen Flora, die vor Dodoens noch von keinem der bessern Botaniker berührt war. Auch er versäumt nicht, wie seine Vorgänger, bei jeder Pflanze zu untersuchen, ob sie den Alten schon bekannt gewesen sei, ist dabei aber vorsichtiger wie die meisten, und beschreibt jede Pflanze, auch die, welche nach seiner Meinung schon von den Alten beschrieben waren, ohne Anstand so, wie er sie vor sich sah, treu wie Bock, präcise wie Fuchs, und meist ausführlicher wie irgend einer seiner Vorgänger. Ja er machte sogar den ersten rohen Versuch einer wissenschaftlichen Anordnung der Pflanzen, worüber man in den Vorreden zu den dreissig einzelnen Büchern seiner Pemptaden merkwürdigen Andeutungen begegnet. Viele grössere Gattungen und

Familien, selbst manche nicht sehr ins Auge fallende Verwandtschaften der Pflanzen erkannte er schon recht gut; allein er liess sich von zwei oft unvereinbaren Principien zugleich leiten, von der Gestalt der Pflanzen und von dem medicinischen oder ökonomischen Nutzen, welchen sie gewähren, und auf diesen legte er noch höhern Werth als auf jene. Daher stehen die Hülsenfrüchte bei ihm mitten zwischen den Getreidearten und den übrigen Gräsern, und der Buchweizen am Ende der Getreidearten; daher steht Corydalis noch immer wie bei seinen Vorgängern neben Aristolochia u. s w. Er selbst erklärt sich darüber sehr bestimmt in der Vorrede zur ersten Pemptade: „Stirpium historiam meditanti, de ordine non exigua accessit sollicitudo. Nam quemadmodum artes omnes ac scientiae, si methodico aliquo ordine describantur, non exiguum ornatus ac lucis inde referunt, sic et stirpium historiae ab hoc plurimum gratiae ac decoris accedere posse haud dubium.“ Darauf geht er die Anordnungen bei seinen Vorgängern durch, erklärt die des Dioskorides, welche die Pflanzen nach der Art ihrer Wirksamkeit gruppire, für die beste, hält sie jedoch nach so vielen neuen Entdeckungen nicht mehr für ausreichend, sondern findet mehr Abtheilungen nöthig, und fährt dann fort: „Dedimus autem operam, ut, quae vel facultate vel parte aliqua praecipui usus similes sunt, conjungerentur; tum etiam ne forma figuraque respondentes, quantum foret possibile, abinvicem divellerentur.“ Er hatte also das volle Bewusstsein der Aufgabe eines Systems der Pflanzen, was selbst Gesnern, der sein grosses Werk alphabetisch ordnen wollte, wenn er auch in anderer Hinsicht höher stand, noch gefehlt zu haben scheint. Die alte Unterordnung der Botanik unter die Medicin, welche aufzugeben ihm noch der Muth fehlte, liess ihm zu wenig Raum zur Ausführung seiner Idee. Gesetzt aber, er hätte diese Schranken gesprengt, dennoch würde ihm ein System der Pflanzen überhaupt noch weniger wie Gesnern gelungen sein. Im engern Kreise der Gattungen und Familien mag ein angeborener und vielfach geübter Takt den Mangel einer durchdringenden Kenntniss der Organisation der Pflanzen für die naturgemässe Anordnung derselben zuweilen ersetzen; und er hat in solchen

Kreisen dem Dodoens zuweilen genügt: in weitern Kreisen ist er unzulänglich, und vielleicht war es eben das Gefühl dieser Unzulänglichkeit, was Dodoens nöthigte an der medicinisch-ökonomischen Anordnung im Ganzen festzuhalten.

§. 48.

Carolus Clusius,

oder Charles de l'Escluse fand bei gleichem Verdienst, gleicher Anerkennung, doch noch keinen seiner so würdigen Biographen wie Dodoens und Gesner. Noch zur Zeit seines Lebens lieferte Boissard im zweiten Theil seiner Icones virorum illustrium doctrina et eruditione praestantium eine kurze Beschreibung seines Lebenslaufs bis zum Jahre 1593. Eine Gedächtnissrede hielt ihm gleich nach seinem Tode 1609 sein College Eberhard Vorstius zu Leiden. Beides ist abgedruckt als Anhang zu seinen Curae posteriores, auf die ich zurückkommen werde. Das sind fast die einzigen Quellen Aller, die später über ihn sprachen, ausgenommen Treviranus, der seine zu Breslau aufbewahrte Correspondenz mit Rhedinger in der Schrift über die Anwendung des Holzschnitts benutzte, und eine Auswahl der Briefe als besondre Schrift abdrucken liess:

Caroli Clusii Atrebatis et Conr. Gesneri Tigurini epistolae ineditae. Ex archetypis edidit, adnotatiunculas adspersit, nec non praefatus est Lud. Christ. Treviranus. Lipsiae 1830.

Seine Vaterstadt ist Arras[1]) in der Grafschaft Artois, die zwar jetzt zu Frankreich, doch zu des Clusius Zeiten noch zu Flandern gehörte. Auch brachte er, während seine Familie in Frankreich einer wüthenden religiösen Verfolgung unterlag, den grössern Theil seines Lebens bald in den vereinigten Staaten der Niederlande, bald in Deutschland zu, weshalb ich ihn mit mehr Recht zu den germanischen als französischen Botanikern rechnen zu dürfen glaube.

1) Nicht Antwerpen, wie *Sprengel* sagt, *Gesch. d. Botanik I, S. 317,* wo noch manche Unrichtigkeiten über sein Leben vorkommen.

Er war 1526 geboren, der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers und höhern Beamten. Seine Schulbildung empfing er zu Gent, und studirte darauf zu Löven die Rechtswissenschaft. Von da ging er 1548 nach Marburg, 1549 durch Melanchthon angezogen nach Wittenberg, 1550 nach Frankfurt, Strassburg, Lyon, und endlich nach Montpellier, wo er drei Jahr lang verweilte; und hier nahmen seine Studien plötzlich eine neue Richtung. Von Jugend auf durch hartnäckige oft wiederkehrende Wechselfieber geschwächt, erreichte er Montpellier in einem kläglichen Zustande. Er litt an der Wassersucht. Der berühmte dortige Arzt und Ichthyolog Rondeletius, der ihn behandelte, in dessen Hause er wohnte, an dessen Tische er ass, stellte ihn her, und gewann ihn zugleich für die Naturwissenschaften, besonders die Botanik. Die Jurisprudenz gab er völlig auf, und studirte von nun an Medicin. Nachdem er 1553 Licentiat der Medicin geworden, durchforschte er als eifriger Pflanzenbeobachter einen grossen Theil des südlichen Frankreichs Savoyen und Piemont.* Von da kehrte er auf den Wunsch seines Vaters über Basel, den Rhein abwärts, nach den Niederlanden zurück, wo er, abgesehen von einem kürzern Ausfluge nach Paris, von 1555 bis 1563 zubrachte, und ausser einigen historischen Sachen auch des Dodonäus Cruydeboeck ins Französische übersetzte. Wichtigen Einfluss auf sein ferneres Leben hatten zwei Reisen, die er 1563 und 1564 nach Augsburg machte, indem er dort mit den reichen Grafen Fugger in ein inniges Verhältniss kam, und sie auf ihrer Reise durch Belgien Frankreich Spanien und Portugal begleitete. Er durchstreifte die den Botanikern damals fast unbekannte Halbinsel von den Pyrenäen bis Gibraltar, von Valencia bis Lissabon, und brachte gegen 200 zum Theil von ihm selbst nach dem Leben trefflich gezeichnete neue Pflanzen von da zurück. Schon 1564 beobachtete er zu Lissabon den Drachenblutbaum, andre Beobachtungen [1]) machte er im April 1565 in Valencia, spätere erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben, und nach Boissard beschränkte sich die Dauer der Reise wirklich nur

1) Z. B. über Erinacea, *Rarior. plantar. historia, lib. 1, cap. 75, pag. 107.*

auf Ein Jahr. Die Thätigkeit, die er in so kurzer Zeit entwickelte, muss um so mehr Bewunderung erregen, wenn man hört, dass er in der Nähe von Gibraltar durch einen Sturz mit dem Pferde das Unglück hatte den rechten Arm zu brechen. Nach Belgien zurückgekehrt, hielt er sich, wie es scheint, zu Antwerpen auf, ging aber 1571 wieder nach Paris, von da nach London, und verweilte darauf abermals einige Jahre in Belgien, bis er 1573 einem Rufe des freisinnigen, die Wissenschaft ehrenden Kaisers Maximilian II. nach Wien folgte. Er erhielt die Aufsicht über die kaiserlichen Gärten, die er mit vielen seltenen Gewächsen bereicherte, gehörte zu des Kaisers näherer Umgebung, begleitete ihn auf seiner Reise nach Prag, und ward sogar von ihm in den Adelstand erhoben. Auch unter des Kaisers Nachfolger Rudolf II. blieb er in derselben Stellung, unter beiden Herrschern im Ganzen ungefähr 14 Jahr lang, und machte während der Zeit nicht nur viele Reisen durch ganz Oestreich und Ungarn, sondern besuchte auch England zum zweiten mal. Eine Frucht dieser letzten Reise war seine Bekanntschaft mit dem Weltumsegler Franz Drake und dessen Begleitern, und die Bekanntmachung der Nachrichten über mancherlei exotische Naturgegenstände, die er von denselben empfing. Der Aufenthalt in Wien muss für Clusius um so angenehmer und anregender gewesen sein, als er dort in einem Kreise der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit lebte. Ich nenne nur seinen Freund und Landsmann Dodoens, die beiden ältern kaiserlichen Leibärzte Crato von Kraftheim und Julius Alexandrinus, sowie den berühmten kaiserlichen Historiographen Johannes Sambucus. Er hatte aber vor seiner Berufung nach Wien mit ausserordentlichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, von denen uns aus seinen noch ungedruckten Briefen erst Treviranus in Kenntniss setzte. Er und seine Familie waren zum Protestantismus übergetreten, in Folge davon fiel sein Oheim auf dem Schaffot, und verlor sein Vater sein ganzes Vermögen durch Confiscation. Der Sohn gab ihm alles zurück, was er von ihm empfangen hatte, und versank dadurch auf eine Zeit lang in solche Armuth, dass er kurz vor seiner Berufung nach Wien, um die dringendsten

Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten, von seinem Freunde Thomas Rhedinger funfzig Thaler borgen musste, und anfangs noch zu Wien nicht einmal seine Hausmiethe bezahlen konnte. Hier hatte er im Jahr 1581 wieder das Unglück das linke Fussgelenk auszusetzen und das Knöchelbein zu brechen. Im Jahr 1587 verliess er Wien für immer, und wohnte in Frankfurt am Main, wie man sagt, des Hoflebens überdrüssig; indess trat er sogleich wieder in ein fast vertrauliches Verhältniss zu dem freilich wissenschaftlich hoch gebildeten Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen, den er häufig in Kassel besuchte, und von dem er eine Leibrente empfing. Seine Entfernung vom kaiserlichen Hofe scheint daher einen andern Grund gehabt zu haben, ich vermuthe die Härte, womit Kaiser Rudolf, je älter er ward, desto schroffer dem Protestantismus entgegentrat, und allmälich die zahlreichen Protestanten, die sein Vater ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniss angestellt hatte, wieder verdrängte. Zu Frankfurt hatte Clusius gar das Unglück den rechten Schenkel auszusetzen, und in Folge schlechter Behandlung des Uebels dauernd lahm zu bleiben, so dass er, gewohnt Berge zu ersteigen, Felsen zu erklimmen, von der Zeit an sich nur noch mühsam auf zwei Krücken bewegen konnte. Dazu bekam er noch einen Bruchschaden, und die sitzende Lebensweise, zu welcher beides den an starke körperliche Bewegung gewöhnten Mann nöthigte, schwächte seine Gesundheit im Allgemeinen. Nur seine Sinneswerkzeuge und sein Geist erhielten sich bis ins höchste Alter in ungetrübter Frische. Im Jahr 1593, also im Alter von 67 Jahren, erhielt er noch einen Ruf als Professor von der Universität zu Leiden. Er folgte ihm gern, und lebte und wirkte dort in rastloser Thätigkeit, bis er endlich 1609, fast 84 Jahr alt, noch in vollem Bewusstsein sein Leben endete.

Er war ein Mann von bedeutendem Talent, ausserordentlichem Gedächtniss und umfassender allgemeiner Bildung. An gründlicher Kenntniss der alten wie der meisten neuern Sprachen hatte er zu seiner Zeit kaum seinesgleichen. Dass er die Rechte studirt hatte und Licentiat der Medicin war, wissen wir schon; aber auch sehr ernste theologische Studien soll er zu Wittenberg gemacht haben

und auch seine historischen und geographischen Kenntnisse werden gerühmt. Künstlerische Bildung verrathen seine in Spanien selbst gefertigten Pflanzenzeichnungen, und wenigstens Sinn für Poesie sein inniges Freundschaftsverhältniss zu einem der grössten modern lateinischen Dichter, zu Peter Lotichius, mit dem er in Montpellier zusammengetroffen war, und unter dessen Werken sich mehrere an Clusius gerichtete Briefe und Gedichte erhielten.

Wendet sich ein so begabter, so durchgebildeter Mann endlich mit ganzer Kraft und feurigem Eifer einem einzelnen Fache zu, wie Clusius der Botanik, so kann der Erfolg nur ein glänzender sein. Keiner seiner Vorgänger oder Zeitgenossen hat die Pflanzenkunde mit neuen Entdeckungen mehr bereichert, seine Entdeckungen genauer untersucht und beschrieben als er. Auch an der klassischen Gelehrsamkeit, mit welcher die Botaniker seiner Zeit zu prunken pflegten, fehlte es ihm nicht, und glücklich entzifferte er manche Pflanzen des Alterthums; allein mit vollem Recht war er dieser Richtung nicht zugethan, und schätzte die genaue Untersuchung der Naturgegenstände höher als die schwankenden Muthmassungen über ihre ältere Synonymie, womit Andre ihre Bücher anschwellten. Man hat ihm Mangel an Sinn für systematische Ordnung vorgeworfen; dabei hat man vor Allem übersehen, dass keins seiner Werke eine Naturgeschichte des ganzen Pflanzenreichs sein, sondern jedes nur Materialien zu einer solchen darbieten sollte, bei denen auf die Anordnung weniger ankam. Gleichwohl fehlt es ihnen im Besondern keineswegs an Ordnung: fast durchgängig stehen die Arten derselben Gattung, oft auch viele Gattungen derselben Familie, ja mitunter sogar Pflanzen verschiedener, aber verwandter Familien beisammen. Unverkennbar ist das Bestreben, die höher entwickelten den minder entwickelten Pflanzen voranzustellen. In jedem seiner Werke wird mit den Bäumen und Sträuchen der Anfang gemacht, und unter den Kräutern mit den sogenannten Kranzpflanzen, denen, welche die schönsten Blumen tragen. Hier stehen die Liliaceen im weitern Sinn und die Irideen voran, worauf die Ranunkeln und Anemonen folgen, und dann freilich auch manche unbegreifliche Zusammen-

stellungen eintreten. So ist die Anordnung in des Clusius beiden Fundamentalwerken über die spanischen und über die ungarischen Pflanzen von 1576 und 1583, und welcher Botaniker dieser Zeit, selbst Dodoens nicht ausgenommen, darf sich einer bessern Anordnung rühmen? Grosse Fortschritte machten zwar bald darauf Lobelius und vor allen Cäsalpinus; beider Werke hätte Clusius am Ende seines Lebens in der Rariorum plantarum historia von 1601 benutzen können. Allein dazu bedurfte es entweder ganz neuer umfassender Untersuchungen, wozu der an den Lehnsessel gefesselte Greis von 75 Jahren nicht mehr geeignet war, oder einer blinden Nachahmung, die er von jeher verschmähete.

Von seinen Schriften gehören hierher zuerst seine schon unter Dodonäus angezeigte französische Uebersetzung von dessen Cruydboeck, Anvers 1557, wobei sich als Anhang eine kleine Schrift von Clusius selbst befindet:

Petit recueil, auquel est contenue la description d'aucunes gommes et liqueurs etc. (man sehe den sehr langen Titel bei Pritzel, kürzer und sehr abweichend bei Seguier. Mir fehlt das Buch).

Enthält nach Treviranus nur 33 Seiten nebst 3 mittelmässigen Holzschnitten früher noch nicht abgebildeter Pflanzen. Clusius selbst muss wenig Werth darauf gelegt haben, denn er nennt die folgende in der Vorrede seine erste botanische Schrift:

Caroli Clusii Atrebatis rariorum aliquot stirpium per Hispanias observatarum historia etc. Antverpiae ex officina Plantini 1576, in 8. mit 233 Holzschnitten nach Trew, 299 nach Treviranus. Mir fehlt leider auch diese Schrift im Original.

Einige der für dieses Werk bestimmten Holzschnittformen benutzte Dodoens bei seiner zwei Jahr frühern Historia purgantium, so wie umgekehrt Clusius einige von Dodoens mit gegenseitiger Zustimmung. An Werth sollen Zeichnungen und Formschnitte beider einander sehr nahe kommen, und ohne Zweifel liess der Buchhändler Plantyn sie von denselben Künstlern anfertigen; nur die Abdrücke findet Treviranus bei Dodoens, der sie selbst überwachen konnte, besser. Ueber den Werth des Textes sprach ich schon.

Indem ich die ältern Separatausgaben der von Clusius verfertigten und zum Theil mit Anmerkungen versehenen Uebersetzungen botanischer Schriften aus verschiedenen neuern Sprachen hier übergehe, komme ich auf sein zweites botanisches Hauptwerk:

Car. Clusii Atrebatis rariorum aliquot stirpium per Pannoniam Austriam et vicinas quasdam provincias observatarum historia quatuor libris expressa. Antverpiae ex officina Christophori plantini 1583, in 8. mit 364 Holzschnitten (nach eigner Zählung; Trew zählt nur 360, Treviranus 358).

In der Anordnung und Behandlung dem vorgenannten Werke gleich, auch die Zeichnungen meines Erachtens nicht minder lobenswerth, aber die Abdrücke zum Theil erbärmlich. Selbst der Druck des Textes ist schlecht und so fehlerhaft, dass sich Clusius desselben schämte, und bitter darüber beklagte (in einem seiner ungedruckten Briefe, nach Treviranus). Selbst Verwechselungen der Holzschnitte kommen vor. Zwischen einem langen Druckfehlerverzeichniss und den Registern befinden sich drei Cartons und darauf vier Holzschnitte, von denen die beiden ersten nur ausgelassen waren, die beiden andern, ein Helleborus und ein Orobus, zwei andern ganz falschen Figuren substituirt werden sollen. Es gab aber noch mehr zu verbessern; so hat sich z. B. pag. 596 unter dem Namen Lamium III. eine Abbildung der Convallaria majalis eingeschlichen, wovon im Text nichts steht, und auf der nächsten Seite sieht man das wahre Lamium III. Alle Mängel der Art verschwinden in der mit vielen neuen Zuthaten vermehrten Gesammtausgabe der beiden frühern Werke, deren man sich daher vorzugsweise zu bedienen pflegt:

Car. Clusii Atrebatis etc. rariorum plantarum historia. Antverpiae ex officina Plantiniana apud Joannem Moretum 1601, in fol.

Ein Verzeichniss des Inhalts steht auf der Rückseite des Titels, und enthält fünf Stücke: 1. Rariorum plantarum historia sex libris descripta a Car. Clusio. Das sind die Pflanzen der beiden vorgenannten Werke mit denselben gut abgedruckten Holzschnitten, durch manche neue Pflanzen vermehrt. 2. Ejusdem commenta-

riolum de fungis, ein ganz neues Werk, und das erste über diese schwierige Familie. Einige schon von Lobelius bekannt gemachte Abbildungen sind, weil der Verleger die Formen nochmals zu benutzen wünschte, hinzugefügt. 3. Honorii Belli aliquot ad Car. Clusium epistolae de variis stirpibus agentes. 4. Thobiae Roelsii de certis quibusdam plantis epistola. 5. Joannis Ponae montis Baldi descriptio. Ist der Wiederabdruck einer unserm Clusius gewidmeten kleinen Schrift, die schon 1595 zu Verona in 4. erschienen war. Vier Jahr jünger ist ein anderes grosses Werk, welches sich als der zweite Band des vorstehenden betrachten lässt:

Car. Clussii Atrebatis etc. exoticorum libri decem, quibus animalium plantarum aromatum aliorumque peregrinorum fructuum historiae describuntur: item Petri Bellonii observationes, eodem Car. Clusio interprete. Ex officina Plantiniana Raphelengii 1605, in fol.

Nach der Inhaltsanzeige hinter der Vorrede zerfällt das Werk in dreizehn Bücher und einen mit besondern Titel versehenen Anhang. Die sechs ersten Bücher gehören vollständig dem Clusius an, und enthalten die Beschreibung merkwürdiger ausländischer Naturproducte aller Art, ganze Pflanzen, Früchte, Rinden, Wurzeln u. s. w., Vögel, vierfüssige Thiere, Fische, Korallen u. s. w. Buch VII und VIII bestehen aus des Clusius abgekürzter lateinischer Uebersetzung der Aromatum apud Indos nascentium historia des Garçias ab Horto aus dem Portugisischen, mit Abbildungen und Anmerkungen des Uebersetzers und eines ungenannten Orientalisten, vermehrt und berichtigt in dieser fünften Auflage. Buch IX enthält unter gleichem Titel und auf gleiche Weise behandelt das von Clusius aus dem Spanischen abgekürzt übersetzte Werk des Christophorus a Costa in der dritten Auflage, bei welchem die Abkürzung um so nöthiger war, weil a Costa sehr vieles von seinem Vorgänger ab Horto entlehnt hat. Buch X enthält des Nikolaus Monardus simplicium medicamentorum ex novo orbe delatorum historia, aus dem Spanischen gleichfalls abgekürzt, aber mit Scholien und Abbildungen bereichert

von Clusius, in der vierten Auflage. Hieran schliessen sich Buch XI—XIII, enthaltend die Uebersetzung einiger kleinerer Schriften desselben Monardus: de lapide Bezoor et herba Scorzonera, de Ferro, de Nive, denen noch beigefügt ist ein libellus de Rosa, eine dissertatiuncula de Citriis, beide von Monardus, und eine Appendix altera ad rariorum plantarum historiam von Clusius selbst. Hierauf unter besonderm Titel die von Clusius aus dem Französischen übersetzten Observationes des Petrus Bellonius (richtiger Belon) in drei Büchern, wiederum mit Erläuterungen des schon erwähnten anonymen Orientalisten, und endlich die Abhandlung desselben Verfassers de neglecta plantarum cultura atque earum cognitione, gleichfalls von Clusius aus dem Französischen übersetzt. Diese zwei Folianten, die Rariorum plantarum historia und die Exoticorum libri, enthalten zusammen alles, was Clusius über Botanik veröffentlicht hat. Aber zwei Jahr nach seinem Tode erschienen noch aus seinem Nachlass:

Car. Clusii Atrebatis curae posteriores, seu plurimarum non ante cognitarum aut descriptarum stirpium peregrinorumque aliquot animalium novae descriptiones etc. In officina Plantiniana Raphelengii, 1611, in 4.

Enthält einzelne Nachträge zu den verschiedenen vorgenannten Büchern, und als Anhang die biographischen Nachrichten, welche ich benutzte.

Drei Werke mässigen Umfangs sind es also, auf denen, abgesehen von ihrer öfern neuen Ueberarbeitung und vielfachen Uebersetzungen fremder Werke, des Clusius Ruhm beruht: aber wenige Botaniker haben mit so Wenigem so viel geleistet wie er.

§. 49.

Matthias Lobelius und Peter Pena.

Des Dodonäus und Clusius Freund und Landsmann war Matthias Lobelius, eigentlich de l'Obel. Sein Leben haben seine beiden Landsleute und Zeitgenossen Valerius Andreas (Bibliotheca Belgica) und Franciscus Swert (Athenae Belgicae)

kurz und oberflächlich beschrieben. Neuere beschränkten sich meist auf eine Wiederholung ihrer Nachrichten, ausgenommen Pulteney [1]), der sie hin und wieder berichtigte und vervollständigte.

Geboren ward Lobelius 1538 zu Lille im französischen Flandern. Wo er seine frühere Bildung empfing, ist unbekannt; wie ungenügend sie gewesen, verräth die Schwerfälligkeit und Incorrectheit seines lateinischen Stils. Die Medicin studirte er unter Rondeletius zu Montpellier, also jedenfalls vor 1566, dem Todesjahr des Rondeletius, und wenn ihm die Vorliebe für die Botanik wie dem Clusius erst durch diesen Lehrer eingeimpft ward, schon seit 1554; denn ihrer rühmt er sich selbst, nicht, wie in der deutschen Uebersetzung des Pulteney steht, seit seinem sechzigsten, sondern sechzehnten Lebensjahre [2]). Indem er von Montpellier aus verschiedene Reisen durch das südliche Frankreich machte, lernte er zu Narbonne den Peter Pena, den Mitarbeiter an seinem ersten botanischen Werk, den Adversarien, kennen. Nach beendigten Studien durchreiste er noch Oberitalien die Schweiz Deutschland und vermuthlich auch England, wie Pulteney sehr richtig bemerkt, wiewohl seine niederländischen Biographen nichts davon wissen, und liess sich dann als praktischer Arzt erst zu Antwerpen, dann zu Delft nieder. Darauf, wir erfahren wieder nicht wann, ward er Leibarzt des Prinzen Statthalter Wilhelm von Oranien, nach dessen Ermordung, also nach dem Jahre 1584, er noch eine Zeit lang im Dienst der Generalstaaten blieb, und dann für immer nach England übersiedelte. Dass er sich jedoch schon früher in England aufgehalten, folgert Pulteney aus dem Umstande, dass die erste Ausgabe seiner Adversarien von 1570, und versehen mit einer Dedication an die Königin Elisabeth von England, in London erschien. Ich füge einen noch strengern Beweis hinzu: in einer

1) *Richard Pulteney's Geschichte der Botanik bis auf die neuern Zeiten, mit besonderer Rücksicht auf England. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von K. G. Kühn. Leipzig, 2 Bände, 1798.* Darin *1, Seite 72 ff.*

2) *„A juvenilis aetatis annis 16 me voluptas et desiderium cognitionis plantarum materiaeque medicae coepit." Math. de l'Obel stirpium illustrationes. Curante Guil. How., pag. 22.*

Elegie, die seiner Historia plantarum von 1576 vorgedruckt ist, werden ausser seinen sonstigen Reisen auch die durch England ausdrücklich hervorgehoben. Bei seinem zweiten Aufenthalt in England durchreiste er mehrere Grafschaften in Begleitung seiner Gattin, die ihm treulich Pflanzen suchen und sammeln half. Jetzt fand er auch einen vornehmen Gönner am Lord Zouch, dessen Garten zu Hackney er beaufsichtigte, und begleitete ihn 1598[1]) auf seiner Gesandtschaftsreise nach Kopenhagen. Später erhielt er vom König Jakob I. den Titel eines königlichen Botanographen, der zum ersten mal auf dem Titel der Ausgabe seiner Adversarien von 1605 (also zwei Jahr nach des Königs Regierungsantritt) vorkommt. Er starb 1616, im Alter von 78 Jahren zu Highgate in der Nähe von London, wo seine Tochter verheirathet war, und wo er selbst die letzten Jahre seines Lebens zugebracht zu haben scheint.

Sein erstes Hauptwerk führt den Titel:

Stirpium adversaria nova, perfacilis investigatio luculentaque accessio ad priscorum, praesertim Dioscoridis, et recentiorum materiam medicam, authoribus Petro Pena et Matthia Lobelio. London 1570, in 4.

Es ist der Königin Elisabeth zugeeignet. Wiederholt ward es Ibidem 1571 und 1572, ausser dem Titelblatt unverändert. Dann erschien es etwas vermehrt Antwerpiae apud Christophorum Plantinum 1576, in fol.; endlich noch dreimal in fol., und zwar 1605 wieder zu London, 1618 wieder zu Leiden, und 1651 zu Frankfurt am Main. Diese drei letzten Ausgaben sind aber beträchtlich vermehrt und führen einen etwas veränderten Titel:

Dilucidae simplicium medicamentorum explicationes et stirpium adversaria etc. (wie in der ersten Ausgabe). Methodo exquisitissima a notioribus summisque classium generibus ad ultimas usque species digesta. Authoribus Petro Pena et Matthia Lobelio medicis. Quibus accessit

1) Von seiner Fahrt nach Dänemark im Jahr 1598 spricht er selbst *a. a. O. Seite 157.* Ich halte daher die Jahrszahl 1592 in der deutschen Ausgabe des *Pulteney I, S. 73* für einen Irrthum, deren diese Uebersetzung so viele hat.

altera pars cum prioris illustrationibus etc. Opera et studio Matthiae de Lobel. Londini 1605, fol.

Ich kenne nur die antwerpener Ausgabe von 1576, welche nicht der Königin, sondern den Professoren der Universität Montpellier gewidmet, aber merkwürdiger Weise vom Jahr 1570 datirt ist. Von den beiden Verfassern hat keiner die Dedication unterzeichnet. Das Werk überhaupt empfielt sich durch die darin herrschende Anordnung der Pflanzen, auf die ich zurückkommen werde, und durch eine beträchtliche Anzahl früher noch gar nicht, oder hier besser als zuvor beschriebener Pflanzen, vornehmlich des südlichen Frankreichs, wiewohl des Lobelins Beschreibungen im Ganzen wenig Lob verdienen. Sie sind meist kurz und unbestimmt. Die barbarische, und noch dazu oft dunkle Catinität des Textes erinnert an die verflossenen Jahrhunderte. Der grössere Theil des Textes ist antiquarisch-kritischen Inhalts, oft mit mehr Härte als Spürkraft gegen Mattioli und Andre gerichtet. Die Holzschitte sind nicht übel, doch, mit Ausnahme einiger von Clusius und Andern entlehnten, meist kaum zwei, selten über drei Zoll hoch, so dass sie oft nicht einmal die Tracht, viel weniger den Bau der Pflanzen erkennen lassen.

Viel Mühe hai man an die Lösung des Räthsels verwandt, welchen Antheil Pena, welchen Lobelius an dem Werke genommen. Sie selbst sagen darüber kein Wort. Ihr Zeitgenosse Dalechamp citirt das Werk allein unter Pena's Namen, doch vermuthlich nur, weil sein Name auf dem Titelblatt voransteht. Spätere pflegen es allein unter des Lobelius Namen zu citiren, vermuthlich deshalb, weil der grösste Theil des Inhalts später in ein Werk überging, welches allein des Lobelius Namen trägt. Je nachdem man nun diesen oder jenen für den wahren oder vornehmsten Verfasser hielt, beschuldigte man entweder den Lobelius der Anmassung oder den Pena einer unbedeutenden Theilnahme. Die wahrscheinlichste Meinung, die auch Duvau[1]) annimmt, ist

1) In den beiden Artikeln der *Biographie universelle: Lobel Vol. XXIV*, und *Pena Vol. XXXIII.*

die, Pena hätte einen beträchtlichen Theil des Materials aus Südfrankreich geliefert, Lobelius das gesammte Material verarbeitet. Den Hauptgrund dafür finde ich in der eigenthümlichen Latinität der Adversarien, die sich in des Lobelius eignen Werken völlig gleich bleibt; einen zweiten Grund darin, dass Pena niemals selbständig als Schriftsteller aufgetreten ist. Ob Pena auch Zeichnungen oder gar Formen zu dem Werke geliefert, wie Treviranus wenigstens für möglich hält, lasse ich dahin gestellt sein. Aber gegen den Vorwurf der Anmassung muss ich den Lobelius in Schutz nehmen. Alle Ausgaben der Adversarien tragen die Namen beider Freunde auf dem Titel, und noch in einem Schreiben an Gerard von 1597, welches vor dessen Herbal abgedruckt ist, nennt Lobelius, vermuthlich lange nach Pena's Tode: „Penae nostramque novam methodum et ordinem," lässt also dem Freunde immer noch die volle Hälfte der Ehre des Werks, und nirgends hat er, wie Haller[1]) behauptet, das ganze Werk in Anspruch genommen. Duvau nennt es eine Ungerechtigkeit des Lobelius gegen seinen Mitarbeiter, dass er seiner im Text gar nicht erwähne. Wollten aber beide vor der Welt, wie man aus dem Titel ihres Werks, wie auch aus jenem Schreiben des Lobelius schliessen muss, als gleich betheiligt an der Arbeit gelten, wie konnte da Einer vom Andern sprechen? Und hatte Pena nur Materialien geliefert, Lobelius sie bearbeitet, wie Duvau selbst und ich mit ihm vermuthen, so war ja jenem durch Nennung seines Namens auf dem Titel schon mehr Ehre erzeigt, als ihm zukam. Ganz allein der Stellung seines Namens auf dem Titel der Adversarien verdankt es Pena, dass die Geschichte der Wissenschaft ihn nicht übergeht. Denn für sich allein hat er nicht einen Buchstaben drucken lassen. Er hat dem ältern Bauhin einige Pflanzen mitgetheilt, das ist alles, was wir von ihm wissen, vom Verlauf seines Lebens gar nichts.

In genauem innerm wie äuserem Zusammenhange mit den Adversarien steht des Lobelius zweites Hauptwerk, woran Pena keinen Theil mehr hatte:

1) *Haller bibliotheca botanica I, pag. 352.*

Plantarum seu stirpium historia Matthiae de Lobel Insulani. Cui annexum est Adversariorum volumen. Antverpiae, ex officina Christophori Plantini, 1576, in fol.

Der damit verbundenen neuen Auflage der Adversarien erwähnte ich schon. Sie hat zwar einen besondern Titel, das ihr beigegebene Register erstreckt sich jedoch zugleich mit über das neue Werk, was zwar voransteht, woraus der Leser aber stets auf das hinterstehende Werk verwiesen wird. Eine Abhandlung von Rondeletius de Succedaneis steht am Ende der Historia. In diesem Werke kommen bei Lobelius zum erstenmal grössere gut gezeichnete und geschnittene Abbildungen gleich denen des Clusius und Dodonäus vor, während die Adversarien in dieser Ausgabe die kleinern Abbildungen noch beibehalten. Aber die meisten jener Abbildungen sind von Clusius oder Dodonäus, deren Werke ja gleichfalls bei Plantyn erschienen waren, geborgt. Ueber den Columnen führt das ganze Werk mit Ausnahme eines kurzen Anhangs den Titel „Stirpium observationes," und wird auch so nicht selten citirt. Es ist reich an Berichtigungen und Zusätzen neuer Pflanzen zu den Adversarien, vornehmlich englischer; doch sollen die Standorte der englischen nach Rajus grossentheils unzuverlässig sein. Die vielen und meist ungenauen Verweisungen auf die Adversarien erschweren aber seinen Gebrauch, es war daher ein glücklicher Gedanke, beide Werke in Eins zu verschmelzen. Dies that Lobelius in seinem dritten Hauptwerk:

Kruydtboeck oft Beschryvinghe van allerleye Ghewassen Kruyderen Hesteren ende Gheboomten: deur Matthias de L'obel Medecyn der Princ. Exc. T'Antwerpen by Christoffel Plantyn 1581, in fol. und in 2 Theilen, doch ohne besondern Titel des zweiten Theils. 994 und 312 Seiten ohne die Vorrede, die weitläuftigen Register und ohne des Rondeletius Abhandlung van de Succedanea. Auch sind ganz am Ende noch angehängt 2 Blatt Achterghelaten beschreven Figuren. An Holzschnitten enthält Thl. I. 1619 und Thl. II, nebst den Nachträgen nach meiner Zählung 562, nach Trew nur 534.

In diesem Werke finden wir fast lauter grössere Figuren, einige

fast von der Höhe der Blätter, darunter sehr wenige kleinere aus den Adversarien. Das bessre Papier hat auch einen bessern Abdruck der Formen gestattet. Aber die meisten der neu hinzugekommenen Abbildungen sind von Clusius entlehnt.

In demselben Jahre erschien auch bei demselben Drucker ein Werk, welches unter des Lobelius Namen citirt zu werden pflegt, obgleich er selbst keinen Theil daran hat, und sein Name nur in der Vorrede, nicht auf dem Titel vorkommt:

Plantarum seu stirpium icones. Antverpiae, ex officina Christophori Plantini, 1581, in Querquart. — Später bloss mit einem neuen Titel und neuen Registern versehen:

Jcones stirpium seu plantarum tam exoticarum quam indigenarum. Ibidem apud eundem 1591.

Beide Ausgaben sind blosser Abdruck derselben Holzschnitte, welche das Kruydtboeck enthält, ohne Text, doch mit dem Namen der Pflanzen und einer Nachweisung, wo die Beschreibung bei Lobelius zu finden ist. An sich hat es daher wenig Werth, ist aber dadurch, dass Linné es in seinen Species plantarum durchgängig citirt, bedeutender geworden als des Lobelius eigne Werke.

Endlich erschien noch lange nach des Verfassers Tode

Matthiae de l'Obel M. D. Botanographi Regii eximii stirpium illustrationes Plurimas elaborantes inauditas plantas, subreptitiis Joh. Parkinsoni rapsodiis (ex codice MS. insalutato) sparsim gravatae. Ejusdem adjecta sunt ad calcem Theatri botanici Ἁμαρτήματα. Accurante Guil. How, Anglo. Londini 1655, in 4

Unter dem Titel Illustrationes wollte Lobelius mit Unterstützung des Lord Zouch ein umfassendes prachtvoll ausgestattetes botanisches Werk herausgeben, dessen Bearbeitung des Verfassers Tod unterbrach. Ein Bruchstück der Handschrift, welche Parkinson, ohne des Lobelius zu erwähnen, bereits benutzt hatte, machte How unter obigem Titel bekannt. Es ist ein schwacher Band von 170 gezählten und 41 ungezählten Seiten ohne Abbildungen. Es enthält in der That mehrere bis dahin unbekannte Pflanzen, vornehmlich aus England, einige auch aus Dänemark,

doch nach des Verfassers Weise so ungenügend beschrieben, dass es schwer hält sie zu enträthseln.

In der Vorrede, die wie das ganze Buch von einer mit dem Alter gesteigerten Verbitterung zeugt, kritisirt der Verfasser die von seinen Vorgängern befolgten Anordnungen der Pflanzen, unterandern auch die nach dem Vorkommen und dem Vaterlande. Dabei spricht er die für jenes Zeitalter merkwürdigen Worte aus: „Quaedam in montibus pariter et convallibus, ut Eryngium, Calamintha, Polium, et alia quamplurima; et quod imprimis observatu dignum, quae jugis montium calidarum regionum proveniunt, eadem in planis, sylvis, sylvosis et depressis regionum septentrionalium exeunt." Das ist die erste Beobachtung der Art, die ich kenne. Wie oft musste sie wiederholt werden, bis endlich erst in unsern Tagen der in ihr schlummernde Keim einer Geographie der Pflanzen zur Entwickelung kam!

Das Wichtigste in allen Werken unsres Schriftstellers ist aber die Anordnung der Pflanzen. Und er weiss das; sie ist es, womit er, überhaupt zum Selbstlob und zur Herabsetzung Anderer geneigt, sich am meisten und häufigsten brüstet. Und obgleich dieselbe Anordnung wie in seinen spätern Werken schon in den Adversarien herrscht, so haben wir doch nicht den entferntesten Grund zu glauben, dass sie nicht ganz seine eigne Erfindung sei. Sein ausgesprochener Grundsatz ist, von den einfachern und minder ausgebildeten zu den höher entwickelten Pflanzen fortzuschreiten. In der Anwendung dieses Grundsatzes verlässt er sich indess noch ganz auf sein Gefühl. Bei den ersten Schritten, die er that, leitete es ihn auch ziemlich richtig, indem er mit den Gräsern begann, und ihnen die bei weitem grössere Zahl der übrigen Monokotylen anschloss. Ganz gelang ihm indess nicht einmal die Absonderung dieser so natürlichen Pflanzenklasse; die Gattungen Paris, Alisma, Sagittaria, Verathrum, Cypripedium nebst einigen andern Orchideen, Aloe, Stratiotes, Hydrocotyle, Arum, Calla, Tamus, Polygonatum, Ruscus und Asparagus stehen gar zerstreut mitten unter den Dikotylen, und andrerseits steht z. B.

Melampyrum, offenbar wegen der Etymologie des Namens, neben dem Weizen unter den Gräsern. Noch weniger stehen die Farne, die Equisetaceen und niedrern Akotylen beisammen, und viele Glieder der ausgezeichnetsten dikotylen Familien, z. B. der Cruciferae, welche er unmittelbar auf die Monokotylen folgen lässt, der Compositae, der Chenopodiaceae und Amaranthaceae, der Labiatae, der Umbelliferae, der Papilionaceae u. s. w. haben sich weit von ihren nächsten Verwandten verirrt. Doch wollen wir auf diese Mängel nicht zu viel Gewicht legen. Jeder mehr oder minder natürlichen Gruppe von Pflanzen geht eine synoptische Tabelle der Arten, wiewohl ohne Diagnosen, voran. Ueberall erkennt man das Streben nach einer durchgreifenden natürlichen Folge bei Lobelius weit deutlicher als bei irgend einem seiner Vorgänger, und wie oft es ihm misslungen, schon dies Streben verdient unsre volle Anerkennung.

Zweites Kapitel.

Die specielle Botanik in Italien zur Zeit der deutschen Väter der Pflanzenkunde.

§. 50.

Petrus Andreas Matthiolus.

Alle italiänische Botaniker vor Cäsalpinus, mit welchem eine neue, dem nächsten Bande vorbehaltene Periode beginnt, wie viel sie auch als Beobachter leisten mochten, fuhren fort das Verständniss der klassischen Naturforscher zu ihrer Hauptaufgabe zu machen, und die unmittelbare Naturforschung nur als Mittel zu diesem Zweck zu behandeln. In einer Specialgeschichte der italiänischen Botanik wäre daher dies Kapitel von dem ersten des vorigen Buchs nicht zu trennen; in der allgemeinen Geschichte unsrer Wissenschaft durfte ich die Epoche, welche Brunfels macht, nicht unbezeichnet lassen, und musste folglich die Italiäner, welche jünger sind als er, zurückstellen.

Der erste und bekannteste unter ihnen ist Pierandrea Mattioli oder Petrus Andreas Matthiolus, wie er sich in

seinen lateinischen Schriften nennt. Was ich von seinem Leben zu sagen habe, nehme ich aus Tiraboschi [1]) und dem betreffenden von Duvau bearbeiteten Artikel der Biographie universelle [2]). Beide berufen sich auf die mir verschlosseuen Memorie istoriche per servire alla vita di piu uomini illustri della Toscana, Livorno 1757 in 4., von denen jedoch Tiraboschi nach eignen Forschungen öfter abweicht. Als Quelle dieser Quelle nennt er die Biographie des Mattioli von dem Abbate Fabiani aus Siena; sie muss sehr selten sein, Tiraboschi selbst hat sie nicht gesehen, und von Andern finde ich sie nicht einmal citirt.

Geboren ward Mattioli zu Siena 1501, nicht 1500, wie Duvau sagt; denn 1568 gab er selbst in der Dedication der Ausgabe seiner Commentarii von diesem Jahre sein Alter auf 67 Jahre an. Seine frühere Jugend verlebte er mit seinem Vater, der praktischer Arzt war, in Venedig, und ward von da nach Padua geschickt, um nach beendigten philologischen Vorstudien die Jurisprudenz zu studiren. Statt dessen aber legte er sich ganz auf das Studium der Medicin. Nach seines Vaters Tode berief ihn seine Mutter aus Mangel an Geldmitteln zu sich nach Siena, wo er seine medicinische Praxis eröffnete und sich, wie Tommasini bei Tiraboschi versichert, in kurzer Zeit so viel erwarb, dass er die Praxis aufgeben und sich ganz seiner Wissenschaft widmen konnte. Doch schon Tiraboschi nennt diese Angabe ungenau, und wirklich finden wir ihn noch lange Jahre an verschiedenen Orten mit der medicinischen Praxis beschäftigt. Schon in der letzten Zeit des Pabstes Leo X, also schon vor 1521, bis zum Jahre 1527 praktisirte er in Rom. Wegen kriegerischer Uuruhen, wie Duvau sagt, zog er sich nach Valle Anania ins Bisthum Trient zurück, wo er 14 (nach Duvau irrig nur 13) Jahr lang zubrachte, und der besonderen Gunst des Cardinals Clesio, des damaligen Fürst-Bischofs von Trient genoss. Von da ging er nach Görz, und lebte daselbst wieder als praktischer Arzt 12 Jahr lang. Vermuthlich war er als

1) *Tiraboschi storia della letteratura Italiana, tom. VII, parte II, pag. 2 sqq. ediz. di Roma in 4.*

2) *Biographie universelle, tom. XXVII, pag. 482 sqq.*

Stadtarzt dahin gerufen, denn er bezog einen Gehalt vom Magistrat, der ihm, als sein Haus abbrannte, auf ein Jahr lang vorausgezahlt ward. Etwas anders erzählt das Johann Oderich Melchior, Leibarzt der Königin von Böhmen, in einem Briefe an seinen Freund Mattioli [1]). Nach ihm hatte sich Mattioli in Görz bereits niedergelassen, als ihm der Magistrat aus eignem Antriebe wegen seiner grossen Verdienste eine Rente votirte. Auch hätten sich, erzählt er, nach jenem Brande alle Männer und Frauen der Stadt so sehr beeifert dem Mattioli seinen Verlust durch Geschenke an Sachen und Geld zu ersetzen, dass er am Tage nach dem Brande reicher gewesen sei als zuvor. Der ganze Brief, den Mattioli mit grossem Behagen beantwortete, ist aber so voll übertriebener Schmeichelei, wie kaum jemals ein Panegyrikos auf einen verstorbenen Fürsten war; weshalb mir bei Benutzung desselben grosse Vorsicht nöthig scheint. Von Görz berief ihn Ferdinand I. zu sich nach Prag, und ernannte ihn zum Leibarzt seines Sohnes, des Erzherzog Ferdinand. Rechnen wir von 1527 ab nach Melchiors Angaben 14 Jahr für den Aufenthalt in Valle Anania, 12 Jahr für den in Görz, so fällt sein Uebergang nach Prag auf das Jahr 1553. Er selbst aber erklärt in der Epistola nuncupatoria vor der Ausgabe seiner Commentarii von 1565, dadirt vom letzten Januar desselben Jahrs, er hätte nun 10 Jahr als Leibarzt im Dienste des Erzherzogs gestanden. Hiernach müsste er diesen Dienst 1555 angetreten haben. Tiraboschi nimmt mit vieler Wahrscheinlichkeit die Mittelzahl 1554 an Vielfache Auszeichnung ward ihm während seines langen Hoflebens zu Theil: 1562 erhob ihn Kaiser Ferdinand in den Adelstand und ernannte ihn zum Hofrath. Des Kaisers Nachfolger Maximilian II. liess ihn sich von seinem Bruder dem Erzherzoge abtreten, und machte ihn zu seinem eignen ersten Leibarzt. Erst 1577 erlag er einer Pestepidemie zu Trient, nachdem er kurz zuvor seinen Abschied genommen, und sich in jene Stadt zurückgezogen hatte.

---

1) Abgedruckt in *Matthioli epistolae medicinales, lib. V, pag. 206 sqq.*, im Anhange zur Ausgabe der *Opera Matthioli von Casp. Bauhin, Basil. 1598 in fol.*

Das Werk, dessen allmäliche Erweiterung und Verbesserung ihn sein ganzes Leben über beschäftigte, und der Träger seines Ruhms ward, ist ein Commentar zum Dioskorides. Zuerst erschien das Werk in italiänischer, dann in lateinischer Sprache, dann ward es in mehrere andre lebende Sprachen übersetzt, und in zahllosen Auflagen wiederholt. Moretti, welcher diesem Werke besondre Aufmerksamkeit schenkte, und ihm eine Reihe von Abhandlungen widmete[1]), besass selbst 40 verschiedene Ausgaben desselben, und hatte ausserdem noch 21 andre in fremden Bibliotheken untersucht. Leider übereilte ihn der Tod vor Vollendung derjenigen Abhandlung, welche die Bibliographie des Werks enthalten sollte. Gute Vorarbeiten dazu lieferten indess schon Hoffmann im Artikel Dioskorides seines bibliographischen Lexikons der griechischen Literatur, und mehr noch Pritzel in seinem Thesaurus literaturae botanicae, worin aber der Artikel Dioskorides ausser der alphabetischen Ordnung auf pag. 330 beginnt. Mir fehlen zur Vervollständigung und Berichtigung dieser weitläuftigen Arbeiten sowohl der Raum als die Mittel. Nur das Wichtigere führe ich an, weil die Ausgaben unter einander in hohem Grade ungleich sind.

Bei weitem die meisten italiänischen und lateinischen Ausgaben, doch nicht alle, erschienen in Venedig bei Valgrisi von 1548 ab; sogar die böhmische Uebersetzung von 1562 und die deutsche von 1563, beide zu Prag gedruckt, erschienen gleichwohl auf Valgrisi's Kosten. Vorausgegangen war indess die erste italiänische Ausgabe 1544 Venedig bei Bascarini. Die spätern nicht bei Valgrisi erschienenen Ausgaben scheinen Nachdrücke zu sein. Die erste lateinische Ausgabe von 1554 ist in klein Folio, und in ihr finden sich zuerst auch Abbildungen in Holzschnitt, grösstentheils 4½ Zoll

1) Ich verdanke diese Abhandlungen der Güte des Verfassers in Separatabdrücken, *Memoria I—VII in 8. VII* noch einmal und dazu *VIII in 4.* alle unter dem Titel: *Difesa e illustrazione delle opere botaniche di Pier Andrea Mattioli*, abgedruckt aus dem *Giornale dell' istituto Lombardo di scienze lettere ed arti* von 1844 bis 1853. — Die Angabe der Zahl der Ausgaben in *Memor. I, pag. 3*, in der Anmerkung.

hoch und 2½ Zoll breit, nach meiner Zählung 562 Figuren, von denen 504 Pflanzen, 58 Thiere darstellen. Die mir unbekannte Ausgabe von 1558 ist nach Trew mit 133 Abbildungen von gleicher Grösse vermehrt, und enthält auch des Mattioli Apologia adversus Amathum Lusitanum, die ausserdem zugleich für sich in 8. erschien, und nochmals in der Ausgabe des Commentars von 1559, in den folgenden Ausgaben dieses Werks aber wegblieb, und erst in den spätern Ausgaben der Opera Matthioli wieder Aufnahme fand. Jetzt beschloss Mattioli seinem Werke grössere und schönere Abbildungen zu geben. Er wusste sich dazu reiche Unterstützungen von vielen deutschen Fürsten, dem Kaiser an ihrer Spitze, zu verschaffen, und 1562 erschien der Commentar zum ersten mal in gross Folio mit den grösseren Bildern zu Prag in böhmischer, ebenso das Jahr darauf daselbst auch in deutscher Sprache, übersetzt von Georg Handsch, und mit einer weitläuftigen lateinischen Epistola nuncupatoria des Verfassers. Beide Ausgaben sind selten. Die böhmische kenne ich nicht, die deutsche, die ich besitze, und die vermuthlich mit jener übereinstimmt, enthält nur die vier ersten Bücher des Dioskorides mit ihrem Commentar und 810 Abbildungen, worunter 1 Thier und 5 Destilliröfen, also 804 Pflanzen. Nun folgte in demselben Format 1565 die erste lateinische Ausgabe mit 932 grössern Bildern, und vollständigem Text und Commentar in sechs Büchern. Mit Recht zieht man diese Ausgabe, die noch dazu ziemlich häufig ist, allen übrigen vor, wiewohl Treviranus sehr richtig bemerkt, dass die Abdrücke der Figuren darin, ungeachtet des bessern Papiers, schon etwas stumpfer sind als in der deutschen von 1563. Am besten werden sie demnach vermuthlich in der böhmischen von 1562 sein. Die Stöcke dazu scheinen aber sehr bald ganz unbrauchbar geworden oder verloren gegangen zu sein; denn in einer Ausgabe bei Valgrisi von 1570, die ich besitze, kehren die kleinen Figuren der ersten lateinischen Ausgabe wieder, auch die 85 Thierabbildungen im zweiten Buch, welche in den Ausgaben mit grossen Figuren fehlen, nebst verkleinerten Nachzeichnungen derjenigen Pflanzenbilder, welche der ersten lateinischen

Ausgabe fehlen. Die Zahl der Abbildungen ist dadurch im Ganzen auf 1023 gesteigert, doch weder Zeichnung noch Abdruck kann ich loben. Indess könnte Valgrisi diese Ausgabe auch zu einem geringeren Preise für Unbemittelte bestimmt haben, und es wäre möglich, dass sich die grossen Abbildungen doch noch in einer spätern Ausgabe wiederholten. Auch eine französische und spanische Uebersetzung seines Werks gedachte Mattioli zu veranstalten, allein in beiden Unternehmungen kam man ihm zuvor, wie er selbst in der Vorrede zur Ausgabe von 1565 erzählt. Eine spanische Uebersetzung des Dioskorides mit einem eigenen Commentar hatte Andreas de Laguna 1555 in fol. herausgegeben, wovon später noch viele Ausgaben erschienen. Mattioli beschwert sich über zu starke Benutzung seiner Arbeit dabei, und über die schlechten Copien seiner Abbildungen. Eine französische Uebersetzung unter Mattioli's Namen von Antoine du Pinet war in Lyon bei dem Buchhändler Gabriel Cotier erschienen, ich weiss nicht wann (die zweite Ausgabe erschien nach Trew bei Cotier's Wittwe 1566 in fol.), und in ihr waren Mattioli's Abbildungen, wie er klagt, so verkleinert, dass sie ganz unkenntlich geworden. Ich besitze eine Ausgabe dieser Uebersetzung von 1655, Lyon chez Claude Prost, in fol.; und darin sind die Holzschnitte noch etwas weniger als 2¼ Zoll hoch und 1¼ Zoll breit. Von einigen der spätern nach Mattioli's Tode erschienenen, und von Andern überarbeiteten Ausgaben und Uebersetzungen werde ich später unter den Namen ihrer Herausgeber sprechen.

Eine solche Reihe von Ausgaben und Uebersetzungen zeugt unverkennbar für den Beifall, den das Werk zu seiner Zeit und noch lange nachher fand, und dürften wir des Verfassers Schmeichlern unter seinen Correspondenten trauen, so hätte Valgrisius, wie Donzellinus [1]) aus dessen eigenem Munde gehört zu haben versichert, von den frühern Ausgaben des Commentars allein mehr als 32,000 Exemplare abgesetzt, so wären nach Oderich Melchiors Aussage [2])

1) *Matthioli opera, edidit Casp. Bauhinus.* Darin *Epist. medicinal. lib. IV, pag. 150 lin. 16.*

2) *Ibidem lib. V, pag. 209 lin. 48.*

Exemplare des Werks in Syrien Persien und Aegypten bis nach Memphis hinauf verbreitet, Araber und Afrikaner (Poeni) hätten sich an den Bildern darin erfreut, und in Thessalonich hätte sogar jemand eine hebräische Uebersetzung gesehen. Es bedarf jedoch nicht solcher Ausschmückungen, um des Werkes Werth darzuthun, und seine Fehler zu verdecken genügen sie nicht. Aber schwer ist es, gerecht über Mattioli zu urtheilen; denn wenige Schriftsteller verbinden mit solchen Vorzügen solche Schwächen wie er, daher er bald überschwängliches Lob, bald vernichtenden Tadel erfuhr; und noch bis heute glichen sich die Meinungen über ihn nicht gegen einander aus.

Der Titel, welchen er seinem Werke gab, bezeichnet nur einen Theil des Inhalts; ausser einer Erläuterung des Dioskorides in botanischer wie in medicinischer Beziehung, ist es zugleich, angeknüpft an den Text des Dioskorides, eine Naturgeschichte aller Pflanzen, welche Mattioli kannte, und nur leidenschaftliche Verblendung, wie sich am härtesten in Tourneforts[1]) Urtheil über ihn ausspricht, kann den wirklich grossen Pflanzenkenner in ihm verkennen. Es ist wahr, dass seine Beschreibungen an Genauigkeit und Lebendigkeit hinter denen des Clusius und Anderer zurückstehen, so wie dass er die meisten Pflanzen, die er zuerst beschrieb, nicht selbst entdeckt hatte, sondern den Mittheilungen Anderer verdankte. Doch fehlt es dem Werke keineswegs an eigenen Entdeckungen des Verfassers, zumal aus Tyrol, und manche derselben, von ältern Botanikern verkannt, und deshalb für naturwidrig dargestellt gehalten, wurden erst von Scopoli Wulfen und neuerlich von Moretti bestätigt. Unter den Mittheilungen, die er empfing, sind die zahlreichsten die des Luca Ghini, der selbst ein ähnliches Werk zu schreiben beabsichtigt hatte, ihm aber das ganze dazu gesammelte Material abtrat; die interessantesten sind die des mit dem kaiserlichen Gesandten Busbecq in Konstantinopel verweilenden Arztes Wilhelm Quakelbeen, vornehmlich aus

1) *Tournefort institutiones rei herbariae I, pag. 32.*

Kleinasien. Die Bekanntmachung dieser Pflanzen ist jedenfalls ein unbestreitbares Verdienst Mattioli's.

Auch um den Dioskorides machte er sich auf mehrfache Weise verdient. Da er anfangs hauptsächlich für Pharmaceuten schrieb, die meistens nicht einmal lateinisch, viel weniger griechisch verstanden, so begnügte er sich statt des Textes mit einer Uebersetzung des Dioskorides, und zwar mit der des Ruellius, die er in den frühern Ausgaben ins Italiänische übertragen, in den spätern lateinisch mit wenigen Veränderungen abdrucken liess. Als er aber durch Busbecq's Vermittelung den berühmten wiener Codex des Dioskorides erhielt, benutzte er ihn vielfach zur Berichtigung des Textes und seiner Uebersetzung. Dazu rühmt Sprengel[1]) in der Geschichte der Botanik nicht ohne Grund die seltene Spürkraft, mit welcher er die Pflanzen der Alten errieth. Das er dabei gleich Andern oft etwas zu keck war, und sich manches Missgriffs schuldig machte, wird ihm jeder Billige gern verzeihen.

In manche Irrthümer verfiel er bei den spätern Ausgaben seines Werks durch die Sorglosigkeit, mit der er die Pflanzen, welche er beschrieben und abgebildet hatte, wegwarf. Er gestcht das ganz unbefangen in zwei Briefen an Aldrovandi, welche Moretti[2]) mittheilt. Im Jahr 1553 schreibt er: „Jo non ho fatto mai uso di serbar semplici, contentandomi sempre del Giardino della Natura et di quello, che ho fatto intagliare hora nel libro;“ und im folgenden Jahre noch ausführlicher: „Ne bisogna che perciò aspettiate da me veruna di queste piante, perchè io non ho mai atteso a conservare piante, anzi come le ho fatte dissegnare, le ho lasciate andare tutte di male, perchè non ne faceva stima, avendone conseguito quello, che io ne voleva, nè mai mi sarei all' hora immaginato, che mi fossero state richieste da alcuno; e pur hora me accorgo, che quelli, che mi succedono, fanno quello, che io mai ho fatto, considerando piu avanti.“ Doch das entschuldigt sein Zeitalter, und wie wenige seiner Zeitgenossen konnten sich eines

1) *Sprengel, Geschichte der Botanik I, S. 294.*

2) *Moretti memoria I, pag. 21*, aus *Fantuzzi vita Aldrovandi, pag. 153 und 168.*

Herbariums rühmen! Um so genauer hätte er freilich beschreiben und seine Künstler beim Zeichnen überwachen sollen; keins von beiden that er. Viele seiner Beschreibungen sind höchst oberflächlich, und in dem schon öfter angeführten Schreiben an Maranta [1]) klagt er über die Unzuverlässigkeit eines seiner Zeichner aus Venedig. Zwei Pflanzen, Apios und Pistacia, welche er ihm zum Zeichnen gegeben, hätte derselbe auf der Rückreise von Görz nach Venedig verloren. „Quapropter veritus, ne ipsius aegre ferrem negligentiam, si id rescivissem, revocata in memoriam harum plantarum facie, illas memoriter delineavit, et excidendas curavit non sine magna animi mei indignatione." Das sind die beiden Abbildungen der Ausgabe von 1554 pag. 146 und 549, die in der Ausgabe von 1565 pag. 273 und 1273 durch richtige Figuren ersetzt sind. Was sollen wir aber dazu sagen, dass Mattioli, anstatt seine Künstler zu überwachen, dem Maler die zu zeichnenden Pflanzen mit auf die Reise gab, und weder die Zeichnungen noch die Formen, die der Maler schneiden liess, vor dem Abdruck einer Revision unterzog? Diese Sorglosigkeit fällt ihm selbst zur Last, und beschränkt sich sicher nicht auf die beiden genannten, sondern trifft die meisten seiner Abbildungen, die, obgleich augenscheinlich nach der Natur entworfen, doch oft in einzelnen Theilen der Natur gradezu widersprechen, wie z. B. die Darstellung der Hydrocotyle unter dem Namen Asarina mit einer fast ungestielten Strahlenblume pag. 38 der Ausgabe von 1565; oder die der Valeriana Celtica unter dem Namen Nardus Celtica mit nacktem Schaft statt des beblätterten Stengels und endständiger Dolde statt der achselständigen Spirren pag. 26 der Ausgabe von 1554, und unverbessert, nur vergrössert, pag. 33 der Ausgabe von 1565; oder gar die des Nasturtium palustre unter dem Namen Sium mit gegenständigen Blättern, achselständigen Trauben und einem Blätterschopf auf dem Gipfel, pag. 483 derselben Ausgabe, und schon eben so in der Ausgabe von 1554 pag. 253. Mit Recht nennt Gesner [2]) sie eine lächerliche

1) *Matthioli opera, edid. Bauhin, pag. 169 lin. 16.*

2) *Conr. Gesneri epistolae medicinales, per Casp. Wolphium, fol. 14 b.*

und monstrose Figur. Traf es sich nun noch dazu, dass eine der entstellten Abbildungen der Beschreibung des Dioskorides näher kam als die natürliche Gestalt der Pflanze, so drängte sich nur zu leicht der Verdacht auf, Mattioli hätte die falsche Abbildung absichtlich erfunden; und Tournefort behauptet gradezu: „Matthiolus, pictore suo impudentior, multas delineari jussit ex proprio marte ad Dioscoridis descriptionem accommodatas.“ Von einigen seiner Abbildungen behaupten sogar noch Haller und Sprengel dasselbe. Für diese Anklage finde ich indess keinen genügenden Beweis, und Mattioli selbst weist den blossen Verdacht eines solchen Verfahrens in seinem Schreiben an Maranta mit Entrüstung zurück. Dagegen lassen sich mit Recht noch zwei andre Ausstellungen gegen seine Abbildungen machen, und zwar noch öfter und in noch höherm Grade gegen die grossen der spätern als gegen die kleinen der frühern Ausgaben. Sehr viele Pflanzen erscheinen in der Zeichnung platt gedrückt. Sie sind nach getrockneten Exemplaren gemacht, und das ist bekanntlich oft unvermeidlich. Bei etwas strengerer Aufsicht des Verfassers würde aber der Zeichner die natürliche Stellung der Theile wenigstens grossentheils ohne Schwierigkeit wieder hergestellt haben Andre Abbildungen leiden an Ueberfüllung, sie sind entweder nach zu üppig gewachsenen und daher unnatürlichen Gartenpflanzen gemacht, wie Haller voraussetzt, oder der Zeichner hat sich willkürliche Zusätze erlaubt, um seine Bilder dem Auge gefälliger zu machen. Es ist daher schwer begreiflich, wie Sprengel die Abbildungen von Mattioli die schönsten Holzschnitte, die man bis dahin kannte, nennen, wie er ihre musterhafte Treue und seltene Zierlichkeit der Ausführung loben konnte. Richtiger urtheilt Treviranus, wenn er sagt: Mattioli erreichte die Treue seiner Vorgänger nicht, und auch an der künstlerischen Ausführung manches auszusetzen findet, was nur ein unkünstlerisches Auge zu bestechen vermag.

Gern bräche ich hier ab. Aber ich bin nicht der Meinung derer, die den Schriftsteller vom Menschen getrennt als ein abstractes Ding beurtheilen zu müssen glauben; und bei Mattioli herrschte der Eigendünkel dermassen vor, dass man den Spuren

desselben in seinem Werke nur zu oft begegnet, dass er sich in zahllose Streitigkeiten mit den bedeutendsten seiner Fachgenossen verwickelte, dass er sich gegen viele derselben der gemeinsten Schimpfreden nicht schämte, ja dass er zu den gehässigsten Anklagen griff, bald öffentlich bald heimlich, um denen zu schaden, die seine Eitelkeit verletzt hatten. In der Vorrede zur Ausgabe von 1565 spricht er sich unterandern „contra obtrectatores“ mit folgenden Worten aus, die kaum ein Stallknecht, wenn er auch latein verstände, zu übersetzen im Stande sein würde: „Ego autem cum hos verius Asinos quam homines existimem, in plateis lascivientes, pedere sinam ad sanguinem usque. Interim garriant agant scribant et contra me latrent hi perditissimi nebulones, lacerent flagellent vulnerent, et calumniis contumeliis omnique malorum genere, quibus tantum nituntur, labores nostros oppugnent . . . Nam apud bonos et sanctos viros vituperari mihi viderer, si sceleratissimi atque perditissimi homines me laudarent . . . . Graeci calumniatorem appellant διάβολον . . . . E cujus scola prodeunt atra illa ingenia, livorem virulentiam fucos et mendacia, utpote Tartareae disciplinae materiam spirantia . . . . Nostra Commentaria ab annis propemodum viginti magna cum laude in omnium manibus, non in Europa solum, sed in aliis orbis partibus versantur, adeo ut in Italia magno sibi dedecori esse existiment, si Matthiolum domi suae non habeant. Atqui horum vitilitigatorum foedissima folia, quod omni ex parte pestilentem auram spirent, et Stygio tincta sint veneno, non dubito, quin merito igni brevi comburenda tradantur . . . . Nostris Commentariis subsidii et auxilii plurimum contulerunt Imperatores Reges et alii complures Serenissimi . . . . Sed horum commentitiae vanitates, quae calumniis captiunculis maledictis atque etiam blasphemiis nituntur, comites asseclas et promotores tantum habebunt Blaterones Vitilitigatores Sophistas Maledicos Sycophantes Susurrones Nebulones Invidos Detractores Impostores Impudentes Temerarios Thrasones Gnatones et alios quotquot habentur hujusce diabolicae factionis homines etc.“ In dem Tone geht es noch seitenlang fort; und das liesse sich als natürliche Rohheit vielleicht verzeihen. Doch was soll man sagen,

wenn er den höchstens etwas vorlauten **Amatus Lusitanus**, der einigemal andrer Meinung war als er, in einer besonders gedruckten **Apologia adversus Amathum** (Wortspiel mit dem griechischen ἄμαθος) einen Halbchristen Halbjuden schilt? Ob er es durch diese Anklage dahin gebracht, dass der Mann, verfolgt von der Inquisition, wie ein gehetztes Thier von Ort zu Ort fliehen musste, oder ob die Verfolgung schon früher begonnen hatte, und ihn zu seiner Anklage veranlasste, ist nicht recht klar. Auch in letzterm Falle bleibt sein Verfahren gleich gehässig. Was soll man sagen, wenn er den grundgelehrten scharfsinnigen und dabei bescheidenen **Anguillara** öffentlich zwar niemals nennt, aber deutlich genug bezeichnet, und dann stets mit dem Schimpfworte eines Vitilitigator abfertigt, und in seinen Briefen an Aldrovandi [1]) ihn gar als den unwissendsten rohesten und nichtswürdigsten Menschen schildert? Höchst wahrscheinlich, wie auch Tiraboschi meint, waren es diese hämischen Verläumdungen, die den edlen Anguillara um seine Stellung an der Universität zu Padua brachten. Und worin bestand sein Verbrechen? Nur an zwei Stellen seines Werks **Semplici** spricht er sich direct über zwei in des Mattioli Werke vorkommende Irrthümer aus, ausserdem lobt er den Mattioli, so oft er seiner gedenkt, und auch in jenen beiden Stellen behandelt er ihn mit Hochachtung. In der einen beklagt er, dass ein eitler Italiäner, um sich unsterblich zu machen, dem Mattioli eine naturwidrig entstellte, der Beschreibung des Dioskorides absichtlich angepasste Zeichnung des italiänischen Lycium übersandt habe, welche Mattioli in gutem Glauben als die wahre Pflanze des Dioskorides aufgenommen. In der andern erklärt er, er kenne das Aconitum Pardalianches des Dioskorides nicht, und könne weder die von Mattioli noch die von Gesner dafür ausgegebene Pflanze für die richtige halten. Stillschweigend, ohne Mattioli zu nennen, hatte Anguillara [2]) freilich manche Pflanze der Alten anders gedeutet als jener, und das konnte ein Mann, der

---

1) Abgedruckt aus *Fantuzzi* bei *Tiraboschi tom. VII parte II, pag. 12.*
2) *Anguillara semplici pag. 62 und 272.*

sich zum Dictator in der Wissenschaft aufwarf, schwer verzeihen. Auch mit dem friedfertigen Gesner war er über das Aconitum Pardalianches uneins geworden, und in einem wunderlichen Gemisch von Lobeserhebungen und groben Beleidigungen machte er ihm das Vergehen eine eigne Meinung haben zu wollen zum Vorwurf[1]). Ebenso verfuhr er mit Maranta, mit Guilandinus und Andern. Das sind Flecken, wovon ihn zu reinigen Moretti sich vergebens bemüht und je strafloser ihm zu seiner Zeit seine bürgerliche Stellung und ein nicht unbegründeter Ruhm Andre zu misshandeln, ja zu unterdrücken gestattete, desto mehr ist der Historiker das Recht gegen ihn wieder herzustellen verpflichtet. Auch dem Literarhistoriker liegt dieselbe Pflicht ob; kann er nicht nachweisen, wie des Mannes Charakter seine schriftstellerischen Leistungen afficirte, so ist doch, dass sie davon afficirt werden mussten, unverkennbar.

§. 51.

Aluigi Anguillara.

In bescheidnerem, aber reinerem Lichte glänzt Mattioli's vermuthlich jüngerer Zeitgenosse Aluigi (oft auch Luigi, das ist beides Aleysius) Anguillara, von dessen Lebensverhältnissen wir wenig wissen. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt, der Ort derselben zweifelhaft. Seine Zeitgenossen nennen ihn einen Römer, und die Angabe Späterer, er sei zu Ferrara geboren, hat keinen Grund. Ob er aber aus Rom selbst oder, wie Apostolo Zeno bei Tiraboschi[2]) vermuthet, aus dem Städtchen Anguillara im Kirchenstaat herstamme, ist ungewiss. Auch von dem Gange seiner Ausbildung wissen wir nur, dass er grosse Reisen gemacht. Haller[3]) nennt ihn den Ersten seiner Nation, der den Gedanken ausführte, die Pflanzen der Alten in den Ländern der Alten selbst wieder

1) *Matthioli commentarii in Dioscoridem lib. IV, cap. 73, pag. 1082 edit. Venet. anni 1565.*

2) *Tiraboschi l. c. pag. 11.*

3) *Haller, bibliotheca botanica I, pag. 329.*

aufzusuchen. Ich setze hinzu: nach dem Wiedererwachen der klassischen Studien; denn in früherer Zeit hatte schon Simon Januensis, wiewohl mit geringem Erfolg, denselben Gedanken ausgeführt. Anguillara war ganz Italien durchreist, von den Abruzzen Neapels bis nach Venedig, nebst Sicilien Sardinien und Corsica, die südliche Schweiz und Südfrankreich, ferner Dalmatien, Illyrien, Slavonien, Macedonien, Griechenland bis nach Morea hinab, Cypern, Kreta, Corfu und mehrere griechische Inseln. Aus all diesen Ländern theilt er selbst in seiner gleich zu nennenden Schrift zahlreiche botanische Beobachtungen mit; doch wann er sie bereiste, wie lange er in jedem verweilte, wissen wir wieder nicht. Längere Zeit scheint er sich auf Kreta aufgehalten zu haben; denn den dortigen Apotheker Costantino Rodioto (aus Rhodos) nennt er seinen theuren Freund, und an einer andern Stelle il mio carissimo Maestro[1]). Um Bologna botanisirte er 1539[2]), um Pisa 1544 und 1545, bei welcher Gelegenheit er auch mit Luca Ghini verkehrte[3]). Ausser Costantino ist Luca Ghini der einzige, den er, so oft er von ihm spricht[4]), mit dem Ausdruck Maestro bezeichnet, während er andre Gelehrte mit Messer (Monsieur) abzufinden pflegt; daher ihn Tiraboschi auch als Ghini's Schüler betrachtet. Andrer Meinung ist Du Petit Thouars, der Verfasser des Artikels Anguillara in tom. II der Biographie universelle; weder den Costantino noch den Ghini will er als Anguillara's Lehrer gelten lassen, sondern den Ausdruck Maestro einfach als maitre un tel, wie das zu sagen damals Sitte gewesen, verstehen. Scheint mir das auch in Bezug auf Costantino bedenklich, so pflichte ich ihm in Bezug auf Ghini um so lieber bei. Denn niemals nennt er denselben wie den Costantino il mio Maestro, sondern nur Maestro Luca di Imola oder il Eccellentissimo Maestro Luca Ghini, und einer solchen Auszeichnung vor andern Gelehrten war *ὁ πάνυ* Ghini, das Orakel der Botaniker

1) *Anguillara semplici pag. 36 und 120.*

2) *L. c. pag. 302.*

3) *L. c. pag. 64 und 241.*

4) Ausser den beiden vorstehenden Stellen, auch *pag. 121. 130. 272.*

seiner Zeit, wohl werth. Anguillara ist der einzige, der ihm, wenn auch stets mit Hochachtung, doch vielleicht nicht mit der Rücksicht, die der Lehrer verdient hätte, zuweilen widerspricht; und öfter sagt er uns, nicht was er von Ghini gelernt, sondern was dieser durch ihn erfahren, und wohl gar missverstanden habe. Man wollte darin eine Undankbarkeit Anguillara's gegen seinen vermeinten Lehrer finden, lieber schliesse ich umgekehrt, weil sich Anguillara einer solchen Undankbarkeit durchaus unfähig zeigt, so kann Ghini nicht sein Lehrer gewesen sein. Nennt er doch mit dankbarer Anerkennung jeden, von dem er die mindeste ihm brauchbare Notiz erhielt, wie lässt sich denken, dass er eines so berühmten und hochverdienten Lehrers nicht auf gleiche Weise auch nur ein einziges mal erwähnt hätte! Ueber seine Anstellung als Semplicista dell' Illustrissima Signoria di Vinegia nel studio di Padova, wie der Herausgeber seines Werks in der Vorrede sich ausdrückt, sprach ich schon bei der Geschichte des dortigen Universitätsgartens Seite 258 ff., über die Verläumdungen, welche der Grund seiner Entfernung von da zu sein scheinen, bei Mattioli Seite 377. Er ging nach Ferrara, nicht nach Florenz, wie Du Petit Thouars irrig angiebt, und fand eine gute Aufnahme. Ob er wieder einen Lehrstuhl erhielt, ist nach Tiraboschi zweifelhaft; gewiss ist, dass er daselbst den Theriak bereitete, um jene Zeit ein Beweis ausserordentlicher botanischer Kenntnisse, und bald nach dieser Operation, im Jahr 1570, einer pestartigen Krankheit erlag.

Er selbst hat gar nichts drucken lassen. Das einzige, was wir gedruckt von ihm besitzen, ist:

Semplici dell' Eccellente M. Luigi Anguillara, Liquali in piu Pareri à diversi nobili huomini scritti appaiono, Et Nuovamente da M. Giovanni Marinello mandati in luce. In Vinegia, Appresso Vincenzo Valgrisi. 1561. 304 paginirte und 16 ungezählte Seiten in 8., und 2 Holzschnitten, nämlich pag. 140 Chameleonte nero di Diosc, pag. 277 Semprevivo maggiore.

Das Buch ist wenigstens in Deutschland äusserst selten. Spren-

gel[1]) erhielt sein Exemplar von Ciro Pollini, ich das meinige von meinem verehrten Freunde de Visiani zum Geschenk. Nach Seguier ward es in demselben Jahre von demselben Drucker zweimal gedruckt, in Quarto und in Duodez, im ersten Druck ohne, im zweiten mit den beiden genannten Figuren. Das ist ungenau, mein Exemplar mit den Figuren ist in Octavo. Pritzel sagt unrichtig, nach Seguier hätte die Quartausgabe die Bilder. Tournefort[2]) mit Bezug auf Schenck, und nach ihm Seguier, Merklin, Haller und Pritzel, gedenken noch einer lateinischen Uebersetzung cum notis Casparis Bauhini. Basileae apud Henric. Petrum 1593, in 8. Du Petit Thouars versichert, nach fruchtlosen Versuchen die Existenz derselben festzustellen, sei er auf Schenck selbst zurückgegangen, und habe erfahren, dass das Buch niemals gedruckt sei. Das ist mindestens ein verfehlter Ausdruck; denn Schenck, der nicht gar lange nach 1593 schrieb, sagt ganz bestimmt, nachdem er vom italiänischen Original gesprochen: Hunc cl. D. Bauhinus Basil. Anathomicus et Botanicus, latinum fecit, notis ac scholiis adornavit. Und weil seine Nachfolger noch den Druckort den Drucker die Jahrszahl und das Format hinzufügen, so muss wenigstens einer von ihnen das Buch selbst vor Augen gehabt haben. Seine Existenz leidet demnach keinen Zweifel. Es scheint aber ungemein selten zu sein.

Das italiänische Original besteht aus vierzehn Pareri, Gutachten, über verschiedene Pflanzen der Alten, abgefasst in ebenso viel Briefen an verschiedene Personen, die nicht chronologisch geordnet sind. Das früheste ist Parere VII von 1549, ihm folgt X von 1555, darauf I und VI von 1558, dann II. III. VIII und XIII von 1559, endlich die fünf übrigen von 1560. Abschriften dieser Gutachten gingen von Hand zu Hand, Giovanni Marinello sammelte sie, und erlangte vom Verfasser nicht ohne Widerstreben endlich die Erlaubniss sie drucken zu lassen. Es ver-

1) *Sprengel, Geschichte der Botanik I, S. 293.*

2) *Tournefort institut. rei herbar. I, pag. 45.* Das Buch, wovon er spricht, ist: *Jo. Geo. Schenckii biblia iatrica sive bibliotheca medica etc. Francofurti 1609, in 8.*

steht sich, dass in einem Werke solcher Art kein durchgreifender Plan herrschen kann. Der Eine hatte sich beim Verfasser über diese, der Andre über jene zweifelhafte Pflanzen des Alterthums Raths erholt, und war befriedigt. So erläutert Anguillara im ersten Parere acht und zwanzig, in jedem folgenden bald mehr bald weniger Pflanzen. Er zeigt dabei zunächst eine seltene Belesenheit in den Alten, von Aristoteles herab bis zu den Geoponiken, eben so in den Arabern und modernen Lateinern. Nicht leicht wird man bei ihm ein überflüssiges Citat finden, aber eben so wenig entgeht ihm auch nur eines obscuren Dichters Wort, was zur Aufklärung über eine Pflanze dienen kann. Dabei begnügt er sich nicht bloss mit den gedruckten Texten, sondern geht in zweifelhaften Fällen, so weit es ihm möglich war, auf deren Handschriften zurück, und unterwirft sie einer scharfsinnigen Kritik. Ganz besonders kam ihm dabei eine freilich unvollständige Handschrift des Krateuas zu statten, woraus er, wie ich im ersten Bande meiner Geschichte Seite 254 bemerkt habe, viele Stellen griechisch mittheilte. Als Pflanzenkenner erweist er sich nicht minder gross denn als Philologe. Von wenigen Pflanzen spricht er, ohne sie selbst beobachtet zu haben, ihre Fundorte genau anzugeben, und sie, wenn auch nicht vollständig, doch so weit, wie für seinen Zweck der Vergleichung mit den Pflanzen der Alten nöthig war, zu beschreiben. Dass es dabei an Entdeckungen neuer Pflanzen nicht fehlen konnte, da er manche vor ihm fast von keinem Europäer betretene Gegend durchforscht hatte, versteht sich von selbst. Da er vornehmlich von zweifelhaften Pflanzen der Alten handelte, so war er oft genöthigt, seinen Vorgängern zu widersprechen, und auch durch die feine und anspruchslose Weise, wie er das thut, weiss er jeden unbefangenen Leser für sich einzunehmen. Mit Recht heisst er bei Haller: Botanices in hac gente (scl. Italorum) hactenus facile princeps, und weiterhin: Eximius auctor, si, quae recte viderat, paulo fusius docuisset. Mit Recht sprechen sich Sprengel und Du Petit Thouars eben so anerkennend über ihn aus. Und das ist der Mann, über den sich

Mattioli nicht entblödet an Aldrowandi zu schreiben[1]: Jo sò già piu tempo l'ignoranza e l'inconstanza di Aluigi. Crepi pur d'invidia a suo modo, che poco me curo de lui. Und ein andresmal: Con grandissimo piacere veramente ho poi letto tutto quello, che mi scrivete di quel vigliacco mariolo (diesem nichtswürdigen Schuft!) d'Aluigi Anguillara, e molto me piace, che lo habbiate conosciuto prima per ignorantissimo, e poi per malignissimo e invidiosissimo etc. Moretti entschuldigt diese Ausfälle damit, dass sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Desto schlimmer. Mit dem offnen Wiedersacher lässt sich kämpfen, mit dem heimlichen Verläumder nicht.

Gründlich und mit bestem Erfolg benutzt ward Anguillara's Werk erst in neuerer Zeit von Sprengel in dessen Commentar zum Dioskorides, wodurch wenigstens die Hauptresultate seiner Forschungen zugänglicher geworden sind, als sie bei der Seltenheit des Originals früher waren.

§. 52.

Castor Durante.

Nicht weil er es um die Wissenschaft verdient, sondern nur um keinen Schriftsteller zu übergehen, den man hier erwarten könnte, spreche ich auch von Castor Durante, geboren, man weiss nicht in welchem Jahre, zu Gualdo unweit Spoleto, gestorben 1590 zu Viterbo als Leibarzt des Pabstes Sixtus V. (regirte 1585—1590). Wir besitzen von ihm eine Reihe compilatorischer, mit lateinischen Versen ausstaffirter Werke, die, wie weit sie auch hinter der Zeit zurückblieben, doch in gewissen Kreisen Beifall gefunden haben müssen, da wenigstens zwei derselben in vielen Auflagen und Uebersetzungen erschienen.

Das erste, de bonitate et vitio alimentorum, zuerst gedruckt Pisauri 1565 in 4., kenne ich nicht. Auch italiänisch erschien es unter dem Titel il tesoro della sanita, Venetiis

1) Aus *Fantuzzi* wiederholt bei *Tiraboschi l. c. pag. 12.*

1586, in 8. und öfter. Auch Peter Uffenbachs hortulus sanitatis, in welchem alle Kräuter kürzlich beschrieben, Frankfurt 1609, in 4., hält Haller[1]), wiewohl zweifelhaft, für eine deutsche Uebersetzung dieses, Andre des folgenden Werks. Es soll eine alphabetische Compilation der den Nahrungsmitteln zugeschriebenen Kräfte sein, verziert vor jedem Artikel mit einigen Distichen aus Baptistae Fierae coena, seu de herbarum virtutibus, Argentorati s. a. in 8.

Von dem zweiten Werk unter dem Titel Herbario nuovo etc. besitze ich nur eine spätere Ausgabe in Venetia, appresso li Sessa, 1617 in fol. Zum ersten mal ist es 1585 mit einer auch den folgenden Ausgaben voranstehenden Dedication von demselben Jahr (also nicht schon 1584, wie Seguier sagt) zu Rom gedruckt, und seitdem öfter; auch in deutscher Uebersetzung von Peter Uffenbach, und in spanischer, ich weiss nicht von wem. Es ist gleichfalls alphabetisch geordnet, und enthält vorzugsweise Arzneipflanzen. In meiner Ausgabe, und ohne Zweifel in allen des italiänischen Originals, steht vor jedem Artikel gleich unter dem italiänischen Namen die Pflanze in Holzschnitt, roh copirt nach Fuchs, 2½ bis 3 Zoll hoch. Dann folgen in schlechten Hexametern nach Art des Macer Floridus, aber aus des Verfassers eigner Fabrik, die Heilkräfte der Pflanzen; darauf in verschiedenen Absätzen Nomi, Forma, Loco, Tempo, Qualità und Virtù. Der letzte Satz lehrt ausführlicher, was die Versus memoriales nur andeuteten. Eigenes kommt nicht vor, alles ist, wie es der Zufall fügt, aus bessern oder schlechtern Schriftstellern zusammengerafft. Und dies Buch erschien in demselben Jahre, worin Cesalpini durch sein nur einmal gedrucktes Werk de plantis eine neue Periode der Wissenschaft eröffnete. Man sieht, wie genügsam von je her der grosse Haufen der Leser war.

1) *Haller. bibliotheca botanica 1, pag. 337.*

Drittes Kapitel.

Die specielle Botanik in Spanien England und Frankreich zur Zeit der deutschen Väter der Pflanzenkunde.

§. 53.

Amatus Lusitanus und Andrés Laguna.

Ich fasse die genannten Länder zusammen, weil in der Periode, bei der wir stehen, noch gar wenig aus ihnen zu berichten ist, und beginne mit Spanien, wovon sich Portugal nicht trennen lässt.

Der erste, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, ist ein portugisischer getaufter Jude aus Castell-Branco unfern Coimbra, der anfangs unter den in der Taufe empfangenen Namen Johannes Rodericus de Castello Albo (Juan Rodrigo de Castell-Branco); später unter dem Namen Amatus Lusitanus schrieb (sollte das nicht eine Entstellung seines ursprünglichen jüdischen Namens sein? vielleicht Jedidja, Dei amatus, oder auch David? Sonst begreife ich nicht, wie er zu dem Namen Amatus kam).

Um ihn nicht falsch zu beurtheilen, muss man sich der damaligen Znstände der Juden in Spanien und Portugal erinnern. Im Jahr 1492 hatte Ferdinand der Katholische von Spanien alle Juden aus seinem Lande vertrieben, und ihnen nicht einmal gestattet Gold oder Silber mit sich zu nehmen; 30,000 Familien nahm Johann von Portugal auf, doch nur als Sklaven. Wer frei sein wollte, musste an die Krone ein hohes Lösegeld zahlen, wer das nicht konnte, blieb Sklave. Noch grausamer verfuhr gegen sie in Portugal Johanns Nachfolger, Emanuel; 1497 verordnete auch er, alle Juden sollten binnen einer kurzen Frist entweder sich taufen lassen, oder auswandern. Wer keins von beiden that, ward des gezahlten Lösegeldes ungeachtet wiederum als Sklave

behandelt. Bald darauf liess er allen Juden ihre Kinder unter vierzehn Jahren rauben, um sie als Christen erziehen zu lassen. Viele Aeltern tödteten lieber ihre Kinder, anstatt sie einer solchen Schmach preis zu geben. Die untern Schichten der Nation theilten des Königs Habsucht und Fanatismus. Als 1506 ein getaufter Jude in Lissabon an einem vorgeblichen Wunder zu zweifeln wagte, entstand ein Aufruhr; er und mit ihm 2000 getaufte und ungetaufte Juden oder Christen von jüdischem Ansehen wurden geplündert und erschlagen [1]).

Unter dieser gewaltsamen Regierung, im Jahr 1511 ward Amatus als Jude geboren, und vermuthlich schon früh als Christ zwar getauft, doch heimlich als Jude erzogen. Wenigstens war er der hebräischen Sprache mächtig, mit der sich Christen jener Zeit sehr selten beschäftigten, und wir werden ihn später offen zum Judenthum zurücktreten sehen. Er muss Vermögen besessen haben, zu Salamanca studirte er 18 Jahr alt die Medicin, erwarb sich daselbst die Doctorwürde, prakticirte gelegentlich an verschiednen Orten, unterandern auch in Lissabon, und machte dann lange weit ausgedehnte Reisen durch Frankreich die Niederlande Deutschland und Italien. Besonders oft gedenkt er in seinem spätern Hauptwerke des Aufenthalts in Antwerpen, wo er viele Producte exotischer Pflanzen kennen zu lernen Gelegenheit fand, und 1536 seine erste Schrift herausgab, nach Merklin wie auch nach Chaussier und Adelon [2]):

[Jo. Roderici de Castello Albo] exegemata in priores duos Dioscoridis de materia medica libros. Antverpiae 1536, in 4.

Oder nach Seguier Haller und Pritzel [3]):

---

1) Ich entnehme diese Nachrichten aus *Friedr. von Raumers Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts 1, S. 89.* Andre Historiker erzählen noch mehr der Art.

2) *Merklin Lindenius renovatus pag. 36. — Chaussier et Adelon* in der *Biographie universelle tom. II, pag. 18.*

3) *Segierii bibliotheca botanica pag. 54 — Haller bibliotheca botanica I, pag. 251. — Pritzel thesaurus literaturae botanicae pag. 334,* unter dem Namen *Amatus Lusitanus.* Pritzel hat das angezeigte Buch in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris selbst gesehen.

Index Dioscoridis. Ejusdem historiales campi, cum expositione Joannis Roderici Castelli Albi Lusitani. Antverpiae 1536, in fol.

Unter beiden Titeln vermuthe ich dasselbe mir unbekannte und, wie es scheint, sehr seltene Werk, denn bei den erstgenannten Literatoren fehlt der letzte, bei den letztgenannten der erste Titel; und Hoffmann [1]) sagt nur, Amatus Lusitanus hätte 1536 fol. Antv. unter seinem wahren Namen Juan Rodriguez de Castello Albo über die beiden ersten Bücher des Dioskorides Anmerkungen herausgegeben, er scheint das Buch also nicht gesehen zu haben. Dasselbe sagt Morejon [2]), lässt aber das Buch in 4. erscheinen. Sechs Jahr lang hielt sich Amatus darauf zu Ferrara auf, und stand mit Brasavola und den übrigen dortigen Gelehrten in stetem Verkehr. Einen daselbst im Alter von 38 Jahren erhaltenen Ruf als Leibarzt des Königs von Polen lehnte er ab, in der Hoffnung als Stadtarzt in Ragusa angestellt zu werden, zu welcher Stelle ihn Brasavola empfohlen hatte. Um die angeknüpften Unterhandlungen zu erleichtern, ging er nach Ancona, wo einige einflussreiche Ragusaner sich aufhielten, von da nach Rom, und dedicirte von hier aus dem Magistrat von Ragusa sein botanisches Hauptwerk:

Amati Lusitani in Dioscoridis de materia medica libros quinque enarrationes. Venetiis apud Valgrisium 1553, in 8. — Dann Argentorati per Wendelium Rihelium 1554 in 4., und seitdem mehrmals an verschiednen Orten.

Dies Werk, so scheint es, ward ihm verhängnissvoll. Mit Anstand, doch nicht ohne einige Schärfe, hatte er darin dem Mattioli manchen Fehlgriff vorgehalten. Dieser antwortete in einer besondern

1) *Hoffmann bibliographisches Lexikon der gesammten Literatur der Griechen, I, S. 607.*

2) *Morejon historia bibliográfica de la medicina Española, tom. I, pag. 100.* Erst jetzt lernte ich dies Werk kennen, ein *Opus posthumum* in 7 schwachen Bänden, *Madrid 1842—1852 in 8.* Leider finde ich die historischen Angaben darin nur zu oft ungenau, und die Urtheile über naturwissenschaftliche Leistungen haltlos. Doch habe ich es stets gewissenhaft zu Rath gezogen.

Schrift, nicht nur auf gewohnte Weise mit maassloser Grobheit, sondern er ging so weit, seinem Gegner die jüdische Abkunft vorzuwerfen, und ihn der Apostasie zu beschuldigen. Er mochte Recht haben, wenn er denselben weder für einen ächten Juden noch ächten Christen erklärte; war das aber anders möglich unter den Verhältnissen, unter denen Amatus die Taufe empfangen hatte? und gehörte das Glaubensbekenntniss in den Streit über einige Pflanzen des Dioskorides? Bei der sogenannten heiligen Inquisition galten dergleichen Entschuldigungen nicht, sie verfolgte den Unglücklichen, und ihre Verfolgung soll, seit 1555, also schon zwei Jahre früher, als des Mattioli Apologia adversus Amathum erschien, begonnen haben. Gleichwohl hat man den Mattioli im Verdacht, der Urheber jener Verfolgung zu sein; und wer sein tückisches Verfahren gegen Anguillara kennt, wird das nicht unwahrscheinlich finden. Gesetzt aber dieser Verdacht wäre ungegründet, die Anklage von neuer Seite gegen den von Ort zu Ort gehetzten Mann bleibt stets gleich gehässig. Amatus floh erst nach Pesaro, weiter nach Ancona, und es gelang ihm glücklich nach Salonichi zu entkommen [1]). Hier, unter türkischem Schutz, fand er endlich die Sicherheit, welche ihm christlich sein wollende Regenten versagten. Hier, wo damals eine berühmte jüdische Synagoge bestand, erklärte er sich öffentlich wieder zum Judenthum, und schrieb seine Curationum medicinalium centuriae septem, die erst einzeln, dann vereinigt erschienen. Seine lateinische Uebersetzung des Liber I Fen IV vom Canon des Avicenna, aber nicht aus dem Arabischen, sondern aus dem Hebräischen, nebst Commentar dazu, ging auf der Flucht von Ancona in der Handschrift verloren. Auch soll er den Eutropius ins Spanische übersetzt haben. Unbekannt sind die Zeit der Ort und die Art seines Todes.

1) *Morejon a. a. O.* lässt ihn erst jetzt auf der Flucht nach Ferrara kommen, dann nach Venedig, nach Ancona, und endlich über Pesaro nach Salonichi entkommen. Mir fehlen des *Amatus Curationes medicinales*, die darüber wahrscheinlich sichere Auskunft geben. Doch in Ferrara lebte er jedenfalls früher.

Ich kenne nur seine Enarrationes, von denen ich unterandern §. 38 schon mehrfachen Gebrauch machte. Sie empfehlen sich durch ausgebreitete Gelehrsamkeit und lebhafte Darstellung. Die Vertrautheit mit den Arabern und lateinischen Arabisten mag er von Salamanca mitgebracht haben, in seinen griechischen Studien lässt sich der Einfluss der Schule von Ferrara nicht verkennen, und gern gesteht er, wie viel er seinem dortigen Aufenthalte verdankt. Doch verehrte er auch schon zu Salamanca den Pintianus, einen in Italien gebildeten Philologen, dessen Observationes in loca obscuriora Plinii noch jetzt geschätzt werden, als seinen Lehrer. Auch an eignen Beobachtungen fehlt es ihm nicht, eine beträchtliche Menge zum Theil seltener Pflanzen hatte er schon in Spanien und später auf seinen Reisen gesehen und giebt ihre Fundorte genau an. Wenige beschreibt er, und nicht zum besten. In der Deutung der Pflanzen der Alten geht er oft etwas leichtfertig zu Werk, und darin bot er seinem Widersacher nur zu viel Blössen dar. Doch hat er auch manches recht gesehen, und wer bewegte sich jemals ohne zu straucheln auf diesem schlüpfrigen Boden?

Nur mit wenigen Worten gedenke ich eines andern Spaniers derselben Zeit, des Andrés Laguna; denn ungern spreche ich stets über einen Schriftsteller, von welchem ich nie eine Zeile lesen konnte. Er ward 1499 zu Segovia geboren, ist also älter als Amatus, indess erschien das einzige seiner vielen medicinischen Werke, welches hierher gehört, seine mit einem Commentar begleitete spanische Uebersetzung des Dioskorides, erst 1555 zu Antwerpen in Folio, und seitdem öfter ausser- und innerhalb Spaniens. Titel und Ausgabenverzeichniss sehe man bei Pritzel unter Nr. 11537 Er soll sich nach Sprengel um die Kritik des Textes verdient gemacht, und einen trefflichen Codex des Dioskorides benutzt haben. Naturbeobachter scheint er nicht gewesen zu sein, wiewohl ihn Morejon [1]), der ungewöhnlich ausführlich von ihm handelt, auch als Botaniker nicht genug zu

1) *Morejon historia bibliográfica de la medicina Española, tom II, pag. 227—268.*

rühmen weiss, und Linné tadelt, weil er die Ehre der ersten Kupferstiche (láminas) von Pflanzen und Thieren dem Fabius Columna zuschreibe, da sie doch dem Andrés Laguna gebühre. Das wäre merkwürdig genug; indess erklärt Mattioli dieselben Abbildungen für Copien der seinigen, und Pritzel, der die beiden Ausgaben en Anvers 1555 und Valencia 1636 in fol. vor Augen hatte, spricht bei beiden nur von Holzschnitten im Text. Demnach scheint Morejon Holzschnitt und Kupferstich hier nicht zu unterscheiden. Und dasselbe spanische Wort láminas gebraucht er an mehreren Orten von Werken, von denen ich als Augenzeuge behaupten kann, dass sie nur Holzschnitte enthalten.

§. 54.

Lorenzo Perez.

Nicht Lazaro, wie ihn Haller [1]), sondern Lorenzo Perez, wie ihn Morejon [2]) nennt, war ein Apotheker aus Toledo, der sich von früh an den Naturwissenschaften, vorzüglich der Botanik widmete. Er durchreiste zu dem Zweck ausser ganz Spanien, auch Griechenland und Kleinasien und entdeckte viele neue Pflanzen, die er lateinisch und spanisch beschrieb, theils in seiner Historia theriacae, Toledo 1575, in 4., theils in folgendem Werke, was jedoch erst nach seinem Tode herauskam:

De medicamentorum simplicium et compositorum hodierno aevo apud nostros pharmacopolas extantium delectu repositione et aetate, per generationes duas (so bei Haller; per genera, sectiones duas, bei Morejon). Adjectae sunt integrae et expurgatae eorum nomenclaturae etc. Toledo 1590, in 4., und in einer zweiten Ausgabe 1599.

Ich wiederhole diese Nachrichten Anderer, ohne die beiden Werke zu kennen, weil letzteres Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. Haller hat nur die beiden Büchertitel in seinen Nachträgen, über den Verfasser kein Wort. Sprengel (II, S. 256) lobt ihn mit

1) *Haller bibliotheca botanica II, pag. 674.*

2) *Antonio Hernandez Morejon, historia bibliográfica de la medicina Española, tom. III, pag. 378.*

Bezug auf Cavanilles anal. de cienc. nat. n. 20. p. 110. Noch mehr Morejon ihn wie alle Spanier.

Von den spanischen Schriftstellern über ost- und westindische Pflanzen, welche ihre Nachrichten meist an Ort und Stelle sammelten, werde ich im nächsten Kapitel bei den Reisenden sprechen.

§. 55.

William Turner und seine Vorgänger und nächsten Nachfolger.[1])

England begnügte sich für die Pflanzenkunde lange Zeit fast nur mit einigen Uebersetzungen oder Nachahmungen französischer und niederländischer Werke. Das erste Buch der Art: the Grete Herbal, nach Pulteney[2]) zuerst 1516 von Peter Treveris gedruckt, soll ausserdem noch in fünf Ausgaben erschienen sein, nämlich 1526. 1529. 1539 und 1561, und zwar in Folio mit Holzschnitten, und um das Jahr 1550 ohne Holzschnitte. Ich kenne es nicht. Nach Pulteney soll es nach der 1499 zu Paris von Caron gedruckten französischen Uebersetzung des Ortus sanitatis mit einigen Aenderungen und Zusätzen fabricirt sein. Das ist in so fern ein Irrthum, als Caron nicht eine Uebersetzung des Ortus sanitatis, sondern ein zwar ähnliches, aber verschiedenes Werk, le Grant Herbier en Francoys, herausgab, worüber ich §. 24 ausführlich gesprochen habe. Nach Pritzel soll der Catalogus bibliothecae Oxoniensis aus der Ausgabe von 1526 folgende Schlussschrift anführen: „Thus endeth the grete herball wich is translated out the Frenssh in to Englysshe." Auch soll er das Werk dem 1554 gestorbenen lövener Professor Jeremias Triverius zuschreiben. Das ist offenbar falsch, und beruht auf einer Verwechselung mit dem Buchdrucker. Das Werk soll 505 Kapitel mit eben so viel kleinen und rohen Holzschnitten als Vignetten, und am Ende eine Erklärung einiger Ausdrücke und eine Abhandlung über den Harn enthalten. Im Grant Herbier finde ich nur

1) Der ganze §. vornehmlich nach *Pulteney's Geschichte der Botanik u. s. w., übersetzt von Kühn.*

2) *Pulteney a. a. O. II, S. 37.*

475 Kapitel mit eben so vielen Holzschnitten. Die Erklärung der Ausdrücke steht vorn, und die Abhandlung vom Harn fehlt.

Noch unbedeutender scheint folgendes Buch zu sein, worüber Pulteney [1]) sehr kurz hinweggeht: a lyttel Herbal of the properties of Herbs etc. by Anthonye Asham Physician. London 1550 in 12. Es scheint mehr Astrologie als Botanik zu enthalten. Nur eine neue Auflage desselben ist wahrscheinlich: a Boke of the Properties of Herbs, called an Herball etc. London by W. Copland, ohne Jahrszahl, in 12.

Nun erst trat William Turner auf, der erste englische Originalschriftsteller über Botanik. Geboren zu Morpeth in Northumberland, — das Jahr ist unbekannt, — ward er mit Unterstützung des Sir Thomas Wentworth zu Cambridge im Pembroke Colleg erzogen, und ist als Student daselbst 1538 verzeichnet. Er studirte Theologie und Medicin, eine damals vornehmlich unter Protestanten nicht seltene Verbindung, und ward als Theologe einer der eifrigsten Vertheidiger der Reformation. Der Bischof Gardiner liess ihn deshalb eine Zeit lang einkerkern. Wieder in Freiheit gesetzt, verliess er England, und kehrte erst nach dem Tode König Heinrichs VIII. im Jahr 1547 dahin zurück. Den grössern Theil dieser Zeit verlebte er zu Köln, hielt sich aber auch in mehrern andern Städten bald länger bald kürzer auf, namentlich zu Basel und zu Ferrara, wo er die medicinische Doctorwürde erwarb (nach Sprengel irrig zu Padua). Auch Luca Ghini's Vorträgen zu Bologna wohnte er bei, und mit Konrad Gesner in Zürich schloss er eine innige Freundschaft. Nach der Thronbesteigung Eduards VI. im Jahre 1547 kehrte er nach England zurück, ward Leibarzt des Protectors Herzogs von Sommerset, und erhielt verschiedene reich dotirte geistliche Pfründen, eine Präbende zu York, ein Canonicat zu Windsor und die Dechanei Wells. Die deutsche Uebersetzung Pulteney's lässt ihn um diese Zeit auch Doctor der Medicin zu Oxford werden, was er bereits in Ferrara geworden war. Ich weiss nicht, ob das ein Versehen des Verfassers, oder eine der vielen Ungenauigkeiten seines Uebersetzers ist. Als 1553

1) Daselbst Seite 40.

nach des Königs Tode seine Schwester Maria zur Herrschaft gelangte, und die Verfolgung der Protestanten aufs Neue begann, wanderte Turner zum zweiten mal aus nach Köln, und kehrte erst nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth zurück, welche ihn in alle seine Aemter und Würden wieder einsetzte, und auch sonst ihn bis an seinen Tod im Jahr 1568 vielfach begünstigte.

Ich übergehe seine zahlreichen theologischen und sonstigen nicht botanischen Schriften, und bemerke nur, dass er sich auch als Ornithologe rühmlich bekannt gemacht hat. Auch seine ersten botanischen Schriften sind zu unbedeutend, um noch der Erwähnung zu verdienen, und so selten, dass sie sogar vielen der grössten englischen Bibliotheken fehlen. Was ihn aber mit Recht berühmt gemacht, ist:

A new herball wherin are contayned the names of herbes in greeke, latin, english, duch, frenche, and in the potecaries and herbaries latin, with the properties degrees and naturall places of the same, gattered and made by William Turner. London 1551, folio ohne Pagina, — The seconde parte. Collen (Köln) 1562. — The third parte. London 1568. folio, womit zugleich part I und II wiederholt erschienen.

„Als Student im Pembroke College, klagt der Verfasser, konnte ich weder einen griechischen noch lateinischen noch sogar englischen Namen eines Krauts oder Baums selbst von den Aerzten erfahren; so gross war die Unwissenheit jener Zeit" (versteht sich in England) An Handschriften alter Aerzte und Naturforscher scheint es nach Pulteney damals im Lande fast ganz gefehlt zu haben. Es war also ein glücklicher Zufall für das Gedeihen der Botanik auf der Insel, der Turnern zweimal zu einem längern Aufenthalte in Deutschland und Italien nöthigte. Nur so konnte er sich mit der Pflanzenkunde des Zeitalters überhaupt ins Gleichgewicht setzen. Nach dem Urtheil aller dazu Berechtigten that er es vollständig; Konrad Gesner, Rajus, Tournefort, Haller, Sprengel und Andre erklären ihn einstimmig für einen Mann von Geist und Gelehrsamkeit, durch dessen Beobachtungen der Grund zur Flora Englands so wie der Umgegend von Köln gelegt ward.

Auf die Entwickelung der Botanik überhaupt scheint er indess wenig Einfluss ausgeübt zu haben. Mir war es nicht vergönnt das Werk kennen zu lernen, welches, obgleich in Deutschland gedruckt, in Folge englischer Bibliomanie schon früh äusserst selten und unverhältnissmässig kostbar geworden ist. Die beiden ersten Theile sollen in alphabetischer Ordnung die Pflanzen der Alten und deren Deutung enthalten, der dritte die neuerlich entdeckten besonders der beiden Indien.

Erst zehn Jahr später 1578 erschien wieder A nieuwe herball or history of plants etc. von Henry Lyte, doch kein neues Werk, sondern eine Uebersetzung des frühern von Dodoens, und nicht einmal nach dem Original, sondern nach des Clusius französischer Uebersetzung ins Englische übersetzt, wenn auch mit wenigen unbedeutenden Zusätzen. Für die allgemeine Geschichte der Botanik hat dies Werk mithin keinen Werth.

Auf Lyte folgte in England als Schriftsteller über specielle Botanik unmittelbar de l'Obel, von welchem ich schon unter den Niederländern sprach; und damit stehen wir schon an der Grenze unsrer Periode.

§. 56

Jacques Dalechamps.

Von de l'Ecluses und de l'Obel, die sich als französische Schriftsteller betrachten liessen, sprach ich schon bei den Niederländern; von einigen französischen Reisenden, welche die Pflanzenkunde bereicherten, werde ich im folgenden Kapitel sprechen; und so wäre aus Frankreich für diese Periode genau genommen kein einigermaassen bedeutender Schriftsteller über specielle Botanik anzuführen. Denn Dalechamps Werk erschien, obgleich lange vorbereitet, erst drei Jahr nach dem des Cesalpini, womit wir die neue Periode eröffnen wollen. Doch erlaube ich mir den kleinen Anachronismus, schon hier davon zu sprechen, weil kein Werk sich besser zum Abschluss unsrer Periode eignet, indem es alles von allen Nationen für Botanik darin Geleistete ziemlich vollständig

noch einmal zusammenfasst, doch Cesalpini noch keinen Einfluss darauf übte.

Des Dalechamps Lebenslauf ist sehr einfach. Im Jahr 1513 zu Caen geboren, studirte er zu Montpellier unter Rondeletius Medicin, promovirte 1547, liess sich 1552 als praktischer Arzt in Lyon nieder, und verharrte in dieser Stellung bis an seinen Tod im Jahr 1588. Mehr Philologe als beobachtender Naturforscher, wiewohl es ihm an einer ausgebreiteten medicinisch naturwissenschaftlichen Gelehrsamkeit nicht fehlte, und wir ihm sogar manche neue Entdeckung verdanken, beschäftigte er sich vorzugsweise mit den Werken der Alten. Er übersetzte den Athenäos, verbesserte gelegentlich dessen Text [1]), und lieferte eine schätzbare Recension des Plinius nach sechs Handschriften und den wichtigsten ältern Ausgaben. Auch eine anonyme Ausgabe des Caelius Aurelianus von 1566 schreibt man ihm zu, kleinerer den Paulos Aeginetes und den Galenos betreffender Arbeiten nicht zu gedenken.

Was ihm aber hier seinen Platz giebt, ist die sogenannte Historia plantarum Lugdunensis, wie man sie zu citiren pflegt. Ihr voller Titel lautet:

Historia generalis plantarum, in libros XVIII per certas classes artificiose digesta, Haec plusquam mille imaginibus plantarum locupletior superioribus, omnes propemodum, quae ab antiquis scriptoribus Graecis Latinis Arabibus nominantur: nec non eas, quae in Orientis atque Occidentis partibus ante seculum nostrum incognitis repertae fuerunt, tibi exhibet. Habes etiam earundem plantarum peculiaria diversis nationibus nomina: habes amplas descriptiones, e quibus singularum genus, formam, ubi crescant et quo tempore vigeant, nativum temperamentum, vires denique in medicina proprias cognosces.

---

1) Nach *Du Petit Thouars* im Artikel Dalechamps der *Biographie universelle tom. X, pag. 443* soll er den Text des Athenäos nebst Commentar und Uebersetzung zu Lyon 1552 in fol. herausgegeben haben. Ich finde diese Ausgabe weder bei Fabricius noch bei den neuern Bibliographen. Meines Wissens erschien die Uebersetzung ohne den Text *Lugduni 1583 in fol.*, und später in den Ausgaben des Casonbonus.

Adjecti sunt indices, non solum Graeci et Latini, sed aliarum quoque linguarum locupletissimi. Lugduni apud Gulielmum Rovillium 1586, 2 voll. in fol. (andre Exemplare tragen die Jahrszahl 1587).

Also keinen Verfasser, nur den Verleger nennt der lange Titel. Von letzterem ist auch die Zueignung und die Vorrede. Darin sagt derselbe, vor mehr als zwanzig Jahren hätte er einst Dalechamps in seinem Museum mit einem grossen Bande schöner Zeichnungen und Beschreibungen seltener und neuer Pflanzen beschäftigt gefunden. Seitdem hätte er sich unablässig mit dem Plan der Herausgabe eines Werks getragen, welches alles in der Botanik Geleistete zusammengefasst enthielte. Einen zur Ausführung geschickten Gelehrten hätte er in Johannes Molinäus (Desmoulins, nicht Molyneux, wie ihn Sprengel nennt), des Rondeletius trefflichem Schüler und langjährigem Gehülfen gefunden, welchem Dalechamps seine reichen Sammlungen zur Verfügung gestellt. Damit noch nicht zufrieden, hätte er selbst seine zahlreichen Freunde in Afrika Spanien Italien und viele Seefahrer um Beiträge gebeten, und ansehnliche Mittheilungen von ihnen erhalten. Darauf spricht er von den grossen Opfern an Geld und Arbeit, die er gebracht, so wie von seiner grossen Bescheidenheit, und sagt endlich, so hätte er das Werk zustande gebracht, wenn nicht ein vollkommenes, doch der Vollkommenheit nahe kommendes. — Nach dieser Darstellung hatte Dalechamps wenig Theil daran. Allein die Zeitgenossen citiren es durchgängig als das seinige, und schreiben ihm alles Gute darin, dem Demoulins alles Verfehlte zu. Nach ihren Berichten ging der Plan, alles bisher in der Botanik Geleistete in Ein Werk zusammen zufassen, von Dalechamps selbst aus; er hatte dreissig Jahr lang dazu gesammelt, viel eigne Beobachtungen gemacht, Beiträge von Pena, de l'Lobel, de l'Escluses, Valerando Dourez, Mycon in Barcelona und Andern erhalten, hatte einen Theil dieses Materials selbst bereits bearbeitet, Pflanzen beschrieben und zeichnen lassen, als er sich, durch seinen Plinius und die medicinische Praxis abgezogen, zur Fortsetzung der Redaction des Werks mit Johann Bauhin ver-

band. Mit Eifer unterzog sich dieser junge Arzt und Botaniker, der sich damals in Lyon aufhielt, der anvertrauten Arbeit. Sie war indess noch nicht weit vorgerückt, als neue Religionsstreitigkeiten den reformirten jungen Mann Lyon und Frankreich zu verlassen nöthigten. Jetzt erst nahm sich der Buchdrucker Rouillé als kräftiger Förderer des bedeutenden Werks an, und auf seine Veranlassung trat Desmoulins an Bauhin's Stelle neben Dalechamps, der fortwährend, so weit ihm seine andern Geschäfte gestatteten, das Ganze überwachte. Oeffentlich wollte jedoch Dalechamps, vielleicht im Bewusstsein der schwachen Seiten des Werks, nicht als Verfasser desselben gelten, und oft ist darin von ihm wie von einer fremden Person die Rede. So lesen wir z. B. gleich im ersten Kapitel Quercus, nach Aufzählung der bei den Alten vorkommenden Arten und der Schwierigkeiten ihrer Deutung: „Alii aliter ista digesserunt atque explicaverunt. Qua de re quamvis tanta sit inter doctos homines dissensio, ut de ea decidere difficile sit, tamen ex judicio et sententia Jacobi Dalechampii Medici literatissimi et in simplicium medicamentorum cognitione exercitatissimi, atque usu peritissimi, primum de Quercus generibus, deinde de caeteris glandiferis arboribus dilucide atque enucleate dicam." Wer sprach so? Johann Bauhin, oder Desmoulins, oder gar Rouillé? Aber offenbar nicht Dalechamps selbst. Man hat gesagt Dalechamps sowohl wie Desmoulins, wären vor Beendigung des Werks gestorben, und Rouillé hätte es allein zu Ende gebracht. Dem wiederspricht mit Grund Du Petit Thouars. Dalechamps starb erst 1588, zwei Jahr nach Erscheinung des Werks, und Desmoulins übersetzte es ins Französische, muss also auch länger gelebt haben. Seine Uebersetzung erschien unter folgendem Titel:

Histoire generale des plantes, sortie latine de la bibliothèque de Mr. Jacques Dalechamps, puis faite française par Mr. Jean Desmoulins. Lyon 1615. 2 voll. in fol.

In Frankreich soll man diese Uebersetzung dem Original vorziehen. Ich kenne sie nicht.

Die Wichtigkeit des Originals ist all seiner Fehler ungeachtet unbestreitbar, und geht schon daraus hervor, dass zwei Botaniker,

Pons 1600, Caspar Bauhin 1601, seine Fehler in besondern Schriften zu berichtigen der Mühe werth hielten. Es war zu seiner Zeit die vollständigste Sammlung aller Pflanzen. Nach Trew's Zählung enthält es 2751 Abbildungen und eben so viel Beschreibungen (Du Petit Thouars zählt nur 2731, Haller gar nur 2686; aber Trew ist der zuverlässigste unter ihnen). Dass bei weitem die meisten derselben Copien sind, gereicht einem Sammelwerk nicht zum Vorwurf. Mehrere Pflanzen kommen bald an verschiedenen Stellen, bald unmittelbar auf einander folgend, in zwei bis drei Abbildungen vor (Treviranus sagt gegen 400), manche aus Versehen, andre absichtlich, zur Vergleichung der Abbildungen unter einander. Manche Figuren stehen nicht am rechten Ort. Doch dieselben Fehler theilen mit ihm fast alle Werke der Art, und die meisten Versehen haben Pons und Caspar Bauhin in ihren Büchern berichtigt. Alle Figuren sind auf das gleicke Format von etwa 4½ Zoll Höhe reducirt, wodurch manche verloren haben. Auch in Zeichnung und Schnitt stehen viele hinter ihren Vorbildern zurück, doch wenige so sehr, dass sie sich nicht erkennen liessen. Besonders bemerkt zu werden verdient noch die Anordnung in achtzehn Bücher, wegen der vielfachen Eintheilungsgründe, die dabei durch einander wirken. Denn das ist ein Grundfehler aller Pflanzenverordnungen jener Zeit, und nirgends tritt derselbe in dem Grade hervor wie hier.

Liber I. De arboribus sponte in sylvis nascentibus.
„ II. De fructicibus in dumetis et frutetis sponte nascentibus.
„ III De arboribus, quae in viridariis et pomariis coluntur.
„ IV. De segetibus et leguminibus, ac quae cum iis in agris nascuntur.
„ V. De oleribus et herbis in hortis nascentibus.
„ VI. De plantis umbelliferis.
„ VII. De plantis flore placentibus.
„ VIII. De plantis odoratis.
„ IX. De plantis in palustribus provenientibus.
„ X. De plantis in asperis, saxosis, sabulosis et apricis nascentibus.

Liber XI. De plantis in umbrosis, udis, uliginosis et pinguibus locis provenientibus.

„ XII. De plantis ad mare et in ipso mari nascentibus.

„ XIII. De plantis aliis innixis scandentibus.

„ XIV. De carduis et aliis spinosis aculeatisque plantis.

„ XV. De plantis bulbosis, carnosis radicibus et geniculatis.

„ XVI. De plantis catharticis.

„ XVII. De plantis venenatis.

„ XVIII. De plantis peregrinis.

Man sieht, wie der Gestalt der Pflanzen allmälig auch einiges Recht wiederfährt; doch nur in der sechsten und vierzehnten Klasse kommt sie zu entschiedner Geltung, und nicht einmal diese Klassen wusste man völlig rein zu erhalten. Mitten unter den Doldenpflanzen steht unterandern Achillea und manches andere, mitten unter den Disteln Astragalus Tragacantha, Poterium spinosem u. s. w. Man empfand wohl das Bedürfniss einer systematischen Eintheilung der Pflanzen, man verrieth zuweilen eine dunkle Ahnung des dabei einzuschlagenden Verfahrens; zum Bewusstsein, zur Ausführung kam sie erst bei Cesalpini.

Dadurch dass die in diesem Werke zuerst beschriebenen Pflanzen fast ohne Ausnahme Spanien und dem südlichen Frankreich angehören, bekommt es, wie fast alle grössern Werke derselben Periode, doch auch den Charakter einer Specialflora.

Viertes Kapitel.

Naturwissenschaftliche Reiseberichte aus der Zeit der deutschen Väter der Pflanzenkunde.

§. 57.

Aus Afrika.

Nicht mit den grossen Seefahrten, mit der Entdeckung Amerika's, der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, den

Niederlassungen in Ostindien haben wir es zu thun. Diese Ereignisse wirkten zu mächtig, erregten zu heftige vielfach streitende Leidenschaften, um sogleich für eine ruhige Naturbetrachtung Raum zu lassen. Erst nachdem der Rausch der Neuheit vorüber war, als man sich festgesetzt hatte in den eroberten Ländern, und Aerzte und Geistliche im Gefolge von Kriegs- und Staatsmännern dahin gingen, und oft länger verweilten, fand auch die fremdartige Pflanzennatur jener Länder allmälig aufmerksame Beobachter. Und vielleicht war es ein Glück für die Wissenschaft, dass exotische Pflanzen nicht gleich massenweis, wie später, nach Europa kamen, dass man sich anfangs fast nur mit den neuen Heil- und Nahrungspflanzen der neu aufgeschlossenen Länder und Welttheile beschäftigte. Denn Ausbreitung ins Weite und Versenkung in die Tiefe halten niemals gleichen Schritt, sondern eine der beiden Richtungen, sobald sie vorherrschen wird, hemmt die andre, und schon litt die wissenschaftliche Botanik an Ueberladung mit einer Masse noch nicht gehörig verarbeiteten Materials.

Da aber sämmtliche Berichte über exotische Pflanzen in diesem ganzen Zeitraum noch dürftig sind, so wollen wir uns nicht zu lange dabei aufhalten, und sie nach den Gegenden, worauf sie sich beziehen zusammenfassen. Ich beginne mit A f r i k a, worüber ich zwar nur Einen, und dazu für Pflanzenkunde gar dürftigen Bericht anführen kann, den ich jedoch der Aufmerksamkeit der Botaniker wieder näher bringen möchte.

A l h a s a n I b n M u h a m m e d A l w a z z â n A l f â s i, am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu Elvira unweit Granada aus einem vornehmen maurischen Geschlecht entsprossen, wanderte nach der Eroberung Granada's durch die Christen im Jahr 1491 noch als Knabe mit seiner ganzen Familie aus nach Fez, und empfing seine wissenschaftliche Bildung auf der dortigen damals hoch berühmten Akademie. Nach früh beendigten Studien, vielleicht schon vor seinem sechzehnten Jahr, begab er sich auf Reisen, und besuchte bald in Begleitung seiner Verwandten, bald in Geschäften afrikanischer Fürsten, bald aus eigenem Antrieb, alle Nordländer Afrika's bis tief ins Innere dieses verschlossenen Welttheils hinein,

ferner Aegypten, Arabien, Syrien, Persien, Armenien und die Tartarei. Auf der Rückkehr von Aegypten um 1517 fiel er in die Hände christlicher Corsaren, und ward dem Pabst Leo X. als Sklave zum Geschenk gemacht. Dieser hatte kaum erfahren, sein Sklave wäre ein Gelehrter, als er ihm seine volle Gunst zuwandte. Er wusste ihn zur Annahme des Christenthums zu bewegen, übernahm selbst das Pathenamt bei ihm, legte ihm seine eignen Namen Johannes Leo bei, denen man noch den Namen des Afrikaners hinzuzufügen pflegt, und bewilligte ihm ein ansehnliches Jahrgeld. In Rom lebte Leo Africanus geraume Zeit, unterrichtete im Arabischen, lernte selbst, wiewohl nur nothdürftig, das Italiänische und Lateinische, und schrieb Bücher in beiden Sprachen. Auch zu Bologna war er 1524, ob auf längere Zeit, und ob der Studien wegen, ist unbekannt. Später aber kehrte er, nach dem durchaus unverwerflichen Zeugnisse eines Zeitgenossen, des Orientalisten, und spätern österreichischen Kanzlers Widmannstadt, nach Tunis und zum Islam zurück. Der Kanzler erzählt selbst, wie er kurz vor 1532 nur durch einen Zufall abgehalten sei nach Tunis zu gehen, um bei Leo Unterricht im Arabischen zu nehmen. Seitdem hören wir nichts weiter von Leo.

Nur von seiner Beschreibung Afrikas habe ich hier zu sprechen, denn von seinen übrigen Reisen wissen wir nichts Genaueres. Sie war ursprünglich arabisch geschrieben, auf des Pabstes Verlangen übersetzte sie Leo selbst ins Italiänische, vollendete diese Arbeit jedoch erst im Jahre 1526, vier Jahr nach seines Gönners Tode. Das Original ging verloren, die Uebersetzung fiel im Autographon 1550 in Ramusio's Hände, der sie unter dem Titel:

Della descrittione dell' Africa, et delle cose notabili che quivi sono, per Giovan Leone Africano,

gleich voran im ersten Bande seiner bekannten Sammlung Navigationi et viaggi abdrucken liess. Sie ward seitdem vielfach in verschiedene Sprachen übersetzt, am besten ins Deutsche unter dem Titel:

Johann Leo's des Africaners Beschreibung von Africa. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von Georg Wilhelm Lorsbach. Erster (und einzig erschienener) Band, welcher die Uebersetzung des Textes enthält. Herborn 1805, in 8.

Auch über Leo's Leben hat niemand genauer geschrieben als Lorsbach in seiner Vorrede, welcher ich alles hier Gesagte entnahm. Sehr zu bedauern ist, dass sein Commentar ungedruckt geblieben.

Den hohen geographischen Werth dieses Werks hat man niemals verkannt, da der Verfasser als Augenzeuge über viele Gegenden des innern Afrika's berichtet, die den Europäern bis auf die neueste Zeit völlig verschlossen waren, und es zum Theil noch jetzt sind, und da jede neuere Untersuchung seine Glaubwürdigkeit bestätigt. Auch die Naturgeschichte hat er nicht ganz vernachlässigt, und nicht nur hin und wieder einige merkwürdige Producte der durchzogenen Länder angeführt, sondern auch am Ende seines Werks (Fol. 91 bei Ramusio, Seite 565 bei Lorsbach) den merkwürdigeren Thieren und Pflanzen einen eignen Abschnitt gewidmet. Zu bedauren ist nur die Kürze des botanischen Theils, der sich auf ölf Artikel beschränkt.

§. 58.

Aus dem Orient.

Griechenland Aegypten Syrien und die Nachbarländer blieben auch noch in dieser Periode das Lieblingsziel reiselustiger Naturforscher. Zu ihnen gehört Pierre Belon aus Souletière, geboren um 1518, ein Schüler des Valerius Cordus zu Wittenberg und Begleiter seines Lehrers auf dessen botanischen Reisen durch Böhmen und Deutschland. Mit Hülfe reicher Gönner durchreiste er als aufmerksamer und kenntnissreicher Beobachter Griechenland, Klein-Asien, Syrien und Aegypten. Schon auf dieser Reise hatte er auch Italien kennen gelernt und mehrere der dortigen gelehrten Anstalten besucht; 1557 ging er zum zweiten mal nach Italien und dem südlichen Frankreich; 1564 ward er im Bois de Boulogne ermordet. Ausführlicher und mit Kritik haben Demusset Pathay

und Du Petit Thouars im vierten Bande der Biographie universelle sein Leben beschrieben, und die oft ohne Grund wiederholte Beschuldigung, er hätte fremde Arbeiten für die seinigen ausgegeben, widerlegt. Zwei seiner Schriften gehören hierher:

Les observations de plusieurs singularitez et choses mémorables trouvées en Grèce, Asie, Indie, Egypte, Arabie et autres pays étranges, rédigées en trois livres. Paris 1553 in 4., und seitdem öfter, — und seine

Remonstrances sur le defaut du labour et culture des plantes, et de la connoissance d'icelles, contenant la manière d'affranchir les arbres sauvages. Paris 1558, in 8.

Beide sind von Clusius ins Lateinische übersetzt und machen den Schluss seiner Exotica. Doch wird der Verfasser von ihm unrichtig Bellonius genannt. Ich erwähnte ihrer auch schon bei der Geschichte des botanischen Gartens zu Padua, Seite 260 f. dieses Bandes. Sie enthalten nur eigne treue Beobachtungen in einer naiv kräftigen Sprache.

Ganz andrer Art war Melchior Guilandinus (Wieland), geboren um 1520 in Preussen, man sagt in Königsberg, doch vermisse ich dafür ein sicheres Zeugniss[1]). Früh ging er nach Italien, und brachte daselbst, von einer grössern Reise abgesehen, sein ganzes Leben zu. In Sicilien und Rom soll er, wie ihm sein grosser Widersacher Mattioli vorwirft, eine Zeit lang in solcher Dürftigkeit gelebt haben, dass er sich als Rhizotom ernähren musste, und die selbst gesammelten Wurzeln und Kräuter auf einem Esel zur Stadt brachte. Doch erregte er zu Rom die Aufmerksamkeit des venetianischen Gesandten, folgte demselben nach Venedig, und fand dort andre Gönner, mit deren Unterstützung er in den Jahren 1558 bis 1560 eine Reise durch Griechenland Syrien und Aegypten machte. Auf der Rückreise hatte er das Unglück, in maurische Sklaverei zu gerathen. Sein Freund und Gönner, der berühmte Professor der Anatomie und Chirurgie zu Padua,

---

1) Ich kenne kein älteres als *Quenstedt dialogus de patriis illustrium doctrina et scriptis virorum, Wittebergae 1654.* Seine Quelle verschweigt er.

der auch eine Zeit lang dem dortigen botanischen Garten vorstand, Gabriele Falloppio, kaufte ihn los, und bewirkte 1561 seine Anstellung als Vorstand des botanischen Gartens und Lector simplicium zu Padua, wo derselbe 1589 im Alter von ungefähr 70 Jahren starb.

Er war ausserordentlich belesen, vornehmlich in den weniger bekannten Schriften der Alten, wodurch er sich den Ruf grosser klassischer Gelehrsamkeit erwarb, bis Joseph Scaliger und Casaubonus die Schwäche seiner philologischen Kenntnisse aufdeckten. Sein vornehmstes Bestreben war die Erklärung der Heilmittel der Alten; zu dem Zweck machte er seine Reisen, verstand aber das Mittel so wenig zu benutzen, dass er nicht eine einzige Pflanze beschrieb, viel weniger entdeckte. Der Papierstaude widmete er ein eigenes von antiquarischer Gelehrsamkeit strotzendes Buch, und nicht einmal von dieser Pflanze, die er oft genug lebendig gesehen hatte, lieferte er eine Beschreibung. Auch seine Reise beschrieb er nicht; wir besitzen überhaupt von ihm nur eine des Gelehrten unwürdige Streitschrift gegen Mattioli, worin er Hypothesen mit Hypothesen bekämpft, und die genannte Schrift de Papyro, Venetiis 1572, in 4. Seines Rufes wegen glaubte ich ihn nicht übergehen zu dürfen; zu den wahren Naturforschern möchte ich ihn nicht rechnen.

Auch sein Nachfolger zu Padua Jacopo Antonio Cortusi hatte den Orient bereist, bekannt gemacht durch den Druck hat er gar nichts.

Mehr als alle genannte leistete Leonhart Rauwolf durch seine orientalische Reise für die Erweiterung der Pflanzenkenntniss. Er war ein Augsburger, vermuthlich etwas jünger als Guilandinus, und zählte unter seinen nähern Verwandten sehr angesehene Kaufleute, denen er viel zu verdanken bekennt. Die Reiselust bewegte ihn von Kindheit an, und trieb ihn, seine medicinischen Studien auf italiänischen und französischen Universitäten zu machen, hauptsächlich zu Montpellier, wo Rondelet, der unserer Wissenschaft so viel tüchtige Schüler zugeführt, auch sein Lehrer war. Wie eifrig er daselbst mit seinem Freunde Jeremias Mar-

tin botanisirt, wie viel hundert Simplicia er sich dadurch „zu einem sonderlichen Schatz" zusammengebracht, erzählt er selbst in der Zueignung seiner Reisebeschreibung. Nach Augsburg als Doctor der Medicin zurückgekehrt, erhielt er die Stelle des Stadtarztes daselbst. Als aber einer seiner Verwandten, ein Kaufmann, der eine Commandite in Marseille besass, und von dort aus den levantinischen Handel auf eignen Schiffen betrieb, ihm vorschlug eine Reise dahin zur Förderung des Droguerichandels gegen einen anständigen Gehalt mitzumachen, ergriff er das Anerbieten mit Begierde, nahm Urlaub vom Magistrat, trat im Mai 1573 die Reise nach Marseille an, und segelte noch im September desselben Jahrs von da nach der Levante ab. Von Tripoli in Syrien ging er über Aleppo nach Bir, den Euphrat hinab bis Bagdad, weiter nordwärts durch Kurdistan nach Mossul am Tigris, und kehrte über Orfa, Bir, Aleppo zurück nach Tripoli. Von dort aus besuchte er den Libanon, Jerusalem und die übrigen heiligen Orte, und kehrte endlich von Tripoli über Venedig nach Augsburg zurück, wo er im Februar 1576 wohlbehalten eintraf. In der Tracht des Morgenlandes wusste er bald als Kaufmann, bald als Arzt, überall ein gutes Vernehmen zu den Landesbewohnern zu bewahren, führte auf der ganzen Reise ein genaues Tagebuch, worin er auch die merkwürdigeren Pflanzen, die er gefunden, von Ort zu Ort verzeichnete, doch nur zum Theil kurz beschrieb, und brachte auch ein für jene Zeit ansehnliches sorgfältig behandeltes Herbarium mit zurück. In Augsburg erhielt er sofort wieder eine Anstellung als Arzt beim Pesthause. Als der Magistrat aber 1588 alle Protestanten auswies, legte er seine Stelle nieder, und fand sogleich eine neue ehrenvolle Anstellung als Stadtarzt in Linz. Doch lange verweilte er auch dort nicht, sondern ging als Militärarzt mit der österreichischen Armee nach Ungarn, wo in der Festung Hatvan eine Krankheit sein unstätt thätiges Leben im Jahr 1596 (nicht 1606, wie viele Literatoren unrichtig angeben) endigte.

Die drei ersten Bände seiner Reisebeschreibung, welche den vollständigen Text enthalten, erschienen 1581 zu Augsburg, 1582 zu Frankfurt, 1583 zu Lauingen in 4., und bilden zusammen einen

mässig starken Band, aber nur mit der lauinger Ausgabe erschien in demselben Jahr 1583 als vierter Band eine Auswahl von 42 der merkwürdigsten Pflanzen seines Herbariums in blattgrossen etwas rohen, doch meist charakteristisch gezeichneten Holzschnitten mit kurzen Erklärungen und Verweisungen auf die Stelle der Reisebeschreibung, wo ihrer gedacht ist. Diese Ausgabe ist daher, obgleich minder elegant gedruckt, als die beiden andern, für den Botaniker die werthvollste. Der Titel ist:

Leonharti Rauwolfen, der Artzney Doctorn, und bestellten Medici zu Augspurg Aigentliche beschreibung der Raiss, so er vor diser zeit gegen Auffgang inn die Morgenländer, fürnemlich Syriam, Judäam, Arabiam, Mesopotamiam, Babyloniam, Assyriam, Armeniam etc. nicht ohne geringe mühe und grosse gefahr selbs volbracht: neben vermeldung etlicher mehr gar schön frembden und ausländischen Gewächsen, sampt iren mit angehenckten lebendigen contarfacturen, und auch anderer denckwürdiger sachen, die alle er auff solcher erkundiget, gesehen und observiret hat. Alles in Vier underschidliche Thail u. s. w. 1583. — Am Schluss des dritten Theils: Getruckt zu Laugingen, durch Leonhart Reinmichel.

Uebersetzt ward das Werk ins Holländische Englische und Französische. Doch scheinen den Uebersetzungen, die ich nicht kenne, die Abbildungen zu fehlen; wiederholt sind dieselben dagegen mit den ins Lateinische übersetzten Beschreibungen im Anhange zu des Dalechamps Historia plantarum Lugdunensis.

Merkwürdige Schicksale hatte Rauwolfs Herbarium. Eyriès erzählt sie in der Biographie universelle tom. XXXVII, pag. 143 also. Nach Rauwolfs Tode kam es zuerst in die Bibliothek des Kurfürsten von Baiern. Im dreissigjährigen Kriege bemächtigten sich die Schweden desselben. Die Königin Christine schenkte es dem leidener Professor Isaak Vossius, der sich, von ihr berufen, eine Zeit lang an ihrem Hofe aufhielt, und von da nach England ging, wo Plukenet, Morison und Ray dasselbe benutzten. Nach seinem Tode kam es nach Leiden zurück, und ward für die Universitäts-Bibliothek angekauft, welche es noch bewahrt. Es

besteht aus fünf starken Bänden in Folio, und enthält ausser den orientalischen auch die von Rauwolf in der Schweiz Italien und Frankreich gesammelten Pflanzen. Der orientalischen sind ungefähr 350 Arten, welche das Material zu Johann Friedrich Gronovius Flora Orientalis. LugduniBatavorum 1755 in 8., bilden.

§. 59.

Aus Ostindien.

Die meisten und wichtigsten Nachrichten aus dieser Periode über ostindische Pflanzen verdanken wir dem Portugiesen Garcia d'Orta oder, wie sein Name latinisirt ward, Garcias ab Horto[1]), Leibarzt des portugiesischen Viceköuigs zu Goa. Dreissig Jahr lang hatte er in Indien praktisirt, die Pflanzen des Decan gesammelt, und sogar einen botanischen Garten zu Bombai unterhalten. Seine Untersuchungen über die Nahrungs- und Heilpflanzen Indiens machte er in portugiesischer Sprache in Form eines Dialogs bekannt, welcher in Goa selbst gedruckt ward:

Cologios dos simples e drogas he causas medicinais da India etc., pello Doutor Garcia D'Orta. Impresso em Goa 1563, in 4.

Das ist alles, was wir vom Verfasser wissen. Sein Buch ward ausser seinem Vaterlande vornehmlich bekannt durch des Clusius lateinische Uebersetzung, welche zuerst 1567, seitdem noch oft gedruckt, und auch in des Ausins Exotica aufgenommen ward. Ihr folgten Uebersetzungen ins Italiänische, Französische und Englische. Doch wörtlich übersetzte Clusius nicht. Er tilgte die dialogische Form, liess alles aus, was nicht zur Sache gehört, und setzte an Stelle der alphabetischen eine andre Ordnung. Auch Anmerkungen fügte er hinzu und sogar einige Abbildungen.

In zwei Büchern und fünf und achtzig Kapiteln, nach des Clusius Eintheilung, handelt der Verfasser vornehmlich von indischen Gewürzen, von denen er viele nur so kannte, wie sie im Handel vorkommen; dann auch von mehrern merkwürdigen

1) Der Garten, lateinisch *Hortus*, heisst italiänisch *Orto*, portugiesisch *Orta*, spanisch *Huerta*. Daher die durch die Uebersetzer erzeugte mannichfache Schreibweise desselben Namens bei den Literarhistorikern.

Pflanzen, Mineralien und einigen thierischen Producten. Ueberall vergleicht er, was die Alten und was die Araber gelehrt haben, mit dem, was er als fleissiger und kenntnissreicher Sammler in Indien selbst gesehen oder von Andern erfahren hatte. Es wird dadurch manches Dunkel aufgeklärt: aber die eigentliche Naturgeschichte gewinnt wenig: die Beschreibungen sind zu dürftig, und zu dem Zeugniss eines gran ingenio und peritísimo botánico, welches Morejon [1]) dem Garcia ausstellt, sehe ich keinen Grund.

In Garcia's Fusstapfen trat Cristobal Acosta, der Abkunft nach gleichfalls ein Portugiese, obgleich geboren in Afrika, und nach der Rückkehr aus Ostindien in Burgos in Spanien ansässig als praktischer Arzt, zuletzt Mönch. Gelehrte Bildung besass er nicht, aber viel Reiselust, die ihn bis nach Ostindien trieb, wo er als Chirurg in den portugiesischen Besitzungen gute Aufnahme fand, und sich besonders lange in Cochin an der Küste Malabar aufhielt. Auf der Fahrt dahin soll er das Unglück gehabt haben in Corsarenhände zu fallen, und eine Zeit lang in harter Sklaverei zu schmachten. In Ostindien lernte er den Garcia d'Orta kennen, welcher ihm sein oben genanntes Werk zeigte. Ihm nacheifernd schrieb er bald nach seiner Rückkunft in Burgos ein ähnliches Werk in spanischer Sprache:

Tractado de las drogas y medicinas de las Indias Orientales con sus plantas debuxadas al vivo, que las vio ocularmente. Burgos 1578 in 4.

Auch dies Werk ist ins Italiänische und Französische, und abgekürzt von Clusius ins Lateinische übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Ich kenne nur diese Bearbeitung. Sie erschien erst mehrmals für sich, dann auch in Clusii Exoticorum libris. Ein grosser Theil des Werks soll oft fast wörtlich von Garcia entlehnt sein, und alles derartige überging Clusius mit einer kurzen

1) *Antonio Hernandez Morejon historia bibliográfica de la medicina Española. III, pag. 107.* Anstatt in Decan, lässt er den Garcia in den amerikanischen Ländern botanisiren. Dergleichen begegnet ihm öfter. Er bietet mir daher wenig Ersatz für *Nic. Antonio*, dessen *Bibliotheca Hispana nova* mir abgeht.

Bemerkung. Auch die Abbildungen liess er bis auf Eine weg, weil er sie des Wiederabdrucks unwürdig fand. Doch stehen sie sämmtlich wiederholt in des Dalechamps Historia plantarum Lugdunensis, und rechtfertigen des Clusius Urtheil in sofern, als sie schlecht gezeichnet sind, wiewohl sich des Zeichners Bestreben die Natur wieder zu geben nicht verkennen lässt. Ueberhaupt fügte Cristobal dem, was sein Vorgänger mitgetheilt, wenig Neues und Wissenswerthes hinzu. Manchen Heilmitteln schreibt er, meist nach Aussage der Braminen, Wirkungen zu, die jener nicht kennt; allerlei Wunderbares erzählt er, unterandern vom Elephanten, den er sogar sprechen lässt, doch auch einiges Interessante, z. B. über den Schlaf der Blätter der Tamarinde. Die Zahl der von Garcia übergangenen Pflanzen, die er beschreibt, ist gering. Die Pflanzenkunde gewann also auch durch ihn nur wenig[1]). Erst nachdem sich die Holländer in Ostindien festgesetzt hatten, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts lernte man den Reichthum der Flora Ostindiens kennen.

§. 60.

Aus Amerika.

Lebhaftere Sympathien als alle Entdeckungen in der alten Welt erregte die Entdeckung Amerika's, und verhältnissmässig früher zogen auch die Pflanzenschätze des neuen Welttheils die Aufmerksamkeit auf sich, wiewohl anfangs mehr die der Staats- und Finanzmänner als der Naturforscher, und wiewohl auch letztre sich anfangs meist auf die Heil- und Nahrungspflanzen beschränkten.

Schon Pedro Martyr de Angleria, wie ihn die Spanier nennen, von Geburt aber ein Mailänder aus Anghiera oder einem benachbarten kleinen Ort am Lago Maggiore[2]), ein wenig

1) Weit günstiger urtheilt auch über ihn *Morejon a. a. O. pag. 265*, und stellt ihn hoch über seinen Vorgänger.

2) Nach *Tiraboschi tom. VII, parte II, pag. 336* stammte seine Familie zwar aus Anghiera ab, er selbst war aber geboren zu Arona, gleichfalls am Lago Maggiore. *Pietro Martire*, bei den Italiänern häufig vorkommend, ist als einfacher Taufname zu betrachten, und zeigt nur an, dass der Name

jüngerer Zeitgenosse des Columbus, erwähnt mancher wichtiger amerikanischer Pflanzen. Dieser grosse Staatsmann, welchem Alexander von Humboldt [1]) vor kurzem ein schönes Denkmal stiftete, war Mitglied des Raths für die indischen Angelegenheiten unter Ferdinand dem Katholischen und Kaiser Karl V, und hatte daher Gelegenheit, obgleich er selbst Amerika niemals betreten hatte, alles, was von dort kam, sogleich zu erfahren. Und wie er es auffasste, bezeugt schon der einzige Ausspruch in einem seiner Briefe: er könne sich nicht entschliesen Spanien zu verlassen, weil er sich dort an der Quelle der grossen Nachrichten aus Westindien befinde. Es sind seine De orbe novo decades VIII, (Parisiis 1587 in 8., und in mehrern Ausgaben), worin auch der Botaniker über die Ananas und einige andre Pflanzen die ersten freilich nicht botanischen Nachrichten antrifft.

Reicher an botanischem Gehalt ist ein Werk des Gonzalo Hernandez de Oviedo y Valdez, eines um 1478 zu Madrid geborenen Edelmannes, und von 1513 bis gegen 1525 Directors der Gold- und Silberminen auf Haïti (jetzt St. Domingo). Sein Hauptwerk führt den Titel:

La historia general y natural de las Indias Occidentales y tierra ferma del mar Oceano.

Vollständig, in 50 Büchern, ward es erst 1783 gedruckt, also zu einer Zeit, in welcher jene Länder längst durch spätere Reisende untersucht waren; allein die ersten 20 Bücher erschienen bereits 1535 zu Sevilla in Folio, und seitdem öfter. Auch wurden sie ins Französische übersetzt von Jean Poleur (Paris 1555, fol.) und einige der rohen Abbildungen nebst lateinischer Uebersetzung des dazu gehörigen Textes stehen auch im letzten Buche

---

Petrus nicht nach dem Apostel, sondern nach dem Märtyrer gleiches Namens gegeben ward. Unrichtig wird daher unser d'Anghiera zuweilen, sogar auch in *Eberts bibliographischem Lexikon*, *Martyr* genannt, als ob das sein Geschlechtsname wäre.

1) *Alex. von Humboldt kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntniss von der neuen Welt u. s. w. Uebersetzt von J. L. Ideler, I, Berlin 1846, S. 29, und die Anmerkungen dazu S. 484 ff.*

der Historia plantarum von Dalechamps. In Oviedo's Werke wird umständlich von amerikanischen Nahrungs- Heil- und Giftpflanzen gehandelt. Doch da der Verfasser weder Arzt noch Botaniker war, so lieferte er, wie sich von selbst versteht, mehr historische als naturhistorische Nachrichten, vor allem über das Guajakholz, was er zuerst als Specificum gegen die Siphilis empfahl und in Spanien einführte.

André Tevet," voyageur, connu par sa crédulité", — so beginnt Weiss den ihn betreffenden Artikel der Biographie universelle; tom XLV. Er war Franciscaner-Mönch, reich an Kenntnissen mannichfacher Art, aber kein Botaniker. Später ward er seines Gelübdes entbunden, und erhielt das Amt eines königlichen Historiographen und Kosmographen, welches er bis zu seinem Tode 1590 bekleidete. Das Reisen war seine Leidenschaft. Nachdem er das Morgenland durchzogen, 1554 nach Paris zurückgekommen war; schiffte er sich gleich im folgenden Jahre nach Brasilien ein. Den 14. November 1555 erreichte er Rio de Janeiro, und schon den 31. Januar 1556 kehrte er nach Europa zurück. Fast die ganze Zeit über hatte er schwer krank darnieder gelegen. Gleichwohl beschrieb er das Land nach dem, was er sich davon hatte erzählen lassen. So entstand sein Werk:

Les singularités de la France antarctique, autrement nommée Amerique, et des plusieur terres et îles decouvertes de notre temps. Paris 1556, in 4. mit Holzschnitten. Wiederholt Anvers 1558 in 8. Auch ins Italiänische übersetzt.

Mir steht das Buch nicht zu Gebot. Haller[1]) tadelt daran die Beziehung amerikanischer Pflanzen auf altgriechische Namen, und die rohen Abbildungen; doch rühmt er die Beschreibungen einiger seinen Vorgängern unbekannter Pflanzen, und nennt deren einige. Die Abbildungen findet man auch im letzten Buch der Historia plantarum Lugdunensis von Dalechamps wiederholt.

Auch in einem grössern und spätern Werk, in seiner Cosmographie universelle, 2 voll. Paris 1575 in fol., sollen nach-

1) *Haller bibliotheca botanica I, pag. 317.*

Sprengel[1]) einige Pflanzen „ziemlich unrichtig" beschrieben und abgebildet sein.

Sein früheres Werk, die Beschreibung seiner orientalischen Reise, Cosmographie du Levant, Lyon 1554, in 4., enthält dagegen gar nichts Botanisches.

Nicolas Monardes aus Sevilla war nach Morejon[2]) 1493 geboren. Derselbe beruft sich dabei auf einen von den Söhnen mit des Vaters Gläubigern geschlossenen Vertrag, woraus sich ergeben soll, dass Nicolas nicht bloss Arzt, sondern zugleich ein reicher Kaufmann war, und 1588 im Alter von 95 Jahren starb. Wo aber dies Document gedruckt ist, oder handschriftlich aufbewahrt wird, davon sagt er wie gewöhnlich nichts. Seine medicinischen Studien soll Monardes in Alcalá gemacht, sonst aber sein ganzes Leben als praktischer Arzt in Sevilla zugebracht haben. Ausser mehrern kleinern Schriften über verschiedene Heilmittel schrieb er drei Bücher

De las cosas que si traen de las Indias Occidentales, que sirven al uso de medicina,

wovon die beiden ersten Bücher in Verbindung mit einer Schrift über den Bezoar und die Scorzonera zu Sevilla 1565, dann alle drei zugleich daselbst 1574 in 4. erschienen. Sie wurden ins Italiänische, Französische, nach Haller auch ins Englische und von Clusius ins Lateinische übersetzt, und von ihm mit Anmerkungen und Abbildungen begleitet. Auch diese Uebersetzung findet man, nachdem sie mehrmals besonders gedruckt erschienen war, in Clusii Exoticorum libris. Zahlreicher und zum Theil genauer wie bei seinen Vorgängern sind bei Monardes die Nachrichten über amerikanische Pflanzenproducte, Wurzeln, Hölzer, Rinden, Gummata u. s. w.; doch nur wenige Pflanzen konnte er entweder nach getrockneten oder cultivirten Exemplaren nothdürftig beschreiben.

Früher verfasst, doch später im Drucke erschienen ist die brasilianische Reisebeschreibung des reformirten Geistlichen

1) *Sprengel, Geschichte der Botanik I, Seite 353.*

2) *Morejon historia bibliographica etc. II, pag. 290.*

Jean de Lery aus Margelle in Burgund, geboren 1534, gestorben 1611 zu Sancerre. Sein Werk erschien zuerst in französischer Sprache 1578 zu Rouen, später vom Verfasser selbst verbessert und ins Lateinische übersetzt unter dem Titel:

Historia navigationis in Brasiliam, Gallice scripta, nunc primum Latinitate donata. Genevae 1586, und nochmals 1594 in 8.

Als aufmerksamer und treuer Beobachter berichtet er auch über die merkwürdigeren Pflanzen des Landes, doch leider ohne alle botanische Kenntniss.

Das sind, ihrer Dürftigkeit ungeachtet, doch die reichhaltigsten Nachrichten über amerikanische Pflanzen aus dieser Periode. Auch in diesem Welttheil war die erste botanisch-wissenschaftliche Erndte den Holländern der folgenden Zeit vorbehalten.

Fünftes Kapitel.

Die generelle Botanik zur Zeit der deutschen Väter der Pflanzenkunde.

§. 61.

Hieronymus Cardanus und Julius Caesar Scaliger.

So lange man die Pflanzen nur als Arznei- und Nahrungsmittel schätzte, kümmerte man sich wenig um ihre Natur im Allgemeinen; nur die besondre Pflanze hielt man der Aufmerksamkeit werth. Die philologische Richtnng vornehmlich der italiänischen Botaniker förderte die generelle Botanik höchstens in so fern, als sie die Bekanntschaft mit Theophrastos erneuerte. Indem man aber beim Suchen nach den Pflanzen der Alten unerwartet eine Menge neuer Pflanzen entdeckte, vergass man den alten Meister sogleich wieder, und zerstreute sich mehr und mehr in der unübersehbaren Menge der Besonderheiten. Es war eine seltene Ausnahme, dass sich hier und da ein denkender Geist von der Pflanzenwelt anziehen liess, ohne sich sofort ins Besondere zu verlieren. Weil diesen Männern aber die rechte Grundlage der

allgemeinen Betrachtung, die Kenntniss des Besondern zu fehlen pflegte, so ergingen sie sich entweder nur an der Oberfläche, oder verirrten sich, wenn sie einen Schritt weiter zu gehen wagten, in haltungslose Träumereien. Nur Maranta macht eine rühmliche Ausnahme. Doch bevor ich von ihm spreche, erst ein paar Worte über Hieronymus Cardanus.

Da ich von seinen botanischen Leistungen wenig zu melden habe, darf ich mich auch bei seinem Leben nicht lange aufhalten [1]). Zu Pavia aus einem altadlichen Geschlecht 1500 oder 1501 geboren (beide Zahlen giebt er selbst an verschiedenen Stellen an), erreichte er trotz seiner zarten Constitution, schwachen Gesundheit, und eines hohen Grades von Leidenschaftlichkeit, doch das Jahr 1576, und verbrachte sein unstätes Leben theils als praktischer Arzt, theils und hauptsächlich als Lehrer an verschiedenen italiänischen Universitäten. Kurze Zeit verweilte er in England, wohin er als Arzt berufen war.

In seinen ein und zwanzig Büchern de Subtilitate lieferte er eine im Ganzen ziemlich systematisch gehaltene, doch von mancherlei Fremdartigem durchwebte Kosmologie, Physik, Naturgeschichte, Antropologie, Dämonologie und Theologie, alles originel, doch voll der wunderlichsten Träumereien. Sein späteres Werk in siebzehn Büchern de Rerum Varietate ist nur eine Ergänzung des vorigen. In jenem handelt das achte, in diesem das sechste Buch von den Pflanzen. „Sed cum omnium plantarum differentiae, heisst es zu Anfang, quasi numero careant, nostri propositi non est de his diffuse tractare, velut de metallis fecimus. Nam obscuriora tantum, non quae subjiciuntur oculis, attingere destinaviums; ob hoc brevissima plantarum et animalium historia erit." Die specifischen Unterschiede der Pflanzen sollen gesucht werden 1. vor allem in ihren Kräften, 2. im Geruch, 3. im Geschmack, und endlich 4. in der Gestalt ihrer Theile. Hiernach müsse man

1) Man sehe darüber, nächst seiner Selbstbiographie, die der Gesammtausgabe seiner Werke vorgedruckt ist, vornehmlich *Th. A. Rixner und Th. Siber, Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker u. s. w. Zweites Heft: Hieronymus Cardanus. Sulzbach 1820, in 8.*

die Pflanzenarten in der Natur, nicht im Dioskorides aufsuchen. So steht bei Cardanus durchgängig Gesundes und Krankhaftes in unauflöslicher Verbindung. Hin und wieder werden Arten, die ihm besonders merkwürdig erschienen, beschrieben, wie z. B. Capsicum annuum unter dem Namen Siliquastrum; doch weder eine ausgebreitete und genaue Pflanzenkunde, noch einen tiefern Blick in die Natur der Pflanze überhaupt wird man bei ihm gewahr. Das Ungewöhnliche, wenig Bekannte, vor allem das Wunderbare fesselt seine Aufmerksamkeit, und zieht ihn ab von den einfachen Naturgesetzen, deren Betrachtung doch eben die Aufgabe des philosophischen Botanikers ist.

Das Werk de Subtilitate erschien zuerst Norimbergae 1550 in fol., und seitdem öfter, das de Rerum Varietate Basileae 1557 in fol. In der Ausgabe seiner Opera, Lugduni 1663, 10 vol. in fol. bilden diese beiden Werke zusammen den dritten Band.

Einen beissenden Gegner fand Cardanus an dem berühmten Philologen Julius Cäsar Scaliger. Durch seine Exotericae exercitationes de subtilitate adversus Cardanum, Lutetiae 1557 in 4. und öfter wiederholt, rühmt er sich hämischer Weise, doch ohne Grund, den Cardanus todtgeärgert zu haben. An Pflanzenkenntniss fehlte es ihm noch mehr als seinem Gegner, und seine einzige Richtschnur in der allgemeinen Botanik ist Theophrastos. Seines Commentars zum Theophrastos und zum Pseudo-Aristoteles von den Pflanzen erwähnte ich schon im ersten Bande Seite 170 188 und 324.

§. 62.

Bartolomeo Maranta.

Bei weitem höher steht, wenn auch nicht als Talent, so doch seiner Leistung nach als klar denkender, umsichtig beobachtender, seinen eignen Weg verfolgender Botaniker, Bartolomeo Maranta. Von seinem Leben wissen wir wenig. Venusa im Neapolitanischen war seine Vaterstadt, Luca Ghini sein hochverehr-

ter Lehrer, mit welchem er, wie sein langes Schreiben an Mattioli [1]) zeigt, in einem innigen Verhältniss gestanden haben muss. Die spätern Jahre seines Lebens, denen viele Reisen vorausgegangen zu sein scheinen, brachte er zu Neapel zu, wo ihm vorzüglich der reiche Garten des Gian Vincenzo Pinelli bei seinen botanischen Forschungen zu statten kam. Ausser einigen Briefen an Falloppio, Aldrovandi, Mattioli und einer kleinen Schrift über den Theriak und Mithridat, welche 1571, vielleicht erst nach seinem Tode erschien [2]), besitzen wir von ihm nur noch ein einziges gedrucktes Werk von mässigem Umfange, aber schwerem Gewicht:

Bartholomei Marantae Venusini medici Methodi cognoscendorum simplicium libri tres. Venetiis 1559 in 4., 296 Seiten.

Denn seine poetischen Dialoge über Virgil, womit er sich in der letzten Zeit seines Lebens beschäftigt zu haben scheint, blieben ungedruckt.

Des Werkes unmittelbarer Zweck ist, wie schon der Titel angiebt, nicht botanisch, sondern medicinisch. Maranta steht noch ganz auf dem alten Standpunkte, wonach die Botanik nur ein Theil der Medicin war, und ihr Zweck nur darin bestand, die Heilpflanzen der Alten richtig wieder zu erkennen. Dioskorides ist ihm das Vorbild eines vollendeten Botanikers. Niemand, meint er, kannte mehr Pflanzen, kannte sie genauer, beschrieb sie besser als er. Doch liess er auch manche Heilpflanze, die er anführt, weil sie allgemein bekannt war, unbeschrieben, manche ward erst in neuerer Zeit entdeckt. Seine Pflanzen, so wie auch die später empfohlenen, mit Sicherheit zu erkennen, ist die Grundaufgabe der Medicin. Die Schwierigkeiten sie zu lösen, und die Mittel jene

1) Abgedruckt unter *Mattioli's Epistolae medicinales* in der Ausgabe der *Opera Matthioli von Bauhin Liber IV, pag. 159.*

2) Nach *Tournefort institutiones rei herbariae pag. 33* soll Maranta 1554 gestorben sein. Allein einer seiner Briefe an Falloppio, seiner *Methodus* vorgedruckt, ist von 1558 datirt, und die *Methodus* selbst, kein *opus posthumum*, erschien erst 1559. Nach der Zeit finde ich jedoch kein sicheres Zeichen seines Lebens mehr.

Schwierigkeiten zu überwinden, werden nun methodisch scharfsinnig untersucht. Dabei verräth sich überall eine gründliche klassische Bildung, umfassende Pflanzenkunde, und eine schöne Gabe der Beobachtung. Der Gang der Untersuchung ist dem Verfasser eigenthümlich und streng logisch. Er geht nicht wie seine Vorgänger die Pflanzen des Dioskorides der Reihe nach durch, sondern im ersten Buche untersucht er die aus den verschiedenen Nomenclaturen erwachsenden Schwierigkeiten, so wie die, welche daraus entspringen, dass Dioskorides manche den Neuern bekannte Pflanze noch nicht kannte, und manche jetzt wieder vergessene schon kannte. Das zweite Buch handelt von den Ursachen, warum die Beschreibungen oft nicht auf die beschriebenen Arzneikörper passen, und verweilt vornehmlich bei der Variabilität der Pflanzen nach dem Alter, der Jahrszeit, den Verschiedenheiten des Bodens, des Klima's, der Cultur u. s. w. Das dritte und letzte Buch hat es mit den Heilkräften der Pflanzen zu thun, welche bei der Unzulänglichkeit oder dem gänzlichen Mangel einer Beschreibung oft das Hauptmittel abgaben, die Pflanzen der Alten zu errathen. Indem nun jeder Satz durch Beispiele erläutert wird, kommen etwa 400 Pflanzenarten, die meisten nach Dioskorides zur Sprache, und viele derselben werden anders, viele richtiger gedeutet wie von frühern Auslegern. Die Hauptsache dabei ist aber, dass stets mehrere Pflanzen zusammen unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet werden, nicht selten auch in organologischer Beziehung, vorzüglich im ersten Buch. Denn unter Nomenclatur versteht Maranta nicht bloss die Namen der Pflanzen, sondern auch die ihrer verschiedenen Theile, und giebt dabei einen kurzen Abriss der Organologie überhaupt. Auch die Begriffe der Gattung Art und Varietät werden untersucht, und dabei unterandern sehr bestimmt ausgesprochen, dass die Farbe der Blumen allein keinen ausreichenden specifischen Unterschied darbiete. Und fast bei jeder Behauptung sucht Maranta durch zahlreiche Beispiele nachzuweisen, dass derselbe Grundsatz, wiewohl stillschweigend, von Dioscorides befolgt sei, so dass das ganze Werk gleichsam ein Versuch ist, diejenige Philosophia

botanica, von welcher schon Dioskorides sich leiten liess, in systematischer Form zu reproduciren. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den meine Vorgänger vernachlässigt haben, steht das Werk in seiner Zeit völlig isolirt und noch höher, als man es ohnehin zu stellen pflegt.

§. 63.

Giovanni Costeo,

oder Joannes Costäus aus Lodi unfern Mailand, vornehmer Abkunft, war Professor der Medecin erst zu Turin, darauf zu Bologna, wo er 1603 (bei Sprengel steht 1503) starb. Er war ein ziemlich fruchtbarer Schriftsteller, uns berührt nur eins seiner Werke:

De universali stirpium natura libri duo Joannis Costaei Laudensis. Augustae Taurinorum 1578 (nach Haller auch 1581) in 4.

Das Werk hat wenig Gnade gefunden vor den Augen der Literarhistoriker. „Fere in generalibus versatur, sagt Haller [1]), neque botanici aut proprii aliquid habet, sed vanorum ubique experimentorum interpretationes et differentiarum Theophrastearum rapsodias.“ Sprengel [2]) sagt nur, die Physiologie der Pflanzen sei darin peripatetisch abgehandelt. Und Du Petit Thouars [3]) ersieht aus dem Werke nur, Costeo sei in der Botanik wenig bewandert gewesen. Selbst Renzi [4]), der seinen Landsleuten gern so viel Gutes wie möglich nachsagt, und auch an Costeo Geist Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit rühmt, beklagt seine dürftige Pflanzenkenntniss. Ganz grundlos können so viele übereinstimmende Urtheile competenter Richter nicht sein. Gewiss hätte er bei ausgebreiteterer eigner Beobachtung seine Beispiele nicht so oft, wie er gethan, von Theophrastos und andern Alten geborgt, und näher

1) *Haller bibliotheca botanica I, pag. 356.*

2) *Sprengel, Geschichte der Botanik I, Seite 378.*

3) *Biblioographie universelle, tom. X, pag. 57 sqq.*

4) *Renzi storia della medicina in Italia, III, pag. 96.*

liegende unbeachtet gelassen. Auch gleicht der ganze Zuschnitt seines Werks bis in die einzelnen Kapitel hinein fast zu sehr seinem Vorbilde, dem Theophrastos. Sein erstes Buch entspricht der Historia plantarum, sein zweites dem Werk de causis plantarum. War aber nicht schon das ein Verdienst, die viel zu sehr vernachlässigten Untersuchungen des Theophrastos, von dem man fast nichts beachtete als die beiläufig hie und da vorkommenden Beschreibungen einiger besonderer Pflanzen, den Zeitgenossen einmal wieder vorzuführen? diese aus der Zerstreutheit, in der sie sich gefielen, zur Concentration des Gedankens zurückzurufen? Eine Uebersetzung des Theophrastos konnte das nicht leisten. Eine solche besass man längst, man las jenen grossen Meister auch wohl einmal in der Ursprache, aber man benutzte ihn nicht. Es bedurfte einer neuen Ueberarbeitung, die auch auf spätere Beobachtungen und Meinungen Rücksicht nahm; und eine solche lieferte Costeo Es ist unbillig zu behaupten, er gäbe nichts Eigenes; gar nicht selten trifft man auf Stellen, in denen er sogar seinem Meister zu widersprechen wagt. Dabei geht er methodischer zu Werk als jener, vervollständigt ihn durch manche jenem noch unbekannte Thatsache, z. B. über die periodischen Blattbewegungen mancher Pflanzen nach Cristobal Akosta, und füllt, so gut er kann, manche kleine Lücke aus, die jener gelassen. Kurz er hat ein Lehrbuch der allgemeinen Botanik geschrieben, dem zwar die Werke des Theophrastos zum Grunde liegen, das sich aber in manchen Punkten auch frei bewegt, und hat geleistet, was auf diesem Wege zu leisten die Zeit ihm gestattete. Will man sein Werk richtig schätzen, so vergleiche man es mit den ersten Kapiteln der Historia stirpium des Ruellius, und man wird den Fortschritt bei Costeo nicht verkennen. Bücher solcher Art sind für jede Wissenschaft von Zeit zu Zeit Bedürfniss. Sie pflegen sich nur eines kurzen Lebens zu erfreuen, sind aber zu ihrer Zeit oft von weit grösserer Wirkung, als diejenigen, die sich reine Beobachter zu sein rühmen, sich selbst und Andern eingestehen. Zu bedauern ist nur, dass Costeo Albert den Grossen nicht kannte; doch wer zu seiner Zeit kannte und benutzte ihn?

§. 64.

Die vermeinte Entdeckung der Geschlechtlichkeit der Pflanzen und Erfindung des Sexualsystems.

Man spricht aber noch von andern Männern jener Zeit, denen man schon damals die Bekanntschaft mit dem Sexualsystem der Pflanzen zuschreibt. Der Ausdruck ist doppelsinnig: jetzt pflegen wir darunter bekanntlich die von Linné eingeführte systematische Anordnung der Pflanzen nach den verschiedenen Verhältnissen ihrer Geschlechtsorgane zu verstehen. Dass ein Sexualsystem der Pflanzen in diesem Sinne vor Linné nicht existirte, darüber werden wohl alle Botaniker einig sein. In einem andern Sinne nennt man bekanntlich auch jeden Complex physiologisch zusammenwirkender Organe ein System, also den Complex der pflanzlichen Geschlechtsorgane ihr Sexualsystem. Nur in dieser Bedeutung kann von einer Bekanntschaft mit dem Sexualsystem der Pflanzen vor Linné die Rede sein. Indess sollte man sich des Ausdrucks in dieser Bedeutung in Fällen, wo er zu Missverständnissen führen kann, enthalten. Diese Vorsicht ward von verschiedenen neuern Schriftstellern vernachlässigt, es wäre denn, dass jenes Missverständniss sogar sie selbst schon umgarnt hätte.

Renzi[1]) giebt in seiner Geschichte der Medicin in Italien einen besondern Paragraphen mit der Ueberschrift: „Einführung der ersten Classificationen und Methoden in die Botanik," und eröffnet denselben mit folgendem Satze: „das Sexualsystem der Pflanzen, sagt Monti[2]), schon dem Theophrastos durch den Sinn gegangen, stand wieder auf, nicht als verworrene, sondern glänzende Idee in Patrizî's Geiste; und obgleich es erst des feinen Blickes und Taktes Linné's bedurfte, um die Idee zu reifen, so darf man deshalb jenem doch nicht die Ehre entziehen, sie zuerst cultivirt und, so weit es ihm die Kindheit der Botanik ge-

1) *Renzi l. c. III, pag. 119.*

2) Renzi citirt die Stelle nicht. Ich weiss daher nicht, ob er Giuseppe, oder Lorenzo Monti meint.

stattete, glücklich genährt zu haben." Es leidet fast keinen Zweifel, dass Monti hier vom Sexualsystem im physiologen Sinne sprach. Renzi fasst seine Worte anders auf; er fährt fort: „In der That dieser Francesco Patrizî schlug vor als Methode der Eintheilung in der Botanik das verschiedene Geschlecht der Pflanzen. Aber weil er sich auf einen Vorschlag beschränkte, und ihn nur mit einem Beispiel auf die Botanik anwandte, so bildete der berühmte Linné nach nicht weniger als zwei Jahrhunderten darauf sein berühmtes System, wodurch sein Name unsterblich ward. Kann man darum aber den grossen Italiäner der Priorität der Erfindung berauben?" Offenbar hat Renzi seinen Vorgänger missverstanden, und das Wort Sexualsystem in der Bedeutung methodischer Anordnung aufgefasst. Halten wir uns vorerst lediglich an Renzi's eigne Worte, so schlug Patrizi als Eintheilungsgrund in der Botanik vor „il diverso sesso delle piante." Das kann nichts anderes bedeuten, als dass er die Pflanzen in männliche und weibliche eintheilen wollte. Das war aber unmöglich, wenn er den Hermaphroditismus der meisten Pflanzen kannte oder auch nur ahnete. Man muss also voranssetzen, er hätte die Geschlechtlichkeit der Pflanzen im Sinne der Alten genommen, welche öfter zwei besonders ähnliche Pflanzenarten als Männchen und Weibchen betrachteten; und dann bestände sein angeblicher Vorschlag darin, alle einander unähnliche Pflanzen in Eine Klasse zusammen zu werfen, alle sehr ähnliche in zwei Klassen zu trennen. Dürfen wir dem geistreichen Patrizî einen so thörichten Einfall zutrauen? Lieber wollen wir erst ihn selbst hören.

Renzi sagt nicht, wo und mit welchen Worten Patrizî sich über die Geschlechtlichkeit der Pflanzen ausgesprochen hat; Tiraboschi [1]) sagt es, indem er Patrici's Verdienste rühmt, mit folgenden Worten: „Derselbe weist in den alten Philosophen viele Meinungen nach, welche von den jüngern aufs neue aufgestellt und mit besserm Erfolg aufrecht erhalten wurden, und so sehen wir unterandern von ihm angedeutet das System des ver-

1) *Tiraboschi storia della letteriatura Italiana tom. VII, part. I, pag. 407.*

schiedenen Geschlechts der Pflanzen (il sistema del diverso sesso delle piante)." Ich schrieb die Worte ab, weil ich starken Verdacht hege, dass sie es sind, worauf sich sowohl Monti wie Renzi, ohne sich um Patrici's eigne Worte zu kümmern, verliessen. Tiraboschi ist genauer, er citirt Discussionum peripateticorum vol. II, lib. V, sub finem. Da zählt Patrizi diejenigen naturwissenschaftlichen Behauptungen des Aristoteles auf, welche schon von seinen Vorgängern ausgesprochen waren, unterandern: „feminam quoque et marem inter plantas reperiri." Ich habe mir viel Mühe gegeben in Patrizi's weitläuftigem Werk eine zweite Stelle aufzufinden, worin er seine eigne Meinung über die Geschlechtlichkeit der Pflanzen ausspräche; ich finde keine, und der Ausdruck Sistema, dessen sich Tiraboschi, Monti und Renzi, wiewohl jeder in einer ganz verschiedenen Bedeutung bedienen, erhöht meinen eben ausgesprochenen Verdacht.

Auf gleiche Weise liess sich Morejon[1]) täuschen, wenn er nicht allein dem Andrés Laguna, dessen Commentar zum Dioskorides 1543 erschien, sondern auch schon dem Gabriel Alfonso de Herrera, der sein aus den Alten, vornehmlich den Geoponiken compilirtes Werk de la Agricultura 1520 herausgab, eine grössere Kenntniss der Sexualität der Pflanzen, als die Alten besassen. zuschreibt. In seiner chronologischen Aufzählung der Fortschritte, welche die Naturwissenschaften im sechzehnten Jahrhundert in Spanien gemacht, rühmt er von Herrera's Werk, darin spreche der Verfasser „vom Sexualsystem der Pflanzen"; und gleich darauf, wo er von Laguna spricht, sagt er: „hätte Linné seine Werke gelesen, so würde er gefunden haben, dass dieser Spanier das Sexualsystem kannte, welches er sich so unverdienter Weise zugeeignet." Später, in Laguna's Biographie lesen wir nochmals: „Gleichfalls spricht er vom Sexualsystem der Pflanzen, wenn nicht in bestimmten Ausdrücken, doch in hinreichenden, um erkennen zu lassen, dass ihm das Alterthum

1) *Morejon historia bibliográfica de la medicina Espanola II, pag. 86*, und *pag. 265*, wo er von Laguna besonders handelt.

dieser Beobachtung nicht unbekannt war." Es ist auffallend, dass sich Morejon gleichfalls in allen drei Stellen des unpassenden Ausdrucks Sexualsystem statt Sexualität bedient. Renzi's Werk kann er nicht gekannt haben, es ist jünger als das seinige. Sollte ihm Monti bekannt gewesen sein? oder sollte auch ihn Tiraboschi verleitet haben? Die Sache selbst bedarf keiner Erörterung mehr. Nirgends schiessen sonst gute Schützen ärgere Böcke als auf der Prioritätsjagd.

Sechstes Kapitel.

Die mystischen Botaniker zur Zeit der deutschen Väter der Pflanzenkunde.

§. 65.

Theophrastus von Hohenheim genannt Paracelsus.

Nicht das Heer obscurer Obscuranten des Zeitalters führe ich meinen Lesern vor. An solchen hat es nie gefehlt, so wie ihnen nie an gläubigen Verehrern; die Wissenschaft schreitet achtlos an ihnen vorüber. Aber auch wahrhaft geniale Männer verirren sich bisweilen in die dunklen Regionen der Mystik und selbst des Aberglaubens, und wähnen im Gefühl ihrer Ueberlegenheit über das gewöhnliche Maas unsrer Einsicht und Thatkraft die ewigen Grenzen der Menschheit überschreiten zu können. Von ihnen gehen in der Wissenschaft wie im Leben oft grosse Wirkungen aus. Schwache Köpfe verwirren sie wohl gar bis zur Verrüktheit, begabtere Naturen rütteln sie auf aus dem Schlendrian ausgetretener Bahnen, durchbrechen verjährte Vorurtheile, und erreichen oft glücklich, was den Vorgängern für unerreichbar galt.

Ein Mann der Art war Theophrastus von Hohenheim oder auch Theophrastus Paracelsus, wie er sich selbst bald so bald so zu unterzeichnen pflegte. In Documenten soll er unter dem Namen Philipp von Hohenheim vorkommen. Auf dem Titel der Gesammtausgabe seiner Werke nennt ihn der Herausgeber wie folgt:

Aureoli Philippi Theophrasti Bombasti von Hohenheim Paracelsi[1]) Edlen Hochgelehrten u. s. w. Opera Bücher und Schriften u. s. w. durch Johannem Huserum Brisgoium in zehen unterschiedliche Theil in Truck gegeben, jetzt von neuem mit vleiss übersehen, auch mit etlichen bisshero unbekannten Tractaten vermehrt, und u. s. w. in zwey unterschiedliche Tomos gebracht u. s. w. Strasburg 1603. — Sind eigentlich 4 Bände in fol., indem die chirurgischen Werke und ein Anhang zu denselben je einen besondern Titel und Paginirung haben.

Sein Leben ist oft beschrieben, bald so, bald anders, je nachdem es einer seiner Bewunderer oder Verächter schrieb, mit Kritik doch ohne hinreichendes Material, zuerst von Brucker[2]), und nach einem reichen mühsam zusammengebrachten Material, doch mehr um es zu rechtfertigen als zu prüfen, von Marx[3]). Es ist im Verlauf desselben vieles dunkel; denn die Zeugnisse der Zeitgenossen über Paracelsus tragen mit wenigen Ausnahmen den Stempel der Parteilichkeit für oder gegen ihn, und seine eigenen gelegentlichen Aeusserungen verdienen bei seiner grenzenlosen Ruhmredigkeit wenig Vertrauen[4]).

Sein Vater war Arzt und eines Deutschmeisters von Hohenheim unehelicher Sohn[5]), lebte einige Zeit zu Einsiedeln in der Schweiz,

1) Auf dem Separattitel der grossen Wundarznei und an mehrern Orten: *von Hohenheim, genannt Paracelsus.*

2) *Brucker histor. crit. philosoph. tom. IV, pars I, pag. 646 sqq.*

3) *K. F. H. Marx zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Göttingen 1842 in 4.*

4) Beinahe unbrauchbar ist daher seine Biographie in *Rixner und Siber Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker, Heft I, Theophrastus Paracelsus.* Sie legen Gewicht darauf, ihn fast überall selbst sprechen zu lassen. Das verdient bei der Darstellung seiner Lehre volle Anerkennung; in seiner Biographie zeigt es uns den Mann so, wie ihm erscheinen zu wollen beliebte. Mehr oder minder trifft derselbe Tadel auch den biographischen Theil der Arbeit von Marx, welcher vorzüglich als Darstellung der medicinischen Leistungen des Paracelsus der höchste Preis gebürt.

5) Nach *van Helmont tartari historia.* Siehe dessen *Opera, edit. anni 1707 n 4. pag. 222.*

und zog darauf nach Villach in Kärnthen. Ausdrücklich nennt der Sohn Einsiedeln seine Vaterstadt, Kärnthen seine Heimath, unterschreibt sich jedoch lateinisch gewöhnlich Theophrastus ex (nicht ab) Hohenheim Eremita, so dass man doch zweifeln kann, ob Einsiedeln oder Hohenheim in Schwaben sein Geburtsort sei. Auch nennen ihn Andre bald den Schwaben, bald den Schweizer. Da er 1541 im Alter von 47 Jahren gestorben, so muss er 1493 geboren sein. Andre geben andre Zahlen an, ohne Gewicht. Seine frühere Bildung empfing er von seinem Vater, der ihn so früh wie möglich in der Medicin unterwiesen haben mag; denn bei dieser aufgewachsen zu sein, behauptet er selbst; in den alten Sprachen war er dagegen wenig bewandert. Das meiste, was von ihm lateinisch gedruckt ist, hält man für lateinisch nachgeschriebene Hefte seiner deutschen akademischen Vorträge; einiges andre soll sein treuer Famulus, der spätere Buchdrucker Oporinus corrigirt haben. Die Lehrer, deren er nächst seinem Vater gedenkt, waren Bischöfe, Aebte, unterandern der bekannte Trithemius Abt zu Spanheim, Alchymisten und Männer und Weiber jeden Standes; — nur kein Universitätslehrer. Zwar will er die hohen Schulen Deutschlands Italiens und Frankreichs besucht haben, und nennt sich utriusque medicinae Doctor; doch spricht er von den Universitäten nur um sie herabzusetzen, und als er Professor zu Basel geworden, zweifelten seine Collegen, ob er jemals promovirt sei. Er selbst beklagt sich darüber, doch ohne die Sache aufzuklären. Bücher rühmt er sich einmal in zehn Jahren nicht gelesen zu haben. Gelehrsamkeit und Gelehrte verhöhnt er ohne allen Unterschied, und will sein Wissen und Können nur der Natur und sich selbst verdanken, warum nicht auch den Doctortitel?

Eben so ungewiss wie der Gang seiner Studien sind seine Reisen, durch Europa bis Schweden und Russland, durch Asien und Afrika, es wird nicht gesagt wie weit. Er selbst gedenkt indess nur seines Aufenthalts in Stockholm, Preussen, Litthauen, Holland, England, Spanien und Portugal, wie auch in der Wallachei,

Siebenbürgen und Croatien. Dass er sich vorzüglich bei Berg- und Hüttenwerken aufgehalten habe, wie van Helmont und Andere versichern, bestätigen seine ausgezeichneten chemischen Kenntnisse und Leistungen.

Im Jahr 1527 erhielt er eine Professur der Medicin zu Basel, und eröffnete seine Vorlesungen gegen die alte Sitte in deutscher Sprache damit, dass er die Schriften des Avicenna verbrannte, und nicht die Schriften der Alten, sondern seine eigenen interpretirte. Bald darauf entstanden Reibungen mit seinen Collegen, die er sicher eben so wenig schonte wie Griechen und Araber. Dazu kamen der Mangel an Anstand und die Trinksucht, deren ihn sogar seine Anhänger beschuldigten. Paracelsus beschwerte sich beim Magistrat über seine Collegen, die er noch dazu des Unterschleifs im Einverständniss mit den Apothekern verdächtigte. Umsonst. Ein reicher Canonicus hatte ihm für seine Heilung von einem schweren Leiden hundert Gulden versprochen; Paracelsus stellte ihn her durch wenige Pillen; dafür, meinte der Genesene, wären schon sechs Gulden ein reichlicher Lohn; Paracelsus verklagte ihn, und der Richter verwies ihn auf die Taxe. Das war dem Mann, der stets gegen den Eigennutz der Aerzte eifert, zu arg, er ergoss sich in solche Schmähungen gegen den Richter, dass er sich der Strafe der Beleidigung seiner Obrigkeit durch die Flucht entziehen musste. Kaum zwei Jahr scheint er seine Professur verwaltet zu haben. Vielleicht war er auch der ungewohnt stetigen Lebensweise schon überdrüssig, denn von jetzt bis an seinen Tod, über zehn Jahr lang, verweilte er nirgends wieder auf die Dauer, sondern zog im ganzen südlichen Deutschland von Ort zu Ort, bald über bittere Noth sich beklagend, bald eine ehrenvolle Aufnahme rühmend, und doch weiter ziehend, bis er 1541 zu Salzburg in grosser Armuth die ewige Ruhe fand. Verheirathet war er nie, doch lebte er keusch, was zu der Sage mag Anlass gegeben haben, der Biss eines Schweins hätte ihn schon in früher Kindheit entmannt.

Ich enthielt mich der Anführung der Beweisstellen zu diesen

Thatsachen. Die meisten sind bei Rixner und Sieber oder bei Marx leicht zu finden. Nur für seine Ruhmredigkeit, von welcher jene schweigen, darf ich den Beweis nicht schuldig bleiben. Mag dazu folgende Stelle aus der Vorrede zu seinem Paragranum (Oper. I, S. 199) dienen, deren pöbelhafte Sprache man entschuldigen wolle. Auch sie gehört ja zu des Mannes Bilde. Das ganze Werk handelt von seinen sogenannten vier Säulen der Medicin, von der Philosophie, Astronomie, Alchymie und — der Tugend. Von ihnen sagt er: „Wie ich aber die Vier für mich nehme, also müsset ihrs auch nehmen, und müsset Mir nach, ich nicht euch nach; ihr Mir nach, Mir nach, Avicenna, Galene, Rhasis, Montagnana, Mesue etc.; Mir nach, und nit ich euch nach, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meissen, ihr von Cöln, ihr von Wien und was an der Thonaw und Rheinstrom liegt, ihr Insuln im Meer, du Italia, du Dalmatia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Israelita, Mir nach, und ich nicht euch nach. Eurer wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde seichen werden. Ich werd Monarcha, und Mein wird die Monarchey sein, und Ich führe die Monarchey, und gürte euch eure Lenden. Wie gefällt euch Cacophrastus? (ein Spottname, den man ihm gegeben). Diesen Dreck müsst ihr essen. Wie wird es euch Cornuten anstehen, so nun Cacophrastus ein Fürst der Monarchey sein wird, und ihr Calefactores werdet und Schlotfeger? Wie dünkt euch, wenn Secta Theophrasti triumphiren wird, und ihr werdet in mein Philosophey müssen, und euren Plinium Cacoplinium heissen, und euren Aristotelem Cacoaristotelem heissen, und Ich werd sie und euren Porphyrium, Albertum etc. in meinem Dreck taufen mit sammt eurer Gevatterschaft?" — Die Gebrüder Grimm fragen in ihrem Wörterbuch unter Bombast: „woher hatte Bombast von Hohenheim den Namen Bombast, und in welchem Sinn?" Es war ein Beiname derer von Hohenheim. Sollte nicht das Wort seine neuere Bedeutung erst durch Paracelsus bekommen haben? Frisch in seinem Wörterbuch von 1741 kennt es noch nicht einmal.

Der Berichtigung bedarf auch, was Marx über den Kampf

des Paracelsus gegen den Aberglauben sagt. Zum Beweise desselben beruft er sich auf eine Stelle, worin Paracelsus nichts von Gespenstern wissen will. Liest man sie im Zusammenhange, so zeigt sich, dass er nur beim Biss der Schlangen und tollen Hunde die Vergiftung nicht von bösen Geistern ableiten will. Anderwärts findet man bei ihm desto mehr von Riesen, Zwergen, Elementargeistern und Kindern, welche dieselben mit den Menschen zeugen sollen. Die Volkssage von der Melusine, vom Tannhänser und seinem Venusberge u. dgl. m. erklärt er alles Ernstes für Thatsachen; viel weiss er von astralischen Einflüssen als Wirkungen des Makrokosmus auf den Mikrokosmus zu erzählen, giebt Formulare zu Talismanen und Amuleten, und wer hätte nicht von seinem Homunculus gehört? Von dem allen, was doch zur Charakteristik des ganzen Mannes gehört, den Homunculus ausgenommen, den er für Scherz erklärt, schweigt Marx. Vieles der Art beseitigt er dadurch, dass er die damit vor andern angefüllten Bücher, weil sie ihm des Paracelsus unwürdig scheinen, für unächt erklärt. Das ist wohl der schwächste Punkt seiner sonst vielfach verdienstlichen Arbeit; die Aechtheit oder Unächtheit der Bücher hätte einer strengern, mehr ins Specielle eingehenden Prüfung bedurft. Aber auch die von ihm selbst für ächt erklärten neun Bücher de natura rerum strotzen von Aberglauben, und ganz frei davon möchte wohl keins sein. Und was soll man zu den vielen Widersprüchen sagen, die seine Bücher enthalten? Den Stein der Weisen z. B. und die Goldmacherkunst bespöttelt er bald, bald rühmt er sich ihres Besitzes. Und was von den sinnlosen Stellen, oft noch ausgeschmückt mit unerklärten und unerklärlichen, in keiner Sprache wurzelnden Kunstausdrücken, von denen wir bald einige werden kennen lernen? Sind das alles Scherze? Vielleicht, aber in dem Sinn, worin es ein Charlatan nimmt, der vieles sagt, was er selbst besser weiss, um sich gegen Andre damit zu brüsten.

Und dieser Mann, nicht ohne Grund tief verachtet von den meisten seiner Zeit- und Fachgenossen, überragte sie alle an Schärfe der Beobachtungsgabe und schöpferischer Geistesthätigkeit. Er reformirte die in den Fesseln galenischer Tradition erstarrte

Medicin, und hauchte ihr einen neuen lebendigen Geist ein; machte Epoche in der Chemie, indem er sie mit einer Reihe wichtiger Entdeckungen bereicherte, von denen viele theils auch der Physik, theils der Medicin zu statten kamen, und schuf eine Naturphilosophie, die unter dem Schleier des Mysticismus und einer wilden Phantasterei doch einen fruchtbaren Schatz ächt speculativer Gedanken verbarg. Mir ist nicht vergönnt, so mannichfache Verdienste gründlich zu entwickeln; auch fehlt es dazu noch immer an der rechten Grundlage, an einer streng kritischen Scheidung der ächten von den untergeschobenen oder durch Zusätze verfälschten Schriften des Paracelsus, die Marx zwar trefflich eingeleitet, doch nicht vollführt hat. Hier kann nur von seinen Ansichten der Pflanzennatur die Rede sein, so weit das ohne jene Grundlage möglich ist. Auch sie sind von Rixner und Sieber in ihrer oft angeführten Schrift übersichtlich fast ganz mit des Paracelsus eignen Worten zusammengestellt, und von Satz zu Satz in der Sammlung seiner Werke nachgewiesen. Indem ich diese Arbeit dankbar benutze, bedaure ich nur, sie des Raums wegen nothwendig abkürzen zu müssen, und kaum etwas Erhebliches hinzufügen zu können.

Des Paracelsus Grundansicht von der Natur ist, dass alles Körperliche, was Gott erschaffen hat, lebe und beseelt sei, sogar die aus dem Yliaster, das heisst der Urmaterie wie aus ihrem Samen hervorgegangenen Elemente, folglich auch Mineralien und Pflanzen. Aber allen körperlichen Dingen, selbst den Elementen liegen drei Principien zum Grunde, Sulphur, Sal und Merkurius, wohl zu unterscheiden von unserm gemeinen Schwefel Salz und Quecksilber, wiewohl sie sich in diesen vornehmlich abspiegeln. Klar entwickelt Paracelsus diese drei Begriffe nirgends, doch scheint ihm Sulphur das Princip der Veränderlichkeit, Verbrennbarkeit, Verflüchtigung, aber auch des Wachsthums, Sal das der Stetigkeit, Feuerbeständigkeit, Mercurius das der Flüssigkeit als Vermittlung jener zu bedeuten. Offenbar liegt darin eine entfernte Beziehung auf die drei Aggregatzustände des Festen tropfbar Flüssigen und elastisch Flüssigen. Ausser diesen dreien

kommt dem Körper nichts mehr zu, als das Leben, welches jene fesselt, so dass sie sich erst beim Tode der Körper offenbaren. Das Grundprincip des Lebens ist die Luft, aber das Grundelement des Pflanzenkörpers ist die Erde. Im Boden ist der Same aller Pflanzen unsichtbar enthalten, und wird durch feuchte Wärme zum Keimen Wachsen und Reifen gebracht. Was ihn aus der Erde hervorzieht, ist die Anziehungskraft eines besondern jeder besondern Pflanze entsprechenden Sterns. Denn jedes Kraut ist nur ein irdischer Stern, so wie der Stern ein spiritualisch gewachsenes Kraut. Wären diese Beziehungen bekannt, so würde man die Sterne danach benennen, stella Rosmarini, Absinthii u. s. w., und ein Herbarium würde daraus entstehen, edler als Gold und Edelsteine. Bei der ursprünglichen Scheidung des grossen Aniadus (der vertheilenden Kraft) erhielt jedes Gewächses Same seinen eigenen Ort, dies Land Gras, jenes Klee, jenes Lavendel u. s. w. Zwar liegen die unsichtbaren Samen aller Gewächse überall in der Erde, doch die Verschiedenheit des Bodens wie des Himmels lässt nicht überall jeden gedeihen. Man unterscheide aber den eigenen Samen der Pflanzen, den die Erde hergiebt, und den gegebenen, den der Mensch erndtet und säet. Korn, Weizen, Lilien u. s. w. wachsen nicht von selbst aus der Erde, wie Gras und allerlei Unkraut. Das kommt daher, weil jene ursprünglich im Paradiese einheimisch waren, von wo wir ihren Samen erhielten. Die Verschiedenheit der Pflanzen beruht darauf, wie der Aniadus den Sulphur Mercurius und das Sal in ihnen vertheilt hat. Doch besitzt nach einer andern Stelle jedes Ding, also auch jede Pflanze, einen eigenthümlichen Sulphur Mercurius und Sal. Und weil die Erfahrung lehrt, dass die Pflanzen am besten wachsen, je öfter die Erde durch Regen befeuchtet und durch die Sonne wieder getrocknet wird, so soll sich niemand wundern, dass solches auch dem Alchymisten durch mancherlei Imbibirung und Destillirung zu thun möglich ist, dass er durch solches Cohobiren mitten im Winter schöne grüne Kräuter Blumen und Früchte in einer Flasche kann aufwachsen lassen. Da das Leben der Pflanzen ein Liquor terrae ist, so sterben sie, wenn es ihnen an Erdreich und Wasser

fehlt; und was natürlichen Todes gestorben ist, kann der Mensch nicht wieder beleben. Doch was er selbst zerbricht, das kann er auch selbst wieder aufrichten, was er tödtet, wieder erwecken. Die Resuscitation des Holzes ist schwer, und nur mit grosser Vorsicht und Geschicklichkeit zu bewirken, doch nicht unmöglich. Das Holz wird zu Kohle gebrannt, ferner zu Asche, dann in eine Flasche gethan und mit Resina Liquore und Oleität desselben Baums bei gelinder Wärme zerlassen. Das giebt eine mucilaginose Materie, worin die drei Principien des Wachsthums alles Holzes Phlegma (Mercurius) Feiste (Fett, Sulphur) und Asche (Sal) enthalten sind. Diese Mischung eine Zeit lang in Ventre equino (d. h. in Pferdedünger) purificirt, dann in fette Erde vergraben oder darauf geschüttet, fängt wieder an zu grünen, und es wächst ein junger Baum daraus hervor von weit edlerer Substanz als der verbrannte war [1]). Ich theile diese Phantasie ganz mit, weil die sogenannte Palingenesie der Pflanzen aus ihrer Asche noch lange Zeit nach Paracelsus eine grosse Rolle spielte, sogar als Hauptbeweis für die Auferstehungslehre geltend gemacht ward, und weil Kopp [2]) versichert, der Erste, der diese vor ihm nur vermuthungsweise ausgesprochene Idee verbreitet habe, sei Quercetanus (eigentlich Joseph du Chesne), Leibarzt des Königs Heinrichs IV. von Frankreich, geboren 1521, gestorben 1609, und einer der eifrigsten Anhänger des Paracelsus. — Die Eigenschaften und Kräfte der Pflanzen erlernt man nicht aus Dioscorides oder Macer, sondern aus der Signatur, womit die Natur jedes Gewächs gezeichnet hat. Als Beispiele werden angeführt die rothen Flecken auf den Blättern des Wasserbluts [3]), welches Wunden heilt, die

---

1) *Paracelsus de natura rerum, liber VI de resuscitatione rerum naturalium* am Ende, *Oper. tom. II, pag. 897.*

2) *Herrmann Kopp, Geschichte der Chemie, vier Theile, Braunschweig 1843 —1847 in 8., Theil I, S. 111 und II, S. 243.*

3) Daneben steht der sonst unbekannte Name Raphena riparium. Der Name Wasserblut bezeichnet aber bei Andern Polygonum Persicaria. Von dieser Pflanze handelt Paracelsus umständlich in seinem *Herbarius (Oper. I, pag. 1008)* als von dem wichtigsten aller Wundkräuter, und

durchbohrten Blätter des Johanniskrauts (Hypericum perforatum), womit man Stichwunden heilt, die Gestalt der Wurzel des Knabenkrauts (Orchis mascula), des stärksten Aphrodisiacums, die Stacheln der Distel, des besten Mittels gegen inneres Stechen, das Geflecht der Siegwurz (Allium Victorialis), ein Zeichen, dass sie wie ein geflochtener Panzer schütze u. s. w.

Des Paracelsus specielle Pflanzenkenntniss scheint sehr beschränkt gewesen zu sein; denn in all seinen meist medicinischen Schriften möchten sich kaum ein paar Dutzend Pflanzennamenzusammen suchen lassen, und einige derselben, wie Persicaria und Raphena riparium, scheinen noch dazu synonym zu sein. In seinem Herbarius im ersten Theil der Opera, der freilich nur ein Fragment ist, spricht er neben mancherlei mineralischen Mitteln nur von sieben verschiedenen Heilpflanzen. Zu den Botanikern können wir daher den Paracelsus nicht rechnen, aber den deutlichsten Spuren seines Einflusses auch auf die Botanik werden wir noch lange nach seinem Tode begegnen.

§. 66.

Bartholomäus Carrichter.

War aus Reckingen, wie wir auf dem Titel seines Kräuterbuchs lesen. Wo der Ort liegt, wann Carrichter geboren, wann und wo er gestorben, finde ich nicht. Crato von Kraftheim[1]) beschuldigt ihn der Unwissenheit in der Medicin, und giebt sogar seiner Behandlung den Tod des Kaisers Ferdinand I. im Jahr 1564 schuld. Sein Freund Michael Toxites, der Herausgeber seines Kräuterbuchs, nennt ihn in der Vorrede der zweiten Auflage von 1577, die ich vor mir habe, Hofdoctor des Kaisers Maximilian II., und erwähnt, er selbst hätte das Buch zuerst vor zwei

pag. 1030 handelt er noch weitläuftiger davon unter dem Namen Wasserblut ohne ihm einen lateinischen Namen zu geben

1) *Cratonis de Kraftheim consilia et epistolae medicinales lib. I, pag. 184 sq.*, nach *Ch. W. Kestners medicinischen Gelehrten-Lexicon, Seite 180.*

Jahren herausgegeben. Vermuthlich war daher Carrichter 1575 nicht mehr am Leben. Das genannte Buch führt den Titel:

Kreutterbuch des Edlen und Hochgelehrten Herren Doctoris Bartholomei Carrichters von Reckingen. Darin begriffen, Under welchem zeichen Zodiaci, auch in welchem gradu ein jedes kraut stehe, wie sie in leib und zu allen schäden zu bereiten, und zu welcher zeit sie zu colligieren sein. Die ander Editio. Strasburg 1577 in 8. — Ebenso nach Pritzel die erste Ausgabe von 1575, mit dem Zusatz: vormals nie in truck aussgangen. — Im Ganzen neun mal gedruckt.

Ueber des Werkes Inhalt füge ich dem Titel nur noch hinzu, dass die Pflanzen nach den zwölf Zeichen des Thierkreises geordnet sind, dass der Verfasser kein Wort darüber verliert, warum diese Pflanzen unter diesem, jene unter jenem Zeichen stehen, diese bei zu-, jene bei abnehmendem Monde, diese vor Sonnenaufgang, jene nach deren Untergang gesammelt werden soll, dass manche Pflanzen zwei bis dreimal vorkommen, weil sie, wie schon Paracelsus behauptete je nach der Constellation, unter der sie gesammelt werden, verschiedene Wirkungen haben sollen, so wie endlich dass nur wenige Pflanzen ganz ungenügend beschrieben werden.

Seine übrigen Werke übergehe ich, weil ich sie nicht kenne. Dass sie ganz gleicher Farbe sind, sagen schon ihre Titel und Hallers [1]) Urtheile über sie. Eins darunter, Kräuterbuch, darin die Kräuter des deutschen Landes . . . beschrieben u. s. w., soll zuerst 1576 unter dem Namen Philomusus Anonymus, aber gleichfalls von Toxites herausgegeben, und erst später 1673 unter Carrichters eignem Namen erschienen sein. Nach Haller soll es Descriptiones satis fusae et novae, doch nur wenige Pflanzen mit Abbildungen nach Tragus enthalten. — Ein andres Werk, Buch von der Harmoney, Sympathie un Antipathie der Kräuter, erschien unter seinem Namen erst 1686 herausgegeben von J. H. Cardilucius.

1) *Haller bibliotheca botanica I, pag. 346 sq.*

§. 67.

Leonhard Thurneisser zum Thurn.

Fanden wir bei Carrichter nur wissenschaftliche Verirrung und Beschränktheit, so begegnen wir in Thurneisser, einem der erklärtesten Anhänger des Paracelsus, wieder einem entschiedenen Talent, aber zugleich der baarsten Gaunerei. Der grundgelehrte Moehsen hat sein Leben in den Beiträgen zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg (Berlin und Leipzig 1783 in 4.) mit Benutzung archivalischer Nachrichten aufs sorgfältigste beschrieben, ihn mit grosser Unparteilichkeit gegen vielfache Beschuldigungen seiner Feinde gründlich vertheidigt, seine unleugbaren Vergehen und Verbrechen wenigstens zu entschuldigen versucht, und gleichwohl gehört das Bild, welches er aufstellt, zu den widerwärtigsten der ganzen Literargeschichte.

Leonhard Thurneisser zum Thurn, geboren zu Basel 1530, der Sohn eines Goldschmidts daselbst, erlernte des Vaters Gewerbe in seiner Heimath, und half während der Lehrjahre einem dortigen Arzt Pflanzen sammeln, Arzneien bereiten, und las ihm zuweilen vor aus den Schriften des Paracelsus, bis er 1548 einige Juden, die ihn betrogen hatten, durch ein vergoldetes Stück Blei, was er für Geld verkaufte, wieder betrog, und landflüchtig werden musste. Schon seit seinem sechzehnten Jahr war er verheirathet, ward aber bald nach seiner Flucht geschieden. Er ging nach England, das Jahr darauf nach Frankreich, kam dann nach Deutschland, liess sich 1552 als Schütze bei der Armee des Markgrafen Albrecht von Brandenburg anwerben, gerieth 1553 in Gefangenschaft, und arbeitete einige Jahre auf verschiedenen Berg- und Hüttenwerken, bis er, nach seiner zweiten Verheirathung im Jahr 1558 zu einigem Wohlstand gekommen, zu Tarenz im obern Innthal auf eigne Rechnung eine Schwefelhütte anlegte, und mit solchem Erfolg betrieb, das Gelehrte und Vornehme aufmerksam auf ihn wurden. Graf Ladislaus von Hag gab ihm die Aufsicht über seine Bergwerke, und Erzherzog Ferdiand, des Kaisers Sohn, liess ihn zur Erweiterung

seiner Kenntnisse grosse Reisen machen, 1560 nach Schottland und den Orkadischen Inseln, 1561 nach Spanien und Portugal. Von da ging er nach Afrika hinüber, der Küste entlang bis Aegypten, weiter nach Arabien, Syrien, und kam über Candia, Griechenland, Italien, Ungarn, zurück nach Tyrol, wo er 1565 wieder eintraf, und seine bergmännischen Arbeiten in des Erzherzogs Diensten wieder aufnahm. Als gewandter Chemiker glaubte er nach des Paracelsus Vorbilde auch Arzt sein zu können, unternahm viele Kuren, und erwarb sich bald durch seine Geheimmittel einen ausgedehnten ärztlichen Ruf. Auch als alchymistischer Schriftsteller trat er jetzt auf, und ging 1569 nach Niederdeutschland, um daselbst einen Verleger seiner Werke, welche reich mit Holzschnitten geziert werden sollten, zu suchen. Einen solchen fand er endlich 1571 zu Frankfurt an der Oder, wo er sich deshalb niederliess. Hier ward er dem jungen Kurfürsten von Brandenburg Johann Georg bei der Huldigung vorgestellt, und erwarb sich dessen Gunst in solchem Grade, dass er von ihm nach Berlin gezogen, mit hohem Gehalt als Leibarzt angestellt, und dreizehn Jahr lang mit Gnadenbezeugungen vielfacher Art überhäuft ward. Zu Berlin entfaltete er nach verschiedenen Seiten eine ungemeine Thätigkeit, lebte auf sehr grossem Fuss und erfreute sich der Hofgunst in reichem Maass. Er praktisirte, machte Harnproben, jede zu zehn Thalern, und verkaufte selbst bereitete Geheimmittel, auch Amulete und Talismane zu hohen Preisen, unterwies junge Leute, die ihm von hohen Herrschaften zugesandt wurden, gegen hohes Lehrgeld in der Chemie, stellte Nativitäten, gab astrologische Kalender heraus, die nicht nur grossen Absatz fanden, sondern auch den Ruf seiner geheimen Weisheit im Volke verbreiteten und ihm viele neue Kunden zuführten. Dazu folgten jetzt seine grössern Werke schnell nach einander. Im grauen Kloster, welches ihm der Kurfürst eingeräumt, legte er ausser einem weitläuftigen Laboratorium auch eine Druckerei und Schriftgiesserei an, unterhielt Maler, Zeichner, Formschneider, Kupferstecher, Schreiber, Laboranten, eigene Boten, die alle bei ihm im grauen Kloster wohnten, so dass sich sein Haushalt auf etwa zwei hundert Personen belief. Dazu trieb er

Wuchergeschäfte, und erwarb sich in kurzer Zeit grosse Reichthümer. Dass er aber den Kurfürsten um grosse Summen betrogen hätte, unter dem Vorgeben das erhaltene Silber nach Verlauf gewisser Jahre in Gold verwandeln zu wollen, ist eine nicht besser begründete Beschuldigung als die, dass er mit dem Teufel im Bunde gestanden hätte. Eine unüberlegte dritte Heirath mit einer liederlichen Person aus Basel, die er bald wieder verstiess, der Verkauf seiner Druckerei, und andre Unbesonnenheiten brachten ihn gegen 1584 um sein ganzes Vermögen; mehrfache Anklagen, unter denen die der Zauberei zu jener Zeit, da man Hexen und Zauberer noch zu verbrennen pflegte, die gefährlichste war, bedroheten seine persönliche Sicherheit zu Berlin; auch mochte er fürchten das Vertrauen seines Kurfürsten zu verlieren, da dieser noch einen zweiten tüchtigen Arzt der Alten Schule, seinen erklärten Gegner, zu sich berufen hatte: kurz in demselben Jahr 1584 entfloh er plötzlich nach Italien. Von der Zeit an wird sein Leben dunkel. Man weiss nur, er sei zur katholischen Kirche übergetreten, und habe zu Rom in Gegenwart des Cardinals, nachherigen Grossherzogs, Francisco de' Medici einen eisernen Nagel bis zur Hälfte in Gold verwandelt. Im Jahr 1595 oder 1596 soll er in einem Kloster zu Köln gestorben sein.

Unstreitig war Thurneisser ein Mann von Geist und Betriebsamkeit. Mag er als Chemiker seinem Meister, dem Paracelsus nachstehen, vermisst man auch bei ihm die Tiefe der Gedanken, die bei jenem oft mitten aus dem Bombast leerer Worte hervorblitzen: so gehörte er doch zu seiner Zeit sicher zu den geschicktesten Chemikern, wusste von der Astronomie wenigstens so viel, um seine Kalender berechnen zu können, und übertraf an botanischen Kenntnissen sein Vorbild bei weitem. Dazu besass er, wenn keine grammatisch gründliche, wenigstens eine weit ausgebreitete Kenntniss alter und neuer, europäischer und orientalischer Sprachen, und eine mannichfaltige Belesenheit. Als Techniker soll er sich zumal beim Hüttenwesen manches Verdienst erworben haben. Nur zweierlei ging ihm ab, Genügsamkeit und Gewissenhaftigkeit.

Von seinem grossen botanischen Werk, welches aus zehn

Büchern bestehen sollte, ist nur das erste Buch fertig geworden, und gleichzeitig in einer deutschen und lateinischen Ausgabe erschienen:

Historia und Beschreibung Influentischer Elementischer und Natürlicher Wirkungen aller frembden und Heimischen Erdgewechsen auch ihrer Subtilitäten u. s. w. durch Leonhardt Thurneysser zum Thurn Churfürstlichen Brandenburgischen bestallten Leibs Medicum beschriben. — Am Ende: Gedruckt zu Berlin bei Michael Hentzsken, Anno 1578, in fol. — Eben so die lateinische Ausgabe:

Historia sive descriptio plantarum omnium tam domesticarum quam exoticarum etc.

In ähnlicher, doch nicht ganz gleicher Art wie bei Carrichter, wollte auch Thurneisser die Pflanzen nach dem vermeinten Einfluss der Gestirne auf sie ordnen. So sollen die Pflanzen des ersten Buchs unter dem Einfluss der Sonne und des Mars stehen. Es sind deren nur 36, und zwar lauter Doldenpflanzen. Hätte er in den folgenden Büchern in gleicher Weise andere Familien zusammengestellt, so würde sein Werk in der That verdienstlich geworden sein; doch voraussetzen lässt sich das nicht. Und diese Zusammenstellung verwandter Pflanzen ist das einzige Lobenswerthe am ganzen Werk. Um die Pflanzen zu je dreien in Beziehung zu bringen, ergreift Thurneisser die Vorstellung der Alten von männlichen und weiblichen Pflanzen, fügt aber jedem Paar noch ein Drittes, ein Kindlein hinzu. Allen dreien wird der Art nach dieselbe Wirkung zugeschrieben, doch dem Männchen im stärksten, dem Kindlein im schwächsten, dem Weibchen im mittlern Grade. Beschrieben wird jede Art, und zwar einige, die der Verfasser in Aethiopien und andern fremden Ländern will beobachtet haben, eben so speciell wie die gemeinsten, nur nicht so, dass man daraus eine wirkliche Pflanzenart erkennen könnte. Auch die Nomenclatur wird erörtert, doch so verworren, dass wenig daraus abzunehmen ist. Den meisten Raum nimmt immer die Wirkung ein, und zwar meist nach verschiedenen Doctrinen, unter denen die des Paracelsus voran zu stehen, die der Magiker den Beschluss

zu machen pflegt. Auch an Abbildungen der beschriebenen Pflanzen fehlt es nicht, doch lässt sich an ihnen weder die Zeichnung noch der Holzschnitt loben, noch das Format, eine Ellipse mit drei Zoll im längern Durchmesser, die nur verkrüppelte Darstellungen gestattete. Die mystischen Inschriften der breiten Randverzierungen, mit denen jedes Bild 4½ Zoll hoch und vierkantig, dünkten dem Verfasser wichtiger als die natürliche Gestalt der Pflanzen.

§. 68.

Giambattista Porta.

Zum Schluss, nach einer Reihe trüber nordischer Nebelgestalten, denen gegenüber es der Phantasie unheimlich, dem Verstande unerträglich wird, noch eine verwandte und doch gar verschiedene Erscheinung, einen rastlos strebsamen, ahnungsreichen und die Natur emsig belauschenden, tief gelehrten und doch alles mit heiterer Leichtigkeit behandelnden Neapolitaner, der zwar auch, auf einem Irrpfade begriffen, der Wissenschaft nicht so viel geleistet hat, wie sein Talent versprach, doch manches Bemerkenswerthe, manches höchst Wichtige, was erst eine spätere Zeit klar entwickeln konnte, wenigstens aus der Ferne schon angedeutet hat.

Zu Neapel geboren, einer reichen alt adligen Familie angehörig, genoss Giambattista Porta einer sorgfältigen Erziehung, und entwickelte sich ungemein früh. Von seiner Magia naturalis erschienen die vier ersten Bücher schon 1558, das vollständige Werk in zwanzig Büchern 1589. In der Vorrede dazu, die kein Datum führt, also, wenn sich der Druck verzögert haben sollte, leicht noch etwas früher geschrieben sein kann, erklärt er sich für einen Funfziger, und versichert jene ersten Bücher vor 35 Jahren im Alter von kaum 15 Jahren geschrieben zu haben. Daraus ergiebt sich, dass er spätestens 1539 (nicht erst gegen 1550, wie man hie und da liest) geboren war, und jene vier ersten Bücher bereits 1554 vollendet hatte [1]). Gleichwohl erregte diese

1) In gleicher Weise sucht *Tiraboschi tom. VII, part. I, pag. 444* Porta's Geburtsjahr und erstes schriftstelleriches Auftreten zu bestimmen. Allein

erste Schrift solches Aufsehen, dass sie nicht nur in Antwerpen nachgedruckt, sondern auch ins Italiänische, Französiche, Spanische und, wie er selbst hinzufügt, sogar ins Arabische übersetzt ward. Nach Herausgabe jener ersten Arbeit machte Porta Reisen durch Italien Frankreich und Spanien, und kam dabei, indem sein Ruf ihm vorausging, mit vielen der gelehrtesten und bedeutendsten Männer des Zeitalters in Berührung. Wie lange er auf diesen Reisen zubrachte, ist ungewiss; weil jedoch seine nächste Schrift, de furtivis literarum notis, vulgo de ziferis, wieder zu Neapel 1563 herauskam, so lässt sich vermuthen, dass er um diese Zeit bereits zurückgekehrt war. Seitdem führte er meist ein stilles der Wissenschaft gewidmetes Leben in seiner Vaterstadt, sammelte in seiner städtischen Wohnung ein Museum von Naturmerkwürdigkeiten und physikalischen, besonders optischen Apparaten, unterhielt auf seiner Villa einen an seltenen Pflanzen reichen Garten, und gab immer neue Werke heraus. Doch machte er in Italien noch mehrere Reisen. Zwei seiner Briefe an den Cardinal Luigi d'Este sind der erste 1579 aus Neapel, der zweite 1580 aus Venedig datirt, und kurz vor des Cardinals Tode im Jahr 1586 lebte er eine Zeitlang in dessen vertrautem Umgange zu Rom. Eine zweite römische Reise setzt Tiraboschi ins Jahr 1610. Porta hatte in seinem Hause zu Neapel eine Academia de' Segreti gestiftet, eine Gesellschaft, zu der man sich den Zutritt durch nützliche Entdeckungen in der Medicin oder Physik eröffnete. Dieser Name, in Verbindung mit seinen auf Natur- und Kunstgeheimnissc bezüglichen Schriften, erregte die Aufmerksamkeit der Kirche; Pabst Paul V. (nicht III., wie in der Biographie universelle steht) citirte ihn daher zur Prüfung seiner Rechtgläubigkeit nach Rom, sprach ihn zwar frei, warnte ihn jedoch, sich nicht ferner mit verfänglichen Wissenschaften zu befassen, und unterdrückte seine Akademie. Dafür entschädigten ihn die römischen Gelehrten

---

die erste Ausgabe der vier ersten Bücher der Magia naturalis von 1558, die ausserordentlich selten sein soll, war ihm entgangen, er kannte sogar nur die zweite antwerpener von 1561, wodurch seine Angaben etwas Schwankendes bekommen haben.

durch mancherlei Ehrenbezeugungen, so wie durch die Aufnahme in die kurz zuvor vom Fürsten Federigo Cesi zu Rom gestiftete Academia de' Lincei (der Luchsäugigen). Janus Plancus in seiner Notitia Lynceorum[1]) nennt unsern Porta im Verzeichniss der Mitglieder der Akademie vor allen andern, und führt zwei seiner Schriften an, die er nach der Aufnahme herausgegeben und dem Fürsten Cesi zugeeignet habe, das Buch de Destillatione, Romae 1608, und de Aëris transmutationibus libri quatuor, Neapoli 1609. Ist das richtig, so muss Porta's zweite römische Reise mindestens zwei Jahr früher fallen, als Tiraboschi angenommen. Doch soll Plancus viele Versehen gemacht haben. Auch Porta's Geburtsjahr bestimmt er ohne Beweis auf 1545. Seinen Tod zu Neapel im Jahr 1615 bezeugt ein ihm dort gestiftetes Denkmal. Noch sei bemerkt, dass Porta in seinen letzten Jahren eine Reihe von Theaterstücken geschrieben, die nicht ohne Werth sein sollen.

Was uns angeht, sind vor Allem seine

Phytognomonica octo libris contenta, in quibus nova facillimaque affertur methodus, qua plantarum animalium metallorum rerum denique omnium ex prima extimae faciei inspectione quivis abditas vires assequatur etc. Neapoli 1588 in fol. — und an verschiedenen Orten wiederholt in 8.

Ueber die mit dem Original verbundenen Holzschnitte kann ich nicht urtheilen, weil ich nur den frankfurter Nachdruck des Werks von 1591 in 8. kenne. Darin finde ich sie rein und kräftig, und die Zeichnung meist recht gut. Zwei Jahr zuvor hatte der Verfasser ein andres Werk herausgegeben, de humana physiognomia, und sich darin bemüht, wie neuerlich Lavater in seiner Physiognomik, in der körperlichen Bildung der Menschen Merkmale ihres Charakters und ihrer geistigen Anlagen zu finden. Dies leitete ihn auf den Gedanken, auch für die innern Eigenschaften, besonders die verborgenen Heilkräfte der Pflanzen, so wie einiger

1) Sie ist abgedruckt vor der von *Janus Plancus* besorgten Ausgabe von *Fabii Columnae Lyncei ΦΥΤΟΒΑΣΑΝΟΣ. Florentiae 1744 in 4.*

Thiere und Mineralien, äussere Zeichen zu suchen; und so ward er der Schöpfer der sogenannten Signatura rerum in wissenschaftlicher Gestalt, wiewohl einzelne Signaturen lange vor ihm bemerkt und geltend gemacht waren. Er fasste die Bedeutung der Signatur im weitesten Umfange, und vieles, was er darüber gesagt, gehörte als wohlbegründet entweder der Wissenschaft bereits an, oder es fand später in ihr seinen Platz und seine Entwickelung. Dann aber versetzt er uns sprungweise aus einer Region in die andre, immer noch den Schein des ruhigen Fortschritts zu bewahren bemüht, nachdem längst jeder vernünftige Zusammenhang ausging, und regellose Phantasie an dessen Stelle trat. Es ist die Lust am Geheimnissvollen, die ihn hinreisst, das Vertrauen zu allen, auch den absurdesten Ueberlieferungen der Griechen und Römer, das ihn besticht. Satz für Satz belegt er gewissenhaft mit ihren Zeugnissen, nur sie zu prüfen, kommt ihm nicht in den Sinn. Man begreift, wie bunt der Teppich ausfallen musste, den er auf solche Weise zusammenwob. Man kann ihn nicht anerkennen für das treue Naturbild, wofür er ihn ausgiebt; und doch betrachtet man ihn wohl eine Zeit lang mit unwillkürlichem Wohlgefallen. Des Webers sinnige liebevolle Hinneigung zur Natur, die er mit höchster Ehrfurcht behandelt, und der er ein Geheimniss nach dem andern abgelauscht zu haben meint, verleihen dem ganzen einen eigenthümlichen Reiz.

Buch I. leitet das Ganze ein durch Darlegung der Grundsätze, welche die Untersuchung leiten, des Ganges, den sie einhalten soll. Buch II. handelt vom Einfluss der Oertlichkeit auf das Aeussere und damit zugleich auf die Heilkräfte der Pflanzen. Vorausgesetzt wird die Generatio aequivoca in demselben Umfange wie von Paracelsus. Die Ausführung bietet uns die ersten Rudimente einer Geographie der Pflanzen dar unter der Voraussetzung, dass jede Pflanze im Mittelpunkte ihres Verbreitungskreises nicht allein dem jungfräulichen Boden ursprünglich einmal entsprossen wäre, sondern fortwährend aus ihm neu hervorginge; „in Creta insula, quocunque loco terram moverit quispiam, nisi seratur alia, Cupressum gigni etc.“ Aber viele Pflanzen haben Wanderungen

gemacht, deren mehrere historisch nachgewiesen werden, und mit dem Ort hat sich ihr Ansehen, haben sich ihre Kräfte verändert. Das leitet auf die Analogie unter den Pflanzen derselben Oertlichkeit. Wasserpflanzen, Sandpflanzen, Gebirgspflanzen, Pflanzen der Ebenen u. s. f. zeigen gewisse Analogien der Form, denen gewisse Analogien der Heilkräfte entsprechen. Mengt sich manches Unhaltbare ein, so beruht doch das meiste auf sicherm Boden. Buch III. Von den offenbaren schreitet der Verfasser fort zu den geheimeren Eigenschaften der Pflanzan, welche die Natur an der Oberfläche in ähnlicher Art, wie den Charakter des Menschen in seinen Gesichtszügen nur andeutete. Dergleichen Andeutungen findet Porta zunächst in der Aehnlichkeit gewisser Pflanzen mit Theilen des menschlichen Körpers oder dessen Säften. Pflanzen mit gelbem Saft oder auch nur gelben Blumen sollen auf die gelbe Galle, schwärzliche Pflanzen auf die sogenannte schwarze Galle wirken u. s. w. Hier hat die Phantasie schon weitern Spielraum, noch weitern gewinnt sie in Buch IV. von der Aehnlichkeit gewisser Pflanzen mit gewissen Thieren. Pflanzen mit skorpionartig geringelter Wurzel werden gegen den Stich des Skorpions, solche deren Blumen einem Schmetterling oder wie die Oprysarten einem andern Insect gleichen, gegen Insectenstiche empfohlen. Nun werden die Beziehungen immer willkürlicher und gesuchter. Denn lässt sich auch die Aehnlichkeit mancher Früchte mit den Hörnern, mancher Blumen mit den Mäulern Ohren und andern Gliedern gewisser Thiere leicht genug herausfinden, so wird nun erst das Temperament dieser Thiere untersucht, und daraus auf die Krankheitszustände geschlossen, denen jene Pflanzen abhelfen sollen. Nähere Beziehungen bietet Buch V. dar. Langlebige Pflanzen verlängern, kurzlebige verkürzen das Menschenleben, Fettpflanzen machen fett, trockne magern ab, rauhe heilen Hautausschläge, gefleckte die Flecken der Hornhaut u. s. w. Buch VI. handelt angeblich von den Gewohnheiten der Pflanzen, wozu Porta gar mancherlei, vornehmlich die grössere oder geringere Fruchtbarkeit rechnet; aber auch das Eindringen der Wurzel der Saxifraga in Felsritzen, woraus sich ergiebt, dass sie Blasensteine zerbreche u. dgl. m.

Und hier begegnen sich Porta und Paracelsus wieder. Beide eifern gegen ausländische Heilmittel, und behaupten, wo eine Gefahr drohe, eine Krankheit herrsche, da habe die Natur auch das Mittel dagegen erzeugt. In Buch VI. werden sogar die Sitten der Pflanzen gemustert, obgleich Theophrastos Eresios sie den Pflanzen abspreche. Da sind einige heitern, andre trüben Sinnes, einige lebhaft, andre schläfrig, einige enthaltsam, andre verliebt, unter einigen herrscht Sympathie, unter andern Antipathie u. s. w. Dem letzten Buch VIII. blieb aber das Höchste Geheimnissvollste und Bewunderungswürdigste vorbehalten, die Beziehung gewisser Pflanzen auf gewisse Gestirne, und ihre Theilnahme an deren himmlischen Eigenschaften.

Es wird mir nicht an Tadlern fehlen, weil ich mich so lange bei diesen Thorheiten aufhielt. Die Sache hat jedoch zwei Seiten. Besteht eine der wichtigsten Aufgaben des Botanikers in der Ermittelung der Verwandtschaften der Pflanzen, so können die Gesichtspunkte der Vergleichung nie genug vervielfacht werden. Porta's Absichten bei seinen Vergleichungen mögen noch so thöricht sein, die Vergleichungen selbst, wenn man sie nur weiter verfolgt und berichtigt hätte, würden schneller und sicherer als jede andre Methode zu fest begründeten Gattungen und Familien geführt haben. Vieles davon ist Spielerei, aber vieles, was er schon recht gut beobachtet hatte, wie z. B. die Bildung der Schmetterlingsblume, fand, wenn auch erst lange nach ihm, seine wissenschaftliche Geltung. Und dann, wer kennt nicht De Candolle's Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen im Vergleich mit ihrer natürlichen Classification? Ist das etwas anderes, als eine geläuterte Signatura rerum? Wer möchte nicht in den Charaktern der Solaneen die Signatur eines Narcoticnm's, in denen der Labiaten die eines Aetheriums anerkennen, ungeachtet mancher Ausnahmen? Porta's Grundgedanke bei seiner Physiognomik verdient also wahrlich keinen Tadel, und wer das Buch mit Verstand liesst, wird darin unter vielen Thorheiten, die der Zeit angehörten, auch viel Verständiges finden, was zu jeder Zeit gelten wird.

Was sich in seinen sonstigen Werken auf Botanik bezieht,

ist minder erheblich. In seiner Magia naturalis gehören Buch III. und VIII. dahin. Jenes handelt von den seltsamen Veränderungen, welche die Cultur, vornehmlich das Pfropfen, bei den Pflanzen bewirken kann; dieses von einigen an's Wunderbare grenzenden oder, wenn sie gegründet wären, gradezu wunderbaren Kräften der Pflanzen. Beide sind jedoch fast ganz ohne eigne Beobachtung aus den Geoponiken und andern Producten wundersüchtiger Griechen und Römer zusammengetragen Sein agronomisches Werk, dessen vollständiger Titel zugleich den Inhalt der Bücher anzeigt:

Villae libri XII, domus, sylva caedua, sylva glandaria, cultus et insitio, pomarium, olivetum, vinea, arbustum, hortus coronarius, hortus olitorius, seges, pratum. Francofurti 1592, in 4. (die frühere Ausgabe unter dem Titel Pomarium. Neapoli 1583, in 4. scheint unvollständig zu sein) —

kenne ich nicht. Wo es angeführt wird, z. B. in Hallers bibliotheca botanica, geschieht es mit Anerkennung.

Register.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Subscriptions-Anzeige

auf:

Alberti Magni de Vegetabilibus libri septem. Exemplarium mss. fide recensuerunt, notulis indicibusque instruxerunt E. Meyer et C. Jessen.

Der Unterzeichnete glaubt schon 1836 und 1837 in der Linnäa und nochmals im so eben erschienenen vierten Bande seiner Geschichte der Botanik dargethan zu haben, dass genanntes Werk für die Botanik eins der wichtigsten ist, welche jemals erschienen, und genau genommen das einzige rein botanische aus dem fast zweitausendjährigen Zeitraum von Theophrastos bis auf Cesalpini. Es ward nur zweimal gedruckt, 1517 und 1651. Beide Ausgaben sind so fehlerhaft und voller Lücken, dass sie des Verfassers Meinung oft kaum errathen lassen, und zugleich so selten, dass sie sogar den gelehrtesten frühern Geschichtschreibern der Botanik, wie Haller und Sprengel, völlig unbekannt geblieben. Nach zwei von einem Betrüger untergeschobenen Zauberbüchern beurtheilte und verurtheilte man Albert als Botaniker, sein ächtes Werk modert in den Bibliotheken. Eine neue berichtigte Ausgabe desselben ist demnach eine Ehrenschuld, die den Manen unsres grossen schmälig verkannten Landsmannes endlich einmal entrichtet werden muss.

Mir, dem Unterzeichneten war es vergönnt, einen vollständigen strasburger und einen ganz vorzüglichen baseler Codex der fünf

ersten Bücher dieses Werks selbst zu benutzen, und für die beiden letzten Bücher eine sorgfältige Collation zweier pariser Handschriften zu erhalten. Mit einer vollständigen Vergleichung der beiden letztgenannten, obgleich sie, so weit der baseler Codex reicht, kaum noch nöthig scheint, will unser hochverehrter Freund Herr Dr. Daremberg zu Paris, uns zu unterstützen die Güte haben, geringerer kritischer Hülfsmittel, die uns zu Gebot stehen und gewissenhaft benutzt werden sollen, hier nicht zu gedenken. Mit Zuversicht können wir daher einen der verlorenen Original-Handschrift beinahe gleichkommenden Text verheissen. Mir aber, durch die Fortsetzung meiner Geschichte der Botanik zu sehr in Anspruch genommen, würde die Herausgabe des Albertus erst nach Jahren verstattet sein, hätte ich nicht in Herrn Dr. Jessen einen kräftigen Mitarbeiter zu finden das Glück gehabt. Mit seinem Beistande kann der Druck beginnen, sobald die Zahl der Subscribenten die Druckkosten deckt.

Es ist die Zeit der Denkmäler. Tausende wendet man an die Bildsäulen grosser Vorfahren; sollten sich nicht einige Hunderte finden zur Ehrenrettung eines unsrer ersten und grössten Denker und Beobachter? Und jene Statuen sind doch nur todtes Erz, durch das wieder hergestellte Buch wird der Mann selbst reden und fortwirken in unermessliche Fernen.

Königsberg, den 22. October 1857.

Professor Dr. **E. Meyer.**

Unterzeichnete Buchhandlung ist bereit den Verlag des vorangezeigten Werkes zu übernehmen, sobald sich 200 Subscribenten dazu gemeldet haben.

Subscription nehmen alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes an, und bittet man denselben die Bestellungen zur Uebermittlung an uns zu übergeben.

Voraussichtlich wird das Werk circa 30 Druckbogen umfassen und bei diesem Umfange den Preis von 2 Thlr. 20 Sgr. pro Exemplar nicht übersteigen; auf Verlangen werden auch Exemplare auf besserem, starkem Papiere mit breitem Rande gedruckt werden.

Königsberg, den 22. October 1857.

Gebr. Bornträger.